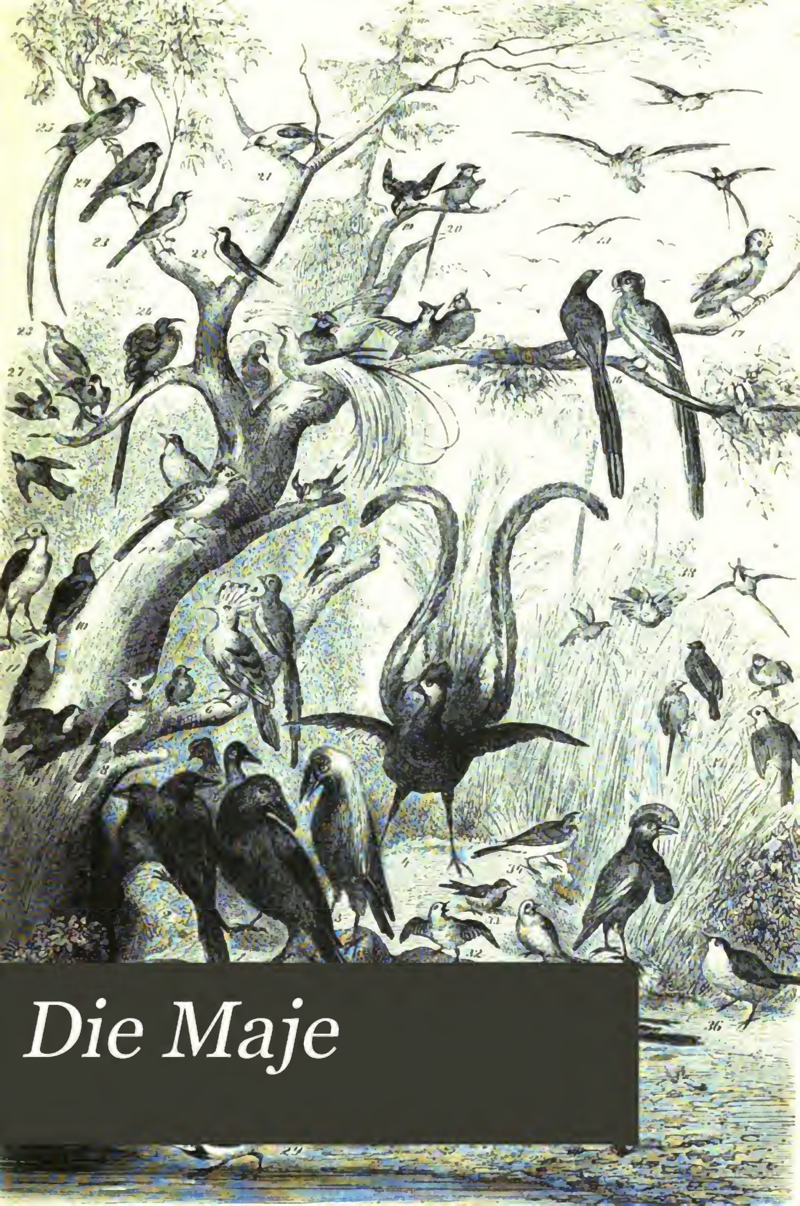


Die Maje



Verirrte Kinder.

Die Maje.

Ein Volksblatt

für

Alt und Jung im deutschen Vaterlande.

Herausgegeben

von

W. O. von Horn,
Verfasser der Spinnstube.

Siebenter Jahrgang.

Mit zwölf Abbildungen.

Wiesbaden.
Julius Niedner, Verlagshandlung.
1864.

Inhalt.

Druck von Adolph Stein in Wiesbaden.

Zwei Hochzeiten an Einem Tage.

Eine Geschichte aus dem Hunsrücker Volksleben.

Von W. O. von Horn.

I.

Es mögen schier mehr denn dreißig Jahre in's Land gegangen sein, seit sie meinen unvergeßlichen Onkel in's Grab gelegt haben. Er war Pfarrer in einem kleinen Dorfe auf dem Hunsrücken viele, viele Jahre lang, und sein Tod machte eine unausfüllbare Lücke in unserm Familienkreise wie in dem seiner Gemeinde, die ihn wie einen Vater geliebt. Er war allein durch's Leben gegangen, und daß ihm kein Familienglück blühte, das hat mich oft mit theilnehmender Trauer erfüllt, weil nicht wohl Jemand empfänglicher dafür sein konnte wie er. Dafür gehörte seine volle Seele seinen Geschwistern, ihren Kindern, seiner Gemeinde und allen Unglücklichen und Leidenden unter seinen Mitmenschen.

Eine lange Reihe friedlicher Jahre war an ihm vorübergegangen, aber es kam, wie er oft, schwere Geschicke ahnend, gesagt; sein Lebensabend sollte noch umbraust werden von den Stürmen und Wetterschlägen der französischen Revolution, und erst als der große Gährungsproceß sich abzuklären begann, da schlummerte er eines Abends sanft ein, um nicht mehr für dieses Leben zu erwachen.

Seit jenen schönen Jugendtagen, die ich bei'm Oheim verlebt, bin ich selbst ein Greis geworden, und die Uhr der Tage ist mehr denn sechsmal zehn Jahre fortgerückt; aber dem theuern Heimathlande, dem schönen, grünen Hunsrücken bin ich nicht blos mit dem Herzen nahe geblieben, sondern auch räumlich, ganz nach dem alten deutschen Sprüchworte: „Wo das Häslein geheckt ist, da ist es gern."

In den Jugendjahren war es der Glanzpunkt der Ferien, zu dem Oheime zu wandern, und bis in die frühesten Knabenjahre reichte diese Freude hinab. Warum auch nicht? — Ihm, dem theuern Oheim war es die größte Freude, uns um sich zu haben und uns den Aufenthalt in seinem Hause so angenehm zu machen, als es ihm nur irgend möglich war.

Der Wald mit seiner Herrlichkeit, die Waldschläge mit ihren Erdbeeren, Heidel- und Himbeeren, Haselnüssen und Vogelnestern, die Bäche mit ihrem reichen Krebsfang und ihren Forellen, des Nachbars Vogelherd mit seinen Krammetsvögeln und Drosseln und, als wir erwachsen waren, die reiche Jagd: — das Alles stand uns offen und zur Verfügung, und wenn wir froh und glücklich waren, dann strahlte des Oheims Angesicht von innerer Lust und Freude, und man sah und fühlte es ihm an, wie unsre Lust und Freude auch ganz die seinige war.

Da wird es meine lieben Leser nicht Wunder nehmen, wenn ich, selbst im Alter, mit meinen Gedanken mich in jene glücklichen Tage versetze und ihre lieben Erinnerungen an mir vorübergehen lasse. Je und dann heben sich einzelne Bilder besonders ab und treten rund wieder vor die Seele, wie sie einst lebenswarm vor dem leiblichen Auge gestanden. Werden doch die frühesten Jugenderinnerungen im Alter besonders lebendig!

An eine Begebenheit wurde ich erst in diesen Tagen wieder lebhaft erinnert. Sie fällt in die Zeit vor der französischen Revolution, und wenn ich auch selbst weniger damit in Berührung kam, so hat die Erzählung eines älteren Bruders sie aufgefrischt, und jene Erzählung ist es, die ich hier fast wörtlich wiedergebe.

Es war, erzählte er, wenn ich mich genau erinnere, im Sommer des Jahres 1790, als ich von Heidelberg, unserer pfälzischen Landesuniversität, in die Ferien kam, welche wir Erndteferien nannten. Sie dauerten damals allerdings vierzehn Tage; dafür waren aber auch die übrigen Ferien kürzer, und es kam im Jahre ein Maß von Ferien heraus, das lange nicht an das unsrer Tage hinanreicht, wo ein sogenanntes Semester, das heißt eine Zeit von sechs Monaten eine gar feine Verkürzung erleidet, damit die liebe Jugend nicht „überstudirt" werde, und — zum Bücherschreiben hübsche Zeit übrig bleibe! Wohl bekomm's Beiden, die dabei betheiligt sind! Bleibt ja doch die Welt dabei in ihren Angeln und Alles in seiner Ordnung, und die liebe Jugend hat fröhliche, freie Tage, die ihr auch leiblich

wohl thun! Doch — um wieder einzulenken — mein liebstes Ziel, neben dem theuren Elternhause, war des Oheims Dörflein. Im Rheinthale, wo das Elternhaus stand, herrschte in jenem Sommer eine sengende Gluth, und das Grün der Berge ermangelte jener Frische, die dem Auge so wohl thut. Matt hingen Zweige und Blätter am Baum und Strauch, und in den Weinbergen erinnerten gelbe und rothe Blätter und bläuliche und welke Träubchen daran, daß die Sonne gar lange schon vom wolkenlosen Himmel niederstrahlte, ohne daß ein erquickender Regen gefallen wäre. Diese Träublein, so klein sie auch waren, denn die Blüthe war ungewöhnlich frühe eingetreten, mußten bald einen belebenden Regen haben, sonst fielen sie ab, und des armen Winzers Hoffen ging frühe zu Grabe.

Mein Weg führte damals durch ein enges, spaltenartiges Thal, wie sie sich überall gegen die Höhe des Hunsrückens verlaufen. Die Sonne braunte Einen schier in die Erde. Das Bächlein, welches durch das Thal rann und im Winter und Frühling recht wild und ungebärdig werden konnte, war schier vertrocknet. Mein Weg zum Oheim maß drei Stunden. Ich schritt, so rasch es die Sonnengluth zuließ, der Höhe zu, wo der Hunsrück in seine Rechte tritt. Ich freute mich des kühleren Luftzugs dort oben und der Waldfrische, da mein Weg noch ziemlich weit durch einen schönen Eichwald führte, ehe ich einen Standpunkt freierer Rundschau erreichte.

Nach beträchtlichem Steigen erreichte ich endlich den frischen, kühlen Wald und sank am Stamme einer jener gewaltigen, weitästigen Eichen in's Gras, die gewiß mehr denn Ein Jahrhundert kommen und gehen sahen.

Erst nachdem ich ausgeruht, griff ich wieder zum Wanderstabe. Wenn auch noch immer der Weg bergan führte, so war doch die Waldeskühle belebend und erfrischend. Ein leiser Lufthauch bewegte die Blätter in den Wipfeln und strich manchmal erquickend durch die Säulenhallen hin, durch die mein Weg führte.

Jetzt wurde der Wald lichter, und nach einigen hundert Schritten stand ich unter der einzelstehenden Wettereiche, deren Krone der Sturm, Gott weiß wann, gebrochen hatte, und die zwar nicht mehr die muthige Stirne, doch das feste Herz seinem Brausen entgegenstemmte. Die Krone konnte er brechen, die Brust trotzte ihm.

Ueber bewaldete Höhen, über weite Fluren, über wiesenreiche Thäler schweifte hier in weiter Runde der Blick. Hier und dort ragte ein Kirchthurm aus den tiefer liegenden Gründen herauf, oder eine Mühle erschien im Thale, deren klapperndes Rad der reiche Quellbach trieb. Links zog sich der langgestreckte Kamm des dunkelbewaldeten Soon weithin, bis seine Wälderstrecken dem „Hochwalde", der den Gesichtskreis begrenzte, die brüderlichen Hände boten. Weitherrschend blickte die hochliegende „Wildenburg" über das wellenförmige Waldland, und tiefer und mir näher hoben sich die Trümmer der Burg Koppenstein auf ihrem Grauwackenzuge stolz am klaren Himmel ab. Mehr rechts reckte der „Idar" sein Haupt empor; nicht ferne davon blickte die Ruine des uralten „Veldenz" herüber. Dort lag das hohe Kirchberg schutzlos auf kahler Höhe, und dahinter, hinweg über die Berge, zwischen welchen sich die Mosel durchdrängt, erblickte man die Kegelberge der Eifel, namentlich die „Hochacht." Wandte sich dann der Blick zum Vordergrunde, so ruhte er auf der Kirche von „Ravengiersburg" aus, die kirchlich das weite Land an sich kettend, auf den Trümmern einer Burg erbaut wurde, deren Ursprung sich in der Zeiten dunkle Ferne verliert wie das Geschlecht der „Rauinger", das einst hier gebot und, längst erloschen, nur noch in Urkunden als das mächtige „Raugrafengeschlecht" dem Forscher seine Räthsel zu lösen aufgibt.

Was aber mehr noch als das reiche Landschaftsbild wohl that, war die Frische, das saftige Grün, das überall herrschte. Der Gegensatz gegen die am Rheine herrschende Dürre und Farblosigkeit war überraschend. Der wunderbar erquickende Walduft, das erfrischende Lüftchen, das später im Jahre, wohl mit dem Spottnamen: „Hunsrücker Zephir" belegt, den Wanderer eisig durchschauert, das Alles brachte auf mich eine belebende Wirkung hervor.

So sehr mich auch die Sehnsucht nach dem theuern Oheim hinzog, die Erschöpfung und die herrliche Fernsicht übten gleichmäßig ihre Macht über mich aus und fes-

selten mich an den Schatten der uralten Wettereiche.

Warum sollte ich auch eilen? In einer guten Stunde konnte ich des Oheims Schwelle überschreiten, und das Mittagläuten der nahen Dörfer klang schon zu mir herauf. Ich wollte die höchste Tageshitze hier vorübergehen lassen.

In dem gesunden Magen eines kräftigen jungen Menschen lauft oft die Uhr vor, und es ist Mittagszeit, ehe es diese Tageszeit vom Kirchthurme läutet. Auch mir war es so gegangen. Dank der theuern, vorsorglichen Mutter! Ich fand in meinem Ränzel die Heilmittel für mein Gepreßte, und so schlug ich meine Tafel auf dem grünen Rasen auf und konnte nebenbei mich der schönen Berg- und Waldlandschaft erfreuen. Das war köstlich.

Die Schatten waren schon länger geworden, als ich das schöne Wiesenthal vor mir liegen sah und am Ende desselben das Dorf, das mein Wanderziel war.

Liebevoll und freudig, wie ich es gewohnt war, wurde ich aufgenommen. Frage an Frage reihte sich, und als die jüngsten Ereignisse des Vaterhauses bis in's Einzelne berichtet waren, erweiterte sich der Kreis, der endlich sich bis zur Universität ausdehnte.

Auch dieses reiche Kapitel war endlich erschöpft, und nun zog sich das Gespräch auf das Dorf, dessen Familien ich genau kannte, und ich kam an's Fragen.

Der Zeitraum, welcher zwischen meiner letzten Anwesenheit und dieser Stunde lag, war nicht eben enge. Er war groß genug, um manche Veränderung in sich zu fassen. Mancher war gestorben, den ich gekannt; manches Paar war getraut worden, das ich noch als Jüngling und Jungfrau verlassen.

Bei der Theilnahme, die Du immer meinen Gemeindegliedern bewiesen, bist Du recht zur guten Stunde gekommen, lieber Fritz, sagte nach einem längeren Schweigen der Oheim; außerdem tritt morgen ein Stück Volksleben vor Dich hin, das Dich in mehr als Einer Beziehung ansprechen, vielleicht schmerzlich berühren wird. Es werden nämlich morgen zwei Hochzeiten gefeiert, eine sogenannte „große", wie sie immer mehr und mehr in Abnahme kommen, und eine einfache, stille, wie sie immer häufiger werden, was ich von meinem Standpunkte aus nicht anders als gerne sehen mag.

Zwei Hochzeiten an Einem Tage? rief ich aus. Das ist Dir, lieber Oheim, gewiß selten vorgekommen?

Gewiß, Fritz, besonders wenn Du die geringe Seelenzahl meiner Gemeinde in Betracht ziehest.

Aber wer ist's denn? Du weißt, Oheim, ich kenne die jungen Leute Deiner Gemeinde alle ziemlich genau und weiß Aller Namen und Verhältnisse, selbst ihre Herzensangelegenheiten sind mir nicht fremd.

Nun, lächelte er, ich will einmal sehen, ob Du wirklich Dich ihrer erinnerst. Kennst Du Fröhlichs Peter?

Ei sollt' ich des bildhübschen Burschen mich nicht erinnern? des flinken Tänzers, dessen Vaterhaus drunten bei der Dorflinde steht? Es ist der einzige Sohn seines Vaters, der Wittwer ist, und einer der reichsten Erben hier im Dorfe. Siehst Du, Onkel, wie ich noch hier zu Hause bin!

Bestanden! rief der Onkel. Ich will sehen, wie es weiter aussieht.

Ich will noch genauere Kenntnisse entwickeln, theurer Oheim, — er wird morgen mit Schneiders Ammichen getraut, dem schönsten Mädchen des Dorfes, — sagte ich. Ein solch liebliches Gesichtchen mit so großen, schönen, blauen Augen und so reichem, herrlichem, blondem Haare und so schlanker, edler Gestalt vergißt man so leicht nicht.

Etwas weniger Begeisterung würde nichts schaden, sagte mit dem erhobenen Zeigefinger drohend der Oheim. Ich lasse einstweilen Deine Frage nach der Braut unbeantwortet und frage weiter: erinnerst Du Dich der Tochter des reichen Bärmann?

Nun wahrlich, Oheim, da müßte ich doch schief gewickelt worden sein oder Dinte getrunken haben, wenn ich über dem schönen, blonden Ammichen die zweite Dorfschönheit sollte vergessen haben! Bärmanns Lischen mit den braunen, leuchtenden Augen, der etwas dunklen Hautfarbe, den frischen, rothen Wangen und dem dunklen Haare, nein sie steht jetzt wieder lebendig vor meiner Seele!

Was nicht grade nothwendig ist, meinte der Oheim.

Die wird gewiß mit Paul Röhrig ge-

traut, fiel ich ein. Ich verwette Alles, wenn ich irre, denn Beide hatten sich lieb.

Ja, das mag sein, fuhr der Oheim fort, aber Du kennst das Verfahren nicht, das bei den Heirathen auf dem Lande maßgebend ist, das sehe ich wohl. Sieh', so lange zwei junge Leute, die nach den feststehenden Grundsätzen nicht zu einander passen, mit einander gehen, wie der Bauer sich ausdrückt, oder ein Liebesverhältniß zusammen haben, wird das nicht weiter hoch angeschlagen, denn bis zur Heirath ist ein weiter Weg, und dieß „Miteinandergehen" ist bei weitem noch nicht der Weg zu einer Heirath. So weit auch im Leben die Verhältnisse auseinanderliegen, das steht als Ergebniß der Erfahrung fest: reiche Bauernkinder und die Prinzen und Prinzessinnen hoher, fürstlicher Häuser sind in vollkommen gleicher Lage. Sie dürfen keine Herzen haben, oder die Sprache dieser Herzen muß verstummen, wenn der tiefernste Augenblick naht, wo es sich um die Verbindung für ein ganzes Menschenleben handelt. Entsagen heißt das Gebot, gegen dessen Macht nichts aufkommt. Vortheil und Rücksicht auf irdischen Vortheil bestimmt allein die Wahl, die nicht die Herzen der Kinder, sondern der berechnende Verstand der Aeltern vornimmt, und gegen diese Entscheidung gibt es durchaus keine Appellation. Nur eine schiefe Miene wäre schon ein schwer zu sühnendes Verbrechen.

In dem Fürstenhause handelt es sich um eine goldene Krone, im Bauernhofe um ein schön abgerundetes Ackergut; dort gilt es den Rang, hier den Reichthum. Hier unten wie dort oben muß das Herz schweigen, und wenn es bräche. — Wolltest Du einem rechten gebackenen Bauern etwas von Liebe und Lebensglück sagen, so würde er Dir antworten: das ist dummes, neumodisches Geschwätze! Alberne Pimpelei, die nichts werth ist. Das Lebensglück ist der hartgebackene Wohlstand, und die Liebe kommt allemal nach der Hochzeit und nicht vorher. Er würde Dir sagen: als ich meine Marthe heirathete, war's grade so, wie Du da schwatzest: sie hatte einen Schatz, mit dem sie viele Jahre gegangen war; mir ging's nicht besser. Es that Einem ein bischen leid; aber wir haben uns Treue gelobt und gehalten und haben uns lieb gewonnen und brachten ein schönes Heirathsgut zusammen, das bei unserm Fleiße und unsrer Sparsamkeit recht gedeihlich zunahm, und das kittet fester zusammen als das, worauf Ihr Leute den Werth legt. Pah, die Liebe, die hungern muß, hat schnell ein Ende. Bleibt mir mit alle dem Karfunkel im Ofenloche vom Leibe! Droben in den fürstlichen Kreisen nennt man das, was den Ausschlag gibt, die Diplomatie, aber es läuft auf Eins hinaus, und auf ein thränenreiches, verkümmertes Leben, auf einen zertretenen schönen Jugendtraum kommt es nicht an, hier unten wie dort oben nicht.

Aber was soll diese Einleitung, Oheim? fragte ich gespannt.

Nichts Anderes, als Dir sagen, daß die beiden Hochzeiten morgen vier Herzen aus einander reissen! — Das war die Antwort, die mich nicht wenig ergriff.

Wieso denn, Oheim? fragte ich mit einer raschen Bewegung. Bleib' ruhig sitzen, Fritz, fuhr er fort und drückte mich sanft in den Sessel zurück, aus dem ich mich rasch erhoben hatte. Du sollst Alles erfahren.

Es sind seit der Confirmation der zwei Paare, die Du nanntest, fünf oder sechs Jahre hingegangen. Beide sind an der Schwelle der zwanziger Jahre, und da ist es eben Zeit, daß man an die Verheirathung der Söhne und Töchter zu denken anfängt, *wenn sie reich sind*. Die Väter bewegen diesen Gedanken im Herzen und sehen sich, haben sie eine Tochter, nach einem passenden Bräutigam oder umgekehrt nach einer passenden Braut um. Die Freiersmänner, deren es handwerksmäßig immer einen oder zweie von besonderem Talente im Dorfe gibt, werden insgeheim zu Rathe gezogen. Sie wissen zu schweigen, aber auch zu reden, wo Eins oder das Andere geboten ist, und ein paar Kronenthaler bringen die nothwendige Wirkung allemal mit entschiedener Folgerichtigkeit zu Tage. Ein solches berathendes Gespräch beginnt immer oder doch in der Regel mit dem Wetter, der Erndteaussicht, den Fruchtpreisen und allen den Dingen, welche das Leben und die Erfolge der Bestrebungen des Landmannes berühren. Sie gehen dann unvermerkt auf das Alter der Aeltern, auf die Nothwendigkeit der Hülfe oder der Ruhe

der Alten über, weilen bei dem Lohn des Gesindes, der Treulosigkeit, Weltlust, Putzsucht und Arbeitsscheu desselben mit einigen Erfahrungsseufzern, und es tritt dann ein Schweigen ein, das ein tiefes, schmerzliches Nachdenken in sich zu schließen scheint, aber doch nur Form ist, die beobachtet werden muß.

Jetzt merkt der Freiersmann, daß seine Stunde geschlagen hat. Er bringt seine Gesichtszüge in die Form eines ebenso pfiffigen, als wohlwollenden Lächelns und sagt: nun, Nachbar oder Vetterchen (wie er den vertraulich nennt, von dem er weiß, daß er die verborgene Absicht hat, sich seiner Freierskunst zu bedienen), so möcht' ich Euch einen guten Rath geben. Dinget Euch einen Knecht (oder wenn es eine Tochter ist, für die eine Freierei einzuleiten ist), eine Magd auf das lange Jahr! Die kriegt Ihr wohlfeil und bringt noch ein. —

Wie meinst Du das? fragt, sich dummstellend, der Vater, sieht aber dabei den Freiersmann nicht an.

Ha, ha, ha! lacht der Freiersmann. Man meint, Ihr verstündet kein Deutsch! Suchet Eurem Sohne eine Frau oder Eurer Tochter einen Mann, und das „lange Jahr" ist das Leben! —

Der Alte seufzt wieder und meint, der Rath wäre schon gut, wenn das so leicht wäre, wie man es ausspräche.

Nun, ruft der Freiersmann aus, es gibt Leute, die solch Geschäft, wenn es auch viereckig ist, kugelrund machen, und von der Sorte bin ich Einer. Habt Ihr Euch noch nicht umgesehen? Ich müßte Euch nicht kennen, wenn ich das glauben sollte. Ihr seid ein Mann, der weiß, wo der Hase im Pfeffer liegt!

Freilich, entgegnete der Alte, man denkt an seines Kindes Glück und überlegt sich's rechts und links, hin und her. —

Nicht mehr als Pflicht! versetzte der Andre; aber warum rücket Ihr nicht mit der Farbe heraus? Soll ich einmal Vorschläge machen? Ich weiß auch, wo Barthel den Most holt! —

Der Alte schweigt und nickt blos bejahend, aber sein Ernst bleibt unverrückt.

Gleich zu Gleich,
Reich zu Reich;
Reich zu Arm
Bringt allezeit Kreuz und Harm!

Das ist so meine Meinung, und ich halte dafür, daß Ihr mir darin beistimmet, sagt der Freiersmann und fährt, nachdem der Alte mit wichtiger Miene genickt hat, fort: Ihr habt Euer Haus, Eure Scheune, Eure Stallung voll, auch wohl in der Kiste und der Nebenlade mehr als Dieser und Jener (die er namentlich aufführt, weil sie heirathsfähige Kinder haben), habet so und so viel Morgen Aecker und Wiesen und ein Paar Kernochsen im Acker. Da mein' ich, könntet Ihr schon Eures Gleichen suchen. Nun nennt er den Namen, der seine Geltung und seinen Werth hat, und von dem er weiß, daß der schlaue Alte ihn nur nicht aussprechen will. Dann hält er ein und blickt den Alten lauernd an.

Dieser verändert keine Miene, wiegt aber nachdenklich den Kopf zwischen den Schultern.

Wie meint Ihr? fragt endlich der Freiersmann bedächtig.

O — dehnt der Alte, dem das Herz in der Brust lacht, da könntest Du recht haben! — Aber —

Was? Aber — ? fährt der Freiersmann auf. Meint Ihr nicht, daß Euer Kind nur die fünf Finger der rechten Hand ausstrecken dürfte und gleich an jedem Finger Einen oder Eine hängen hätte? da müßte ich doch stockdumm geboren sein, wenn ich das nicht wüßte! Laßt mich einmal machen. — Ich wette Hundert gegen Eins, ich bring's fertig!

Dann soll mir's auf ein paar neue Thaler auch nicht ankommen, sagt nun der Alte, und die Sache ist abgewickelt. Der Freiersmann geht, und nach einigen Tagen kommt er wieder und bringt die Zustimmung des Vaters des in Aussicht genommenen Bräutigams oder der Braut, und die Geschichte ist im rechten Fahrwasser. —

Ich lachte hell auf bei dieser Darstellung des Oheims.

Man sollte schwören, lieber Oheim, Du wärest Ohrenzeuge solcher Verhandlungen gewesen! — Bin es auch gewesen, sagte er lächelnd, sonst könnte ich ja nicht so genau es beschreiben! — Aber die Kinder? fragte ich gedehnt. Die armen Kinder, antwortete er, haben keine Stimme, wie die Fürstenkinder. Da ist der dirigirende oder regierende Minister der Freiersmann, und statt der zwei oder drei neuen oder Kronenthaler

erhält er einen oder zwei Orden; von den Kronenthalern, die nebenbei kommen, oder den goldenen Schnupftabacksdosen schweigt die Geschichte, denn — umsonst ist der Tod, sagt das Sprüchwort, und der kostet das Leben! —

Die armen Opfer! rief ich schmerzlich bewegt aus. — Ja wären sie arm, fiel der Oheim mir in die Rede, dann wäre Alles anders, und das Herz dürfte schon ein Wörtlein mitreden. Der reiche Bauer sagt: Von der Liebe kann man nicht leben, die kommt allemal hinterdrein, wenn die jungen Leute einsehen, wie gut es ihre Aeltern gemeint, und daß ein weiches, warmes Nestlein besser ist als eine harte Diele, und „Genug" dem „Zu wenig" vorzuziehen ist. So klug waren wir, und so klug sind am Ende auch unsre Kinder.

Nun fehlt aber die Nutzanwendung noch, Oheim, sagte ich. — Die sollst Du gleich haben! erwiederte er; nur möchte ich noch Eins bemerken: Wer da glaubte, es fehle im Bauernstande an dem tiefsinnigen Gefühle, es mache sich so, wie der hartgebackene, reiche Bauer urtheilt, der irrt. Ich kenne leider nicht wenig Ehen, die so geworden sind, und wo eine innige Jugendliebe hingeopfert wurde. Da siecht das arme Herz, besonders bei'm Weibe, durch's ganze Leben. Ihre Kinder werden ihr Alles, ihr einziges Glück, ihre einzige Lebensfreude; aber auf's Neue drückt sie der Gedanke, daß sich ihr Loos bei ihnen wiederholen wird, und das mischt immer bittere Tropfen in den Kelch ihrer Freude. Manche habe ich frühe hinwelken sehen; Manchen kannte ich, der äußerlich reich, innerlich arm durch's Leben ging, aber dennoch wurde es auch bei ihm nicht anders, wenn jene entscheidende Zeit eintrat, wo es galt, seine Kinder zu — versorgen. —

Du weißt, die beiden Paare, die morgen sich trauen lassen, durchkreuzten mit ihrer Jugendliebe die Bauernberechnung. Bärmanns Lischen ist unstreitig die reichste Erbin im Dorfe. Sie hing mit der ganzen Innigkeit ihres Herzens an Röhrigs Paul; aber Röhrigs Paul ist der Sohn eines armen Mannes, der mit seinen zwei Kühen sein kleines Ackergütchen baut, noch außer Paul vier jüngere Kinder hat und mit Paul in den Taglohn geht, während die zwei auf ihn folgenden Mädchen schon in Diensten als Kindermägde stehen. Bei ihm ist es so, wie man zu sagen pflegt, daß Schmalhanns Küchenmeister ist, und gar manches Jahr kam und ging, daß der alte Röhrig und seine Frau kummervoll sich sagen mußten: wir müssen leihen; denn wir kommen nicht aus. Da hafteten noch Schulden dazu auf den armen Leuten, die erst jetzt anfangen, sich zu vermindern, seit der brave, fleißige Paul mit seinen kräftigen Armen eingreift. Da magst Du Dich wohl fragen, ob der reiche Vater des Mädchens dieß zugeben könne? Die Antwort liegt in vier Buchstaben, zweie hätten ihr Lebensglück gegründet. — Und wenn Du Dich fragst, ob der reiche Vater Peter Fröhlichs nicht denselben Grundsätzen huldige, so kann die Antwort nicht zweifelhaft sein.

Reich zu Reich,
Gleich zu Gleich!
Reich zu Arm,
Bringt allezeit Kreuz und Harm!

Das ist das Wort, welches eine unermeßliche Bedeutung hat.

Ammichen ist ja eines armen Mannes armes Kind. Wie durfte Peter die heimführen in's große Haus, das einzige, welches mit Schiefer gedeckt ist unter allen Bauerngehöften? — Erheirathet Peter ein Haus mit seiner reichen Braut, so hat auch seine Schwester Christine eine reiche Heirath in Aussicht. Da lag nichts näher, als daß der Freiersmann zu Röhrig kam und seine Kugel um die Ecke schoß. Peter Fröhlich und Lischen, das war ein Paar, wie es die Tauben nicht feiner zusammenlesen konnten, und was so ein schwunghafter Freiersmann nicht fertig bringt, das rundet sich nie. Er begegnete einem geheimen Gedanken des Vaters, und bald hatte er sein Spiel gewonnen.

Die Väter begegneten sich wie zufällig am andern Tage auf dem Wege in's Feld. Da brachte Röhrig die Sache zur Sprache, und bald einigten sie sich, was Jeder seinem Kinde an Land und baarem Gelde mitgäbe, und die Sache war abgemacht.

Aber die beiden Opfer väterlicher Berechnung? fragte ich. — Hatten zu schweigen und zu dulden! war des Oheims Antwort. Und Du trauest sie morgen? fragte ich mit einem Gefühle, das ich kaum bezeichnen kann.

Wer anders, Fritz? erwiederte er. Ich wurde zur „Hüllig" eingeladen.

Hüllig? Was ist das? fragte ich; denn ich hatte das Wort nie gehört. — Das bezeichnet die feierliche Verlobung im Kreise der beiderseitigen Familien, erläuterte der Oheim. Wenn nämlich der Freiersmann und die Väter und Mütter einig geworden sind, so geht es an das Bereden des Paares. Vettern und Basen, Gothen und Pathen treten zusammen, und Alles, was die Beredsamkeit vermag, wird aufgeboten, um das Ziel älterlicher Berechnung annehmbar zu machen. Betäubt von allem dem Einstürmen, Quälen und Andringen willigt das unglückliche Paar, das keinen Ausweg mehr sieht und den Zwang wenigstens nicht offenkundig will werden lassen, mit blutendem Herzen ein. Dazu muß der Pfarrer eine Rede halten, ihr Ja empfangen und den Bund segnen. — Lieber Fritz, ich sage Dir, als ich das bleiche, weinende Mädchen sah, das einer geknickten Lilie glich, wie sie mich mit den Augen voll Thränen fast flehend ansah, da war mir's, als müßte ich selbst weinen. — Und der Bursche, sonst so frisch und fröhlich, stand da wie eine lebenlose Bildsäule, und als ich die Hände in einander fügte, da waren sie kalt, wie Eis so kalt, daß ich schauderte! — Aber sie hatten ihr Ja laut und deutlich ausgesprochen, und — es war damit Allem genügt, was erforderlich war. Wohl fühlte ich ein heftiges Zucken, als ich des Mädchens Hand berührte; wohl sah ich die rieselnden Thränen und das Zucken der sonst so frischen, jetzt todtbleichen Lippen; wohl konnte ich es deutlich wahrnehmen, wie des jungen Mannes Brust sich stürmisch hob, und der Athem bisweilen stockte; aber das Ja war ausgesprochen und die Verlobung vollzogen. Daß das Mahl nicht fröhlich war, das nun folgte; daß ich bald den Kreis verließ, das habe ich Dir nicht erst zu versichern, ja daß ich tiefbekümmert heimging und lange den Schlaf nicht finden konnte, ebensowenig. O wie viele Thränen und Seufzer mögen dieser Verlobung gefolgt sein? — und wie viele werden morgen und noch lange, lange, vielleicht bis an's Grab folgen? Das hörte ich noch, daß der alte Bärmann ausrief, indem er sich an seinen Mitschwiegervater Fröhlich wandte: Cumpeer, nun unser Wunsch erfüllt, und unsre Kinder verlobt sind, wollen wir auch eine Hochzeit ausrichten, die sich gewaschen hat, und von der das Dorf noch nach zwanzig Jahren reden soll! Das Wort ging mir durch die Seele. Wie mag es erst auf die armen Opfer schlauberechneter Klugheit gewirkt haben? Das gibt nun eine sogenannte „große Hochzeit," der Du beiwohnen kannst, wenn Du willst; aber ich glaube, Du hast so wenig Lust dazu wie ich, ob ich gleich Mühe haben werde, sie abzulehnen. Ich will Dir sie genau beschreiben, weil dabei Alles seine seit uralter Zeit feststehende Ordnung hat, und denke, das ist Dir lieber als sie selbst.

O gewiß, lieber Onkel, rief ich aus. So sehr gerne ich auch davon Kenntniß nähme, weil es, wie Du sagst, ein Stück Volksleben ist, das je mehr und mehr verblaßt und verschwindet, so würde mir doch der Schmerz der beiden unglücklichen jungen Leute durch die Seele gehen wie ein zweischneidig Schwert. Ich werde Dich bei'm Wort halten; aber nun liegt mir Anderes näher, nämlich wie es um die beiden Andern steht, deren Herzen gewiß um nichts weniger bluten als die Herzen, die hier zusammengekuppelt worden sind.

Die sind das zweite Paar, welches ich morgen traue, sagte der Oheim und sah mich fragend an, als wolle er sehen, wie diese Kunde auf mich wirke.

Paul Röhrig und Schneiders Ammichen? Nein Onkel, das gefällt mir übel! Ist's Bauerntrotz, ist's Verzweiflung, ist's Rache oder was sonst? Ich hätte es dem milden, so guten und sanften Mädchen nicht zugetraut. Paul — nun, der scheint eine widerhaarige Natur zu haben, wenigstens Neigung dazu, den Andern einen Trumpf auszuspielen, um sie zu ärgern oder — wie man am Rheine sagt — sie zu utzen. Und doch ist die Sache zum ächten, rheinischen Utz viel zu ernst.

Ich bin, weil ich glaube, die Verhältnisse doch um Vieles genauer zu kennen als Du, auch um Vieles milder in meinem Urtheil, sagte der Oheim, — wenn ich auch den Schatten nicht ganz entfernen kann.

Aber ich bitte Dich, Oheim, rief ich

aus, wenn Du auch milder über die Verbindung Beider zu urtheilen Grund haben magst, wie willst Du es rechtfertigen, daß Beide grade denselben Tag zu ihrer Hochzeit wählen, grade um den allergrellsten Gegensatz hervortreten zu lassen? Das kann ich mir nicht rund machen, und allemal bleibt mir ein Stachel in der Seele, der Beide, auf die ich so viel hielt, — besonders das holde, milde Mädchen — in meinen Augen herabdrückt. —

Schütte das Kind nicht mit dem Bade aus, Fritz! sprach warnend der Oheim. Du läßt, weil Du ihn eben nicht genug aus Erfahrung kennst, den Umstand gar nicht in seine Rechte treten, daß in der Regierungsweise des ächten Bauernhauses, welches das Feste, Bestehende, ordnungsmäßig Gestaltete, über allem Wechsel Stehende im bürgerlichen Leben darstellt, der leidende Gehorsam, das bescheidene, stille Dulden des Weibes Loos ist, mag es sich nun, weil es überhaupt eine milde, weiche Seele ist, wie Ammichen hingebend, still und unabänderlich unterwerfen, oder, wie ich es Bärmanns Lischen zutraue, mit heimlichem Zähneknirschen, oder milder: mit einer kleinen Faust im Sacke, wie man hier zu Lande zu sagen pflegt. Bricht aber da einmal die stille, nur mit Unmuth anerkannte und getragene Schranke, dann bricht auch des Weibes mächtige Leidenschaft hervor, und ich fürchte, wenn solch ein Augenblick in Bärmanns Hause je eintritt, so ist der Friede gebrochen, das vielleicht nicht unmögliche Lebensglück für immer vernichtet, und das um so mehr, als Lischen eine leidenschaftliche Natur ist, und Peter auch, wie das Volk hier sagt, einen Kopf hat, der sein Eigenthum ist. Doch — ich kann mich ja auch da leicht irren. Paul und Ammichen passen indessen, wie ich Grund zu vermuthen habe, besser zusammen, abgerechnet daß die Herzen auseinandergehen dürften, was Gott verhüten wolle! Aber gesetzt, das wäre in höherem Grade vorhanden, als ich denke, so bin ich überzeugt, daß Ammichens gutes, mildes Herz so viel als möglich ausgleicht. — Das ist auch meine Ansicht, entgegnete ich; allein Du bist abgekommen von dem, was mich mehr anzieht, nämlich von den Umständen, welche sie zu einem Paare machten.

Du hast recht, Fritz, sagte er; aber das ist die Weise des Alters, wie Du weißt, daß es nämlich den Hauptfaden fallen läßt und einen Nebenfaden eifrig fortspinnt. Ich will einlenken!

Ammichens Vater ist zwar Bauer, wenn auch mit sehr geringem Ackergute, aber auch wie drei Viertheile unsrer geringer vermögenden Bauern Leinenweber. Sie weben in der Zeit, in welcher sie der Ackerbau ohne Beschäftigung läßt, und im Winter. Bei dem alten Schneider ist das Gütlein sehr klein; bei der großen Zahl der Weber fehlt's auch oft an der Arbeit, ob er gleich manchmal Sonntags an den Rhein geht, sich Arbeit zu suchen; fehlt sie, wie gesagt, so geht er mit den ältern Kindern in den Taglohn oder in den Wald, „Strünke" machen. — Das heißt, von den Baumstämmen, welche gehauen werden, bleibt der Stumpf mit der Wurzel stehen, und es ist ein Vorrecht der Armen, welches das Churpfälzische Oberamt in Simmern stillschweigend duldet, daß sie sich diese Baumstumpfen, „Strünke" genannt, ausbrechen dürfen. Das gibt prächtiges Winterholz und kostet nichts; ja ist der „Strunkmacher" fleißig, so kann er ohne große Anstrengung sich soviel Vorrath machen, daß er aus dem Verkaufe derselben ein schönes Stücklein Geldes löst. Nun aber ist der arme Schneider schon lange sehr engbrüstig und kurzathmig, in Summa — es liegt am Tage, daß er nicht mehr für das Weben und für schwere Arbeit taugt. Da lag ihm oft der Wunsch nahe, einen Schwiegersohn zu bekommen, der den noch so dauerhaften Webstuhl benutzen und das „Strunkmachen" fortsetzen könnte. Die Leiden des Mannes wurden in der letzten Zeit stärker, und ich fürchte, er trägt den Keim zur Brustwassersucht stark entwickelt in sich, wenn sie nicht schon selbst vorhanden ist. Ob noch Schulden die Familie drücken, weiß ich nicht genau; aber es dürfte wohl sein. Röhrigs Vater hatte nachwachsende Hülfe, der arme Schneider nicht. Röhrigs Hüttchen war kaum ausreichend für eine Familie, wenn sie klein war, Schneiders wenn auch altes Haus hatte vollauf Raum für zwei sogenannte: „Hausgesäße" oder Familien. Paul verstand außerdem das Strohdachmachen, und daran gerade

lag das Hauptgebrechen vom Hause Schneiders. Summa Summarum — denn auch der arme Bauer rechnet — Paul wäre unter Hunderten der rechte Mann für das fleißige, bescheidene, sanfte Ammichen gewesen. So dachte ihr Vater.

Peter's Verlust drückte das schöne Ammichen völlig nieder. Man konnte das arme Kind nicht ohne Theilnahme ansehen, so bleich und seelenleidend sah sie aus, und das Auge, das so leuchtend und strahlend in die Welt sah wie ein Stern in kalter Winternacht, war strahlenlos und thränenmatt, und die durchweinten Nächte drückten ihr Siegel auf das schöne Gesichtchen. Die einst so schöne Gestalt erschien geknickt, und ein trockenes Hüsteln konnte Manchen, der tiefer sah, bedenklich machen.

Paul war stille und in sich gekehrt. Er vermied die Gegend, wo Bärmanns Haus stand, und machte lieber weite Umwege, als daß er dort vorüberging. Man sah es ihm an, daß er tief in das Herz getroffen war. — Kam er mit Ammichen zusammen, so zog gleiches Leid Beide an. Sie vermieden es zwar, draußen bei einander stehen zu bleiben; aber Paul kam nicht selten in das Haus Schneiders an den Abenden.

Wie es eigentlich gekommen, ob eine fremde Mittelsperson mitgewirkt, das habe ich eigentlich nie recht erfahren können; allein plötzlich hieß es im Dorfe: Ammichen und Paul sind Brautleute, und richtig, Paul erschien bei mir und bestellte Proclamation und Trauung. Er und er allein setzte es durch, daß die Trauung an demselben Tage stattfinden sollte, an dem die „große Hochzeit" das Dorf in Erstaunen zu setzen versprach. Als ich darüber ein tadelndes Wort aussprach, erwiederte mir Paul: Ach lieber Herr Pfarrer, glauben Sie doch ja nicht, daß es ein Trotz, ein zur Schau Tragen der Lage dem andern Brautpaar gegenüber ist. Das wäre von unserer Seite übel angebracht. Nein wir sind darum auf diesen Punkt gekommen, weil — so die Aufmerksamkeit der Leute, die von der „großen Hochzeit" ganz hingenommen sind, von uns abgelenkt wird. Ich bitte Sie, es nur und lediglich von dieser Seite anzusehen. Wir verschwinden vor Jenen. Das wollen wir. Wir werden uns in meines Vaters Hause, das neben der Kirche ist, stille halten, und nachdem Jene getraut worden sind, und Aller Augen ihnen zugewendet sind, durch die hintere Thüre des Glockenthurms kommen. So will es Ammichen, und ich bin entschieden ihrer Meinung. Eine Hochzeit machen wir ohnehin nicht. Bei meiner Mutter trinken wir einen Kaffee, und wenn es dunkelt, schleichen wir uns heim. Gebe uns Gott nur Gnade und Segen, daß Ammichen mir nicht krank wird! Ich weiß, wie es um ihr Herz steht, aber ich denke, mit Gottes Hülfe sie mir zu gewinnen. Ich will sie auf den Händen tragen, so wahr mir Gott helfe, und in diesem Bemühen und treuen Tragen ihrer Aeltern, besonders ihres kranken Vaters, in Fleiß und gewissenhafter Arbeit will ich selbst mich aufrichten und sie mit mir. —

Damit reichte er mir die Hand, und in seinem Auge wurde es feucht. —

Mit Ammichen ist es seitdem besser geworden; der trockene Husten hat sich, Gottlob, verloren. Sie hat eine kräftigere Haltung gewonnen, und in ihrem Benehmen gegen den ehrlichen Paul liegt die Gewähr, daß sie sich zu ermannen wissen wird. Gott walte es! —

Damit stand der Oheim auf und ergriff seine Pfeife, ging einige Male die Stube auf und nieder, ohne weiter ein Wort zu reden. Dann begann er ein anderes Gespräch, mir ein deutlicher Beweis, daß er nun nicht mehr an die beiden Paare erinnert sein wollte.

Ich ging auf seine Andeutung ein, und bald waren wir in einem tiefen Gespräche über das, was in Frankreich geschah. Er war außergewöhnlich genau unterrichtet, und was er darüber sprach, das trug den Stempel gesunder Anschauung, und das war mir damals außerordentlich bedeutsam, daß er mit wahrer Sehergabe voraussagte, wie es kommen würde, und wie die Männer der Freiheit herausbrechen würden aus ihren Grenzen. Wollte Gott, schloß er wehmüthig, daß ich diesen Sturm verheerender Gewalten nicht erlebe. Unsere pfälzischen Zustände, sagte er, sind durch und durch wurmzernagt und mürbe. Alles ist käuflich im Staatsleben und in der Beamtenwelt, selbst das Recht. Das Volk weiß

es, und daß es dennoch nicht wankt in seiner Treue, das zeigt es klar, wie tief in ihm Treue und Glauben, Festhalten am Ererbten ruht. Im Beamtenstande und in den sogenannten höheren Ständen greift der Schwindel um sich, und finden die überschwänglichen Redensarten, die von Paris in die Welt dringen, Beifall und Aufnahme, aber im Volke nicht. Aber eben Jene werden den Franzosen die Wege bahnen und Thür und Thor öffnen. Wehe ihnen, wenn die wilden Wogen der Revolution über die Dämme brechen! Das Alte geht in Trümmer, aber in den Fluthen werden viele derer untergehen, die ihnen entgegenjauchzen, und die, welche dieses brausende Anstürmen überleben, werden ernüchtert aus ihrem heillosen Traum erwachen. Dann ist es zu spät. Denk' an mich, Fritz, wenn jene Tage kommen mit ihrem Weh und Ach; — vielleicht geht's über meinen Grabhügel hinaus! Ich will mich glücklich preisen, wenn dem so sein wird! — Doch der Wille Gottes geschehe! Amen!

Es war spät geworden über diesen Unterhaltungen, die übrigens nicht erquicklich waren.

Als wir uns anschickten, zur Ruhe zu gehen, sagte er: die Trauungen sind gegen eilf Uhr bestellt. Da bleibt nach dem Frühstücke noch Zeit, Dir die Hochzeitsgebräuche zu schildern.

II.

Wir fanden uns am frühen Morgen schon bei'm Frühstück fröhlich wieder zusammen, und als der Oheim nach der letzten Tasse seine Pfeife gezündet hatte und behaglich im Sorgsessel lehnte, hob er an: Fritz, ich habe nicht vergessen, was ich Dir gestern zugesagt, nämlich Dir die in unserm ehemaligen Oberamte Castellaun üblichen Hochzeitsgebräuche mitzutheilen, so weit Du nicht heute selber Augenzeuge sein wirst.

Von der „Hüllig," was von dem Worte „Huldigung" abzuleiten ist, habe ich Dir bereits gesagt. Nicht selten kommt es vor, daß die anderseitigen Aeltern eine „Gegenhüllig" geben, wobei es hoch hergeht, ohne daß natürlich das Ehegelöbniß wiederholt wird. Es ist eine Gegenleistung, welche kundgibt, wie wohl die Aeltern des Bräutigams mit der Heirath zufrieden sind. Bisweilen wird auch die „Hüllig" auf gemeinschaftliche Kosten ausgerichtet.

Das kirchliche, dreisonntägliche Aufgebot folgt nun, und am Dienstage oder Freitage nach dem letzten Aufgebot erfolgt die kirchliche Trauung; — denn Dienstage und Freitage sind glückliche Tage im Sinne des Hunsrückers, und es zieht sich die Bedeutung dieser Tage bis in die Thäler des Rheins, der Nahe und der Mosel und ist uralt.

Am dritten Sonntag der Proclamation oder des kirchlichen Aufgebots erhalten die Freiersmänner oder besonders bevorzugte Verwandte den ehrenvollen Auftrag, als „Hochzeitbitter" die sämmtlichen Einladungen zu vollziehen, die sich oft, je nachdem die Verwandtschaft verbreitet ist, auf mehrere Dörfer erstrecken.

Bei diesem „Hochzeitbitten" herrscht die größte Förmlichkeit. Die Hochzeitbitter legen ihre besten Kleider an. Ihre Hüte, wenn sie junge Männer sind, werden mit Lorbeer- oder Rosmarinzweigen geschmückt. Senden sie ältere Männer, so tragen sie Zweige dieser duftenden Holzgattungen in der Hand. Etwas aber darf nicht fehlen, nämlich der dickbauchige Branntweinkrug und ein Glas! Bei ihrem Eintritt in die Stube erfolgt der Gruß, und dann wird das gefüllte Branntweinglas jedem einzelnen Familiengliede dargereicht. Ist das geschehen, und ein Jedes hat getrunken oder, wie der Kunstausdruck heißt: „Bescheid gethan," so erfolgt der wohlgesetzte Spruch, der von Geschlecht zu Geschlecht vererbt ist und wörtlich also lautet: „Es ist Euch — und nun werden alle Familienglieder genannt, natürlich aber bei dem Hausvater begonnen — wohlbekannt, daß der ehrsame (folgt der Name des Bräutigams, und ist er nicht aus dem Orte, auch der Name des Ortes) sich mit der ehr- und tugendsamen (Name der Braut und ihrer Aeltern) zu verheirathen gedenkt. Sie haben uns entsandt, Euch alle zu dieser Hochzeit einzuladen, die, so der Herr will, am nächsten Dienstag vor sich gehen soll; weshalb wir erwarten, Ihr werdet Euch an genanntem Tage zur gewohnten, üblichen Stunde im Hochzeitshause einfinden zum Frühstück bei Branntwein und

Brod." In der Regel wird nun den beiden Hochzeitbittern ebenfalls Essen und Trinken vorgesetzt und dabei scherzend bemerkt, man vermuthe, sie würden wohl etwas mehr wissen. Wäre das, so möchten sie damit herausrücken.

Darauf folgt dann von Seiten des Geübtesten der Hochzeitbitter eine ebenfalls feststehende, mit Scherz durchwirkte Rede, die herzlich belacht wird, zumal wenn er die Gewandtheit hat, irgend einen beziehungsreichen Witz aus eignem Vorrathe einfließen zu lassen. Gewöhnlich ist das Ende dieser Rede die Ermahnung, nicht blöde zu sein und ein tüchtiges Hochzeitsgeschenk bereit zu halten und mitzubringen. Herzliches Lachen begleitet die Hochzeitbitter bei ihrem Weggange, wobei dann versichert wird, man werde sich die Ermahnung zu Herzen nehmen.

An eben diesem der Trauung vorhergehenden Sonntage wird in der Regel die Braut von den „Hochzeitsburschen" Freunden und Verwandten des Bräutigams, in dessen Haus eingeführt, damit sie als künftige Hausfrau der Mutter desselben die Hochzeit herrichten helfe, „und sich ein Bischen eingewöhne, damit sie bei'm Einzuge sich nicht kopfscheu anstelle."

Auch bei diesem Zuge sind die Bursche mit Rosmarin oder Lorbeer geschmückt, und der Branntweinkrug darf dabei so wenig fehlen als die Braut selbst. Bei diesem viele Zuschauer herbeilockenden Zuge wird der Braut, wenn sie es durch Zucht und Sittigkeit verdient, eine hohe Ehre angethan in folgender Weise. Die Bursche des Dorfes, welche keine „Hochzeitsbursche" sind, — weil sie als nicht Verwandte es nicht sein können — spannen Ketten über die Straße, ziehen aus allen umliegenden Höfen Wagen, Karren, Pflüge heraus und bauen eine wahre Wagenburg auf, damit die Braut mit den Hochzeitsburschen nicht durch kann. Je höher die Wagenburg ist, je mühsamer ihr Aufbau war, desto höher ist die Ehre für die Braut, die mit ihren Begleitern erst dann durchgelassen wird, wenn die Hochzeitsburschen mit Wein oder Branntwein, den sie reichlich spenden müssen, die Braut „lösen." Ist dieß geschehen, so muß der Zug solange warten, bis das letzte Hinderniß aus dem Wege geräumt ist. Das Abdingen des geforderten Maßes der Getränke ist dabei der Hauptspaß, welcher alle Anwesenden höchlich ergötzt, und wobei denn auch für die Zuschauer je nach Umständen ein ordentlicher Zug und Schluck abfällt. Wenn dieser Vorgang recht viel Zeit wegnimmt, so gereicht dieß der Braut, wie gesagt, zur hohen Ehre. Diese fällt, begreiflicher Weise, wieder auf den Bräutigam zurück, und es kommt nicht ganz selten vor, daß er eine solche Brautlösung und Brautfang selbst veranlaßt, zumal wenn er gerne eingewilligt hat in die Heirath. Am Morgen des Trauungstages sieht man die Züge zu Fuß und zu Wagen dem „Hochzeitshause" sich nahen. Meist tragen die Frauen einen verdeckten Korb, in dem sich, wenn es nicht in Geld besteht, das Hochzeitsgeschenk befindet. Ausbleiben der Geladenen wäre die höchste Kränkung und Beleidigung, welche dem Brautpaare und den beiderseitigen Familien angethan werden könnte. Es wäre eine Schmach, welche eine Todfeindschaft hervorrüfe.

Von dem Frühstücke, zu dem man sich nun behaglich setzt — fuhr der Oheim fort —, will ich eben nur sagen, daß es wörtlich der Aussage der Hochzeitbitter entspricht. Auch des Zuges gedenke ich nicht, weil Du ihn aus den Fenstern meines Pfarrhauses selbst sehen wirst; aber das, was nach der Rückkehr aus der Kirche erfolgt, muß ich Dir sagen.

Nicht das Haus, wo man das Frühstück eingenommen, sondern die sauber hergerichtete Scheune ist der Schauplatz. Im Hintergrunde derselben, gerade dem weit geöffneten Eingangsthore gegenüber, steht ein Tisch, mit weißem Linnen bedeckt, und hinter demselben zwei Stühle. Unter den rauschenden Klängen der Musik tritt das junge Ehepaar ein und nimmt auf den beiden Stühlen hinter dem Tische Platz. Eine der Brautjungfrauen stellt zwei neue, glänzende Zinnteller vor dem Paare auf. Die Musik schweigt, sobald der ganze Zug in die Scheune eingezogen ist.

Nun tritt der Freiersmann auf und spricht laut einen wohlgesetzten Glückwunsch, der seine unabänderliche, ererbte Form hat, aber mit diesem Verse endet:

„Nun glaubt, bleibt fromm und geht auf Gottes Wegen,
„Erwartet mit Geduld den Euch verheißnen Segen,
„Und weichet nicht von Gott, vertraut ihm allezeit,
„So bleibet Euer Glück in Zeit und Ewigkeit!“

Wenn auch dieser Spruch bei jeder „großen Hochzeit“ in derselben Form wiederkehrt, also wohlgekannt jedem Theilnehmenden ist, so hat er doch stets eine Alle ergreifende und rührende Wirkung. Die Braut wischt mit ihrem weißen Taschentuche die Augen — mögen sie Thränen füllen oder nicht, — und das ist das Zeichen, daß alle Frauen und Jungfrauen entweder mit den Taschentüchern oder Schürzen dieselbe Bewegung beginnen. — Es ist nun, als ob die Musikanten einer einreissenden Rührung vorbeugen wollten. Sie fangen alsbald einen lustigen Walzer zu spielen an, den sie kennen.

Die Musik wirkt wie ein Zauberschlag auf Alle. Die einbrechen wollende weiche Stimmung macht Halt. Die eben sich trüben wollenden Blicke leuchten und strahlen, und der Bräutigam erhebt sich, ergreift die Hand seiner Neuvermählten und tanzt mit ihr einige Male herum, worauf die Brautführer und Hochzeitsbursche mit ihr tanzen und diese dann wieder mit den Brautjungfrauen und den geladenen Mädchen.

Mit den ersten Tönen der Musik entfernen sich die Alten. Sie haben, kamen sie „über Feld,“ ihre Sonntagnachmittagskleider mitgebracht, sind sie aber aus dem Dorfe, so gehen sie rasch nach Hause und kehren möglichst schnell in dem bequemeren Kleide zur Scheune zurück, weil nun ein neuer und sehr wichtiger Auftritt anhebt, das „Schenken.“

Sobald die Alten zurückgekehrt sind und ihre Plätze stehend wieder eingenommen haben, schweigt die Musik, und es tritt eine Stille ein, während welcher das junge Ehepaar wieder hinter den Tisch tritt, sich aber nicht niedersetzt, sondern stehend die Hochzeitsgeschenke erwartet.

Nun treten zuerst die Taufpathen beider Neuvermählten vor. Je nachdem sie der Braut oder jungen Frau oder dem jungen Ehemanne angehören, legen sie ihre Gabe in den vor der betreffenden Person stehenden Teller, wenn es Geld ist, oder stellen sie auf die entsprechende Seite, wenn es zum sogenannten „Hausrathe“ gehört. Bei jeder niedergelegten Gabe muß das Paar einen Knix oder Kratzfuß machen oder ein Dankwort aussprechen.

Dieß ist jedoch nicht an allen Orten gleich. Das „Schenken“ geschieht auch hin und wieder erst nach dem Schmause, aber fast allgemein ist die Sitte, daß der Freiersmann oder Hochzeitbitter, der zugleich das nicht leichte Amt des Aufwärters bei Tische versieht, gegen Ende der Hochzeitsmahlzeit oder vielmehr, wenn eine Pause in derselben eintritt, um neue Kräfte zu neuem Anheben des Essens zu sammeln, mit einem zinnernen Teller von Person zu Person geht, um das „Gelag“ zu erheben, eine Gaststeuer, wo dann jeder Mann vierundzwanzig, jede Frau fünfzehn und jede Jungfrau oder jeder Jüngling zehn Kreuzer in den Teller zu legen verpflichtet ist.

Das Mahl ist der Glanzpunkt, die Krone der Hochzeit. An den Orten, wo das „Schenken“ in der Scheune dem Mahle vorausgeht, treten die Gäste in der Ordnung, wie sie im Hochzeitszuge gingen, langsam und zögernd — denn Eile wäre schimpflich — aus der Scheune in die Stube, wo auf langen, weißgedeckten Tischen, auf blinkendem Zinngeräthe das Mahl bereitet ist. Alle stellen sich an ihre Plätze, und der Pfarrer spricht das Tischgebet. Ist er nicht anwesend, so thut es der Lehrer oder entweder der Vater des jungen Ehemanns oder der jungen Frau. Ist dieser Pflicht genügt, so setzt sich Jeder nieder, und es beginnt eine Vernichtungsarbeit an den Speisen, welche in Erstaunen setzt.

Ich lachte; denn ich hatte von den Leistungen auf diesem Gebiete einige Erfahrungsvorstellungen.

Hat dann, da Alles im ächten Bauernleben eine feste und geordnete, durch den Gebrauch geheiligte Art und Weise hat, auch die Reihenfolge der Speisen ihre Ordnung? fragte ich.

O ja, entgegnete der mit dem Volksleben sehr vertraute Oheim. Es gibt da verschiedene Gänge. Die ungemein fette und kräftige Rindfleischsuppe, durch Eier und Weckschnitten steif und massig gemacht, eröffnet den ansehnlichen Reigen, dem der

sogenannte fette Brustkern in ordentlicher Größe folgt, begleitet von Schüsseln voll von mächtigem Meerrettig. Da bei jedem Teller nur eine Gabel liegt und ein Löffel, das Messer aber jeder Tischgenosse selber in seiner Tasche mitbringen muß, so hat bei etwaigem zweiten Stücke Fleisches der Vorschneider keine Arbeit; der Gast, der die Größe und Schärfe seines „Säckelmessers“ wohl beachtet hat, schneidet sich selbst dieses Stück nach Belieben und Bedürfniß ab, wobei die Sorge, daß es etwa zu klein ausfallen möge, eine wirklich völlig überflüssige ist. Er arbeitet sicher, aber sehr langsam und ist dadurch eines weit ansehnlicheren Erfolges gewiß. Der Hunsrücker hat eine bedeutende, oft bewunderswürdige Verdauungskraft.

Nun folgt das Gericht, das nie fehlen darf, goldgelbes Sauerkraut (zu bemerken ist, daß die Zeit der meisten Hochzeiten in den Vorwinter fällt) und frisch gekochter Schinken oder Kinnbacken vom Schweine, frisch erst geräuchert, und je fetter, je lieber und besser. Ist diesem Gerichte die verdiente Ehre angethan, so wird das Geräthe mit den Resten abgetragen, und alle nun folgenden Gerichte: Fleisch in wohl mit Zwiebeln versorgter Brühe, Braten und Brei und inzwischen Gemüse, aus deren Reihe jedoch die Kartoffel als das Gericht des gewöhnlichen Lebens ausgeschlossen ist, und alle diese Speisen bleiben bis zum Ende des Mahltages auf dem Tische stehen und werden kunstvoll auf einander pyramidisch aufgeschichtet, damit der Gast, welcher irgend ein leeres Räumlein in seinem Magen entdeckt, je nach Belieben sich ansetzen, seine Lieblingsspeise herauswühlen und auf's Neue davon essen kann, wann und soviel ihm beliebt.

Im Hauptessezimmer befinden sich die Alten. Die liebe Jugend hat in einer andern Stube ihre eigene, jedoch ebenso bediente Tafel. Dort aber bleibt nach gehöriger Beendigung des Mahles nichts auf den Tischen, ja diese selbst werden nebst Bänken und Stühlen alsbald von den lustigen Burschen entfernt, weil — die Musik eintritt, und der Tanz beginnt.

Während dieser Zeit sitzen die Alten, welche nicht dem Tanze zusehen wollen, bei dampfender Pfeife und gemüthlichem Gespräche an ihrem Platze. Das Glas mit Bier, Wein oder Branntwein geht seinen Gang um die Tafel, und die Pforten der Herzen öffnen sich, ohne daß dabei der besonnene Hunsrücker sich weiter als nöthig ausläßt. Zur Trunkenheit kommt es bei den Alten fast nie, und Einer, der sich im Trunke übernähme, zöge sich den allgemeinen Unwillen, wenn nicht die tiefste Verachtung, das härteste Urtheil zu.

Aber Oheim, sagte ich, wird denn der Braut nicht, wie ich wohl gehört, der Schuh geraubt? Es soll dieß ja eine besondere Herrlichkeit sein.

O gewiß! Es fehlt selten, — erwiederte der Oheim — weil, wenn es gelingt, der Bräutigam ihn mit Zuckerwein auslösen muß. Dieß ist um so schwieriger, als das Brautpaar bei den Alten und nicht bei der lebenslustigen Jugend seinen Platz hat. Ja es würde geradezu unmöglich sein, wenn nicht die Alten dem Burschen, der heimlich unter dem Tische herkriecht, allen möglichen Vorschub leisteten, weil es ein Hauptspaß ist. Der Schlauheit gelingt es aber gewöhnlich, so vorsichtig und wachsam auch Bräutigam und Braut sein mögen. An andern Orten pflegt die Braut selbst geraubt zu werden, wo denn oft sehr tumultuarische Auftritte erfolgen, und manchmal unter den aufgestapelten Speisenschüsseln eine den Sonntagnachmittagskleidern sehr nachtheilige Zerstörung erfolgt. In der Regel läßt sich die schöne Braut oder Neuvermählte gerne rauben, weil die Freigebigkeit des Bräutigams mit süßem Weine den Maßstab seiner Liebe abgibt. —

Da wird denn viel gelacht, und der Bräutigam, der den Brautschuh oder gar die Braut selber sich rauben läßt, weidlich geuzt und gehänselt. Alles löst sich aber in Wohlgefallen auf, und der Tanz läßt am Ende keine andere Lustbarkeit zu. Gegen Mitternacht entfernen sich die Alten, aber die Jugendlust dauert bis zum hellen Morgen fort.

In früheren Zeiten währten solche Hochzeiten zwei ja drei Tage und endeten erst, wenn alle Vorräthe, welche zur Hochzeit angeschafft worden, verzehrt waren. Das war oft ein wüstes Treiben und Schwelgen. Es ist besser geworden, und ich freue mich, das sagen zu dürfen; denn eine

Freude war es ja doch nicht für die Leute, die dann wochenlang nicht für ihren Beruf tauglich waren, Anderes, tiefer nachwirkend und unseliger, gar nicht zu erwähnen.

Höchst kostspielig ist eine solche Hochzeit. Es ist nicht selten vorgekommen, daß drei bis vier Ohm Wein, eine Viertel Ohm Branntwein, ein fettes Rind, zwei fette Schweine, sechs bis acht Kälber und ein Dutzend Spanferkel dabei aufgingen. Von diesem Verbrauche an Speisen und Getränken ist der Schluß auf die Zahl der Hochzeitsgäste leicht zu machen. Unsere Bauern wissen heutzutage besser hauszuhalten als in früheren Zeiten, ohne daß sie als in ihrem Vermögen Zurückgegangene angesehen werden dürften.

Eins aber muß ich noch hervorheben, schloß der Oheim seine Schilderung. Es ist ein bezeichnender Zug im Wesen des Hunsrückers, daß bei einem solchen Feste der Armen und Kranken mit vorwiegender Sorgfalt gedacht wird. Der Spruch der heiligen Schrift: „Vergiß des Armen nicht, wenn du den fröhlichen Tag hast," wird thatsächlich ausgeführt. Von Nahe und Fern strömen Arme, besonders Alte, herbei, und ein Glied der Familie, oft die Braut selbst, theilt reichlich aus. Niemand soll an des Kindes Ehrentag anders als frohen Herzens das Haus der Freude verlassen. Da zeigt sich kein Geiz, keine Aengstlichkeit, es möge irgendwo fehlen. Es ist für Alle reichlich gesorgt, und die Ehre des Hauses fordert überall Ueberfluß. Selbst bei dem Hochzeitszuge spricht sich der wohlthätige Sinn aus, wie Du selbst Dich heute noch als Augenzeuge überzeugen wirst. —

Wir wurden in dem Gespräche jetzt unterbrochen, denn es traten die festlich mit künstlichen Blumen, sogenannten „gebackenen Sträußchen", geschmückten Brautjungfrauen (in der Regel die schönsten Mädchen der Verwandtschaft) herein. Auf blinkenden Zinntellern trugen sie, die eine einen mächtigen Rosmarinstrauch oder Zweig, die andere ein schönes, weißes Taschentuch und einen Thaler, beides das dem Pfarrer Gebührende. Freimüthig und doch sittsam und bescheiden richteten sie ihre Botschaft, die Grüße des Brautpaares und der beiderseitigen Aeltern an den Herrn Pfarrer aus und baten um die Trauung um eilf Uhr in der Kirche, wozu ein Zeichen mit der kleinen Glocke gegeben würde.

Das Bringendürfen dieser Gaben zu dem Pfarrer ist eine hohe Ehre. Sie wird nur besonders bevorzugten, unbescholtenen Mädchen zu Theil.

Der Onkel stand jetzt auf und ging auf seine Studirstube, denn er hatte eine förmliche Hochzeitspredigt zu halten, wie es bei „großen Hochzeiten" stets verlangt und erwartet wird, und ich hatte Stoff genug, meine Gedanken zu beschäftigen.

Ich gestehe, daß dieses Brautpaar mit den wunden Herzen mich jammerte, wenn ich daran dachte, daß sie nothwendig tanzen müßten und mitmachen allen den tollen Spaß der jungen Leute, die sich vollauf und ohne jenes stechende Weh in der Brust der Freude hingeben konnten und hingaben. Wie mochte es ihnen sein, die lediglich die Opfer älterlichen Ehrgeizes und — älterlicher Habsucht geworden waren, die solch' Ziel unter dem Deckmantel älterlicher Liebe und Sorgfalt zu erreichen gestrebt hatten?

Ich saß lange stille im Garten, bis mich der Ton des kleinen Mittag- und Gebetglöckleins aus meinen unerfreulichen Träumereien weckte.

An der Hausthüre begegnete ich dem Oheim, der im Amtskleide zur Kirche ging, um den Brautzug zu erwarten. Ich eilte an das Fenster der Fremdenstube, wo ich den Zug beobachten und dann selbst zur Kirche gehen wollte, wohin bereits Leute mit ihren Gesangbüchern in der Hand wanderten, die etwas sonntäglicher als gewöhnlich erschienen in ihrer Kleidung.

Jetzt hörte ich in der Ferne die schmetternden Töne eines Marsches, und bald zeigte sich mir ein unabsehbarer Zug festlich geschmückter Menschen.

Voran zogen paarweise wenigstens zwanzig kleine geputzte Mädchen, alle „gebackene Sträußlein" auf der linken Seite des Köpfchens und Rosmarinzweige in der Hand. Diesen folgte die Musik, die aus mehreren Geigern, einem Baßfiedler, einer Klarinette und einer Posaune bestand. Jetzt kam der Bräutigam in dunkelblauem Kleide. Sein Rock war zugeknöpft, und auf der linken Brust prangte ein die ganze Brustseite einnehmender, platt aufliegender Strauß,

bestehend in Rosmarin- und Lorbeerzweigen, gemachten Blumen und Bandschleifen in den schreiendsten Farben, zumeist aber roth, blau und weiß. In der Hand trug er einen großen Rosmarinzweig, und sein ganzer Hut war mit solchen Zweigen bedeckt, an deren Blättern wieder Bandschleifen von schmaler Sorte in denselben Farben flatterten. Er war bleich, und auf seinen Zügen lag ein tiefer Ernst und eine ausgesprochene Wehmuth. Zur Rechten ging ihm sein eigener Vater, zur Linken der Vater der Braut, beide würdevoll und selbstzufrieden einherschreitend. In ihren Zügen konnte man deutlich lesen, daß sie ihrer Wünsche Ziel erreicht hatten und sich bewußt waren, daß die Kinder der reichsten Bauern heute ihre Hochzeit hielten, bei der an das Sparen Keiner von ihnen gedacht.

Ihnen folgten die zwei blühenden Brautjungfrauen, die ich bereits vor wenigen Stunden in des Oheims Zimmer in der ganzen Pracht ihres „Staates“, wie sich der Bauer ausdrückt, gesehen hatte. Hinter ihnen ging die Braut in der Mitte der beiden Brautführer, in der Regel die besten Kameraden des Bräutigams.

Lischens Aussehen trat recht hervor in seiner Kummerlast, wenn man die blühenden Mädchen vor ihr hergehen sah. Sie war hoch und schlank und vom tadellosesten Wuchse. Man konnte sie früher eine wahrhaft triumphirende Dorfschönheit nennen, voll Leben und Beweglichkeit, mit dem schnellkräftigsten Auftritte, dem stolz emporgerichteten schönen Kopfe und in schönster Haltung. Ihre Wangen blühten rosig, und war auch ihre Hautfarbe etwas dunkler, als sie bei einer Blonden, etwa Ammichen, sich fand, so erschien sie bei dem dunkeln Haare dennoch weiß. Jetzt glich sie einer geknickten Lilie! Sie war todtbleich, und der rabenschwarze Tuchanzug, das schneeweiße, bis zum Halse faltenreich gesteckte Musselintuch ließen diese Blässe schärfer hervortreten. Ihre Haltung war gebeugt, ihr Blick war zur Erde gerichtet, ihr Gang fast ein schleichender.

Dieser Anblick erschütterte mich. Armes Mädchen! rief ich halblaut aus, und mein Blick ruhte dabei zufällig auf einer Gruppe junger Frauen, die mit Wehmuth auf die arme Braut blickten, und deren eine, sie war die Jüngste derselben, ihre rollenden Thränen trocknete. War sie vielleicht auch um ihr Lebensglück von älterlicher Berechnung betrogen? — Fühlte sie deshalb tiefer als die Andern das Leid in der Brust der armen jungen Braut, die ihre Hoffnungen jetzt zu Grabe trug? — Ihr lag vielleicht das Weh noch näher! —

Die Braut trug einen einfachen Lobeerzweig vor der Brust und einen in der Hand. So fordert es die Sitte; mir kam gerade der Lorbeer, das Sinnbild des Sieges, wie ein bildlich ausgesprochener Hohn vor; denn hier war kein Zeichen dafür sichtbar, daß dieses arme Herz den schwersten Sieg errungen habe. Der Kampf aber trat sichtbar hervor. Armes Herz! —

Das meistens reiche Haar der Hunsrücker Bräute wird in der Regel und namentlich in der Gegend des Landes, dem das Brautpaar angehörte, sehr kunstvoll geflochten und aufgesteckt, daß es wie eine Krone aussieht. Dieses sogenannte „Zöpfen“ oder „Aufstecken“ sieht bei einem hübschen, blühenden Gesichtchen allerliebst aus. Da dieser eigenthümliche kunstvolle Kopfputz schon am Nachmittage vor dem Trauungstage vollendet werden muß, wenn er überhaupt rechtzeitig zur Vollendung kommen soll, so folgt, daß, um ihn nicht zu zerrütten, die Braut sich nicht zu Bette legen darf, sondern diese Nacht auf einem Stuhle sitzend zubringen muß. Vielleicht diesem quälenden Umstande ist es zuzuschreiben, daß dieser sonsthin wirklich schöne und ganz eigenthümliche Kopfputz mehr und mehr abgekommen ist. Lischen hatte nur ein ganz schmuckloses weißes Häubchen aufgesetzt, welches das bleiche Gesicht noch bleicher erscheinen ließ. Fast glich es einer Trauerhaube. S c h w a r z e Bänder hätten dem sehr bescheidenen Häubchen diese Bedeutung vollständig gegeben. Wer weiß, was in dem armen, betrogenen Herzen vorging? Wer weiß, warum sie farbige Bänder verschmähte und schneeweiße gewählt hatte? Und doch war sie schön auch mit diesem Alles aufgebenden Leide, in diesem eigentlich schmucklosen Aufzuge.

Der Braut folgte eine Schaar Jünglinge, deren Fröhlichkeit kaum sich Zügel und Zaum anlegen konnte. In den Händen trugen sie den Wein oder Branntweinkrug und das Glas da-

zu. Um die Schultern war von der Rechten zur Linken eine derbe, eiserne Wagenkette als Bandelier geschlungen, und in dieser Kette hing ein riesenhaft großes, eigens zu diesem Zwecke gebackenes, rundes Brod, das in der Mitte ein Loch hatte, wo die Kette durchgeschlungen war. An einer Schnur hing ein derbes Schlächtermesser um den Hals. Dieß Messer wurde zur Erhöhung des Spaßes häufig an der Kette geschärft, und damit wurden unglaubliche Stücke von dem großen, frischen Brode abgeschnitten und mit einem Glase Wein oder Branntwein dazu unter den Zuschauern, die eigentlich die ganze Bevölkerung des Dorfes umfaßte, besonders an Alte und Arme vertheilt.

Da diese Bursche unaufhörlich aus dem Zuge heraus tanzten und ihre Gaben austheilten, der Zug aber auf ihr Wiedereintreten in seine Reihen warten mußte, so ging er ungemein langsam vorwärts, und ich hatte Zeit, ihn in seiner ganzen Ausdehnung zu überblicken. Den jungen Burschen reihten sich nun die männlichen und weiblichen Hochzeitsgäste und Anverwandten an in bunter Reihe und ohne bestimmte Ordnung.

Als der Zug endlich die Kirche erreichte, schloß sich ein großer Theil der zuschauenden Bevölkerung an, um der Predigt und Trauung beizuwohnen. Sobald er in das Thor des Kirchhofs gelangt war, schwieg die Musik und blieb hier stehen, während in der Kirche ein rauschendes Orgelvorspiel begann, zu dem der Organist alle Register gezogen hatte. Das Brautpaar trat in einen Stuhl unfern des Altars; die übrigen Hochzeitsgäste traten in die Stühle, welche sich in ihrer Nähe befanden.

Mochte schon die rauschende Musik auf dem Wege die Braut innerlich erschüttert, und sie nur mit Mühe sich gehalten haben, jetzt, als die mächtigen Töne der Orgel erklangen, war sie ihrer nicht mehr Meister. Sie brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus, und ein kaum versiechbarer Thränenstrom erleichterte die belastete Brust. —

Die Orgel ging in die Melodie eines Vertrauen auf Gott hauchenden, schönen Kirchenliedes über, und ein wirklich melodischer, sanfter, getragener Gesang schien auf das arme Herz der Braut eine tröstliche, besänftigende Wirkung auszuüben. Sie beruhigte sich und lauschte der Predigt des Oheims, die so recht für dieses arme Herz ein Balsam war.

Der Bräutigam hatte sich männlich gehalten, so wehe es ihm auch um das Herz sein mochte, besonders als Lischen ihrem Schmerze einen so lebhaften Ausbruch zuließ. Die Trauung folgte der Predigt. Ergeben in ihr Geschick und getragen von dem Eindrucke der tief ergreifenden Predigt trat sie an den Altar und sprach laut und vernehmlich das ewig bindende: Ja, lauter, fester selbst als ihr Bräutigam. Mich durchzuckte dabei ein jäher Schmerz! Eine schwere Ahnung ging mir durch die Seele! —

In derselben Ordnung, nur ernster kehrte der Zug zum Hochzeitshause zurück, wo denn das Alles erfolgte, was mir der Oheim erzählt, nur mit der Ausnahme, daß die Braut entschieden den Tanz ablehnte, und bei ihrem sichtbaren Leide auch der Kauf des Schuhes unterblieb. Ueberhaupt soll die Hochzeit auffallend ernst und ruhig verlaufen sein. —

Der Oheim blieb in der Kirche, und ich — setzte mich in einen verborgenen Winkel, um das zweite Paar mit den gebrochenen Herzen zu beobachten.

Es ist ein Gebot der Sitte, daß in die Kirche die Braut den Vortritt hat, aus ihr der junge Gatte. Hier war es anders.

Keine Seele begleitete das schöne, tiefernste Paar, das kein Zeichen des Schmuckes an sich trug, nicht einmal den Lorbeer und Rosmarin; aber der Bräutigam führte die wohl auch bleiche, aber in ihrer Einfachheit wunderschöne Braut an der Hand. Das war etwas Neues, Bedeutungsvolles. Der Oheim sagte, es sei ihm nie vorgekommen, aber es habe ihn bewegt. Kein Glöcklein erklang; kein Orgelton durchbrauste das alte, ehrwürdige Gotteshaus. Todesstille überall. Keine Seele außer dem Brautpaar, dem Küster, dem Oheim und mir war in der Kirche.

Stille trat der Oheim an den Altar und betete — ich fühlte es in meinem Herzen, — er betete für die beiden Paare, deren eigenthümliches Schicksal er ja kannte. Nun trat Hand in Hand das Brautpaar vor den Altar, wo der Oheim aus dem

Herzen eine tief ergreifende Rede hielt, dann das Formular der Agende las und das Ja forderte. Laut und fest sprach es jetzt der Bräutigam, leise, fast hingehaucht die Braut, die ihren Thränen freien Lauf ließ. Aber auch der Bräutigam war ergriffen vom Ernste des Augenblicks, bewegt von dem andringenden Ernste der Rede. Er wischte ein paar Thränen weg, doch so rasch, als schäme er sich dieser Zeichen eines mächtigen Gefühls, dessen Wogen seine Brust durchströmten.

Ebenso stille, wie sie gekommen, verließen sie die Kirche, nach dem den Knieenden mein Oheim die segnende Hand auf's Haupt gelegt hatte.

Das Wandern der Braut und des Bräutigams, sonst noch ein Festtag für die Brautjungfrauen und ein Tag froher Laune, voll von beziehungsreichen Anspielungen und Scherzen, verlief stille, ohne daß, wie es sonst zu geschehen pflegte, Aller Augen den hochaufgestappelten Hochzeitswagen begleiteten, der allen Prunk des jungen Haushalts zur Schau zu tragen pflegt.

Ueber das aufsehenlose Hinüberwandern in den Kreis einer neuen Wirksamkeit und eines neuen Lebens erfreute sich der Oheim.

Es liegt ein feiner, sittlicher Takt darin, sagte er; man sieht, hier haben die beiden Alten nichts mehr zu sagen. Wäre dieß, so würde der Hochmuth des reichen Bauern sich so breit gemacht haben, als es ihm nur möglich gewesen.

Von da ab war es, als seien die beiden jungen Paare aus den Augen der Leute verschwunden. Sie hielten sich innerhalb der geheiligten Räume des Hauses in stiller, ordnender Thätigkeit. Erst am Sonntage sah ich sie wieder, als sie in der Kirche waren. Im Ausdrucke ihrer Züge war nichts geändert, keine heitere Miene sichtbar.

Sie sind noch nicht eingewöhnt, sagte ein alter Bauer zu mir, aber es gibt sich Alles. Drunten in Schneiders wird Alles gut; denn der junge Mann ist eine brave Seele. In Bärmanns fürchte ich mehr, denn das Lischen ist heftig und herrisch. Ich bin ihr nächster Nachbar und kenne sie von Kindesbeinen an. Sie regierte als Mädchen das Hauswesen schon; denn ihre Mutter war eine schwache Frau, die dem Lischen allen Willen ließ. Nur der Vater war eisenfest, dem gehorchte sie alleine, aber auch blind, nicht aus Liebe, sondern aus purer Furcht. Gebt Acht, da gibt's trübe Tage, wenn nicht der junge Mann Augen hat und nicht sieht, Ohren hat und nicht hört; er müßte denn eine eben solche Eisennatur sein wie der alte Bärmann, und dann — ich glaub', dann verzehrt sich Lischen! Denkt an mich! —

Diese Worte, gesprochen von einem alten Manne, schienen mir wahrhaft prophetisch zu sein, — aber sie legten einen dunkeln Schatten auf Lischens Leben, der sich nicht verzog. — Der alte Stimmel hatte wahr prophezeit!

III.

Den lieben alten Oheim mußte ich früher verlassen, als es in meiner Absicht gelegen; denn lieber Besuch im Aelternhause rief mich heim. Damals ahnete es mir nicht, daß ich zwei volle Jahre den Oheim nicht wiedersehen würde; allein die Hindernisse lagen in meinem Lebensgange, nicht in meinem Willen.

Alle Vorzeichen des Sturmes aus Westen waren schon erkennbar; in den Gemüthern lag eine trübe, düstere Ahnung von dem, was da kommen sollte, als ich wieder, wenn auch auf wenige Tage nur, zum Oheim gehen konnte. Während dieser zwei Jahre hatte ich nichts von den zwei jungen Ehepaaren gehört, deren Geschick mir so nahe ging. Was mochte aus ihnen geworden sein? Wie mochte sich ihr Leben gestaltet haben? wie ihr Herzenszustand geworden sein? Das waren Fragen, die mir in der Seele lagen, und die ich vom Oheime gewiß beantwortet bekam in vollauf genügender Weise.

Wenn ich meine Schritte beflügelte, so hatte allerdings das Verlangen, den theuern Oheim einmal wiederzusehen, die vorherrschende Gewalt in mir; allein ich will es gar nicht in Abrede stellen, daß die beiden jungen Ehepaare nicht geringen Antheil daran hatten. Wie manchmal hatte ich selbst unter den Arbeiten des Berufs an sie denken müssen, und wie hatte ich mir die Lage derselben ausgemalt! Kamen die Bilder meiner Einbildungskraft der Wirklichkeit nahe, oder lag diese weit ab

von dem, was ich mir gedacht hatte? — Zwei Jahre sind eine lange Zeit. Die sogenannte „Rosenmonate" liegen weit zurück, vielleicht sind sie schon begraben und diese Gräber überwuchert von Dornen und Disteln der Gewöhnlichkeit und den Fehlern der armen, sündhaften Menschennatur. In solcher Zeit kann manche Wunde heilen, manche sich unheilbar erweitert haben! —

Wer wollte es mir verargen, daß ich ein lebhaftes Verlangen im Herzen trug, zu erfahren, wie es geworden, und wie es nach zweien Jahren war? — Ich lag dießmal nicht so lange unter der alten Wettereiche, die noch ebenso grünte, als damals, da ich zu den beiden Hochzeiten kam; doch es war nicht allein die innerliche Macht, die mich wegtrieb, sondern auch die herbstliche Jahreszeit, die ringsum den Gesichtskreis in dichte Nebel gehüllt, deren mächtigen Schleier die Sonne vergeblich zu durchbrechen sich bemühte. Boden und Sträucher hingen voll dicker Tropfen, und das Wandern im Walde, sonst meine Lust, war heute sehr unangenehm. Völlig durchnäßt kam ich endlich mit dem sinkenden Abende bei dem Oheim an, den ich in gewohnter Frische und Heiterkeit antraf.

Als nach dem Abendessen jene gemüthliche Ruhe kam, die eine dampfende Pfeife und ein warmer Ofen so angenehm erhöhen, konnte ich die Fragen nicht mehr länger zurückhalten.

Je nun, antwortete der Oheim, die zwei Jahre, die seit der Hochzeit zu Grabe gegangen sind, haben allerdings Vieles geändert. Der Schmerz der Trennung ist überwunden, soweit man von Außen so ein Innerliches zu beurtheilen vermag.

Dem Gatten Ammichens wurde es leichter als dem Lischen. Er hatte ein Weib, dessen hohen Werth, dessen sittliche Reinheit, dessen mildes Herz, dessen hingebende Treue er nicht genug zu preisen wußte.

Hatte? fragte ich betroffen.

Unterbrich mich nicht, Fritz, sagte der Oheim, Du willst ja doch die Geschichte genau kennen lernen?

Ihm ging es schwer ein; denn er hatte Lischen unaussprechlich lieb gehabt; aber ein Blick in Bärmanns Haus ließ ihn genugsam erkennen, welche merkwürdige Aenderung bisweilen vor sich geht, wenn das Frauenhäubchen auf dem reichen Haare sitzt, das einst in langen, üppigen Flechten dem Kamme den Gehorsam zu kündigen jeden Augenblick bereit war.

Ammichens wirklich frommes Herz war von dem heiligsten Pflichtgefühle erfüllt, und den Gedanken an die Jugendliebe überwandt sie mit ihrer sittlich religiösen Gesinnung. Ob der Kampf ihr ein leichter war, will ich damit nicht sagen, ja ich möchte mich dem Gegentheile zuneigen, weil ihr Gefühl tief und wahr ist. — Und doch wurde er weniger schwer, weil der junge Gatte jeden Tag mehr die Perle schätzen lernte, die ihm zugetheilt war. Er mochte wohl Vergleiche genug angestellt haben, und daß sie zu Ammichens Vortheile ausfielen, war um so gewisser, als er sie täglich lieber gewann, sie wirklich, wie er gesagt, auf den Händen trug und auch ihr Herz sich zuwandte. Er war überhaupt ein Muster in allen Beziehungen, und Ammichens Aeltern wurden nicht müde, sein Lob auszubreiten. Sie grade empfanden das recht lebhaft. Gegen sie konnte ein leiblicher Sohn nicht sanfter, vorsorglicher, liebevoller sein, als er war. Auf dem Häuschen ruhte recht sichtbarlich ein Segen. Alles gedieh unter ihren Händen. Ammichen und die Mutter schalteten und walteten im Innern desselben. Da war eine Reinlichkeit, eine Ordnung, daß man seine helle Lust daran sah.

Die beiden Männer besorgten den kleinen Ackerbau und woben wechselseitig im Webstuhle, wenn das Wetter die Arbeit im Acker verbot. Auch das Häuschen des alten Schneider sah schnell anders aus. Ein neues Strohdach entstand unter des jungen Mannes Händen, und da er Geschick zu Allem hatte, so strich er es, nachdem er die Wände ausgebessert, äußerlich schmuck an. Ammichen und ihre Mutter legten in der „Pütze," das heißt im Wiesengarten, der sich hinter dem Hause bis zum Bache hinabzieht, eine Bleiche an und verdienten damit hübsches Geld, das den Weberverdienst ansehnlich ergänzte.

Der Mangel, der je und dann wohl bei Schneiders eingekehrt war, schwand mehr und mehr, und die Sorge lagerte sich nicht mehr wie ein dichter, dunkelnder

Herbstnebel auf die Herzen. Das erkannten die Alten, das leuchtete Ammichen ein, und die Quelle zu erkennen, lag so nahe. Mußte das nicht ihr Herz dem Gatten zuwenden, der sich so sichtbar um ihre Liebe bewarb, der sie so sehr verdiente? Ein neues Band wob ein kleines Mädchen, in dessen Zügen der schönen Mutter Bild Einen wie aus einem Spiegel anlächelte. Das war ein neuer, wunderbarer Segen für das Haus, und man sah in Ammichens mildlächelnden Zügen, in ihren wieder aufblühenden Wangen, in ihren wieder so wunderbar strahlenden Augen einen neuen Morgen kommen, den das rosige Licht der Frühsonne verklärte. Leider sollte die Freude, das Glück, getrübt werden durch ein Ereigniß, dessen Schwere Alle gleichmäßig fühlten. Ammichens Mutter fing zu kränkeln an und starb, ehe die liebliche, kleine Enkelin noch die Füßchen zu den ersten Laufversuchen stellte.

Sie war eine vortreffliche Frau, und die Lücke, die durch ihren Tod im Hause entstand, war sehr fühlbar. Die ganze Last der Hauswirthschaft lag auf Ammichen, und sie hatte das kleine Kind dazu jetzt allein zu besorgen. Die Tuchbleiche konnte sie unmöglich mehr betreiben, obgleich sie viel eingebracht. Da sagte der junge Gatte zu Ammichen: liebes Kind — wie er sie gerne nannte — ich will Dir nun zur Hand gehen; unser herziges Kind werde ich besorgen helfen, und bei der Bleiche ersetze ich die Stelle der guten Mutter!

Ammichen sah ihn mit herzgewinnendem Lächeln an und sagte: wenn's so leicht gethan wäre? —

Die Liebe zu Dir macht mir Alles leicht, und ich denke, an Geschick dazu soll es mir nicht fehlen, antwortete er. Als er das Wort: Liebe aussprach, sah sie ihn schalkhaft lächelnd an und meinte: wenn's wahr wäre?

Einen Andern hätte das kränken und unmuthig machen können, ihn nicht. Er zog sie an sich und sah ihr in das schöne blaue Auge, indem er sagte: wüßte ich nicht, wie Du mich so gerne neckst, ich würde über so ein Wort böse oder auch traurig werden können!

Laß Beides bleiben! rief sie lachend und entwand sich seinen Armen, und das Erröthen, das ihr schönes Gesichtchen übergoß, gab dem Worte eine Bedeutung, die in seinem Herzen den reichsten Schatz von seliger Freude vermehrte.

Von da an war es so, wie er gesagt. Er verdoppelte seine Thätigkeit. Er gönnte sich keine Ruhe. Wie auch Ammichen wehrte, es half nichts. Nun scheint es, als ob er sich in dem Wasser, zu dem ihn das Bleichen im Vorsommer trieb, verdorben, heillos verkältet hätte Kaum war es anders möglich. Das Wasser des Baches ist eisig kalt. Oft stand er mit blosen Füßen in diesem Wasser. Er ging in dem Eifer, Ammichen ihre Last zu erleichtern, offenbar über jene Grenze hinaus, welche ihm die Rücksicht auf seine Gesundheit hätte setzen müssen, zumal in seiner Familie die Schwindsucht nicht selten vorkam, woran er freilich nicht von ferne dachte. Hatte man bei Ammichen einst den trockenen Husten gefürchtet, dieser sich aber völlig verloren, so war ein solcher jetzt bei ihm ein Gegenstand banger Befürchtung geworden, und leider mit Grund.

Das Uebel, zu dem in seiner Natur — auch seine schlanke Gestalt, seine nicht sehr gewölbte Brust sprach dafür — der Keim zu liegen schien, wuchs und nahm einen außerordentlich schnellen Verlauf. Schon im folgenden Herbste, dem letztverflossenen, als ihn Ammichen mit einem prächtigen Buben beschenkte, konnten nüchterne, beobachtende Augen die „Grabblume“ auf seinen Wangen blühen sehen. —

Du weißt, Fritz, daß das Volk die heftige Röthe auf den Wangen an der Schwindsucht Leidender so bezeichnet und damit das Wahre trifft.

Die das sahen und ein nicht fernes Ende prophezeiten, hatten recht. Ein Blutsturz brachte seinen frühen Tod. Am ersten Adventssonntage legten wir ihn neben seine Schwiegermutter in's Grab.

O mein Gott! rief ich aus. Muß denn das arme Ammichen den Leidenskelch zweimal bis auf die Hefen leeren? —

Du hast recht, Fritz, sagte der Oheim, und sein Gesicht spiegelte die Gefühle seines Innern ab.

Ammichen, fuhr er nach einer Pause, die manchen theilnehmenden Seufzer gebar, wieder fort, ist ein zartes Wesen.

Sie hat nicht jenen robusten Körperbau, den sonst die Frauen und Mädchen unseres Hochlandes besitzen. Es lag viel Grund vor, das Schlimmste für sie zu befürchten. Jetzt erst zeigte es sich, wie innig sie ihren Paul geliebt. Sie war Mutter zweier Kinder, und das Pflichtgefühl war in ihr eine Macht, die dem Einflusse des Gefühls Halt gebot. Sie erkannte, daß, wenn sie wie bisher ihrem Gefühle sich zu rücksichtslos überlasse, fast mit Gewißheit vorauszusehen war, daß ihre Kinder bald vater- und mutterlose Waisen sein würden. Sie erschrack bei diesem Erkennen auf's Heftigste, und ich darf es wohl sagen, daß ich mir es angelegen sein ließ, ihr die Augen zu öffnen; aber ich bewunderte das junge, zweimal bis in's Innerste getroffene und verwundete Weib. Sie faßte meine Hand und sagte: Sie haben recht, Herr Pfarrer. Sie sollen erleben, wenn es Gottes Wille ist, daß ich überhaupt in der für mich so leidensvollen Welt länger zu leben bestimmt bin, ich mich ermannen werde, um der heiligen Pflicht der Mutter zu genügen. Sie hat Wort gehalten. Ihre sittliche Kraft hat sich siegreich bewährt.

Freilich steht ihr ein Schweres bevor. Der Vater ist alt; die Kinder fordern ihre ganze Aufmerksamkeit und Sorgfalt. Die Weberei und Bleicherei muß wegfallen. Der geringe Ackerbau ernährt sie alleine nicht, und er ist selbst für die Kraft des alten Mannes eine zu schwere Aufgabe. Nun Eins steht in meiner Seele fest: Gott wird sie nicht in Elend versinken lassen! —

Der Oheim stand auf und trat an's Fenster. Draußen fiel der erste Schnee, der aber schnell schmolz auf der noch warmen Erde. Er wandte sich gegen mich um.

Fritz, sagte er in weichem Tone: sieh', mit meinen Befürchtungen für Ammichen wird es sein wie mit diesem ersten Schnee. Er droht uns mit dem Winter, aber er schmilzt, wie er die Erde berührt!

Gott walte es! sagte ich — denn auch in meiner Seele hatten des Oheims Befürchtungen schmerzliche Gefühle für das schwergeprüfte junge Weib geweckt.

Aber wie geht es denn drüben in Bärmanns, Oheim? fragte ich.

Ja so! rief er aus, und der schmerzliche Ton seiner Stimme klang noch nach. Er setzte sich wieder zu mir und hob zu erzählen an. Du erinnerst Dich noch, was vor zwei Jahren der alte Stimmel zu Dir sagte. Ich habe, als Du mir das erzähltest, nichts erwiedert, aber ich habe das Wort des ehrlichen Stimmel wohl behalten. Er hatte vollkommen recht. Es stellte sich nur zu bald heraus, daß in Lischens leidenschaftlichem Wesen der Grund künftigen ehelichen Jammers liege. Wie sie selbst fühlte, konnte ein inniges Verhältniß zwischen ihr und ihrem Gatten nicht aufkommen. Die Liebe fehlte bei ihnen.

Mißvergnügt mit der Welt war sie hart gegen ihren Vater, der ihr Lebensglück zerstört um des Mammons willen; sie trug diesen innerlichen Unmuth auf ihren Gatten über, und er artete, als dieser ihr mit ernster Weise entgegentrat, in einen wahren Haß aus. Sie ging ihre eigenen Wege, redete fast nie ein Wort mit Vater und Gatten, war selbst im höchsten Grade lieblos gegen andere Menschen. Selbst gegen das Gesinde war sie herrisch. Niemand konnte es ihr recht machen, auch wenn die Leute Alles aufboten, ihren Wünschen zu entsprechen.

Ihr Gatte war namenlos unglücklich. Ihr Vater trug das unkindliche Wesen zuletzt als wohlverdiente Strafe, und als er mir einst bittere Klagen führte, bekannte er selbst, daß er es verschuldet habe. Was hab' ich mit der reichen Heirath erzielt? rief er aus. Unser Aller Elend und Unglück! Mein Schwiegersohn ist der beste Mensch von der Welt. Er hat Alles versucht, was man im Guten vermag, aber es war der warme Hauch eines Mundes in einen leeren, eisigkalten Raum. Es bleibt, wie es ist, und ich bereue schwer, was ich gethan. Möge Gott mir es vergeben!

Ich selbst, sagte der Oheim, ging zu ihr, um einen Versuch zum Bessern zu machen. Laut weinend empfing sie mich. Meine Vorstellungen hörte sie ruhig an, soweit sie ruhig sein konnte; denn es war eine krankhafte Ueberreizung ihres Wesens, was alle diese Wirkungen hervorbrachte, eine Ueberreizung, die nothwendig zu einer frühen Auflösung führen mußte. Man sah es ihr an, daß sie krank war.

Mitten in meinen Versuchen, sie auf bessere Wege zu bringen, rief sie plötzlich aus: warum habe ich das verhängnißvolle Ja ausgesprochen? Ich habe es in kindlichem Gehorsam gethan! Aber reicht so weit die älterliche Gewalt, daß sie aus selbstsüchtigen, hochmüthigen und habsüchtigen Gründen des Kindes Glück zertreten darf? Es trat ein Zustand ein, der an Verzweiflung grenzte; sie raufte ihr schönes Haar und war außer sich selbst.

Als ich ihr die Sünde vorhielt, die sie an ihrem braven Manne, an ihrem Vater beginge, zitterte sie an allen Gliedern und sank mit dem Kopfe an den Rand des Tisches. Ströme von Thränen entflossen ihren Augen. Endlich gelobte sie mir, in eine andre Bahn einzulenken. Leider hatte ich kein Vertrauen auf dieses Gelöbniß und ging mit dem Bewußtsein vergeblicher Arbeit heim.

Einen Tag hielt sie sich, aber auch nur einen; dann fiel sie wieder in ihr altes Thun zurück. Ich glaube, daß eben das stille Glück Ammichens und Pauls den immer sich erneuernden Grund zu allen diesen Erscheinungen legte. —

Mit Pauls Tod wurde es anders. Er ergriff sie furchtbar. Er war, als ob mit seinem Tode die Ueberreizung ihres Wesens plötzlich nachgelassen hätte, und nun die tiefste Erschlaffung eingetreten wäre. Sie wurde stille. Ihre Kräfte schwanden hin, und nach einem Vierteljahre schien es, als könne sie sich nicht mehr aufrecht halten. Sie mußte sich niederlegen. Bald traten eigenthümliche Erscheinungen ein. Sie redete mit Paul. Sie sagte ihm, sie verstehe sein Winken; sie werde ihm bald folgen, denn in diesem Leben habe sie nichts mehr zu hoffen. Sie sprach das mit offnen Augen, sah dabei in eine Ecke und lächelte liebevoll dem Bilde zu, das ihre erhitzte Einbildungskraft ihr vormalte. Um die Ihrigen trug sie keine Sorge mehr. Sie waren für sie nicht da. Sie durften um ihr Bette stehen, sie sah sie nicht, und wenn sie sie anredeten, zuckte sie zusammen, als habe sie eine giftige Natter gestochen. Dann schloß sie das Auge, ohne indessen zu schlafen.

Ihr Zustand war ein so eigenthümlicher, daß selbst der geschickte Arzt an ihrer Rettung verzweifelte.

Ihre Kräfte sanken immer mehr, und der Zeitpunkt ihrer Auflösung rückte sichtlich näher. Die Unterredungen mit Paul kamen häufiger. Sie klagte ihren Vater, Alle, die sie überredet hatten, an, Urheber ihres Elends zu sein. Sie fluchte dem Reichthume, der sie elend gemacht. Dann fiel sie in rührende Klagen um ein verlorenes Lebensglück und ein zerrüttetes Leben, bat Ammichen um Vergebung, daß sie sie gehaßt. In den letzten Stunden ihres Lebens schien eine andre Seite ihres Wesens hervorzutreten. Sie rief ihren Gatten an ihr Bette; sie bat ihn um Vergebung der bitteren Tage, die sie ihm bereitet. Sie vergab ihrem Vater, was er an ihr verschuldet, und ließ dann, mitten in der Nacht, ihren Gatten noch einmal an ihr Bette rufen. Alle Anwesenden mußten sich entfernen. Was sie mit ihm geredet, weiß Niemand. Er hat nie ein Wort darüber gesprochen; aber es mußte etwas ganz Besonderes gewesen sein, denn Peter weinte heftig, und sie lächelte zufrieden und lag da wie eine Verklärte.

Gegen Morgen sank sie in einen sanften Schlaf, wie er ihr während ihrer langen Krankheit nicht zu Theil geworden war. Die bei ihr Wachenden schliefen selbst einmal ein und um so tiefer, als auch sie des Schlafes lange hatten entbehren müssen.

Als sie endlich die Vorhänge zurückzogen, die das Bette der Leidenden umgaben, lag sie mit gefalteten Händen da. Ihr Antlitz war von einem verklärenden Lächeln übergossen, aber die Strahlen der Herbstsonne fielen auf eine — Leiche.

Friede sei mit der Armen! Vor acht Tagen haben wir sie in's Grab gesenkt. — Ihr Vater wird ihr bald folgen. Er hat bereits Peter sein ganzes Vermögen vermacht, weil der ihn mit kindlicher Treue pflegt. Sein Ende kann nicht ferne sein! —

Damit endete der Oheim seine Erzählung und bat mich, nun dieser Geschichte nicht ferner zu gedenken. Es sei ihm schwer geworden, sagte er, noch einmal alle die bitteren Folgen älterlicher Verblendung an sich vorübergehen zu lassen, die — dennoch, so klar sie auch vor Aller Augen da-

lägen, die Früchte nicht tragen würden, die man erwarten mochte, und die davon zu wünschen wären. —

Glaube mir, lieber Fritz, das Reimlein hat und behält Recht:

Die Welt wird alt und wieder jung,
Und doch gibt's kaum Veränderung;
Und bis die letzten Herzen erkalten,
Bleibt's bei den Menschen immer — bei'm Alten.

IV.

Die wenigen Tage, die ich bei dem Oheim blieb, flogen schnell dahin. Als ich schied, ließ ich mir freilich nicht träumen, daß eine Reihe von Jahren hingehen würde, ehe ich das stille Hunsrücker Dorf wiedersehen würde, dessen einfache Geschichten ich bisher wahrhaft mitgelebt hatte.

Der Mensch denkt's, Gott lenkt's.

Als ich wieder die rheinischen Berge hinabstieg zu den Ufern des schönen Stromes und mich von der Höhe herab an seinen grünen Fluthen erfreute, dachte ich ebensowenig daran, daß ich diesen paradiesischen Ufern so bald den Rücken kehren würde.

Meine Examina lagen hinter mir, aber ein pfälzischer Kandidat mußte sehr oft die Erfahrung des Kranken am Teiche Bethesda machen. Diejenigen, welche nahe dem Kirchenrathe lebten und gewichtige Fürsprecher hatten, erreichten ihr Ziel, und der, welcher fern von der Hauptstadt lebte, hatte das Zusehen. Wenn er zum Teiche kam, hatte ein Anderer das Bewegen seiner Fluthen durch des Engels Hand benutzt.

Sie hatten ohnehin bei ihrer großen Zahl das nicht eben beneidenswerthe Vorrecht, zu einem recht verständigen Alter zu gelangen, ehe sie in ein Amt eintraten. Daher ergriffen sie gerne die Gelegenheit, wenn ihnen etwa eine Hauslehrerstelle sich darbot.

Grade so war es damals mit mir. Besondere Verbindungen mit Sachsen trugen die Frucht, daß mir eine Hauslehrerstelle bei einer adeligen Familie dort angeboten wurde. Die Bedingung aber war daran geknüpft, daß ich schnell dort eintreten müsse.

Die Stelle war gut. Der Freund meines Vaters, der vermittelt hatte, schilderte die Familie so vortheilhaft, das Leben bei ihr so ungezwungen und angenehm, daß ich mich rasch entschloß, die Stelle anzunehmen, und darum so schnell als möglich abreisen mußte. Zum Oheim konnte ich nicht mehr kommen. Ich mußte ihm ein schriftliches Lebewohl sagen.

Große Veränderungen des Zustandes der Welt und der Völker traten ein, während ich in der Ferne war; selbst die alte, gute Pfalz segnete das Zeitliche, und die Franzosen waren unbestrittene Herren des linken Rheinufers, als ich endlich wieder heimkehrte, um meinen alten Vater im Amte zu unterstützen, das er nicht mehr allein tragen konnte.

Ich fand die Meinen alle wieder, selbst der liebe, gute Onkel auf dem Hunsrücken lebte und erfreute sich noch einer für seine Alterstage frischen Kraft und Gesundheit.

Viel, unendlich viel war da zu fragen, zu erzählen, zu hören, und doch kam immer Neues wieder vor, da die Ereignisse mit einer Mannichfaltigkeit und Raschheit eingetreten und vorübergegangen waren, daß sie bei Verschiedenen auch die verschiedensten Eindrücke hinterließen. Indessen gab es doch manche, deren Eindrücke tief und bleibend waren, und dazu konnte man das erste Kommen des Revolutionsheeres rechnen, das von Trier her kam, die Oesterreicher, namentlich die Rothmäntel oder Sereczaner vor sich hertrieb und dann wie eine verheerende Fluth sich über den Hunsrücken und die Thäler des Rheins ergoß.

Meine erste freie Zeit trat nach dem Ablauf der festlichen Hälfte des Jahres ein. Die Zeit nach Pfingsten, die schönste des Jahres, führte mich wieder einmal den wohlbekannten Weg zur alten Wettereiche hinauf und in das Wiesenthal, wo der alte Oheim lebte.

Die Freude des Wiedersehens nach so langer Trennung war groß und für mich um so größer, als ich den lieben, theuern Greis noch so geistig und leiblich frisch wiederfand, als seien die Jahre, die seit meinem letzten Besuche bei ihm vorübergegangen waren, Wochen oder Monate gewesen. Und doch, was schlossen sie Alles in sich! —

Mein guter Oheim war bis auf das letzte Hemde, das er auf seinem Leibe trug, gänzlich ausgeplündert worden und

mit ihm fast alle Häuser und Familien des Dorfes, und von diesem Geschicke fing man erst jetzt an, sich zu erholen. Eine Viehseuche, die alle Rinder hinraffte, vollendete mit der tagtäglichen Einquartirung das das Land zerrüttende Elend. Doch auch diese Wunden begannen allmählig auszuheilen, aber die Erinnerung an die Mißhandlungen und Drangsale jener Tage hatte sich unauslöschlich tief in die Seelen eingegraben.

Der Oheim erzählte mir seine Erlebnisse. Oft zitterte ich vor Angst um den Greis, oft vor Entrüstung über die rohe Gewaltthat, die auch das greise Haupt nicht schonte und es mißhandeln konnte.

Ich gestehe, daß die Erzählung dieser Erfahrungen mich gar nicht darauf kommen ließ, einmal nach denen zu fragen, die einst in so hohem Grade meine Theilnahme in Anspruch genommen hatten. Erst als der Strom der Erzählungen seichter wurde und langsamer floß, fand ich Gelegenheit, nach Peter und Ammichen zu fragen.

Diese Fragen habe ich längst erwartet, sagte ernst der Oheim, und wären sie nicht erfolgt, so hätte es mich unangenehm berührt, daß Du derer hättest vergessen können, die einst in ungewöhnlicher Weise Deine Seele beschäftigten.

Als die Franzosen einzubrechen drohten in das schöne, reiche Pfälzerland und in das des geistlichen Churfürsten von Trier, da sagte sich Jeder: diese Rotten wilder Gesellen bringen uns nichts, sondern nehmen uns, was wir haben. Und diese Meinung wurde natürlich verstärkt, als man erfuhr, daß die „Grundelcher", wie man die französische Infanterie nannte, barfuß gingen und es um ihre Bekleidung, namentlich auch um die Hemden, gar übel stehe, darum denn auch das Einschlägliche versteckt werden müsse.

Da war es eines Jeden Sorge, das Werthvollste auf die Seite zu schaffen. Es war eine Zeit der Angst und Sorge. Grade damals lag Ammichens alter Vater tödtlich krank darnieder. Er war brustleidend, wie es zeitig viele Weber werden, und nach langem Krankenlager starb er, die letzte männliche Stütze der armen, noch so jungen Frau.

Wer sollte nun die Äcker bauen? Diese Frage lag centnerschwer auf Ammichens Seele; aber die Last wurde auf wunderbare Weise von ihrer Seele genommen. Zur rechten Zeit nämlich wurden die Aecker gestürzt, besäet und gewalzt, und doch sah Niemand die Hand, die das gethan, weil die Arbeit meist Nachts gethan wurde, wenn Andre ruhten und schliefen und der Mond silberhell vom Himmel schien. Als sie es erfuhr, war es zu spät, nachzuforschen. Zwar war nur Eine Meinung, aber Niemand konnte es mit Gewißheit sagen. Es blieb Vermuthung, die der mit Entschiedenheit wegwies, dem man es allein zutraute. So wurden ihre Wiesen gemäht, und sie durfte nichts weiter thun, als das Heu trocknen und heimfahren lassen.

Eines Tages, als Ammichen nach Simmern oder Castellaun gegangen war, und eine Jugendfreundin die Kinder in ihr Haus genommen hatte, wurde ihre Hausthüre nach dem Hinterhause geöffnet, — nämlich die Hinterthüre nach der „Pütz".

Und sie bestohlen? fiel ich hastig ein.

Der Oheim schüttelte den Kopf. Der, welcher dieß gethan, mußte genau wissen, daß Ammichen heute die letzte Frucht dem Müller zum Mahlen gegeben; denn als sie heimkam, lag auf ihrem Speicher ein Haufen herrlichen Kornes, der sie bis weit über die Ärndte hinaus vor Brodmangel sicher stellte. Damit war dieß seltsame „Heinzelmännchen" nicht zufrieden. Ammichens Kiste war geöffnet worden, und da in der kleinen Nebenlade, in der Geldbüchse, auch nur noch einige Kreuzer sich befanden, so legte er eine Rolle von fünfzehn „neuen Thalern", Kronenthalern nämlich, in diesen kleinen Raum.

Ammichen fand sie erst nach einigen Tagen und erschrack nicht wenig darüber. Sie ahnte, daß das Alles nur von Einer Hand kommen konnte, und doch war ihr keine Gelegenheit gegeben, Peter'n zu sprechen, denn er mied ihre Nähe geflissentlich. Wie sollte sie ihm danken? Als der Winter kam und sie kein Holz hatte, aber auch ihrer Kinder wegen nur selten in den Wald gehen konnte, Raffholz zu sammeln, fand sie eines Morgens einen hohen Haufen Reisig hinter ihrem Hause aufgeschichtet und daneben einen bedeutenden Haufen gespal-

tenen Buchenholzes. So sehr sie auch dessen bedurfte, es bereitete ihr ein drückendes Gefühl.

Einmal traf sie ihn alleine in der Ecke, an der die Pütze des ehemals Bärmannischen Hauses mit der ihrigen grenzte. Peter, sagte sie weinend, (denn sie konnte das mächtig in ihr wallende Gefühl nicht bemeistern) Du überhäufst mich mit Wohlthaten. Wie soll ich Dir danken? Es ist zu viel, was Du an mir thust.

Er sah sie an, und seine Wehmuth, sein Ergriffensein machte sich im Erbeben seiner Stimme Luft. Ammichen, sagte er endlich, warum willst Du mir nicht gestatten, etwas für Dich zu thun? Ich stehe allein in der Welt und habe für Niemanden zu sorgen. Glaubst Du, ich habe vergessen, was Du mir einst warst? Wollte Gott, ich könnte die Tage zurückrufen, welche die glücklichsten meines Lebens waren!

Er wandte sich ab und ging seinem leeren Hause zu, — und sie stand und sah ihm nach, wie er so dahinschritt und leise mit der Hand über die Augen fuhr, und in ihrem Herzen regte sich die alte Liebe wieder für den, der einst ihr Alles war, von dem die Menschen sie weggerissen, die eine Saat des Elends gestreut, die üppig wucherte.

Das, was der arme, schwer, wenn auch in anderer Weise geprüfte Peter gesagt, bewegte sie oft in ihrer Seele, und nie schlief sie ein, ohne auch für ihn um Heil und Segen gebetet zu haben.

Es war eben um die Zeit, als die Franzosen das Land überschwemmten. Eine große Zahl drang in das Dorf. Das Pfarrhaus, das Haus Peters und seines Vaters und noch zwei oder drei andere waren die Zielpunkte derselben. Eine heillose Plünderung begann, und das Jammergeschrei der Weiber und Kinder erfüllte die Luft.

Es war aber gerade so, als stünde ein schützender Cherub vor dem versteckt liegenden Häuschen Ammichens. Kein Franzose sah es, oder der, der es sah in seiner Unscheinbarkeit und Armuth, mochte denken, daß da nichts zu finden und zu holen sei. Es blieb verschont. Desto wilder ging es in Bärmanns Hause zu. Peter mußte flüchten und Alles im Stiche lassen; denn Einer hatte schon einen Säbelhieb nach ihm geführt, dessen Wucht er durch eine geschickte Wendung entgangen war.

Immer neue Haufen drangen ein, und der Ruf: Bauer, Geld! erschallte von allen Seiten. Zwei hielten ihn fest, die ihn oben im Hause, wo er sich verstecken wollte, ergriffen. Als er ihnen Alles gegeben, was er noch bei sich trug, feuerte der Eine seine Pistole auf ihn ab. Die Kugel streifte ihn am Kopfe, und er sank betäubt zur Erde.

Niemand kümmerte sich weiter um ihn. Als sie das Haus rein ausgeplündert und greulich verwüstet hatten, und gleicherweise im Dorfe ihre heillose Arbeit vollendet war, verließen sie es, beladen mit dem, was sie gefunden.

Nicht zufrieden damit, das Dorf und in ihm die besten Häuser ausgeraubt zu haben, hatte ein Unhold, der auf dem Speicher nach Geld gesucht und sich getäuscht hatte, im Grimme getäuschter Hoffnung Feuer angelegt in Peters Hause.

Ammichen, die zitternd vor Angst mit ihren Kindern sich in den Wiesengarten geflüchtet hatte, sah zuerst den aufqualmenden Rauch und dann die züngelnde Flamme über dem Dache.

Beflügelten Schrittes eilte sie in das Haus, ergriff zwei Eimer Wasser und stürzte die Stiege hinauf. Da erblickte sie den am Kopfe blutenden Peter. Einen Schrei des Entsetzens stieß sie aus. Das lodernde Feuer über ihr war vergessen. Sie kniete neben dem Leblosen nieder, schöpfte Wasser mit der Hand aus dem Eimer und wusch die Wunde aus, dann das vom Blute bedeckte Gesicht. Jetzt schlug er, matt vom starken Blutverluste, die Augen auf, aber es war kein klarer Blick.

Sie richtete ihn auf, aber er vermochte nicht, sich in dieser Stellung zu halten.

Herr, Herr, gib mir Kraft! flehte sie, und der Herr erhörte ihr Gebet. Sie lud den kräftigen Mann auf ihre Schulter und trug ihn hinab, durch den Wiesengarten hinüber in ihr nicht fern stehendes Häuschen. Dort legte sie ihn auf ihr Bette, eilte wieder zurück, holte ihre weinenden Kinder und verließ dann das Haus, um Hülfe zu suchen, denn der Dachstuhl des Hauses stand schon in lodernden Flammen.

Bereits stürmten die Glocken, und die Leute eilten herbei mit der Feuersprütze. Ammichen überließ den Männern das Löschen und löste das Vieh in den Ställen von den Ketten, es in die sehr umfangreiche „Pütze" treibend. Dort riß sie den Zaun von ihrer eigenen Pütze nieder, damit die Thiere sich im Nothfalle nach dieser Seite retten konnten; dann eilte sie in ihr Haus, sogleich in ihre Stube.

Peter saß aufrecht.

Was gibt's? Ammichen! Gelt', mein Haus brennt?

Ja, Peter, sagte die weinende Frau. Ich habe aber Dein Vieh gerettet. Sag' mir, wo hast Du Deine Sachen verborgen, vielleicht kann ich noch etwas retten? —

Das ist in einem feuerfesten Kellerchen, entgegnete er matt. Habe keine Sorge. Ist das Haus verloren? fragte er weiter.

Sie löschen mit Macht, erwiederte sie, aber ich fürchte sehr —

Nun, in Gottes Namen! sagte er. Es ist die Stätte meines Jammers. Ach Ammichen, wie brennt's mich hier! klagte er und fuhr mit der Hand nach seiner Kopfwunde. Ich kann's kaum ertragen.

Sie vergaß Alles, selbst die Gefahr, daß das Strohdach ihres Häuschens Feuer fangen könnte, und schnitt mit der Scheere die vom Blute zusammengeballten Haare sorgsam weg. Jetzt erst sah sie die Wunde, deren Grad von Gefährlichkeit sie nicht beurtheilen konnte. Sie wusch sie aus, reinigte sie von den in sie gerathenen Kopfhaaren, legte ein in Wasser getauchtes Läppchen auf und wand ihm eine Binde drum.

Tausend Dank, Du liebe Retterin, sagte er mit rührendem Ausdrucke. Nun ist es um Vieles besser; aber ich muß viel Blut verloren haben. Ich fühle mich so matt und schwach!

Lege Dich nieder, bat sie und rückte das Kissen zurecht. Ich sende einen Boten nach Simmern — oder besser nach Castellaun, um den alten Herrn Maul zu holen, der versteht's.

Er nickte, und sie flog hinaus.

Draußen hatte sich die Menschenmenge um's Doppelte vermehrt. Die Sturmglocke hatte Hülfe herbeigerufen, und die hoch auflodernde Flamme, die bereits die Scheune ergriffen hatte, drängte die Fernen zur Eile.

Bärmann hatte das Haus selbst erbaut. Es war wie alle Hunsrücker Häuser aus Holz und Fachwerk aufgebaut. So war der Flamme kein Einhalt mehr zu thun, als sie einmal gleichmäßig das Innere und Aeußere ergriffen hatte. Da ist nicht mehr zu helfen! rief ein Beamter aus dem nahen Castellaun. Lasset es in Gottes Namen brennen und rettet die Nachbarshäuser! Seht, das Strohdach des kleinen Häuschens hat Feuer gefangen! Ein gellender Schrei folgte diesen Worten, und man sah ein Weib hinab, dem Hause zu stürzen.

Wenige Augenblicke später war die Flamme gelöscht. Das Dach wurde befeuchtet, und die Gefahr war vorüber, da eine der vorhandenen Sprützen dort stehen blieb. Andere Sprützen wurden auf die Ställe des brennenden Hauses gerichtet und diese gerettet, während die Scheune mit ihren reichen Vorräthen in Flammen aufging. Nach dieser Seite hin dehnte sich Peters Garten aus, und die Nachbarshäuser waren weit genug entfernt, um außer Gefahr zu sein.

Plötzlich rief eine Stimme: Herr Maul, Herr Maul, hierher, hier thut Eure Hülfe Noth!

Der alte erfahrene Wundarzt dieses Namens war ebenfalls nach dem brennenden Dorfe geeilt, da bereits ein Bote ihn zu dem erkrankten Oheim gerufen. Er hatte den alten Mann von Schrecken, Angst und den Mißhandlungen der Franzosen sehr angegriffen gefunden, allein außer aller Gefahr, und nachdem er das Nöthige angeordnet, war er zur Brandstätte geeilt.

Die Hülferufe erschallten von Ammichens Hause her.

Als das arme Weib das Häuschen brennend erblickte, das alles Theure umschloß, was sie noch in der Welt besaß, da stieß sie jenen verzweifelnden Schrei aus und stürzte ihrem Häuschen zu; aber noch ehe sie die Schwelle desselben überschritten hatte, brach sie ohnmächtig zusammen. Der Chirurg Maul war zu ihr getreten.

Ist sie todt? fragte eine Nachbarin. Ach, Herr Doctor, sagt's doch!

Ach was! rief der alte Maul, sie ist blos ohnmächtig. So schnell stirbt sich's nicht, besonders so ein junges Leben! Wascht sie mit Wasser an. Es ist nichts!

Aber drinnen, Herr Doctor, rief eine alte Frau, die aus dem Häuslein kam, liegt mein Sohn; die Franzosen haben ihn auf den Tod geschossen!

Der alte Maul eilte in das niedrige Zimmer, wo Peter allerdings todtbleich und noch mit Blut bedeckt auf dem Bette lag und Ammichens beide weinende Kinder mit seinen Armen umfangen hielt.

Er trat zu ihm, löste die Binde und sagte: wer die Wunde verbunden hat, verdient alles Lob. Das ist verständig gemacht. Als er die Wunde untersucht, sagte er zu Peter: Du kannst dem lieben Gotte danken, daß Du so glatt davonkommst! Einen Strohhalm dick weiter herüber, so warst Du fertig, fix und fertig, und Dein Haus hätte abbrennen können; aber, Alterchen, der Franzos hat sich verrechnet. Die Haut ist freilich arg geschrammt; aber das heilt wieder, und die Geschichte ist abgethan! — Er reinigte nochmals die Wunde, strich ein Pflaster, legte es darauf, band die Binde wieder drum und sagte: könnte ich mit so einem Pflaster Dein Haus und Deine Scheune wieder herstellen, ich wollt's gerne thun!

Ist es ganz abgebrannt? fragte matt der Verwundete.

Ganz, erwiederte der alte, etwas rauhe Mann, bis auf die Keller. Es ist ein Glück, daß es Gewölbe sind! Hörst Du, Peter, fuhr er fort, mache Dir darüber nicht allzuviel Herzeleid. Du wirst dadurch noch kein Bettler.

Gottlob nein! sagte Peter; aber wo ist die Frau, deren Angstgeschrei ich gehört? —

Nun, nun, die ist so nach Weiberart ein bischen in Ohnmacht gefallen, als das Dach über Dir zu brennen anfing. S'ist vorüber, da bringt sie die Alte.

Die Thüre ging in diesem Augenblicke auf, und Peters Mutter führte das leichenblasse Ammichen herein. Sie bedeckte ihr Antlitz mit beiden Händen und weinte laut, als sie die Kinder sah, die sich an Peter anschmiegten, der auf dem Bette saß.

Mutter, sagte der Chirurgus Maul, geht zum Herrn Pfarrer und sagt ihm einen Gruß von mir, und er möchte Euch eine Flasche von seinem Vierundachtziger Manubacher geben, hier seien Leidende, die der Stärkung bedürften.

Die alte Frau entfernte sich und auch der Chirurgus Maul, der die Leute abhielt, welche hereindringen wollten. Fort mit Euch! rief er zornig über den Andrang. Lasset die Leute allein, die der Ruhe bedürfen. Der Tod sitzt Keinem auf der Zunge. Marsch! Ich habe hier zu befehlen, und ich sehe, ich muß Wache an der Thüre halten! Er drängte die Haufen Weiber hinaus und blieb auf der Stelle stehen, wo ein kleines Fensterchen von der Flur aus ihm den Einblick in die Stube gestattete.

Das Verbot des derben Alten hatte gewirkt. Es kam Niemand mehr das schmale Gäßchen herunter. Auch droben auf der Brandstätte hörte der wilde Lärm, der immer solch ein schreckliches Ereigniß begleitet, mehr und mehr auf, da die Gefahr des Umsichgreifens des Brandes vorüber und sowohl das Wohngebäude, als die Scheune der Erde gleich niedergebrannt waren, und es nun nur noch galt, das Auflodern der Flammen zu unterdrücken. Wasser war bei der Nähe des Baches in Fülle da, und so beruhigten sich nach und nach die aufgeregten Gemüther der Dorfbewohner.

Erst jetzt entsann sich der alte Heilkünstler der Geschichte, welche in diesen beiden Häusern so betrübend sich zugetragen, und der Beziehungen zwischen dem Verwundeten und der schönen, jungen Wittwe, von der er früherhin gehört hatte.

Er warf einen Blick durch das Lugfensterchen, und was er sah, drückte sich in den Worten aus, die er halblaut mit lächelnder Miene flüsterte: da sieht man wieder einmal den Beweis, daß alte Liebe nicht rostet! Gott segne es Euch! die junge, schöne Wittwe, die an seinem Herzen ruht, ist ein besseres Pflaster auf seine Wunde, als das meinige! Ich wette, daß ihm dieß kleine Häuschen reichlichen Ersatz gibt für das abgebrannte! Proficiat!

Aha, rief er laut, Mütterchen, da bringt Ihr ja schon den Wein! Der wirkt an unsern beiden Kranken da drinnen wie

die Arznei, die eben angewendet worden ist, die wird die beste Wirkung thun!

Beide traten nun ein, und Ammichen verließ eilig die Stube, um die glühende Röthe zu verbergen, welche des Chirurgen letzte, beziehungsreiche, laut gesprochene Worte auf ihr schönes Gesichtchen gejagt.

Die Mutter merkte nichts, und das war gut.

Peter wurde von dem Weine so gekräftigt, daß er mit der Mutter das Häuschen verlassen konnte, jedoch nicht ohne dem recht verlegen drein schauenden Ammichen aus voller Seele gedankt zu haben, in welchen Dank seine Mutter um so mehr einstimmte, als sie von ihm selbst hörte, daß Ammichen ihn aus dem brennenden Hause in ihre Wohnung getragen, ihm ohne Zweifel bei der Schnelligkeit des um sich greifenden Brandes das Leben gerettet und auch seinen Viehstand durch Lösen der Ketten gerettet habe.

Ammichen trat in die Stube zurück und saß da gedankenvoll mit hochklopfender Brust, als der alte Herr Maul, wie man allgemein den volles Vertrauen genießenden Wundarzt nannte, zu ihr eintrat. Er sah die Erglühende lächelnd an. Es war doch ein Glück, sagte er schalkig lächelnd, daß Du meine lauten Worte verstandest, mein Kind! Werde nur nicht so roth! Ich habe durch das Fensterchen gar nichts gesehen! — Trinke jetzt nur keinen von dem schweren Weine! Dein Herz pocht zu heftig; aber das erwarte ich, daß Du mich auf die Hochzeit einlädst. Thuest Du das nicht, so riskirst Du, daß ich genug gesehen habe, um zu wissen, wie es um Euch Zweie steht. Behüt' Dich Gott! Wegen Deines Peters kannst Du ohne Sorgen sein. Es dauert keine vierzehn Tage, so brauchst Du Deinen Kopf nicht so vorsichtig auf die linke Seite zu lehnen, wenn Du wieder so an seiner Brust liegst, wie vorher!

Ach, Herr Doktor! flehte das geängstete junge Weib, das sein glühendes Gesichtchen in die Schürze barg.

Sei ruhig, Kind, schloß der Alte, ich kann schweigen! Gott behüte Dich!

Mit diesen Worten ging er; aber die junge Wittwe konnte lange Zeit das rechte Gleichgewicht nicht finden. Sie saß oft lange da und blickte träumerisch in's Blaue. Dann traten Thränen in ihre Augen, und sie ging schnell an ihre Arbeit.

Für Peter war es ein Glück, daß seine Ställe gerettet worden waren, weil er sonst seine Kühe und Ochsen hätte verkaufen müssen, die jetzt, wo die Seuche, welche das Schlachtvieh, das den Franzosen nachgetrieben wurde, gebracht, überall verheerend herrschte, gar keinen Werth hatten.

War es, daß seine Ställe völlig frei standen und nicht von ferne mit andern in Berührung traten, sein Vieh blieb von der Seuche verschont, und als Ammichens Kühchen, davon ergriffen, fiel, und sie tief betrübt war, flüsterte er ihr zu: sei guten Muthes, liebes Ammichen, es kommt zum Frühling eine schönere und bessere in Deinen Stall, oder — Du hast deren viele!

Sie erröthete wieder und ging stille in ihr Haus, aber einen Blick warf sie halbwegs zurück, den Peter auffing und lächelnd nickte. Sie aber eilte schnell in das Häuslein zurück.

Die Brandstätte wurde indessen bald geräumt, und Peter fand in dem feuerfesten Gewölbe seine dort verborgenen Sachen alle unversehrt. Mit dem Aufbaue des Hauses zögerte er indessen, obgleich der Winter nicht ungünstig für die unabweisbaren Vorarbeiten gewesen wäre. Zu den Leuten sagte er, als Grund dafür angebend, ich will erst die Kriegsunruhen sich abklären lassen. Es wäre meines Dafürhaltens jetzt Thorheit, einen Hausbau zu übernehmen, wo man nicht weiß, ob nicht der Krieg sich wieder in unser unglückliches Land spielt.

Einst traf er Ammichen alleine im Wiesengarten. Sie fragte ihn, warum er den Bau seines Hauses nicht beginne, da ja doch die Frühlingssonne die Maßliebchen hervorlocke? —

Ich will es Dir sagen und Dir alleine, sprach er. Das Haus meiner Eltern ist zu weit entfernt, um den Bau regelmäßig zu überwachen. Ich will warten, bis ich ganz nahe wohne. —

Sie schlug ihr Auge nieder.

Dann könnte mich Niemand in der Aufsicht unterstützen, da meine Aeltern

beide alt sind; ich will warten, bis ein liebes Weib sich mit mir in die Aufsicht theilt, das kann aber erst nach Ablauf eines Jahres geschehen. Meinst Du nicht, daß das klug von mir erwogen sei? — Dabei faßte er ihre kleine Hand und sah ihr in die hellen blauen Augen, die sie rasch niederschlug. Sie wies seine Hand mit komischem Unwillen weg und eilte in ihr Häuschen.

Seine Kopfwunde war unterdessen geheilt, und Ammichen sah mit recht inniger Freude, daß er keine Binde mehr darum trug. Ihr Haus mied er. Je und dann traf er sie einmal alleine im Wiesengarten, und dann plauderten sie so, wie sie es einst als Jüngling und Jungfrau gethan, treuherzig und traulich, und Niemand ahnete, daß die alte Liebe lebendig in ihren Herzen wohnte.

Im Dorfe freite man in allen Spinnstuben für Peter, aber er machte keine Anstalten, irgend eine dieser Freiereien wahr zu machen. Niemand schien an Ammichen zu denken.

Nur der alte Stimmel lächelte heimlich, wenn sie die reichen Mädchen nach einander aufzählten, und sagte: Sorget doch nicht für ungelegte Eier! Der Peter denkt an keinen Geldsack. Er hatte einen, und der machte ihm das Leben sauer. Ein Kind, das sich einmal die Finger verbrannte, scheut das Feuer sein Leben lang. Denkt an den alten Stimmel! Der allein wußte, wie es stand; denn er hatte einmal Ammichen und Peter zusammen plaudern gesehen. Was sie gesprochen, wußte er nicht. Er stand zu weit entfernt, aber er hatte doch genug gesehen, um zu wissen, wer Peters Erwählte sein würde. Und der Herr Chirurgus Maul von Castellaun war ihm einmal begegnet und hatte gefragt: Heirathet der Peter Fröhlich bald? —

Weiß nicht, hatte er geantwortet.

Aha, hatte da der Herr Maul gesagt, das Jahr ist noch nicht um! Nun der geht nicht weit auf die Freierei! —

Zwanzig Schritte reichen hin, hatte Stimmel gesagt, und grade so weit hat er zu dem kleinen Hause, wo sein alter Schatz, die schöne junge Wittwe wohnt.

Ich glaub', Du Alter hast recht! schloß der Herr Maul.

Das war dem alten Stimmel grade genug; denn er wußte, daß der alte Doctor Maul den Peter behandelt hatte oder, wie sich der Bauer ausdrückt, während seiner Wunde am Kopfe über ihn gegangen war. Der konnte etwas wissen, und so ein alter Doctor ist nicht auf die Nase gefallen. —

Die Leute spotteten über den alten Stimmel, aber er sagte: wer zuletzt lacht, lacht am besten!

Die Kriegsunruhen am Rheine, welche den Hunsrücken in Mitleidenschaft zogen, waren endlich ziemlich vorüber. Das Land war unter der französischen Herrschaft und gehörte zu der „untheilbaren einigen Republik." Eine unbezwingliche Sehnsucht führte mich wieder das Gebirge hinan zu dem frischen, grünen Lande, wo der alte Oheim lebte, der mit schweren Opfern die Lücken ausgefüllt hatte, welche ihm die Plünderung der Franzosen gebracht. Ich hatte während der Zeit eine Stätte des Friedens gefunden, wo ich den Aaronsstab in die Erde steckte, daß er grüne. Drei Viertel über ein Jahr hatte ich ihn nicht gesehen, und was lag in dem Kreise dieser nahezu zwei Jahre? Was hatte der gute Mann gelitten, geduldet, erfahren? — Ich fand ihn noch ganz so frisch wie früher, ob er gleich eine schwere Krankheit in Folge der erlittenen Mißhandlungen bei der Plünderung überstanden hatte.

Was wir am Rheine erlebt, was der Hunsrücken erduldet, das wurde in gemüthlichem Zwiegespräche verhandelt, und so kamen wir denn auch auf die Geschicke des Paares, die er mir genau so berichtet, wie sie in dem Vorhergehenden erzählt worden sind.

Und wie ist es mit Peter und Ammichen jetzt? — fragte ich mit besonderer Theilnahme, als er unterbrochen worden war und wieder in seinem lederbezogenen Sorgsessel ruhte.

Es mögen nun etwa zwei Monate her sein, hob er wieder zu erzählen an, da trat eines Abends in der Dämmerung ein Mann grüßend bei mir ein. An der Stimme erkannte ich den Peter Fröhlich.

Was bringst Du mir Gutes? fragte

ich ihn, indem ich ihm einen Stuhl neben meinen Sessel rückte.

Was ich bringe, möge der liebe Gott in Gnaden zu etwas Gutem werden lassen, sagte er, nicht ohne daß seine Stimme bebte. Ich komme, um Sie zu bitten, nächsten Sonntag Ammichen und mich kirchlich aufzubieten. —

Peter, sagte ich, das habe ich erwartet. Gott segne Euch! Ihr seid durch das Feuer schwerer Prüfungen gegangen, möge es Euch geläutert haben am inwendigen Menschen! Peter, Ammichen ist Wittwe!

Und ich Wittwer, sagte er ruhig. Das Trauerjahr ist längst vorüber.

Ganz recht! Ammichen hat zwei Kinder! sagte ich.

Sie sind auch die meinen, erwiederte er lächelnd; ich habe sie gestern adoptirt. Gibt uns Gott in unsrer Ehe Kinder, so ist's volle, gleiche Kindschaft und nur eine.

Ich reichte ihm die Hand. Ich danke Dir, sagte ich, für diese ehrenwerthe Gesinnung und Handlung. Aber was sagen Deine Aeltern dazu?

Meinen Sie, Herr Pfarrer, sprach Peter, daß das Elend, das ich getragen, ohne Frucht bei ihnen geblieben sei? Sie haben meinen Plan gebilligt und noch mehr! Als Lischen ihr Ende nahen fühlte, und der Bann sich löste, den ein zertretenes Lebensglück auf ihre Seele gelegt hatte, da rief sie mich an ihr Bette. Sie weinte heiße Thränen und faßte meine Hand. Peter, sagte sie, wir sind alle Vier elend geworden. Wer die Schuld trägt, dem vergebe Gott. Ich war feindlich gegen Dich, weil Du mir aufgedrungen worden; Dir fehlte die Liebe zu mir aus gleichem Grunde. Du trugst's als Mann; ich war zu schwach dazu und wurde verbittert, weil ich innerlich verarmt, elend war, wie es nur ein Mensch sein kann. Ich war krank am Leibe, weil mein Herz, meine Seele krank war. O vergib mir! — Ich glaubte, Du würdest „Nein" sagen denen gegenüber, die uns elend machten. Ich sagte „Ja" aus Trotz und weil ich Dich dafür strafen wollte, da ich ja nichts zu hoffen hatte. So ist's! Willst Du mir vergeben? — Ich vergab ihr! — Lange lag sie stille da und betete. — Peter, sagte sie dann noch einmal, willst Du die einzige Bitte, die ich je an Dich gerichtet, erfüllen? es ist die letzte auch. —

Ja, sagte ich, wenn es in meinen Kräften liegt, sie zu erfüllen.

Nimm, wenn ich todt bin, sagte sie, Ammichen zur Frau, und ihre herzigen Kinder nimm als die Deinen an und mache Eine Kindschaft, wenn Euch Beiden Gott Kinder gewährt!

Da sah ich tiefer in ihr Herz, denn die harte Rinde war entfernt. Ich schloß sie in meine Arme und küßte sie. — Sie lächelte mild. Nun sterbe ich gerne! Das war das letzte Wort, das ich von ihren Lippen hörte. —

Gebe Gott ihr Frieden und Dir und Ammichen Heil und Segen! sagte ich, im Innersten tief bewegt.

Ich traute sie so stille, wie einst Ammichen und Paul getraut worden waren.

Hier schloß der Oheim, und wir gingen zu Bette.

Noch eine Reihe von Jahren lebte der Oheim, dann trauerten Viele an seinem Grabe. Ammichen setzte einen weißen Rosenstock darauf.

Ich erhielt später einen andern Lebensberuf, der mich in die Nähe des Dorfes führte, wo der theure Oheim gelebt. Da blieb ich Zeuge von Peters und Ammichens Leben und verkehrte viel mit ihnen.

Nie habe ich eine glücklichere Ehe kennen gelernt als die Ammichens und Peters. Das Haus bauten sie auf, aber einfacher, bäuerlicher, als es gewesen war. Peter trägt Ammichen auf den Händen. Sie hat ihm zwei Kinder geschenkt. Noch immer ist sie, obgleich ihre älteste Tochter bereits ihre Hochzeit mit einem armen Burschen, den sie lieb hatte, gefeiert, eine bildschöne Frau, aus deren lachenden Zügen das Glück herausschaut, dessen sie sich erfreut, und wenn man Peter und sie verkehren sieht, so meint man, — gestern wäre ihre Hochzeit gewesen. Mir aber ist immer der im Sprüchwort enthaltene Wahr-

spruch im Gedächtniß geblieben, den mir einst Peter in einer traulichen Stunde sagte:

Geliebt und gefreit,
Hat niemals gereut;
Auf Geld aber und Schimmer —
— immer!

Ein paar Worte zum Titelbilde.

Von W. O. von Horn.

Zuerst zur äußeren Geschichte des Bildchens! Liebe Leser, der Künstler, der dieses Bildchen nicht allein mit dem kunstreichen Pinsel, sondern mit dem Herzen gemalt und dem, der diese Zeilen schreibt, einst am heiligen Christfeste damit eine reiche Christfreude bereitet hat, ist der Maler Meier von Bremen in Berlin, hervorragend durch seine tiefsinnigen, mächtig zum Herzen sprechenden Genre-Bilder. Das Original ist ein Aquarellbildchen, zauberisch hingehaucht und Jeden, der es betrachtet, innerlich ergreifend. Der Stahlstich kann unmöglich die Schönheit des Originals wiedergeben, und doch — auch er wird zu manchem Herzen jene Sprache reden, die zwar lautlos, aber doch so nachdrücklich vernommen wird.

Meiers Bilder haben einen außerordentlich weiten Kreis von Verehrern, und der Grund liegt nicht allein in der Kunst des Malers, sondern in eben dem Grade darin, daß seine Bilder einen Inhalt haben, wie wenige Genrebilder unsrer Tage, daß in jedem Bilde eine Geschichte liegt, in jedem eine innere Anschauung uns entgegentritt, in die wir uns hineindenken, hineinfühlen, hineinleben können, ja unwillkührlich müssen. Sie ziehen durch eine das Gemüth wunderbar ergreifende Macht uns an und halten uns fest.

Besonders, möchte ich sagen, ist er Kindermaler, und das verstehe ich so: Jedem wird es auffallen, daß die Kinder auf vielen alten und neuen Bildern entweder Kinderleiber sind, auf denen die Köpfe alter, erwachsener Menschen sitzen, oder ausdruckslose, aber dicke Kinderköpfe, deren Umfang abstößt.

Wenige vermögen Kinderköpfe, seelenvolle, schuldlose, reine Kinderköpfe zu malen. Unter diesen Wenigen nimmt Meier von Bremen unbestritten die erste Stelle ein. Seine Kinder, das heißt die Kinder auf seinen Bildern sind wirkliche liebliche Kinder, aus deren Zügen die Kinderseele blickt mit all' dem Reiz und Zauber, den sie auf jeden guten Menschen ausübt.

Ein Blick auf das schöne Bildchen (das zu vervielfältigen der theure Mann mir gestattet hat) genügte schon als Beweis für das Gesagte, wenn nicht alle seine Bilder, die durch den Grabstichel fast alle vervielfältigt sind, und die Kinder vor uns hinstellen, mehr sagten, als ich hier im Worte ausdrücken kann.

Auch die Kinder auf diesem Bildchen sind wieder ächte Kinder, und wie läßt sie uns der Maler, der ein Dichter von Gottes Gnaden ist, erscheinen?

Die Umgebung der ergreifenden kleinen Gruppe versetzt uns im Geiste in jene weiten Haide-Ebenen des nördlichen Deutschlands, wo die flache Gegend überall mit dem Gesichtskreise grenzt, und wo so häufig die gewaltigen Felsmassen vereinzelt aus dem Boden hervorreichen, die man gewöhnlich „erratische Blöcke" nennt, weil sich nirgends umher ein Gestein findet, das ihnen gleich ist, und weil sie wie „Verirrte" aus weiter Ferne stammen, aus der sie in einer unvordenklichen Zeit, durch kaum zu erklärende Naturereignisse fortgetragen oder getrieben, in diese Ebenen gelangt sind. An einem dieser Blöcke knieen die Kinder bei dem Strahle der sinkenden Sonne. Sie haben sich verirrt und wissen den Heimweg nicht mehr zu finden.

Die Mutter, die arme, mittellose, brodlose Mutter hat sie hinausgesandt auf die umliegenden Bauernhöfe, mitleidige Herzen um Brod zu bitten.

Solche Herzen, die gerne ihr Brod der leidenden Unschuld brechen, haben sie gefunden. Neben ihnen liegen die Bündel des Brodes, das barmherzige Liebe steuerte. Und nun eilen sie heim zur theuern, hun-

gernden Mutter, die sie mit Sehnsucht erwartet; aber — die Ermüdung stellt sich ein, und — die Angst quält die Herzen. Wo ist der Weg zum Mütterlein? Sie haben ihn verloren! Sie wissen ihn nicht mehr zu finden. Ihre Lage ist trostlos; — denn der Tag will sich neigen.

Da sinken sie nieder an dem Steine, der das schärfere Wehen des Windes aufhält. In sich versinkend, ergreift das kleine Schwesterchen des Brüderchens Hände. Es sucht Schutz bei ihm, — und er sagt: Laß uns beten, lieb Schwesterlein, daß ein Engel komme und uns zum Mütterlein leite!

Sieh' sie beten, innig, gläubig, vertrauensvoll, wie Kinderseelen beten! Dir, lieber Leser, und mir sagt eine höhere Stimme: Zage nicht für sie! Wer so betet, wie Kinderseelen beten, den leitet der Engel des Herren heim, auch wenn er in der Wüste sich verirrt hätte! —

Historische und literarhistorische Denkwürdigkeiten. *)

Von Emil Ohly.

III.

Justinus Kerner,

„der Arzt, der auch Lieder sang."

I. Abschnitt.

Das Bilderbuch aus der Knabenzeit."

Eine Stunde seitwärts von Heilbronn liegt im schönen Thale der Sulm, von lieblichen Rebenhügeln rings umgeben, das freundliche Würtembergische Städchen Weinsberg. Seine Häuser selbst sind theilweise an einem kegelförmigen, rebenbepflanzten Hügel hinaufgebaut, von dessen Spitze die Trümmer einer alten Burg mit Thurm und Gemäuer weit hinausschauen in das Schwabenland. Der Hügel mit der Burgruine oben drauf, das ist, geneigter Leser, „die Weibertreue" und hat seinen schönen Namen von einem schönen Exempel der Frauentreue aus dem 12. Jahrhundert.

Als nach dem Tode Heinrichs des Stolzen (1139) sein Bruder, Graf Welf VI., für die Rechte seines Hauses mit Nachdruck in Bayern kämpfte, überfiel König Konrad III. die Welfischen Erbgüter in Schwaben. Dort belagerte er unser Städtlein Weinsberg. Graf Welf eilt herbei, und zwischen dem Könige und dem Grafen kam es zu einem erbitterten Kampfe. „Hie Welf!" so scholl das Feldgeschrei auf der einen, „hie Waiblingen!" so ertönte es auf der andern Seite. Welf ward endlich auf's Haupt geschlagen. Von den Seinen wurden viele getödtet, Viele zerstreut, und das Städtlein, in dessen Burg die ehrenfeste Bürgerschaft mit Weib und Kind geflüchtet, mußte sich nach tapfrer Gegenwehr bis auf den letzten Augenblick auf Gnade und Ungnade in des Siegers Hand ergeben. Konrad war wohl ein biederer Herr, war er aber gereizt, so war mit ihm nicht wohl zu spaßen, da konnte er jähzornig, hart und unbillig sein. Auch das arme Weinsberg sollte das erfahren. „Tod oder Kriegsgefangenschaft allen Männern!" So lautete des Königs Urtheil; nur Weiber und Kinder sollten freien Abzug haben, ohne jedoch nur etwas mitzunehmen. Doch was vermag nicht Frauentreue und Frauenlist! Die Weiber rathschlagen, und das Resultat der Verhandlungen lautet: es soll eine Deputation von Frauen den harten König um eine ganz besondre Gnade bitten. Die Deputation findet gnädiges Gehör, und der Sieger gestattet, daß ein jedes Weib soviel von Habe mitnehmen solle, als es auf seinen Schultern zu tragen vermöge. Was geschieht? Die Weiber von Weinsberg bewahrheiten durch ihre That die alte Schwaben-Devise „Furchtlos und treu!" Die Rettung der Männer gilt ihnen mehr als Putz und Hausgeräthe. Als die zum Abzuge der Weiber bestimmte Stunde geschlagen, siehe da erscheinen sie in langem Zuge, und jedwede trägt ruhig

*) Der Verfasser setzt hier die im 6. Jahrgang der Maje begonnenen Aufsätze fort.

den geliebten Mann durch die feindlichen Reihen. Des Königs Bruder, Herzog Friedrich von Schwaben, will dem Könige einreden, die List dürfe den Weibern so nicht hingehen; dieser aber, gerührt von dem schönen Exempel edler Frauentreue, erklärt: „an eines Königs Wort sei nichts zu mäckeln und zu deuteln," und die Männer von Weinsberg brauchten weder zu sterben, noch auch in schmählicher Gefangenschaft zu schmachten.

Ob nun die Geschichte wahr oder nicht, — das Letztere ist vielfach behauptet worden, — das wollen und brauchen wir unsererseits nicht zu untersuchen. Wir haben sie nur erzählt, weil sie manchem unserer Leser in ihren Einzelheiten vielleicht nicht so bekannt sein dürfte. Das arme, geringe Weinsberg hat dadurch eine gewisse Berühmtheit erlangt, und sein Name hat einen guten Klang in der Geschichte des theuern deutschen Vaterlands bekommen.

Weinsberg aber, lieber Leser, hat späterhin noch durch etwas Anderes Ruf und Bedeutung erhalten in der deutschen Literartur- und Culturgeschichte.

Als Schreiber dieser Zeilen vor 3 Jahren auf einer Wanderung durch's liebe Schwabenland auch nach Weinsberg kam, als er in Begleitung des freundlichen Wirthes Esenwein „zur Traube" die Weibertreue bestieg und in den Räumen der Burg umherwanderte, manchen bekannten und unbekannten Namen und manchen schlechten und guten Witz lesend, da begegnete sein Blick auch folgender Inschrift an dem alten, grauen Gesteine:

„Getragen hat mein Weib mich nicht,
Aber ertragen.
O das war schwerer Last,
Als ich mag sagen."

Diese Worte konnten nur aus dem Herzen und aus der Feder eines Mannes geflossen sein, die konnte nur ein Dichter gesungen haben, der liebe, treue und biedere Sänger nämlich, der sich mit dem Weibe seiner Jugend, seinem geliebten „Rieckele", am Fuße der Weibertreue „ein kleines," aber an Liebe und Gastfreundschaft großes und reiches Haus gegründet, — — ich meine Justinus Kerner, „den Arzt, der auch Lieder sang."

Gewiß, verehrte Leser, durch seinen Arzt, Seher und Sänger Kerner ist Weinsberg berühmter geworden als durch die Geschichte oder Sage von der Treue seiner Weiber. Durch diesen seinen Mitbürger ist es, ursprünglich ein kleines, unbedeutendes Winzerstädtchen, zu einer Bedeutung gelangt in der Geschichte des Vaterlandes, um die es zu beneiden manche große und reiche Stadt gewiß alle Ursache haben dürfte.

Wer unter Euch, liebe Leser, kennt Kerners Namen nicht, bei wem hat er nicht einen guten Klang? Wer hätte noch nicht eingestimmt in die Töne seines Liedes:

„Wohlauf, noch getrunken
Den funkelnden Wein ꝛc.

Wo ist eine Schule im deutschen Vaterland, da die Jugend nicht sein:

„Preisend mit viel schönen Reden" ꝛc.

sänge oder seinen: „Wandrer in der Sägemühle" im Gedächtniß hätte?

Doch der Bewohner des „kleinen Hauses" an der Weibertreue zu Weinsberg singt keine Lieder mehr, seine Leyer ist verstummt. Seit dem 21. Februar des Jahrer 1862 hat die „Erde den Lebensmüden aufgenommen," und an Gottes Throne stimmt seine verklärte Seele ein in das Hallelujah der Gerechten am Strome des Lebens.

Sowie über den Arzt und Dichter schon während seines Lebens Manches geschrieben worden, so konnte es sich nicht fehlen, daß gleich nach seinem Hinscheiden die Federn in Bewegung kamen, das Bild seines Lebens und Wirkens zu zeichnen. Uns sind 2 gleich treffliche Lebensbilder Kerners zu Gesichte gekommen: das eine in der Beilage zur „Augsburger allgemeinen Zeitung," das andere in einer besondern, ganz vortrefflich geschriebenen Schrift: „Justinus Kerner und das Kernerhaus in Weinsberg. Gedenkblätter aus des Dichters Leben. Von Dr. Rimé Reinhard. Tübingen A. Osiander 1862. Der sehr verehrte Verfasser dieser Schrift, der den vollendeten Sängergreis nicht vergeblich in den Worten Theobald Kerners gebeten:

Gieb auch deine Liebe mir!

dem es vergönnt gewesen war, in des Sängers Hause und Nähe trauliche Stunden zu verleben, legt in seinem Buche einen

frischen Kranz der Erinnerung auf das Grab desselben und will eine Schuld der Dankbarkeit abtragen.

Ein Gleiches zu thun, drängt es auch den Schreiber dieser Zeilen. Auch ihm war es vergönnt, unter des Dichters Dache und in des Dichters Nähe und Familienkreise liebliche Stunden zuzubringen, und in seinem Reliquienschrein befindet sich noch eine Ranke Epheu vom „Geisterthurme“ in dem einst der arme Lenau wohnte, und ein Sträußchen, das die damals schon welke Hand des Weinsberger Sängers gebrochen.

Liebe Leser! Ihr habt schon so manches Lebensbild, das meine schwache Hand in den früheren Jahrgängen der Maje für Euch gezeichnet, wohlwollend und freundlich aufgenommen, lasset Euch auch das lieb sein, das die Ueberschrift trägt: „Justinus Kerner, der Arzt, der auch Lieder sang.“

Bei dem Leben eines Menschen ist es gewiß nicht uninteressant, auch einen Blick zu werfen auf die Familie, der er entstammt, und namentlich auch seine Ahnen oder Vorfahren kennen zu lernen. Die Vorfahren unseres Dichters haben wir im fernen Kärnthen zu suchen. Im „Bilderbuche aus der Knabenzeit“ sagt er selbst: „Meine Voreltern waren, wie aus dem Stammbaume meines Vaters erhellt, in dem romantischen Kärnthen angesiedelt; wir haben aber nur noch nähere Nachrichten von denen, die dort kurz vor und zu den Zeiten der Reformation lebten. Der älteste Kerner, von dem wir Nachrichten haben, hieß Michael und war Rath und Finanzbeamter des Kaisers Maximilian, der ihn seiner Verdienste wegen nobilitirte, — adelte — und ihm das von der Familie gebrauchte Wappen ertheilte.“

„Die Nachkommen, unbegütert und meist im Dienste des Staates und der Kirche, machten von dieser kaiserlichen Gnade keinen Gebrauch. Michaels beide Söhne, von denen der älteste Michael, der jüngste Balthasar hieß, hatten sich dem geistlichen Stande gewidmet, aber das Licht der Reformation lockte sie nach Wittenberg zu Luther. In ihr Vaterland zurückgekehrt suchten sie den lutherischen Katechismus einzuführen, wurden aber von da vertrieben, flohen nach Würtemberg, und der Michael, von dem wir stammen, wurde Rector und Prediger zu Schwäbisch-Hall, der jüngere Prediger am Münster in Ulm, wo ihm ein Sohn im Amte nachfolgte, der aber keine Kinder hatte.“ Ein Nachkomme des ersteren: Justinus Andreas Kerner, bekleidete die Stelle eines Superintendenten in Güglingen.

Von seinem Großvater erzählt uns Kerner Folgendes: „Mein Großvater — geb. 1704 — war in seiner Jugend Rath in Hechingen. Als nach dem unerwarteten Tode des Fürsten dessen Maitresse die Schätze des Landes über die Grenze bringen wollte, ließ er sie arretiren.“

„Er entzweite sich darüber mit einem gewissenlosen Administrator und wurde gewaltthätig auf die Festung Hohentwiel verwiesen, aber nach einigen Monaten von dem von Wien zurückgekehrten Successor befreit, gerechtfertigt, durch seine Empfehlung an den Würtembergischen Hof zum Oberamtmann in Göppingen ernannt, in welcher Stadt mein Vater im Jahre 1744 geboren wurde.“

„Im Jahre 1730 wurde mein Großvater Vogt (oder Oberamtmann) in Ludwigsburg.“

„Bekanntlich wurde diese Stadt vom Herzog Eberhard Ludwig in einer Gegend erbaut, in der er sich öfters der Jagd wegen aufhielt. Die zahlreichen Nachtigallen, die sich in ihr befanden, erfreuten ihn so, daß er sich in einem Hofe, der in dieser Gegend auf einer vom Walde umgebenen Wiese stand, dem Erbachhofe, einige Zimmer zum Uebernachten einrichten ließ, woraus später ein Jagdschloß und nachher diese Stadt entstand. Sie war zu meines Großvaters Zeiten noch ganz im Werden begriffen und bestand aus wenigen Häusern und Einwohnern; desto mehr mußte er sich mit ihrer Vergrößerung beschäftigen. Ein herzoglicher Befehl hatte allen Städten und Aemtern des Landes auferlegt, ein Haus auf ihre Kosten in dieser neu entstehenden Stadt erbauen zu lassen. Stadt und Amt Weinsberg hatte das Loos getroffen, das Oberamtei-Gebäude daselbst bauen zu müssen, — das Haus meiner Wiege.“

„So verlieh mir Weinsberg unbewußt

ben Platz zu meiner Wiege, — wie es mir bald den zum Sarge geben wird."

Soweit vor der Hand das „Bilderbuch aus der Knabenzeit." Wir werden in der Folge noch öfter auf dasselbe zurückkommen und es an unserer Statt reden lassen müssen.

Nach des Großvaters Tode ward die Stelle eines Oberamtmanns in Ludwigsburg seinem damals noch sehr jugendlichen Sohne Christoph Ludwig, dem Vater unseres Justinus, übertragen. Kerner selbst schildert den Vater als einen gesetzlich strengen, unpartheiischen und unbestechlichen Mann, der aber auch auf der anderen Seite ein großes Maß von Freundlichkeit, Liebe und Nachsicht gegen seine Untergebenen an den Tag legen konnte und sich der ungetheilten Achtung und Liebe des ganzen Oberamtsbezirks zu erfreuen hatte. Ja als er im Jahre 1795 die Oberamtei zu Kloster Maulbronn zu übernehmen die Absicht hatte, da wanderten die Bewohner seines Bezirks in Schaaren zum Herzog, um ihn zu bitten, diesen trefflichen Beamten nicht aus den Mauern der Stadt zu lassen, was nun freilich schon deshalb nicht geschah, weil die Versetzung nach Maulbronn des Oberamtmanns eigener, entschiedener Wille war.

Justinus Kerners ältester Bruder Georg läßt sich über den Vater in einem Briefe an unsern Dichter folgendermaßen vernehmen:

„Unvergeßlich bleibt mir sein hohes Bild voll Kraft und Leben, sein schwarzes Auge voll Feuer, seine Gesichtsbildung, die eines Römers auf dem Capitol, seine männliche Stimme, würdig, von einer solchen Höhe herabzudonnern, sein ganzer Körper derb und gewandt, wenn gleich zuletzt zu einem Uebermaße von Stärke sich hinneigend, die keine Lebensdauer verhieß."

Ein Amtsgenosse schreibt über Kerners Vater:

„Er war allgemein geachtet als ein rechtlicher, gewissenhafter und äußerst thätiger Mann und Beamter. Alle Morgen mußte aufgeräumt sein, es durfte außer den größeren Untersuchungen nichts auf den folgenden Tag liegen bleiben. Streng war er übrigens auch, und es konnte geschehen, daß, wenn in einer Ausfertigung in der Amtsschreiberei gefehlt wurde, er den Concipienten, von dem der Fehler gemacht wurde, kommen ließ, ihn belehrte, zugleich aber auch tüchtig abzankte und nöthigenfalls auch mit ein paar Ohrfeigen bedachte."

Ebenso strenge wie im Amte war der alte Kerner in der Erziehung seiner Kinder und in der ganzen Führung seines Haushaltes. Die drei älteren Söhne ganz besonders wurden äußerst strenge erzogen, woher es kommen mag, daß der vorhin schon genannte älteste Sohn Georg dem Vater sich mehr und mehr entfremdete und eine Laufbahn ergriff, die den Gesinnungen des Vaters ganz und gar entgegen war. Der Vater selbst bereute später diese übertriebene Strenge, und unser Justinus hatte in seiner Jugend Ruhe vor den gewaltigen väterlichen Maßregeln, mit denen die älteren Brüder bedacht worden waren.

Der so strenge und gewaltig energische Oberamtmann Kerner hatte sich in der ältesten Tochter eines Collegen, des Oberamtmanns Stockmayer in Lauffen am Neckar, eine Lebensgefährtin ausgesucht, die in mancher Hinsicht gerade das Gegentheil von ihm war. Sie war von kleiner Gestalt, zarter Natur und in ihrer Jugend von nicht gewöhnlicher Schönheit. Als sie als Braut zum ersten Male in ihrem zukünftigen Wohnorte Ludwigsburg erschien, besang sie Schubart in folgenden Versen:

„Dir winken schon die schlanken Linden
Im neuen, grünen Frühlingskleid;
Du wirst die Anmuth doppelt finden,
Die jede Linde von sich streut.
Dir wehet ihr Geruch entgegen,
Die Nachtigall singt froh dazu
Und wirbet unter grünen Bogen:
Wie schön bist du! Wie schön bist du!"

Es waren durch ihr ganzes Leben Demuth und Gehorsam gegen ihren Eheherrn, ja selbst Furcht vor ihm, die Hauptzüge ihres Characters. Sein Wille war ihr strenges Gebot, und ihr ganzes Dichten und Trachten ging nur dahin, ihn bei gutem Muthe zu erhalten und alles Unangenehme von ihm zu entfernen. So verbarg sie ihm Manches, was besonders unter den Söhnen vorfiel, theils seine Strenge fürchtend, theils aus Sorge, ihn zu beunruhigen. Ihre Liebe und Verehrung zu ihm, ihre hohe Meinung von ihm hatte gar keine

Grenzen. Auf dem Todtenbette, wo er die Hostie nicht mehr verschlingen konnte, sondern sie wieder mit der Zunge auf die Lippen zurückbrachte, nahm die treue Frau diese Hostie aus dem schon kalten Munde hinweg und genoß sie in ihres sterbenden Gatten Namen unter Thränen und Gebet. Die Erziehung, die der Söhne namentlich, blieb bei dem geschilderten Character der Mutter zumeist das Werk des Vaters.

Die Ehe war mit sechs Kindern: vier Söhnen und zwei Töchtern gesegnet, welche im Leiblichen erfreulich wohl gediehen und, was die Geistesgaben anlangt, alle ohne Ausnahme ganz vortrefflich ausgestattet waren, sodaß die Aeltern die schönsten Hoffnungen für die Zukunft zu hegen wohl das vollste Recht hatten.

Von unseres Justinus Geschwistern dürfen wir namentlich diejenigen besonders zu erwähnen nicht unterlassen, die sowohl auf den Gang und die Entwickelung seines äußern Lebens, als auch auf die ganze Bildung seines inwendigen Menschen von entscheidendem Einflusse gewesen sind. Es sind dieß seine Brüder Georg und Karl.

Was den ersteren betrifft, so erfuhr er als der älteste Sohn der Familie die ganze unbeugsame väterliche Strenge so zu sagen „aus der ersten Hand" und entfremdete sich dadurch, wie ebenfalls schon erwähnt, dem väterlichen Hause und väterlichen Herzen je mehr und mehr. Er studirte — um das Bild seines vielbewegten Lebens in flüchtigen, den Umfang dieser Arbeit angemessenen Umrissen zu zeichnen — die Medizin auf „der hohen Karlsschule," absolvirte mit unermüdlichem Eifer seine Studia sehr schnell, und sein äußerst freier, exentrischer Sinn trieb ihn fort aus der Heimath nach Frankreich, wo wir ihn bald im gefährlichsten Strudel der Revolution finden. Nach der Hinrichtung des bekannten Mainzer Adam Lux, des Verehrers und Vertheidigers der Charlotte Corday, wäre auch er beinahe ein Opfer des Beils geworden, zog sich aber noch bei Zeiten zurück. Die später betretene ruhige Bahn eines Diplomaten sagte ihm auf die Dauer auch nicht zu, und als später Bonaparte sich erhob, wandte er sich, Frankreich müde und an dem Land und Volk irre geworden, nach Hamburg und zur ärztlichen Praxis, in welcher er im Jahre 1812, allgemein betrauert, weil allgemein geachtet und geliebt, zu seinen Vätern versammelt wurde.

Sein Bruder Karl studirte auf der Karlsschule die Militärwissenschaften und erwarb sich einen nicht geringen Grad von Ausbildung in denselben. Als Chef des Würtembergischen Generalstabes machte er den Russischen Feldzug mit, trat aber nach Beendigung desselben aus Gesundheitsrücksichten in den Civilstand zurück. Seine vielseitige Bildung und bewährte Treue hoben ihn hier zu den höchsten und einflußreichsten Aemtern, ja sogar als Minister des Innern bis an die Stufen des Fürstenthrones in Würtemberg.

Weitaus die stillste und friedlichste Bahn ward der dritte Bruder, Louis, geführt. Er hatte sich in Tübingen dem Studium der Theologie gewidmet. Von Bruder Georgs republikanischen Ideen angesteckt hing er freilich eine Zeit lang seine theologischen Studien an den Nagel und war schon auf dem Sprunge, gleichfalls nach Paris zu gehen, — als er sich plötzlich eines Andern und Bessern besann, auf die friedliche Bahn wieder einlenkte und später als ehrsamer Pfarrherr zu Hohen-Memmingen bei Heidenheim seine Laufbahn beschloß.

Doch es wird nun nachgerade Zeit, daß wir auf unsern Arzt und Sänger, — auf unsern lieben, guten Justinus kommen.

Anno domini 1786 am 18. September, grade an dem Tage, da wir diese Zeilen schreiben, — ward er den schon genannten Eltern in der Oberamtei zu Ludwigsburg geboren. Als der Tauftag nahte und die Frage nach einem ehrlichen, christlichen Namen auftauchte, siehe da gab es etwelchen kleinen Disput in der Familie. Der Vater wollte so, die Mutter wieder anders den Jüngstgebornen genannt wissen. So gab denn endlich, als die Sache lange nicht zum befriedigenden Abschlusse zu bringen war, der alte weiland Superintendent in Güglingen, Justinus Andreas geheißen, den Ausschlag. Im ehrwürdigen Priestergewande gemalt, mit dem stattlichen geistlichen Ringkragen um den Hals, hing das Bild dieses Ahnen im Familien-

zimmer und schaute mit großen Augen in die Taufgesellschaft und die Verwandten-Sippe hinein, und dem Vater ward's klar, wie das Kindlein heißen sollte. Wie einst des Täufers Vater trotz allen Ein-, Zu- und Widerredens festköpfig auf seinem: „Johannes" beharrte, so blieb der Vater Angesichts seines hochwürdigen Vorfahren dabei: „er soll Justinus heißen". Gedacht, gesagt, — gethan; der Knabe hieß „Justinus", und nur der Mutter zu lieb ließ der Oberamtmann später noch den gewiß noch prosaischeren und landläufigeren Namen „Christian" in das Kirchenbuch nachtragen. Daß unser Dichter in seinem ganzen Leben nur den Namen „Justinus" geführt, ist ja eine allgemein bekannte Thatsache.

Am Tauftage war der Oberamtmann trotz des Kindersegens, der der Mama manchmal Sorge hätte machen können, dennoch fröhlich und heiterer Laune. In dieser heitern Laune geschah es dann auch, daß er die Lippen des Säuglings mit Champagner benetzte, ein Vorfall, den sich der Sohn später poetisch also gedeutet hat:

„Ein Vater bog sich zu mir nieder,
Der fröhlich auf den Arm mich nahm;
Er goß den Zaubersaft der Reben
Mir an die Lippen lächelnd, lieb,
Hat mir den Liedermund gegeben,
Der treu mir, bis zum Tode, blieb."

Ob er, was die poetische Begabung anlangt, die sogenannte „neunte Ader" von dem alten Superintendenten in Güglingen hatte, wissen wir unsern Lesern nicht anzugeben, das aber können wir mit Bestimmtheit sagen, daß die Gabe der Poesie ein Gemeingut fast der ganzen Kerner'schen Familie gewesen. Der Glaube an Geister und das Hereinragen ihrer dunkeln, unheimlichen Welt in die unsere war aber kein Erbtheil von dem „Güglinger". Im Decanatshause zu Lauffen, der Heimath der Frau Oberamtmännin Kerner, spuckte es einst entsetzlich. Das Gerassel, Gepfiffe, Geknarre und Gepfnatz war nicht mehr zum Abhalten. Da wurden Sr. Hochwürden von der kirchlichen Oberbehörde in das heimgesuchte Decanatshaus abgeordnet, um die Sache gründlich zu untersuchen, das „geeignet Scheinende" — um im ächt büreaukratischen Tone zu reden — zu veranlassen und der hohen Behörde unterthänigen Bericht zu erstatten." Der Alte kam schon nicht im Glauben an Blendwerk der Hölle, ging aber in der festen Ueberzeugung, in der sehr achtungs- und ehrenwerthen Köchin des Herrn Decans den unholdigen Störer nächtlichen Friedens gefunden zu haben, was er denn auch „höheren Orts gebührend vorzustellen" nicht versäumen wollte.

Was nun den Knaben Justinus anlangt, so nahm er zu in erfreulichem Gedeihen. Gleichermaßen nach Vater und Mutter, damit sich keins der Eltern beleidigt finde, hatte ihn die Vorsehung gebildet und ausgestattet. Im Allgemeinen zeigte sich sein Character mehr dem mütterlichen ähnlich. Justinus besaß ein tiefes Gemüth, in dem das Gefühlleben vorherrschend war. Vom Vater hatte er den kerngesunden Humor und Scherz, wie er ihm denn auch an Gesichtszügen und kräftiger Statur viel ähnlicher war als die Brüder. Wie vorhin schon erzählt, bereuete der Vater, durch das Verhalten seines Sohnes Georg belehrt, seine frühere Strenge bei der Erziehung, zog später gelindere Saiten auf und überließ namentlich die Erziehung seines Justinus fast ganz und gar der Mutter, die dann den „Stab Sanft" gegen denselben führte, ohne ihn doch gerade zu verzärteln.

„Karl, Herzog," — also unterzeichnete sich der damals regierende, durch seine über die Maßen glänzende Hof- und Haushaltung bekannte Herzog Karl von Würtemberg. Darum hieß er in Ludwigsburg und der Umgegend nicht anders als „der Karl, Herzog". In die Regierungszeit dieses „Karl, Herzog" fallen die Kinder- und Jugendjahre unseres Dichters. Was Wunder, wenn die Residenz Ludwigsburg mit dem Glanze ihres Hoflebens einen mächtigen Einfluß auf seinen lebendigen Geist und sein leicht erregbares Gemüth ausübte? Wir rathen jedem unserer hochgeneigten und günstigen Leser, sich um jeden Preis in den Besitz des „Bilderbuchs aus der Knabenzeit" zu setzen und in diesem jugendfrischen Buch des Weinsberger Dichtergreises die unübertrefflichen Schilderungen „Gras-

burgs“ — so wird Ludwigsburg bezeichnend genannt — zu lesen. Unser Raum ist zu beschränkt, als daß wir sie auch nur im gedrängten Auszuge bringen könnten, sonst würden wir namentlich dieses und jenes „der Ludwigsburger Originale, wie z. B. den „Brunnenmacher Kämpf“ oder den „Perückenmacher Fribolin“ ihnen vorzustellen uns das Vergnügen nicht versagen. Gehören doch diese „Originale in Ludwigsburg“ nicht allein zu den interessantesten und gelungensten Parthien des „Bilderbuchs,“ sondern überhaupt zu den gelungensten Characterbildern, die wir kennen.

Eine Persönlichkeit, die damals oft das Kerner'sche Haus in Ludwigsburg besuchte und mit der Familie in vielfachem Verkehre stand, war Dichter Schubart, der nachherige unglückliche, langjährige Bewohner desselben „Hohen-Asbergs“ aus dem später anno 1849 der deutsche „Reichs-Canarienvogel“ mit Freundeshilfe entfloh und glücklich das Weite fand.

Schubart ist eine zu denkwürdige Persönlichkeit, als daß wir es uns versagen könnten, Kerners eigene Worte über ihn aus dem „Bilderbuche“ hierher zu setzen:

„Etwas heller“ — so erzählt uns Justinus — „als die Gestalt des Herzogs Karl Eugen blieb in meinem Gedächtnisse ein Mann, der zu jener Zeit und auch noch später öfter unser Haus besuchte, und um dessen Stock, darauf zu reiten, sich oft meine Brüder schlugen. Er war eine kräftige Gestalt mit großen Augen, einer etwas aufgestülpten Nase und einer toupetartigen Frisur, ein Mann mit lebhafter Bewegung und kräftiger Stimme, — der Dichter Schubart!“

„Er war ein Jahr nach meiner Geburt von seiner zehnjährigen Gefangenschaft befreit und zum Hof-Dramaturgen in Stuttgart ernannt worden, wo er dann Ludwigsburg, seinen früheren Wohnort, und meinen Vater, hielt sich der Hof und das Theaterpersonal in Ludwigsburg auf, öfter besuchte.“

„Mein Vater liebte ihn seines Genie's wegen, war aber öfter als Beamter genöthigt, gegen sein excentrisches, sittenloses Wesen einzuschreiten. Dennoch gedenkt Schubart desselben dankbar in seiner Lebensgeschichte. So sagt er von ihm: „„Regierungsrath Kerner, die beste, gütigste Seele, liebte und schätzte mich bei allen meinen Fehlern in der menschenfreundlichen Erwartung, der Sturm werde sich legen.““ Schubart hatte meinen Vater zum Taufpathen eines ihm zu Ludwigsburg gebornen Sohnes erwählt.“

„Schubart kam meistens zur Abendzeit zu uns, wo meine Schlafstunde war, setzte sich bald an's Klavier, spielte und sang, wobei ich selten einschlief, aber mich vor Angst meist schlafend stellte.“

Im Jahre 1793 hielt sich auch Friedrich von Schiller in Ludwigsburg auf, und unser Dichter erinnert sich genau, daß er mit seinem Elternhause in mehrfache Berührung gekommen sei.

„In Begleitung seines Vaters,“ — erzählt Kerner im Bilderbuche — der schon mit dem meinigen durch gleiche Neigung, die Baumcultur, verbunden war, besuchte Schiller damals auch mein elterliches Haus, aber ich erinnere mich seiner nur aus späteren Erzählungen meines Vaters, der öfters von ihm als einer hagern, aufrechten, bleichen Gestalt sprach, auch daß er den Kopf mehr hoch als nieder getragen und dadurch auf Manche den Eindruck eines stolzen Menschen gemacht habe, was er doch gar nicht gewesen sei. Das Gleiche sagt auch sein Ludwigsburger Freund Hoven: „„Dieses Ansehen hatte Schiller schon als Zögling an der „Karlsakademie,“ und ich erinnere mich noch sehr wohl, daß einst eine Frau, welche dort ihren Sohn besuchte, wie sie Schiller den Schlafsaal hinunterschleichen sah, sagte: „Sieh doch, der dort bildet sich wohl mehr ein als der Herzog von Würtemberg.““

„Während ich oben rühmte, mein Vater sei mit dem Vater Schillers in Bekanntschaft gestanden, fiel mir eine komische Thatsache späterer Zeit bei, die ich mich hier nicht enthalten kann, noch zu erzählen.“

„Ein Schullehrer in der Gegend von Ludwigsburg, der ein Bekannter des alten Schiller gewesen war, wollte, als Schillers Statue in Stuttgart errichtet wurde, und man die Gelehrten zu Beiträgen für das „Schiller-Album“ aufforderte, auch sein

Scherflein beitragen und sandte folgende Verse ein:

„O großer Friedrich Schiller,
Für mich auch Poesieerfüller,
Kommst nun gegossen in das Land! —
Herrn Vater hab' ich auch gekannt."

„Schade," — füget Justinus hinzu — „daß diese Verse nicht aufgenommen wurden!"

Unter der kurzen Regierung des Herzogs Ludwig, der eine allgemeine Volksbewaffnung zu organisiren gedachte, war Justinus Anführer eines wohlgeordneten und gut einexercirten „Knabencorps" und überreichte am 3. November 1793 dem gnädigsten Herzog bei seinem Einzuge in Ludwigsburg, als ihn dort auch das neuorganisirte Bürgercorps dieser Stadt empfing, einige von seinem Vater gedichtete Verse mit den Worten: Gnädigster Herzog! empfangen Sie hiermit die Huldigung der jungen Land-Miliz." Später, als diese „junge Land-Miliz" von einem Freunde eine Fahne zum Geschenk erhalten hatte und diese Fahne während der Tafel dem Herzog zu zeigen begehrte, ließ der Herzog das ganze Corps in den Saal kommen und dreimal die Runde um die Tafel machen, während er den Anführer Kerner auf seinem Schooße sitzen hatte und denselben mit Bonbons, Biskuiten und italienischen Nüssen fütterte. Später, als der Herzog in Folge eines Sturzes vom Pferde sein Leben endete, dichtete Justinus auf sein Hinscheiden folgende Verse, in denen er auch dem Maurersjungen ein Denkmal setzte, der an der Stelle, wo den Herzog das Unglück ereilt hatte, ein Kreuz in den Pflasterstein eingrub:

„Als der gute Ludwig hoch vom Pferde
Todt gesunken auf die harte Erde,
Nahet trauernd sich ein Maurersjunge:
Er will klagen, doch es stockt die Zunge,
Aber schnelle bauen seine Hände
Ihm das schönste aller Monumente;
Denn sie hauen in den Pflasterstein
Fromm des Kreuzes heilig Bildniß ein."

Mittlerweile waren nun aber auch die ersten Anfänge des Unterrichts für Justinus gekommen. Wenn es bei ihm mit dem Lernen Anfangs nicht recht — wie man zu sagen pflegt — „ziehen wollte", so ist der Grund davon gewiß nicht in Mangel an Anlagen zu suchen, sondern in einer Heerde trockener, pedantischer Schulmeister und ihren halsbrechenden Methoden, mit denen sie den frischen, muntern Knaben, bei dem das Gemüthsleben bei weitem vorherrschend war, abquälten und abgurgelten. Ja verdenk's Einer einem Knaben, wenn er unter solch einem barbarischen Regimente den Lehrer der Geschichte mit Bettina von Arnim „den Geschichtskerl," den Rechnenlehrer noch lieber den „Rechnenkerl" und endlich den ganzen Unterricht „die babylonische Gefangenschaft," nennt, die um 8 Uhr beginnt, um 12 Uhr am Ende ist, in welcher der unglückliche Schüler keine Frage wagt, aus Angst, der betreffende „Kerl" möge sie beantworten, nach Beendigung von welcher aber nichts gescheidter ist, als „in den Garten zu laufen und alle Leimsiederei in Gottes frische, freie Himmelslüfte abzuschütteln."

Was die Lehrer hauptsächlich bei ihm zu loben fanden, war seine außerordentliche Beobachtungsgabe, die ihn zum Aufnehmen und Festhalten jedes äußern Eindrucks empfänglich machte, eine Gabe, die bis in sein späteres Leben hinein unsern Dichter wie Wenige ausgezeichnet hat.

Das Jahr 1795 war herangekommen und mit demselben ein für die Kerner'sche Familie, ganz besonders aber auch für den Knaben Justinus folgenreiches Ereigniß.

Man sollte der Residenz Ludwigsburg und ihrem regen, vielgestaltigen und bewegten Leben Valet sagen und in einem stillen, einsamen Thalgrunde in der Wald- und Klostereinsamkeit und Stille sein Gezelte aufschlagen. Nach langem Schwanken und Ueberlegen hatte sich der Oberamtmann Kerner von Ludwigsburg weg um die Oberamtei des Bezirks Maulbronn mit dem Amtssitze und der Wohnung zu Kloster Maulbronn beworben und war von seinem Vorsatze, Ludwigsburg, das ihm vielfach verleidete, zu verlassen, selbst dadurch nicht abzubringen, daß Deputation auf Deputation aus Stadt und Land den Herzog ersuchte, den trefflichen Oberamtmann in Ludwigsburg zu „belassen."

Man schied also unter vielen Thränen aus der alten Heimath, an die man doch

mit hundert und aber hundert Banden gefesselt war, und zog dem Kloster Maulbronn und seiner Abgeschiedenheit zu. Vielfach anders mußte sich hier das Leben gestalten als in Ludwigsburg, schon dadurch vor Allem, daß der Oberamtmann von seinem Vorgänger die beträchtliche Oekonomie übernommen hatte. Im Hause und Hofe gab's, besonders für die Mutter, mehr zu thun als in der Stadt. Die Einsamkeit theils, theils aber auch der Umstand, daß man durch ökonomische Geschäfte am Erwiedern der Besuche gar vielfach verhindert war, zog den Kreis der das Haus suchenden Bekannten immer enger und enger. Die wenigen Beamten des Klosters und die an der Schule angestellten Lehrer waren fast die Einzigen, mit denen man verkehrte.

Je mehr es unserm Justinus hier an Umgang mit Kameraden fehlte, — die Zöglinge der Klosterschule waren ja älter als er — desto ausgedehnter war sein Umgang mit der freien Natur, ja man kann sagen, daß er sich mit aller Gluth seines jugendlichen Herzens an sie anschloß. Hier in dem zur Oberamtei gehörenden Garten half er dem Vater bei'm Pflanzen und Pflegen seiner Obstbäume, hier schaltete und waltete Justinus auf seinen Blumenbeeten, bald säend, bald das Keimende und Sprossende mit Kenneraugen beobachtend, bald begießend und das Unkraut ausräutend. Hier innerhalb der Klostermauern von Maulbronn fand er die ihm so interessanten „Ameisenlöwen," ja stellte sogar in einer dunklen Kammer, in die man ihn wegen nicht sehr lobenswerthen Verhaltens gesperrt hatte, seine ersten optischen Studien, die „dunkle Kammer" (camera obscura) betreffend, an. —

Hier in Maulbronn fing man nun auch an, ernstlicher auf den Unterricht des Knaben zu denken, als dieß in Ludwigsburg geschehen war. In die verschiedenen Disciplinen theilten sich der Vater selbst und mehrere der älteren und befähigteren Zöglinge der Klosterschule. Den Unterricht in Mathematik und in der Geographie, zweien Lieblingsfächern, übernahm der Vater selbst, die andern Fächer übernahmen die schon erwähnten Klosterschüler. Mochte der Vater auch in seinen Lehrfächern selbst, wie man zu sagen pflegt, „sattelfest" sein, mochten die Klosterschüler immerhin fast genug sitzen, so mangelte doch Allen etwas, was bei dem Lehrer oft mehr werth ist als das große Wissen, — wir meinen die Methode, und der Knabe Justinus mußte darunter hart leiden und bekam manchen Puffer und manche Maulschelle, die wohl die Präceptoren verdient hätten. Der Vater mochte das Ungenügende des Unterrichts nachgerade wohl einsehen, und als nun auch häufig Unterbrechungen der Lehrstunden dazu kamen, so ward im Familienrath beschlossen, sich von dem Knaben zu trennen und ihn außer dem Hause zur Erziehung und Lehre unterzubringen. Nach kurzer Ueberlegung entschied man sich für Knittlingen, wo man in dem Präceptor Braun einen tüchtigen Pflegevater für Justinus zu finden hoffte. Braun stand in dem Rufe eines guten Lateiners und strengen Erziehers, wenigstens seiner eignen Kinder.

„Ich mußte dahin," erzählt Kerner im Bilderbuche. „Mit Trauer schied ich von meinen Thieren und Blumen, doch wurde mir das Versprechen gegeben, ich dürfe jeden Samstag über den Sonntag wiederkehren, wozu unser Knecht und Kutscher Matthias mir die Rappen bringen würde. Letzterer versprach auch, für meine Thiere zu sorgen; meine Schwester versicherte mich, was sie auch treulich hielt, mir so oft, als möglich Schachteln voll Obst zu senden." Der Unterricht im Lateinischen war hier geregelter. Die Söhne des Präceptors hatten es ziemlich weit gebracht, und der junge Kerner suchte ihnen nachzueifern. Der Unterricht in den übrigen, nicht sprachlichen Fächern war, kurz gesagt, nicht viel werth, und wenn man namentlich von dem Religionsunterrichte hört, daß jedesmal in fürchterlicher Aufregung mit einer höllischen Tracht Prügel gedroht und dieselbe auch applicirt wurde, wenn die Schüler sich nicht jedesmal bei Nennung des Jesusnamens beugten, so kann man sich leicht vorstellen, wie derselbe nicht sehr zu Herzen gegangen sein mag. Der Aufenthalt in Knittlingen dauerte nicht lange. Theils mochte dem Vater der ganze Unterricht und die Behandlungsweise nicht zusagen, theils aber auch und hauptsächlich

mochte der Unterricht durch die sich stets mehrenden Truppendurchmärsche und Einquartirungen, wie aus demselben Grunde schon in Maulbronn, zu häufig unterbrochen werden, — kurz man beschloß, den Sohn vor der Hand nach Hause zurückzunehmen und bis zu ruhigeren Zeiten bei sich zu behalten.

Auch die stillen, einem friedlichen Wirken gewidmeten Räume des Klosters Maulbronn füllten sich nach und nach mit französischen Einquartierungen. Den Eltern ward manche Last und manche Sorge dadurch, unserm Justinus aber desto mehr Unterhaltung und Vergnügen, sodaß er nicht wie viel darum genommen hätte, in dieser bewegten Zeit nicht zu Hause sein zu können. —

Die Fluthen der Einquartirung hatten sich gelegt, da beschloß man auch, für Justinus einen andern Aufenthaltsort zu suchen. Schon hatte man sich für eine größere Stadt entschieden, als ein unvorhergesehenes Hinderniß einen dicken Strich durch den Plan der Eltern machte. Der Knabe ward von einem hartnäckigen und höchst lästigen Magenleiden befallen, was auf kein Hausmittel wich und auch lange jeder ärztlichen Behandlung widerstand. Doch aber, um den Unterricht nicht länger zu unterbrechen, beschloß man die Uebersiedelung des Knaben in das Decanatshaus in Brackenheim, wo man bei dem Neffen des Vaters, dem Decan Uhland, einen tüchtigen Instructor und dem Arzte des Ortes einen erfahrenen Doctor für das Leiden unseres Justinus zu finden hoffte.

Freilich waren die Fortschritte, die er hier, sowohl bei Uhland in Sprachen, als bei dem erfahrenen Lehrer des Orts in den Naturwissenschaften machte, höchst erfreulich, aber das Magenleiden begann, bedenklich und immer bedenklicher zu werden. Der arme Junge war zu einem Skelette zusammengeschrumpft, und wer ihn früher gekannt hatte und ihn jetzt sah, der erschrack unwillkührlich über die Jammergestalt.

Da entschloß man sich, eine weitere, wo möglich durchgreifende Hilfe zu suchen. In Heilbronn lebte der als Arzt weithin berühmte Kaiserl. Russische Hofrath Weikart, zu dem ihn die Mutter brachte, der auch mit seinem beliebten, aus Thee, Eigelb und Rum bestehenden Mittel, — dem sogenannten „Hopelpobel,“ an ihm operirte, aber nichts, auch nicht das Geringste an ihm ausrichtete. Später fiel er auf dem Wartberge bei Heilbronn dem bekannten Magnetiseur Gmelin in die Hände, der seine Kunst an ihm versuchte, und wie Kerner selbst behauptete, ihn von seiner Plage befreiete. Kerner behauptet weiter, daß von der damaligen Zeit an das magnetische Leben in ihm wach und lebendig gewesen sei, und daß sich auch von dieser Zeit an seine Ahnungen und Träume, auf die er im Leben so sehr viel gab, entwickelt hätten. Die Träume entstehen nach Kerner aus der Herzgrube. Sie begleiteten ihn durch's ganze Leben und sind ihm, wie er selbst gesteht, zu einer namenlosen Qual geworden.

Im Jahre 1799 traf die Kerner'sche Familie ein harter Schlag. Der Oberamtmann, der schon längere Zeit gekränkelt hatte, fing an, bedenklich und ernster leidend zu werden, sodaß sein Hinscheiden in der nächsten Zukunft mit Sicherheit vorauszusehen war und auch wirklich in diesem Jahre noch erfolgte. Durch den Tod dieses wackern und überaus thätigen Mannes kam die Familie wirklich in eine bedrängte Lage. Großes Vermögen war nicht vorhanden. Der Oberamtmann hatte bei Uebernahme seines Amtes in Maulbronn die Summe von 6500 Gulden an die Herzogliche Kasse bezahlen müssen und hatte außerdem noch an 4000 Gulden durch Darlehn an schlechte und gewissenlose Freunde verloren. Dazu kam noch ein anderer Schlag. Die Wittwenkasse, in die Kerner seine Gattin eingekauft hatte, fallirte, und so ging der armen Frau auch der gehoffte Wittwengehalt verloren, sodaß sie nun auf den kleinen Rest ihres Vermögens angewiesen war.

Der sterbende Gatte und Vater hatte einen „letzten Willen“ hinterlassen. Wie er in demselben ein jedes der Kinder, namentlich unsern ihm ganz besonders am Herzen liegenden Justinus mit einigen Worten der Ermahnung und des Trostes bedacht hatte, so hatte er auch den ausdrücklichen Wunsch ausgesprochen, daß die

Familie nach seinem erfolgten Hinscheiden sich nach Ludwigsburg zurückbegebe.

Diesem Wunsche willfahrte die Wittwe und zog bald nach ihres Mannes Tode, nachdem die Verhältnisse in Maulbronn geordnet waren, in die alte, Allen so liebe Heimath zurück.

Der lange liegen gebliebene Unterricht ward nun für Justinus in Ludwigsburg wieder mit allem Ernste aufgenommen. Durch das Lesen der classischen Dichter der Griechen und Römer ward hier zuerst die Liebe zur Dichtkunst in ihm geweckt. Bei den vielfach versuchten poetischen Nachbildungen der Alten ging ihm sein treuer, aufopfernder Lehrer, der Diaconus Conz, selbst ein Dichter, hilfreich zur Hand; auch führte ihn der nämliche Mann in das Studium der neueren deutschen Dichter, eines Göthe, Schiller, Klopstock, Hölty und Matthisson ein. Einen Mathematiker aus ihm zu machen, gab sich sein Bruder Karl, der als Lieutenant der Artillerie in diesem Fache zu Hause sein mußte und wirklich auch war, — alle nur ersinnliche und erdenkliche Mühe. Justinus war ein tiefpoetisches Gemüth, aber kein mathematischer Kopf und blieb für alle Brüche, Dreisätze, Wurzeln u. s. w. förmlich vernagelt.

Ueber solchen Studien war das Jahr 1801 herangekommen und brachte der Familie einen sehr theuern Besuch. Bruder Georg, der französische Republikaner, kam, aber auch zum letzten Male, in die Heimath. Auch aus der Ferne hatte er an des jüngsten Bruders Erziehung den lebhaftesten und innigsten Antheil genommen und wollte jetzt bei seiner persönlichen Gegenwart über dessen fernere Bestimmung mitentscheiden helfen. Mochte nun aus ihm gemacht werden, was man wollte, jedenfalls ging sein Rath dahin, den Knaben vor der Hand zu einem Handwerker in die Lehre zu thun. Bei dem Schreiner, zu dem Justinus in die Lehre gebracht wurde, war denn eins seiner Hauptgeschäfte das Fertigen der Särge, wie er denn den Sarg für einen Jugendfreund, den Sohn des vorhin genannten Diaconus Conz, eigenhändig, wenn auch mit Gefühlen der innigsten Wehmuth, gefertigt hat. Im Kernerhause zu Weinsberg befindet sich noch ein Tisch, ein Lieblingsmöbel des Dichters noch in seinen letzten Tagen, ein Werk jener in der Schreinerwerkstätte hingebrachten Zeit.

Bekanntlich war unser Dichter ein Virtuose auf der jetzt fast ganz aus der Mode und dem Brauche gekommenen Maultrommel und wußte diesem unscheinbaren Instrumente zur Ergötzung seiner Freunde die wunderbarsten Töne zu entlocken. Bei dem erwähnten Besuche erweckte Bruder Georg die Liebe zu diesem Instrumente in ihm und ertheilte ihm den ersten Unterricht auf demselben.

Auch einen Lehrer in der edlen Malerkunst verschaffte Georg unserm Justinus und der Schwester. Der Mann war eben nur ein Tüncher, verstand nichts, konnte aber auch nichts machen. Er legte den Schülern Originale vor, welche diese in enormer Vergrößerung ausführen mußten, und zwar in Oel. War ein solches ungeheuerliches Stück fertig, so fertigte der Schreinerlehrling zugleich colossale und massive Rahmen dazu, worauf dann die Bilder gewöhnlich verschenkt wurden. Wunderbarerweise befinden sich zwei solcher Kerner'schen „Oel-Studien" in der Würtembergischen Landes-Irrenanstalt Winnenthal.

Im Jahre 1802 wurde Kerner confirmirt. Der schon genannte Diaconus Conz hatte ihm den Confirmanden-Unterricht zu ertheilen. Kerner erzählt von diesem Unterricht im Bilderbuch: „Conz ließ uns neben dem mündlichen Unterrichte auch religiöse Aufsätze bearbeiten, aber es war ihm bei diesen um eine schöne Stilisirung mehr zu thun als um den religiösen Inhalt. Ein Theologe war Conz nicht, ob er gleich in der Stadtkirche zu predigen hatte, bei welchen Predigten aber der Uebelstand war, daß er sehr undeutlich sprach. Er war von sehr fetter Leibesconstitution und that die Pfeife, um zu sprechen, nur sehr ungern aus dem Munde. Seine Hauptstärke war die Philologie, und seine Gedichte trugen neben großer Correctheit doch oft sehr die Farben und Töne der verschiedensten Dichter des Alterthums und der Neuzeit, die er emsig las und vielfach kritisirte, an sich. Er war ein kindlicher Mensch, voll Herzensgüte und Naivität. Er lebte immer in seiner Gedankenwelt, sodaß es

ihm oft geschehen konnte, an den einen Fuß einen Stiefel, an den andern einen Schuh anzuziehen. Sein häufigster Umgang war der Freund Schillers, Herr von Hoven, der auch mit ihm die gleichen politischen Gesinnungen hegte."

„Conz war nur in der literarischen Welt zu Hause, in der gemeinen war er ein Fremdling, und weil er glaubte, die Menschen seien so gut und kindlich als er, so verging selten ein Tag, an dem er sich nicht in seiner guten Meinung von den Menschen betrogen sah."

„In religiösen Dingen schien Conz damals nur den Glauben seiner griechischen und römischen Classiker zu haben und in ihm erst im spätern Leben das christliche Bewußtsein zu erwachen. Da sah man ihn, wie früher mit Ovids Verwandlungen oder dem Anakreon in der Hand, nur mit dem griechischen neuen Testament in seinem Garten gehen."

Wir haben es uns nicht versagen können, gerade hier, von Kerners Feder selbst gezeichnet, das Bild des Mannes herzusetzen, der auf den Lebensgang und die ganze Entwicklung unseres lieben Dichters von so entscheidendem Einfluß gewesen ist.

Ehe wir weiter gehen, möge dann über die Confirmation aus Kerners eigener Feder noch einiges Wenige dastehen.

Was die Gemüthsverfassung und den Seelenzustand bei der Confirmation anlangt, so sagt der Dichter darüber in dem Bilderbuche:

„Der christliche Glaube war in mir leider nicht stark geworden, und die kurze Antwort auf die kurze, einzige, auf mich zufällig gefallene Frage: welches Glaubens bist Du? Antwort: Ich bin ein Christ! strafte mich Lügen, denn ich war ja eigentlich gar kein Christ. Dennoch aber war ich nicht ohne Glauben."

„Die größte Angelegenheit war mir, daß ich zur Confirmationshandlung einen Frack anziehen sollte. Ich hatte in meinem Leben bisher noch nie einen Frack getragen, und ich that es auch jetzt durchaus nicht, obgleich meine Mutter, um mich zu zwingen, ihren „Kriegsvogt", meinen Oheim, den Landschaftsconsulenten Kerner, zu Hilfe zog. Es fruchtete nichts, ich kam zu dem feierlichen Acte in einem Ueberrocke, zum Erstaunen der ganzen Stadt Ludwigsburg, in die Kirche. Zum Glück war der orthodoxe Special Zwilling, ein Geistlicher an der Kirche, — gestorben; denn ohne Frack und schwarzes Mäntelchen hätte der Mann mich nicht confirmirt."

Nun kam denn ernstlich zur Sprache, was Justinus werden sollte.

Die Mutter hatte des kleinen Vermögens wegen sich sehr einzuschränken, schon drei der Brüder hatten den Eltern durch höhere Studien große Kosten verursacht, da kam der Pfleger der verwittweten Oberamtmännin, der Oberamtsschreiber Heuglin, in aller Liebe auf den sinnigen Einfall, man solle Justinus zu einem Conditor machen. Dieses Geschäft, sagte Heuglin, sei höchst profitabel. Da der Junge zeichnen und Reime machen könne, so würde er sich bald im Verfertigen von Bonbons und Marzipanfiguren auszeichnen.

„Dieses" — erzählt Kerner selbst — „ward der Mutter so lange vorgesprochen, bis sie in mich drang, ich solle in diesen Plan eingehen. Voll von Jammer wandte ich mich an meinen väterlichen Freund Conz, der inzwischen als Professor der Aesthetik nach Tübingen gekommen war, und dieser schrieb: „Nein, Conditor sollen Sie mir nicht werden." Ich bestand also darauf, es nicht zu werden, und — wurde es auch nicht."

„Ich hatte aber nichts dagegen, als man mir nun den Vorschlag machte, Kaufmann zu werden und mich auf das Comptoir der Herzoglichen Tuchfabrik in Ludwigsburg, wo ich dann auch zugleich die Tuchfabrikation lernen könnte, aufnehmen zu lassen. Dies war nun ein großer Mißgriff; denn ich taugte zum Kaufmann so wenig wie zum Mathematiker, und meine Neigung, lieber zu geben, als zu nehmen, befähigte mich auch nicht zum Kaufmanne; aber ich schickte mich besonders deswegen darein, um meiner Mutter keine großen Kosten mehr zu machen."

Es war wirklich so, wie Kerner hier in der aus dem „Bilderbuche" angeführten Stelle sagt: „wer ihn zum Kaufmann machte, der setzte förmlich den Bock zum Gärtner." Und so kam es denn, daß er sich auf dem Comptoire, auf der Pack-

kammer, hinter Tuchballen, Indigofässern ꝛc. der Tuchfabrik außerordentlich unwohl befand, und daß er sich herzlich heraussehnte aus dieser babylonischen Gefangenschaft; mochte ihm auch sein leichter Sinn und sein poetisches Gemüth gar vielfach die Last erleichtern helfen, wenn auf manchen Tuchballen neben dem Zeichen der Fabrik auch noch eine komische Zeichnung seiner Hand, oder zwischen den einzelnen Tuchstücken ein paar komische oder elegisch-klagende Verse mit hinauswanderten in die weite, weite Ferne. Wenn er in dieser Zeit oft nach dem hohen Asberge zum Besuche seines dort oben als Garnisonsprediger fungirenden Bruders Ludwig kam, dann wünschte er mehr als einmal: „ach säßest du wie einst der arme Schubart als Gefangener hinter jenen Mauern, das wäre besser, als zwischen den Tuchballen der Ludwigsburger Fabrik frei herumwandern zu dürfen."

Doch seine Erlösungsstunde hatte auch geschlagen. Justinus, dem es nachgerade zu eng wurde in seiner Fabrik, wandte sich in seiner Noth und Bedrängniß an einen Mann um Hilfe, bei dem er in seinem Leben noch nie fehl gegangen war, — an seinen väterlichen Freund Conz, und fragte, ob es denn unter keiner Bedingung möglich sei, ihn von der Kaufmannschaft ab in die so heiß ersehnte wissenschaftliche Laufbahn hinüberzubringen. Conz zeigte sich auch hier als wahren, aufopferungsfähigen Freund. Die Antwort auf die Anfrage ließ nicht lange auf sich warten und lautete in einer Weise, daß Kerner vor dankbarer Freude in alle Lüfte hinein hätte springen und jubeln mögen. Conz, der gute, treue Conz, erbot sich, ihn gegen eine kaum der Rede werthe Vergütung in sein Haus aufzunehmen und ihm außerdem auch die nöthigen Stipendien zum Studiren zu verschaffen.

So verließ denn Kerner im Herbste des Jahres 1804 die Stadt Ludwigsburg und ihre Tuchfabrik. Auf Schusters Rappen wanderte er der Musenstadt Tübingen zu. Die Reise war nicht kostspielig; denn nirgends kehrte er ein, und überkam ihn einmal der Durst, so bog er sich zur Quelle oder zum Bache nieder und stillte ihn mit einem Trunke frischen Wassers. Ueber seine Ankunft in der Musenstadt, oder doch vor den Thoren derselben, mag uns Kerner selbst erzählen.

„Ich kam" — so sagt er in dem „Bilderbuche" — im Mondenschein allerdings sehr ermüdet vor Tübingen an, in der Gegend, wo an der Chaussee vor dem sogenannten „Gutleuthause" — einem Armenspital — eine Bank stand."

„Auf dieser Bank ließ ich mich ermattet nieder und schlief unter dem Gesäusel der nahen Pappeln ein. In diesem Schlummer hatte ich zum erstenmale den Traum, der mich nachher, während meines Studiums in Tübingen, noch sehr oft verfolgte."

„Es träumte mir nämlich, ich sitze zwischen einem Berg von Compendien und Manuscripten in einem einsamen Stübchen, dessen einziges Fensterlein gegen eine Waldwiese sah."

„Ermüdet von vielem Lesen heftete ich endlich meine Augen von den Büchern nach dem Grünen der Waldwiese, und da sah ich, daß aus dem Walde über die Wiese ein Hirsch mit Storchfüßen schritt, der kam durch die Luft meinem Fensterlein näher und immer näher, und endlich stand er zu meinem Schrecken in meinem Stüblein vor mir und befahl mir in den unverschämtesten und höhnendsten Ausdrücken: weil ich so ein emsiger Studiosus sei, ihn, der bisher vergessen worden, nach Linné in eine Classe zu stellen."

„Den beängstigenden Presser an der Seite durchblätterte ich alle meine Compendien und Manuscripte; aber ich konnte von diesem Ungethüm nichts geschrieben finden, ihm einen Namen anzuweisen, und erwachte im Schweiße meines Angesichts."

„Dieser damalige Traum, ein wahrhaft magnetischer, voraussehender, welcher keine Dichtung, sondern völlige Wahrheit ist, den ich aber in einer Dichtung „die Heimathlosen" benützte, wiederholte sich mir oft in nächtlichen Träumen während meines Studiums in Tübingen. Der Hirsch gab mir ganz das Gefühl eines Examinators, wobei er das Gesicht bald eines Professors, bald eines fleißigen Studiosi annahm. Es war mir dieser Traum immer sehr widrig, aber bezeichnend für das ängstliche Studium der Meinungen und Systeme, in das ich nun eingeführt werden

sollte, und das mir so oft ganz aus dem Bereiche der Natur zu liegen schien."

„Als ich aus jenem Traume erwachte, wogten die Pappeln am Wege im heftigen Sturme hin und her, und die Wolken flogen am Monde vorüber."

„Als ich mich erhob, wehte der Luftzug mir ein beschriebenes Papier entgegen, ich haschte es mit der Hand, es war ein ärztliches Recept, das der Wind aus einem offenen Fenster des Armen-Hospitals zu mir heruntergeweht hatte. — Auch dieses geschah mir damals in Wahrheit. — Die Receptur hatte die Unterschrift des damaligen Oberamtsarztes Dr. Uhland in Tübingen, eines braven Practikers und Menschen." (Oheim des Dichters Uhland.)

„Wohl hatte ich mich bei'm Verlassen der Fabrik für das Studium der Naturwissenschaften entschlossen, aber noch nicht für das besondere der Medicin. „„Nun ja, sagte ich vor mich hin, dieses Blatt ist dir zum Zeichen deines künftigen Berufs gesandt: du sollst ein Arzt werden!""

„In diesen Gedanken und Vorsätzen zog ich durch das Lustnauer Thor in die mir nun ganz unbekannte Stadt ein."

Hier endet das unvergleichlich schöne „Bilderbuch aus der Knabenzeit". Hier schließen denn auch wir unsern ersten Abschnitt über des theuern Dichters Leben, um ihn im zweiten von Tübingen bis nach Weinsberg zu begleiten und endlich sein Leben, Wirken, Leiden und Sterben daselbst unsern Lesern vor die Augen zu führen.

(Fortsetzung folgt.)

Ethnographische Photographien.

Von Dr. Geo. Hartwig.

I.

Die Botocuden.

Die Schönheit ihrer Urwälder. Eine Schweiz in der Wildniß. — Die Wohnsitze der Botocuden. — Die portugiesischen Ansiedelungen an der Küste und an den Flüssen. — Der Körperbau und die Physiognomie der Botocuden. Seltsame Verunstaltung ihres Gesichtes. — Ihre Muskelkraft und Ausdauer. — Ihre Sinnesschärfe. — Ihre felsenfeste Gesundheit. — Ihre Arzneikunde. — Bogen und Pfeile der Botocuden. — Frühzeitige Uebung im Schießen. — Ihre Geschicklichkeit im Schwimmen und Klettern. — Ihre Art zu jagen. — Das Tajassu. — Der Tapir. — Die Affen. — Der Ameisenbär. — Die Wasser-Boa. — Fischfang. — Eßbare Insektenlarven und Ameisen. — Die Gaben des Pflanzenreichs. — Kriege mit den Portugiesen. — Eigenthümliche Zweikämpfe mit Prügeln. — Häusliche Einrichtungen. — Familienleben. — Leichenbegängniß. — Religiöse Begriffe. — Kindererziehung. — Liebe zum unabhängigen Waldleben. — Unauslöschlichkeit der ersten Eindrücke.

Zu den herrlichsten Urwäldern Brasiliens gehören die der Provinz Espirito Santo, die zwischen Bahia und Rio de Janeiro von den Gebirgszügen der Serra do Espinazo nach dem atlantischen Meere sich abdacht. Eine Menge reissender, zum Theil sehr beträchtlicher Flüsse, — doch kaum dem Namen nach in Europa bekannt — der Espirito Santo, der Santa Cruz, der Rio Doce, der Rio Grande de Belmonte durchströmen diese reizenden Wildnisse, wo das tropische Pflanzenleben durch die unendlichen Regengüsse der nassen Jahreszeit begünstigt, in seiner ganzen wunderbaren Pracht sich entfaltet. Hier sieht man die schönsten Bergformen, die malerischsten Felsgruppen, die klarsten Bäche oft in rauschenden Wasserfällen herabstürzen. Hier wechselt wie in der Schweiz das Anmuthige mit dem Großartigen, das Liebliche mit dem Erhabenen der Natur; aber eine wärmere Sonne taucht alle diese herrlichen Landschaftsbilder in glühendere Farben, in ein saftigeres Grün. An der Küste kommt auch noch das Toben der Brandung hinzu, um durch die gewaltige Stimme des Meeres den tiefen Eindruck der ungeheuren Wälder zu erhöhen, die in dichten Massen über Thäler und Berge sich hinziehen und endlich in der duftigen Ferne verschwinden.

Besonders nach der Regenzeit prangen diese Wildnisse in einem Farbenreichthum, wie man ihn vergebens in den milderen Himmelsstrichen suchen würde. Vor derselben hatte die anhaltende Dürre das Laub gebräunt und manches zarte Gewächs seiner Blätter beraubt; während ihrer Dauer kamen noch die sausenden Stürme und

furchtbare Regengüsse hinzu, um dem Walde vollends allen Schmuck abzustreifen; erst nachdem die Wolken sich verzogen und die fröstelnden Thiere ihre versteckten Schlupfwinkel verlassen haben, um die steifen Glieder in den warmen Sonnenstrahlen zu recken, erwacht auch die Pflanzenwelt zu einem neuen, freudigeren Leben. Wo früher das Auge nur den verschiedenen Abstufungen des Grüns begegnete, da schwelgt es jetzt im reichen Blüthenschmuck der Orchideen, Bignonen und Passifloren, und sogar bei manchen hohen Waldbäumen ragen große, glänzende Blumen in dichten Trauben hervor, während zugleich die lieblichsten Wohlgerüche die Luft erfüllen und das Athmen schon zu einem hohen Genusse machen.

Obgleich Cabral, der zufällige Entdecker Brasiliens, da er auf dem Wege nach Indien um das Cap der guten Hoffnung vom Sturme nach der neuen Welt verschlagen wurde, zuerst an dieser Küste am 3. Mai 1500 landete, wo er am Flusse Santa Cruz die erste europäische Ansiedlung gründete, und obgleich das herrliche, fruchtbare Waldland so viele Vorzüge darbietet, so ist es doch nur von wenigen Colonisten bewohnt. Nur am Rande des Meeres liegen einige kleine Hafenstädte, die ohne Industrie und bedeutenden Handel ein kümmerliches Dasein fristen, und nur am unteren Laufe der Flüsse ist hier und dort der Urwald gelichtet, um einer unbedeutenden Ortschaft, einem Destacamento (Militärposten), oder einem einsamen Hofe (Facenda) Raum zu machen, wo einige Ansiedler ein Leben führen, welches an Rohheit und Armuth der Begriffe sich kaum über das der barbarischen Ureinwohner erhebt.

So bleibt denn der größte Theil des Innern noch immer in seinem ursprünglichen Zustand: ein ungeheures Urwaldgebiet, den üppigen Naturkräften überlassen, von wilden Thieren durchstreift und von einigen kaum weniger wilden Indianerhorden beherrscht, unter welchen die Botocuden die bedeutendste Rolle spielen.

Dieser Stamm, der sich vor seinen Nachbarn — den Puri's, den Patacho's u. a. durch mancherlei eigene Characterzüge auszeichnet, war früher im höchsten Grade furchtbar für die schwachen portugiesischen Ansiedlungen, die er häufig mit Raub und Mord verheerten, bis endlich die Ueberlegenheit der europäischen Waffen ihn von der Küste vertrieb.

Doch trotz ihres geschmälerten Gebiets bleibt den Botocuden noch immer ein weiter Strich undurchdringlicher Urwälder, in welchen mehr als ein deutsches Mittelreich Platz fände, zum ruhigen, ungestörten Zufluchtsorte frei, und noch immer haben sie die alte Unabhängigkeit ihrer Väter bewahrt.

Heutzutage bewohnen sie den Raum, der sich längs der Ostküste Brasiliens, jedoch mehrere Tagereisen vom Meere entfernt, von 15. Gr. bis zum 19½. Gr. südl. Br. ausdehnt, oder zwischen dem Rio Pardo und dem Rio Doce liegt. Westlich dehnen sie sich bis zu den bewohnten Gegenden von Minas Geraes hinaus, doch haben sie ihren Hauptsitz in den großen Urwildnissen an beiden Seiten des Rio Doce und des Belmonte, der schon durch seinen Namen die Schönheit des Landes ausdrückt. In diesen Wäldern schalten sie ungestört, und am Flusse Sanct Matthäus streifen sie noch bisweilen bis nahe an die Seeküste hinab.

Die Natur hat ihnen einen guten Körperbau gegeben, denn sie haben eine bessere und schönere Bildung als die anderen Stämme dieser Küstenprovinz. Sie sind größtentheils von mittlerer Statur, Einzelne erreichen sogar eine ziemlich ansehnliche Größe; dabei sind sie breitschulterig, aber doch wohlproportionirt, mit zierlichen Händen und Füßen. Das Gesicht hat starke Züge, breite Backenknochen, schwarze, lebhafte Augen. Ihre Farbe ist ein röthliches Braun, ihr Kopfhaar schwarz wie Kohle, ihre Zähne schön geformt und weiß.

So würde ihr Gesicht vielleicht keinen unangenehmen Eindruck machen, wenn sie es nicht auf die sonderbarste und widerlichste Weise entstellten, indem sie Ohren und Unterlippen durchstechen und die Oeffnungen durch walzenförmige, von einer leichten Holzart geschnittene Pflöcke erweitern. Der Wille des Vaters bestimmt die Zeit, wenn die Durchstechung vorgenommen werden und das Kind die seltsame Zierde seines Stammes erhalten soll, welches gewöhnlich schon im siebenten oder achten Jahre, öfters auch noch früher geschieht. Man spannt zu dem Ende die Ohrzipfel und Unterlippen aus, stößt mit einem harten, zugespitzten Holze

Löcher hindurch und steckt in die Oeffnungen erst kleine, dann von Zeit zu Zeit größere Hölzer, welche endlich Lippe und Ohrläppchen zu einer ungeheuren Weite ausdehnen.

Wiesehr Ohren und Lippen und durch sie das ganze Gesicht durch diesen eigenthümlichen Schmuck entstellt werden, geht schon aus der Größe der Ohrpflöcke hervor, welche nicht selten einen Zoll im Durchmesser bei einer Dicke von anderthalb Zoll haben. Die Scheiben werden aus dem Holze des Barrigudo-Baums verfertigt, welches leichter als Kork und sehr weiß ist. Dennoch ziehen sie bei älteren Leuten die Lippe niederwärts, welche bei jüngeren hingegen geradeaus oder etwas aufgerichtet steht. Die Unterlippe erscheint nun als ein dünner, um das Holz gelegter Ring, und ebenso die Ohrläppchen, welche beinahe bis auf die Schultern herabreichen. Sie können das Holz herausnehmen, so oft sie wollen, dann hängt der Lippenrand schlaff herab, und die Unterzähne sind völlig entblöst.

Mit den Jahren wird die Ausdehnung immer größer und oft so stark, daß das Ohrläppchen oder die Lippe zerreißt. Alsdann binden sie die Stücke mit einer Leine wieder zusammen und stellen auf diese Weise den Ring wieder her. Da der Pflock in der Lippe beständig gegen die mittleren Vorderzähne des Unterkiefers drückt und reibt, so fallen diese zeitig aus oder sind mißgestaltet und verschoben. Bei'm Essen ist natürlich dieser unsinnige Zierrath ungemein hinderlich und unreinlich. Auch noch bei andern amerikanischen Völkerschaften herrscht der Gebrauch, die Lippen und die Ohren zu durchbohren; wir finden ihn ebenfalls auf den ostindischen und Südsee-Inseln, aber nirgends ist diese Kunst so vervollkommnet als bei den Botocuden, welche darin die äußerste Grenze des Abgeschmackten und des Häßlichen erreicht haben.

Eine zweite äußere Verzierung oder Verunstaltung, wie man es haben will, welche der Botocude liebt, ist die Verschneidung des Kopfhaares. Alle rasiren es um den untern Theil des Kopfes bis drei Finger breit oder noch höher über die Ohren hinauf glatt ab, so daß blos auf dem Scheitel eine kleine Haarkrone stehen bleibt, die sie von allen ihren Landsleuten an der Ostküste unterscheidet. Sie bedienten sich zum Abscheeren der Haare eines Stückes Rohr, welches sie spalteten und auf der einen Seite schärften. Diese Art Messer sind sehr schneidend und nehmen die Haare gut hinweg, doch jetzt sind sie zum Theil schon durch eiserne ersetzt.

Das künstliche Tätowiren, welches bei den Südsee-Insulanern zu einer so vollkommenen Virtuosität gebracht worden ist, kennen die Botocuden nicht, sie lassen ihre Haut, wie sie geschaffen worden ist, und begnügen sich damit, sie mit schwarzen und rothen Farben zu bemalen. Gewöhnlich streichen sie den ganzen Körper schwarz an, nur das Gesicht, die Vorderarme und Füße von den Waden abwärts ausgenommen. Andere theilen den ganzen Körper der Länge nach, lassen die eine Hälfte im natürlichen Zustande und färben die andere schwarz; wieder Anders malen blos das Gesicht glühendroth. So bemalt hat der Botocude dennoch seiner Idee von Schönheit noch nicht völlig Genüge geleistet; er trägt auch noch eine Halsschnur von Fruchtkörnern oder schwarzen Beeren. Der Putz der Weiber unterscheidet sich nicht von dem der Männer. Mund und Ohren sind bei ihnen ebenfalls mit Holzpflöcken verunziert, nur die Beine umwinden sie unter dem Knie und über dem Knöchel mit Stricken von Bast, weil sie dieselben schlank zu erhalten wünschen. Beide Geschlechter gehen völlig nackt und kennen nicht einmal den dürftigen Maro der wildesten Südsee-Insulaner.

In ihrem freien Jagd- und Waldleben entwickeln die Botocuden eine außerordentliche Muskelkraft und Ausdauer. Schnellfüßig gehen sie in der grossen Hitze Berg auf, Berg ab; sie durchdringen die verwachsendsten, dichtesten Wälder; nichts hält sie auf, jeden Fluß durchwaten oder durchschwimmen sie, wenn er nicht zu reissend ist; völlig nackt, durch kein Kleidungsstück belästigt, nie in Schweiß gerathend, blos Bogen und Pfeile in der Hand tragend, können sie sich mit Leichtigkeit bücken, mit ihrer abgehärteten Haut, die weder Dornen, noch andere Verletzung fürchtet, durch die kleinste Oeffnung im Gesträuche durch-

schlüpfen und so in einem Tage weite Strecken Wegs zurücklegen.

Kein europäischer Jäger kann es mit ihnen aufnehmen, erschöpft muß er sich bald von ihrer Gesellschaft trennen, während sie, die Herren des Waldes, unermüdlich dem Wild nachschleichen und von keinen Strapatzen etwas wissen.

Bei'm Jagen wird ihre außerordentliche Muskelkraft durch eine ebenso außerordentliche Sinnesschärfe unterstützt. Ihr feines Ohr unterscheidet jeden Laut des Waldes und erkennt schon aus weiter Ferne die Bewegungen der Beute, welcher sie nachstellen, oder des Feindes, der Böses gegen sie im Schilde führt. Mit aufmerksamem Auge dringen sie tief in das verworrene Dickicht, in die Labyrinthe des Laubes ein und erspähen das Thier, welches sich vergebens ihren Falkenblicken zu entziehen sucht.

An Schärfe des Geruchs mit dem Hunde wetteifernd erkennen sie die Fährte des Feindes und bereiten sich zu dem Ende reingefegte Pfädchen, damit sich durchkreuzende Gerüche den reinen Eindruck nicht stören.

So sind sie, obgleich sie uns an geistiger Ausbildung so ungeheuer weit nachstehen, doch in körperlicher Hinsicht uns weit überlegen, und mancher hochgebildete Europäer dürfte sie sowohl wegen der Vollkommenheit ihrer Sinne, als um ihre felsenfeste Gesundheit beneiden. Geboren in der freien Natur, nackt dort aufgewachsen, an alle Abwechslungen des Tropenclima's, an heftige Hitze des Tages, Kühle und Feuchtigkeit der Nächte und der Wälder gewöhnt, empfindet ihr harter Körper keinen äußeren Eindruck der Luft, und ihre einfache, beständig gleiche Lebensart bewahrt sie vor den Uebeln, welche zu den unvermeidlichen Folgen der Civilisation gehören.

Häufiges Baden und stete Uebung der Kräfte geben ihrem Körper jene Vollkommenheit, die man bei uns kaum dem Namen nach kennt, oder welcher unsere Turner als einem unerreichbaren Ideale nachstreben. Gegen äußere Verletzungen und selbst gegen einige innere Krankheiten hat die Erfahrung sie mancherlei Mittel kennen gelehrt, die in unsern Apotheken vielleicht von Bedeutung sein würden, denn ihre Wälder sind angefüllt mit kräftigen aromatischen Pflanzen, deren wirksamste ihnen wohl bekannt sind.

Wenn sie an einem kranken Theile Blut lassen wollen, so peitschen sie denselben mit der brennenden Jatropha (Jatropha urens), oder mit einer Art Nessel; dann machen sie mit scharfen Steinen oder Messern an dem entzündeten Theile häufige Ritze, woraus eine Menge Blut fließt.

Schon diese Thatsache beweist genugsam, daß es ihnen nicht an medicinischer Beobachtung fehlt, daß sie trotz ihrer barbarischen Rohheit von der Erfahrung gelernt haben, und das Erfahrene anzuwenden verstehen.

Zur Erlegung des Wildes oder zum Kriege dient den Botocuden vor allem der colossale Bogen und der dazu im Verhältniß stehende Pfeil, diese furchtbare, allen brasilianischen wilden Stämmen gemeinschaftliche Waffe.

Ihren Bogen verfertigen sie aus dem faserigen, äußerst festen, elastischen Holze der stachlichten Airipalme oder eines sehr hochstämmigen, schön gelb blühenden Trompetenbaumes, denn trotz der Mannichfaltigkeit der Bäume in ihren unermeßlichen Wäldern gibt es doch nur wenige, deren Holz alle nöthigen Eigenschaften besitzt, um dem Botocuden eine völlig zuverlässige Waffe zu liefern.

Das Trompetenbaumholz oder Pao d'Arco ist weiß, mit schwefelgelbem Kerne, wird aber nach der Verarbeitung rothbräunlich; das Airiholz ist glänzend schwarzbraun und gibt glattpolirt eine auch schön in's Auge fallende Waffe. Die größte Stärke dieser Bogen liegt in der Mitte, von welcher sie allmählig nach beiden Enden conisch zulaufen. Die starken Sehnen zu denselben macht man aus den Fasern der branatha, einer Bromelienart, welche die des Hanfs an Dauer und Festigkeit übertreffen. Starke Männer führen Bogen von $6^1/_2$ bis 7 Fuß Länge, und man begreift, daß ein auf solche Weise bewaffneter Botocude mit scharfem Auge und muskulösem Arme, von Jugend auf geübt, das steife Holz des hohen Bogens zu spannen, in der finstern, verflochtenen Urwildniß im Hinterhalte lauernd, wahrlich ein Gegenstand des

Schreckens ist, weit furchtbarer als die Boaschlange oder der zum tödtlichen Sprunge sich anschickende Jaguar.

Zu dem Schafte der oft an 6 Fuß langen Pfeile werden verschiedene Rohrarten gebraucht. Der Hintertheil des Pfeils, welcher unten an die Bogenschnur gelegt wird, ist mit den breiten Schwungfedern des Hokkohuhns oder des Arapapagai's befiedert; sie binden nämlich an jeder Seite des Pfeils eine Feder der Länge nach mit der Rinde einer Liane fest. Man findet drei Arten von Pfeilen, welche nach den Spitzen verschieden sind. Der Kriegspfeil hat eine längliche oder elliptische, sehr schiefe Spitze, die aus einem Stück Taquarussia-Rohr geschnitten ist. Man brennt das Rohr, um es fester zu machen, schabt und schneidet es zu, daß es an den Rändern scharf wie ein Messer und vorn spitzig wie eine Nadel wird. Diese Art von Pfeilen verursacht die stärksten Wunden und wird daher für den Krieg und zur Jagd der größern Thiere gebraucht. Da das Rohr hohl ist, so fließt das Blut an der concaven Seite der Spitze heraus, daher die angeschossenen Thiere sich sehr stark verbluten.

Die ein bis anderthalb Fuß lange Spitze des Widerhackenpfeils wird aus demselben Holze wie der Bogen gemacht. Sie ist dünn, stark zugespitzt und hat an der einen Seite acht bis zwölf schiefe, rückwärtsgekehrte Einschnitte, welche Widerhacken bilden. Dieser Pfeil verursacht, wie man sich leicht denken kann, eine schlimme Wunde und wird daher ebenfalls zum Kriege benutzt.

Da es wegen der Widerhacken schwer hält, ihn herauszuziehen, so stößt man ihn wo möglich völlig hindurch, bricht ihn vorn ab und dreht dann erst den Schaft zwischen beiden flachen Händen rückwärts heraus.

Die dritte Art von Pfeilspitzen dient blos zur Jagd kleiner Thiere, man benutzt dazu Zweige, die mit Knoten versehen sind, und zwar so, daß dieses Instrument, statt spitzig zu sein, vorn vier bis fünf quirlförmig gestellte Knoten hat, welche kurz abgeschnitten werden. Um den beiden ersten Arten von Pfeilspitzen mehr Festigkeit und Federkraft zu geben, reibt man sie mit Wachs und läßt dieses nachher am Feuer einziehen, welches auch bei dem Bogen selbst geschieht. So legen diese Wilden bei der Verfertigung ihrer Waffen einen nicht unbedeutenden Grad von Scharfsinn an den Tag und beweisen, daß wenn sie in andere Verhältnisse gesetzt wären und andere Bedürfnisse kennen lernten, es ihnen nicht an der gehörigen Erfindungsgabe, um sie befriedigen zu können, fehlen würde. Gleich den Feuerländern und den Eskimo's sind die Botocuden unsere Brüder, eines Stammes mit uns, mit derselben Fähigkeit, sich zu vervollkommnen, sich durch die Bildung zu veredeln, begabt.

Köcher kennen diese Wilden nicht, ihre Pfeile sind zu lang und werden daher immer in der Hand getragen, auch verstehen sie nicht oder verschmähen die Kunst, durch das Eintauchen in giftige Säfte ihre Wirksamkeit zu erhöhen und den geringsten Ritz zu einer tödtlichen Wunde zu machen.

Um den Gebrauch dieser Waffen gehörig zu erlernen, fangen die Knaben schon frühe an, sich darin zu üben, und bedienen sich dazu kleiner, leichter Bogen und Pfeile. An den seichten Stellen und den vielen Sandbänken des Belmonte war Prinz Max von Neuwied häufig Zeuge von dergleichen Uebungen und sah von gewandten Knaben ihre Pfeile senkrecht auf eine große Höhe in die Luft senden und sie dann wieder aufsuchen. Man kann also durchaus nicht sagen, daß die Botocuden ohne Erziehung aufwachsen, sie erlernen vielmehr frühzeitig die Kunst, welcher sie später ihr Brod verdanken sollen, und haben noch vor manchen Europäern den Vortheil, daß sie nur das Nützlichste zu lernen brauchen und das einmal Gelernte auch nicht wieder vergessen. Die Eltern begünstigen diese Uebungen sehr, und die Jugend schreitet darin schnell vorwärts, so daß junge Leute von vierzehn bis fünfzehn Jahren schon Antheil an den Jagdzügen nehmen können.

Das Thierreich gewährt in den unermeßlichen Urwäldern des Belmonte dem Wilden eine reiche Quelle von Nahrungsmitteln, und auch im Reiche der Gewässer findet er eine Menge der leckersten Speisen für seinen rohen Gaumen. Für alle seine Bedürfnisse ist dadurch gesorgt, um

so mehr, da er die Sorge für den kommenden Tag nicht kennt.

Er kann im Nothfalle lange hungern, aber auch dann wieder unmäßig essen, denn die ewige Bewegung in der reinen balsamischen Waldluft erzeugt natürlich einen starken Appetit. Bringt ihnen der Zufall ein großes Thier in die Hände, so haben Alle gleichen Antheil daran, und in kurzer Zeit ist der ansehnliche Vorrath aufgezehrt. Das sind die Festglanzpunkte im Botocudenleben, die Tage des Ueberflusses, wo in sorgloser Ruhe nur an den Genuß des Augenblicks gedacht wird.

Mäßigkeit ist ihnen ganz fremd, daher sind ihnen Branntwein und alle starken Getränke so gefährlich, denn da sie selbst im nüchternen Zustand ihre Leidenschaften nicht zu zügeln wissen, so entstehen im Rausche nur zu leicht blutige Händel unter ihnen. Doch stehen sie in dieser Hinsicht dem europäischen Pöbel nicht nach, der ja auch, den berauschenden Getränken ergeben, sich blindlings dem Antriebe der augenblicklichen Aufwallung überläßt.

Die Wilden leben nicht allein in den Urwäldern Amerika's! — — — —

An Wasser fehlt es den Botocuden auf ihren Jagdzügen nicht leicht, denn außer den überall in ihren felsigen und bergigen Wäldern rauschenden kleineren Bächen gibt es hier eine Menge Pflanzen mit erfrischendem Safte, zum Beispiel das Taquarussa, in dessen Gliedern man eine große Menge kühles, etwas fade süßlich schmeckendes Wasser findet, wie auch zwischen den steifen Blättern der Bromeliastauden.

Die Botocuden schwimmen mit großer Gewandtheit, selbst schon kleine Kinder beiderlei Geschlechts, und erklettern mit Leichtigkeit die höchsten Berge. So haben sie sich in jeder Beziehung zu Herren der sie umgebenden Natur gemacht und beherrschen sowohl das Wasser, als das Land.

Zur Jagd ziehen sie theils einzeln, theils truppweise aus, ihre Anführer sind auch gewöhnlich die besten Bogenschützen und Jäger; denn Geschicklichkeit in der Hauptbeschäftigung dieser Wilden, die von einer aristokratischen Kaste nichts wissen, welche schon vermöge ihrer Geburt ohne anderes Verdienst auf Rang und Ehren Anspruch macht, ist natürlich das einzige Mittel, sich bei ihnen Ansehen zu verschaffen. Der beste Jäger ist bei ihnen auch der beste Mann.

Um mit dem Bogen schießen zu können, trägt jeder Botocude beständig das linke Handgelenk mit einer Schnur umwickelt, damit er von der Bogenschnur bei'm Losschnellen nicht verwundet werde. Gewöhnlich ist es eine Angelschnur, welche ihm also zu doppeltem Gebrauche, zur Jagd und zur Fischerei, dient. Die Angelhaken erhält er durch Tausch von den Portugiesen.

Zur Jagd und zum Waldkriege ist der Pfeil eine gute Waffe, und ob er gleich nicht den Nachdruck einer Flinten- oder Büchsenkugel hat, so reicht er doch so weit als unsere stärksten Schrote und ist dann noch sicherer. Der Schuß geschieht still, wird durch kein Geräusch verrathen und ist daher um so gefährlicher. Dabei hat die Feuchtigkeit auf denselben keinen Einfluß, und der Bogen versagt nie, wie das Feuergewehr in den feuchten Wäldern es wohl thut. Aus der dicht verflochtenen Masse des Laubes und der Zweige jener endlosen Forste fährt der Pfeil schnell hervor, ohne daß man bemerkt, woher er gekommen sei. Daher können die Botocuden mehrere Thiere von einer Gesellschaft wegschießen, ohne daß die andern etwas bemerken und zu entfliehen suchen.

Doch hat neben jenen Vortheilen diese Art zu jagen doch auch ihre Nachtheile; denn der lange Pfeil, welchen der Wilde nach dem Thiere in den hohen, mit den mannichfaltigsten Lianengewinden zu einem Knäuel verflochtenen Baumkronen sendet, bleibt sehr oft dort oben hängen, der Jäger muß alsdann hinaufsteigen, um ihn wieder zu holen, eine Aufgabe, die für einen Europäer rein unmöglich wäre. Aber der von keinem Kleidungsstück belästigte Botocude klimmt mit Katzenschnelligkeit empor, setzt dabei an Stämmen von mäßiger Dicke die Füße gleich hoch gegen die Rinde und hält sich mit den Sohlen fest, die er auch wohl mit seinem Speichel benetzt und sich auf diese Art schnell in die Höhe schiebt, wie etwa ein Frosch, mit dem er in einer solchen Stellung zu vergleichen ist, sich in Sümpfen fortschnellt.

Wenn der Botocude sich zum Schusse fertig macht, so legt er den Pfeil immer

auf die linke Seite des Bogens, hält mit dem Zeigefinger der linken Hand denselben fest, während die beiden ersten Finger der rechten Hand ihn mit der Bogensehne zurückziehen. Die drei übrigen Finger der Hand werden blos um die Sehne gelegt, um dieselbe zurückziehen zu helfen. Das Auge wird in die Linie des Pfeils gebracht, der Bogen aber immer in senkrechter Stellung gehalten. Ein Haupterforderniß bei diesem Geschosse ist, daß die Pfeile sehr gerade und völlig im Gleichgewichte gearbeitet sind. Um das Erstere zu untersuchen, legen die Wilden das Auge an dieselben und drehen sie schnell zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger herum. Ebenso kommt es sehr darauf an, daß die Federn am unteren Ende des Pfeils mit der breiten Rohrspitze des unteren Endes in ein und derselben Fläche liegen. Sie führen gewöhnlich nicht mehr als vier bis sechs Pfeile bei sich, denn wegen der Länge derselben würden mehrere belästigen. Der Schuß des Botocuden wirkt bei der Stärke des colossalen Bogens und der Länge des kräftigen Pfeiles mit großem Nachdruck und ist daher weit gefährlicher als ein Geschoß mit kurzem Pfeile.

Da wir nun den Schützen und seine Waffen haben kennen lernen, wollen wir uns auch nach den vorzüglichsten Thieren umsehen, die er mit ihrer Hülfe erlegt.

Einen köstlichen Braten liefert ihm das Tajassu oder Nabelschwein, welches in Rudeln von 10 bis 100 Stück in seinen unermeßlichen Wäldern herumschweift. Es ist kleiner als unser Wildschwein und hat auch bei weitem weniger entwickelte Eckzähne, doch ist seine Jagd nicht ohne Gefahr, da der ganze Rudel sich wüthend auf den gemeinschaftlichen Feind wirft, wenn er unvorsichtig angreift; ein Kampf, bei welchem sogar der Puma und der Jaguar den Kürzeren ziehen würden. Doch kennen beide die Gefahr und folgen nur von ferne dem grunzenden Trupp, um die Nachzügler wegzufangen. Eine ähnliche Vorsicht brauchen auch die Botocuden, die so innig mit dem Wesen der Waldthiere vertraut sind, und verstehen es recht gut, die Reihen eines Tajassurudels zu lichten, ohne sich selbst einem Anfall bloszustellen.

Auch der schwerfällige Tapir bewohnt die Wälder am Belmonte. Durch seine Gestalt erinnert dieser vierschrötige Dickhäuter weit mehr an das Pferd oder den Esel als an das Schwein, womit man ihn gewöhnlich vergleicht, doch unterscheidet er sich wiederum bedeutend von jenen Einhufern außer der ganz verschiedenen vielzehigen Fußbildung durch das kurze, dürftig behaarte Schwänzchen, das fast nackte, mähnenlose Fell, die kielartig nach vorn zusammengedrückte Kopfform und besonders auch noch durch die verlängerte Nase, welche rüsselförmig sich über die Unterlippe herabkrümmt. An ihrer Spitze befinden sich die Nüstern, doch ist sie weit davon entfernt, die Dienste des Elephantenrüssels auch nur im beschränktesten Maße zu leisten, denn bei'm Trinken hebt der Tapir die höchstens ein paar Zoll lange Schnauze in die Höhe, um sie nicht zu benetzen, und ergreift die Nahrung unmittelbar mit den Zähnen.

Im weichen Moorgrunde oder im schattigen, feuchten Dickicht ruht er während der Hitze des Tages, wenn aber die erfrischende Kühle des Abends eintritt, geht er zum Flusse, wo er seine Gefährten findet, wälzt sich im Schlamme, durchstreift mit ihnen den Wald, reißt die zarten Zweige von den Büschen oder weidet in den hohen Gräsern. Glückt es den Botocuden, einen solchen Tapir zu umringen, so beeifern sie sich, dem Thiere in größter Schnelligkeit so viele Pfeile in den Leib zu schießen, als nur möglich ist, um es durch den Blutverlust zu entkräften. Auch die Haut des Tapirs essen sie sowie das ganze Thier und lassen nur die gröberen Knochen übrig.

Unter allem Wildpret kennen sie aber keinen größeren Leckerbissen als die Affen. Bemerken sie diese Thiere auf einem hohen Baum, so umringen sie denselben und geben genau Acht, wohin die behenden Affen zu entfliehen suchen.

Ist der Baum sehr hoch, so steigt einer der Jäger auf einen benachbarten Stamm und sucht von da in geringerer Entfernung einen Pfeil abzuschießen.

Der Ameisenbär, jener merkwürdige Waldvagabunde, der keine Höhle, kein bestimmtes Lager besitzt und gleich Diogenes Alles, was er bedarf, mit sich herumträgt, da sein lang behaarter Schwanz ihm als genugsame Decke gegen die kühlere Nacht

oder die bedeutenden Güsse der Regenzeit dient, gehört ebenfalls zu den größten Leckerbissen der Botocuden, was um so weniger zu verwundern ist, da sein wohlschmeckendes Fleisch sogar auf einer europäischen Tafel einen Ehrenplatz einnehmen würde. Zwar besitzt der Ameisenbär in seiner langen, scharfen Klaue eine mächtige Waffe, doch weder dieß, noch sein dickes, struppiges Fell vermögen ihn gegen die Pfeile des Botocuden zu schützen, der mit sicherem Auge ihn an der verwundbarsten Stelle trifft.

Aber auch die Arten des Katzengeschlechts, die er in seinen Wäldern vorfindet, verschmäht der Wilde nicht, ebensowenig wie das Jacare oder den Brillenkaiman (Alligator sclerops), wenn er seiner habhaft werden kann. Unter den Schlangen, welche er im Allgemeinen haßt und tödtet, benutzt er nur die Wasserboa oder den Suenriuba, der eine so colossale Größe erreicht, daß man Individuen von vierzig Fuß beobachtet haben will. Dieses Unthier kann lange unter dem Wasser leben, kommt aber oft zum Sonnen an's Ufer und verzehrt im warmen Schlamm gebettet seinen Raub. Es läßt sich in den Flüssen vom Strom treiben und schnellt seinen Kopf auf die vorbeischwimmenden Fische oder legt sich auf einem Felsstück auf die Lauer, um den durstigen Vierfüßlern nachzustellen. Oft liegt es auf dem Grunde der Lagunen und streckt nur den Kopf über die Oberfläche des Wassers hinaus. Mit scharfen Blicken beobachtet es, was darunter schwimmt oder darüber fliegt, oder dem Ufer zum Trinken sich nähert. Weder Fisch, noch Sumpfvogel ist vor ihm sicher, und wehe dem Thiere, welches durstend herankommt. Aber wehe auch ihm, wenn der falkenäugige Botocude ihn gewahr wird; denn vorsichtig heranschleichend schießt er ihm den Widerhackenpfeil durch den Kopf und stürzt dann eilig herbei, um seinen Sieg zu vollenden.

Es läßt sich denken, daß Menschen, die mit einem so gesunden, naturwüchsigen Appetit begabt sind, das Fleisch der Vögel nicht verschmähen werden, welche ihre Wildnisse bewohnen. Das Holkohuhn, ausgezeichnet durch seinen nach vorn gekräuselten Federhahn, der gehaubte Jaku (Penelope cristata) der Jucutinga (Penelope leucophaea) der Jacupemba (Penelope Marail), der prachtvolle Arara liefern den Botocuden nicht nur ihre Schwungfedern für ihre Pfeile, sondern auch noch ihr wohlschmeckendes Fleisch. Zwar macht ihnen diese Jagd große Schwierigkeiten, da einige Vögel sich nur in den höchsten Baumkronen aufhalten, andere äußerst wachsam sind und im Fluge nicht leicht getroffen werden können; doch entschädigen sie sich durch die Menge Vogeleier, die sie geschickt aufzufinden wissen, besonders die der verschiedenen Tinomus-Arten und andere, die sämmtlich ihre Eier auf die Erde legen. Auch die Eier der Fluß- und Sumpfschildkröten liefern ihnen eine nahrhafte Speise. Alle zum Essen bestimmte Thiere nehmen die Weiber vorher aus, sengen ihnen hierauf am Feuer die Haare ab und spießen sie an einen Stock, welcher in der Nähe des Feuers als Bratspieß aufgesteckt wird. Kaum ist das Thier ein wenig durchgebraten, so zerreissen sie es gierig mit Händen und Zähnen und verschlingen es halb roh und oft noch blutend. Die vorher ausgenommenen Gedärme werfen sie indessen nicht weg, sondern ziehen sie zwischen den Fingern durch, um sie auszuleeren, und braten, und essen sie dann gleichfalls. Die Köpfe werden so abgenagt, daß selbst die harten Knochen zerbissen und ausgesogen werden. Kurz es darf ihnen nichts von dem mit Mühe und Anstrengung Erbeuteten verloren gehen.

Um sich der Fische zu bemächtigen, bedienen sie sich der Angelhaken, welche sie von den Portugiesen kennen gelernt haben und sosehr schätzen, daß man ihnen kein willkommeneres Geschenk machen kann; oder sie verfertigen kleine Bogen von 3 bis 3½ Fuß Länge aus dem gespaltenen Holze der Blattrippen einer Palme nebst einem kleinen, verhältmäßigen, unbefiederten Pfeile ohne Widerhacken mit glatter Spitze.

Sie fehlen die Fische im Wasser nicht leicht und treffen sie sogar mit ihren großen Jagdpfeilen; denn schon bei den Kindern wird durch häufige Uebung der Grund zur künftigen Meisterschaft gelegt. Auch verstehen die Botocuden die bei den Völkerschaften am Amazonenstrom und am Orinoko gebräuchliche Kunst, das seichte La-

gunenwasser durch eine gewiße, zuvor wund-geklopfte Baumwurzel zu vergiften. Die betäubten Fische kommen zur Oberfläche und werden dann leicht von den trefflichen Schützen erlegt.

Die Klasse der Insekten liefert den Botocuden einige große, im Holze wohnende Larven, nach welchen sie sehr lüstern sind. In dem Stamm des Barrigudo (Bombax ventricosa), jenes merkwürdigen Baumes, der in der Mitte unförmlich bauchartig anschwillt, findet man die beinahe fingerslange Larve des Prionii cervicornis, eines vier Zoll langen Bockkäfers. Um sie aus dem weichen, saftigen Marke des Stammes hervorzuziehen, schneiden die Wilden sich Stöcke, schärfen dieselben am untern Ende, bohren damit das Insect heraus, stecken alsdann mehrere an einen Spieß, braten und essen sie. Doch führt ihnen nur der Zufall dieses Gericht zu, da sie keine Instrumente haben, starke Bäume umzuhauen und alle die darin enthaltenen Larven zu erbeuten.

Andere Larven, zum Beispiel die des Curculio palmarum oder des Palmenrüsselkäfers, deren verschiedene Arten sowohl in Ost- als in Westindien zu den größten Leckerbissen gerechnet werden, essen sie häufiger, sowie auch eine Ameise mit ungewöhnlich dickem Hinterleibe, Tanachura genannt, welche sie rösten und sich wohlschmecken lassen.

So liefert das Thierreich den ohnehin nicht verwöhnten Botocuden eine große Mannichfaltigkeit von Gerichten, und auch das Pflanzenreich bringt ihnen zahlreiche Gaben dar. Die Waldungen enthalten eine solche Verschiedenheit von Gewächsen, besonders von Bäumen und Sträuchern, daß der Botaniker hier sein ganzes Leben zubringen müßte, um sich eine einigermaßen vollendete Kenntniß derselben zu erwerben. Hier wachsen eine Menge aromatischer Früchte, von welchen viele, in den Gärten cultivirt, weit größer, fleischiger und schmackhafter werden würden. Die vielen Arten der wilden Cocospalmen geben ihre Nüsse, und die Jssora oder Palmitto-Palme liefert einen vortrefflichen Kohl in den markigen jungen Blättern und Blüthen, die unter der Krone des Baumes im obern Theile des Stammes verborgen liegen.

Auch reisende Portugiesen und Jäger benutzen dieses angenehme Nahrungsmittel, welches noch zarter und wohlschmeckender als Mandeln sein soll und von den Wilden roh, ohne alles Salz gegessen wird. Den Kohl, welchen sie Pontiack-ata nennen, zu erhalten, hauen sie jetzt, seitdem sie einige Aexte besitzen, den schlanken Schaft der Palme um, eine Arbeit, welche größtentheils den Weibern überlassen bleibt.

Die länglichen, harten Nüsse der Cocospalmen schlagen sie mit dicken Steinen auf, doch ist ihnen dieser Genuß oft theuer zu stehen gekommen, da der hierbei entstehende Lärm sie schon oft den nachschleichenden Soldaten verrathen hat.

An der Wurzel einer gewissen Liane wachsen Knollen, welche sie ausgraben und am Feuer braten. Auch findet man in ihren Hütten zusammengerollte Bündel einer Art Begonia, welche an den Bäumen in die Höhe läuft, herabgezogen, etwa wie Kanaster in Bündel gewickelt und am Feuer geröstet wird. Kauet man diese Stengel, so findet man darin ein äußerst wohlschmeckendes, nahrhaftes Mark, das völlig den Geschmack unserer Kartoffel hat.

Die Schooten der Jnga, eines Baumes, welcher in diesen Wäldern besonders an den Flußufern sehr häufig wächst, suchen die Botocuden wegen des weißen, süßen Markes emsig auf, und auch die Europäer lieben diese Frucht. Ein anderer Baum trägt eine gute, eßbare, am Feuer geröstet sehr wohlschmeckende Bohne in seinen Schooten, welche man in Brasilien Waldbohne nennt.

Endlich gibt es eine Menge hoher Waldbäume vom härtesten Holze, welche eine Menge nahrhafter Früchte tragen. Die wenigen eingetauschten Aexte der Botocuden würden kaum hinreichen, einen einzigen derselben zu fällen. Hier muß daher die Kunst im Klettern zu Hülfe genommen werden. Unter diesen höchsten der Waldbäume zeichnet sich besonders der Sapiucaja-Baum (Lecythis ollaria) aus, dessen große, topfähnliche Frucht schmackhafte Kerne enthält, um welche die Wilden mit mancherlei Thieren, besonders den Affen und den starkbeschnabelten Araras, den Wettstreit zu bestehen haben. Um eine solche Lieb-

lingsfrucht zu erhaschen, schonen sie keine Mühe, da man sie außerdem durch nichts in der Welt bewegen kann, diesen hohen Baum zu ersteigen. In solchen Fällen ist es unglaublich, mit welcher katzenartigen Schnelligkeit sie den höchsten Gipfel erreichen. Doch ebenso häufig als diese Früchte bringt sie der wilde Honig zum Ersteigen der höchsten Bäume. Sie suchen dieses angenehme, hier so häufige Waldprodukt nicht allein zur Nahrung auf, sondern auch vorzüglich wegen des ihnen zu vielen ihrer Arbeiten unentbehrlichen Wachses. Die Arten wilder Bienen, von welchen einige keinen Stachel haben, sind in den unermeßlichen Wäldern von Süd-Amerika sehr zahlreich und würden einen Entomologen lange beschäftigen können, besonders wenn er nicht nur ihre speciellen Verschiedenheiten, sondern auch ihren Haushalt und ihre Gewohnheiten kennen lernen wollte. Ihr Honig ist zwar nicht so süß als der europäische, aber dagegen von sehr aromatischem Geschmacke. Um ihn aus den hohlen Aesten hoher Bäume herauszunehmen, sind scharfe Instrumente nöthig. Obgleich jede Horde der Botocuden jetzt gewöhnlich eine eiserne Axt besitzt, so bedienen sie sich doch auch statt derselben eines harten, grünen oder grauen Steins, desselben, aus welchem auch die Neu-Seeländer ihre Aexte und Meisel bereiten. Sie schleifen ihn etwas scharf und können dann damit mäßig harte Baumäste und Stammhöhlungen öffnen, wobei sie den Stein entweder blos mit der Hand fassen oder, nachdem er mit Wachs beklebt ist, zwischen ein paar Stücke Holz fest einbinden.

Aus diesem ziemlich langen Speisezettel, den der Wald und seine Bewohner ihnen liefern, geht genugsam hervor, daß die Botocuden nicht leicht Hunger zu leiden brauchen, besonders da sie sich in jeder Lage des Lebens zu finden wissen. Dennoch aber tritt bei ihrem fabelhaften Appetit zuweilen Mangel ein, und da sie auch den Producten der portugiesischen Pflanzungen nicht abhold sind und den Unterschied zwischen Mein und Dein nicht streng zu unterscheiden wissen, so stehlen sie, wo es nur irgend möglich ist, Mais, Kürbisse, Bataten, Bananen, Manioc u. s. w., welchen sie, da sie nicht ungern rauchen, auch noch einige Blätter geraubten Tabaks hinzufügen.

Bei dieser für den Pflanzer etwas lästigen Gewohnheit ist es nicht zu verwundern, daß die internationale Harmonie zwischen den beiden Völkern dann und wann getrübt wird, und der blutige Krieg seine Fackel in den Urwäldern am Belmonte lodern läßt.

Wenn die Botocuden einen Angriff auf einen europäischen Militärposten oder eine Ansiedlung gewagt haben, so läßt man gewöhnlich einige Tage ruhig verstreichen, um sie sicher zu machen und desto sicherer zu überfallen. Mit Proviant für zwölf Tage und dem nöthigen Schießbedarf versehen setzt sich die kleine Executionsarmee in Bewegung, sucht vorsichtig die Spur der Wilden auf und nähert sich langsam dem Orte ihres Aufenthalts. Gelingt es, ihn aufzufinden und die Wachsamkeit der Hunde und der aufgezogenen wilden Schweine zu täuschen, welche die Wilden zu ihrer Sicherheit in einiger Entfernung von ihrem Nachtlager an die Bäume zu binden pflegen, dann werden die Hütten behutsam umringt, und am frühen Morgen werden die Schlafenden überfallen. Man kann sich denken, welch eine Verwirrung, welch ein Geheul die ersten Schüsse verursachen. Vergebens suchen Frauen und Kinder sich durch die Flucht zu retten; ihre grausamen Verfolger kennen keine Gnade und schießen sie ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht nieder oder spalten ihnen mit ihren breiten Waldmessern den Schädel. Vergebens greifen die Männer zu ihren Bogen, die Ungleichheit der Waffen streckt sie nieder.

Der Pulverdampf wird von der dicken, feuchten Luft der vom nächtlichen Thaue befeuchteten Gebüsche niedergehalten und verhüllt die Mordscene mit dichtem Gewölk.

Doch nicht immer bleibt der Sieg bei den Europäern. Denn merken die Wilden die Annäherung der Soldaten, so fallen diese nur zu leicht in den von ihnen gelegten Hinterhalt. Sie bereiten zu diesem Ende förmliche Verstecke, in welchen sie die Aeste dergestalt auslichten, daß sie verborgen überall umhersehen und schießen können; auch sollen sie selbst die Zweige auf eine

gewisse Art verflechten, hinter welchen sie alsdann ihre Krieger in verschiedenen Haufen aufstellen und hinter den Waldstämmen verbergen. Im Freien zu fechten ist nie ihre Sache; ihre Siege werden größtentheils durch List oder Ueberzahl erfochten. Furchtbar ist das Loos des Unglücklichen, der in ihre Hände fällt, denn ihre Rache für erlittene Unbilden kennt keine Grenzen. Sie schälen das Fleisch von den Körpern ihrer Feinde ab, kochen es in ihren Töpfen oder braten es, den Kopf stecken sie auf einen Pfahl zu einem großen Feste und tanzen, singen und heulen um ihn herum. In neueren Zeiten sollen jedoch die Botocuden diesem barbarischen Gebrauch entsagt haben, und so läßt sich hoffen, daß auch dieses Urvolk, welches uns den Menschen im Zustande der größten Rohheit und auf der niedrigsten Stufe der Cultur gezeigt hat, in seiner Veredlung allmählig vorrücken wird. —

In allen Theilen der Welt hat man die benachbarten wilden Völkerstämme in beständiger Fehde mit einander verwickelt gefunden, was um so weniger zu verwundern ist, da auch die sogenannten hochgebildeten Nationen leicht in Streit gerathen, und es sogar in Deutschland noch Menschen gibt, die sich nicht schämen, von „frischen, fröhlichen Kriegen" zu reden oder zu schreiben.

So leben auch die Botocuden in unaufhörlichem Streite mit ihren Nachbarn, die sie zum Theil ganz ausgerottet oder genöthigt haben, sich unter europäischem Schutze anzusiedeln. Bei ihren feindlichen Begegnungen wenden sie natürlich ihre ganze Jagdkunst und Schlauheit an, werden aber von ihres Gleichen eher überlistet als von den Weißen. Gewöhnlich entsteht ein hitziger Kampf, wobei beide Theile alle ihre Pfeile nach einander abschießen. Derjenige bleibt in der Regel Sieger, welcher am zahlreichsten ist. Ein lautes Kriegsgeheul begleitet ihren Angriff, und wenn sie mit einander in's Handgemenge kommen, so werden Nägel und Zähne gebraucht, wie es die wilden Bestien des Waldes zu thun pflegen. Man denke sich diese Cannibalen mit ihren schwarz und roth bemalten Gesichtern, wie sie mit wüthendem Gebrüll auf einander stürzen, und man hat eine Scene, wie sie für höllische Dämonen paßt.

Auch unter sich leben sie viel in Hader und Krieg. Oft sind häusliche Uneinigkeiten die Ursache der Schlägereien. Die Kinder zum Beispiel haben Hunger und quälen durch ihr Geschrei und Weinen die das Fleisch bratende Mutter. Der Vater kommt dazu und schlägt sie, aber die Mutter vertheidigt sie. Nun wird der Mann zornig und prügelt seine Frau sehr heftig. Die Verwandten mischen sich in den Streit, und bald liegt sich die ganze Horde in den Haaren.

Eingriffe in die Jagdgerechtigkeit führen ebenfalls zu häufigen Streitigkeiten, die auf eine eigenthümliche Weise durch Zweikämpfe mit Prügeln ausgefochten werden.

Zuerst stossen die Krieger der beiden Parteien kurze, rauhe Herausforderungstöne gegen einander aus, gehen knurrend wie böse Hunde um einander herum und bringen dabei ihre 6 bis 8 Fuß langen Schlagstangen in Bereitschaft. Haben sich auf diese Weise die Gegner mehr erhitzt, so treffen plötzlich zwei von ihnen auf einander, stossen sich wechselseitig mit dem Arm vor die Brust, daß sie zurücktaumeln, und greifen alsdann zu den Stangen. Der Eine schlägt zuerst aus allen Kräften auf den Andern los, ohne Rücksicht, wohin sein Schlag fällt, der Gegner aber hält ernst und ruhig den ersten Angriff aus, ohne eine Miene zu verziehen, dann aber bricht auch er los, und so bearbeiten sie einander mit kräftigen Hieben, deren Spuren in dick aufgelaufenen Schwielen noch lange auf dem nackten Körpern sichtbar bleiben.

Da an den Schlagstangen öfters noch spitzige Reste von den abgeschnittenen Aesten befindlich sind, so bleibt es nicht immer blos bei Schwielen, sondern manchmal fließt auch das Blut vom Kopfe herab. Haben sich zwei Kämpfer weidlich durchgebläut, so treten ein paar andere auf; öfters sind auch wohl mehrere Paare zugleich im Gange.

Wenn so die Prügeleien eine Zeit lang gedauert haben, so gehen sie wieder knurrend mit wüthenden, herausfordernden Blicken herum, bis wieder heroische Begeisterung sich ihrer bemächtigt, und die Stangen abermals das Ihrige thun. Unter-

dessen sind die Weiber nicht müßig; weinend und heulend greifen sie einander bei den Haaren an, schlagen sich mit den Fäusten, zerkratzen sich mit den Nägeln und reissen einander die Holzpflöcke aus den Lippen und Ohren, die dann als Trophäen auf dem Boden des Kampfplatzes umherliegen.

Wirft Eine die Andere zu Boden, so steht wieder eine Dritte hinter ihr, die sie bei'm Bein ergreift und ebenfalls hinwirft, dann zerren sie einander auf der Erde herum. Die Männer erniedrigen sich nicht so weit, die Weiber der Gegenpartei zu schlagen, sondern sie stossen sie nur mit dem Ende ihrer Streitstangen oder geben ihnen Fußtritte, daß sie davon über und überrollen.

So wechselt der Streit etwa eine Stunde lang, bis endlich allgemeine Abspannung und Ermüdung dem sonderbaren Schauspiel ein Ende macht, und die versöhnten Feinde auseinandergeben. Obgleich mit Schwielen bedeckt, lassen die Krieger sich doch nichts merken, sondern legen eine stoische Gleichgültigkeit an den Tag und lassen sich das dem Kampfe folgende Mahl trefflich schmecken wie Leute, deren Appetit durch eine heilsame Uebung der Leibeskräfte geschärft worden ist.

Die häuslichen Einrichtungen der Botocuden sind, wie man sich leicht denken kann, von der allereinfachsten Art. Zum Bau ihrer Hütten schneiden die Weiber, denen, wie bei den meisten wilden Völkerschaften der Erde, die meiste Mühe und Arbeit vom stärkeren Geschlechte aufgebürdet wird, die großen Blätter der Cocospalme ab und stecken sie gewöhnlich in eine längliche Rundung dergestalt in die Erde, daß ihre von Natur schlanken Spitzen sich oben in der Mitte über einander hinneigen und auf diese Art ein Gewölbe bilden. In der Mitte der Hütte liegen Steine, theils um zwischen denselben Feuer anzuzünden, theils um die harten Cocosnüße auf denselben aufzuschlagen.

In einer solchen luftigen Wohnung, die bei längerem Aufenthalt an einem Orte durch Hinzufügung von Pfählen, Zweigen und oben aufgelegten großen Blättern, um die Decke recht dicht zu machen, vervollkommnet wird, leben fast immer mehrere Familien beisammen, deren Hausrath blos auf der Erde herumliegt.

Da sieht man Kochtöpfe aus einem grauen, am Feuer gebackenen Thone, Kürbißschalen oder Glieder des großen Taquarassurohrs zu Trink- und Wassergefäßen, Betten aus dem in großen Lagen abgeschälten weichen Bast verschiedener Bäume, allerhand Früchte und Lebensmittel und besonders die Waffen nebst allem dazu gehörigen Material.

Ist die Gegend so ausgejagt, daß die Horde sich den Unterhalt nicht recht bequem mehr anschaffen kann, so macht ihr der Umzug nach einem wildreicheren Revier keine großen Unkosten und Mühe. Die wenigen Habseligkeiten — Stücke von Rohr zu Pfeilspitzen, Schalen vom Gürtelthier und von Schildkröten, Schnüre zum Bespannen der Bogen oder zum Angeln, Wachs, Rucu zum Rothfärben, und was man sonst noch an Zierrathen und Lumpen für werthvoll hält, — sind schnell in die aus Bindfäden geknüpften Reisesäcke gesteckt, die großentheils auf dem Rücken durch einen über die Stirn laufenden Strick getragen werden. Das Meiste wird selbstverständlich den Weibern aufgelastet, die außerdem noch häufig ein kleines Kind auf der Schulter zu tragen haben, während der Mann stolz und frei mit Bogen und Pfeilen in der Hand nebenhergeht.

Der Abschied von ihren Hütten macht ihnen kein Herzbrechen, denn es haftet keine freundliche Erinnerung, keine Macht der Gewohnheit daran, und der unerschöpfliche Wald liefert ihnen ja in Hülle und Fülle das Material zu einer neuen Wohnung. Bald ist auch die letzte Spur der verlassenen Hütten verschwunden, die Blätter trocknen aus; eine neue üppige Vegetation bedeckt die zertretene Stätte, und der Wald weiß nichts mehr zu erzählen vom flüchtigen Aufenthalt der Wilden, seiner Kinder.

Der Botocude hat gewöhnlich so viele Weiber, als er ernähren kann, selten mehr als drei oder vier, doch ist er besonders cholerischer Natur, so hat er Mühe, auch nur eine einzige zu finden. Die Ehen sollen ohne alle Ceremonien geschlossen

und blos durch den Willen der beiden Personen und der Eltern bestimmt, aber auch ebenso leicht wieder aufgelöst werden. Diese Verbindungen sollen zuweilen ziemlich reich an Kindern sein, welche die Eltern, wenigstens so lange sie klein sind, sehr lieben und mit vieler Sorgfalt behandeln. Auch die Liebe für hülflose Eltern ist ihnen nicht fremd, sodaß man also auch bei diesen Barbaren alle Keime zu einer höheren Gemüthsbildung vorfindet, welche den Menschen als auszeichnendes Geschenk vor dem Thiere gegeben worden ist.

In müßigen Stunden pflegen sie sich mit Gesang und Scherz die Zeit zu verkürzen, doch bestehen ihre musikalischen Leistungen nur aus einem unartikulirten Gebrüll, wobei sie den furchtbar entstellten Mund weit aufreissen.

Ihre arme Sprache ist von der aller benachbarten Stämme sehr verschieden; sie haben nur wenige Worte, und dasselbe Wort hat mancherlei Bedeutungen. Sie zählen: Eins — Mokenam; Zwei — Hentiata, mehr oder viel: Uruhu; nachher nehmen sie Finger und Füße zu Hilfe. Die Namen ihrer Kinder nehmen sie von körperlichen Eigenschaften, Thieren, Pflanzen und dergleichen, so z. B. Ketom-cudge, Kleinauge, oder Cupilick, Brüllaffe, wenn etwa der neugeborne Sprößling sich sofort durch eine besondere stentorische Kraft auszeichnet.

Stirbt ein Botocude, so begräbt man ihn sehr schnell in seiner Hütte oder in der Nähe derselben und zieht nach einer andern Stelle des Waldes.

Am ersten Tage betrauern ihn die Verwandten durch ein wildes Geheul, wobei sich besonders die Weiber wie wahnsinnig gebärden. Nachdem dem Todten die Hände mit Lianen zusammengebunden worden sind, legen sie ihn ausgestreckt in eine längliche Grube, ohne ihm etwas in die Erde mitzugeben, wie es bei so vielen andern wilden Völkern geschieht. Obenauf liegen kurze, dicke Prügel oder runde Stücke Holz von gleicher Länge, eins neben dem andern. Auf jeder Seite des Grabes wird einige Zeit hindurch ein Feuer unterhalten, um den Teufel abzuhalten, zu welchem Geschäfte die Verwandten selbst von einem entfernten Wohnorte oft nach dem Grabe zurückkehren sollen, und hat man den Verstorbenen sehr geliebt, so baut man auch wohl eine besondere Hütte von Cocosblättern über sein Grab. Schon diese Pietät für die Todten beweist, daß die Botocuden nicht ganz ohne religiöse Ideen sind, ebensowenig wie irgend ein anderes wildes Volk auf Erden, denn der Glaube an unsichtbare überirdische Gewalten ist einer jeden Menschenbrust eingepflanzt, gehört mit zur menschlichen Natur und trägt also in sich den Beweis seiner Wahrheit.

Da aber im rohen Zustande dieses eingeborne religiöse Gefühl sich mehr in Furcht als in Dankbarkeit äußert, so wissen die Botocuden auch nichts von wohlthätigen Gottheiten, sondern haben einen gewaltigen Respect vor bösen, schwarzen Geistern oder Teufeln, die sie Jouchon nennen, und die zum Theil groß, zum Theil klein sind.

Wenn der große Jouchon erscheint und ihre Hütten durcheilt, so müssen Alle, die ihn erblicken, sterben. Lange aufhalten soll er sich nicht, doch, sagen sie, sterben nach seinem Besuche einige Menschen. Er kommt, setzt sich an's Feuer, schläft ein und geht dann wieder fort. Findet er auf den Gräbern kein Feuer, so gräbt er die Todten aus. Oft ergreift er auch ein Stück Holz und schlägt damit die Hunde todt. Auch die Kinder, die ausgeschickt werden, um Wasser zu holen, soll er zuweilen tödten; sie sagen, man finde alsdann das Wasser rund umher verschüttet. Aus Furcht vor dem Jouchon übernachten die Wilden nicht gerne allein im Walde, sondern gehen immer lieber in Gesellschaft. Der Mond scheint unter allen Himmelskörpern bei ihnen im höchsten Ansehen zu stehen, denn sie leiten von ihm die meisten Naturerscheinungen her. Er verursacht Donner und Blitz, er ist schuld am Mißrathen gewisser Früchte, ja er soll zuweilen auf die Erde herabfallen, wodurch dann viele Menschen umkommen.

Behandelt man die Botocuden mit Offenheit und Wohlwollen, so zeigen sie

sich öfters ebenfalls sehr gut, herzig, ja selbst treu und anhänglich. Wohlthaten vergessen sie nicht leicht, wie man dieß bei unverdorbenen Naturmenschen gewöhnlich findet. Dennoch ist der Umgang selbst mit den Besten unter ihnen immer gefährlich, denn da kein Gesetz ihre Leidenschaften in Schranken hält, und ein unbedeutender Vorfall sie feindselig stimmen kann, so bleibt es immer sicherer, sich nicht in ihre Gewalt zu begeben.

Trägheit ist ein Hauptzug in ihrem Character wie in dem aller Wilden, doch sind sie dabei lustig aufgeräumt und reden gern. Behaglich ruht der Botocude in seiner Hütte, bis das Bedürfniß der Nahrung ihn mahnt, und benutzt das Recht des Stärkeren auf eine sehr ausgedehnte Weise, indem er alle häuslichen Arbeiten auf die Schultern seiner Weiber und Kinder wälzt. Die Frau muß dem Manne knechtisch gehorchen, und die häufigen Narben an ihrem Körper beweisen, daß er seine Unzufriedenheit nicht blos mit Worten ausdrückt.

Was nicht zur Jagd oder zum Kriege — die einzigen Beschäftigungen, die er seiner würdig erachtet — gehört, ist Alles Geschäft der Weiber. Sie müssen die Hütten erbauen, Früchte sammeln, harte Nüsse zerschlagen, Feuer anmachen, das Fleisch braten und auf Reisen das Meiste tragen. Diese mannichfaltigen und mühsamen Arbeiten erlauben ihnen nicht, sich viel um ihre Kinder zu bekümmern. Sind diese noch klein, so tragen sie dieselben beständig auf dem Rücken herum, sind sie schon etwas größer, so bleiben sie sich selbst überlassen, wo sie schnell ihre Kräfte gebrauchen lernen. Der junge Botocude kriecht im Sande umher, bis er den kleinen Bogen, sein erstes und einziges Spielzeug, spannen kann, und fängt dann an, in der Hauptkunst seines künftigen Lebens sich zu üben. So erwacht frühzeitig bei ihm die Liebe zur ungebundenen Freiheit, das Erbtheil einer langen Reihe von Vorfahren, und nichts auf Erden kann ihm das unabhängige Umherschweifen in seinen heimathlichen Wäldern ersetzen.

Junge Botocuden, die bei den portugiesischen Pflanzern erzogen wurden und ohne Zweifel ein viel gemächlicheres Leben hatten, als sie es bei den Ihrigen finden konnten, sehnten sich doch immer wieder nach ihrem Geburtsorte zurück und ergriffen die erste Gelegenheit zur Flucht. Dasselbe Gefühl finden wir bei dem dürftigen Feuerländer an der Südspitze Amerika's und dem Eskimo am nördlichen Gestade der neuen Welt. Ueberall übt der vaterländische Boden seine magische Gewalt! überall prägen sich die ersten Eindrücke der ersten Erziehung, oder die ererbten Neigungen mit unauslöschlichen Zügen in die Seele ein und bestimmen des Mannes künftiges Geschick.

Bilder aus der Pflanzenwelt.

Von Dr. Ph. Wirtgen.

I.

Das Veilchen.

Sei gegrüßt, du holdes Kind des ersten Frühlings, du duftendes Geschenk des allgütigen Vaters! Kaum sind Schnee und Eis zerronnen, kaum wirbelt die Lerche ihren belebenden Gesang durch die klare Luft, als auch du erscheinst, in den Hecken verborgen und das liebliche, duftende Haupt sanft zur Erde gebeugt! Sei gegrüßt, du süßes, stilles Bild der Sittsamkeit, der Bescheidenheit und der erfreuenden Huld! Wer sollte dich nicht lieben, wer nicht Freude an dir finden?

„Ein Veilchen auf der Wiese stand,
Gebückt in sich und unbekannt,
Ach gar ein herzig's Veilchen!"

So singt der Dichter von ihm, der sich

auf die Natur und liebliche Blumen so wohl verstand.

„Dem kleinen Veilchen gleich, das im Verborgnen blüht,
Sei immer fromm und gut, auch wenn Dich Niemand sieht."

So lehrt der einfache Denkspruch, die Jugend zum stillen Wohlthun freundlich ermahnend.

Daher sehen wir die Kinder so häufig beschäftigt mit dem Pflücken des lieblichen Blümchens. Am Sonntag Nachmittag, wenn der Gottesdienst vorüber ist, sehen wir die ganze Jugend der Dörfer um die Hecken, an die Wegeränder, auf die Wiesen gelagert, um Veilchen zu pflücken, und gewiß bringt das gute Kind der geliebten Mutter das erste Sträußchen. Auch der Lehrer geht nicht leer aus. Sicher bringt heute die eine, morgen die andere Schülerin dem theuern Lehrer ein Veilchensträußchen, das sie still verschämt auf sein Pult legt und sich dann innig freut, wenn er zuweilen den kostbaren Duft einathmet.

Seht dort die blühende Jungfrau, wie sie aus dem ihr zum Kaufe dargebotenen Körbchen mit Veilchensträußchen die sorgfältige Auswahl trifft! Die Hausfrau geht nicht vorüber, ohne Eins zu kaufen zum Schmuck des Zimmers. Der Greis gedenkt bei ihrem Anblick an die Freuden seiner Jugend, er wählt ein Sträußchen aus, um die Enkelin zu erfreuen!

Mehr aber noch als bei uns tritt das Veilchen ein in das Leben der Orientalen. Dort, in Griechenland, in der Türkei, wird es jedoch auch größer und duftiger als bei uns. Wenige Blüthen reichen dort hin, um ein ganzes Zimmer mit Veilchenduft zu füllen. Die Harems der Türken duften von Veilchengeruch, indem der Eunuchus, der Haremwächter, den Damen jeden Tag Veilchen zum Geschenke darbringt.

Aber nicht allein der Duft, auch die Farbe des Veilchens ist bei den Türkinnen überaus beliebt, und ein veilchenfarbenes Kleid ziehen sie allen anderen Kleidern vor. Sie benennen solche Kleider nach dem türkischen Namen des Veilchens Menexes — Menexitica. Auch die Frauen der alten Griechen liebten die veilchenfarbenen Kleider sehr, und man hatte eigene Färber, die sich mit der Anfertigung der Veilchenfarbe beschäftigten. Einen solchen Färber nannte man Violarius infector.

Daher wird denn auch das Veilchen in allen Gärten Griechenlands und der Türkei in Menge cultivirt und von der ersten Blüthezeit an, die in jenen wärmeren Ländern gewöhnlich schon im Januar beginnt, wenn es nicht zu viel geregnet hat, werden tausende von Veilchen gewöhnlich zu Fünfen in ein Sträußchen gebunden und z. B. auf den Straßen von Athen für fünf Lepta (ein Kreuzer) verkauft. Obgleich dort die Blüthezeit so früh beginnt, so dauert sie doch bis zum April, wenn es nicht frühzeitig gar zu heiß wird.

Athen hieß früher die Veilchenduftende, und am Parnaß und am heiligen Berge Athos wachsen sie in großer Menge.

Die Türken wissen die Veilchen aber auch für den Geschmack zu benutzen und bereiten wohlschmeckende Confitüren und Scherbets daraus. Auch die Alten bereiteten daraus einen Veilchenwein.

Die alten Griechen nannten das Veilchen Jon. Manche leiteten den Namen daher ab, daß die Erde Veilchen zum Futter für Jo, Jupiters Geliebte, hervorsprossen ließ, als der höchste der Götter sie in eine Kuh verwandelt hatte, um sie vor der Eifersucht der Juno zu schützen. Andere erzählen, daß jonische Nymphen dem Jupiter zuerst diese Blumen geschenkt hätten.

Die Sage erzählt ferner, daß die Tochter des Atlas, als sie den Umarmungen des Apollo entfloh, in ein Veilchen verwandelt worden sei.

Bei den Alten war das Veilchen das Symbol des jährlichen Wiederauflebens der Erde und bezeichnete bei ihnen wegen seiner dunklen Farbe und zur Erde geneigten Blumen die Trauer und den Tod.

Auch für uns ist das wohlriechende Veilchen nicht ohne practischen Werth. Bekannt ist der Gebrauch des Veilchensaftes in der Medizin sowie die Einwirkung der beiden heftigen Pflanzengifte Strychnin und Brucin, die das Veilchenblau sogleich ent-

färben, wodurch deren Anwesenheit dem Chemiker schnell bemerkbar wird.

Wir wollen jedoch über das Veilchen nicht mancherlei wissen, wir wollen es auch kennen lernen. Aber wie, werden meine verehrten Leserinnen ausrufen, kennt denn nicht jedes Kind das Veilchen? Freilich! aber doch gehört mehr dazu, als blos sagen zu können, das ist ein Veilchen. Um einen Naturkörper gehörig zu kennen, muß man nicht allein seinen Namen wissen und allenfalls Farbe und Form der Blüthe im Gedächtniß haben; man muß auch zur genauen Kenntniß aller seiner einzelnen Organe und Theile gekommen sein und wissen, wie er sich von anderen und verwandten Naturkörpern unterscheidet.

Lieber Leser, freundliche Leserin! wenn Ihr gerade Gelegenheit habt, und sie wird hoffentlich nicht lange mehr ausbleiben, Euch eine vollständige Pflanze des wohlriechenden oder Märzveilchens (Viola odorata L.) zu verschaffen, so grabt sie mit allen ihren Wurzeln sorgfältig aus und reinigt sie von der daran haftenden Erde. Unten finden wir mehrere, nach allen Seiten ausgehende, schwarzbraune Körper, die uns als Wurzeln erscheinen. Wer sie aber wirklich dafür hält, irrt. Alle wahren Wurzeln gehen mehr oder weniger senkrecht in die Erde und streben nie nach dem Lichte, sie fliehen es. Deshalb ist auch die Kartoffelknolle keine Wurzel; sie strebt nach dem Lichte, und wenn sie nicht mit Erde bedeckt wird, so erscheint sie an der Oberfläche und wird grün wie ein Stengel. Die erwähnten Theile des Veilchens liegen horizontal auf der Erde und sind wirkliche Stengelbildungen, die nur durch ihre Lage an der Erde eine andere Farbe und Gestalt angenommen haben. Sie heißen Rhizome. An ihren unteren Seiten kommen eine Menge Wurzelfasern hervor, die senkrecht in die Erde eindringen und eigentliche Wurzeln sind. Ganz in der Mitte drangen sich solche Fasern in größerer Menge zusammen und müssen als die Hauptwurzel angesehen werden. Auf der Oberseite der Rhizome bemerken wir viele Narben, welche von den Blattstielen herrühren, die früher darauf gesessen haben.

Neben dem Rhizome finden wir noch eine Anzahl dünnerer, grüner, auf der Erde liegender Zweige, welche die Blätter und Blüthen tragen und wohl auch nach unten Wurzelfasern treiben; es sind dieß die Ausläufer oder Stolonen, wie wir sie z. B. auch bei der Erdbeere und vielen anderen Pflanzen sehen. Weitere Stengel sind bei unserem wohlriechenden Veilchen nicht vorhanden; der verkürzte Stamm, das Rhizom und die Ausläufer tragen die einzelnen Blüthen und die in Büscheln zusammenstehenden Blätter, die unten von hellgrünen, linealen, gewimperten Nebenblättchen umgeben sind.

Die Blätter sind herzförmig mit einem tiefen, bogenförmigen Ausschnitt am Stiele; vorne sind sie stumpf und am Rande durch schwache Einschnitte gekerbt. Anfangs sind sind sie tutenförmig eingerollt, später breiten sie sich aus. Gewöhnlich sind sie mit sehr feinen Härchen besetzt, die bei dem Wachsen verschwinden. Seltener finden wir die Pflanze ganz kahl oder mit stärkeren steifen Haaren besetzt. Die Adern der Blätter bilden ein sehr ausgeprägtes Netz.

Die Blüthen sitzen immer einzeln auf zwei bis drei Zoll langen, schwach behaarten Stielen, die etwas über der Mitte zwei kleine, meist gegenüberstehende Deckblättchen tragen. Die Blüthenstiele sind oben umgebogen, und so sind die Blüthen überhängend oder nickend geworden. Wir erkennen sogleich, daß die Blüthe nach außen fünf grüne Blättchen, den Kelch, und nach innen fünf blaue Blättchen, die Blumenkrone, besitzt. Die fünf Kelchblätter sind lanzettförmig, scharf zugespitzt und haben nach dem Stiele hin bogenförmig abstehende Verlängerungen, die man Anhängsel nennt. Die Blumenkrone ist unregelmäßig und zwar in der Stellung, in der Größe und in der Form der Blumenblätter. In einer regelmäßigen Blumenkrone müssen alle Blätter oder Abschnitte in einen Kreis geordnet sein, oder sie müssen sich paarweise entsprechen; hier aber stehen zwei und zwar zwei größere Blumenblättchen nach oben, zwei kleinere darunter sind nach der Seite gerichtet, und das größte steht nach unten und ist noch dazu auf seiner Rückseite mit einem röhrigen Sporne versehen. Die zwei mittleren Blumenblättchen tragen nahe an ihrer Anheftungsstelle einen Bart von feinen Haaren.

Oeffnen wir die Blüthe weiter, so finden wir auf ihrem Grunde, ganz in der Mitte, einen grünen, kugelförmigen Körper, den Fruchtknoten, der bei'm Durchschneiden eine Menge kleiner, grüner Körnchen, die Sameneichen, zeigt und nach oben einen kurzen, gelblichgrünen, hackenförmigen Körper, den Griffel, trägt. Um den Fruchtknoten liegen fünf auf dem Blumenboden eingefügte, fast an einander gewachsene, strohgelbe Fäden mit orangegelben Spitzen; letztere sind die Antheren oder Staubbeutel, die auf ihren kurzen Trägern stehen und mit ihnen zusammen die Staubfäden bilden. Zwei von diesen Staubfäden besitzen nach unten einen feinen, fadenförmigen Sporn, der mit seinem Nachbar in den vorhin erwähnten Sporn des größten Blumenblattes paßt. Wir erkennen hier genau, zu welchem Zwecke das Blumenblatt den Sporn besitzt; warum aber zwei von diesen Staubfäden jeder einen Sporn trägt, das ist noch keinem Naturkundigen klar geworden.

Der Fruchtknoten mit dem Griffel und der hackenförmigen Narbe darauf bildet das weibliche Befruchtungsorgan; die Staubfäden, welche in ihren Antheren den sehr feinen Blüthenstaub oder Pollen enthalten, stellen die männlichen Befruchtungsorgane dar.

Das schöne Veilchenblau der Blumenblätter ist bekannt; es gibt aber auch Abarten mit hellblauen, fleischfarbenen, weiß gesprenkelten und weißen Blüthen; auch sind durch Vermehrung der Blumenblätter, gewöhnlich durch Umwandlung der Staubfäden in solche, gefüllte Veilchen entstanden.

Aus dem Fruchtknoten entwickelt sich eine Kapsel, welche bei der Reife mit drei Klappen aufspringt, die an ihrer inneren Wand den dicht zusammengedrängten Samen tragen.

So ist das wohlriechende Veilchen gebaut, und wer mit mir alle diese einzelnen Theile genau betrachtet hat, der wird seine große Freude haben an dem interessanten Blau, an den zierlichen Formen und an den dem gewöhnlichen Anschauen ganz verborgenen Theilen, die uns das liebliche Frühlingskind enthüllt hat.

Eine besonders beliebte Abart des wohlriechenden ist das italienische oder Gartenveilchen, das sich nur durch sein häufigeres Blühen unterscheidet und im Winter nicht selten unter dem Schnee blühend gefunden wird.

Unserem wohlriechenden Veilchen sehr nahe verwandt ist das haarige Veilchen (Viola hirta L.), und zwar so nahe, daß es manche Botaniker als besondere Art gar nicht unterscheiden wollen. Aber das haarige Veilchen ist ganz ohne Ausläufer und hat eine dichte, abstehende Behaarung; dabei ist die Blüthe vollkommen geruchlos. Dieses Veilchen wird wohl auch Hundsveilchen genannt, jedoch ist das eigentliche Hundsveilchen (Viola canina L.) größer, fast kahl und trägt astige, blätter- und blüthentragende Stengel.

Zwei andere, sehr wohlriechende, dem Märzveilchen verwandte Arten sind das Hügelveilchen (Viola callina Besser) mit röthlichen Blüthen, das auf Kalkboden in den Donaugegenden nicht selten ist, und das süßduftende Veilchen (Viola suavis Bieberstein) mit weißen und hellblauen Blüthen, in Deutschland nur bei Frankfurt an der Oder, in Südrußland jedoch häufig.

Besonders interessant aber ist das Wunderveilchen (Viola mirabilis L.), das im März und April bläulich-fleischfarbene, sehr wohlriechende Blumenkronen ohne Fruchtknoten trägt und im Mai bis Juli fruchttragende Blüthen ohne Blumenkrone bringt; anfangs ist es ungestengelt, später aber treibt es vollständige Stengel mit Aesten. Es ist am Rheine auf den vulkanischen Bergen bei Andernach häufig; in der Eifel wächst es nur auf Kalk.

Auch das Stiefmütterchen und die jetzt so beliebten, prächtigen Pensées sind Veilchen (Viola tricolor L.); sie unterscheiden sich aber schon gleich durch den Griffel, welcher keine hackenförmige Narbe, sondern eine kugelförmige Spitze hat, die auf einer Seite von einem Loche durchbohrt ist, das zu der inneren Narbe führt.

In Deutschland gibt es dreisig Veilchenarten, auf der ganzen Erde aber sind über 150 Arten bekannt.

Unser wohlriechendes Veilchen wächst durch ganz Europa, mit Ausnahme des höchsten Nordens, beinahe durch das ganze Sibirien und in einigen Gegenden Nordafrika's.

So ist das freundliche Kind des ersten Frühlings geschaffen, um die Bewohner eines großen Theiles der nördlichen gemäßigten Zone zu erfreuen. Möge es auch Euch, geliebte Leser, viele Freude bringen!

„Blühe, blühe, liebes Veilchen!"

II.

Das Moos.

Jedermann kennt das Moos, dieses meist unscheinbare Pflanzengebilde, oder glaubt es zu kennen, das, ein saftiger, grüner Teppich, den Boden der Wälder oder die schattigen Felsen überzieht, das zum Verdruß des Landmannes Kleefelder und Wiesen bedeckt und, ihm so mannigfachen Schaden bringend, häufig noch seinen Fleiß verspottet, wenn er es vertilgen will. Ja Jeder glaubt, das Moos zu kennen, und doch kann ich meine verehrten Leser versichern, daß die Zahl der Menschen, welche das Moos kennen, nur eine sehr geringe ist.

Was im gewöhnlichen Leben „Moos" genannt wird, bildet drei große und wichtige Familien des Pflanzenreiches.

Wir sehen die Pappelbäume, besonders auf der Wetterseite, oft von einer dichten, gelblichgrünen oder gelben Kruste überzogen, auf der wir, bei genauerer Ansicht, safrangelbe, runde Tellerchen, die Fruchtbehälter, erkennen. Wir nennen diese Kruste gewöhnlich auch Moos; es ist aber keins, sondern eine Flechte, die Wand-Teller-Flechte (Parmelia parietina), wie alle Gewächse, die keine Blätter haben, aber aus einer lederartigen Kruste bestehen oder überhaupt eine ausgebreitete oder stengelförmige und verästelte, lederartige Masse bilden. Das isländische Moos (Cetraria islandica) z. B. ist kein wirkliches Moos, sondern eine Flechte, und das bekannte aschgraue Rennthiermoos, (Cladonia rangiferina) das auf allen unsern Haiden wächst, ebenfalls. Es sind aber auf der Erde weit über 1000 Arten von Flechten bekannt. Nun wenn es so viele Flechtenarten gibt, die man unrichtigerweise Moose nennt, wieviele eigentliche Moose wird es dann geben? Ja wenn es nun schon abgethan wäre mit dieser einen Pflanzenfamilie, die nicht zu den Moosen gehört! Aber diese zerfallen selbst wieder in 2 große Familien, in die Lebermoose, von welchen man ebenfalls an 1000 verschiedene Arten kennt, und in Laubmoose, die eigentlichen Moose, von welchen bereits über 3000 Arten bekannt sind. Der gründliche und ausgezeichnete Kenner der Moose, Karl Müller in Halle, behauptet, daß deren noch an 6000 Arten auf der Erde entdeckt werden könnten. Welch ein Reichthum an Arten und welche Mannichfaltigkeit!

Die Laubmoose sind nun das eigentliche Moos, und man kennt in Deutschland davon über 5 0 Arten; in der Umgegend von Coblenz sind allein an 200 Arten aufgefunden worden.

Viele sind der Meinung, das Moos wachse nur, um es zum Verpacken, zur Anfertigung von Moosmatratzen, zur Bekleidung der Fenster im Winter, allenfalls auch zur Streu für das Vieh zu verwenden. Der Mensch denkt häufig, es sei Alles nur für ihn gewachsen, und was er nicht wirklich gebrauchen könne, sei eigentlich unnütze! Das Moos hat eine viel höhere Aufgabe. Es muß dem Boden der Wälder die Feuchtigkeit anziehen und erhalten! Es muß die Schattenseiten der hohen Gebirge bekleiden und der Leiter der Feuchtigkeit sein, damit sich die Quellen, die Geburtsstätten der Flüsse, bilden können. Auf den Felsen zerfällt es allmählig in Erde und bedeckt dieselben im Laufe der Jahre mit fruchtbarem Boden. Es ist der Erzeuger des Torfs! Viele Gegenden würden kein Brennmaterial besitzen, wenn es keine Torfmoose und Torfmoore gäbe! Das ist der hohe Werth dieser einfachen, meist kleinen und zierlichen Gewächse im Haushalte der Natur.

Das Studium der Moose gehört zu den angenehmsten Beschäftigungen, welche die Naturwissenschaft uns darbietet. Dieses Studium zeigt dem Menschen auch im Kleinen die Allmacht, Weisheit und Güte des Schöpfers, und viele bedeutende Gelehrte haben mit unendlichem Eifer sich demselben hingegeben.

Wer hat nicht von dem berühmten Berliner Arzte, dem alten Heim, gehört? Heim war bei der ausgebreitetsten medicinischen Praxis einer der eifrigsten und gründlichsten Mooskenner Deutschlands. Als derselbe einst einen Kranken besuchte, den Professor Ratzeburg in Berlin, der auch ein Mooskenner war, geriethen sie über ihre Lieblinge in lebhafte Unterhaltung. Der Arzt dachte bald nicht mehr daran, daß er einen Patienten vor sich habe, und dieser vergaß seine Krankheit, sprang in seligem Vergessen aus seinem Bette, holte seine Sammlung herbei, und beide beschäftigten sich nur noch mit dem Anschauen derselben! Als die Welt für J. J. Rousseau allen Reiz verloren, als sie ihn nur mit Täuschungen und Schmähungen überhäuft hatte, da suchte er seine Freude und Erholung in der Pflanzenwelt, und er fand sie vorzüglich bei den Moosen.

Aber was ist es denn, was den Menschen sosehr zu diesen einfachen, kleinen Gewächsen hinzieht? Man sieht doch bei ihnen weder schöne Blüthen, noch üppigen Wuchs, noch prachtvolle Farben! Sie erscheinen doch so einfach, daß man kaum eine Mannichfaltigkeit an ihnen erkennen kann.

Ja eben die große Mannichfaltigkeit, die sich hier im Kleinen offenbart, die nur dem genauen Kenner, dem gründlichen Forscher sich darstellt, das ist eben das Anziehende bei den Moosen. Der Allmächtige zeigt diesen Reichthum nicht Jedem! Nur wer unermüdet forscht und die Untersuchung durch das Mikroscop nicht scheut, der wird in eine Welt geführt, dem werden Geheimnisse aufgethan, von denen der Laie keine Idee hat, ja auch keine Idee haben kann. Der Mensch tritt mit Füßen auf die Wunder Gottes, und der Allmächtige ermüdet nicht, seine Wunder immer wieder von Neuem sich bilden zu lassen und zu schaffen!

Der wichtigste Theil jeder Pflanze und also auch eines Mooses ist die Frucht. Diese besteht bei den Moosen aus einer Büchse, meist wie eine Urne gestaltet, welche sich gewöhnlich auf einem dünnen Stiele über den Stengel und das Laub erhebt.

Die Frucht enthält den staubfeinen Samen, der aus den einfachsten Keimkörnern besteht, die, wenn sie sich auf feuchtem Boden ausstreuen, einen feinen grünen Ueberzug bilden, der unter dem Mikroscop die feinsten Fäden zeigt; hieraus erwachsen zahlreiche Moospflänzchen.

Der Same der Moose und der verwandten Familien besteht überhaupt nicht, wie bei den höheren, vollkommneren Pflanzen, aus Keim und Samenblättern, sondern er ist der Keim selbst und heißt deshalb „Sporn". Da bei allen diesen Pflanzen, wie auch bei den Farren und Pilzen, die Samenblätter (Cotyledonen) fehlen, so bilden sie alle die zweite große Abtheilung des Pflanzenreiches, die Samenblätterlosen oder Acotyledonen. Alle samenblätterlosen Pflanzen haben auch keine eigentlichen, deutlich sichtbaren Blüthen, weshalb der größte aller Botaniker, der Schwede Karl von Linné (geb. 1707, gest. 1778) sie Cryptogamen (Verborgenblühende) nannte.

Wir müssen aber auf die überaus merkwürdig gebaute Moosbüchse zurückkommen. Sie entsteht zwar aus Befruchtungswerkzeugen, männlichen und weiblichen, die aber den gewöhnlichen Blüthen unserer Pflanzen durchaus nicht gleichen. Gewöhnlich besteht sie aus einer lederartigen Kapsel und besitzt einen spitzen, pyramidenförmigen Deckel. Unter dem Deckel ist die Mündung der scheinbar ringsum abgeschnittenen Kapsel fast immer durch eine Querhaut bedeckt. Um die Mündung der Kapsel befindet sich ein Besatz, der aus einer zusammenhängenden Haut oder aus einfachen oder doppelten zahn- oder wimperartigen Fortsätzen gebildet ist. Wenn die merkwürdigen, so wunderbar zusammengestellten Zahlenreihen bei der Blattstellung der Pflanzen in einem hohen Grade unsere Bewunderung erregen, so muß es nicht minder die große Ordnung in der Zahl und der Form dieses Mündungsbesatzes.

Ueberall finden wir doch, wie der Schöpfer so genau zu rechnen verstand, in dem großen Weltsystem bei der Anordnung und der Entfernung der Planeten, bei den Fallgesetzen, in den stichiometrischen Gesetzen der Chemie und im Pflanzenreiche. Ueberall sehen wir dieselbe Weisheit, die

sich nur in tausendfacher Verschiedenheit bei jedem Gegenstande wieder anders darstellt! —

Wie schon vorhin bemerkt wurde, besteht der Mündungsbesatz der Mooskapsel aus zahn- oder wimperförmigen Körperchen; sie sind bei den allermeisten Moosen vorhanden und dann immer auf eine bestimmte Zahlenreihe begründet. Eine Moosgattung, das Vierzahnmoos, besitzt an der Mündung der Kapsel nur vier Zähne; eine größere Anzahl von Moosen hat acht und eine noch größere Anzahl, ja die allermeisten Gattungen, sind mit sechzehn Zähnen versehen. Geringer ist die Anzahl derjenigen Gattungen, welche 32, und noch geringer die, welche mit 64 Zähnen versehen sind. Darüber hinaus geht die Zahlenreihe nicht; wenigstens hat sich bis jetzt noch keine Gattung mit 128 Zähnen gefunden.

Wir sehen also hier eine Zahlenreihe, welche aus den Zahlen 4, 8, 16, 32 und 64 gebildet ist und sich äußerst genau an derselben hält.

Aber nicht allein die Zahl und deren Verhältnisse sind es, welche uns hier überraschen, sondern auch die mannichfaltigen Veränderungen, welche die Natur mit der Anordnung dieser Zähne vorgenommen hat. Die Zähne entspringen manchmal aus einer kurzen, schwammigen Haut oder aus einem zarten, häutigen Grunde, oder sie sind inwendig mit einem zarten Häutchen bekleidet. Entwickeln sich diese Zähne weiter, so sind sie entweder an den Innenrand, oder an die innere Basis des verdickten Randes, oder an der Innenwand der Büchse angewachsen. Sie sind ferner entweder am Grunde unter sich, oder in Form eines Cylinders, oder an der Spitze alle oder paarweise zusammenhängend. Dabei sind sie sehr kurz oder lang, breit oder schmal, oder auch sehr fein; sie stehen entweder gleichweit von einander entfernt, oder sie sind paarweise genähert.

Auch in ihrer Lage und Richtung sind diese Zähne sehr verschieden und durchlaufen einen ganzen Kreis von Formen. Wir finden sie schraubenförmig zurückgerollt oder abstehend zurückgebogen, strahlenförmig auseinanderstehend oder aufrecht oder eingebogen, oder auch wohl in der Form eines Kegels zusammengeneigt. In allen diesen Fällen sind sie entweder gerade, oder gedreht und letzteres entweder ihrer ganzen Länge nach, oder nur an dem obern Theil spiralförmig zusammengerollt, oder bis an die Mitte kreuzweise verwebt.

Endlich sind diese Zähne entweder einfach, oder nur nach dem Gesetze der Zweizahl gespalten und zwar bis in die Mitte oder bis auf den Grund, oder vom Grunde auf bis in die Mitte, wobei sie oft wieder aderförmig oder durch Quertheile unter einander verbunden sind.

Außer den Zähnen besitzen viele Gattungen an der Mündung der Kapsel auch noch Wimpern, und das Zahlenverhältniß derselben unterliegt demselben Gesetz wie das der Zähne, und die Zahl der Wimpern ist entweder die halbe, oder die gleiche, oder die doppelte der Zähne.

Aber nicht alle Moosgattungen sind im Besitze solcher Zähne. Einige haben gar keine Mündung, sondern springen bei der Reife unregelmäßig auf; andere besitzen nur eine feine Haut über der Mündung und sind sonst an derselben glatt und zahnlos.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir in die vorhandenen Verhältnisse noch weiter eingehen und namentlich in die überraschenden Entdeckungen, welche in neuerer Zeit an den Moosen gemacht worden sind. Unsere Andeutungen mögen genügen, unseren werthen Lesern zu zeigen, welcher unendliche Reichthum der Formen und Bildungen in dieser kleinen Welt auftritt, die Millionen Nichteingeweihter gänzlich verborgen bleibt.

Dies und Das.

An Englische Seltsamkeiten sind wir auf dem Festlande schon lange ziemlich gewöhnt. Sie treten uns im einzelnen Engländer oft barock genug entgegen; allein auch die englische Gesetzgebung, die Einrichtung des Staatslebens und die Geschichte sind nicht arm daran. Im Jahre 1644 erging vom Könige Carl II. ein Kabinetsbefehl, nach welchem das Ablesen der Predigten auf der Kan

zel den Geistlichen strenge untersagt wird. Es wird darin dieses Ablesen a supine ad lothful way of preaching (zu deutsch: eine träge und faule Predigtweise) genannt. Der Minister Monmouth befiehlt unter Androhung königlicher Ungnade, daß ihm die Namen der Geistlichen, die dennoch nicht abließen, sich das Predigen durch Ablesen bequem zu machen, von Zeit zu Zeit angezeigt werden sollten. Und dennoch ward durch kirchliche Verfügung später das Ablesen der Predigten geboten, und dieses Gebot hat heute noch seine kirchliche Geltung. Da wir einmal bei kirchlichen Dingen in England weilen, so dürften auch folgende Umstände nicht ohne Wichtigkeit erscheinen. Das Erzbisthum Canterbury hat eine Besoldung von 9000 Pfund Sterling, etwa 54,000 Thaler, das von Durham 10,000 Pfund, u. s. w. Die übrige Geistlichkeit theilt sich in sogenannte Rectors und Vicars. Die Rectoren haben den sogenannten großen, die Vicars den kleinen Zehnten. Der Vicar ist der eigentliche Pfarrer an Ort und Stelle; der Rector ist meist abwesend und auf Reisen oder lebt in London. Manche Gemeinden haben ihren Pfarrer-Rector nie gesehen. Die Curats thun für ihn die Arbeit und werden von ihm bezahlt. Ein Curat hat für sich und seine Familie selten mehr als 40 Pfund Sterling Besoldung (etwa 240 Thaler), während der Pfarrer-Rector — nur eine Null mehr hinter diese 40 zu setzen hat.

Das erzählt der Kanzler Niemeyer von Halle in seiner Reise nach England, — und wenn diese auch nicht ganz neu ist, so hat sich doch darin bis heute nichts geändert.

Aus der Küche der Eskimo's dürfte mancher schönen Majeleserin ein Pröbchen erwünscht sein, um ihre Kochkunst und die Kenntniß schmackhafter Gerichte zu vermehren. Den zahlreichen Nordpolfahrern der letzten zwanzig Jahre verdanken wir die genauere Kenntniß dieser Eskimo's, welche den hohen Norden bewohnen. Von ihnen bekamen wir auch die Kenntniß ihrer Kochkunst und einen sogenannten Küchenzettel, den ich hier zu gefälliger Anwendung getreulichst mittheile.

1tes Gericht: gedörrte Häringe, 2tes: getrocknetes, 3tes gekochtes, 4tes: halbrohes, angefaultes — Seehundfleisch, 5tes: gekochte Alken (eine Art thranigschmeckender Seevögel), 6tes: ein Stück von einem halbverfaulten Walfischschwanze, 7tes: gedörrter Lachs, 8tes: gedörrtes Rennthierfleisch, 9tes: Confitüren von Krähebeeren, mit dem zerschnittenen Magen von Rennthieren gemischt; 10tes: dasselbe Gericht mit Thran angemacht. Dazu Thran, aus dem Kruge nach Belieben getrunken. Solch eine Tafel wäre gewiß für manchen verwöhnten Gaumen etwas Besonderes.

Nicht Viele wissen, daß der mit Recht vielfach bewunderte französische Maler Ary Scheffer kein Franzose war, wofür ihn Tausende, selbst Franzosen, halten. Er ist ein Holländer gewesen und zu Dortrecht geboren, gebildet und erzogen. Seine Treue gegen die entthronte Familie Orleans gereicht seinem Herzen ebenso zur Ehre, als die köstlichen Gemälde seiner Kunst. Daß er in Frankreich den größten Theil seines Lebens zugebracht, macht ihn so wenig zum Franzosen als viele deutsche Künstler und Musiker, die dort zu leben für gut finden. Im innersten Wesen läßt doch Art nicht von Art.

Zur Zeit der französischen Revolution kam ein Reisender in eine kleine Stadt der Gascogne, einer Landschaft in Frankreich. Am Thore trat der Thorwächter an den Wagen und fragte nach seinem Namen.

„Graf von Saint-Cyr!" erwiederte der Reisende.

„Es gibt keine Grafen mehr", sagte der Wächter, der ein guter Republikaner war. „Der Adel ist abgeschafft."

„Nun denn: Saint-Cyr!" sagte lachend der Reisende.

„Es gibt auch keine Heiligen mehr", (Saint heißt: heilig) rief trotzig der Wächter.

„Zum Kuckuck dann Cyr", rief der Reisende ungeduldig.

„Was, Sire?", (die Anrede an den König) rief wild der Wächter. „Der König ist guillotinirt (enthauptet). Es gibt keinen Sire mehr!" — Die Aussprache von Cyr lautet bekanntlich im Französischen wie Sire.

Da lachte denn der Graf doch hellauf und sagte: „So müssen Sie mich als einen Namenlosen einziehen lassen!"

Der Thorwächter war selbst verblüfft und ließ den Namenlosen ziehen, der froh sein konnte, daß man ihm blos seinen Stand und Namen und nicht auch den Kopf abschnitt.

Unangenehm ist das Steckenbleiben in einer wichtigen Rede. Das erfuhr anno 1814 der churhessische Amtmann, der den heimkehrenden Churfürsten bei der Ehrenpforte an der Grenze, umgeben von einem treuen Volke, das nach Jahren der Bedrängniß seinen Landesherrn wiedersah, mit einer Rede zu empfangen hatte.

„Nach sieben traurigen Jahren" — hob er an, blieb aber stecken. Der Churfürst unterbrach ihn mit der Frage: Wer sind Sie? wahrscheinlich, um die peinliche Lage in den „sieben traurigen Jahren" zu unterbrechen. „Unterthänigst aufzuwarten, der Amtmann X!" — antwortete der unglückliche Redner, fing aber sogleich wieder an: „Nach sieben traurigen Jahren — ", blieb aber wieder bei den verhängnißvollen sieben Jahren stecken.

Die Pferde am Wagen des Churfürsten wurden ungeduldig und drängten gegen die Ehrenpforte, die umzustürzen drohte.

„Myn God, Herr Amtmann, de Peerde hebben „den Ehrenbogen umsmedden!" rief ihm ein Bauer zu.

Im nämlichen Augenblicke drängten die feurigen Rosse stärker, und der Ehrenbogen stürzte auf den churfürstlichen Wagen. Der ganze Zug gerieth in Unordnung, und die Geschichte war zu Ende.

Frage: Wer war glücklicher: der Churfürst, der um die „traurigen sieben Jahre" kam, oder der Redner, der bei ihnen mit seiner Rede stecken blieb?

Vor, während und nach dem Uebergange Blüchers, am 1. Januar 1814, bei Caub.

Blätter zur halbhundertjährigen Erinnerung für das lebende Geschlecht von W. O. von Horn.

Wir leben in den Tagen einer halbhundertjährigen Rückerinnerung an die großen Thaten unsres Volkes, durch die das Joch einer fremden Gewalt gebrochen und unser deutsches Volk zu seinem volksthümlichen Bewußtsein und zu seiner volksthümlichen Freiheit und Würde wieder erhoben wurde. Sie leben vor unserm geistigen Auge noch einmal auf, die Zeiten der Bluttaufe unsres Volkes. Die schöne Feier der Leipziger Schlacht ist kaum vorüber, so naht schon wieder ein Tag, groß und herrlich und reich an bedeutungsvollen Früchten, wenn er auch in seinem Verlaufe zunächst unblutig gewesen ist, — ich meine den Rheinübergang Blüchers bei Caub am 1. Januar 1814.

Besonders wichtig ist er für unser schönes Rheinland, das dadurch dem theuern Vaterlande zurückgegeben wurde. Der Rhein wurde ja wieder Deutschlands Strom, der widerrechtlich zu seiner Grenze gemacht worden war.

Die Feier der Erinnerung an die Leipziger Schlacht ist ein Weckruf geworden für Viele. Möchte er es nur mehr und mehr werden; denn mir will es scheinen, als thürmten sich Wetterwolken am westlichen Himmel, als wolle die Sonne des Friedens blutigroth untergehen, und als mahne diese Röthe an bevorstehende Kämpfe, die ein wachsames, kampfbereites, tapferes Volk fordern und ihm zurufen, sich nicht in Sicherheit einwiegen zu lassen. —

Vielleicht daß diese Blätter der Erinnerung eines Augenzeugen dazu beitragen, das bedeutungsvolle Ereigniß lebendig vor die Seele der Leser zu führen. Die Quelle, aus denen sie schöpfen, sind nicht blos Erinnerungen, sondern auch Aufzeichnungen eines Augenzeugen und Mittheilungen von Männern, welche damals theilweise den Begebenheiten noch näher standen, und — die damals frisch und unter dem Eindrucke der Begebenheiten ihre Mittheilungen dem machten, welcher sie getreu niederschrieb und hier den Lesern der Maje anspruchslos vorlegt.

Die Reihe derer, welche jene Tage mitdurchlebt, lichtet sich mächtig, und wie lange wird es dauern, so sind sie alle unter dem Rasen gebettet und mit ihnen die lebendigen Anschauungen ihrer großen Zeit, aus welcher noch heute nicht Alles gehörig geklärt ist.

Der, welcher diese Zeilen schreibt, hat in unmittelbarer Nähe des Ortes gelebt, wo Blücher sein Heer über den Rhein führte; er war Zeuge aller Ereignisse, welche dem Uebergange vorangegangen, ihn begleiteten und ihm folgten, besonders der Zustände auf dem linken Ufer des Rheines, die, weil am wenigsten bekannt, auch am häufigsten falsch beurtheilt wurden und noch werden.

Wenn er den Aufforderungen seiner Freunde durch die Mittheilung des Erlebten und Geschauten folgt, so hofft er nicht allein, über jene Tage ein Licht zu verbreiten, das Vielen willkommen ist, sondern auch sein theures Heimathland, das schöne Rheinland, von dem unverdienten und schmerzlichen Vorwurfe zu retten, als habe es mit Vorliebe an Frankreich festgehalten, und — als liebäugele es noch heute mit ihm.

1.

Einst war ich Augenzeuge des Uebergangs der (wie sie Napoleon so gerne nennen hörte) großen Armee über den Rhein bei Mainz, als es mit pomphaften Worten von den französischen und ihnen verwandten Zeitungen in die Welt hineingerufen wurde, es gelte, die Macht und den Uebermuth Rußlands zu brechen und — wer weiß, wohin — die siegesgekrönten Adler zu tragen. Es ist bekannt, mit welch übermüthiger Siegesgewißheit man von diesem verhängnißvollen Feldzuge sprach, dessen Gefahren man gar nicht zu kennen schien oder doch so geringe anschlug als die Macht, welche in dem Willen eines Volkes liegt, dessen heiligste Güter man freventlich antastet.

Nie hat mein Auge vorher, nie wieder

später ein solches Heer gesehen wie an Zahl, so an Pracht der soldatischen Ausrüstung und, wenn ich so sagen darf, an kriegerischer Verheißung. Man meinte, an diese alten, auf hundert Schlachtfeldern geprüften und probehaltig befundenen Krieger müsse der Sieg gefesselt sein, und jener weltbekannte Ausspruch des Römischen Feldherrn müsse auch von ihnen gelten, der: „Sie kamen, sahen und siegten.“ Hörte man von den Vorbereitungen zu diesem Feldzuge reden, von der Alles berücksichtigenden Sorgfalt für das Wohl der Soldaten und alle möglichen Vorfallenheiten in dem fernen Norden, in dessen uralter Hauptstadt die Sieger eine fröhliche Winterzeit zu verleben dachten, wie sie es etwa in dem üppigen Paris gewohnt waren, so schien es, als sei ein Zweifel am Gelingen mindestens eine Thorheit; allein es gab dennoch Leute genug, die bedenklich den Kopf schüttelten, Leute, welche die Armeeberichte, die »Bulletins de la grande Armee« richtig zu lesen und zu deuten verstanden, Leute endlich, welche die Entfernungen auf den Karten bedenklich ermaßen, welche das Klima des eisigen Nordens in's Auge faßten und die Verproviantirung eines solchen riesenhaften Heeres, den Nachschub an Menschen und Kriegsbedarf und dabei die Volksstimmung in Deutschland in Anschlag brachten und Alles, was sich im Rücken dieses Heeres entwickeln konnte, wenn die Russen den Sieg errangen, und diese Prüfenden, Erwägenden, umsichtig Urtheilenden — sie sahen im Geiste das Verderben nahen. Napoleon, so erschien es ihnen, hatte seine höchste Stufe erreicht, von der nur noch ein Herabsteigen möglich war.

Ich gestehe, daß solche Bedenklichkeiten damals in meiner Seele kaum zur Geltung kommen konnten. Ich sah nur die stolzen Regimenter, die vernarbten Kriegsleute, die kampfesmuthig dem nordischen Feinde entgegenzogen voll Vertrauen auf ihren erprobten Führer und sein Glück. Die Macht des Eindrucks war überwältigend, namentlich für ein jugendliches, allen Eindrücken offenes Gemüth.

Und doch — wie bald zerrann dieses Bild der Macht und Größe, und wie richtig war das Urtheil der Besonneneren!

Zwar die Kriegsberichte, die Bulletins, wußten nur von glorreichen Siegen, von Erfolgen zu reden, die, wie immer, entscheidend waren; aber es kam keine Entscheidung durch eine gewaltige Schlacht, die zum Frieden hätte führen müssen, weil der Feind zu den Füßen des Siegers lag. Selbst am Rheine fing man an, zwischen den Zeilen der Siegesberichte Anderes zu lesen, und man kam allmählig der Wahrheit näher, bis endlich alle Zweifel endeten und die schreckliche Niederlage zur vollen Gewißheit wurde, die das letzte Bulletin halb und halb selbst eingestand.

Es war eben wunderbar, daß von jenseits des Rheines die Schreckensnachrichten aus Rußland sich verbreiteten, während jene Bulletins von Siegen redeten. Man glaubte ihnen nicht mehr und um so weniger, je bausbackiger sie bedeutende Siege verkündeten.

Fast schien's, als ob unsichtbare Telegraphendrähte diese Nachrichten brächten, die man sich zuflüsterte im tiefsten Vertrauen, weil man wohl wußte, wie gefährlich es sei, laut davon zu reden, da überall Spione lauerten, und die Angeberei ein einträglich Geschäft war. Die französischen Beamten hätten blind sein müssen, wenn sie es nicht an tausend Zeichen hätten wahrnehmen wollen, wie verhaßt eine Regierung sein müsse, welche die blühende Jugend wegnahm und in endlosen Kriegen hinopferte, und die die Rechte des Volkes mit Füßen trat.

Als Napoleon allein aus Rußland zurückkam, da schwand auch selbst bei den französischen Beamten, die niemals anderes als Siegesbotschaften verkündigt hatten, der zauberische Glanz, welcher die Person des bis jetzt so siegreichen Kaisers umgab. Da regte sich in vielen deutschen Herzen am Rheine eine leise Hoffnung, die aber hinter Schloß und Riegel gehalten werden mußte. Neue Anstrengungen wurden gemacht. Die blühende Jugend, die Stütze des hülflosen Alters und der Familien, wurde einberufen; die Söhne der Reichen, die sich bis jetzt theure Stellvertreter hatten stellen dürfen, mußten die „freiwillige Ehrengarde“ bilden, die sich selbst auf's Kostbarste ausrüsten durfte, um „als Futter für's Pulver“ in den neubeginnenden Kampf geschleppt

zu werden gegen das „Volk in Waffen", das sich erhoben habende Preußen, und die nach Deutschland gekommenen Russen, ja gegen die Verbündeten, die Panier aufwarfen im Glauben an die vergeltende Gerechtigkeit über den Sternen. Der Glaube an Napoleons Siegesglück war bodenlos geworden. Er war entkleidet jenes fast wunderbaren Scheines der Unüberwindlichkeit.

Ich war mit meinen Aeltern in Wiesbaden, noch in der Kur, da der Herbst schön war, als die Schlachtendonner bei Leipzig Napoleons Macht zerschmetterten.

Ein alter französischer General, an dessen Leibe nur wenige Fleckchen ohne Narben waren, — sein Name ist mir entfallen — stellte, uns gegenüber, den Geist der französischen Armee dar, der seit der Niederlage in Rußland selbst ein anderer geworden war und jener Vergötterung Napoleons entsagt hatte, die früher allgemein gewesen war. Er nannte mit Zähneknirschen den Namen des Gewaltigen, dessen Stern am Untergehen war. Er brachte meinem seligen Vater die erste geheimnißvolle Kunde vom Ausgange der Leipziger Schlacht und von der Flucht des überwundenen Heeres.

Kehren Sie heim, sagte er zu meinem Vater, es brechen schwere Geschicke über Frankreich herein; der von Leichen umwallte Thron wankt. Auch ich kehre nach Paris zurück, ohne Hoffnung für die Zukunft! —

Ich kann die Worte des vernarbten Kriegers heute noch hören, wie sie dumpf und schaurig klangen und mir ein heimlich Grauen bereiteten über das, was da kommen würde. Da ohnedem die Weinlese, so betrübend auch die Aussicht auf das heurige Gewächs der Rebe war, heimrief, so eilten wir, die noch friedliche Heimath zu gewinnen.

Aber wie anders sah es aus nach einer Abwesenheit von etwa fünf Wochen!

Man wußte überall von der Niederlage in der verhängnißvollen Ebene Leipzigs. Das Volk hatte kein Hehl seiner Freude. Es blickte schadenfroh die verhaßten Douaniers oder Zollwächter an, die in doppelter Reihe — die zweite Reihe hieß die „schwarze Brigade" — das Land abschlossen gegen Englands Fabrikate und alle überseeischen Erzeugnisse und dadurch, weil man sich ihrer ja gar nicht mehr entschlagen konnte, zu heillosem Schmuggel trieben; es sagte ihnen offen in's Angesicht: Eure Zeit ist um! Ihr werdet bald Eurem Meister folgen müssen!

Und sosehr war der Franzosen Hoffnung und Muth gesunken, daß sie das still hinnahmen, was früher den Kecken, der es zu äußern gewagt, ohne Zweifel auf die Galeeren nach Vilvoorde gebracht haben würde. Die französischen Beamten ließen die Flügel hängen und mieden das Zusammensein mit den Eingebornen. Sie hielten enge zusammen und mußten es thun, wenn sie nicht Dinge hören wollten, denen sie ihre Ohren verschließen mußten, obwohl sie deren Wahrheit auf der einen und deren gerechte Begründung auf der andern Seite nur zu genau kannten.

Immer schlimmer wurden die Nachrichten, die ihre geheimen Wege über den Rhein herüberfanden.

Eine wunderbare Stimmung zwischen Furcht und Hoffnung ergriff die Herzen, als man in der Weinlese, vom günstigen Winde getragen, den fernen Schlachtendonner von Hanau vernahm. Ich selbst habe ihn gehört auf der Höhe der Rheinischen Berge, in der Nähe von Bacharach.

Wie werden die Würfel fallen? fragten wir uns voll banger Sorge, weil wir, siegten drüben unsre Brüder, den Kriegsschauplatz an die Ufer des Rheines vorgerückt sahen, siegte Napoleon, nichts Anderes erwarten durften, als daß die letzten der waffenfähigen Jünglinge zum Heere aufgeboten werden würden

Im Zweifel blieb man indessen nicht lange.

Die wunderbaren geheimen, unsichtbaren Telegraphendrähte, welche aus den Schnee- und Eisfeldern Rußlands die Wahrheit uns zutrugen, brachten um so schneller die Kunde: die Franzosen sind bei Hanau geschlagen, zersprengt, vernichtet, Napoleon ist durch Mainz geflüchtet nach Paris!

Nun wird's rasch enden! sagte mein Vater im Kreise der Familie; denn wenn ihm der alte Blücher auf der Ferse ist, so hat das Lied ein Ende!

Er dachte nicht daran, daß Blücher

noch ferne war, auch nicht an die damals für unüberwindlich gehaltene Festung Mainz.

Waren die französischen Beamten und die dem Volke doppelt verhaßten Douaniers und Getränkesteuer-Beamte, die das Volk „Kellerratten“ nannte, schon innerlich gebrochen seit der Leipziger Schlacht, war der kecke Uebermuth schon seit jenen Tagen von ihnen gewichen, so zeigte sich jetzt eine unheimliche Scheu in ihrem Wesen. Selbst die, welche sich bei'm Volke beliebt gemacht durch ihre Persönlichkeit und deren wohlwollenden Einfluß, sahen scheu in die Gesichter der Leute, die ihnen einst freundlich gelächelt hatten. Man sah es ihnen an, wie unheimlich es ihnen in dem Lande war, welches die Fesseln der Regierung nur mit Ingrimm trug, deren Diener sie waren, und deren verhaßte Verordnungen sie ausführen mußten. Man mußte Mitleid mit den Leuten haben, deren Lage eine unendlich peinliche geworden war.

Neben diesen Erscheinungen traten schnell nach der Hanauer Schlacht andere hervor, die den gänzlichen Verfall der „großen Armee“, ihre volle Auflösung kundgaben, Erscheinungen, die freilich anfänglich unserm Volke bange machten, bis man ihre eigentliche Natur, ihr wahres Wesen kennen lernte.

Die Leute, welche durch die Wälder nach dem Hunsrücken wandern mußten, erzählten mit Todesschrecken: es seien Räuberbanden in den Wäldern, größer als die weiland des Schinderhannes und seiner Genossen; sie hätten nicht gewagt, die Wege durch diese Wälder fortzusetzen und seien umgekehrt, um nicht in ihre — der Räuber — Hände zu fallen; denn man erzählte Arges von ihnen.

Das verbreitete sich wie ein Lauffeuer, und Angst und Sorgen ergriffen die Herzen.

Eines Tags trat ein Forstbeamter, der in Rheinböllen, einem Dorfe auf der Höhe der Rheingebirge, wohnte, ein Deutscher, in meines Vaters Haus.

Die erste Frage war nach den Räubern, und ob er noch nicht in Gefahr gewesen? —

Der ernste Mann lächelte. Kennen Sie denn diese Räuber noch nicht? fragte er meinen Vater erstaunt. Auf die verneinende Antwort meines Vaters erzählte er uns nun, daß es Deserteure seien, die meist dem Niederrheine, Holland und Belgien angehörten; daß in Wahrheit die Wälder von ihnen wimmelten; daß die armen Leute haufenweise Nachts in die Nähe der Dörfer kämen und für ehrlich Geld Brod und Lebensmittel kauften; ja daß unter den Augen der Douaniers von der schwarzen Brigade (die als zweite Zollwächterlinie eben in den ersten Dörfern des Hochlandes lagen) die Leute auf Bestellung der Deserteure die ganze Nacht Suppe, Gemüse und Fleisch in ihren großen Waschkesseln kochten und dann in kleineren Gefäßen in den Wald trügen und — ein schönes Stück Geld damit verdienten; denn diese Deserteure hätten Geld vollauf und zahlten reichlich, wenn sie nur ihren Hunger stillen könnten.

Noch an demselben Abende kam ein Ortsinsasse in mein väterliches Haus, der am oberen, dem Walde zu liegenden Ende des Dorfes im letzten Hause wohnte, und erzählte unter dem Erbitten tiefen Schweigens, daß schon seit acht Tagen jeden Abend zehn bis zwölf Leute, alle französische Deserteure aller Waffengattungen, in sein Haus geschlichen kämen, denen seine Frau Kaffe koche, zu dem ihnen Butterbrod, ja wenn die vorhandene Butter nicht mehr ausreiche, trockenes Brod köstlich schmecke, und daß sie Alles dankbar und reichlich bezahlten. Manchmal seien Deutsche darunter, die am warmen Ofen „aufthauten“ und dann verwunderliche Dinge von dem Zustande der Auflösung erzählten, in dem sich die „große Armee“ befände. Alle aber stimmten darin überein, den Fluch des tiefsten Hasses auf Napoleon zu laden. —

Das Alles wußten die französischen Beamten. Der Unterpräfekt in Simmern, der freilich ein ehrenwerther Mann und ein Deutscher war, — von Closen war sein Name und, wenn ich nicht irre, Bayern seine Heimath — wußte ja dieß Alles so genau wie wir; allein er that, als wisse er davon ganz und gar nichts, und bei ihrer geringen Zahl wagten es die Gensdarmen nicht, gegen diese zahlreichen Rotten aufzutreten, die oft bis zu hundert Köpfen angewachsen waren und gutes Muthes

dem Niederrheine, Belgien und Holland zuzogen.

Die auf ihrem Wege liegenden Mühlen, Höfe und Dörfer wetteiferten, ihnen Nachtlager zu geben, da die herbstliche Nässe es nicht mehr gestattete, im Walde zu schlafen. Auch das war, weil es Jedermann wußte, und Jeder offen davon sprach, den französischen Beamten bekannt, und als um diese Zeit in Städte und Dörfer französische Einquartierung kam, änderte das dennoch nichts in der Sache, mit der einzigen Ausnahme, daß man nun diese Angelegenheit geheimnißvoller betrieb, ohne daß diese Art und Weise der Behandlung die Sache selbst ganz zu verhüllen im Stande war. Die Einquartierung hatte Augen und sah nicht, und Ohren, ohne zu hören, ja es kam nicht einmal sehr selten vor, daß bei'm Appell am Morgen es sich herausstellte, daß Einer oder der Andere der Franzosen in der Nacht verschwunden war. Das übersah man schweigend, und — „es krähte kein Hahn darnach." Unsre Bauern machten sich eine Freude daraus, den Deserteuren fortzuhelfen. Hielt doch trotz der französischen Einquartierung eine Familie im Dorfe ihren auch in stiller, dunkler Nacht zurückgekehrten Sohn verborgen, und zwar so sorgfältig, daß selbst im Dorfe, selbst außer seinen Geschwistern, keine Verwandten seine Anwesenheit ahnten.

Eine mir nahe befreundete Familie (sie wohnte in Eich bei Worms) wurde eines Abends nicht wenig erschreckt, als grade zu einer Zeit, wo keine Einquartierung im Dorfe lag, zwei junge Männer in die Stube traten und in etwas fremdartigem Französisch dem Hausvater mittheilten, sie seien Italiener, von guter Familie, von Napoleons Heer desertirt und bäten um Gotteswillen, sie doch nur einige Tage im Hause ausruhen und sie dann über den Rhein bringen zu lassen! Was war zu thun? Die Pflicht hätte ohne Zweifel geboten, die Deserteure auszuliefern, die dann Gott weiß wohin geschleppt und endlich erschossen worden wären; das Herz, voll Mitleid mit dem jungen Blute und den ihren Eltern entrissenen Söhnen, war ein viel zu gewandter Advocat, als daß nicht seine energische Sprache den Sieg hätte davontragen sollen. Man hielt und verpflegte sie einige Tage, und als dann neue Einquartierung angesagt wurde, mußten sie über den Rhein gebracht werden. Das gelang auch, und als sie von meinen Freunden schieden, sahen diese Thränen einer tiefgefühlten Dankbarkeit in den dunkeln Augen glänzen. Es waren die Söhne sehr vornehmer und reicher altitalienischer Adelsgeschlechter. Ob meine Freunde, wie die dankbaren Flüchtlinge es gelobt hatten, später noch eine Kunde über ihre glückliche Ankunft im Schooße ihrer Familien erhielten, weiß ich in der That nicht.

Mehrere Tage nach der Schlacht bei Hanau drängten die zersprengten Heerestheile sich in das Land oberhalb und unterhalb Mainz, bis herab zu uns.

An eine Ordnung war nicht zu denken. Was sich zusammenfand, hielt zusammen, und die vorhandenen Offiziere ergriffen den Oberbefehl über den bunt zusammengewürfelten Haufen, wo dann, selbstredend, von Gehorsam und soldatischer Mannszucht nicht eben viel zu rühmen war, und diese Offiziere es nicht wagten, in vorkommenden Fällen ihr Ansehen einer bedenklichen Probe auszusetzen.

Noch am sechsten Tage nach der Schlacht trat ein Offizier in das Haus eines mir nahe Befreundeten und bat um Gotteswillen, man möge ihm seine Schußwunde am Arme verbinden. Mein Freund, der Pfarrer auf einem Dorfe war und weit zu Arzt und Apotheke hatte, pflegte sich immer eine kleine Hausapotheke zu halten, worin sich das Alles befand, was in dringenden Nothfällen das Nächsterforderliche war. Da fand sich denn auch Bleiwasser und Heftpflaster, und da der Inhaber dieser Hausapotheke in Nothfällen auch selbst Hand anzulegen sich gewöhnt hatte, und hier wohl darum Gefahr im Verzuge zu liegen schien, weil eine bedeutende Entzündung eingetreten war, so thaten die beiden Hilfsmittel ärztlicher Kunst auch in der Hand eines Mannes die beste Wirkung, der auf ganz anderm Gebiete seinen Heilberuf auszuüben hatte.

Wie es um die sogenannte „Einquartierung" aussah, welche uns von Mainz aus zugesendet wurde, dafür möge ein Beispiel für viele reden.

Eines Tags wurde die „Division des

Generals — wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, aufgeschrieben habe ich den Namen nicht — „Bathier" für unser Thal angesagt In diesem Thale lagen drei kleine Dörfer: Rheindiebach, Oberdiebach, Manubach, und in diesen Dörfern, deren keines mehr als etwa 80 bis 100 Feuerstellen hatte, sollte eine Division herbergen, die etwa zwischen 6- bis 8000 Mann zählte, auch wohl noch mehr! Wo sollte Raum hergenommen werden für Menschen und Pferde, woher Nahrungsmittel? Als ich dem Ortsvorstande, Syndik genannt, die Zahl nannte, welche in der Regel eine Division zu halten pflegte, schlug der Mann die Hände über dem Kopfe zusammen, und der Schrecken lähmte ihn schier, als er in demselben Augenblicke einige Trompeter eine Fanfare blasen hörte. Auch ich eilte heim, um die Ankunft des Generals, der uns angesagt worden war, den Aeltern zu melden.

Kurz darauf schwenkten die Trompeter nach unserm etwas höher als das Dorf liegenden Hause. Der General, sein Adjutant und die drei Trompeter waren die einzigen Berittenen in der Division, wie es schien, obgleich der Troß, der zu Fuße folgte, aus Chasseurs à cheval, Dragonern, Kürassieren, Husaren und Lanciers wie auch reitender Artillerie bestand, mit denen Musketiere, Grenadiere und andere Waffengattungen zu Fuße sich mischten. Vielen mangelten Schuhe oder Stiefel. Sie wanderten in uralten Schuhen, rheinisch zu reden: „Schlappen", welche sie wahrscheinlich auf dem Marsche von Mainz bis zu uns von wohlwollenden Gemüthern zum Geschenke erhalten hatten, um nicht barfuß in dem naßkalten Wetter im Kothe wandern zu müssen. Von Gepäcke sah man nichts, selbst die der Waffengattung zukommenden Waffen fehlten hier und da. Der General war ein „Sechziger", so etwa auf der Altersstufe meines Vaters, und dabei ein ernster Mann.

Mein Vater ging ihm entgegen, ihn zu begrüßen. Er drückte ihm die Hand und sagte französisch, hindeutend auf seine 41 Mann: Quelle Division? und dabei glitt eine bittere Ironie über seine Züge. Was lag Alles in dem Worte! Welche Blicke in die Vergangenheit schlossen sie in sich, welche Hoffnungen für die Zukunft? — Und was konnte man in dem tieferusten, vernarbten Gesichte des alten Soldaten lesen, dessen Mannesjahre sich gesonnt hatten in dem Sonnenglanze Napoleonischer Siege und Großthaten? —

Ich war Ohrenzeuge der Unterredungen des Generals mit meinem Vater, die französisch geführt und dadurch nicht im Mindesten beeinträchtigt wurden, daß mein Vater ein Französisch radebrechte oder besser „radebrach", das sich vollkommen mit dem Deutsch alter Franzosen messen konnte, und das nicht selten selbst ein Lächeln auf die ernsten Züge des Generals lockte, so selten sonst der feine Franzose über eine regelwidrige Handhabung seiner Muttersprache zu lachen pflegt. Nun, zu verargen war es ihm nicht; denn die geniale Art und Weise, wie mein alter Vater lateinische Worte französisch machte, die Art und Weise seiner Satzbildung war zu überwältigend komisch, als daß sie nicht hätte die Lachmuskeln auch des sauertöpfigsten Ernstes reizen sollen. Item, sie kamen zurecht, und es war ein Glück, daß mein Vater das Französische ungleich besser verstand, als er es sprach.

Da hörte ich denn das Urtheil der Soldaten über Napoleons Lage und Weltstellung; da gewann ich Kenntniß von dem verdammenden Urtheil, welches die Armee über ihn fällte, seit er sie treulos in Rußland verlassen hatte; da erkannte ich, daß die Armee ihn und sich selbst aufgegeben hatte.

Einst sagte der General: „glauben Sie, daß wir das Rheinland halten werden? Kein Gedanke! Die Handvoll gänzlich demoralisirter Soldaten, welche hier wie buntes Mosaik ohne innere Verbindung zerstreut liegt, vermag nichts! Man jagt uns alle 8—10 Tage durch einander, damit das Volk, dem Napoleon nicht traut, sich täusche über die Stärke der „Soldateska". Aber wenn die Deutschen Miene machen, über den Rhein zu gehen, so — denken Sie an mich! — fällt kein Flintenschuß, geschweige der einer Kanone, um das Land zu behaupten. Es ist aufgegeben, nicht aus Noth, sondern weil man rathlos ist und alle Thatkraft gebrochen zu sein scheint. Wüßte es der alte Blücher, wie es hier steht, er wäre uns auf dem Fuße gefolgt,

und wäre er bei der Schlacht von Hanau gewesen, seine freiwilligen Jäger und seine Kosacken wären mit uns in Mainz gewesen, und die Festung wäre gefallen ohne Schwertstreich."

Waren diese Ansichten des Generals vielleicht auch nur die Frucht eines Alles aufgebenden Un- und Mißmuths, so zeigten sie doch die Auflösung aller Bande der Zucht und Ordnung. Von dieser militärischen Zuchtlosigkeit hatten wir alle Tage Beispiele vor Augen, da die Offiziere, wenn sie bei Streitigkeiten zwischen Soldaten und ihren Quartiergebern einschreiten mußten, weniger von ihrer Stellung aus Gehorsam forderten, als vielmehr sich bittend an das Ehrgefühl der Soldaten wandten, um nicht zu riskiren, daß diese höhnisch aufpochten. Es waren die Früchte der Niederlagen und des Elends in Rußland, der — verlornen Schlachten bei Leipzig und anderwärts, in Summa aber der weichende Glaube an Napoleons Stern.

Es kam, wie der alte General gesagt; nach acht Tagen verließen uns diese Gäste, und andere, deren innere und äußere Zustände um kein Haar breit besser waren, rückten dafür ein; aber ein General kommandirte die Truppe nicht, sondern höchstens ein Hauptmann.

Sie waren nicht so offenherzig als der alte General Vathier. Sie radotirten in beliebter Art über die Vertheidigung des Landes, und wie sie eingerichtet und geleitet werden würde, und huldigten gar nicht der Ansicht, als gäbe man das linke Rheinufer preis, oder — sie stellten sich nur so, uns gegenüber, und verschlossen ihre wahre Ueberzeugung tief in die Brust.

Ihr Thun und Leben aber war ächt französisch. Gastereien auf Gastereien folgten sich ohne Unterbrechung. Französische Köche waren zur Hand und kitzelten die Gaumen einmal wieder nach langer Entbehrung jenseits des Rheines, wo die „vermaledeiten Kosacken" ihnen zu einem schmackhaften Gastmahl gar keine Zeit gelassen. In den Städten und Städtchen ordneten sie Bälle an und tanzten mit einander, da die Mädchen sich überall zurückhielten, es sei denn, daß sie die Töchter französischer Beamten waren. Mit der Bevölkerung im Allgemeinen standen sie gut. Sie mutheten ihr eigentlich nichts zu, was drückend und unangenehm gewesen wäre. Ihre Gastereien waren tumultuarisch und endigten nicht selten mit Duellen. Ich erinnere mich, daß nach einem solchen Abendessen zwei Lieutenants, einer von der Artillerie, ein roher Geselle, und einer von den rothen Husaren, irre ich nicht, so war es das 8. Regiment, neben unserm Wohnhause in einem Garten sich schlugen, während die andern Offiziere mit Laternen das Licht dazu liehen. Der Husar erhielt eine Schmarre, und damit war die Sache abgemacht. Der Artillerist jedoch wurde auf ein entferntes Dorf verlegt. Und das war von dem Befehlshaber sehr wohlgethan, denn der Artillerist war ein wilder, roher Mensch, der sich allein unter Allen mancherlei Unbill zur Last kommen ließ.

Je näher indessen der Schluß des Monats December 1813 kam, desto ernster wurden die Franzosen. Die Gastereien wurden seltener, und wie es schien, rückten die zerstreuten Truppen immer der alten Grenze Frankreichs näher.

Als der Husarenlieutenant, er hieß Moreau und rühmte sich, — ob mit oder ohne Grund — ein Neffe des berühmten Generals dieses Namens zu sein, unser Dorf verließ, kam er am Abend vorher zu meinem Vater.

Er war eine heitere, leichtbewegliche Franzosennatur, jetzt aber sehr gehalten und ernst. Ich war Zeuge der Unterredung, die sich mir tief in die Seele grub. Dieß waren Moreau's Worte: „Glauben „Sie mir, wir haben jenseits des Rheines „oft wie Barbaren gehaust. Wenn die „Russen und die Deutschen, wie es außer „allem Zweifel ist, am 1. Januar 181' „über den Rhein gehen, und wir diesen „Uebergang nicht hemmen, so treten sie in „Feindes Land, und dann — wollen sie „Vergeltungsrecht üben — bleibt hier kein „Stein auf dem andern. Verbergen Sie „gut, was sie Werthvolles haben; denn „die Kosacken haben lange Finger und kön„nen Alles brauchen; die Kissen, auf denen „ihre Sättel ruhen, mögen berghoch wer„den, es alterirt sie nicht." — Nach einer Weile setzte er hinzu: „Caub ist für die „Preußen ein historischer Ort. Dort geh

„sicher das Preußische Heer über den Rhein, „und dann — haben Sie hier den ersten „gewaltigen Stoß auszuhalten!“ —

Sie wußten also Dinge, die eigentlich Niemand außer dem Kreise, wo sie berathen und erwogen wurden, kennen konnte. Waren es Vermuthungen oder sicheres Wissen? Wer kann es sagen? Durch Spione waren sie übrigens besser bedient als ihre Gegner, das ist sicher, und der dritte Napoleon hat in Solferino gezeigt, daß er in diesem Punkte nicht hinter seinem Oheim zurücksteht. —

Gegen Neujahr hin, so um den 20. December 1813, verschwanden sie aus der Nähe des Rheinufers; nur an einzelnen Orten, z. B. in Bacharach, blieben etwa 200 Mann bis auf den letzten Augenblick. Die Douaniers waren beordert, sich am letzten Dezember gegen die Grenze des Elsasses zurückzuziehen aber, wo möglich, ihre Familien zurückzulassen. —

Am Rheinufer unmittelbar mehrten sich die Zeichen der Nähe der Befreier. Kosacken ritten am Uferwege auf dem rechten Ufer hin, riefen: Franzuski! herüber, begleitet von einem russischen Schimpfworte oder Fluche. Sie schossen wohl auch einmal herüber, aber natürlich, ohne zu treffen.

Stand man Caub gegenüber auf dem Gebirge, so konnte man, war die Stelle hoch, ein gewaltiges Treiben in und um das Dorf Weisel wahrnehmen. Oft vernahm man auch ein dumpfes Rollen, besonders wenn Ostwind wehte und die Töne von jenseits herübertrug. Was aber eigentlich da vorging, das erfuhr man nicht, weil der Verkehr mit Caub, Lorch und den Rheinuferorten gehemmt war durch russische Pikets, die Niemanden zum Rheine hinab, noch vom Rheine herauf ließen. Das Einzige, was man vernahm, brachten die Schmuggler, denen die französischen Douaniers mehr aus dem Wege gingen als diese ihnen, und desto sicherer, je näher der Jahresschluß kam, stellte sich uns heraus, daß bedeutende Truppenmassen gegen den Rhein vorgeschoben wurden, und zwar um Caub herum, wo ohne Zweifel der Uebergang bewerkstelligt werden sollte. Man wollte den alten Feldmarschall Vorwärts selbst gesehen haben, als er die Gegend von Caub besichtigte, und dergleichen mehr. Ob es Sage oder Wahrheit gewesen, mußte dahingestellt bleiben.

Je näher aber nach allen diesen Zeichen der Zeitpunkt des Uebergangs heranrückte, um so gedrückter wurde die Stimmung auf dem linken Rheinufer; denn überall hatten die Franzosen die Saat der Angst und Sorge in die Gemüther gestreut. Man wußte ja nicht sicher, ob die Deutschen freundliche oder feindliche Absichten hegten; man trug sich mit allerlei Mährlein, unter denen eins Glauben fand. Die Franzosen, erzählte man sich, würden am „Kreuzsteine“ — einer Stelle etwas oberhalb Caub, von wo man Caub und die Pfalz im Rheine vollkommen beherrschte und mit geringer Anstrengung durch Geschütze das Schlagen einer Brücke verwehren oder doch außerordentlich erschweren konnte — eine Batterie aufführen, aber damit warten, bis man drüben Anstalten zum Schlagen einer Brücke machen würde. Man erzählte ferner, daß man oben auf dem Gebirge, Caub gegenüber, zwei Batterien auffahren würde, um Caub in Grund und Boden zu schießen, wenn es mit Truppen angefüllt sein würde. Man fügte hinzu, in Henschhausen, einem diesseitigen Dorfe, Caub gegenüber, das oben auf dem Gebirge lag, seien schon die Kanonen, und die Stellen für die Batterien seien bestimmt, auch alle Bewohner des Dorfes angewiesen, daran arbeiten zu helfen. In Bacharach selbst würden zu den dort sich noch befindenden Franzosen alle diejenigen rücken, welche noch in Simmern, Kirchberg und sonstwo auf dem Hunsrücken stünden.

Unwahrscheinliches hatten gerade diese Gerüchte nicht; aber das merkte man doch wohl, daß die Franzosen dem Rheinübergange der Deutschen keine Hindernisse bereiten würden. So wurde denn dieß Alles bald in Abrede gestellt, bald geglaubt, und die Nähe eines solchen Kampfes trug nicht wenig dazu bei, die Gemüther noch mehr zu drücken, die, durch die Franzosen veranlaßt, von den Deutschen nichts Anderes erwarteten als die feindseligste Behandlung.

Das waren auch im Aelternhause trübe Tage, die noch dadurch schwerer wurden, daß die vortreffliche Mutter schwer am Nervenfieber erkrankt war, — eine Krank-

heit, welche die Franzosen mitgebracht hatten, die unter ihnen wüthete und zahlreiche Opfer forderte.

Es darf hier eine Thatsache nicht verschwiegen werden, die einen gräßlichen Eindruck machte.

Wo nämlich nur Franzosen hinkamen, da verbreiteten sie einen eigenthümlichen, widerwärtigen Geruch, der allemal der Vorbote des Nervenfiebers, welches man auch Lazarethfieber nannte, gewesen ist. Ich rede hier aus einer reichen Erfahrung. Vielleicht war diese eigenthümliche, Abscheu erregende Athmosphäre eine Folge der Unreinlichkeit; denn den armen Soldaten blieb ja keine Zeit, ihre Leibwäsche zu wechseln, auch wenn sie so glücklich gewesen waren, ihre Habseligkeiten vor den Nachstellungen der langfingerigen Kosacken zu retten.

Eines Morgens, es war in der letzten Woche des Decembers 1813, trat unsere Magd unter den deutlichsten Zeichen des Schreckens herein und reichte meinem Vater ein gedrucktes Blatt mit den Worten: „das hat Jemand diese Nacht unter der Hausthüre herein gesteckt, darum hat auch der alte Philax so freventlichen Lärm gemacht. Uebrigens habe ich es nicht allein gefunden, alle Leute im Dorfe haben es auch."

Mein Vater griff rasch darnach. Unsre Augen begleiteten die seinen, die rasch über die Zeilen des Blattes hinflogen in gespannter Erwartung. Etwas Schlimmes war es aber nicht, das sahen wir an den sich erheiternden Zügen des Vaters. Als er es gelesen, legte er es langsam auf den Frühstückstisch und sagte laut: Gott Lob und Dank! Das ist das erste Zeichen einer glücklichen Zukunft. Die Franzosen haben uns belogen. Die Deutschen kommen als Brüder!

Diese Worte wirkten ungemein wohlthuend. Das Blatt wurde gelesen und wiedergelesen, und immer leichter wurden die Herzen, und ruhiger lernte man die Verhältnisse ertragen. Auch jene Mährlein vom Verwehren des Uebergangs durch die Franzosen erwiesen sich als solche, und es blieb nun nur noch eins übrig, nämlich das Haus mit Lebensmitteln zu versorgen, deren Verbrauch in der nächsten Zukunft sich als ein ungewöhnlich vermehrter ankündigte. Das wurde mit Umsicht besorgt, und zu dem Weine, der im Keller lag, gesellte sich ein anständiges Maß Branntwein, um das Lieblingsgetränke der Russen im Nothfalle nicht zu entbehren.

So rückte denn der Schluß des Jahres heran, und die Nachrichten drängten sich täglich, die alle darauf hinausliefen, daß Weisel, Nastätten und alle umliegenden Orte über Caub auf dem Gebirge mit Truppen angefüllt seien, daß die ehemals churpfälzische Landstraße von Caub zur Höhe von Weisel, die seit langen Jahren, vielleicht seit dem Zerfallen der pfälzischen Herrschaft, eine gründliche Herstellung nicht erlebt, mit großer Sorgfalt, aber in tiefster Stille in bester Weise hergestellt werde, daß aber selbst in Caub preußische Officiere, wenn auch in bürgerlicher Kleidung, sich hätten sehen lassen, um die Verhältnisse des Rheines bei der „Pfalz" oder dem „Pfalzgrafensteine" zu erkunden, daß man endlich die Tiefe des Fahrwassers, welches zwischen der Ostseite der „Pfalz" und dem nassauischen Ufer liegt, sorgfältig abgetieft und gemessen habe.

Auf dem „Hühnernäckelchen" *) wollte man, wie fest versichert wurde, den greisen Feldmarschall, dann wiederholt Generalstabsoffiziere gesehen haben, die lange dort verweilt und lebhaft sich unter einander besprochen hätten.

Daß diesem Gerede theilweise Wahrheit zu Grunde lag, ist außer Zweifel; aber ich betone stark: theilweise. So viel ist gewiß, Blücher war persönlich nicht in Caub, nicht an Ort und Stelle, aber daß man nicht auf's Gradewohl den Ort der Ueberbrückung des Stromes gewählt, daß man sich die möglichst genaueste Kenntniß der Stelle zu verschaffen suchte, besonders da der Rhein ziemlich angeschwollen war, liegt so nahe, daß ja das Gegentheil in Erstaunen hätte setzen müssen.

Von den Douaniers, welche in ihrem gemauerten Häuslein an der Anlandestelle der Cauber Fähre sich aufhielten, das in einer Höhe stand, die dem Blicke freie Umschau gestattete, und die diesen wichtigen Posten jetzt

*) Nack ist ein provinzieller Ausdruck für einen emporstehenden, jäh abschüssigen Felsen. Das Hühnernäckelchen ist eine Stelle an den oberhalb Caub liegenden Weinbergen, wo man auf dem isolirten Felsen Caub, die Pfalz und den Rhein bis Oberwesel und rheinaufwärts bis zum Kreuzsteine überblickt.

um Vieles stärker besetzt hielten als früher, erfuhr man nichts. Ihnen mußte unverbrüchliches Schweigen geboten worden sein. Ihr Lieutenant (sein Name war Emant) wohnte in unserm Dorfe. Er war als ein geriebener Mensch bekannt und von den Schmugglern gefürchtet, vom Volke nicht geliebt. In früheren Zeiten ließ ihm sein allerdings unruhiger Dienst doch wohl einmal einen Ruhetag bei seiner Familie und je und dann eine Nacht, sich durch Schlaf zu erholen; allein seit die französische Einquartierung sich verloren hatte, war er Tag und Nacht unterwegs und stets bis an die Zähne bewaffnet. Grade an dem „Douanenhäuschen am Cauber Fähr“ sah man ihn fast immer, und ein gutes Fernrohr in der Hand saß er am kleinen Lugfensterlein und beobachtete Alles, was irgend jenseits vorging, ließ auch alle Landende genau untersuchen, und es unterlag keinem Zweifel, daß die wunderbar wahrhaft ballenweise in's Land geschleuderte Ansprache Blüchers an die Bewohner des linken Rheinufers ihm viel zu schaffen machte.

Ihre Verbreitung setzte voraus, daß Hunderte von Händen bei der Vertheilung thätig waren in jener Nacht, und doch gelang es der sorgfältigsten Nachforschung nicht, auch nur die allergeringste Spur zu entdecken.

So stand's bei uns auf dem linken Ufer, als das Jahr rasch seinen letzten Stunden zueilte.

Die Sorge um die nächsten großen, sicher zu erwartenden Begebenheiten traten in unserm Familienkreise mehr und mehr zurück, und jene, welche den engsten Familienkreis berührten, in erhöhtem Grade auf. Der theuren Mutter Krankheit nahm an Heftigkeit und Gefahr stündlich zu. Der Arzt, der fast dreißig Jahre Hausarzt gewesen war und dadurch in voller Wahrheit Freund der Familie, der israelitische Doctor Wolff, wohnte in Bacharach, wo auch die Apotheke war. Er kam täglich, um am Krankenbette der theuern Mutter seine Beobachtungen zu machen, und wir konnten, ohne angstvolle Fragen nöthig zu haben, an seinem Gesichte wahrnehmen, wie er die Kranke gefunden.

Leider wurden die Züge des uns theuren Mannes immer ernster, besorgter. Die Boten zur Apotheke unterhielten mit Bacharach eine stete Verbindung. Da hatten wir denn Kanäle genug, um das zu erfahren, womit man sich unmittelbar am Ufer trug.

Auch der Doctor sah mit Sorgen den nächsten Stunden entgegen. Er bestätigte die Nachricht, daß der Uebergang der schlesischen Armee unter Blüchers Befehl bei Caub in der Neujahrsnacht stattfinden würde. Unter den noch in Bacharach weilenden französischen Soldaten, die etwa zweihundert Mann stark sein mochten, und den Douaniers, sagte er, bemerke man ein heimliches „Getutschel“, wie man das heimliche Flüstern bezeichnet, und er setzte hinzu, die Franzosen stünden vollständig auf dem »Qui vive«, ihre Tornister seien gepackt, und — seit einigen Nächten entkleideten sie sich nicht mehr ganz, wenn sie sich zur Ruhe legten.

Unsre schweren häuslichen Sorgen milderten sich bald. Es trat eine Entscheidung im Befinden der theuern Mutter ein, und es war eine Entscheidung zum Bessern. Unser Glück, unsre Freude war unbeschreiblich, und wenn wir dem Herrn dankten, der in seiner Gnade unsrer Herzen Bürde erleichtert hatte, so schlich sich auch die Bitte ein: er möge uns auch über die schweren Stunden glücklich hinaushelfen, die uns drohten, denen wir aber nun getrost entgegengehen konnten.

In der Dämmerstunde des Abends vor Neujahr trat ein Mann in unser Haus, den wir anfänglich nicht erkannten, der sich uns aber bald als der Douanier Bauer zu erkennen gab. Er wohnte in unserm Dorfe, war ein Elsässer und ein braver, friedlicher Mann. Er kam schweren Herzens, um Abschied zu nehmen.

Wir müssen fort, sagte er schluchzend, denn in dieser Nacht gehen die Deutschen bei Caub über den Rhein. Unser Sammelplatz ist bei „Wildburgshäuschen“ im Soon. Von dort — wer weiß, wohin uns unsere Marschbefehle, die wir noch gar nicht kennen, lenken? Ich muß meine Frau und meine Tochter schutzlos hier zurücklassen. Zwar fürchte ich keine feindselige Stellung der Ortsbewohner gegen sie; die Leute waren uns immer freundlich; aber es kommen fremde Truppen, — wer wird sich der Verlassenen annehmen? — Der Mann weinte laut.

Ich, sagte mein Vater, mit der Festig-

keit und Entschiedenheit, die ihm bei allen seinen Handlungen eigen war. Sagen Sie ihnen, daß sie noch in dieser Nacht alle ihre Habe in mein Haus bringen. Unsre Magd soll ihnen helfen. Sie sollen behandelt werden wie die Glieder meines Hauses.

Da beugte sich der Mann auf seine Hand, benetzte sie mit seinen Thränen und küßte sie. Vergelte es Ihnen und den Ihrigen der liebe Gott, sagte er mit einer von Thränen erstickten Stimme, was Sie an armen Verlassenen thun! Leben Sie wohl! Gott segne Sie! Mit diesen Worten stürzte der tieferschütterte Mann fort, um den beiden Frauen die frohe Botschaft zu verkündigen und ihnen ihre Habseligkeiten nach unserer Wohnung bringen zu helfen. Das war bald geschehen; dann erfolgte eine jedes Herz erschütternde Trennung, und er eilte hinaus in das Dunkel der Nacht, um auf wohlbekannten Gebirgspfaden dem Sammelplatze zuzuwandern. Seine Frau und Tochter blieben bis in den Februar 1814 bei uns, wo sie dann sich auf den Weg nach Straßburg machten, wohin sie ihr Gatte und Vater bestellt hatte.

Uns aber waren die beiden treuen Menschen in der Zeit kriegerischer Drangsale, die nun folgten, ein wahrer Segen.

2.

Caub war ein historisch bedeutsamer Ort, als noch Gutenfels droben auf des Berges Höhe eine feste Burg war. Kriegestürme vergangener Tage hatten die beiden Burgen Gutenfels und den Pfalzgrafenstein im Rheine nicht nur im Laufe der Jahrhunderte oft und heftig umbraust, auch in Betracht des Rheinübergangs hatte die Stelle ein geschichtliches Erbrecht, das nicht ohne Bedeutung gewesen zu sein scheint, als hier über den Rhein zu gehen im Kriegsrathe der Alliirten und ihrer Heerführer beschlossen wurde.

An dieser Stelle war im März des Jahres 1793 das preußische Heer gegen Frankreich über den Rhein gegangen. Das fiel in die Wagschaale. Uebrigens konnte nicht leicht ein Punkt dazu geeigneter sein, wenn nämlich vom linken Ufer kein Feind den Uebergang wehrte, wozu, wie ich schon erwähnt, eine hinreichende und sichere Gelegenheit sich dargeboten hätte. Die „Pfalz“ bot der Brücke einen sichern Halt gegen die Macht der Strömung, wenn nur einmal die Gewalt des Fahrwassers zwischen dem rechten Ufer und den Felsen, welche die Grundlage der „Pfalz“ bilden, gebrochen und überwältigt war. Der Stromarm zwischen diesen Felsen und dem jäh aufsteigenden linken Ufer war leichter zu überbrücken, da dort noch einmal eine Felsengruppe Halt bot, und weil überhaupt die Heftigkeit der Strömung bei weitem nicht so groß war als am rechten Ufer, wo die ganze Fülle des Fahrwassers im tiefen Bette lag.

Hierher hatten sich die Blicke Blüchers gerichtet.

Zwar war er bestrebt gewesen, durch äußere Ruhe und Hingabe an heitere Zerstreuungen die Franzosen zu täuschen, und meinte, es sei ihm gelungen; allein ich habe die Thatsache ausgesprochen, daß die Franzosen genau wußten, wie es im Hauptquartier und im Kriegsrathe stand. Die Rathlosigkeit und Verwirrung in Paris, im Kopfe Napoleons, der vor lauter Plänen zu keinem entschiedenen Handeln kommen konnte, waren die besten Bundesgenossen des alten stürmischen Husaren, sie arbeiteten ihm in die Hände, wie es nur der beste Freund hätte thun können.

Blücher hatte seine Streitkräfte, wie wenn sie Winterquartiere beziehen sollten, so vertheilt, daß er sie leicht und auch ziemlich schnell auf dem Punkte sammeln konnte, wo er sie hinüberführen wollte, nämlich in Caub.

In Caub selbst wußten nur Wenige darum. Unter diesen Wenigen war der ehrenwerthe Pfarrer der evangelischen Gemeinde, Ahles, mit dem mein Vater in einer freundlichen Verbindung stand, und der in den nachfolgenden Darstellungen meine Quelle ist, wie in Bezug auf das, was in und um das Dorf Weisel geschah, der dortige Pfarrer und Decanatsverweser Stifft. Beide Männer sind längst zu den Vätern versammelt. Der Erstere, in seine badische Heimath zurückberufen, ertrank in den hochangeschwollenen Wellen des Neckar; der Zweite starb als Decan in Dillenburg.

Gegen das Ende des Jahres 1813 bezogen preußische Soldaten in größerer

oder geringerer Zahl Quartiere in den Dörfern und Städtchen auf der Höhe des Gebirges gegen das nassauische Rheinufer hin. Das fiel im Grunde Niemanden auf. Indessen vermehrte sich ihre Zahl nach und nach auffallend, besonders in dem Dorfe Weisel, wo insbesondere Russen ankamen, die in dem Walde Bäume fällten und mit kundigen Händen das Holz derselben zu schneiden und zu zimmern begannen. Anfangs begriff man nicht, was sie eigentlich beabsichtigten, bis man erkannte, daß sie Schiffsgestelle daraus arbeiteten mit starken, mächtigen Rippen, die nur der äußeren Bekleidung bedurften, um als Schiffe in die Fluth eingelassen zu werden.

Ungeheuere Theerkessel wurden alsdann über hochlodernden Feuern aufgehängt, und wenn der qualmende Inhalt die nöthige Flüssigkeit gewonnen hatte, wurden die großen Theerpinsel eingetaucht und die Schiffsgestelle bestrichen und wieder bestrichen, bis sie den kundigen Gesellen genügten. Um diese Zeit langten lange Züge von befrachteten Wagen in der Nähe des Dorfes an. Sie trugen mächtige Rollen eines dicken und sehr starken Segeltuches von äußerst dauerhafter Art. Das Segeltuch wurde ebenfalls getheert und wieder getheert und dann recht stramm auf die Schiffsrippen aufgenagelt, wieder mehrmals mit Theer getränkt und überzogen. Auf diese erste, getheerte Segeltuchlage wurde eine zweite aufgetragen nach derselben Behandlungsart und auf diese eine dritte in gleicher Weise. Dadurch, daß die zweite Auflage noch theerfeucht auf die erste aufgelegt wurde und die dritte auf die zweite in gleicher Weise, und jede dann noch einmal bestrichen wurde, bildeten alle drei eine dichte, undurchdringliche Masse, widerstandsfähig für jede Feuchtigkeit, dauerhaft wie Metall, und doch gegen dieses leicht und unendlich billiger, besonders auch dadurch, daß sie der Armee nicht nachgeführt werden mußten wie die kupfernen Brückenschiffe, die den Train einer Armee auf eine so unbequeme Art vermehrten.

Die aber, welche diese Brückenschiffe mit ebensoviel Kunst, Geschick und Schnelligkeit herstellten, waren furchtbare Gestalten, in Schafpelzen eingehüllt, die ebenso reich betheert waren wie das Segeltuch der eigenthümlichen Pontons, mit verworrenem Haare, auf dem eine zuckerhutähnliche, ziemlich hohe Mütze aus Schafspelz saß, gräulichen Bärten und noch gräulicherem Ansehen und Aussehen. Um den Schafspelz, der über ähnlichen Beinkleidern getragen wurde, war ein Gürtel angelegt, in dem ein langes Messer in seiner Scheide, das mächtige Beil und zwei Pistolen befestigt waren. Hoch am Beine heraufgehende Juchtenstiefel vollendeten den Anzug und schlossen nach unten eine Erscheinung ab, die kaum etwas Menschliches hatte, wohl aber des Erschreckenden in Hülle und Fülle. Es war bei ihnen, wie der allemannische Dichter Hebel sagt: „Es schuckert mi, wenn Einer lacht." Und davon gab die Weiseler Bevölkerung Zeugniß.

Uebrigens waren diese „Schreckbilder" der Weiseler Kinder und Frauen äußerst gutmüthige, verträgliche Bursche, mit denen die Weiseler Bauern bald in ein sehr friedliches und freundliches Verhältniß traten, nachdem eben nur der erste Schrecken und Abscheu überwunden war, dessen man sich nicht entschlagen konnte.

In den Anfängen ihrer Thätigkeit hielten sie scharf darauf, daß sie keine Zuschauer bekamen, und ein Kreis von Wachen hielt jeden sich Annähernden zurück; später und namentlich in den letzten Tagen der Vollendung ihres Werkes fiel jede Vorsicht weg, weil man sie nicht mehr für nothwendig hielt, und der Endzeitpunct nahe herbeigekommen war.

Immer dichter rückten um diese Zeit des sinkenden Jahres die Truppenmassen auf dem Gebirge zusammen. Es war die Vorhut des Blücher'schen Heeres, welche der General von Hühnerbein befehligte. Je mehr diese dem Rhein sich näherte, desto mehr rückten Langerons Russen und die Hauptmacht des Blücher'schen Armeetheils, der aus Preußen bestand, vor, um in die Nähe des Uebergangspunctes zu kommen und rechtzeitig zur Hand zu sein.

In Caub selbst war bereits ein Major mit einer Abtheilung Preußen in aller Stille eingerückt und stellte sich als Besatzung dar. Es war der Major von Klücks, ein ungemein gewandter, thätiger

Mann, der alle Hände voll zu thun hatte, der es aber auch verstand, mit Beihülfe des Pfarrers Ahles und des Stadtvorstehers Heiderich die rechten Leute zu finden, um mit dem linken Ufer in steter Verbindung zu bleiben, wozu die Schiffer Eidam, Vater und Söhne, aus Bacharach vorzugsweise thatkräftige Mittelspersonen bildeten. Franzosenfeinde waren sie aus dem Fundamente, und die Schule des langjährigen Rheinschmuggels hatte sie zu gewandten und schlauen, zugleich überall kundigen Trägern geheimer Aufträge gemacht, die jene Eigenschaften mit männlichem Muthe und der nöthigen Ausdauer und Treue vereinigten.

Dadurch blieb von Klücks in der genauesten Bekanntschaft mit den Verhältnissen am französischen Ufer, und er konnte, ohne zu prahlen, einst zu Pfarrer Ahles sagen: „Ich kenne die geheimsten Gedanken des Feindes, denn ich habe ihn umgarnt von allen Seiten.“

Und dennoch blieb es in der großen Mehrzahl den Caubern unbekannt, was an ihrem Ufer, an der alten „Pfalz“, sich ereignen sollte, da die Verbindung mit der Höhe von Weisel sehr erschwert war. Als aber die alte churpfälzische Bergstraße hergestellt wurde, fiel ein scharfer Lichtstrahl in dieses Dunkel. In Caub selbst, zumal schier aller Verkehr mit dem linken Ufer aufgehört hatte, war der Major im Allgemeinen vollkommen sicher vor Verrath; nur ein Mann flößte Mißtrauen ein. Er war von Geburt ein Franzose und ein geriebener Mensch. Der wurde scharf beobachtet; allein der Erfolg zeigte, daß man dem Manne Unrecht gethan.

Er war ein Haupthelfershelfer der jenseitigen Schmuggler, und schon dieser eine Grund wäre hinreichend gewesen, die Zweifel und den Verdacht zu entfernen. Bei dem Uebergange wurde er, und freiwillig erbot er sich dazu, — der Führer der über das Gebirge vorrückenden Vorhut, weil er aller Pfade und Schliche im jenseitigen Gebirge kundiger war als einer, und dieß war — in dunkler Nacht um so wichtiger, als überall gefahrdrohende Abhänge und verlassene, alte Schieferbrüche die größte Aufmerksamkeit und genaueste Ortskenntniß erheischten. War doch zwei Jahre vorher gerade in derselben Nacht, der des Jahreswechsels, selbst eine Bacharacher Schmugglerbande durch ein unglückseliges Mißverständniß über eine fast achtzig Fuß hohe Felswand herabgestürzt, und hatte dieses Ereigniß schwere, blutige Opfer von den Schmugglern gefordert.

In Caub selbst hatte man sich, wie es immer in der Nähe des strengen Winters zu geschehen pflegt, dadurch vor Schaden zu schützen gesucht, daß man die Kähne auf's Trockene zog und sie in Aussicht etwa kommenden Hochwassers „angemehrt“, wie sich der Schiffer ausdrückt, oder angeschlossen hatte an sichere Ketten.

Den Bewohnern des Städtchens zeigte ein zweites Ereigniß, daß etwas im Gange sei, dessen Bedeutung weiter hinausreiche als etwa eine stärkere Besetzung der Stadt.

Es war dieß eine obrigkeitliche Bekanntmachung, welche den Bürgern gebot, sich mit einem mehr als gewöhnlichen Vorrath von Lebensmitteln zu versorgen. Schon am 30. December fiel der Schleier vollends. Jeder Verkehr mit dem jenseitigen Ufer war gleichzeitig mit der Verproviantirungsmahnung auf's Strengste verboten worden. Daß es nun ernst werde mit einem Uebergange bei der „Pfalz“, war Allen klar, die noch eine Erinnerung an den früheren Rheinübergang der Preußen an dieser Stelle bewahrt hatten.

An diesem Tage schon rückten Truppen ein, die zur Vorhut der Blücher'schen Armee gehörten, unter ihnen eine Abtheilung von Lützows „wilder, verwegener Jagd“. Die Häuser des Städtchens waren schon voll, aber es wurde eine Geräuschlosigkeit beobachtet, die drüben den Douanenposten kaum etwas argwöhnen ließ.

Anders wurde es am 31. December. Der scharfe Ostwind trug das Waffengeräusch zu den Ohren der bebenden Grenzwächter. Dieß wurde immer stärker. Dazu gesellte sich ein eigenthümlicher, dumpfer Klang, den die Wagen verursachten, welche die Brückenschiffe trugen. In ihrer Begleitung und Ueberwachung waren jene schrecklichen Gestalten der russischen Brückenmacher, die ich bereits zu schildern versucht, und die nicht wenig dazu beitrugen, die Aufregung der Gemüther der braven Cauber zu vermehren.

Immer neue Truppenmassen folgten den Brückenwagen, und oft mußte die dichtgedrängte, die ganze Breite der alten pfälzischen Amtsstraße einnehmende Mannschaft Halt machen, weil es in den engen Straßen des Städtchens „sich stopfte". Selbst dem von seinem Generalstabe begleiteten alten „Marschall Vorwärts", den die Soldaten schweigend begrüßen mußten, als er um vier Uhr mit der nahenden Dunkelheit die Straße herabritt, wurde es schwer, durchzukommen.

„Freundliche Worte rief der von Allen geliebte und verehrte Kriegsheld halblaut seinen Soldaten zu, Mahnungen zur Ausdauer, gewürzt mit lachendem Scherze. Er ritt auf seinem schönen Braunen von ächter Mecklenburger Art, einfach in einen grauen Soldatenmantel gehüllt, die bekannte blaue, roth geränderte Feldmütze auf dem reichen grauen Haare und die kurze dampfende Pfeife im Munde, in die Stadt ein und nahm sein Quartier (nicht im ehemaligen Amthause, wie anderwärts gesagt wird, sondern) in der Wohnung der Familie Kilp in der Stadt, in einem hinlänglich Raum bietenden Gebäude, wo die einst weitberühmte Kilp'sche Weinhandlung bestanden."

Dieß sind die Worte eines wohlunterrichteten Caubers, der auf einer weiten Strecke den Feldmarschall beobachtete.

„Er saß behaglich in dem großen Zimmer des zweiten Geschosses, so erzählte die alte Frau Kilp, in einem bequemen Lehnstuhle, den ich ihm hatte hinsetzen lassen, schmauchte seine Pfeife und ließ sich den feinen Cauber bester Art vom Kometenjahre 1811, den er mit lustigen Worten hochbelobte, schmecken, besprach sich mit seinen Offizieren, besonders dem Generale von Hübnerbein und dem Majore von Klücks, der ihm getreu die Kunde mittheilte, welche seine Spione, die bis gen Simmern den Hunsrücken und das Rheinische Gebirge ausgekundschaftet hatten, berichtet, und sagte dann, als dieß beendet und zu seiner Zufriedenheit ausgefallen war: Ich habe Hunger, und Ihnen, meine Herren, wird es nicht besser gehen. Wir müssen uns auch nach dieser Seite hin rüsten!"

Das Mahl wurde nun aufgetragen, und dann verließ Blücher mit dem Major von Klücks und dem General von Hübnerbein das Haus.

Draußen auf den Straßen und bis hinab unter Caub und hinauf am Rheine bis zu dem dicken Thurme, der Pfalz gegenüber, standen die Truppen Kopf an Kopf, eng gedrängt, daß fast an ein Durchkommen nicht zu denken war. Es war verboten worden, daß in dem ganzen Städtchen an der Vorderseite der Häuser auch nur ein Licht angezündet werden oder brennen dürfe. Und die Sylvesternacht war schwarzdunkel, der Himmel mit dickem Gewölke bedeckt, die Luft aber mild für diese Zeit des Jahres. Man konnte im Freien sein, ohne daß man fror.

Die drei Männer fanden endlich soweit Raum, daß sie an die Stelle gelangen konnten, wo von der schmalen Straße eine breite Treppe zum Kirchplatze führt, — links zur Kirche, rechts zur Pfarrwohnung. Dorthin wendete sich Blücher mit seinen beiden Begleitern.

Der Pfarrer Ahles war durch den Major von Klücks bereits unterrichtet, wie denn dieser durch den Gemeindediener alle Schiffer des Städtchens in die evangelische Kirche hatte um sechs Uhr einladen lassen.

Es war um diese Zeit, als die Dreie in das Pfarrhaus traten.

Ahles war ein feiner und gewandter Mann. Er begrüßte den Feldmarschall ehrerbietigst, der ihm in soldatischer Einfachheit die Hand reichte.

Sind die Leute in der Kirche? fragte er dann, und als der Pfarrer das bejahte, sagte er; so lassen Sie uns zu ihnen gehen.

Pfarrer Ahles war in seinem Ornate, wie es der Major gewünscht hatte.

Als die vier Männer in das todtstille Gotteshaus traten, standen die Schiffer der Stadt alle im Schiffe der Kirche voll ängstlicher Erwartung, was da kommen sollte.

Die Kirche war matt erleuchtet, doch so, daß man die Gesichter gegenseitig genau sehen konnte.

Die vier Männer traten an den Altar, zu dessen Rechten der alte Blücher mit dem entblößten, schneeweißen Haare stand und sich auf seinen Säbel stützte, während

der Pfarrer Ahles vor den Altar trat und ein ergreifendes und erhebendes Gebet sprach, dann aber in eine Rede überging, in der er sich an die Schiffer wandte, von der treuen Hülfe ihrer Väter sprach, als vor zwanzig Jahren Preußens König sein Heer hier über den Rhein geführt habe; jetzt, fuhr er fort, sei es wieder ein preußisches Heer, das hier von seinem geliebten Führer hinübergeführt werden solle, um deutsches Land und Volk wieder dem Vaterlande zurückzugeben, aber auch die Macht dessen zu brechen, der mit eiserner Faust Deutschland bisher in Knechtschaft gehalten. Bis hierher habe der Herr den Sieg verliehen, er werde gewiß ihn auch weiter den deutschen Waffen verleihen. Dazu aber seien sie, die Schiffer von Caub, berufen, die Streiter für des Vaterlands Rettung mit ihren Kähnen überzusetzen, bis die Brücke vollendet sein werde. Mit einer ergreifenden Ermahnung zur Hingebung, Tapferkeit und Treue schloß er seine Rede, die eine tiefergreifende Wirkung hervorbrachte.

Jetzt ergriff der greise Held mit der Jünglingsfrische das Wort und legte den Schiffern den Plan des Rheinübergangs vor; er sprach es aus, daß kein Feind drüben stehe, also für sie, die Familienväter, keine Gefahr drohe, wohl aber der Ruhm und die Ehre zu erreichen sei, beigetragen zu haben zu einem großen, herrlichen Werke. Ob sie das treu, fest, tapfer und ehrlich wollten? fragte er dann, und als Alle wie mit einem Munde ihr Ja gesprochen, forderte er sie auf, den alliirten Monarchen Treue zu schwören zu diesem Werke.

Die Schiffer leisteten voll innerer Freudigkeit den Eid.

Als das geschehen war, gab der greise Held ihnen die Anleitung, wie er den Uebergang der Vorhut geleitet wünschte, ließ die Schiffer sich in Abtheilungen ordnen und alte, erfahrene Männer aus ihrer Mitte zu Führern wählen und bat sie dann, mit dem Major von Klücks hier in der Kirche zu weilen, bis die Stunde des Handelns da sei, damit nicht das Geringste von dem Vorhaben verlaute.

Blücher, Hühnerbein und der Pfarrer verließen nun die Kirche, welche der Major von Innen abschloß.

An der Treppe, welche hinab auf die Straße zum Kilp'schen Hause führt, dankte Blücher dem Pfarrer warm und ehrlich und trat dann den Rückweg zu seiner Wohnung an, die dadurch kenntlich war, daß sie eben alleine von allen in der Stadt erleuchtet war.

Wieder galt es, sich durch die lautlos, eng aneinandergeschlossen die Straße füllenden Soldaten durchzuwinden. Freundlich Alle anredend, erkannten sie ihn schnell, und enger drückten sie sich zusammen, dem geliebten Heldengreise, ihrem „Vater Blücher", Raum zu geben.

Habt noch ein Endchen Geduld, meine Kinder, hörte man ihn zu den Soldaten sagen, dann geht's los. Ich führe Euch über den Rhein, und in Paris wollen wir ausruhen von unserer Arbeit! Wie gerne hätten sie durch ein begeistertes Hurrah! ihm geantwortet! —

Eine Nacht, lichtlos und schwarz, lag auf dem Rheine, den Bergen, und den Tausenden, die, Gewehr bei'm Fuß, überall standen, wo eben nur Raum war zum Stehen. Tiefes Schweigen war geboten. Kein Licht bezeichnete die Stadt oder beleuchtete den Raum umher. Und immer neue Truppenmassen rückten von der Weiseler Höhe in's tiefdunkle Thal, wo doch so wenig Raum war, daß man heute kaum begreift, wo die Männer gestanden, die bis zum grauenden Tage des 1. Jänners 1814 in den Kähnen auf's linke Ufer übergesetzt und über die vollendete Brücke hinübergeschritten waren.

Die Russen hatten ihre Brückenschiffe abgeladen, geordnet und hergerichtet, daß es eben nur des Befehles, sie in die Fluth zu lassen, bedurfte. Die Bohlen, die Schiffe zu decken, daß man darüber schreiten könne, standen zur Hand und Jeder an seinem Posten.

Man sollte denken, alle diese Vorbereitungen hätten ohne gewaltiges Geräusche nicht stattfinden können, und doch erzählten Leute von Henschhausen, dem Dorfe, das Caub gegenüber auf der Höhe des Gebirges liegt, sie seien bis auf die Kante des Gebirges gekommen, weil man ja gewußt, daß die Deutschen dort übergehen würden, um sich die Sache anzusehen. Da man aber außer dem gewöhnlichen Geräusche

der Brandung des Rheines an den Felsen kaum ein erhebliches Geräusche bei der „Pfalz“ vernommen, auch Alles in Caub so dunkel und todtstille gewesen, so seien Viele wieder nach dem Dorfe zurückgegangen, in der Meinung, es sei eine Unwahrheit gewesen, daß hier eine Armee übergehen solle, eine Unwahrheit, die man ihnen als Bären aufgebunden habe.

Der Major von Klücks hatte dem Franzosen, von dem ich eben geredet, dem man eben nicht traute, und der sich zum Führer der Vorhut angeboten, um den Verdacht von sich abzuwälzen, der ihn drückte, und der leicht gefährlich für ihn werden konnte, Hausarrest und eine Wache gegeben.

Blücher war kaum wieder in sein Quartier zurückgekehrt, als er sich ihn holen ließ. Der Mann hieß: Warroquier, war seines Zunftzeichens ein Schneider, aber ganz gegen die Ordnung seiner Zunft ein großer, ziemlich stattlicher Mann.

Es mochte ihm, als er vor den berühmten, aber kurz angebundenen Feldmarschall trat, nicht ganz geheuer sein; dennoch — was ich hier erzähle, habe ich aus dem Munde des Mannes selbst — sammelte er sich.

Blücher zog die buschigen Augenbrauen tief herab, maß ihn mit scharfem, durchdringendem Blicke und fragte französisch: wie er heiße?

Ich bin in Deutschland geboren, ein Deutscher, sagte er fest, und gebrauchte seine Muttersprache nicht zur Antwort; dann nannte er seinen Namen, der allerdings französisch war.

Ob er damit, daß er Blücher sagte, er sei in Deutschland geboren und von Herzen ein Deutscher, so ganz und gar die Wahrheit gesagt, weiß ich nicht. Sei dem, wie ihm wolle, er hatte sich damit einen Stein in's Brett gesetzt, obgleich der alte Feldherr mit seinem Zutrauen nicht um sich warf wie gelegentlich mit Schimpfwörtern und Flüchen auf die „Federfuchser“, wie er die Diplomaten nannte, die Alles verpfuschten, was der Soldat mit seinem Blute errungen.

Blücher wurde freundlicher. Weißt Du, fuhr er fort, daß es gar kein Scherz ist, die Vorhut zu führen? Zeigt sich irgend ein Verdacht gegen Deine Treue, so ist die erste Kugel für Dich. — Verstanden?

Der Mann verbeugte sich stumm und war da ein Weniges bleicher. Dann erbat er sich die nöthigen Weisungen, soweit er sie wissen dürfe.

Blücher winkte ihm zu einer auf dem Tische liegenden Karte.

Na, sagte er, Du sollst die Vorhut über Henschhausen, die Vogels- oder Vogtswiese, die Wolsel oder Wolfshöhle in das Steeger Thal hinabführen, damit sie die 200 Franzosen, die noch in Bacharach stehen sollen, gefangen nehme. Bei dem „Holzthorthurm“ von Bacharach müßt Ihr herabkommen. Weißt Du den Weg genau? *)

Ich kenne ihn genau, erwiederte der Schneider, der aber, ganz nahe stehend, kaum den Blick Blüchers ertragen konnte.

Na, dann ist's gut, und es wird von Dir und Deiner Treue abhängen, ob Du mit heiler Haut Deine Stadt wiedersiehst, sagte der alte Herr.

Warroquier wollte sich entfernen, aber ein Adjutant trat vor und führte ihn hinaus, wo ihn ein Corporal und zwei Mann hinab in den Hof des Kilp'schen Hauses führten. Dort mußte er, wohlbewacht, weilen, bis die Stunde schlug, auf die der Feldmarschall Alles festgestellt.

Ungeduld war in Aller Herzen, und das ruhige Stehen war dem Soldaten qualvoll. Dabei durften sie nicht einmal eine Pfeife rauchen, weil das Feuerschlagen mit Stahl und Stein strenge untersagt war.

Ein alter Schlesier, welcher mit einem Zuge noch am 1. Januar in meinem Vaterhause sich erquickte, da er keine Zeit gehabt, seinen Hunger in Bacharach zu stillen, weil er das Gebirge durchstreifen sollte, sagte zu meinem Vater: Na, Herr Prediger, das sage ich Ihnen, und Sie können es mir glauben, das Stehen gestern Abend in dem Neste da drüben, das war das Schlimmste, was ich seit der Schlacht von Leipzig ertragen habe. Und nicht einmal rauchen, Herr Prediger! — Na, es

*) Er war, während er sprach, mit dem Zeigefinger dem Wege nachgefahren auf der Spezialkarte, den er genannt, und sah dabei den Schneider scharf an.

war mehr als dämelig, es war schrecklich! —

Die Hoffnung, aus diesem Zustande befreit zu werden, regte indessen ihre Schwingen wieder, als gegen neun Uhr Abends der Major von Klücks mit den Schiffern aus der Kirche trat und so stille als möglich mit ihnen dem Gottesacker und anderen freien Plätzen zuschritt, wo sie ihre Kähne in Sicherheit gebracht vor Eisgang und Hochwasser. Eine Compagnie schlesischer Landwehr wurde commandirt, hülfreich zur Hand zu sein.

Da Hülfe genug vorhanden war, so wurden die Kähne durch die Glieder der aufgestellten Bataillone getragen mit möglichst wenigem Geräusche; man setzte sie „vor dem Zolle" in's Wasser, besorgte Riemen, Handsteuerruder und Hacken und bereitete Alles vor. Dann setzten sich die Schiffer je dreie in den Kahn, einer zum Steuern und zweie zum Rudern, und harrten der Stunde der Einschiffung, während sie ihr Ohr nicht ohne ängstliche Sorge neigten, zu horchen, ob nicht von drüben herüber ein Schall getragen würde, der Besorgniß erwecken könnte.

Hätten sie es genau gewußt, wie es auf dem linken Ufer stand, alle diese Besorgnisse wären geschwunden.

Das Douanierhäuschen, Caub gegenüber, war von seinen Insassen bereits seit 6 Uhr Abends verlassen, da alle Douaniers um diese Zeit und wohl, wenn sie weiter vom Rheine wohnten, etwas später abgezogen waren, wie ich bereits von der zweiten Linie, der „schwarzen Brigade", erzählt habe.

Wenn bei'm ersten Landen der Kähne mit Soldaten ein oder mehrere Schüsse sollen gefallen sein, was aber wieder vielfach von sichern Gewährsleuten, nämlich den Wenigen der alten Schiffer und Steuerleute, welche noch thätig mitgewirkt, in Abrede gestellt wird, so kann es nur von einem Vorposten der in Bacharach noch anwesenden Franzosen geschehen sein, — wenn nicht im Uebermaße der Freude, das jenseitige, in ihren Augen französische Ufer betreten zu haben, einer der Preußen sein Gewehr abschoß, während die andern in ein stürmisches „Hurrah"! ausbrachen, das ebenso stürmisch vom jenseitigen Ufer beantwortet wurde. Es ist das Letztere um so glaublicher, als die entfliehenden oder eiligst sich gen Bacharach zurückziehenden Franzosen Niemand verfolgte, was um so nothwendiger gewesen wäre, weil dieses Piket eher das Städtchen erreichen mußte, als die von Warroquier über das Gebirge geführte Vorhut den „Holzthorthurm" erreichen konnte, also durch dieses Nichtverfolgen die Gefangennehmung der 200 Franzosen vereitelt werden konnte, die doch eigentlich der Zweck der mühsamen und gefährlichen Bergwanderung im Rabenschwarzdunkel der Nacht gewesen.

Auch andere, sichere und festgestellte Umstände sprechen auf's Entschiedenste gegen die Anwesenheit einer Feldwache, Caub gegenüber.

Schon seit dem einbrechenden Abende des 31. Decembers 1813 waren die noch in Bacharach stehenden Franzosen marschfertig und standen auf „dem Sprunge", wie der Rheinländer sagt. An jedem Fenster Bacharachs, welches auf die Straße ging, mußte, so war es befohlen von den das Bataillon befehligenden Offizieren, ein brennendes Licht stehen, also daß es auf den Straßen fast taghelle war.

Patrouillen wurden ausgesendet bis zum Kreuzsteine, die stets den Offizieren rapportiren mußten.

So stille es aber auch in Caub herging, so war doch über das Wasser herüber jedes Geräusch vernehmbar. Man hörte das Rollen der Wagen, welche die Brückenschiffe herbeibrachten; man vernahm das Abladen derselben, den Schritt der in geschlossenen Gliedern anrückenden Truppen auf's Genaueste, und als gegen 10 Uhr in der Sylvesternacht diese Einzelumstände dem Commandirenden von Bacharach gemeldet wurden, befahl er den Wagen, die das Gepäcke gen Simmern führen sollten, ihren Weg anzutreten in Begleitung von etwa vierzig Soldaten und einem Lieutenant.

Nun gingen die Corporäle durch die Straßen und gaben den in den Häusern harrenden Soldaten das verabredete Zeichen durch ein leises, dreimaliges Klopfen an eine Fensterscheibe. Bald waren die auf dem Markte sich sammelnden Soldaten gezählt, und, „als kein theures Haupt

fehlte", marschirten sie leise ab. Es mochte nun die eilfte Stunde der Nacht sein, als sie stille und lautlos durch das Holzthor gegen Nauheim sich entfernten, dort links umbogen und die, wenn auch in übelm Zustande sich befindende, altpfälzische Oberamtsstraße einschlugen, welche an der Burg Stahleck vorüber sich über Rheinböllen gegen Simmern wendet.

Es ergibt sich aus diesen zweifellos festgestellten Thatsachen, daß weder eine französische Feldwache oder Vorposten zur Zeit des Uebergangs mehr bei Caub stehen konnte, noch der sehr anzuzweifelnde Schuß von einem Douanier konnte losgebrannt sein. Fiel er wirklich, — und ich wiederhole nochmals, daß er zweifelhaft ist — so kann er nur aus einem preußischen Gewehre gekommen sein.

Der alte Feldmarschall saß derweile im Kilp'schen Hause im Kreise seiner Stabsoffiziere, schmauchte vergnüglich seinen „Stummel" und leerte manch' Gläslein Cauber Kometenweins, der ihm, wie er wiederholt versicherte, „baß mundete". Die alte Frau Kilp hörte aus seinem Munde die Worte: „Schade, daß so ein Tröpflein nicht in Grüneberg wächst!" worauf er herzlich lachte.

Sehr oft sah er nach der Uhr.

Endlich stand er auf, schnallte seinen Säbel um seinen Oberrock, setzte die Feldmütze auf das noch reiche, graue Haar und sagte: „Meine Herren, die Stunde ist da! „Lassen Sie uns in Gottes Namen aufbrechen!"

Unten auf der Straße hielten die Pferde. Als der Feldmarschall vor dem alten Stadtthore ankam, rief er mit seiner gewaltigen Stimme, die man bei der beobachteten Stille am breiten Ufer bis hinauf zum dicken Thurme vernahm: „Vorwärts, meine Kinder! Mit Gott, für König und Vaterland!"

Ein donnerndes Hoch war die Antwort der harrenden Truppen.

Die Lützow'schen Jäger und brandenburgische Infanterie sprangen in die Kähne, daß die Offiziere vor Ueberladung warnen mußten, und von rüstigen Ruderern und gewandten Steuerleuten geführt, flogen die Kähne gegen die Insel, welche sich aus Sandlagern hinter der „Pfalz", abwärts gegen Oberwesel, gebildet, wandten sich dann um die Spitze der Sandbank herum und wurden hierauf von dem schnell fluthenden Wasser an's linke Ufer getrieben.

Ehe sie indessen noch gelandet, sprangen die Jäger und Brandenburger in's Wasser, oft bis unter die Arme, und stürmten die steile, steinige Böschung der napoleonischen (von gefangenen Spaniern gebauten) Landstraße hinauf und ließen dann ein donnerndes Hurrah erschallen, welches drüben ihre Waffenbrüder jubelnd beantworteten.

Schnell kehrten die Kähne wieder um und landeten in stetem Fahren die hinlängliche Zahl, welche dann Warroquier den steilen Bergpfad hinaufführte.

Die Franzosen mochten bis Stableck gekommen sein, als von Simmern aus Gegenbefehle sie erreichten

Ich habe oben nicht erwähnt, daß sie zwei leichte Feldgeschütze mit sich führten.

Während nun ihr Gepäcke gen Simmern ging, kehrten sie leise zurück und geleiteten ihre Geschütze an den „Kreuzstein", wo sie sie, ohne daß man drüben etwas ahnte, aufstellten und luden.

In Bacharach hatten diese Maßnahmen Angst und Schrecken erzeugt; indessen erkannte man bald das Unwirksame der Vertheidigungsanstalten und wurde ruhiger, obgleich der etwa nothwendig werdende Rückzug der Franzosen Besorgnisse verursachte.

Es war allmählig heller geworden, und der Morgen sah mit frischen, rothen Wangen noch schüchtern über die Berge von Lorch herüber. Da donnerten einige Kanonenschüsse vom „Kreuzsteine" her, und das Echo der Berge rollte sie das Rheinthal hinauf.

Die Kugeln hatten indessen den noch immer die Befreier übersetzenden Kähnen, außer der Beschädigung eines derselben, keinen Schaden verursacht. Ungestört dadurch ging das Uebersetzen der Kähne mit Eifer und Erfolg seinen raschen Gang fort. Wenn eine der Kugeln hoch über den Köpfen dahinsauste, erschallte ein lautes Hurrah der Uebersetzenden.

Die Preußen drangen jetzt gegen den „Kreuzstein" rasch vor. Die Franzosen aber nahmen schnell Reisaus, und es gelang ihnen, noch ehe die Vorhut den Holz-

thorthurm erreichte, glücklich zu entwischen. Das Nest war leer, als die Preußen Bacharach von dieser Seite erreichten. Ihnen waren zwei Proclamationen Blüchers in zahlreichen Exemplaren mitgegeben worden, um ihnen eine freundliche Aufnahme bei der Bevölkerung zu sichern, sie aber auch selbst an ihre Pflicht zu erinnern.

Mögen sie hier ihre Stelle finden!

Die erste, an die das linke Ufer betretenden Soldaten gerichtete, lautete:

„Als Ihr von der Oder zum Rheine „vordranget, tapfere Soldaten der Schle„sischen Armee, mußten dem Feinde Pro„vinzen entrissen werden, die er sich früher „unterworfen hatte. Jetzt gehet Ihr über „den Rhein, um den Feind, der es nicht „verschmerzen kann, seine neunzehnjährigen „Eroberungen in zwei Feldzügen verloren „zu sehen, zum Frieden zu zwingen."

„Soldaten, den Siegern an der Katz„bach, bei Wartenburg, bei Möckern und „bei Leipzig, darf ich nur den Tag des „Ruhmes zeigen, und ich bin des Erfolges „gewiß. Allein ich habe Euch neue Pflich„ten aufzulegen. Die Bewohner des „linken Rheinufers sind nicht „feindlich gegen uns gesinnt; ich „habe ihnen Schutz und Sicherheit „des Eigenthums versprochen; ich „that's in Eurem Namen, Ihr „müßt es halten! Ehre bringt dem „Soldaten die Tapferkeit, jedoch „der Gehorsam und die strenge „Mannszucht sind seine schönste „Zierde!"

„v. Blücher."

Dieser alle Herzen erquickenden Ansprache folgten die Soldaten treu und gewissenhaft. Herzlich aufgenommen von den Bewohnern Bacharachs kamen sie diesen ebenso herzlich, freundlich und brüderlich entgegen. Die Bürger des alten Städtchens brachten ihnen Brod, Käse, Butter, wer es konnte, auch Fleisch entgegen und kredenzten ihnen den goldenen Wein ihrer gesegneten Berge, der die Herzen fröhlich machte und schnell das zutraulichste Verhältniß herstellte.

Dieser Ansprache folgte eine zweite, von Blücher an die Bewohner des linken Rheinufers gerichtete. Sie lautete: „Bewohner des linken Rheinufers! Ich habe „die Schlesische Armee über den Rhein „geführt, damit die Freiheit und Unab„hängigkeit der Nationen hergestellt, damit „der Friede errungen werde."

„Der Kaiser Napoleon hat Holland, „einen Theil von Deutschland und Italien „dem französischen Reiche einverleibt; er „hat erklärt, daß er kein Dorf dieser Er„oberung hergeben würde, selbst wenn der „Feind auf den Höhen von Paris er„schiene."

„Gegen diese Erklärung, gegen diese „Grundsätze marschiren die Heere aller „europäischen Mächte. Wollt Ihr diese „Grundsätze vertheidigen? — Wohlan, so „tretet in die Reihen Napoleons und ver„sucht Euch im Kampfe gegen die gerechte „Sache, die die Vorsehung so augenschein„lich beschützt. — Wollet Ihr es nicht, „so findet Ihr Schutz bei uns. Ich werde „Euer Eigenthum sichern. Jeder Bürger, „jeder Landmann bleibe ruhig in seiner „Wohnung, jeder Beamte an seinem Platze „und setze ungestört seine Dienstverrich„tungen fort. Von dem Augenblicke des „Einrückens der verbündeten Truppen muß „jedoch jede Verbindung mit dem franzö„sischen Reiche aufhören; wer sich dieser „Anordnung nicht fügt, begeht Verrath an „den verbündeten Mächten, wird vor ein „Militärgericht gestellt und erleidet die „Todesstrafe."

„Am linken Rheinufer, den 1. Januar 1814."

„v. Blücher."

Ich habe es schon erzählt, daß in dem Befinden unsrer theuren Mutter eine Wendung zur Genesung eingetreten war, von der aber unser wackerer Arzt noch keine Kunde empfangen hatte. Es mußte ein Bote mit dem Berichte zu ihm am Frühmorgen des neuen Jahres entsendet werden.

Wir wußten noch nichts von dem, was sich in Bacharach und bei Caub ereignet, nur hatten wir das rasche Rollen der französischen Kanonen auf der alten Oberamtsstraße, die über unsere Berge wegführte, in unserm Thale gehört, da kein Glied der Familie, ja ich glaube Niemand im Dorfe, den erquickenden Schlaf gesucht, aber auch kein Neujahrsschuß, womit sonst die Jünglinge ihren Mädchen das neue Jahr und ihre alte Liebe kund zu thun

pflegten, gefallen war, auch Niemand diese Nacht, wie es sonst wohl geschah, im Wirthshause zugebracht hatte. Alle aber wußten, was in dieser Nacht geschehen sollte, und Alle waren in einer großen Spannung, zu erfahren, was sich dort unten am Rheine zugetragen.

Einen Boten zu finden, der dem Arzte den Bericht brächte, war unter diesen Umständen keine leichte Sache. Ich war zu diesem Zwecke in's Dorf gegangen, hatte hier und dort gefragt, gebeten; aber Jeder nahm Anstand, sein Haus, Weib und Kinder und das Dorf bei dieser Lage der Dinge zu verlassen.

Schon war ich entschlossen, den Gang selbst zu thun, als ein handfester Mann, ein gewisser J. Martin Seckler, sich als Bote anbot. Nach zweien erwartungsvollen Stunden kam er wieder, brachte eine Mixtur aus der Apotheke und die Verhaltungsmaßregeln des Arztes. Dieser schrieb, nachdem er das Nöthige verordnet: „Gottlob, „die Stunden banger Sorge sind vorüber, „die Franzosen fort und die Preußen hier! „Um auch Sie zu beruhigen, lege ich die „beiden Proclamationen Blüchers bei ꝛc."

Der Bote, vulgo „Hammartin" genannt, war außer sich vor Freude. Ich gebe hier seine mir unvergeßlichen, eigensten Worte wieder: „Das sind Kerle, die „Preußen! — rief er aus — lachen Einen freund„lich an, reichen Einem die Hände! Einer „reichte mir ein Glas Wein, das er von „dem Herrn Stolz auf dem Markte ge„kriegt hatte, und sagte: da, Bruder, trink' „einmal auf das Wohl Vater Blüchers! „Und als ich Bescheid gethan, reichte er „mir seinen Tabaksbeutel und sagte: stopf' „Dir einmal Deine Pfeife mit deutschem Ta„bak! Wo hätte das ein Franzos gethan?"

Ferner erzählte er, die Brücke bei Caub sei geschlagen, in Bacharach seien alle Häuser voll, und in den Straßen stehe Mann an Mann, und es sei eine Herrlichkeit bei den Bürgern und Soldaten, wie er sein Lebtage nichts gesehen; am Nachmittage werde auch der Feldmarschall Blücher kommen, der bei der Frau Wittwe Lang im weißen Rosse absteigen werde. Es läßt sich begreifen, wie die Schriftstücke und diese Nachrichten bei der Gewißheit, daß nun das Leben unsrer theuren Mutter außer Gefahr sei, auf uns alle belebend einwirkten; es bedarf kaum der Versicherung, daß es ein brennender Wunsch meiner Seele war, den Einzug Blüchers, ihn selbst, den greisen Helden, zu sehen; allein es traten Schwierigkeiten in den Weg, den Plan am 1. Januar auszuführen, und erst am zweiten Tage des neuen Jahres wurde der Wunsch erfüllt.

Ich merke, sagte der Vater zu mir, Du möchtest das, was „Hammartin" gestern erzählt, mit eigenen Augen sehen. Ich habe nichts dagegen, nur das Eine halte ich mir aus, daß Du Dich, wenn etwa Kanonen kommen, ferne hältst und zeitig wiederkommst." Ach, sagte ich, lieber Vater, da es ja schon ein Uhr ist, unmöglich! Ich möchte doch auch die Brücke sehen!

Meinetwegen denn, sagte er, so komm aber morgen Abend bei Zeiten wieder. Da kannst Du auch dem Doctor genauer über die eingetretene Entscheidung in der Mutter Krankheit berichten. Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Mein ältester Bruder begleitete mich. In Bacharach nahmen wir den dortigen Pfarrer Spieker mit und fuhren nach Caub mit einem Kahne. Schon von ferne sahen wir die Brücke, die unter der Last eines Regimentes Infanterie Windungen wie eine schwimmende Schlange machte.

Da eine Lücke zwischen dem hinübergegangenen Regimente und einem wieder heranrückenden, dessen Feldmusik wir aus der Ferne vernahmen, blieb, so betraten wir ungescheut die Brücke.

Obgleich die Stunde des Rheinübergangs anfänglich auf die Zeit zwischen 12 Uhr Nachts des 31. Decembers 1813 und die erste Stunde des 1. Januars 1814 bestimmt worden war, so ließ der Feldmarschall, wahrscheinlich wegen der undurchdringlichen Finsterniß der Neujahrsnacht, die Stunde auf 4 Uhr Morgens am 1. Januar 1814 hinaussetzen.

Nichtsdestoweniger hatten die Russischen Brückenbauer (Pontoniers) ihr Werk schon um Mitternacht begonnen. Die Brücke war gegen Morgen nahezu fertig, als durch einen nicht erklärten Umstand mehrere Joche abrissen. Hierdurch verzögerte sich der Bau und wurde erst am 2. Januar vollendet und für brauchbar erklärt. Der alte Feld-

marschall war am Neujahrstage, da es die Witterung zuließ, fast immer an der Stelle anwesend, wo der dicke Thurm mit seiner breiten Dachkappe am südlichen Ende von Caub steht, (in den letzten Jahren und nach mehreren verheerenden Bränden im Städtchen sind über den Thurm hinaus neue Häuser entstanden) und konnte von da aus nicht nur seine volle Aufmerksamkeit der Vollendung der Brücke, sondern auch dem fortgesetzten Ueberfahren der Truppen in den Kähnen zuwenden.

Mit einer Hingabe und Opferwilligkeit, die vollkommen mit der Bedeutsamkeit ihrer übernommenen Verpflichtung im Einklange stand, setzten während fast zweimal vierundzwanzig Stunden die braven Schiffer von Caub eine ansehnliche Heeresmacht an's linke Ufer. Kaum gönnten sie sich die kleinste Erholung und Erquickung, damit nicht durch Mangel an Truppen auf dem jenseitigen Ufer dem Zwecke und dem raschen Fortgange der guten Sache irgend ein Nachtheil bereitet werde.

Mit freundlicher Miene und ermuthigenden Worten förderte Blücher das Werk; aber stets dampfte seine kurze Pfeife dabei. In der Mitte seiner glänzenden Umgebung stand der alte, greise Held im unscheinbaren Uniformsüberrocke, ohne irgend welche Auszeichnung. Auf dem Kopfe die blaue Feldmütze mit dem rothen Besatze, schweifte sein Adlerauge über das ganze Gebiet seiner Thätigkeit; er gab Befehle und erhielt durch Ordonnanzen Berichte über den Fortgang des Unternehmens. Pfarrer Ahles erzählte uns, daß, als man ihm berichtete, die Franzosen in Bacharach seien mit ihren zwei Geschützen entwischt, und auch in Simmern seien sie der Vorhut des Generals von Hühnerbein entgangen, da habe er mit Macht auf den Boden gestampft und ausgerufen: muß uns denn das leichtfüßige Volk entwischen, das ich so sicher in der Falle zu haben glaubte! Na, wartet nur! Ich kriege Euch doch noch vor die Fuchtel!

Wir betraten am Morgen des zweiten Januar die Brücke grade in dem Zwischenraum zweier Preußischen Regimenter, weil uns der daselbst stehende, wahrscheinlich Wache haltende Preußische Officier, er hatte eine Compagnie unter seinem Befehle, sehr freundlich entgegenkam und eine Strecke selbst das Geleite über die Brücke gab.

Sie war in der That aus über einander befestigtem, getheertem Segeltuche gemacht, das über die derben, ebenfalls stark getheerten eichenen Rippen genagelt war. Die Eichenbohlen, welche den Boden derselben bildeten, waren aus frischem, grünem Eichenholze geschnitten, was man, da die Theerbestreichung, welche auch sie ursprünglich erhalten hatten, schon abgetreten war, deutlich sehen konnte. Schwere Anker hielten sie an beiden Ufern mit dicken Ankerketten fest, und auch an ihrem Stützpunkte, der „Pfalz," waren die Joche mit Ketten befestigt. Obwohl aus so leicht zerstörbarem Material, hielt dennoch die Brücke fest, und die ganze Armee Blüchers: Reiterei, Infanterie und die Artillerieparks mit den zahllosen Wagen gingen ungefährdet darüber.

Eins aber konnte Einem wirklich ein Grausen machen.

In den Spitzen der Brückenschiffe kauerten je einer der früher beschriebenen Brückenleute, in die von Theer steifstehenden Schafspelze gekleidet, mit Mützen von zuckerhutartiger Form aus dem gleichen Stoffe, den Pelz inwendig und, wie der Pelzkaftan, von Theer bedeckt. Die breiten, stumpfnasigen, vom Barte wirre umgebenen Gesichter mit den kleinen Augen sahen grauenhaft aus und grinsten uns freundlich an. Neben den schon beschriebenen Waffen war im Gürtel eine weidenumflochtene Schnappsflasche befestigt. Um das eigenthümliche, wahrlich nicht schöne Bild zu vollenden, kauten sie alle ihr „Prümchen," das heißt einen Ballen Tabak, weil bei dem feuergefährlichen Material der Brücke nicht geraucht werden durfte. Dieses ekelerregende „Prümchen" nahm überdieß den Lippen ihr Roth und ließ das blendende Weiß der Zähne des breiten Mundes um so greller hervortreten. So lagen sie unbeweglich in starrer Ruhe, um bei einem etwaigen Bruche der Brücke schnell bei der Hand zu sein, in ihrer Schiffsspitze, theilweise noch die mit hohen Wasserstiefeln von Juchten, die man trotz des Theergeruches noch an ihrem eigenthümlichen Dufte erkennen konnte, bekleideten

Beine von einem nicht weniger unreinen Schafpelze umwickelt.

Wir waren ungefährdet über die Brücke an's jenseitige Ufer gelangt und den breiten, frisch angelegten Weg vom Brückenende bis zur Landstraße hinaufgestiegen, als drüben am Cauber Ufer und namentlich am alten Stadtthore eine auffallende Bewegung bemerkbar wurde.

Wir dachten, das erwartete Reiterregiment werde sich nähern; aber das war es nicht; vielmehr zeigte sich ein berittener, starker Trupp Offiziere mit weißen und schwarzen wallenden Federbüschen auf den Hüten, der zum Thore herauskam. Voran ritt eine einfach gekleidete Gestalt.

Blücher! rief ich freudig aus; denn ich hatte mit meinem scharfen Auge den Feldmarschall erkannt, dessen Bildniß ich gesehen hatte.

Sie ritten scharf. Die Wache an der Brücke trat in's Gewehr und präsentirte es, noch ehe der Reitertrupp bei ihr angelangt war. Die Brückenknechte erhoben sich aus ihrer starren Ruhe, nahmen ihre Beile aus dem Gürtel und stellten sich grade auf.

Er hat recht! sagte Pfarrer Spieker zu meinem Bruder. Es ist wirklich der Feldmarschall.

Wir traten zur Seite, doch nahe genug, um den Helden genau sehen zu können. Eben jetzt trat sein prächtiger Brauner vorsichtig auf die Brücke, und sein Gefolge schloß sich an.

In ruhigem Schritte ritten sie über die Brücke.

Als Blücher sich uns nahte, zogen wir unsre Hüte. Er grüßte militärisch, aber höchst freundlich und rief uns zu: „Wollen wohl auch die Brücke sehen? Gehen Sie nur ohne Scheu hinüber!“

Wir verbeugten uns. Er legte noch einmal die Hand an die Feldmütze, und sein herrlicher Brauner, Gottes festen Erdboden unter seinen Füßen fühlend, tanzte seitwärts gewendet die Höhe hinan, und oben auf der Landstraße angelangt flog er im Galoppe dahin und die zahlreiche Begleitung ihm nach. Sie waren längst um die vorspringende Ecke des „Kreuzsteins“ verschwunden, und wir standen noch stille an unsrer Stelle, Jeder von uns seinen Gedanken nachhängend, da bot der großartige Schauplatz schon wieder ein neues, anziehendes Bild uns dar.

Zu dem Thore, welches zunächst dem Markte des Städtchens liegt, und auf das fast grade die neben dem Bache herlaufende Straße des Städtchens hinweist, in die der Weg von der Weiseler Höhe einmündet, wurden unsere Blicke gelenkt, denn ein eigenthümlicher, wehmüthig und weich klingender Gesang schlug an unser Ohr, und der endlos lange Zug eines russischen Reiterregiments wand sich aus demselben hervor. Es waren Dragoner von der Division des später am Kaukasus kommandirenden und, wenn ich nicht irre, dort im Kampfe gegen die Tscherkessen gefallenen Generals Immanuel, den ich bald mit seiner Reiterei noch näher sollte kennen lernen. Der Gesang dauerte fort, bis das Regiment über die Brücke war. Das allmählige Näherkommen des eigenthümlichen, wie es schien religiösen Gesanges, von einem herrlichen, volltönigen Sängerchore ausgeführt, war außerordentlich wirkungsvoll. Ich weiß mich nicht zu erinnern, je einen solchen Eindruck empfangen zu haben.

Als das Regiment vorüber war, traten wir unsern Rückweg nach Bacharach an, wo ich den alten Helden noch einmal sah, als er in dem schon bezeichneten Hause, umgeben von seinem Generalstabe, an einem Tische saß, auf welchem die Karte des Rheinlandes lag. Ich hörte die Namen Stromberg, Kreuznach und andere nennen und schloß daraus, daß man über die Richtung verhandelte, die Blüchers Armee nehmen sollte.

Die Sorge um das Befinden der theuern Mutter trieb uns, meinen Bruder und mich, nach genommener Rücksprache mit dem Arzte, noch diesen Abend heimzukehren. In der Nacht hörten wir noch das Hummern der Kanonen, welche da, wo unser Thal gegen die Höhe auslief, über die alte, unebene Straße hinrollten.

Man hatte mich im Vaterhause heute noch nicht erwartet, war aber doch meines Kommens froh, weil mancherlei Besorgnisse obwalteten, die eines zureichenden Grundes

nicht ermangelten. So wußte man, daß russische Regimenter mitten auf der Landstraße Leute aufgegriffen und sie rücksichtslos gezwungen hatten, ihnen als Wegweiser zu dienen. Waren sie an dem Orte angelangt, wohin sie die Wegweiser führen sollten, so waren sie davon weit entfernt, die gepreßten Wegweiser zurückgehen zu lassen, sondern zwangen sie, durch Androhung des „Kaudschu" oder der Knute, zu weiterer Dienstleistung, bis sie völlig erschöpft zu Boden sanken, wo man sie dann hohnlachend zurückließ.

Ueberhaupt hörte man, daß die Russen sich roh und gewaltthätig benahmen.

Um so mehr erschracken wir, als am andern Morgen gegen Mittag ein Eilbote von Rheindiebach, welches an der Ausmündung unsres Thales gegen den Rhein lag, die Nachricht brachte, das Dragonercorps des Generals Immanuel, siebentausend Mann stark, würde im Thale Quartier nehmen und dem Boten, der athemlos angekommen war, auf dem Fuße folgen, im Hause meiner Aeltern aber würde der General einkehren.

Russen! — Der Name hatte etwas Lähmendes für uns alle, denn die Schilderungen der Franzosen von diesen „Barbaren" waren schrecklich. Lag auch in dem Gedanken, daß der General in unserm Hause wohnen würde, eine gewisse Beruhigung, so stand es ja doch immer noch in Frage, ob nicht der General selber ein solcher „Barbar" sei.

Es war ein nicht genug zu preisender Segen, daß unsere gute Mutter um Vieles sich besser befand, daß die wirren Phantasieen der letzten Tage einem klaren Bewußtsein Raum gegeben hatten. Dennoch waren um der Leidenden willen unsre Herzen doppelter Besorgniß voll. Die Stube, wo die Kranke lag, war gleicher Erde, aber die größte im Hause. Ein Schrank darin, der zu andern Zwecken diente, wurde zum Aufbewahren der nöthigen Lebensmittel für das weibliche Personal des Hauses: meine junge Schwester, eine bei uns lebende Verwandte, eine junge Wittwe und die Magd, die ebenfalls ein junges Mädchen war, eingerichtet und damit versorgt, dann wurde dieses Zimmer abgeschlossen.

Jetzt erst erkannten wir, daß in der Anwesenheit der verlassenen Douaniersfrau und ihrer Tochter ein wahrer Segen für unser Haus lag, denn beide stellten sich furchtlos an die Spitze des Hauswesens und empfingen alle Schlüssel. Da sie Deutsche aus dem Vorder-Elsaß waren, so konnte ihre Anwesenheit nicht auffallen.

Wir waren mit dieser Einrichtung kaum fertig, so verkündeten die Fanfaren eines zahlreichen Trompeterchors die Ankunft der Gäste. So weit das Auge von dem Fuße eines über dem Pfarrhause ziemlich hoch liegenden alten Thurmgemäuers reichte, sah man nur Reihen der glänzenden Helme sich das Thal heraufbewegen.

Auf dem Marktplatze des Dorfes hielten die Trompeter an, und unmittelbar hinter ihnen ritten der General und sein Gefolge von Offizieren. Sie schwenkten jetzt auf die Weisung des Ortsvorstehers gegen unser Haus.

Der General war ein hoher, ältlicher Mann mit einem sehr ernsten, doch nicht abstoßenden Gesichte, etwa in dem Alter meines Vaters. Dieser war ihm bis vor das Hofthor entgegengegangen, um ihn zu begrüßen. Er stellte ihm das Haus zur Verfügung bis auf eine Stube, wo, sagte er stark betont, des Hauses Mutter am Nervenfieber schwer darniederliege.

Der General sprach sehr gut Deutsch. Er reichte meinem Vater die Hand, bedauerte auf's Herzlichste, daß er unter solchen Umständen unter seinem Dache Unterkunft suchen müsse, versprach die größte Stille zu beobachten und rief sogleich seine zwei Adjutanten, denen er die schärfsten Befehle zu geben schien, Ruhe und Stille zu beobachten. Er stieg ab und mit ihm ein Schwarm von Offizieren. Alle begaben sich leise auftretend und stille in das zweite Geschoß des Hauses, wo die Diener alles Mobiliar aus den Zimmern trugen und auf dem nahen Speicher in möglichster Stille aufstellten. Nur Tische und Stühle blieben. Dann ließ der General den Boden der Zimmer mit Heu belegen, damit man nicht die Fußtritte im Krankenzimmer vernähme.

Die zwei Adjutanten blieben am Hofthore stehen, um Jedem die größte Stille zu gebieten, und belehrten die Wachen, daß sie Stille um das Haus mit der größten

Sorgfalt hielten, dann erst folgten sie dem General.

Der Küchenwagen des Generals war unterdessen vorgefahren, und bald schaltete der Koch, ein Deutscher, mit seinen Gehülfen in der Küche, wo ihm die Douaniersfrau und deren Tochter mit Herreichung der vorhandenen Vorräthe zur Hand waren. Mein Vater mußte stets bei dem Generale sein, wo eine große Zahl Stabsoffiziere sich befand. Für vierzig Personen verlangte der Koch Geräthe und Lebensmittel. Alle Vorräthe wurden ihm zur Verfügung gestellt, und nun fing seine Thätigkeit an.

Der Küchenwagen des Generals lieferte die feineren Bedürfnisse der Tafel, die das einfache Pfarrhaus darzubieten nicht vermochte; aber die Hühner und Enten verbluteten alle unter dem Messer des Unerbitterlichen.

Die Stille, welche die Russen so außerordentlich schonend beobachteten, ließ es zu, die gute Mutter über das, was im Hause vorging, und über die Zahl derer, die das Haus erfüllten, zu täuschen und zu beruhigen, und diese Stille war in der That so groß, daß ihr erquickender Schlaf nicht gestört wurde.

Im Dorfe selbst, so strenge waren des Generals Befehle, herrschte eine Ruhe, daß man hätte glauben mögen, es seien nur wenige der Dragoner im Dorfe geblieben; aber trat man hinaus und blickte von der Anhöhe, auf welcher das Pfarrhaus lag, über das Dorf hin, so meinte man, es stünde in lichten Flammen. Auf allen freien Räumen und Gärten standen die Pferde rund an einen in der Mitte eingerammten Pfosten oder Balken gebunden und mit ihren Decken behangen. Ueberall loderten Feuer, über denen an drei eingerammten Pfählen, die oben zusammengebunden waren, die größten Kessel hingen, die man auftreiben konnte, darinnen dann alles Mögliche von Gemüsen, unter einander gemischt, brodelte und kochte. Man hatte gleich Kühe geschlachtet, deren Fleisch in den Kesseln steckte. Alle Häuser, alle Räume waren angefüllt, und Gott weiß, wie viele Hunderte, in Decken und Mäntel gewickelt, auf der freien Erde, unter Gottes Himmel lagen und an den lodernden Feuern schliefen.

Auch unsre zahlreichen Hausgenossen legten sich, nachdem das Mahl vorüber war, auf das Heu, das den Boden der Zimmer bedeckte, in ihre Mäntel gehüllt nieder, und auch wir setzten uns in den Kleidern in der Mutter Krankenstube, dem einzigen uns gebliebenen Raume, nieder, legten die Köpfe auf und schliefen ermüdet ein.

Das also waren die Barbaren, von denen uns die Franzosen die Schauermähren erzählt hatten. Im ganzen Dorfe war nicht ein einziger Vorfall vorgekommen, der zu Beschwerden Veranlassung gegeben hätte. Nur noch einen Zug muß ich erzählen, weil er die eigenthümliche Natur des gemeinen Russen kennzeichnet.

Am Neujahrstage 1814, als schon Blüchers Armee über den Rhein gegangen war, kam ein armer, kranker Franzose, kaum im Stande, sich fortzuschleppen, in das Dorf.

Man brachte ihn zu mir, daß ich mit ihm reden möge. Der Arme, geschüttelt von Frost, erzählte mir, er sei, als die Franzosen von Bacharach sich gegen Rheinböllen zurückgezogen, marode geworden und habe müssen im Walde liegen bleiben. Jeder habe da an sich selbst gedacht, Keiner sei ihm, dem Kranken, nahegetreten, da man vorausgesetzt zu haben schien, er leide an dem unheilbaren Lazarethfieber, was auch vielleicht wahr sei. In dem Walde, auf der feuchten Erde, habe er nicht können liegen bleiben, weil er sonst vor Frost würde gestorben sein. Da habe er sich denn auf gut Glück einen Weg gesucht, um menschliche Wohnstätten zu finden, in der Hoffnung, daß man ihm ein Plätzchen gönnen würde, um zu sterben. Darum bitte er um Gotteswillen, er sei braver Leute Kind aus der Gegend von Chartres.

Ich übersetzte das dem Ortsvorsteher und erinnerte ihn eindringlich an die Pflicht des Christen, Barmherzigkeit zu üben an seinem Nächsten, besonders aber an den barmherzigen Samariter im Evangelium.

Das schlug ein bei dem alten Manne, und er meinte: der arme Franzose sei doch auch einer Mutter Kind, da müsse man sorgen.

Der Gemeindediener erhielt nun den Auftrag, die Rathhausstube, ein hohes, wei-

tes Zimmer im alten Rathhause, zu fegen, den ungeheuren, uralten, viereckigen Ofen, dessen Eisenplatten gar großartige Bilder zeigten, leider auch Judith, wie sie dem Holofernes den Hals abschnitt, recht zu heizen und dann dem Kranken ein Strohlager nahe am Ofen zu bereiten. Für eine wollene Decke und für die Versorgung mit Speise und Trank versprach ich zu sorgen.

Das Alles wurde getreulich unter meinen Augen in's Werk gesetzt, und die Dankbarkeit des armen Franzosen kannte keine Grenzen.

Der Tochter des Douaniers Bauer, der kurzen, kugelrunden Marie, und mir fiel die Verpflegung des kranken Franzosen zu, und ich darf es ehrlich sagen, weil es eine Wahrheit ist, wir erfüllten die übernommene Pflicht gewissenhaft und treu.

An dem Morgen, als Immanuels Dragoner einrückten, hatten wir unsern Pflegling gut versorgt. Sein Ofen war gehörig warm, der große Raum behaglich, und der Kranke lag in einem starken Schweiße, der seine Genesung verhieß. Diesen Schweiß zu unterhalten, brachte ihm Marie noch einmal, als schon die Russen im Anrücken waren, eine Tasse Holunderthee und schürte noch einmal das Ofenfeuer, dann aber wimmelte es plötzlich von Russen wie von Ameisen in ihrem Haufen. Niemand gedachte des armen Leidenden, weil wir in unserm Hause alle in Anspruch genommen waren, zumal Frau Bauer, Marie und ich allein dem Koche und seinem Anhange zu Gebote standen, ich überdieß auf tausend Fragen in französischer Sprache Antwort zu geben hatte.

Erst gegen Abend, als die Russen ihre eigene Haushaltung auf Plätzen und in Häusern, Scheuern und Kelterschuppen eingerichtet, besorgt und sich selbst gesättigt hatten, auch bereits auf dem Strohe lagen, dachte ich an den Armen. Marie konnte mich nicht zu ihm begleiten, bis Alles im Hause selbst in einer leidlichen Ordnung war. Ich stand bei dem Koche am Herde und aß selbst einen Teller kräftiger Fleischsuppe und ein Stück Fleisch aus der Hand, da fiel mir der Franzose ein.

Ich erzählte dem sonst ziemlich barschen Deutschen von dem Franzosen, und wie wir es mit ihm gehalten.

Das ist brav, sagte er. Ein kranker Feind muß versorgt werden!

Er nahm einen Topf, füllte ihn mit Fleischbrühe, schlug einige Eierdotter hinein und fügte ein derbes Stück Fleisch hinzu.

Marie stand am Gußsteine und spühlte das Tischgeräthe.

Laß das, Kind, sagte er zu ihr, ich will's fertig machen. Nimm den Topf, einen Teller und einen Löffel und zünde die Laterne. Der junge Herr begleitet Dich. Mache fort, den Kranken wird's hungern!

Das ließen wir uns nicht zweimal sagen und machten uns auf den Weg.

Jenseits unsres Hofthors standen gesattelte Pferde und Ordonnanzen, welche, den Zügel im Arme, ihre Pfeife schmauchten und der etwa kommenden Befehle harreten. Ich hatte jedem der Leute ein Glas Schnapps kurz vorher gereicht, weil es ziemlich kalt war.

Sie erkannten mich sogleich und begrüßten mich mit dem traulichen Namen: „guter Bruder", machten uns Platz und halfen uns durch die Pferde.

Wir schritten die Treppe hinauf und öffneten leise die Thüre.

Wer aber beschreibt unsern Schrecken? — Zwei Reihen Russen lagen auf Stroh, mit den Beinen gegen einander, und schnarchten in mancherlei Tonarten, von denen sich ein Kapellmeister nichts träumen läßt.

Unser alter, ehrlicher Phylax hatte uns begleitet und streckte seine feine Nase zuerst durch die Thüre, prallte aber unwillig und bellend zurück. Waren es die unmelodischen Töne oder die nicht anmuthige Luft, die ihm entgegenquoll aus dem weiten Gemache, — ich weiß es nicht; aber das weiß ich, daß beides im Vereine nicht eben sehr einladend zum Eintritte war. —

Das Bellen des Hundes und das eindringende Licht weckte die Schläfer. Alle fuhren von ihrem Strohlager auf, rieben sich die Augen und starrten uns an.

Ich deutete, um unser Erscheinen zu rechtfertigen, auf den kranken Franzosen am Ofen, dann auf den Topf, den Marie trug, und sagte: Franzuski!

Ah, dobere! dobere! riefen sie, freundlich uns ansehend, und zogen ihre Beine

an, daß wir durch und zu dem Franzosen gelangen konnten.

Wie geht's? fragte ich ihn. Haben die Russen Dir nichts zu Leide gethan?

O nein, sagte er, vielmehr haben sie mich mit Pferdedecken noch wärmer zugedeckt, haben mich mitleidig betrachtet und mir, ob sie gleich aus meiner Stallmütze und meinem Capotmantel sahen, daß ich ein Franzose war, einen Teller warmer Fleischbrühe gebracht.

Es stand um Vieles besser mit ihm. Der Schweiß war, wie bei meiner guten Mutter, entscheidend gewesen und das Kommen der Russen ein Glück, denn ohne sie wäre ohne Zweifel die Stube kalt geworden, da wir nicht an sie dachten in dem Durcheinander in unserm Hause. Sie hatten aber gehörig eingefeuert, ihn zugedeckt und dadurch wesentlich zu seinem Besserwerden beigetragen. Schnapps, sagte der Kranke, hätten sie ihm Alle zu trinken geben wollen, und als er ihn abgelehnt, bedauernd die Köpfe geschüttelt.

Wir verließen das Lager des Kranken.

Wieder zogen sie die Beine an, um uns durchzulassen, und Viele reichten uns die Hände, als wollten sie uns ihre Dankbarkeit bezeugen für die Pflege des kranken Feindes.

Am andern Morgen, schon gegen sechs Uhr früh, zogen sie ab. Der Koch hatte die zwei letzten Schinken, die vorräthig waren, und alle Flaschen mit Wein, die übrig geblieben, und Gott weiß, welche Vorräthe mitgenommen. Kaffe hatte er uns gegeben und Brod zum Frühstücke, da keine Butter mehr übrig war.

Wie wurde uns das Herz so leicht, als wir sie ziehen sahen!

Aber als der Mittag nahte und die gute, alte Frau Bauer an ein Mahl zu denken anfing, da war — nichts mehr übrig als Kartoffeln, die sie in der Naturuniform mit etwas Salz uns vorsetzte. „Hammartin" mußte eilends nach Bacharach entsandt werden, theils um dem Doctor Nachricht zu bringen über das Befinden unsrer Mutter, theils um Lebensmittel und besonders Brod zu holen, da kein Bissen in unserm Hause — und Dorfe — aufzutreiben war, die beiden Bäcker aber erst das frische Brod in ihre Backöfen eingesetzt hatten.

Der Doctor kam selbst und hatte einen Wagen genommen, in dem „Hammartin" stolz bei dem „Herrn Doctor" saß und seine lastenden Vorräthe nicht zu tragen nöthig gehabt hatte.

Der Doctor fand unsre Mutter in erwünschtem Fortschreiten zur Genesung. Er hörte mit Erstaunen von den Zuständen, die wir nun glücklich überwunden hatten, aber auch von der zarten Schonung, welche die Russen der Leidenden hatten angedeihen lassen.

Marie war schon frühe bei dem kranken Franzosen gewesen. Da sie französisch sprach, hatte er ihr erzählt, daß die Russen ihm von ihrer Suppe zum Frühstücke gebracht, das Ofenfeuer sorglich geschürt und ihm scheidend alle die Hand gereicht hätten.

Der Doctor ging mit mir zu ihm. Marie hatte das große Zimmer vom Strohe gereinigt und hinlänglich gelüftet, dann aber auch wieder das Ofenfeuer neu angefacht.

Der Kranke saß auf der Bank, die an den Wänden umherlief, nahe am Ofen. Der Arzt untersuchte ihn, und ich machte, da er der Sprache des Kranken nicht mächtig war, den Dollmetscher. Der ärztliche Befund fiel günstig aus. Die kräftige Natur des jungen Soldaten hatte die Krankheit überwunden. In den sich drängenden Ereignissen jener Tage entging er der Gefangenschaft und konnte, in alte Bauernkleider, die ich ihm verschaffte, unkenntlich eingehüllt, ungefährdet sich von dannen machen. Daß er glücklich durchkam, bezweifle ich nicht. Er schied dankbar und hinlänglich mit Reisemitteln versehen. —

Das waren die „Barbaren", vor denen es uns so sehr graute! Uebrigens will ich es doch nicht verhehlen, daß ich mit diesen rein menschlichen Zügen ihr Bild vollständig entworfen zu haben, keineswegs zu glauben Ursache habe; denn wir lernten sie wohl auch bisweilen von ihrer dunkeln Schattenseite kennen.

Solange die Brücke stand, dauerte der Uebergang von Soldaten, zuletzt von denen, die als Kranke oder Verwundete in den jenseitigen Lazarethen zurückgeblieben waren, und ebensolange dauerte die unsre Gegend

schwer heimsuchende Einquartierungslast, die erst recht wieder begann, als die österreichisch-baierische Administrations-Commission in Kreuznach ihren Sitz hatte. Dennoch aber vernahm man kein Murren, denn die Bevölkerung des Landes fühlte zu tief, welche Bürde abgenommen war; sie fühlte sich glücklich in dem Bewußtsein, wieder deutsch zu sein.

Historische und literarhistorische Denkwürdigkeiten.

Von Emil Ohly.

III.

Justinus Kerner,

„der Arzt, der auch Lieder sang."

II. Abschnitt.

Tübingen — Weinsberg.

Nachdem wir nun*) unsern Justinus Kerner aus den Räumen der Ludwigsburger Tuchfabrik heraus bis vor die Thore der Musenstadt Tübingen begleitet haben, wird es nun zunächst unsere Aufgabe sein, unsern geehrten Lesern ein lebendiges Bild seines Lebens und Strebens auf der Universität zu entwerfen.

Kerner hatte, als er die Universität bezog, dasselbe Alter, in welchem unsere jungen Leute nach Absolvirung der Gymnasialstudien zur Hochschule überzugehen pflegen, — er war 18 Jahre alt. Das sind denn auch die Jahre, in denen bei gehöriger Frische und Gesundheit der leiblichen Kräfte auch der Geist am frischesten, freiesten und frohesten und für alles Edle, Schöne und Gute am empfänglichsten ist.

Der väterliche Freund Conz, der den Jüngling schon so oft mit seinem Rathe aufgerichtet und mit seiner Hilfe unterstützt hatte, hielt das gegebene Wort und nahm Kerner in sein eigenes Haus auf. Dieser Aufenthalt dauerte jedoch nicht lange. Auf Conzens kräftige Verwendung hin kam er bald in den sogenannten „Neuenbau", eine Anstalt, in welche, laut alter Stiftungen, unbemittelte Studirende aus allen Facultäten aufgenommen wurden. Während er nun einerseits von Conz Privatunterricht in der classischen Literatur genoß, auch dessen philosophische und ästhetische Vorlesungen besuchte, widmete er sich andererseits mit unermüdlichem Eifer und einer gegen früher außerordentlichen Leichtigkeit dem Studium der ihm so lieb gewordenen Naturwissenschaften und seines eigentlichen Berufs, der Arzneikunde, in allen ihren einzelnen Zweigen. Seine Hauptlehrer waren in der Medicin: der Kanzler Autenrieth und die Professoren Kielmann und Gmelin, zu denen er in einem noch nähern und innigern Verhältnisse als in dem des Schülers zu den Lehrern, — zu denen er im Verhältnisse des Freundes zu den Freunden stand.

Der uns für diese Arbeit zugewiesene verhältnißmäßig kleine Raum erlaubt es nicht, alle Einzelheiten seines Studentenlebens unsern Lesern näher vor die Augen zu führen. Wir müssen uns damit begnügen, in flüchtigen Umrissen das Leben des Studenten Justinus Kerner zu zeichnen. Eins aber, weil es von fast prophetischer Bedeutung für sein späteres Wirken ist, darf hier nicht unerwähnt bleiben.

Jeder angehende Mediciner bekam zur eigenen Beobachtung einen Patienten von dem Kanzler Autenrieth zugewiesen, und bedeutsam ist es gewiß im höchsten Grade, daß der Patient, der unter unsers Kerners Beobachtung gestellt wurde, kein anderer war als — — der arme, unglückselige, geisteskranke Dichter Friedrich Hölderlin. Sein Gemüthsleiden war damals schon in ein Stadium getreten, daß man ihn aus dem Universitäts-Hospital — der Klinik — als vollständig unheilbar entlassen und bei einem Schreiner Namens Zimmer in Wohnung, Kost und

*) Siehe Seite 31.

Pflege gegeben hatte. Dort bewohnte der arme Dichter einen zum Hause gehörenden, dicht am Neckar stehenden alten Thurm und vegetirte noch an 30 Jahre elend dahin. In dem Thurme am Kernerhause zu Weinsberg, dem sogenannten „Geisterthurme“, in dem zu logiren der greise Dichter einst den Schreiber dieser Zeilen scherzweise einlud, weilte einst der liebe Nikolaus Lenau, der bald hernach, Hölderlins Schicksal theilend, der Nacht des Geistes anheimfallen und in ihr sein Leben enden sollte. Hölderlins Wahnsinn war übrigens, einige Ausnahmen abgerechnet, ganz harmloser Natur, und hatte der Unglückliche auch keine eigentlich lichten Augenblicke, so war doch der Verkehr mit ihm, der besonders von Seiten der Studirenden stets sehr lebhaft blieb, nichts weniger als gefährlich und selbst interessant für diejenigen, die sich aus Mitleid häufiger mit ihm abgaben, und denen sich Hölderlin meist fügsam wie ein Kind zeigte. Nur mußte der Besucher nicht vergessen, ihn so oft als möglich (mit seinem frühern Titel) „Herr Archivrath“ anzureden, worauf der arme Dichter nicht selten, unter vielen Verbeugungen, die Gegentitulatur: „Ew. Heiligkeit“ zurückgab. So sollte Kerner schon frühe das geheimnißvolle Wesen und Walten des Wahnsinns kennen lernen, dem er in spätern Jahren einen so bedeutenden Theil seiner Thätigkeit zu widmen bestimmt war.

In Tübingen fand nun unser Dichter sehr bald einen Jüngling, auf den er wohl das Wort anwenden konnte:

„Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern find'st Du nit.“

Gleiche Liebe zur Poesie, gleiche Liebe zu der deutschen Vorzeit mit ihren Sagen und Kunstdenkmälern verband die beiden jungen Männer auf's Innigste, und die Liebe und Freundschaft hat einer dem andern bis zum Tode treu bewahrt. Der Jüngling, den unser Dichter fand, war kein anderer als Ludwig Uhland, der ihm nunmehr in die Ewigkeit nachgefolgt ist. Zu den Beiden gesellte sich bald, als der Dritte im Bunde, Gustav Schwab, und nach ihm kamen noch andere Gleichgesinnte, von Liebe zur Poesie gleich warm begeisterte junge Männer, und in dieser Tafelrunde sehen wir denn die ersten lebenskräftigen Anfänge der „Schwäbischen Dichterschule“. Hier in Tübingen dichtete Kerner manches seiner besten Lieder, unter andern den „Ikarus“, den Clemens Brentano sogar irriger Weise für ein uraltes Lied hält. Der Ruf der schwäbischen Sänger erscholl sehr bald über die Grenzen des engern Vaterlands hinaus, und wir sehen mehrere derselben, vornehmlich aber unsern Kerner, als Mitarbeiter an dem von Leo von Seckendorf herausgegebenen „Musen-Almanach“ auftreten.

Um diese Zeit wurde besonders durch Jean Paul das „Morgenblatt für gebildete Leser“ eingeführt. Die Tübinger Freunde setzten ihm komischer Weise ein „Sonntagsblatt für ungebildete Stände“ entgegen. Das war eine eigenthümliche Idee! Gedruckt ward das Concurrenzblatt des „Morgenblatts“ nicht, hätte auch wohl schwer einen Verleger gefunden. Es existirte also blos im Manuscript; allein da existirte es wirklich und ward allsamstaglich auf Kerners Stube aufgelegt, um dann am nächsten Sonntage von den Mitgliedern der „Tafelrunde“ besprochen zu werden. Das Blatt enthielt kleinere kritische Arbeiten, Uebersetzungen, Gedichte u. drgl. mehr und zählte, außer Kerner und Uhland, die noch jetzt lebenden Karl Mayer und Köstlin zu seinen hauptsächlichsten Mitarbeitern. Kerner hat die Blätter gesammelt und unter der Aufschrift: „Rudera von dem von mir und den Freunden im Neuenbau herausgegebenen Sonntagsblatte“ unter seinen Papieren aufbewahrt. Dieses Blatt war auch illustrirt und zwar von Karl Mayers Hand. Die Randzeichnungen, meist Karrikaturen, sind noch in den Händen dieses Mannes. Wie schön wäre es, wenn diese Schriftstücke und Zeichnungen nebst so manchem Andern aus Kerners Nachlaß dem Publikum recht bald übergeben würden! Aus jener Tübinger „Neuenbau-Zeit“ stammt auch Kerners und Uhlands Posse: „die Bärenritter“, deren Gesänge ein anderer musikalischer Commilitone des „Neuenbaues, Friedrich Knapp, sehr artig in Musik gesetzt hat.

Im Jahre 1808 hatte Kerner seine Studia in Tübingen vollendet. Noch einige Monate aber hielt er sich in der Musenstadt auf, in der er so selige und fröhliche Jahre verlebt hatte, und an die ihn so traute Erinnerungen fesselten. Zum Gegenstande seiner „Doctor-Dissertation" — Abhandlung — hatte er sich „die verschiedenen Functionen der Gehör-Organe" gewählt. Kerners Doctor-Diplom lautet vom 20. December 1808 und ist ihm, wie wir später hören werden, als Gratulation zu seinem fünfzigjährigen Jubiläum von der medicinischen Facultät der Tübinger Hochschule auf's Ehrenvollste renovirt worden.

Der neuerdings durch die Veröffentlichung seiner Correspondenz mit Alexander von Humboldt und seiner Tagebücher wieder mehr bekannt gewordene deutsche Schriftsteller Karl Aug. Varnhagen von Ense hat in seinen „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens" dem Zusammentreffen und Leben mit Kerner in Tübingen einige höchst interessante Seiten gewidmet. Wohl lohnte es sich der Mühe, den Varnhagen für unsere Leser auszuschreiben; allein wir müssen an den uns zugemessenen Raum alles Ernstes denken und es den verehrten Lesern überlassen, das Betreffende in den „Denkwürdigkeiten ꝛc." selbst nachzulesen.

Kurze Zeit nach Varnhagen verließ unser Dichter sein Tübingen und seine Heimath, um sich auf größern Reisen, besonders in den Hospitälern Wiens, für den zukünftigen praktischen Beruf weiter auszubilden. Varnhagen war seine ganz besonderen Wege gegangen; allein soweit auch die Bahnen der Freunde auseinandergingen, in der Kaiserstadt Wien fanden sie sich auf eine interessante Art wieder. Varnhagen besaß im Ausschneiden aus Papier und Kerner im Spiel der Maultrommel eine eigene Virtuosität. Dem Einen war an der Scheere, dem Andern an der Maultrommel ein Unglück passirt. Kaum hat der Letztere sein Instrument einem Metallarbeiter zur Reparatur gegeben und ist davon gegangen, so kommt Varnhagen und bringt die Scheere. „Was es doch für eigene Liebhabereien gibt", — sagt der Handwerker — „da war eben ein Herr da, der spielt — und er zeigt die Maultrommel — dieses sonderbare Instrument." Varnhagen erkennt seines Kerners Maultrommel, die der Freund ja wieder abholen mußte, und bestellt ihn in ein Kaffeehaus, wo sich denn die Beiden, voller Freude über das nicht geahnte Wiedersehen, unter Thränen in die Arme sinken.

Ehe wir nun in der Zeichnung des Lebensbildes unseres Justinus Kerner weiter fortfahren, müssen wir einen Blick rückwärts in das Jahr 1807 werfen und eines Ereignisses aus demselben gedenken, welches für das ganze Dasein unseres Dichters von der größten Bedeutung gewesen ist.

Es war im Herbste des Jahres 1807, als Kerner von Tübingen aus mit einer Gesellschaft eine Lustparthie auf den bei Reutlingen gelegenen Berg, „die Achalm", machte. Während Alles fröhlich, heiter und guter Dinge rüstig voranschritt, gewahrte Kerner ein junges Mädchen, welches, scheinbar in trübe Gedanken versunken, sich abseits von der Gesellschaft zu halten suchte. Das Mädchen machte seine Theilnahme rege, und nach etwelchem Besinnen trat er zu ihm hin und redete sie an in Göthe's Worten:

„Wie kommt's, daß Du so traurig bist,
Wo Alles froh erscheint?
Man sieht Dir's an den Augen an:
Gewiß, Du hast geweint!"

Das Mädchen, von welchem wir hier reden, war Friederike — Rikele — Ehemann, Tochter erster Ehe des Professors der Klosterschule in Denkendorf, Philipp Friedrich Ehemann, der schon den Eltern unseres Dichters nicht unbekannt gewesen war. Er war vorher Pfarrer zu Ruith auf den Fildern bei Stuttgart, wo ihm diese Tochter, fast um dieselbe Zeit wie Justinus, geboren wurde. Er starb im Jahre 1804 als Pfarrer zu Großbottwar. Die Mutter seiner Friederike war bereits 1788 ihm in die Ewigkeit vorausgegangen.

Das Mädchen faßte sich ein Herz und erzählte dem gemüthlichen Jüngling die Schicksale und Führungen seines Lebens, namentlich wie es schon so lange Waise

sei und in nicht ganz freundlichen und angenehmen Verhältnissen bei Verwandten in Tübingen, theils und theils auch anderswo zubringe. War doch Kerners Schicksal dem des Mädchens nicht ganz unähnlich, und so meinte er, sie Beide würden nicht übel für einander passen und sollten sich wohl, da die Herzen sich so schnell gefunden, auch eben so schnell die Hände reichen zum Bunde für Zeitlebens. Gesagt, gethan, — Justinus Kerner hatte sein Rikele, die treue Gefährtin seines Lebens, gefunden.

Von diesem Finden der Geliebten aber singt der Dichter unvergleichlich schön in folgenden Strophen:

„Ueber den Fildern, über den Bäumen,
Auf der Achalm hohem Haupt,
Sah ich sie im Gold des Morgens,
Hat sie mir das Herz geraubt.

Ueber die Filder, über die Bäume
Stieg die Lerche himmelwärts,
Sang ihr Lied, als ich sie drückte
Da auf ewig an mein Herz."

Die Welt urtheilte nicht günstig über dieses unter Gottes freiem Himmel, „auf der Achalm hohem Haupt" geschlossene Bündniß. Wer will denn auch viel dagegen sagen, wenn sie die Verlobung des einundzwanzigjährigen, vermögenslosen Studiosen, ohne jegliche Aussicht auf ein gesichertes Auskommen, für einen großen, nicht zu entschuldigenden Leichtsinn hielt?

Die Zeit der „jungen Liebe" sollte denn für Justinus und sein Rikele eine Zeit der Leiden, weil eine Zeit der langen Trennung werden, von der der Bräutigam singt:

Herz vom Herzen losgerissen,
Wandelnd in der Fremde bang,
Ward Dein Stern, Dein frommer Glaube
Meiner in den Finsternissen,
Meine Liebe, mein Gesang:
So der Welt ward keins zum Raube,
Bis ich gänzlich Dich errang.

Wir haben schon vorhin erzählt, daß Kerner nach Beendigung seiner Studien und Erlangung der Doctorwürde die Musenstadt Tübingen und das Schwabenland verlassen habe, um sich zu seiner Ausbildung auf Reisen zu begeben.

Das erste Ziel derselben war nicht Wien, wie man vielleicht aus unserer Erzählung von dem sonderbaren Zusammentreffen mit Varnhagen zu schließen geneigt sein dürfte. Wir haben dieses Zusammentreffen durch Maultrommel und Scheere deshalb schon früher erzählt, weil es uns an dem betreffenden Platze so zu sagen in die Feder gelaufen ist.

Seine größere Reise begann Kerner also im Frühjahr 1809. Sie ging über Frankfurt a. M. nach Hannover und von da nach Hamburg. Hier besuchte er noch seinen Bruder Georg, sah ihn aber leider auch zum letzten Male. Durch den Bruder lernte er auch den holländischen Gesandten bei den Hansa-Städten Reinhold, kennen. Varnhagen war nicht mehr hier, dagegen fand Kerner seine geistreiche Schwester Rosa Maria Varnhagen und deren Freundin Amalie Weiße, — nachher verehelichte Schoppe — die sich später als Romanschriftstellerin bekannt gemacht hat. Mit beiden Damen schloß Kerner ein Freundschaftsbündniß, welches bis zum Tode bestanden hat.

Das zweite Ziel der Reise, das von Hamburg aus verfolgt wurde, war Berlin, wo es an den interessantesten Bekanntschaften auch nicht fehlte. Hier war der Verfasser des „Peter Schlemihl", Adalbert Chamisso, und der Dichter der „Undine", Friedrich de la Motte Fouqué. Ueber Dresden ging dann die Reise nach Böhmen, wo der Bruder Karl in Freystadt als Generalstabsquartiermeister garnisonirt war, und von da aus war dann das letzte Reiseziel, die Kaiserstadt an der Donau, bald erreicht.

In Wien blieb Kerner den ganzen Winter über, war fleißig im Besuch der Hospitäler und versäumte auch sonst nicht, anzuschauen, was die berühmte Stadt von Bemerkens- und Anschauenswerthem immer nur darbot. Durch Varnhagens Vermittlung wurden auch hier manche neue und interessante Bekanntschaften gemacht, auch Abends sehr oft die Theater besucht, wo die Aufführung der Wiener Localstücke unsern Dichter ganz besonders interessirte und amüsirte. Von den ausgezeichneten Personen, die der Dichter in Wien kennen lernte, sind zu nennen: Friedrich Schlegel und seine geistreiche Gattin Dorothea, sowie der damals schon berühmte Componist und Tonsetzer Ludwig von

Beethoven. Ein junger, jüdischer Arzt aus Königsberg, David Assur, der ebenso wie Kerner zum Besuche der Hospitäler in Wien sich aufhielt, trat ihm durch seine wissenschaftliche Bildung und besonders durch seine poetische Begabung näher. Dieser David Assur trat denn später, äußerlich wenigstens, zum Christenthum über, nannte sich Assing, wurde der Gatte von Rosa Maria Varnhagen und so der Vater der berüchtigten, aus Preußen flüchtigen Ludmilla, der schamlosen Herausgeberin der Varnhagen'schen Tagebücher. Noch einer andern Bekanntschaft ist hier Erwähnung zu thun, der Bekanntschaft mit Ludwig Stoll, dem Sohne eines Wiener Arztes, einem höchst begabten, aber in Folge verkehrter politischer Anschauungen verkommenen Menschen, dem Uhland das Gedicht: „Auf einen verhungerten Dichter" widmen konnte. Stoll ward von Kerner sehr oft mit etwas unterstützt, woran bei dem letztern auch nicht gerade großer Ueberfluß war, — mit Geld. Es ist auch vorgekommen, daß Kerner dem verlumpten und verlappten Busenfreunde auf dem Wege zum Prater und seinen Freuden unter einem sogenannten „Durchhause" die zerrissenen Schuhe mit englischem Pflaster aus seinem Verband-Etui flickte.

Im Jahre 1810, und zwar im Frühling, verließ Kerner das ihm lieb und werth gewordene Wien, um über München, Regensburg, Nürnberg und Augsburg in die Heimath zurückzureisen und sich umzusehen, ob und wo in derselben der Vogel ein Haus und die Schwalbe ein Nest fände. Nachdem er in Nürnberg an den Kunstschätzen, besonders an Albrecht Dürers Meisterwerken sich gelabt, in Augsburg auch sein langentbehrtes „Rikele" bei Verwandten wiedergefunden, ging's dann in Gemeinschaft mit der Geliebten dem theuern Vaterlande mit raschen Schritten zu.

In Ludwigsburg ward ein kurzer Aufenthalt gemacht, auch war bei den Freunden in Tübingen des Bleibens nicht lang. Unser Freund sehnte sich, des Herumwanderns müde, nach einem festen Wohnplatze. Er glaubte ihn, als er sich in dem kleinen Städchen Dürrmenz als practischer Arzt niederließ, gewißlich gefunden zu haben, allein dem war nicht also. Die Praxis wollte nicht in den Zug kommen. Mißmuthig zog der junge Arzt dem Enzthale hinauf in die Berge und Wälder des Schwarzwalds und siedelte sich in Wildbad an. Die Zeit seines Aufenthaltes an diesem Orte ist verhältnißmäßig die reichste und fruchtbarste seines literarischen Schaffens sowohl auf dem Gebiete der Medizin, als auch auf dem der Dichtkunst. Hier vollendete Kerner seine größte poetische Arbeit: „die Reiseschatten von dem Schattenspieler Lux", hier beschäftigte ihn die Herausgabe des „poetischen Almanachs", der im Verlage von Gottlieb Braun — eines Jugendfreundes Kerners — 1812 erschien, und in dem außer den seinigen auch schätzenswerthe poetische Gaben von L. Uhland, — pseudonym Volker — Karl und August Mayer, Varnhagen, Conz, Chamisso, Hebel, Otto Heinrich von Loeben u. A. niedergelegt waren. Im Jahr 1818 erschien der Almanach in einer neuen Auflage unter dem Titel: „Romantische Dichtungen von Fouqué, Hebel, Kerner, Schwab u. A." Hier in Wildbad verfaßte Kerner auch seine erste medizinische Schrift: „Das Wildbad im Königreich Württemberg", die im Jahre 1812 zum ersten Male, darauf aber noch in drei weitern, vermehrten und verbesserten Auflagen erschien. Der Biograph des Dichters, Herr Dr. Aimé Reinhard, sagt von dieser Schrift, die wir selbst nicht gelesen haben:

„Sie ist ein wahres Muster von Topographie, welches seinen Gegenstand nach allen Seiten in vollendeter Form veranschaulicht. Wenn die klare und einfache Darstellung der Hauptquellen und ihrer Wirkungen uns den streng wissenschaftlich forschenden Arzt erkennen läßt, der die Wohlthaten der „Enzfey" seinen Mitmenschen offenbart, so werden wir dagegen an den Dichter erinnert, wenn er uns in blühender Sprache die herrliche Natur jenes „„unterirdischen Thales"" schildert und die Sagen aus seiner Umgegend erzählt. Kerners Werkchen hat das Verdienst, sowohl seine Landsleute, als das Ausland auf den Werth des bis dahin ganz unbeachtet ge-

wesenen Schwarzwaldbades aufmerksam gemacht zu haben."

Als die Schrift über das Wildbad im Drucke erschien, war ihr Verfasser übrigens dort nicht mehr zu finden. Anfangs des Jahres 1812 war er nach Welzheim übergezogen, allwo sich ihm ein ganz neues Feld für seinen wissenschaftlich-medizinischen Forschungskreis öffnen sollte.

Kaum aber hatte er festen Fuß in seinem neuen Wohnorte gefaßt, so traf ihn und die ganze Familie ein nicht geahnter und darum um so härterer Schlag. Eben schickte sich der noch immer in Hamburg wohnende Bruder Georg dazu an, mit seiner Familie einen Besuch in der so lange nicht gesehenen Heimath zu machen, als ihn plötzlich der Tod ereilte. Unsern Justinus, für den sich Bruder Georg immer so zärtlich interessirt, und der auch gerade diesem Bruder so Vieles dankte, beugte der Verlust tief darnieder, und die Wunde wollte lange, lange nicht vernarben. Er setzte ihm ein Denkmal seiner dankbaren Liebe in drei Sonetten, die sich unter dem Titel: „Todtenopfer" in der Sammlung seiner lyrischen Gedichte finden. Wir können es uns nicht versagen, das zweite dieser Sonette hier einen Platz finden zu lassen:

„Du, theurer Bruder! der durch's steilste Leben
Kraftvoll, ein Wandrer ohne Stab, gegangen!
O könnt' auch ich die Herberg' bald erlangen,
Die dir der Tod, der letzte Wirth, gegeben.

Nach hellem Trunk von heimathlichen Reben
Trugst du im fernen Norden heiß Verlangen.
In dieser Herberg' hast du ihn empfangen,
Liebend der Heimath Geister dich umgeben.

Und nach dem Weg voll Unruh und Beschwerde,
Wie ruhen süß nun deine müden Glieder!
Wie ist dir's wohl im heimathlichen Bette!

Noch tobet wüster Streit hier auf der Erde,
Still blickt der Mond auf deinen Hügel nieder,
Und Blumen blühen friedsam an der Stätte."

Das Jahr 1813 war für Kerner ein sehr denkwürdiges Jahr. Im Februar d. J. führte er endlich nach langem Harren und Hoffen sein geliebtes „Rikele" heim, und mit dieser vortrefflichen Frau zog der Geist des Friedens und des häuslichen Glückes ein. Noch im December desselbigen Jahres ward den Beiden das erste Töchterlein geboren, das Varnhagens Schwester aus der Taufe hob, und das auch von ihr die Namen Rosa Maria führte. Der Pathe aus Schwaben, Ludwig Uhland, begrüßte das Kind mit dem schönen Gedichte: „Auf das Kind eines Dichters", indem er sang und sagte:

„Sei uns willkommen, Dichterkind,
An deines Lebens goldner Pforte!
Wohl ziemen dir zum Angebind'
Sich Lieder und prophet'sche Worte.

. . . .

Was einst als Ahnung, Sehnsucht nur
Durchdrungen deines Vaters Lieder,
Das sinkt von sel'ger Himmelsflur
Als reiches Leben vor dir nieder."

In Welzheim entfaltete unser Justinus nicht weniger als im Wildbade eine große literarische Thätigkeit. Noch von Wildbad aus hatte er mit seinen Freunden zur Herausgabe eines zweiten poetischen Almanachs: „der deutsche Dichterwald", sich verbunden, der auch wirklich auf das Jahr 1813 erschien und außer vielen Beiträgen von schon genannten Freunden besonders Kerners liebliches Kindermärchen „Goldener" enthielt. Der „Goldener" ist eigentlich keine selbstständige Dichtung, sondern nur die Einlage zu der prosaischen Dichtung: „die Heimathlosen". Die „Heimathlosen" wurden im „Morgenblatte" zuerst abgedruckt, und Kerner blieb von da an mit diesem trefflichen Cotta'schen Blatte, dem er einst im „Neuenbau" mit den Freunden das „Sonntagsblatt" entgegengesetzt hatte, in fortdauernder freundlicher Verbindung.

Doch wir dürfen uns bei der literarischen Thätigkeit des Mannes nicht zu lange aufhalten und wollen darum, ohne weitere Erzeugnisse derselben aus dieser Periode zu nennen, in der Ausführung seines Lebensbildes weitergehen.

Die Gegend von Welzheim, der sogenannte „Welzheimer Wald", ist besonders durch die ausgedehnte Cultur seines schönen Flachses auch weiter hinaus bekannt. Dieser Culturzweig seines neuen Wohnorts, der Flachs, gab ihm — so weiß der wahre Dichter auch an das Kleinste

anzuknüpfen! — den Stoff zu den mitunter schönsten Liedern. Wie diese Pflanze, die zur Zeit ihrer Blüthe ganze Felderstrecken wie mit einem himmelblauen Schleier deckt, das Menschenkind von seiner Wiege bis zum Sarge begleite, davon singt der Dichter in folgenden Strophen:

„Zarten Leib in dich gekleidet,
Tritt das Mägdlein zum Altare;
Liegst, ein segnend Kreuz, gebreitet,
Schimmernd über dunkler Bahre.

Bist des Säuglings erste Hülle,
Spielest lind um seine Glieder;
Bleich in dich gehüllt und stille
Sinkt der Mensch zur Erde wieder."

An dieses wunderbar schöne Lied knüpft der Dichter „das Lob der Spindel" mit einer sehr ernsten Mahnung an die Frauen- und Mädchenwelt unserer Tage, dieses längst vergessene, aber lobens- und ehrenwerthe Hölzlein wieder zu gebührenden Ehren zu bringen.

„Sitzt fromm dahin und drehet
Die Spindel recht mit Fleiß."
. . . .
„Spinnt fort in alter Weise,
Zart, — aber stark und gut!"

Doch nicht nur Stoff für seine Lieder und Liedlein gab dem Dichter der „schneeige Lein" des Welzheimer Waldes. Der Dichter war auch ein practischer Mann, nicht, wie so manche seiner Collegen, stets in höheren Regionen schwebend und lebend. Und in diesem seinem „practischen Sinn" sorgte er nicht allein für bessere Cultur des sangeswerthen Gewächses, sondern auch dafür, daß es nach Außen hin den ihm mit Recht gebührenden Namen bekam. Fast Jahr aus, Jahr ein liefen im Hause des Doctors zu Welzheim mitunter massenhafte Bestellungen auf Flachs ein, und wer von den Verwandten und Bekannten an den langen Winterabenden einen „starken und guten", aber auch „zarten" Faden an dem Rädlein drehen wollte, der schrieb ein Billet an „das Rikele", und das „Rikele" sorgte für das Gewünschte in erster Qualität.

Es ist eine ganz unbestrittene Thatsache, daß der Doctor und sein eheliches Hausweib „Rikele" durch die Befürwortung und Empfehlung des Welzheimer Flachses in Nah und Fern nicht wenig zur Hebung des Wohlstandes in dieser nichts weniger als wohlstehenden Gegend beigetragen haben.

In Welzheim fing unser Doctor aber eine ganz eigenthümliche Art wissenschaftlicher medicinischer Untersuchungen an. Verschiedene, dieser Gegend eigenthümliche Krankheitserscheinungen und Formen — auch der sogenannte „Cretinismus" wird hier vielfältig gefunden — führten Kerner auf die Erforschung der jedenfalls ganz eigenthümlichen Ursachen. Er fand sie in den in der Armuth der Gegend bedingten, vielfach verdorbenen und kümmerlichen Nahrungsmitteln der arbeitenden Classen, insonderheit aber in einer in alten, verdorbenen Würsten enthaltenen sogenannten „Fettsäure", — dem „Wurstgifte."

So stand's im „Welzheimer Walde." Im Jahre 1815 ward Kerner als Oberamtsarzt nach Gaildorf versetzt und fand dort dieselben Erscheinungen, weshalb er nicht allein selbst seine Untersuchungen emsig fortsetzte, sondern auch verschiedene benachbarte Collegen veranlaßte, an denselben sich zu betheiligen. Die Regierung, die er von den Resultaten seiner chemischen Untersuchungen über das „Wurstgift" in Kenntniß gesetzt hatte, erkannte seine Verdienste um den Gesundheitszustand seines ärztlichen Bezirks und um die ärztliche Wissenschaft belobend an und wies ihm jährliche Summen aus öffentlichen Mitteln zu, um die Experimente, die er sogar an seinem eigenen Körper machte, weiter fortzusetzen.

Der Neid, der bekanntlich im ärztlichen Stande in ungeheuerlicher Weise existirt und sich breit macht, suchte auszusprengen, die ganze Sache mit dem „Wurstgift" und dessen verderblichen Folgen sei nur eine dumme Flirre und fixe Idee des Doctors. Wenn nun auch der arme, körperlich, geistig und namentlich sittlich verkommene Heinrich Heine in fast täppischem Judenwitze unsern Dichter „den Wurstkerner" nennt, der nichts als tanzende Stiefeln und vergiftete Blutwürste sehe, wenn er ferner räth, dem gewiß sittlich reinen schwäbischen Sänger ein Monument aus Eichenholz, mit rother Oelfarbe angestrichen, zu errichten, — er hat das

natürlich noch zu Kerners Lebzeiten gethan, — so wollen wir ihm den armseligen Spaß lassen. Soviel aber ist gewiß, daß kein Literarhistoriker auf Kerner das Wort anwenden wird, was Heine's Freund und Biograph Alfred Meißner auf ihn anwendet:

„Das Schweigen der Völker ist das Gericht über seine Könige."

Zu bemerken ist hier, daß Justinus Kerner um diese Zeit auch der Politik nicht fremd blieb. In den Verfassungskämpfen zwischen den Ständen und der Regierung, die damals geführt wurden, stand er entschieden auf der Seite der letzteren; denn die Regierung war viel freisinniger als die Stände, die, während die Regierung mancherlei heilsame Reformen wollte eintreten lassen, mit ungemeiner Zähigkeit am alten Rechte und Herkommen fest zu halten entschlossen waren. L. Uhland, der später, namentlich auch im Frankfurter Parlamente, ganz anders dachte und in ganz anderm Sinne wirkte, hatte sich damals auf die Seite der Württembergischen Stände geschlagen.

Am 14. Juni 1817 erhielt Kerners Familie einen neuen Zuwachs durch die Geburt seines Sohnes Theobald, des jetzigen Hofraths und Arztes in Cannstatt bei Stuttgart, der die poetische Ader von seinem Vater ererbt hat.

Kurz vor der Geburt dieses Kindes mußte unser Doctor eine rechte Angst ausstehen um sein ältestes, die schon genannte Rosa Maria. Die Mutter Kerners wohnte als Wittwe im Hause ihres Schwiegersohnes, des Pfarrers in Ilsfeld, und sie, die nicht recht wohl war, zu besuchen, hatte er sein Wäglein angespannt und seine Rosa Maria mitgenommen. Das Hemmwerk des Wagens mußte wohl nicht recht im Stande, oder von dem Doctor in allzu großem Vertrauen auf die Sicherheit des Pferdes nicht sorgfältig genug angewandt worden sein. Kurz, in der Nähe von Löwenstein, an einem Abhange, da er selbst vom Wagen gestiegen war und zur Seite des Pferdes ging, gerieth der Wagen in den Schuß, das Pferd war nicht mehr im Stande, ihn zu halten, und ehe der Vater sich's versah, lag Kind, Pferd und Wagen unten. Dem Pferde hatte es nichts gethan, das Wäglein aber war entzwei, und das arme Kind — — hatte das Aermchen gebrochen. Rosa Maria war damals 4 Jahre alt, und der Vater mußte sie mehrere Stunden weit tragen.

Einige Tage darauf starb auch die Mutter, der der Besuch gegolten hatte. Ludwig Uhland, dem der Freund die herben Geschicke mitgetheilt hatte, drückte seine Theilnahme in einem vom 24. Juni 1817 datirten Briefe in folgenden Worten aus:

„So ist das vorschreitende Leben! Während man die Hand dem neugeborenen Geschlechte reicht, muß man die andere von dem absterbenden schmerzvoll losreißen."

„Kein Unglück kommt allein." Die Wahrheit dieses Sprichworts erfuhr Justinus nicht allein hier, sondern gar zu oft in seinem Leben, und man kann ihm daher die ungemeine Aengstlichkeit nicht zu sehr verargen, die ihm bis zu seinem Ende eigen gewesen ist, wobei übrigens ausdrücklich bemerkt werden muß, daß sich von dieser Aengstlichkeit nie eine Spur in seinem öffentlichen und amtlichen Leben zeigte. Während er, wo es Haus, Familie, Weib und Kind betraf, sehr ängstlich war, so daß es einem Unbefangenen übertrieben vorkommen konnte, — wo das Amt und die Pflicht des Berufes ihn riefen, da war er ein ganzer Mann „ohne Furcht und Tadel" und zeichnete sich grade dadurch vor vielen seiner Collegen aus. Wir hörten schon, mit welcher Furchtlosigkeit er die Untersuchungen über das „Wurstgift" am eigenen Körper fortsetzte, und müssen noch am Schlusse hinzufügen, daß seine späteren Untersuchungen über die „Fettsäure" (acidum zoonicum), die eine austrocknende Wirkung auf die Augendrüsen ausübt, vielleicht die erste Ursache seiner spätern Erblindung gewesen sein mögen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Hocker.

Von F. H. Snell zu Hohenstein in Nassau.

(Mit einer Abbildung.)

Wie von Seiten des Pflanzenreichs es hauptsächlich die Blumen sind, welche die Natur zieren und schmücken, so sind es unter den Thieren die Vögel und unter diesen wieder vorzugsweise die Hocker oder Singvögel, welche den Schmuck der Schöpfung bilden.

Wir bewundern einen von Menschenhänden erbauten und schön ausgeschmückten Palast.

„Auf Säulen ruht sein Dach,
„Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
„Und Marmorbilder steh'n und seh'n mich an."

Ja auch Scenen aus der Natur, Landschafts- und Thierbilder „sehen uns da an," und wir finden es ganz in der Ordnung, daß dieser Glanz und Schimmer sorgfältig geschätzt wird, daß man die kostbaren Gemälde durch Florvorhänge vor Staub und Beschädigung wahrt.

Nun in der Natur haben wir einen Prachtbau, der das Alles übertrifft! Da haben wir das, was dort nur abgebildet ist, — „in natura", da haben wir die Vögel nicht nur in ihrer Farbenpracht schimmernd, sondern auch lebend und liebend, singend und musicirend, und haben dabei noch den Vortheil, daß das Alles nichts kostet, — nichts herzurichten und zu unterhalten, nichts zu besuchen und zu beschauen. Jederzeit oder wenigstens jeden Sonntag steht auch dem von des Lebens Arbeit gefesselten Menschen der Besuch offen, und er braucht nicht einmal die 6 Kr. in der Tasche zu haben, welche die Sonntagsbesucher der „Zoologischen Gärten" zu zahlen haben. O wären wir doch einmal so weit, daß wir es ebenfalls ganz in der Ordnung fänden, daß der Prachtbau der Natur und daß besonders die lieblichen Sänger in demselben so sorgfältig vor jeder Schädigung geschützt würden, wie das bei den Prachtwerken der Menschen und ihrem Schmucke geschieht!

Um dafür unsere Leser immer mehr anzuregen und zu gewinnen, wollen wir jetzt Einiges aus dem Leben der Sänger der Natur mittheilen.

Die auf unserem Bilde zusammengestellten Vögel nennt man Hocker, weil sie nicht aufrecht stehen, sondern mit in den Gelenken stark gebogenen Beinen sitzen, also gleichsam hocken. Die Ordnung faßt die kleineren und kleinsten der Vögel in sich. Die Schnabelwurzel ist ohne weiche Haut, meist mit einer Art Schnurrbart von borstenartigen Federchen, Hals und Füße unter mittellang, oft sehr kurz, Schwanz stets zwölffederig, Kopf und Augen groß, Beine bis auf die Ferse befiedert, die hinterste Zehe die kürzeste, aber mit dem stärksten Nagel versehen.

Sie haben mit wenigen Ausnahmen einen besonderen Singmuskelapparat am Kehlkopfe. Vermittelst desselben bringen sie ihren Gesang hervor, wiewohl es auch einige unter ihnen gibt, und zwar die größten, die Raben, deren Töne von uns gerade nicht als Gesang angesehen werden!

Diese Vogelordnung ist äußerst zahlreich an Gattungen und Arten. Es gehören hierher die Gattungen: Rabe (Krähe, Corvus), Würger (Lanius), Fliegenschnäpper (Muscicapa), Seidenschwanz (Ampelis), Drossel (Turdus), Pirol (Oriolus), Wasserschmätzer (Cinclus), Steinschmätzer (Saxicola), Sänger (Sylvia), Rohrsänger (Salicaria), Laubsänger (Ficedula), Braunelle (Accentor), Goldhähnchen (Regalus), Zaunkönig (Troglodytes), Bachstelze (Motacilla), Pieper (Anthus), Lerche (Alauda), Ammer (Emberiza), Meise (Parus), Fink (Fringilla), Wiedehopf (Upupa), Schwalbe (Hirundo) u. s. w., ebenso viele ausländische Vögel, von welchen wir nur den prachtvollen Paradiesvogel (Paradisea) und den Kolibri (Fliegenvogel, Trochilus), ausgezeichnet durch seine scheidenartige Zunge, hier nennen wollen.

Wir halten uns hier an die einheimischen Arten. Denn es ist soviel Merkwürdiges in ihrem Leben, daß man nicht weiß, was man davon für einen kurzen Aufsatz auswählen, und womit man beginnen soll. Wer mehr auf das Nützliche in der Natur sieht, der wird sein

Hauptaugenmerk auf die Nahrung dieser Vögel richten, wer mehr auf das Schöne sieht, der wird zuerst nach ihrem Gesang, ihren Sitten und Lebensgewohnheiten oder, wie der alte Naturforscher Bechstein sagte, nach ihren „empfehlenden Eigenschaften“ *) fragen. Da es aber nun mehr Menschen gibt, welche auf das Nützliche, als welche auf das Schöne sehen, so wollen wir mit dem Ersteren, mit der Nahrung anfangen.

Singvögel — nützlich — Nahrung, — wenn wir diese drei Worte zusammenstellen, so wird hoffentlich kein deutscher Leser uns so mißverstehen, als ob wir damit sagen wollten, die Singvögel seien als Nahrungsmittel für den Menschen nützlich. In Italien, Spanien, Frankreich (wiewohl in letzterem Lande die Regierung neuerlich mit aller Kraft entgegenarbeitet) kennt freilich das Volk keinen anderen Nutzen der Vögel, als daß sie sich essen lassen, und begreift nicht, daß ein Singvogel, der kaum einen Bissen für den ihn verzehrenden Menschen abgibt, unmöglich so wundervoll organisirt sein kann, um von uns verzehrt zu werden.

Nein die Nahrung der Singvögel selbst, — daß dieselben auf eine solche Nahrung angewiesen sind, wie sie sind, das ist der Nutzen für uns. Ihre Nahrung besteht nämlich — um die Hauptsache gleich zusammenzufassen — einerseits in solchen kleinen Thierchen, welche uns schädlich sind, andrerseits in den Sämereien der Unkräuter, welche wir nicht minder hassen.

Treten wir nun einmal in die Natur! Doch wir haben's nicht einmal nöthig! Blicken wir nur durch unser Fenster in den Garten nach unserem von Raupen angefressenen Kraute: da sehen wir eine Kohlmeise (Strahlmeise, Parus major), welche eine Raupe nach der anderen abliest und verzehrt, und dort ein Rothschwänzchen (Sylvia Tithys) und einen Goldammer (Emberiza citrinella), welche demselben Geschäfte obliegen. Diese 3 Vögel fressen (da jeder Vogel auf bestimmte Arten von Ungeziefer angewiesen ist) die grünen Krautraupen (Papilio rapae *L.*). Und das ist dieselbe Kohlmeise, welche hauptsächlich in den sogenannten Meisenkasten (Meisenkörben) von den Knaben gefangen wird, obgleich dieselben, wenn auch nicht jenes, so doch das sehr wohl wissen, daß sie auf den Obstbäumen die Raupengespinnste (Nester) ausfrißt, welche ihr deshalb auch im Zimmer von den Knaben selbst häufig als Futter vorgelegt werden! — Das ist dasselbe Rothschwänzchen, welches von vielen Bienenzüchtern beständig verfolgt wird, weil es bisweilen in der Noth ein paar Bienen fängt, zerhackt und mit Beseitigung des Stachels verzehrt, (denn das thut das Vögelchen wirklich, obgleich einige Naturforscher behaupten, es könne nur die stachellosen Drohnen fressen.) — Und das ist derselbe Goldammer, welcher im Winter in den Höfen und Ställen in Menge geschossen und gefangen wird, weil die Leute meinen, weil er im Winter sich ein paar Körnchen Getreide aus dem Miste und dem ausgedroschenen Stroh heraussucht, so müsse er auch im Sommer an das auf dem Felde stehende Getreide gehen, was aber nicht der Fall ist.

Das sind einige Feinde der grünen Krautraupen, und zwar solche, welchen für ihre Dienstleistung oft schlecht gedankt wird. Ebenso hat die für die Obstbäume so verderbliche Raupe des Frostschmetterlings (Geometra brumata) zahlreiche Verfolger unter den Singvögeln z. B. den Sperling, die Grasmücken (Sylvia), Laubsänger u. s. w. Sehr schädlich sind ferner die zahlreichen Arten von Erdraupen (Noctua), indem sie die Wurzeln der Gewächse abfressen. Sie werden vertilgt durch die Staaren (Sturnus vulgaris) und durch das Rabengeschlecht, besonders die Saatkrähen (Corvus frugilegus) und Dohlen (C. monedula). Die Raben bemächtigen sich der Erdraupen nicht nur, wenn sie herausgepflügt werden, sondern sie bohren dieselben auch, von ihrem außerordentlich feinen Geruch geleitet, vermittelst des Schnabels aus dem Boden, was bei der Saatkrähe, welche diesem Geschäfte besonders eifrig obliegt, die Folge hat, daß die Federchen an der Wurzel ihres Schnabels stets abgerieben sind, — ein Merkmal, welches sie von der gemeinen Krähe oder dem gemeinen Raben (Corvus

*) Dieß ist in Bechsteins „Naturgeschichte der Stubenvögel“ bei jedem einzelnen Vogel eine stehende Rubrik.

Corone) unterscheidet. Diejenigen Landwirthe, welche ihre Freunde kennen, freuen sich, wenn die Saatkrähen mit den Dohlen, ihren unzertrennlichen Reisegefährten, von Norden her im Oktober gezogen kommen; aber an ihren Brutplätzen werden sie oft schmählich traktirt. Weil sie nämlich gesellig ihre Nester beisammen anlegen, so machen sich die „Sonntagsjäger" oft das sogenannte Vergnügen, die flüggen Jungen, welche auf dem Rande der Nester und auf den Baumzweigen sitzen, in Masse herunterzuschießen. Ist das nicht ein Teufelsvergnügen? Und sollten diejenigen, die sich dasselbe machen, nicht mit gebührender Strafe belegt werden?

Wir haben mit den Feinden der Raupen begonnen, da diese Insekten nur im Larvenzustand schädlich sind. Aber auch als Schmetterlinge werden sie von vielen Hockern verfolgt. Statt aller sei hier nur der Ziegenmelker (Nachtschwalbe, Caprimulgus europaeus) genannt. Dieser merkwürdige Vogel mit den großen Augen und dem weiten Rachen nährt sich, wenn die Witterung nicht so ist, daß keine Schmetterlinge fliegen, ausschließlich von Nachtfaltern. Er zeigt dem Schmetterlingssammler an Waldsäumen, auf Haiden ꝛc. die warmen, gegen den Wind geschützten Plätzchen an, welche von den Nachtschmetterlingen besonders geliebt werden; denn da ist er jeden Abend anzutreffen, jagt mit dem Sammler um die Wette nach den Faltern und schnappt ihm manche Seltenheit weg! So werden durch diese beiden nützlichen Geschöpfe, nämlich den Ziegenmelker und den Schmetterlingssammler, eine Masse der schädlichsten Kerbthiere vertilgt! Man soll daher beide sorgfältig segnen, der Jäger den Ziegenmelker und der Pädagog, der Erzieher, die schmetterlingsammelnden Knaben! Der Leser nehme das nicht blos als Scherz. Es ist wirklich nothwendig, die in vielen Schulen eingerissene Sammelwuth der Knaben von den Eiersammlungen ab- und auf die Schmetterlinge (oder Käfer ꝛc.) hinzuleiten; denn es ist doch viel besser, wenn die Knaben selbst Schmetterlinge fangen, als wenn sie die Eier der Vögel, welche die Schmetterlinge und Raupen vertilgen, sammeln, da in Beziehung auf den naturwissenschaftlichen Unterricht bei beiden selten viel herauskommt. Selbst die Männer der Wissenschaft sollten bei ihrem Eiersammeln vorsichtiger und zurückhaltender sein, da es mit durch ihre Schuld so weit gekommen ist, daß in manchen Gegenden die Vogeleier in Masse ausgenommen und für die Sammler zu Markt gebracht werden. —

Doch kehren wir zu den befiederten Raupenvertilgern zurück, um noch einen Blick auf diejenige Seite ihrer Thätigkeit zu werfen, welche die allerwichtigste ist. Sie verfolgen nämlich die Raupen schon im Ei! Jeder nicht ganz der Natur entfremdete Leser hat gewiß schon die Schaaren von Meisen, Baumläufern, Goldhähnchen und Spechtmeisen bemerkt, welche im Winter beständig nach Nahrung suchend die Obstpflanzungen und Wälder durchstreifen. Aber was suchen diese Insektenfresser zu einer Zeit, wo alle Bäume mit Schnee oder Reif bedeckt sind, und nirgends ein Insekt zu sehen ist? Nun sie suchen die Eier auf, welche, mit menschlichen Augen oft kaum wahrzunehmen, während des Sommers von den Schmetterlingen an den Knospen, Zweigen und Stämmen der Bäume theils einzeln, theils in kleinen Häufchen gelegt und angeklebt werden, und die dem härtesten Froste Trotz bieten. Darum durchsuchen diese Vögelchen mit ihren scharfen Aeuglein vom Morgen bis zum Abend die Bäume und Sträucher; darum schlagen sich diejenigen Arten, welche das nämliche Geschäft betreiben, zu Einer großen Schaar zusammen, um sich bei dieser äußerst mühseligen Arbeit durch ermunternden wechselseitigen Zuruf, den man beständig von ihnen vernimmt, die Zeit zu kürzen.

Wenn man nun erwägt, daß diese Vögelchen viele Hunderte von Schmetterlingseiern haben müssen, um sich für die lange Winternacht zu sättigen, so wird man es nicht übertrieben finden, wenn wir sagen: ohne sie würde bald kein grüner Strauch mehr da sein, die Raupen würden Alles verheeren!

Außer den genannten Vögeln, welche als die Hauptvertilger der Schmetterlingseier hochgeschätzt werden müssen, gibt es aber auch noch andere Vögel unserer Ordnung, die nebenbei diese Nahrung auf-

suchen. So habe ich in dem Magen des ohnehin schon so nützlichen Staars neben großen Erdraupen auch Eier gefunden, wahrscheinlich von derselben Schmetterlingsart, welcher jene Raupen angehörten.

Wie wir hier beispielsweise einige der schädlichsten Raupenarten aufgeführt und deren Feinde unter den Vögeln unserer Ordnung namhaft gemacht haben, so haben auch die schädlichen Käfer, Fliegen und sonstige Insekten, sowie die Regenwürmer und Ackerschnecken unter jenen ihre sie beständig verfolgenden Feinde. Da sind z. B. die Rüsselkäfer (Curculio), welche durch Abbeißen der jungen Triebe an Bäumen und Sträuchern oft unermeßlichen Schaden thun. Ihr Vertilger ist wieder der Staar. Hören wir, was ein Forstbeamter darüber berichtet *): „Ich ließ," sagt derselbe, „in den letzten Tagen des Mai das Nest ausnehmen und den alten Staar schießen und fand die sämmtlichen aufgeschnittenen Mägen der Jungen, wie des Alten, gepfropft voll von Rüsselkäfertheilen und zwar von Curculio pini und ater."

Die Ackerschnecken haben ebenfalls den Staar und dann besonders die verschiedenen Arten der Rabengattung zu Feinden. Eben, als ich dieß schreibe, berichtet mir ein Landmann, daß in einer Gemarkung die Ackerschnecken, die in diesem Herbste (1863) wieder so großen Schaden gethan haben, durch große Heerden von Staaren, die sich im October dort eingefunden, fast vollständig vertilgt worden seien! Ohne den Staar und die Rabenarten könnte man wahrlich in nassen Jahren keine Wintersaaten aufbringen. Die Regenwürmer werden von einigen Drosselarten verfolgt, besonders von der Singdrossel (Turdus musicus), der Misteldrossel (Ziemer, Schnarre, Turdus viscivorus) und der Schwarzdrossel (Amsel, T. Merula). Die Misteldrossel verfolgt zugleich die Erdraupen und Engerlinge. Ich habe sie in einem Herbste, wo hier in einem an den Wald grenzenden Felde die Kartoffeln von diesen Zerstörern der Knollen arg heimgesucht waren, täglich in Schaaren auf diesem Felde angetroffen.

*) Oberforstmeister Dietrich in Heyer's Allgem. Forst- und Jagdzeitung. 1858. Octoberheft. Seite 377 ff.

Von den Misteldrosseln bleiben im Winter einzelne zurück und halten sich da, wo es viele Misteln (Viscum album) gibt, von deren klebrigen Beeren sie sich, wie ihr Name sagt, zu dieser Jahreszeit nähren.

Man hat früher geglaubt, die auf den Bäumen schmarotzende Mistel werde durch diese Drossel fortgepflanzt, indem deren Samenkörner nicht anders keimten, als wenn sie vorher durch den Darm der Misteldrossel gegangen seien. Neuere Forschungen und Saatversuche haben diese Meinung widerlegt. Wozu anders sollten auch die Mistelbeeren diesen überaus klebrigen Saft enthalten, als damit durch denselben die Samen an den Baumästen hängen bleiben und so das Gewächs fortpflanzen? „Natura nil frustra facit" (d. h. in den Einrichtungen der Natur ist nichts vergebens). Nein, wenn die Misteldrossel die Mistel verbreitet, so kann sie es nur dadurch thun, daß sie eine Beere, die ihr etwa am Schnabel oder Fuße hängen geblieben ist, an einem Baumast abstreicht. Die Mistel wächst aber nicht blos auf Aepfel-, sondern auch auf Waldbäumen, z. B. auf der Linde. Die Obstbäume kann man leicht von ihr reinigen, viel leichter als von Raupen; auf den Waldbäumen aber bringt sie keinen Schaden.

Wir haben die Amsel als Hauptfeindin der Regenwürmer genannt. Der Vogel verfährt bei dem Fange derselben sehr klug. Er macht sich nämlich des Morgens in der Dämmerung auf, wenn die Würmer, als nächtliche Thiere, auf der Oberfläche des Bodens sich befinden, frißt sich satt und tödtet hierauf noch eine Menge derselben, die er sich dann den Tag über, so oft er Hunger verspürt, holt. Die Regenwürmer, Schnecken und einige die Feuchtigkeit liebenden Insektenlarven bilden im Sommer so ausschließlich die Nahrung der Amsel, daß in sehr trockenen Jahren, wo dieses Ungeziefer nicht an die Oberfläche kommt, die jungen Amseln oft Hungers sterben. Ich habe in solchen Zeiten großer Dürre selbst ausgeflogene junge Amseln angetroffen, die aus Mangel an Nahrung ganz abgemagert und mit den Händen zu greifen waren! Ebenso wurde von einigen mir befreundeten Naturbeobachtern und von mir selbst in den letztverflossenen

trockenen Jahren (1857—59) beobachtet, daß viele junge Singdrosseln verhungert in den Nestern lagen!

Im Gegensatze zu diesen und andern Vögeln, welche hauptsächlich am Boden das Ungeziefer verfolgen, thun andere dieses in der Luft. Wer hat nicht schon den Buchfinken, den Sperling, die Bachstelze, das Rothschwänzchen u. a. Vögel eine Schmeißfliege oder einen Maikäfer aus der Luft wegschnappen und dann am Boden verzehren sehen? Die Fliegenschnäpper (Muscicapa) haben ihren Namen daher, indem es bei ihnen ständiger Gebrauch ist, daß sie sich auf einen Pfahl, dürren Ast oder eine Dachfirste setzen und den vorbeifliegenden Insekten auflauern, um sie wegzuschnappen. Und nicht nur nahe am Boden, nein auch hoch in den Lüften, soweit sich nur Insekten wagen, oder vom Sturm in die Höhe geführt werden, sind ihre Verfolger hinter ihnen her. Dieß sind die so überaus nützlichen Schwalben (Hirundo) und Segler (Cypselus). Diese sind zu dem Zwecke mit einem so weiten Rachen und Schlund ausgerüstet, daß sie die fliegenden Insekten nicht nur mit Leichtigkeit haschen, sondern auch ohne weitere Umstände ganz verschlucken können, und so gewandt im Fliegen, daß sie sogar ihre ausgeflogenen Jungen, von welchen sie stets begleitet werden, im Fluge füttern können. Aber auch niedrig über dem Boden suchen die Schwalben, besonders bei Regen oder kühlem Wetter, um die Ställe und Viehheerden schwärmend, ihre Nahrung, indem sie die das Vieh plagenden Insekten wegfangen.

Doch wir können hier, wo wir eine ganze Ordnung von Vögeln zu betrachten haben, nicht die Ernährungsweise jeder einzelnen Vogelart und den darin liegenden Nutzen für den Menschen auseinandersetzen. Was wir angeführt haben, das sollten nur Beispiele sein, was der Leser wohl im Auge behalten möge.

Es sei uns nur noch gestattet, einen Blick auf die andere Seite unserer Betrachtung zu werfen, nämlich auf die nützliche Thätigkeit, welche diese Vögel durch Aufzehrung der Unkrautsämereien ausüben.

Der Leser, welcher, wenn er in der Natur wandelt, auf die Vögel achtet, wird schon beobachtet haben, daß in jeder Feldgemarkung im Herbst und Winter eine große Heerde von Feldsperlingen (Fringilla montana, Ringelspatz) sich aufhält. Solange der Boden frei oder der Schnee verwebt ist, ernähren sich diese muntern Vögelchen auf den Stoppeläckern, indem sie in dichtgedrängter Schaar und fröhlich zwitschernd bald hierhin, bald dorthin fliegen, immer aber einige Tage lang auf demselben Acker anzutreffen sind, nämlich solange, bis sie ihn geleert haben. Wovon aber leeren sie die Felder? Von Getreide sind dieselben längst geleert, und das ausgefallene ist längst gekeimt und verwest. Ohnehin lieben die „Körnerfresser“ unter den Hockern nur den Hafer, mit Ausnahme der Haubenlerche (Alauda cristata), welche den Weizen sehr gern frißt. Nun, es sind die Samen des Vogelknöterichs (Polygonum aviculare), des Ampfers (Rumex), des Wegerichs (Wegtritt, Plantago), der Vogelwicken (Ervum hirsatum und tetraspermum), nach welchen die Feldsperlinge unablässig suchen, wie Mäuse zwischen den Stoppeln umherkriechend, mit den Schnäbelchen und Füßchen das Gras und den Schnee wegscharrend und alle Augenblicke unter lautem Gezänke um einen guten Fund mit einander streitend. Wenn der Schnee Alles bedeckt, kommen sie in die Dörfer, auf Straßen und Miststätten, die Unkrautsämereien aufzulesen, indem sie nur im Nothfall die Getreidekörner genießen. Sie übernachten dann in Höhlen, selbst in den aufgehängten Bruthöhlen, indem oft 5 bis 6 in Einer Höhle beisammensitzen.

Aber noch viele andere Vögel helfen bei diesem nützlichen Werke der Unkrautvertilgung. Man sieht auf den Feldern oft eine „sehr gemischte Gesellschaft“, die diesem Werke obliegt (da, wie schon erwähnt, zwischen Vögeln ganz verschiedener Art gewisse Freundschaftsverhältnisse bestehen, die meistens auf Gleichartigkeit der Nahrung beruhen). So bemerkt man Heerden, die aus Feldlerchen (Alauda arvensis), Goldammern (Emberiza citrinella), Haussperlingen (Fringilla domestica), Buchfinken (Fr. coelebs), Tannenfinken (Bergfinken, Fr. montifringilla),

Stockfinken (Hänflingen, Fr. cannabina), welche auf den Feldern kein anderes Geschäft zusammenführt als das Aufsuchen der Unkrautsamen. Eine andere Gesellschaft bilden die Distelfinken (Stieglitze, Fringilla carduelis), Erlenzeisige (Fr. Spinus) und die Leinfinken (Fr. linaria), welche nebst Baumsämereien besonders die Distel-, Kletten-, Cyanen- und Brennnesselsamen lieben.

Wenn man nun erwägt, welche Massen von Samen ein einziger dieser Vögel das Jahr über verzehrt, so wird man den Nutzen, welchen die Schaaren derselben für die Landwirthschaft bringen, nicht gering anschlagen, wenn sie auch andererseits einmal etwas Hanf-, Lein- oder Salatsamen stehlen, was aber der undankbare Mensch, der nur auf deren Schaden, nicht aber auf ihren Nutzen sieht, sogar in den Namen einiger dieser Vögel (Hänfling ꝛc.) angedeutet hat. Zu verwundern ist's nur, daß er den Erlenzeisig nicht Salatzeisig, den Distelfink nicht Salatfink getauft hat! Aber bei dem letztgenannten Vogel war es doch zu augenfällig, daß seine Hauptnahrung aus Distelsamen besteht, wenigstens in der Jahreszeit, wo er in Schaaren erscheint und dadurch auch dem stumpfsinnigsten Menschen in die Augen fällt. Naumann, der große Beobachter der Vögel, sagt von den Distelfinken *): „Ganz besonders nützlich werden sie durch das Aufzehren der Samen einer Menge von Unkraut. Auf einem Anger bei meinem Wohnort hatte sich einmal eine große Menge Disteln, besonders Cirsium arvense (die Ackerdistel, die schädlichste von allen Arten), angesiedelt. In wenigen Jahren waren alle Disteln vertilgt!"

Noch ist zur richtigen Würdigung des Nutzens der Hocker zu erwähnen, daß die größten derselben, nämlich die verschiedenen Rabenarten und die Würger (Neuntödter, Lanius) auch eifrige Mäusevertilger sind.

So vielseitig ist der Nutzen der Vögel dieser Ordnung. Wenn wir aber nun die Ernährungsweise eines jeden einzelnen dieser so zahlreichen Vögel untersuchen wollten, was aber, wie gesagt, hier viel zu weit führen und ein ganzes Buch erfordern würde, so würde sich ergeben, daß einige derselben auch in dieser oder jener Beziehung Schaden thun, daß aber bei den meisten von diesen doch der Nutzen den Schaden weit überwiegt, wie wir das bei einigen schon oben erwähnt haben. Dagegen gibt es auch einige wenige Arten, bei welchen der Schaden überwiegt, und diese müssen wir jetzt noch namhaft machen.

Aus der Rabengattung gehören hierher 3 Arten: der Kolkrabe (Corvus Corax), die Elster (Atzel, Corvus pica) und der Eichelheher (Corvus glandarius). Der erstgenannte Vogel lebt wie ein Raubvogel, fängt Hasen (auch alte) und Rephühner, vertilgt eine Menge von Vogelnestern und fängt nicht nur die ausgeflogenen jungen, sondern sogar alte Vögel, wie ich das z. B. an Lerchen beobachtet habe. — Die „diebische Elster" aber stiehlt nicht nur Geld und sonstige glänzende Sachen, was sie ohnehin auch fast nur gezähmt thut), sondern, was viel schlimmer ist, die Eier und Jungen aus allen Vogelnestern, die sie nur in ihrem Wohnbezirk aufzufinden vermag. Von den gemeinen Raben (Rabenkrähen, Corvus Corone) verfällt auch wohl einmal ein einzelnes Individuum auf dieses Laster; aber die Elstern thun es alle ohne Unterschied, sie durchsuchen absichtlich alle Bäume, Büsche und Aecker nach Vogelnestern; kurz sie betreiben das Stehlen „gewerbsmäßig".

Ebenso muß auch der Eichelheher als ein „gewohnheitsmäßiger" Dieb angesehen werden. Es hatte einmal einer die Frechheit, in meinem Hausgarten vor meinen Augen ein Buchfinkennest der Eier zu berauben. Noch viel häufiger thut er das aber in den Wäldern.

Schädlich ist ferner der große Würger (große Neuntödter, Lanius Excubitor). Er hat eine wahre Elsternatur, wie er denn auch diesem diebischen Vogel in der schwarzweißen Färbung ähnelt und deshalb auch in manchen Gegenden Kriegelster genannt wird. Und er plündert nicht nur, wie die Elster, die Vogelnester, sondern fängt auch, besonders im Winter, viele alte Vögel, wie ich das an Sperlingen und Zaunkönigen gesehen habe. Er wagt sich

*) Naturgeschichte der Vögel Deutschlands. Th. V. S. 147.

im Hunger selbst an Amseln. Die kleinen Vögel erbeben auch bei seinem Erscheinen sogleich ihre Alarmsignale, wie bei dem Erscheinen eines Raubvogels. Die Vögel selbst aber kennen am besten ihre Feinde.

Schädlich ist endlich der Wasserschmätzer (Bachamsel, Wasserstaar (Cinclus aquaticus), — jedoch nur für die Fischerei, da er, wenigstens im Winter, Fischlaich und kleine Fischchen frißt, und die Wasserinsekten (Libellen u. drgl.), welche allerdings seine Hauptnahrung ausmachen, nicht schädlich sind.

Diese fünf Vögel unserer Ordnung sind überwiegend schädlich, sonst keine. Einige Naturforscher wollen noch einige andere als schädlich angesehen wissen, z. B. den Blutfink (Dompfaff, Gimpel, Pyrrhula vulgaris) und die Kreuzschnäbel (Loxia). Allein wenn diese Vögel auch Baumknospen und Nadelholzsamen fressen, so habe ich doch noch nicht gehört, daß sie dadurch irgendwo einen Wald vertilgt oder durch Vernichtung des Samens das Ansäen eines jungen Schlages unmöglich gemacht hätten! Und zu andern Zwecken wird ja der Nadelholzsamen nicht gebraucht.

Noch ein Wort müssen wir hier dem Haussperling, dem vielverfolgten und vielbelobten, widmen. Es ist theilweise schon erwähnt worden, daß er viel Ungeziefer und viel Unkrautsamen vertilgt. Auf der andern Seite freilich thut er auch an den Gartengewächsen, dem reifenden Getreide und dem reifen Obste, besonders an Kirschen und Trauben, bedeutenden Schaden. Die Streitfrage, welche Seite überwiegt, erfordert sehr mühselige und lange fortgesetzte wissenschaftliche Beobachtungen und ist bis jetzt noch nicht gelöst. Ich glaube, man kann gegenwärtig nur soviel sagen, daß es rathsam ist, in denjenigen Gegenden, welche viel Obstzucht haben (deren Feinde er verfolgt), den Vogel zu schonen.

Was nun die fünf von uns als überwiegend schädlich bezeichneten Vögel betrifft, so ist einer derselben, nämlich der Wasserschmätzer, welcher trotzdem alle Schonung verdient. Denn wenn derselbe auch der Fischerei Schaden thut, so gehört er dafür auch zu den wenigen Vögeln, welche im Winter singen. Und welch ein Vergnügen ist es für den Naturfreund, in der sonst so stillen Winterlandschaft an einem mit Eiszapfen umgrenzten Wasserfalle das fröhliche Weihnachtslied dieses Vogels erschallen zu hören! Um uns dieses Wintervergnügen zu bereiten, muß sich aber der Sänger in unserm Klima der Gefahr aussetzen, zu verhungern, was in strengen Wintern, wo die Gebirgsbäche, an welchen er ausschließlich wohnt, ganz zufrieren, sehr vielen widerfährt. Und dafür sollte man ihm nicht ein paar Fischchen gönnen? Der müßte ein arger Gourmand (zu deutsch: Einer, dem „der Bauch sein Gott ist“) sein, der nicht lieber das Jahr über eine Forelle weniger äße, als diesen angenehmen und auch sonst so merkwürdigen Wintersänger entbehrte! Und wer weiß, ob der Wasserschmätzer nicht vielleicht auch Wasserinsekten und Larven frißt, welche selbst dem Fischlaiche nachstellen? Es bedarf dieß noch genauerer Untersuchungen.

Es gibt also unter den eigentlichen Singvögeln (denn die Rabenarten und der große Würger singen nicht) keinen einzigen, der verdiente, verfolgt zu werden.

Wir sind mit unserer letzten Erörterung über den Wasserschmätzer von der Betrachtung des Nutzens der Hocker schon zu einem anderen höheren Gebiete, zu dem des Angenehmen und Schönen, übergegangen.

Wie bei dem genannten Vogel, so ist es bei allen Hockern vor Allem der Gesang, welcher hier in Betracht kommt. Wo ist ein Mensch, der so stumpfsinnig wäre, daß er nicht schon einmal dem Liede der Nachtigall gelauscht hätte! Was aber diese „Königin der Sänger“ zusammen an Gesangesgaben besitzt, das ist an die übrigen Singvögel in einzelnen Rollen vertheilt, und wenn in Wald und Flur alle zusammen ihr Concert anstimmen, so ist das nicht minder entzückend als das Lied der Nachtigall, die leider in vielen Gegenden fehlt, für sich allein. Der Gesang mancher Vögel ist sehr einförmig oder kurz abgebrochen, z. B. derjenige des Goldammers, der Spechtmeise, einiger Meisenarten; aber in dem großen Concert eines schönen Maimorgens tragen sie alle zur Hebung des Ganzen bei, und selbst der eintönige Ruf des Raben klingt da so we-

nig unangenehm als die große Trommel bei der Musik der Menschen.

Und nicht nur der Maimond wird durch die Gesänge der Vögel verschönert, nein selbst im Herbste, wenn dieselben schon einer nach dem andern uns verlassen, hört man noch ihre Abschiedslieder. Es sind besonders die jungen Vögel, welche dann ihren Gesang zum ersten Mal anstimmen und einstudiren, wie das Rothkehlchen (Sylvia rubecula), das Laufvögelchen (Ficedula rufa), die Baum- oder Haidelerche (Alauda arborea) u. a. Ja selbst im Winter verstummt nicht aller Gesang, wie schon von dem Wasserschmätzer berichtet worden, welchem noch der Zaunkönig (Troglodytes parvulus) beizufügen ist. Von den übrigen Singvögeln beginnt am frühesten im Jahre die Misteldrossel (ich habe sie schon in den ersten Tagen des Januars gehört), dann die Feldlerche, die Baumlerche, die Amsel, der Buchfink, die weiße Bachstelze (Motacilla alba) u. s. f.

Des Nachts singt, wie ihr Name besagt, vor Allem die Nachtigall, dann von 2 Uhr Morgens an die Baumlerche u. s. f. ein Vogel nach dem andern immer etwas später, bis der Chor voll ist.

Die Gabe des Gesanges kommt nur den Männchen zu, wie ja auch bei dem Menschen der Männergesang der schönste Gesang ist. Doch gibt es einige Arten, bei welchen auch die Weibchen einen schwachen Gesang hören lassen, aber merkwürdiger Weise nur im ersten Lebensjahr und dann wieder im höchsten Alter. Hierher gehört z. B. die Brunnelle (der Isserling, Accentor modularis).

Der Gesang der Vögel muß im Allgemeinen als Liebeslied bezeichnet werden. Die wenigen (zum Theil schon angeführten) Vögel, welche denselben auch außer der Heckzeit und selbst im Winter, als Ausdruck allgemeiner Fröhlichkeit, ertönen lassen, bilden nur Ausnahmen. Bemerkenswerth ist aber noch, daß einige Vögel die Gabe des Gesanges auch zum Anstimmen von Spottliedern gebrauchen. Wir meinen hier nicht den Gesang des Spottvogels und ähnlicher Sänger, wie z. B. des rothköpfigen Würgers (Lanius ruficeps), welche die Töne anderer Vögel nachahmen, ihnen „nachspotten"; nein die weiße Bachstelze und die Rauchschwalbe (Hirundo rustica) singen auch, wenn sie die den Vögeln gefährlichen Raubvögel verfolgen: sie verspotten dieselben, weil sie selbst von ihnen (wegen der Gewandtheit ihres Fluges) nichts zu fürchten haben, und geben vermittelst dieses Spottlieds zugleich den übrigen Vögeln ein Lärmsignal, während diese selbst, in welchen bei'm Anblick solcher Raubvögel nur das Gefühl des Schreckens entsteht, ganz andere Töne als Warnruf gebrauchen.

Endlich sei in Betreff des Vogelgesangs noch das bemerkt, daß man den rechten Genuß desselben erst dann hat, wenn man den Gesang jeder einzelnen Vogelart, sowie auch deren sonstige Töne, genau kennt.

Wir sagten oben, der Gesang der Vögel, im Allgemeinen betrachtet, sei der Ausdruck der Liebe. Es folgt daraus, daß er hauptsächlich im Frühling ertönt.

„Und blüht mal die Rose, wird's Herz nimmer trüb',
„Denn Rosenzeit ist ja die Zeit für die Lieb'."

So, wie dieses allbekannte Volkslied, denken auch die Vögel. Sobald sie von ihrer Wanderung zurückkehren, beginnt ihr Brutgeschäft und ihr Singen, oder, wie das eben angeführte Lied weiter sagt:

„Die Vöglein, die geschlaf'n haben über d'Winterszeit,
„Die werden wieder munter und singen voll Freud'!

Der Leser ersieht zugleich, daß in diesem auch sonst höchst merkwürdigen *) schweizerischen Volksliede auch die alte Volksansicht vertreten ist, nach welcher die Vögel nicht in fremde Länder ziehen, sondern einen Winterschlaf halten. Früher habe ich einmal in einem besondern Aufsatze dieser Blätter die Wanderungen der Zugvögel besprochen und da auch berichtet, wie man die Schwalben im Herbst in Afrika ankommen, in's Innere nach dem Aequator zu weiter ziehen und im Frühling zurückkehren und nach den europäischen Ländern ziehen sieht. Auf der andern Seite kann aber auch nicht bezweifelt werden, daß schon

*) Wir nennen dieses Volkslied, obgleich es überall in dem Munde der Drehorgelleute ist, ein höchst merkwürdiges wegen der trüben, wir möchten sagen, „pessimistischen" Weltanschauung, die dasselbe durchweht.

oft im Winter in Baum- oder Uferhöhlen, oder auch im Wasser erstarrte Schwalben, und zwar Rauch- und Uferschwalben (Hirundo rustica und H. riparia) gefunden worden sind, die, in das warme Zimmer gebracht, wieder auflebten. Mir selbst haben Holzbauer, die gar keine Veranlassung hatten, so etwas zu erfinden, einen derartigen Fall erzählt. Es liegt hier jedenfalls noch ein Räthsel vor, denn es ist nicht ermittelt, ob solche erstarrte Schwalben, sich selbst überlassen, im Frühling wieder erwachen, oder ob sich ihr Winterschlaf in den ewigen Schlaf verwandelt.

Doch wir wollten heute nicht über den Vogelzug philosophiren, obgleich grade die Hocker das stärkste Contingent dazu liefern, weil wir schon einmal in der „Maje" davon gesprochen haben. Wir wollten vielmehr davon reden, was es nach dem Zuge gibt, was die Vögel beginnen, wenn sie aus der Fremde wieder in die geliebte Heimath zurückgekehrt sind

Nun die Wanderungen bringen große Gefahren und große Verluste in die Zahl der Wanderer; diese müssen jedes Jahr wieder ersetzt werden. Darum ist das erste Geschäft der glücklich in die Heimath zurückgekehrten das, daß sie Anstalten zur Brut treffen.

Die Vögel unserer Ordnung leben alle in Einweibigkeit und in lebenslänglicher Ehe, und diese Seite ihres Lebens bietet dem Beobachter außerordentlich viel Anziehendes und Reizendes. Ihre Ehen sind so rein und keusch, daß viele Menschenkinder viel von ihnen lernen könnten! Die Vogel-Ehen werden aus reiner Neigung geschlossen, es herrscht die vollkommenste Freiheit, Abwesenheit all' und jeden Zwanges, und dennoch in der Freiheit, wo es nothwendig ist, die unbedingteste Unterordnung. So wird z. B. das Aussuchen eines passenden Platzes für ein Nest (und das ist ja das erste Frühlingsgeschäft) durch das Männchen vollbracht, und wofür sich dieses entscheidet, damit ist auch das Weibchen sofort und allemal einverstanden. Das uralte Wort: „Und er soll Dein Herr sein" wird hier nicht als ein hartes Joch empfunden, sondern als ein ewiges Naturgesetz ohne allen Zwang freiwillig befolgt. Ich habe sogar einmal beobachtet, daß ein durch den Marder aus seinem Schlage verscheuchter Tauber auf einem abschüssigen Dache den Platz für sein Nest wählte, und dennoch fügte sich die Täubin, vermuthlich in der Voraussicht, daß der Gemahl bald durch Schaden klug werden und, wenn die von ihm herbeigeschleppten Reischen immer wieder herunterfielen, selbst von seinem unvernünftigen Plane zurückkommen und eine bessere Wahl treffen werde, wie es denn auch geschah. Dieser Fall betrifft zwar einen Vogel, der nicht zu unserer Ordnung gehört, aber er dient als Beispiel auch für die Hocker, die ebenso in einweibiger und lebenslänglicher Ehe leben, weshalb ich ihn hier heranziehen zu müssen geglaubt habe.

Die Zärtlichkeit der Gatten gegen einander ist oft wahrhaft rührend. Man hat gesehen, z. B. bei'm Eichelheher, daß wenn einer derselben geschossen worden, der andere den todten klagend umschwärmte und ihn zur Flucht zu bewegen suchte und sich dadurch auch dem Untergange durch des Jägers Blei weihte.

Das Weibchen wird von dem Männchen mit Nahrung versorgt, selbst schon vor der Zeit des Brütens, weil auch der Nestbau meist dem Weibchen, das dann keine Zeit zum Aufsuchen der Nahrung hat, allein obliegt; so z. B. bei dem Hänfling. Besonders aber ist das der Fall während der Zeit des Brütens, welches bei den meisten dieser Vögel das ausschließliche Geschäft des Weibchens ist. Und zwar wird das letztere dann nicht blos auf dem Neste gefüttert, sondern auch, wenn es dieses einmal auf kurze Zeit verläßt, eilt das Männchen, welches immer in der Nähe wacht und sorgt, mit großen Freudenbezeigungen herbei, sucht dann eifrig Futter und stopft ihm dasselbe in den Schnabel, wobei man von dem Weibchen dieselben zärtlichen, leisen Töne hört, wie von den Jungen, wenn sie geätzt werden. So wird durch die gleichzeitigen Bemühungen der beiden Gatten derjenige, der keine Zeit zu verlieren hat, schnell gesättigt und eilt dann, von dem andern begleitet, schnell zu den Eiern zurück. Man kann das Alles z. B. an den Meisen sehr schön beobachten.

Und wenn nun nach 14 Tagen die Kleinen im Neste die ersten Laute des Lebens hören lassen, mit welchen seligen Aeug-

lein betrachten sie die Eltern! Und welche Mühe und Sorgfalt verwenden sie, die zarten Geschöpfe vor Kälte und Nässe zu schützen, alle Unreinlichkeit sogleich aus dem Neste zu entfernen und die für jede Altersstufe der Jungen passende Nahrung herbeizuschaffen! Vom frühen Morgen bis zum Abend haben die Eltern zu dieser Zeit ihre Arbeit und kaum soviel Muße, um sich selbst zu waschen und zu kämmen; aber man sieht es deutlich, wie ihnen die Arbeit eine Lust ist.

Auch die ausgeflogenen Jungen müssen noch gefüttert werden, bis sie allmählig durch das Beispiel und den Unterricht ihrer Eltern es lernen, wie, wo und wann ihre verschiedenen Nahrungsmittel zu finden und zu erlangen sind.

Die Vögel dieser Ordnung sind es auch, welche den Kuckuk als Pflegekind aufzuziehen haben, worüber wir bei Abhandlung der Ordnung, in welche jener gehört, weiter reden werden.

So sind wir denn in unsern Betrachtungen so weit, daß die Lücken, welche der gefahrvolle Wanderzug, die Raubthiere und der menschliche Unverstand in dem Vogelheer gemacht haben, möglichst wieder ausgefüllt sind. Im Herbste sieht man mehr junge Vögel als alte. Von den meisten Arten zieht dann Jung und Alt fort, um im nächsten Frühling wiederzukehren und den Kreislauf des kurzen Vogellebens in immer neuen Individuen auf's Neue zu beginnen.

Damit wollen wir für heute von unsern Lieblingen Abschied nehmen, indem wir uns solches, was diese Ordnung mit der ihr nahe verwandten folgenden gemeinsam hat, für die Betrachtung dieser aufsparen.

Namensverzeichniß zur Abbildung.

Hocker.

1 Kolkrabe.	14 Paradiesvögel	27 Meisen.
2 Krähen.	15 Seidenschwanz	28 Drossel.
3 Kapuzinervogel.	16 Paradieselster.	29 Bachstelzen.
4 Leiervogel	17 Klippenvogel.	30 Lerchen.
5 Würger.	18 Schwalben.	31 Waldlaubsänger.
6 Wiedehopf.	19 Indischer Mino.	32 Fliegenschnupper.
7 Wandernde Temia.	20 Klammervogel.	33 Erlenzeisig.
8 Amerikanischer Heher.	21 Webervogel.	34 Synallaxis.
9 Spechtmeise.	22 Mönch — Grasmücke.	35 Schirmvogel
10 Baumläufer.	23 Nachtigall.	36 Wasseramsel.
11 Kohlkrähe.	24 Gimpel.	37 Ammern und Finken.
12 Buschwürger.	25 Wyda — Finken.	38 Kolibri's.
13 Kreuzschnabel	26 Prächtiger Kragenhopf.	

Das Schembartlaufen zu Nürnberg.

Von H. W. Stoll.

In der Stadt Nürnberg standen in alten Zeiten die Patrizier oder die Geschlechter, oder, wie sie dort hießen, die Ehrbaren, an der Spitze des Gemeinwesens; die Innungen der Handwerker hatten keinen Antheil an dem Regiment der Stadt. Die Ehrbaren besetzten den kleinen und den großen Rath, in deren Händen die ganze Verwaltung der Freistadt gegeben war. In der Mitte des 14. Jahrhunderts aber machten die Handwerker nach dem Beispiele anderer Städte, wo schon ähnliche Umwälzungen mit glücklichem Erfolge vorgekommen waren, den Versuch, die Patrizierherrschaft zu stürzen und sich selbst an's Ruder zu bringen. Dieß geschah im Jahre 1348. Dem alten Kaiser Ludwig von Baiern war von seinen zahlreichen Feinden in Karl IV., dem Sohn des blinden Königs Johann von Böhmen, ein Gegenkaiser gesetzt worden, und der patrizische Rath von Nürnberg hatte sich, obgleich der Stadt von Ludwig wichtige Freiheiten und Gerechtsame für die Gewerbe und den Handel ertheilt worden waren, sogleich für den neuen Kaiser erklärt. Diese Parteiung im



HOCKER.

Reich benutzen die Handwerker; sie schlossen sich an die bairische Partei an, um durch diese in der Stadt zur Herrschaft zu gelangen. Nach Ludwigs Tode unterhandelten sie mit dessen Sohne, Markgrafen Ludwig von Brandenburg, der bemüht war, die Kaiserkrone bei seinem Hause zu erhalten. Sie versprachen, ihn in ihre Stadt aufzunehmen, gegen die Zusicherung der Mithülfe zur Aufrichtung einer neuen Verfassung.

So bildete sich dann in der Stadt eine Verschwörung der Handwerker, unter denen die „Geisbärt in der Schmiedezunft“, wie ein altes, dem Hans Sachs zugeschriebenes Gedicht sich ausdrückt, am thätigsten waren; man wollte am dritten Pfingsttage den Rath überfallen und alle ermorden. Ein Mönch aber hatte am heiligen Pfingstfeste, hinter einer Thüre stehend, zwei Zunftmeister belauscht, während sie sich eben über den Anschlag besprachen, und machte dem Rathe Anzeige von der drohenden Gefahr. Die Rathsherrn wagten nicht, gegen die weitverzweigte Verschwörung, hinter der die Masse des Volks stand, einzuschreiten, und suchten ihr Heil in der Flucht. In Truhen und Fässern und in Säcken versteckt flüchteten sie nach Angabe des erwähnten Gedichtes aus der Stadt und sammelten sich alle zu Heideck, wo sie eine günstige Wendung der Dinge abwarteten. Die Zünfte in der Stadt, mit denen auch einige abtrünnige patrizische Geschlechter verbündet gewesen zu sein scheinen, nahmen den Markgrafen Ludwig in ihre Mauern auf und richteten nun unter dessen Schutz eine demokratische Verfassung nach ihrem Sinne ein.

Die Zünfte behaupteten sich in ihrer Herrschaft bis zum Herbste des folgenden Jahres. Karl von Böhmen nämlich söhnte sich mit der bairische Partei aus, zog mit einem Heere gegen das von Ludwig im Stiche gelassene Nürnberg und nöthigte es zur Unterwerfung. Die Häupter der Aufrührer flüchteten zum Theil und blieben in der Verbannung, andre, deren man habhaft ward, wurden auf dem Weinmarkt vor dem Rathhause enthauptet. Hierauf wurde die alte Ordnung von dem neuen Kaiser wieder hergestellt, die Patrizier traten wieder in ihre Herrschaft ein und behaupteten sie, solange das freie Gemeinwesen der Stadt bestand, obgleich in der Folge aus den 8 Zünften der Handwerker immer 8 Mitglieder im Rathe saßen. Diese hatten neben den 34 patrizischen Rathsherrn keinen Einfluß.

Bei dem erwähnten Aufruhr hatte die Zunft der Metzger zugleich mit den Messerern getreulich zu dem alten Rathe gehalten und zur Wiederherstellung der patrizischen Gewalt mitgewirkt. Zum Lohn für ihre Treue erhielten sie durch besondere Gnade des Kaisers Karl eine eigenthümliche Vergünstigung. Wenn sie es verlangt hätten, so wären sie mit weit größeren und einträglicheren Freiheiten begabt worden. Damit man aber nicht meine, als suchten sie in anderer Leute Schaden ihren Nutzen, so erbaten sie sich von dem Kaiser eine Fastnachtskurzweil, bei der in den künftigen Zeiten ihrer Treue für und für gedacht werden könnte. Alle Fastnachtskurzweil war schon von Kaiser Ludwig untersagt worden, und Kaiser Karl hielt auch dieses Verbot aufrecht, aber den Metzgern und Messerern erlaubte er für alle kommenden Zeiten einen Fastnachtstanz durch die Straßen der Stadt. Die Messerer tanzten mit blosen Schwertern, die Metzger aber stellten einen sogenannten „Zämertanz“ an, indem sie einander an ledernen Ringen hielten, welche wie Leberwürste anzusehen waren. Nach vollbrachtem Tanze gingen sie mit des Rathes Stadtpfeifern in der Stadt herum, um allerlei Fastnachtsgaben zu sammeln, und erhielten dann von der Stadt einen Trunk. Um den Metzgern bei ihren Umzügen die Straßen offen zu erhalten, liefen ihnen auf Verordnung des Rathes Anfangs 24 Mann, später eine größere Zahl in allerlei Vermummung und mit Masken vor dem Gesichte voraus, welche mit Pritschen und Quasten das Volk auseinandertrieben.

Dieß Letztere ist der Ursprung des Schembartlaufens in Nürnberg. Schembart, Schönbart — das Wort wird sehr verschieden geschrieben und abgeleitet — bedeutet nämlich eine Maske, Gesichtsmaske sowohl als Kleidermaske, und der Zug jener vor den tanzenden Metzgern und Messerern herlaufenden maskirten Gesellschaft, der sich allerlei Kurzweil erlauben

durfte, hieß der Schembart. Da aber die Maskirungen viel Geld kosteten, und der Aufwand mit jedem Jahre stieg, so waren die Metzger mit der Zeit gerne bereit, jedes Jahr ihr Recht des Schembartlaufens an eine Gesellschaft von reichen jungen Männern aus dem Patrizierstande zu verkaufen und behielten sich blos ihren Fastnachtstanz. Seitdem dieß aufgekommen, nahm der Schembart einen höheren Aufschwung, indem die reiche Patrizierjugend Alles aufbot, um ihren Zug recht glänzend und ihre Maskirungen originell zu machen. Die Zahl dieser Gesellschaft belief sich oft über 100 Mann, und sie standen unter der Führung eines von dem Rathe ihnen bestellten Hauptmanns.

Der erhöhte Glanz des Schembart nahm mit dem Jahre 1449 seinen Anfang, und mit diesem Jahre beginnen auch eigentlich die Beschreibungen desselben in den zahlreichen noch vorhandenen Schembartbüchern, in denen die jedesmaligen Masken genau beschrieben und dargestellt sind. Von da an bis 1539 lief der Schembart 65mal; denn er ward öfter wegen schlimmer Zeit, wegen Seuchen und Krieg und dergleichen ausgesetzt.

Wenn der Schembart lief, so gingen ihm allezeit Vermummte in Narrenkleidern mit Kolben und Pritschen voraus, um Platz zu machen; dann folgte zu Roß oder zu Fuß Einer, der aus einem großen Sacke Nüsse unter die Buben warf, ein Andrer hatte ein Körblein mit Eiern, die mit Rosenwasser gefüllt waren; wenn dann die Frauen und Jungfrauen aus den Fenstern heraussahen oder unter den Hausthüren standen, um den Schembart zu betrachten, so warf der Reiter mit solchen Eiern nach ihnen, und das hat nach der Bemerkung der Schembartbücher „gar schön geschmecket". Dann kamen die Schembartleute selbst mit ihren Schutzhaltern, Hauptleuten und Musikanten, meistens alle in demselben Phantasiekleid, mit Masken vor dem Gesicht. Manchmal lief Einer drunter, der einen besondern Einfall hatte, ein wilder Mann oder ein wildes Weib, das Kinder fraß, ein Mann mit lauter Spiegeln behangen u. drgl. Im Jahre 1523 zu Anfang der Reformation lief Einer drunter, mit lauter Ablaßbriefen behangen, an denen große päpstliche Siegel hingen. Am Schlusse des Zuges führten sie wenigstens von 1475 an eine sogenannte Hölle, die nach Beschaffenheit ihrer Größe entweder von Menschen oder von Pferden auf einer Schleife gezogen wurde. Diese Hölle war eine große Maschine von verschiedener Erfindung, die ein künstliches Feuerwerk in sich faßte und am Ende der ganzen Lustbarkeit vor dem Rathhause angezündet, manchmal gestürmt und verbrannt wurde. Die vornehmsten Erfindungen und Abwechslungen dieser Hölle waren: ein Haus, ein Thurm, ein Schloß, ein Schiff, eine Windmühle, ein Drache, ein Basilisk, ein Krokodill, die Feuer spieen, ein Elephant mit einem Thurm und Mannschaft, ein großer Mann, der Kinder fraß, ein häßlicher alter Teufel, der die bösen Weiber fraß, ein Kram mit einer Krämerin, die allerhand Narrenwerk feil hatte, ein Backofen, worin lauter Narren gebacken wurden, eine Kanone, woraus man böse Weiber schoß, ein Vogelherd, worauf man Narren und Närrinnen fing, eine Galeere mit Mönchen und Nonnen, ein Glücksrad, welches lauter Narren herumdrehte u. dgl. m.

Im Jahre 1507 entstand durch den Schembart ein Krawall, der leicht einen blutigen Ausgang hätte nehmen können. Es war nämlich ein nun schon altes Recht, daß Niemand außer denjenigen, welche von dem Rathe die Erlaubniß bekommen und von den Metzgern die Freiheit erkauft hatten, an der Fastnacht vermummt gehen durfte. Zu selbiger Zeit aber waren viele junge Kaufleute und reiche Wallonen in der Stadt; diese unterstanden sich aus eigner Machtvollkommenheit, Schembart zu laufen. Sie richteten eine herrliche Mahlzeit zu und kleideten Einen aus ihrer Mitte als türkischen Kaiser, der von einer glänzenden Dienerschaft begleitet durch die Stadt zog und auf etlichen Pferden in kostbaren Truhen Ringe, Perlen, Kleinodien von Gold und Edelstein, etliche 1000 Gulden werth, mit sich führte. Diese aus mehreren 100 Personen bestehende Gesellschaft zog durch die Straßen vor das Rathhaus, wo der Rath ihrer harrte, um ihren Aufzug zu beschauen. Hier wurden die Kleinodien auf langen, mit Sammet

und Seide bedeckten Tafeln ausgelegt und von dem Sultan dem Rathe zugesandt. Die Schembartleute, welche in der Nähe in einem Gasthause eingekehrt waren, schickten einen Söldner zu ihnen und ließen fragen, wer ihnen die Erlaubniß gegeben habe, einen Schembart auszurichten, und als die stolzen Krämer ihnen zur Antwort gaben, daß sie darüber Keinem eine Auskunft schuldig seien, so entschlossen sich jene, sie zu bekriegen und turniermäßig von den Pferden zu stechen, um so eher, da man wußte, daß die Wallonen kein Herz hätten. Schon waren die Schembartleute daran, einen vollkommenen Sieg zu erringen, indem die meisten Wallonen flohen, andre von deu Pferden fielen, da legte sich der Rath dazwischen und machte dem Streit ein Ende. Nach etlichen Tagen wurden die Schembartleute vor den Rath gefordert und mit ihrer ganzen Gesellschaft aus Gnaden, drei Tage lang auf dem Thurme eingesperrt.

Im Jahre 1539 nahm der Schembart für immer ein Ende. Fünfzehn Jahre lang hatte man wegen Kriegs- und allerlei Nöthen keinen Schembart gehalten; darum wurde er in diesem Jahre um so glänzender gefeiert. Die verschiedenen Maskeraden fanden den größten Beifall; aber die Hölle verdarb Alles auf ewig. Nürnberg hatte damals unter andern großen Theologen den berühmten Dr. Andreas Osiander in Diensten, einen hitzigen Mann von ganz besonderem Eifer auf der Kanzel und in seinen Predigten. Er hatte sich durch seinen Eifer viele Feinde zugezogen, weshalb der Schembart sich an ihm rächen wollte. Sie machten eine Hölle, die ein Schiff vorstellte; in demselben stand ein Pfaffe, der ein Ballspiel statt des Buchs in der Hand hielt und einen Doctor und einen Narren zur Seite hatte. Der Pfaffe war dem Osiander so ähnlich, daß ihn Jeder bei'm ersten Anblick erkannte. Dieser Muthwille war kaum vorbei, als sich Osiander bei'm Rath beklagte und durch sein Ansehen die Genugthuung erhielt, daß die Schembarthauptleute auf den Thurm gesperrt und das Schembartlaufen für alle Zeiten verboten wurde. Der Pöbel wollte sich zwar an Osiander rächen und stürmte ihm das Haus, allein er machte die Sache dadurch nur um so schlimmer und konnte die Freiheit des Schembartlaufens um so weniger mehr erlangen.

In den folgenden Jahren waren zwar noch allerlei Mummereien von den verschiedenen Zünften und Parteien, aber der Schembart war für immer begraben. Die Metzger verloren indessen mit der Freiheit, herumzulaufen, das Andenken dieser Sache und ihrer Treue keineswegs; noch in dem vorigen Jahrhundert wurde ihnen jährlich zur Fastnachtszeit eine gewisse Erkenntlichkeit aus der Stadtkasse für den Schembart gereicht.

Dies und Das.

In Pommern hat sich das altdeutsche Julfest noch lebendig im Volksbewußtsein erhalten. Wenn am 21. December die Sonne ihren tiefsten Stand erreicht hatte, so lebte die Hoffnung neu auf, daß die selige Zeit sich nun wieder nähere, wo sie leuchtend, wärmend, belebend und Alles weckend am Himmel heraufsteige. Es war das Fest der Sonnenwende, das Julfest, welches man feierte, da Jul das Sonnenrad hieß. Es dauerte die 12 dem 21. December folgenden Tage und Nächte, und besonders die Nächte der Julzeit waren bedeutungsvoll, schicksaldeutend in Traum und geheimnißvollem Brauche, die Zukunft zu erforschen.

Es war eine heilige Zeit, wo „all' Fehd' ein Ende" hatte; die Dienstboten waren frei: man hielt Schmausereien, zu denen Jedem der Zutritt offen stand, und warf sich gut verhüllte Geschenke heimlich in's Haus, stellte Tannenbäume dem Liebchen vor's Haus, und auf dem Herde brannte ein gewaltiger Klotz „Julklapp" genannt, während auf den Höhen Freudenfeuer loderten. Von diesem Gebrauche der Altvordern hat sich Vieles in Pommern erhalten, besonders das „Tannensetzen" und der „Julklapp"! Die Bedeutung des Julklapp ist diese. Befreundete lauschen geheime Wünsche einander ab, und in den ersten Julnächten wird dann heimlich des Hauses Thüre geöffnet; wohlverpackt und in viele Hüllen eingeschlossen wird das Geschenk, was dem heimlich abgelauschten Wunsche entspricht, in die Flur gebracht, ohne daß es die Hausgenossen merken. Mit verstellter Stimme ruft dann ein mit gewaltiger Stimmkraft Begabter in die stille Flur hinein: „Julklapp! Julklapp!" Die Thüre wird schallend in's Schloß geworfen, und die, welche das „Julklapp" gebracht, entfliehen, so schnell sie können, denn unter Lachen und Jubel verfolgt man sie. Unter Umständen lassen sie sich haschen, und ein lustiger Abend folgt im befreundeten Kreise. Ich knüpfe an

diese Beschreibung volksthümlicher Gebräuche folgende Geschichte, die ich aus dem Munde eines bewährten Mannes aus Pommern habe. Ich glaube, durch ihre Mittheilung keine Persönlichkeit zu verletzen, da ich keinen Namen nenne, — obgleich ich es könnte, da die handelnden Personen längst zu den Vätern versammelt sind.

Wenn irgendwo, so gibt es in Pommern noch ächte, wurzelstöckige Originale, — obgleich auch da die Alles ebnende und ausgleichende Zeit sie immer seltener finden läßt.

Ein solches Original war ein altadeliger Gutsherr, der nur eine Tochter hatte. Er war derb, frisch, heiter und zu lustigen Streichen aufgelegt, aber barock und zu seltsamen Vorstellungen geneigt. Sein nächster Gutsnachbar war von ebenso alter Familie, reich wie er, jung, schön, brav, — kurz seiner Tochter sehr lieb, wie denn er die schöne Erbtochter warm im Herzen trug. Nichts stand einer glücklichen Ehe im Wege als — des Vaters entschiedenes Nein! Der starrköpfige Alte — Pommersche Köpfe sind hart! — wollte einmal von dieser Verbindung nichts wissen. Die Folge war Gram, Leid, Thränen, als auf des jungen Mannes ehrliche Werbung das entschiedene Nein! erfolgt war. Der alte Herr glich darin Sir John Fallstaff, daß er sich auf Gründe nicht einließ, und wären sie so wohlfeil gewesen als Sperlinge. So kam die frohe „Julzeit." Da brachten eines Tages, es war vor der ersten Julnacht, die Küfer ein leichtgearbeitetes, hohes Faß, in dessen Tannentauben tausend Löcher waren, und dessen oberen Boden man leicht abheben konnte.

Schmücke Dich, Kind, sagte der bärbeissige Alte zu seiner schönen Tochter; ich habe einen Schalksstreich vor! Es geschah, — denn da war kein Widerstreben, wenn er etwas befahl. Als der frühe Abend gekommen war, trugen vier Gutsknechte das leichte durchlöcherte Faß stille dem Gute des jungen, trostlosen Freiwerbers zu. Dort angelangt, hob der Alte den Deckel und sagte zu seiner Tochter: Steige hinein!

Mein Gott, bester Vater, rief das erschreckte Mädchen! Kein Brimborium! rief der Alte. Mach' fort! Es **muß** seyn! Zitternd that das Mädchen, wie er befohlen.

Die Knechte hoben das seltsame Frauengemach auf und trugen es leise in die Flur des Herrschaftshauses. Hier deckte der Alte den Deckel drauf und rief den Knechten zu: fort! so schnell ihr könnt! Dann rief er mit seiner donnernden Stimme: „Julklapp! Julklapp!" und machte sich langsam fort.

Schnell sprang der Gutsherr mit dem Lichte heraus und setzte es, ohne weiter zu forschen, auf den Boden und — den Entflohenen nach! —

Den Alten fand er schnell und führte ihn zu seiner Wohnung in heller Lust heim. Dort angelangt nahm der Alte den Deckel ab, und heraus sah — das schöne Köpfchen seiner Tochter.

Julklapp! rief lustig der Alte, und — am selben Abende war Verlobung.

Etwas Wunderbares und noch nicht völlig Erkundetes ist das „Knacken" der Rennthiere bei'm Gehen und Laufen, ein Ton, den man weithin über die schneebedeckte Gegend hört, — oft, ehe man die Rennthierheerde sieht, wenn sie etwa hinter einer Anhöhe oder einem dichten Waldvorsprunge sich befände. Leopold von Buch sagt in seiner Skandinavischen Reise davon: „Man hört nie den Fuß auf „den Boden setzen, sondern nur das ewige Knistern „in den Kniekehlen, wie von überschlagenden elektri„schen Funken." Andere vergleichen es mit dem fernen Geknatter eines Gewehrfeuers. Dadurch allein hält sich die Heerde bei den im Norden so dichten Nebeln, bei dem heftigsten Schneewehen, zusammen und findet sich, wenn zerstreut, wieder.

Der Eine sucht die Ursache in einem kleinen Knochen, von der Größe eines sogenannten Krebsauges, unter dem glatten Horn der Fußsohle des Thiers, ein Anderer im Weitabstehen und Beweglichsein der beiden Zehen des Hinterhufes, ein Dritter nimmt einen ähnlich beweglichen Knochen in der Kniekehle an, — in Summa, man weiß eben nicht, wo es sitzt. Das aber ist das Unbegreifliche, daß unsre Forschungsreisenden diese absonderliche Sache noch nicht endgültig entschieden haben.

Es ist eine allbekannte Sache, daß man im Mittelalter in Deutschland um die offenen Dörfer eine Schutzwehr aus dem Pflanzenreiche bildete, die vortrefflich ihren Zweck erfüllte. Es war das eine Anpflanzung von Korkulmen, die so dicht war, daß kaum ein Thier, zu geschweigen ein Mensch hindurch konnte. Reste findet man noch um die Dörfer „auf dem Gau", wie man die Niederung zwischen dem Donnersberge, dem Rheine und der Nahe, z. B. bei dem Dorfe Genzingen, oberhalb Bingen hieß. Wo Steine fehlten, diente dieser Baumwall vortrefflich gegen die ersten Anläufe. Etwas Aehnliches, nur nach den Landes- und örtlichen Beziehungen verändert, fand der Reisende Livingstone im Schiréthale in Afrika. Dort haben die Neger ihre Kraale oder Dörfer mit dichten Hainen und Hecken von giftigen Euphorbien oder Wolfsmilcharten umschlossen, daß weder der Feind, noch wilde Thiere, die dort so gefährlich sind, in die Dörfer eindringen können.

Bäcker und Müller waren im Alterthume vereint in Einer Person, was gewiß gegen unsre Theilung des Handwerks und Geschäfts den entschiedenen Vortheil hatte, daß man nur von Einem — betrogen wurde. Die Mühlen waren Mörser von Stein, in denen das Getreide mit Stößern zerstampft wurde; aber gewiß bemerkenswerth ist es, daß in einer solchen Werkstätte, man in der, einst von der Asche des Vesuvs völlig bedeckten, später wieder ausgegrabenen Stadt Pompeji, einen Backofen fand, der ganz so erbaut und eingerichtet war wie die unsrigen. Er war noch so unverletzt, daß einer unsrer Bäcker ihn auf der Stelle hätte benützen können, und doch liegen zwischen seiner Erbauung und seiner Wiederentdeckung 1800 Jahre!

Armes Leut.

Eine Geschichte

Von C. H. Otto.

Von den rauhen Höhen des Thüringer Waldes zieht jährlich eine Menge armer Leute hinaus in die gesegneteren Ebenen, um dort ihr Brod zu suchen; denn daheim geht's knapp zu; der spärliche Feldbau erzeugt nur wenig Getreide, Kartoffeln sind der einzige Reichthum und die Hauptnahrung des größten Theils der armen Bewohner. Zwar hat der Thüringer Wald eine lebhafte Industrie. Hier erblickt man, aus den dunklen Forsten tretend, die stattlichen Gebäude einer Porzellanfabrik; dort glühen die Hochöfen eines Eisenwerkes, und bekannt und in alle Welt hinausgehend sind die Spielwaaren, welche Sonnenberg und dessen Umgegend liefert. Dessen ungeachtet findet ein Theil der Bewohner daheim nicht hinreichend Beschäftigung und Verdienst. So ziehen sie denn hinaus und suchen draußen, was ihnen die arme Heimath nicht zu gewähren vermag.

Es sind meist Hausirer; der Eine hat Porzellan, der Andere Glaswaaren, ein Dritter bringt allerlei Geräthe, fein aus weißem Ahorn geschnitzt. Der Balsamträger, gehetzt und verfolgt von der Polizei, da seine Waaren verboten sind, verkauft Pflaster, Tropfen und Pillen und findet guten Absatz, da das Landvolk noch immer viel auf seine Mittel hält, die er meisterlich anzupreisen versteht. Auch hat er seine gewissen Häuser, wo er einkehrt, unentgeldlich übernachtet und vor den Späheraugen der Feldjäger Sicherheit findet.

All dies wandernde Volk ist „armes Leut.“ Sie müssen sich gar kümmerlich behelfen bei ihrem beschwerlichen Geschäft. Das hölzerne Reff auf dem Rücken wandern sie in Sturm und Wetter, Sommers und Winters, und ihr Verdienst berechnet sich nach Pfennigen und Groschen. Davon müssen sie leben und auch noch einen Theil erübrigen, um daheim neue Waaren einzukaufen.

Zu diesen Hausirern gehören auch die Zündhölzchenverkäufer, deren Klasse eine ziemlich zahlreiche ist. Ihr Artikel ist neueren Ursprungs; in meiner Jugend wußte man nichts davon, da war Stahl und Stein, Zunder und Schwamm noch im Gebrauch. Das war damals ein Handelsartikel, und er kam auch vom Thüringer Wald. Von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus zog der Verkäufer; bei Jahrmärkten schlug er seine einfache Bude auf, gewöhnlich einen Sägebock und eine Thüre darauf, die man irgendwo abgehoben hatte. Da lag auf der einen Seite ein Bündel schwarzen oder braungelben Schwammes, daneben ein Häufchen Feuersteine, auf der anderen eine Partie Schwefel, theils in Stücken, theils in Fäden. Darin bestand das ganze Waarenlager, hinter dem in ärmlichem Anzuge der Verkäufer entweder stand oder auf einem gebrechlichen Stuhle saß.

Eins habe ich zu bemerken oft Gelegenheit gehabt, daß diese Leute bei all ihrer Dürftigkeit meist munter und fröhlich waren, zufrieden, wenn ihr kleines Geschäft nur halbwegs ging. Ich traf unter ihnen bejahrte Männer für ihr Alter und trotz ihrer Strapatzen oft noch ganz wacker und rüstig, ebenso auch junge Leute bis fast zum Knabenalter herab, mit Flaum am Kinn und blauen, sorglos lachenden Augen. Von einem solchen will ich dem Leser erzählen.

Nicht um einzukaufen, sondern um mich an dem lebensvollen, wechselnden Bilde zu erfreuen, besuchte ich zuweilen den Jahrmarkt des Nachbarstädtchens. Es ist ein heiterer Tag. Schaaren rothwangiger Landmädchen, Arm in Arm, begleitet von jungen Burschen, strömen lachend und singend nach der Stadt. Ein Wagen mit Herrn und Damen rollt an ihnen vorüber, sie in Staub hüllend, was den jungen gnädigen Herrn indeß nicht hindert, den Kopf aus dem Wagen zu biegen und, das Augenglas vorhaltend, die weiblichen Fußgänger zu mustern, unter denen ein allerliebstes, schelmisches Gesichtchen ihm wohlzugefallen scheint. Eine von den Mädchen stößt die andern, plötzlich fangen alle laut an zu lachen. Der Herr verschwindet rasch im Wagen und murmelt ärgerlich etwas von Unart des Bauernvolkes. Je näher der Stadt, desto belebter wird die Straße.

Viehhändler treiben ihre Thiere vor sich her, dazwischen gehen Fußgänger aller Art, von denen einige schon wieder auf dem Nachhausewege begriffen sind; Bekannte grüßen sich. Neben seiner in allen Farben geputzten Frau trabt mit ein paar großen Ackergäulen in einem alten Rumpelkasten der dicke Horselmüller einher und macht ein vornehmes Gesicht, vornehmer als der Herr vorhin, der aus dem Wagen nach den lustigen Mädchen heraussah und dann so schnell den Kopf zurückzog.

In der Stadt sind alle Straßen gedrängt voll Menschen. Bauernweiber mit ihren Körben stehen an allen Ecken; Leute, die Eile haben, arbeiten sich mit den Ellenbogen durch; müßige Schulbuben machen sich das Vergnügen, die Landmädchen an ihren langen Haubenbändern zu zupfen oder sie unbemerkt zweien zusammenzubinden, die dann, wenn sie auseinandergedrängt werden, plötzlich ihre Hauben verlieren. Dort am Marktbrunnen steht ein Bauer, der, um sich einen rechtschaffenen Durst zu machen, von einer Höckerin einen Häring kauft, ihn ein paar Mal in's Wasser taucht und dann nach dem nächsten Bierhaus wandert.

Ein verworrener Lärm umbraust die Ohren; überall Musik von Harfen und Drehorgeln, dazwischen ein schmetternder Trompetenstoß. Er kommt von einer Leinwandbude her, vor der ein schwarzbärtiger, gelber Mensch steht mit rother Weste und schmutzigen Manschetten, welcher mit gellender, fremdartiger Stimme die Sehenswürdigkeiten der Bude aufzählt, wobei er nach dem großen Aushängeschild deutet, auf welchem neben einer furchtbaren Riesenschlange ein scheußlicher Buschmensch und einige Affen abgemalt sind.

Bescheiden in eine Ecke gezwängt hält unser Hausirer feil. Es ist ein prächtiger Bursche von achtzehn Jahren, mit braunen Locken, frischen Wangen und ein paar großen, klaren, hellleuchtenden Augen. Ein breitrandiger Strohhut bedeckt seinen Kopf, dessen Rand hängt aber nur noch lose mit dem Kopftheil zusammen, und es scheint nicht möglich, diese Bedeckung abzunehmen, ohne daß sie in zwei Hälften zerfällt. Deshalb greift der Bursche den Hut wohlweislich nicht da an, wo man gewöhnlich einen solchen anzufassen pflegt, sondern packt mit einem kühnen Griff den Deckel zuoberst, in der Weise, wie man eine Nachtmütze abnimmt. Der Hemdekragen ist weit herausgelegt und nicht von sonderlicher Weiße, das Halstuch lose umgeschlungen, und der übrige Anzug durch langen Gebrauch in einen Zustand versetzt, der uns die Vergänglichkeit aller irdischen Herrlichkeit recht anschaulich macht.

Das kümmert jedoch unsern Waldsohn nicht, der sich leichten Muthes über dergleichen Kleinigkeiten hinwegsetzt, welche nun einmal zu den Unvollkommenheiten unseres Daseins hienieden gehören. Das Gesicht unseres Burschen hat etwas Kluges; er ist ein speculativer Kopf, ein kaufmännisches Genie, wenn er auch keine Sprache versteht als die, welche in seinem Dorfe gesprochen wird, und seine Rechenkunst bei den kleinen Zahlen aufhört, mit denen er Gewinn und Ersparniß seines unbedeutenden Geschäftes überschlägt. Gewinn und Ersparniß? — So seltsam es klingen mag, der Bursche spart und legt ein kleines Capitälchen zurück.

Neben dem Sägebock stand ein schlechtgekleideter einäugiger Mensch. Der Bursche beobachtete ihn mit scharfem Auge, da er der Ehrlichkeit desselben mißtraute. Ein alter Bauer kaufte ein paar Feuersteine und Schwefelfäden, um die er lange gehandelt; während er das Geld aufzählte, und unser Handelsmann es einstrich, war ein Bündel Schwamm verschwunden. Das konnte kein Anderer gethan haben als der Einäugige, der sich eben entfernen wollte. Der Bursche faßte ihn, es kam zum Streit, Menschen drängten sich heran, und ein Frauenzimmer rief laut: ich kenne den Einäugigen, er ist ein braver Mann, und schrie es zehnmal in einem Athem. Dem Hausirer hinter seinem wackeligen Tisch wird bange, da er den Gegner so unterstützt sieht; unter allgemeinem Geschrei wächst die Zuhörerschaft; die Menge drängt nach vorwärts und — es hilft kein Halten — der Sägebock mit Thüre und sämmtlicher Waare liegt am Boden. Mit einem allgemeinen Hollah und Gelächter endet der Streit, auf den bereits einige Feldjäger aufmerksam geworden sind, die mit Amtswürde nahen, einiges von „Ord-

nung und Einstecken" sprechen und sich dann langsam wieder entfernen. Der junge Handelsmann wirft einen halb zornigen, halb wehmüthigen Blick auf das ihm bereitete Unheil, greift nach dem Sägebock, richtet ihn wieder auf und sucht seine Waaren zusammen. Er hat sich so schnell als irgend ein Kaufmann von seinem Fallissement erholt, und das Geschäft beginnt von Neuem.

Es ging heute ziemlich flott, und bald war der Unfall vergessen. Heiter und guter Dinge blickte der junge Bursche in das Gewühl des Marktes, da näherte sich ihm ein Mann mit wirrem Haar, bleichem, aufgedunsenem Gesicht und wässerigem, glanzlosem Auge. Sein Schritt war unsicher; er trat an den Tisch, stützte beide Hände auf und blickte, indem er etwas Unverständliches murmelte, in's Leere hinein. Die Züge des jungen Burschen wurden plötzlich traurig. Der Alte hielt sich noch an dem Tisch fest, machte aber eine Gebärde, als wolle er sich setzen, und würde unfehlbar zu Boden gefallen sein, hätte der Bursche ihn nicht schnell erfaßt. Dieser führte ihn zu den Stufen einer nahen Treppe, wo sich der Alte niederließ; es schien, als wolle er schlafen. Nach einigen Minuten aber erhob er sich wieder, wankte an den Tisch und richtete sein gläsernes Auge stier auf den Jüngling.

Fritz, murmelte er mit dumpfer, abgebrochener Stimme, — Junge, Geld — gib Geld her . .

Nein, entgegnete der Bursche bestimmt.

Nur ein paar Kreuzer — einen Sechser, — mach' doch . .

Nein, antwortete abermals der Bursche.

Das Gesicht des Alten nahm einen zornigen Ausdruck an. He, Du willst nicht? — rief er heiser.

Vater, Ihr habt genug, erwiederte der Bursche in begütigendem Ton.

Genug, was soll das heißen? fuhr der Alte aufgeregt fort. Du magst nichts hergeben, nicht einmal ein paar Kreuzer, Deinem Vater?

Ihr habt schon einen Rausch, schlaft ihn aus.

Die Augen des Alten funkelten. Er bog sich nach dem Ohr seines Sohnes und schrie mit Wuth zitternder, wenn auch gedämpfter Stimme: Geld her! Schuft! — oder es soll Dich . .

Ruhig, sagte der junge Bursche leise, aber mit voller Entschiedenheit, den Blick scharf auf den Alten gerichtet.

Dieser ertrug den Blick nicht lange, dann wendete er sich mit einer gewissen Scheu ab, brummte etwas vor sich hin und wankte fort.

Der junge Bursche seufzte. So einen Vater — sagte er, und über sein schönes Gesicht zog eine stille Wehmuth. Allein er hatte nicht Zeit, seinen Gedanken lange nachzuhängen, da das Geschäft seine Aufmerksamkeit alsbald wieder in Anspruch nahm.

Vater und Sohn sahen sich an diesem Tag nicht wieder. Fritz war mit seinem Erlös zufrieden; vergnügt verzehrte er sein bescheidenes Abendbrod und schlief sanft auf seinem harten Lager von Streu. Drei Schritte von ihm lag sein Vater, in tiefen, schweren Zügen athmend. Als Fritz am andern Morgen seine Zeche bezahlen wollte, fand er — sein Geld nicht. Alle Nachforschungen nach demselben waren umsonst. Ein quälender Verdacht stieg in dem jungen Burschen auf, den er jedoch nicht äußern mochte. Sein Vater war fort; er hatte, wie der Wirth sagte, das Haus am Morgen schon sehr frühe verlassen.

Fritz Ammer war in einer elenden Hütte eines der armen Orte des Thüringer Waldes geboren worden; er hatte daher von Jugend auf mit Armuth und Entbehrung zu kämpfen. Und das hätte sein mögen, wenn nur das wüste Leben des Vaters nicht gewesen wäre! Seine Mutter hatte einst unter den frischen, anmuthigen Töchtern des Waldes für eine der schönsten gegolten, und von ihr hatte Fritz die großen, blauen Augen und den lächelnden, freundlichen Zug im Gesicht. Leiblich und geistig gebrochen, verlassen und elend, war sie frühzeitig gestorben. Fritz erinnerte sich ihrer mit inniger Liebe. Wehmuth erfüllte ihn, so oft er an sie dachte; in diese Wehmuth aber mischte sich das bittere Gefühl, daß der eigene Vater die sanfte Frau zu Tode gequält hatte.

Von einer Erziehung war keine Rede.

Der Knabe kam selten in die Schule, die ziemlich eine Stunde von seinem Geburtsort entfernt war, und daß er einmal in einer Kirche gewesen, war ihm kaum erinnerlich; er wußte nicht, was man dort treibe. Von seinem zehnten Jahre an zog er mit dem Vater draußen herum, um ihm den Bündel zu tragen, und wurde auch sonst zu allerhand Dingen benutzt. Nach ein paar Jahren war der Knabe fast zum Taugenichts geworden. Das einzige gute Gefühl in ihm war die Erinnerung an seine Mutter. Das Mannsgeschlecht verachtete er; was sein Vater, was er, was sein Bruder waren, dafür hielt er so ziemlich alle Anderen. Die Frauen dachte er sich besser, der Mutter ähnlich, die ihn sosehr geliebt hatte, und selbst das machte ihn in seinem guten Glauben nicht irre, als er später auf seinen Fahrten auch die Verworfenen dieses Geschlechtes kennen lernte. Das wußte er, die rothwangigen Mädchen daheim auf dem Wald waren wie seine Mutter so gut und freundlich; die blassen, leichtfertigen Dirnen aber, welche er draußen traf, verachtete er in seine Seele hinein. So blieb er trotz mancher Verlockung, die dem kräftigen, schönen Jungen nicht fehlte, in dieser Beziehung unverdorben und rein.

Sonst aber wußte man nicht viel Gutes von ihm. Sein Vater war im Dorf verachtet; auch seinen Bruder, der sich als Holzhauer nährte, hatte man nicht gern. Zwar konnte ihm Niemand geradezu Schlechtes nachsagen, allein man traute ihm auch nichts Gutes zu; er hatte etwas Hämisches und Tückisches in seinem Charakter. Die Mißachtung, in welcher seine Familie stand, war kein günstiger Umstand für Fritz, zumal dieser wenig that, sich einen besseren Ruf zu erwerben. Er sah in seinem Aeußeren verkommen aus, ging in keine Kirche, und die Gesellschaft, zu der er sich hielt, war keineswegs die beste. Was er draußen trieb, das wußte man nicht. Eigentlich gram war ihm Niemand, denn er galt als gutmüthig und dienstfertig, jedoch leichtsinnig dabei.

Sein Bruder Conrad, der um einige Jahre älter war und das väterliche Häuschen übernommen hatte, ging damit um, sich zu verheirathen, hatte aber kein Glück damit, denn zweimal, wie man sagte, hatte er schon vergebliche Bewerbungen gemacht. Sein Auge war jetzt auf die Tochter eines älteren Holzhauers gerichtet, mit dem er zusammen arbeitete. Margreth hieß das Mädchen. Es hatte hübsche braune Augen, war von stillem Character und fleißig; von Conrads Anträgen mochte es indeß nichts wissen.

Des Mittags trug Magreth gewöhnlich dem Vater das Essen in den Wald; so hatte Conrad öfters Gelegenheit, sie zu sehen. Wollte er jedoch mit ihr sprechen oder gar scherzen, dann wich sie ihm aus, und heute hatte sie ihm sogar rund heraus erklärt: sie könne ihn nicht leiden, er möge sie in Ruhe lassen. Das wurmte ihn, denn er hatte das Mädchen wirklich lieb.

Auf dem Nachhauseweg ging Margreth durch's Gründle; hart am Weg stand eine alte mächtige Buche, da mußte sie vorüber. Als sie aber dahin kam, lag ein Mensch unter dem Schatten der Buche im Gras und schlief; neben ihm lag ein Bündel. Margreth wollte leis vorbeischleichen, konnte es aber doch nicht lassen, dem Schläfer in's Gesicht zu schauen, und sieht, daß es des Conrads Bruder, der Fritz ist. Sein Gesicht war traurig und doch hübsch. Sie blieb einen Augenblick stehen und betrachtete den Schlummernden und dachte für sich: es ist doch schad' um den. Damit wollte sie weiter gehen, allein im selbigen Augenblick schlägt Fritz die Augen auf und sieht das freundliche Mädchen stehen, wie es ihn anschaut, und spricht zu ihr: guten Tag, Margreth; wo kommst her?

Hab' dem Vater Essen getragen, antwortete Margreth und wollte fort.

Wart', sagt der Fritz und sprang auf, ich geh' mit Dir.

Daran war dem Mädchen nichts gelegen; es mochte nicht, daß die Leute sie zusammen sähen. Ich hab' Eile, entgegnete sie; aber Fritz hatte sein Bündel übergeworfen und folgte ihr.

Margreth, sagte er, es ist ein schlecht's Leben, so herumzuziehen. Ich bin's satt, und weil's so heiß war, hab' ich mich hingelegt und dacht', wenn ich nur todt wär', ich wollt' gleich da begraben sein. Darüber schlief ich ein. Als ich aufgewacht bin, da sah ich Dich stehen, und ist mir

noch nie so gewesen, wenn ich wach wurde. Du hast mich so freundlich angeschaut. . .

Das Mädchen erröthete. Fritz, gab es zur Antwort, Du bist selbst schuld, daß Dir's nicht geht, wie Du willst. Du führst ein nachlässiges Leben, und es ist schad' um Dich.

Dieser Vorwurf und die Theilnahme, die sich darin kundgab, ging dem Fritz Ammer durch's Herz. Er hätte weinen mögen, und hätte er gedurft, so wäre er der Margreth um den Hals gefallen vor Liebe; aber er wußte, daß er sie bös machte, wenn er sich solcherlei Gedanken merken ließ.

Beide gingen eine Strecke und schwiegen.

Wo bist denn gewesen? fragte Margreth.

In's Sachsen drin, erwiederte Fritz; Du weißt, das ist unser Strich.

Verdienst denn was?

'S möcht' geh'n; doch dießmal komm' ich leer zurück.

Warum das?

Hab' Unglück gehabt dießmal, sagte Fritz zögernd.

Hast gespielt?

Fritz verneinte.

Hast sonst das Geld verzettelt oder verthan?

Fritz sah Margreth mit seinen großen blauen Augen offen und ehrlich an. Verthan hab' ich das Geld nicht, sagte er im Tone gekränkten Gefühls.

Nimm's nicht übel, fiel das Mädchen ein; beleidigen wollt ich Dich nicht.

Ich bin drumgekommen um meinen Verdienst, fuhr Fritz fort, — ich kann's kaum sagen.

Was hat Dich betroffen?

Er ist mir entwendet worden, — Margreth, das kränkt, entwendet von . .

Fritz stockte. Von wem? fragte das Mädchen gespannt.

Von meinem eigenen Vater.

Ist's möglich? rief Margreth; das wäre ja gar zu schlecht.

Ich hab's zu Dir gesagt, Magreth, fiel der junge Bursche bittend ein; sag's Niemanden wieder.

Das hat Dein Vater gethan?

Fritz bejahte. Mögen die Leut' Schlechtes von mir denken, fuhr er fort, ich kann's nicht ändern; wird nun wohl heißen, ich hätte das Geld verlumpt, und sagen mag ich doch nicht, wo es hingekommen ist.

Das ist brav von Dir, sagte Margreth, daß Du Deinen Vater nicht verschimpfen willst, wenn er auch sonst nichts taugt.

Man hält mich für schlechter, als ich bin, versetzte Fritz; das thut mir oft weh.

Bist aber selbst schuld, warf Margreth ein.

Ich bin ein armes Leut, entgegnete Fritz; da ist man kurzweg im Urtheil.

Wärst nur brav! sagte das Mädchen freundlich und ernst.

Ein helles Roth überflog die Wangen des jungen Burschen. Hälst auch nichts von mir, Margreth? — sagte er leise, betrübt.

Warum gehst nicht in die Kirche? erwiederte das Mädchen. Läufst Sonntags wie Alltags im zerrissenen Wamms, hast wohl nicht einmal einen Rock, daß Du in's Gotteshaus kannst?

Jedes Wort gab dem Burschen einen Stich in's Herz; wär's nicht Margreth gewesen, die ihm das sagte, so würde es ihn zornig gemacht haben. Kann ich dafür? erwiederte er kleinlaut. — Sieh', Margreth, ich bin's überdrüßig, dieses Leben, schon lange, und ich will's ändern.

Das ist recht, entgegnete das Mädchen. Aber sag's nicht blos, thu' es auch.

Ich will mich, fuhr Fritz fort, von meinem Vater trennen, ich muß es, und einen eigenen Handel beginnen. Gib' Acht, ich werde ein ordentlicher Mensch, ich bring' etwas vorwärts.

Will sehen, — war die kurze, doch nicht unfreundliche Antwort des Mädchens.

Man war mittlerweile aus dem Wald in die Nähe des Dorfes gekommen. Da bat Margreth den Fritz, daß er sie allein gehen lasse; stumm reichte er ihr die Hand, sie gab ihm zögernd die ihrige; er drückte sie warm, sagte Adieu und schlug einen Seitenweg ein, der ihn von einer anderen Richtung in das Dorf führte.

Als Fritz nach Hause kam, fand er den Vater auf der Ofenbank liegend. Bei seinem Eintritt richtete sich dieser auf; er befand sich in einem unzurechnungsfähigen Zustande.

Nichtsnutziger Bub', lallte er, wo bleibst

so lang? Ich schlag' Dir alle Knochen im Leib' zusammen, wenn Du wieder so spät kommst. Fritz sagte nichts; sein Gesicht wurde roth vor Schaam und Zorn, als er den alten Mann in diesem traurigen Zustand sah.

Weißt Du nicht, Schlingel, fuhr dieser fort, daß wir morgen aufbrechen müssen und müssen wieder handeln? Dießmal geht's in's Sachsen.

Ich geh' nicht mit, erklärte Fritz in einem ruhigen aber festen Ton.

Was, Du willst nicht?

Ich fange für mich an; geht nur allein.

Der Alte stammelte eine Menge Verwünschungen, stolperte von der Bank auf und wollte den Fritz packen.

Rührt mich nicht an! rief dieser. Ich mag meine Hand nicht gegen Euch aufheben, denn ich bin Euer Sohn; aber schlagen lasse ich mich auch nicht.

Der Alte glotzte ihn starr an und wankte nach seiner Bank zurück. Fritz verließ die Stube; das Herz war ihm schwer wie noch nie.

— Die Nacht über konnte Fritz nicht schlafen. Seine Gedanken waren bald bei der freundlichen Margreth, bald bei dem elenden Vater, der die Mutter zu Tode geärgert und seine Kinder wild und verwahrlost hatte aufwachsen lassen. Ein dumpfer Groll bemächtigte sich seiner. Es war ziemlich Mitternacht, als er unten in der Stube Lärm und heftige Scheltworte hörte. Sein Vater und sein Bruder waren im Streit; um was es sich handelte, konnte er jedoch nicht verstehen. Auch eine Weiberstimme ließ sich kreischend vernehmen. Fritz sprang auf und eilte hinunter; ein trauriger Anblick bot sich ihm. Sein Bruder hatte ein Weibsbild bei den Haaren erfaßt und versetzte ihm Faustschläge in das Gesicht und in den Nacken, während der Vater, noch halb berauscht, auf den Sohn losschlug. Fritz begriff sogleich, was vor sei. Mit Gewalt machte er den Vater los und führte ihn bei Seite; dann bat er den Bruder, mit Schlagen aufzuhören und das Frauenzimmer gehen zu lassen. Sie hat's verdient! — schrie Conrad. Schäme Dich, entgegnete Fritz; dieser Lärm weckt ja das ganze Dorf. Meinetwegen, versetzte Conrad, indem er das Frauenzimmer nach der Thüre schleifte und es hinausstieß.

Anderen Tages erzählte man sich im Dorf, daß die beiden Ammers Buben die lüderliche Dortel, die Zuhälterin ihres Vaters, geprügelt und aus dem Hause gejagt. Auch Margreth hörte davon; sie sagte nichts zu den verächtlichen Bemerkungen, welche über den Vater und die Söhne gemacht wurden. Einige Anspielungen auf sie und den Conrad wies sie mit Entrüstung zurück, und die Spottlustigen schwiegen, um das Mädchen nicht ernstlich zu beleidigen. Heimlich war's ihr aber doch, als wenn der Fritz sie dauerte, und es that ihr leid, daß das üble Gerede auch über ihn mit erging. Sie verschwieg's auch nicht und behauptete, dem Fritz geschehe Unrecht, wenn man ihn verachte wie seinen Vater und seinen Bruder. Einige stimmten ihr bei, Andere lachten sie aus.

Am folgenden Tage, nachdem es noch einen heftigen Kampf gekostet hatte, trennte sich Fritz von seinem Vater und zog fort, um sein eigenes Geschäft zu beginnen. Er hatte sich vorgenommen, ordentlich zu werden, auch wollte er sparen und hoffte, mit der Zeit vorwärts zu kommen. Denn, sagte er zu sich selbst, wie es jetzund mit dir steht, nimmt dich kein ordentliches Mädchen. Er hatte sich aber fest gelobt, daß die Margreth und keine Andere einst sein Weib werden müßte, und er fühlte sich fast schon ein neuer und besserer Mensch, da sie freundlich mit ihm gesprochen hatte; denn, was auch Andere von ihm denken mochten, sie konnte keine schlechte Meinung von ihm haben. Daß sein Bruder um sie herumging, das wußte er, auch daß sie jenen nicht leiden konnte; darum kümmerte es ihn weniger, vielmehr war es ihm lieb, daß nicht ein Anderer um sie warb.

Als Fritz bei hellem Sonnenschein Morgens über die Berge wanderte, dachte er an Margreth, und wie sie sich wundern würde, daß er heute schon seinen Entschluß ausgeführt. Dabei sang er ein lustiges Lied, war heiter und froh und hatte es gern, daß er allein war, und Niemand ihn in seinen Gedanken störte. Margreth aber, als sie vernahm, daß der Fritz wirklich fort war und allein, freute sie sich, denn

sie dachte: nun wird er sich doch vielleicht ändern. Daß sie hauptsächlich seinen guten Entschluß geweckt und ihm zur Ausführung geholfen hatte, daran dachte das Mädchen nicht, denn hätte es Fritzens ganze Gedanken gewußt, so würde es erschrocken sein. Seine Frau wäre Margreth um Alles in der Welt nicht geworden.

Der Fritz trieb nun seinen Handel allein. Heiter und fröhlich zog er seine Straße, und da er ein hübscher Bursche war und spaßig mit den Leuten, so kauften ihm diese gern ab. Als er nun erst sah, daß er etwas erübrigte, wurde er noch sparsamer, um es recht bald zu Vermögen zu bringen. Warum? das mögt Ihr Euch selber sagen; die Freude am Geld war's nicht, die ihn lockte. Freilich war das ein kümmerliches Leben. Einen weiten Marsch oft und den ganzen Tag nichts Warmes, es sei denn, daß eine mitleidige Bauersfrau ihm von dem übrig gebliebenen Essen gab. In ein Bett kam er die ganze Zeit nicht, sondern er lag auf einer Streu, und auch diese sparte er zuweilen in einer schönen, lauen Sommernacht, indem er vorlieb nahm mit einem Heuschober draußen auf der Wiese zum Nachtlager. Begreifst Du nun, lieber Leser, der Du Sparsamkeit für nothwendig erachtest, um bei einem Geschäft, das Tausende umsetzt, oder auf einem Hofgut mit Ställen voll glänzender Rinder und wohlversorgter Getreideböden, oder bei einer Stelle, die jährlich ihre tausend Gulden trägt, anständig auszukommen, wie es ein solcher Hausirer machen muß, um sich ein Capitälchen zu sammeln, und daß es doch möglich ist, von einem Verdienst von einigen Groschen täglich zu leben und auch übrig zu behalten?

Als Fritz in einigen Wochen nach Hause zurückkehrte, konnte er stolz einen Reingewinn von mehreren Gulden aufweisen. Diese wendete er zur Erweiterung seines Geschäftes an.

Zum Sonntag war Margreth in die Kirche gegangen. Wie wunderte sie sich, als sie zufällig auffah, und unter den jungen Burschen ihres Dorfes auch der Fritz stand in einem neuen Rocke und sauberem Hemd! Dabei sah er so andächtig auf den Pfarrer, daß er keinen Blick verwendete, auch nicht zu ihr hin. Als die Kirche aus war, und die Leute wieder heimgingen, gesellte sich Fritz zur Margreth, und es war ihr recht und auch wieder nicht recht — um der Leute willen —, doch litt sie es. Sie gingen zusammen. Manche spöttelten darüber, auch wußte Niemand recht, was den Fritz zum Kirchengehen veranlaßte; es hieß aber der Margreth wegen, er müsse dem Mädchen gut sein. Auch die Margreth fragte ihn. Fritz, sprach sie, wie kommt's, daß Du wieder fromm bist?

Der Fritz schaute sie mit großen Augen an. Weißt's nicht mehr? sagte er; ich hab' Dir's ja versprochen.

Ich meinte, Du hättest es vergessen, versetzte Margreth.

Nimmermehr! rief Fritz. Seit ich gebeichtet hab', fuhr er fort, hab' ich das Gotteshaus nicht wieder betreten, und wer daran schuld ist, weißt Du. Als ich letzthin nach Nürnberg kam, war's just Sonntag; dacht' ich, du möchtest einmal eine Kirche sehen in einer solchen großen Stadt. Schon von außen war sie schön und so mächtig hoch; drinnen aber war's noch schöner, und ich wußte nicht, wohin ich zuerst sehen sollte. Ich wollt', Du kämst einmal in solch ein Gebäu.

Unsere Kirche ist auch schön, sagte Margreth.

Das ist nichts dagegen, versetzte Fritz. Da waren Reihen hoher Säulen, wie die höchsten Bäum' im Wald, und die Fenster gemalt mit allerlei schönen Farben. Weißt, wenn am Abend die Sonne durch die Bäume scheint, gerade so goldig hat's hindurchgeblitzt, und war auch eine solche Dämmrung drinnen, wie unter den Buchen und Tannen im Forst. Und die Orgel, wie hat das gebraust, als wenn der Sturm durch die Wälder saust; dann aber klang's wieder sanft und lieblich, daß mir's ordentlich weich wurde um's Herz. Es ist doch schön in einer solchen Kirche!

Und in unserer nicht?

O ja. Wer gern geht, dem gefällt's, ob die Kirche groß ist oder klein.

Gehst Du gern?

Wirst sehen, daß ich öfter komme.

Das machst recht, sagte Margreth freund-

lich. Seit Du wieder Religion hast, siehst auch aus wie ein ordentlicher Mensch, und gib Acht, es geht Dir wohl.

Kein Lobspruch hätte dem Fritz so zur Seele dringen und ihn mit solcher Freude erfüllen können, als es die einfachen Worte des Mädchens thaten. Dießmal ging auch die Margreth mit dem Fritz bis in's Dorf. Vor ihrem Hause blieb sie stehen; der Bursche wollte ihr die Hand reichen, aber sie dachte daran, wie er sie ihr schon einmal sosehr gedrückt, und mit einem freundlichen: Behüt' Dich Gott, Fritz! kehrte sie sich rasch ab und ging in's Haus. Fritz stand ein paar Augenblicke und wußte nicht, wie ihm geschehen war. Er konnte sich's nicht zusammenreimen, daß sie erst mit ihm gegangen war und mit ihm geplaudert hatte, und jetzt gab sie ihm nicht einmal eine Hand zum Abschied! Du bist ein armes Leut, sagte er still für sich; sie mag Dich nicht.

Kurze Zeit darauf ging er wieder fort. Am Abend zuvor sah er zum Bodenfenster hinaus auf's Dorf, das mondhell vor ihm lag. Unter der Linde auf dem Dorfplatz saßen Bursche und Mädchen, unter ihnen auch sein Bruder, — den er gleich an der langen, hagern Gestalt erkannte, — und ein Mädchen; dieses hätte er erkannt, und wenn's eine halbe Stunde weit gewesen wäre. Conrad drängte sich an Margreth und wollte den Arm um sie schlingen, aber das ließ sie sich nicht gefallen. Einige Bursche, die es gut genug wußten, daß Margreth ihn nicht leiden konnte, und die sich einen Spaß machen wollten, begannen zu necken.

Mädle, schalt der Eine, zier' Dich nicht so. Möchtest wohl Einen aus der Stadt, so einen Schreiber oder Dutenkrämer, wie sie zur Kirmeß kommen, und einmal Einer schön mit Dir gethan hat?

Margreth lachte. Werd' Euch wohl fragen, sagte sie, wen ich zum Schatz nehmen soll oder nicht.

Warum magst den Conrad nicht? fragte ein Anderer.

Fragt meinen Wackel, warum der ihn nicht leiden kann? versetzte Margreth.

Alles lachte.

Ein ander Mal, Margreth, rief eins der Mädchen, häng' den Pudel an, wenn Dein Schatz zu Dir will.

Oder Du, Conrad, fiel eine Andere ein, nimm einen Stock mit.

Erzähl' uns den Spaß, sagte ein Bursche. Nicht wahr, der Pudel hat ihn hinten an den Hosen gepackt und in die Beine gezwickt, daß er laut schrie?

Ja, erwiederte Margreth; ich stand am Kammerfenster und hab' gelacht, daß mir das Wasser über die Backen lief, so drollig sah die Geschichte.

Conrad wurde roth vor Zorn.

Da fängt wieder ein Mädchen an, das neben Margreth saß: Conrad, wann machst denn Hochzeit? Die Ausstattung ist fertig, und der Margreth da wird die Zeit lang.

Nein, fiel diese ein, mein Schatz muß schön und kußlich sein; sonst mag ich ihn nicht.

Nun sieh', ich kann auch küssen, rief Conrad plötzlich und erfaßte Margreth, um ihr einen Kuß zu geben.

Diese aber, ein kräftiges Mädchen und gewandt, nimmt den Conrad mit der rechten Hand und hält ihn fest, mit der linken aber hielt sie ihm den Mund zu, daß ihm der Athem vergeht und er anfängt zu zappeln. Das gab ein noch größeres Gelächter als vorhin. Der Conrad aber hatte es satt und schlich sich fort. Du Gänsle, dachte er, wenn du auch noch so albern thust, du wirst mich doch noch küssen. Geschnäckig Ding, willst Einen schön und kußlich? Wart', nächstens red' ich ernst mit deinem Vater.

Das Alles hatte aus seinem Bodenfenster der Fritz mit angesehen, und da er nicht verstehen konnte, was geredet ward, so fuhr es ihm kraus durch den Kopf, und er wurde ganz irre an Margreth, daß sie jetzt mit seinem Bruder sich scherzte und neckte. Der Gedanke, ob nicht die Beiden, während er fort war, sich mit einander verständigt haben möchten, drückte ihn wie mit Centnerlast. Er steckte den Kopf wieder herein und warf sich auf sein Lager, aber es ließ ihn nicht ruhen. Kurze Zeit darauf kam Conrad und legte sich auch zu Bett. Fragt ihn der Fritz: was gab's denn unten für Lachen? Der Conrad antwortete: wärst hinunter gegangen,

so wüßtest's. Da merkte Fritz, wie's stand, und daß sein Bruder kein Glück gehabt, denn sonst wäre dieser nicht so ingrimmig gewesen; der Margreth aber hätte er abbitten mögen, was er vorhin Uebles von ihr gedacht.

Als Fritz anderen Morgens früh das Dorf verließ, stand Margreth am Fenster, so rothwangig und frisch, daß es eine Lust war, ihr liebliches Gesicht zu schauen Sie macht das Fenster auf und sagt: Guten Morgen, Fritz; willst schon wieder fort, und hast nichts davon gesagt?

Ist Dir doch einerlei, wo ich bin? meinte der Fritz; Margreth sagte lächelnd: weißt Du das? — Da wurde ihm froh und schwer zugleich um's Herz; froh, weil das Mädchen so freundlich war, und schwer, weil er fort mußte von ihr zu fremden Leuten hinaus. Gib mir, bat er, irgend was Kleines zum Andenken. Ich hab' keinen Menschen, der's gut meint mit mir, und das thut mir oft weh, Du glaubst nicht, wie!

Margreth sah ihn mitleidig an und sprach: ich habe nichts, was ich Dir geben kann.

Du hast da Rosen am Fenster.

Magst Du eine, so brich sie Dir ab...

Fritz that es, dankte und ging das Dorf hinab, sah an kein Fenster, grüßte keinen Menschen, als er aber am letzten Hause vorüber war, da konnt er's nicht länger aushalten, und ein Strom von Thränen brach aus seinen Augen; es war ihm so wohl, so wehe, wie noch nie. Er ward auch nicht wieder froh, wie auf der letzten Reise, sondern dachte von früh bis spät an die einzige Seele, die ihn liebte, und sehnte sich heim, sie wiederzusehen, die als der einzige helle Stern in sein einsames Leben leuchtete.

Auch das Geschäft ging nicht wie früher, da es drohte, ganz aufzuhören. Schwamm und Stahl wurden verdrängt durch neue Streichfeuerzeuge, und Fritz bemerkte mit Besorgniß, daß er seinen Handel nicht mehr werde fortsetzen können. Was aber dann, wenn ihm diese Quelle seines Verdienstes versiegte? was ergreifen? Das machte ihm trübe Gedanken. Wie lange konnte es noch dauern, bis er soviel zusammen hatte, um heirathen zu können, und — wer stand dafür, daß in dieser Zeit nicht ein Anderer kam und ihm die Margreth wegführte?

An gutem Willen dazu fehlte es dem Conrad, Fritzens Bruder, nicht; ernstlicher als je hatte er sich's festgesetzt, daß die Margreth seine Frau werden müsse. Gegen deren Vater hatte er zwar gelegentlich einige Andeutungen fallen lassen, jetzt rückte er aber offen mit seinem Antrag heraus. Er benutzte dazu den Heimweg vom Walde, den sie täglich mit einander machten. Conrad sprach von Haushaltung, Ordnung und besserem Leben, von den Uebelständen der Junggesellenwirthschaft und schloß damit, daß er Margreth zur Frau haben möchte, dann würde Alles besser werden.

Der Alte sah ihn an und sagte nichts. Conrad aber sagte das Beste von sich, was er wußte, und namentlich, was er noch Niemanden offenbart hatte, daß er sich ein Capitälchen von vierhundert Gulden zurückgelegt. Damit hoffte er den Alten zu fangen. Denn vierhundert Gulden! das mußte durchschlagen.

Margreths Vater ließ ihn ruhig ausreden und sagte dann: von Deinem Geld mag ich nichts wissen. Wenn Margreth Dich liebte, dann würde ich Ja sagen; um Geld ist mir mein Kind nicht feil.

Ihr verachtet mich sonach, versetzte Conrad verlegen.

Dich nicht, aber Dein Geld.

Ist's etwa gestohlen? — erwiederte Conrad scharf.

Wo Du es herhast, das geht mich nichts an; von Deinem Vater hast Du's nicht geerbt.

Allerdings nicht, lachte Conrad grell auf. Ich hab's verdient; weshalb erwähnt Ihr aber meinen Vater?

In sein Haus möchte ich mein Kind nicht ziehen lassen, versetzte der Alte.

Das Haus ist mein.

Du aber, Dein Bruder und Dein Haus, Ihr steht mir alle Drei nicht an. Mit diesen Worten ließ Margreths Vater den Conrad verblüfft stehen, und dieser faßte von Stund' an einen glühenden Haß gegen den Alten und dessen Tochter, weil sie, wie er sagte, stolz wären und ihn verachteten.

— Der Fritz kam wieder. Anderen Tages traf er Margreth am Brunnen; eine

helle Röthe flog über seine Wangen, als er sie grüßte. Sie hatte ihn aber kommen sehen und war erschrocken, daß er so bleich aussah. Fritz, sagte sie zu ihm, Du sorgst Dich gewiß zusehr und leidest Mangel.

Nein, antwortete er.

Oder hast Du sonst einen Gram?...

Fritz schwieg einen Augenblick, dann sprach er traurig: ich darf Dir's nicht sagen, — und ging weiter, damit das Gespräch den Leuten nicht auffalle.

„Ich darf Dir's nicht sagen," dieses Wort kam Margreth nicht aus dem Sinn. Was meinte er damit? — war Fritz krank? ging das Geschäft schlecht? Auch Andere klagten, denn die neuen Feuerzeuge, die so bequem und billig waren, fanden rasche Verbreitung. Sie mußte dahinter kommen, was dem armen Jungen eigentlich fehlte, doch fand sie lange keine Gelegenheit, ihn allein zu sprechen, bis sie ihn einmal zufällig traf, als sie vom Holzsammeln zurückkehrte.

Hast gewiß schwer? sagte der Fritz zu ihr.

Thut nichts, erwiederte sie flüchtig.

Ich will Dir den Korb abheben, ruh' ein wenig aus.

Das wäre schon recht, aber laß nur —

Im Nu hatte Fritz den Korb erfaßt und ihr abgenommen.

So, sprach er, nun wird Dir's leichter sein.

Wo steckst denn, man sieht Dich ja gar nicht mehr? sagte Margreth.

Ich komme nicht aus, erwiederte Fritz.

Was grübelst denn zu Haus? machst Dir Sorgen?

Fritz verneinte.

Wie geht's mit dem Handel? fuhr Margreth fort.

Leidlich; man muß sich eben in die Zeit schicken.

Wieso?

In der alten Weise geht's nicht mehr, versetzte Fritz; drum bin ich letzthin selbst in der neuen Fabrik gewesen und hab' mir Alles betrachtet. Da werden die Zündhölzchen zu Hunderttausenden gefertigt, und mit unser Einem seinem Geschäft ist's nichts mehr.

Ja die Fabriken, das ist traurig, fiel Margreth ein.

Hat nichts zu sagen, entgegnete Fritz; man muß sich in das Neue schicken. Ich sprach mit dem Herrn der Fabrik; er bewilligte mir Credit. Ich kaufte eine Partie Hölzchen, machte eine Probe, fand raschen Absatz und verdiente mehr als bei dem früheren Handel.

Das freut mich, fiel Margreth ein; warum bist denn aber nun nicht vergnügter?

Meinst, es fehle mir was?

Gewiß. Ich hab' Dich schon früher drum gefragt, aber Du gabst mir keine Antwort.

Bin ich denn nicht wie sonst?

Nein, nicht mehr so heiter und froh. Was die Ursach' ist, weiß ich nicht, denn Du bist verschlossen und sagst nichts.

Fritz sah das Mädchen mit großen, hellen Augen an. Und Du weißt's wirklich nicht, Margreth? — rief er bewegt.

Sie schüttelte leise den Kopf.

Ich hab' Dich so lieb, Margreth, so lieb, stammelte Fritz.

Das Mädchen war betroffen. Fritz, sagte sie zögernd, was fällt Dir ein? —

Der Bursche verblaßte sich und senkte den Kopf. Das hab' ich gefürchtet, murmelte er schmerzlich, — Du magst mich nicht; ich bin Dir zu gering.

Das nicht, Fritz, fiel Margreth ein; ich habe nichts gegen Dich.

Und doch bist erschrocken, erwiederte Fritz vorwurfsvoll, als ich gesagt: ich hab' Dich lieb.

Versteh' mich nicht falsch, versetzte Margreth; ich möcht' Dir nicht wehe thun. Du hast redlich Wort gehalten und bist ein ordentlicher Mensch geworden.

Wem dank' ich's als Dir? rief Fritz. Schau', Margreth, als ich Dich damals traf draußen im Gründle bei der Buche, da war mir's, indem ich die Augen aufschlug, als stünde ein Engel vor mir ...

Rede doch nicht solches Zeug, warf Margreth ein.

Seit damals, fuhr Fritz fort, hab' ich Dich lieb. Um Deinetwillen bin ich ein anderer Mensch geworden, um Deinetwillen hab' ich gesorgt, gearbeitet und gespart.

Wenn du brav wirst, hab' ich zu mir gesagt, so wird sie dich nicht verschmähen, und willst nun doch nichts von mir wissen?

Das hab' ich ja nicht gesagt, erwiederte Margreth verlegen. Du wärst mir schon recht, aber . . .

Was hält Dich sonst ab?

Margreth verstummte.

Wenn Du mich verschmähst, fuhr Fritz fort, und seine Stimme zitterte, so weiß ich nicht, was aus mir werden soll. Dann sind meine schönsten Hoffnungen zu nicht', und es giebt kein Glück mehr für mich auf Erden. Liebst Du mich denn gar nicht?

Ein peinliches Gefühl bedrückte Margreth. Ich muß Dir's frei heraussagen, entgegnete sie. Ich bin ein armes Leut —

Ich auch.

Ich hab' nichts, als was ich selbst bin, kein Geld, kein Gut.

Bist Du mir nicht mehr als das Alles? rief Fritz.

Nur auf Eins halte ich, fuhr das Mädchen fort, das ist mein Reichthum. Mein Vater verdient sich sauer und ehrlich sein Brod, auch ich hab' nichts als meinen ehrlichen Namen; den gäb' ich um Alles nicht hin.

Eine glühende Röthe stieg in das Gesicht des Burschen. Trage ich keinen ehrlichen Namen? sagte er bebend.

Du wohl, aber Dein Vater, Dein Bruder . . .

Kann ich dafür, entgegnete Fritz erbleichend, daß die Meinigen im Orte verachtet sind?

Du nicht und ich nicht.

Und verachtest mich doch deswegen?

Nein, rief Margreth herzlich, Du bist nicht wie sie. Du bist Deiner Mutter nachgerathen, die war eine brave, gute Frau und wurde von Allen bedauert, daß ihr's so schlecht ging.

Margreth, stammelte Fritz mit schneidendem Wehe, meinst denn, ich werde Dir's machen, wie einst mein Vater der Mutter?

Nimmermehr, erwiederte Margreth — aber nicht blos ich, nein jedes andere Mädchen würde sich bedenken, in eine solche Freundschaft zu heirathen.

Habe ich mich nicht, entgegnete Fritz, von meinem Vater getrennt? was habe ich für Gemeinschaft mit meinem Bruder? Zu ihnen in's Haus sollst Du nicht ziehen, Margreth; ist das Dein Anstoß, so miethe ich ein Stüblein für mich, und wir wohnen allein.

Dem Mädchen wurde die Antwort schwer. Und wenn — sagte sie endlich, mein Vater giebt's nicht zu.

Sie hob ihren Korb auf. Fritz sah ihr nach, wie sie dem Dorf zuschritt; dann sank er hinter der Hecke, wo sie mit einander gestanden, auf die Erde nieder und weinte bitterlich. Das war die herbste Stunde seines Lebens. Oed' und traurig lag die Zukunft vor ihm; seine glücklichsten Träume, seine schönsten Hoffnungen waren gescheitert.

Ein Jahr verging. Fritz kam nicht mit Margreth zusammen; er trieb nach wie vor seinen Handel, aber alle Heiterkeit, aller Frohsinn war von ihm gewichen. Das Glück begünstigte ihn, er erübrigte, er sparte, doch freute es ihn nicht. Er brachte es zum Besitz einer kleinen Summe, die es ihm ermöglichte, ein Häuschen zu miethen und einen kleinen Materialhandel anzufangen. Das Geschäft ging gut, sein kleines Vermögen wuchs. Allein für wen arbeitete er? — An's Heirathen dachte er nicht mehr, seit Margreth ihn abgewiesen. Sie soll sehen, sagte er zu sich, daß ich sie wirklich lieb hatte; keine Andere wird jemals mein Weib. Doch fühlte er sich oft recht einsam und verlassen, so allein im Haus; Niemand kümmerte sich um ihn, Niemand gab ihm ein freundliches Wort, und so ward er immer trauriger.

Der alte Ammer führte sein wüstes Leben fort. Conrad ging seit einiger Zeit nicht mehr in den Wald; womit er sich eigentlich beschäftigte und seinen Unterhalt verdiente, war Niemanden recht klar. Das Glück seines Bruders und die Achtung, welche dieser nach und nach bei denen fand, welche sahen, daß seine Besserung aufrichtig und von Bestand war, erweckten in Conrads Seele Neid und Aerger. Da sagte er eines Abends: Vater, der Fritz ist ein Schuft.

Was hat er Dir denn gethan? versetzte der Alte.

Er zieht von uns aus, erwiederte Conrad, kümmert sich nicht um uns, weicht uns aus, wo er kann, und schämt sich unserer, gerade als hätten wir im Zuchthaus gesessen.

Hast recht, so ist's, murmelte der Alte.

Und das sehe ich nicht länger so mit an, fuhr Conrad fort. Er verdient's, daß man ihn ein wenig für seinen Hochmuth straft.

Was willst ihm denn anthun, Du Schlingel? antwortete der Alte.

Ich rede nicht mit Euch, damit Ihr mich schimpft, versetzte Conrad trotzig.

Bist Du nicht schlimmer als der Fritz? erwiederte der Alte mürrisch. Schimpfst und schlägst, wenn ich einmal einen Groschen Geld von Dir verlange, und wär' Dir eben recht, wenn mich der Teufel holte.

Euch Geld zum Branntwein geben, sagte Conrad mit einem höhnischen Lachen, das wäre klug. Und wo nehm' ich's denn her? wir haben weder einen Kreuzer Geld im Haus, noch Brod, und können morgen hungern oder betteln.

Warum liegst daheim, rief der Alte zornig, und arbeitest nicht mehr?

Es giebt mir keine Freude; wofür soll ich mich plagen?

Und soll ich morgen nichts zu essen haben, Hunger leiden?

Der Fritz hat Zeug genug in seinem Laden.

Der Fritz? . .

Der kann's entbehren; er spart ohnehin und wird reich. Was meint Ihr?

Der Alte verzog den Mund und erwiederte mit einem häßlichen Lachen: Hallunk', Du willst Deinen Bruder bestehlen?

Sonst giebt er uns nichts, versetzte Conrad.

Ich hab' nichts dawider, entgegnete der Alte, aber 's wird ehrlich zwischen uns getheilt. Sieh', daß Du die Kasse kriegst.

Als Fritz am anderen Morgen aufstand und den Laden öffnen wollte, blieb er wie vom Schlage getroffen stehen. Durch die Wand war ein Loch gebrochen; verschiedene Kasten lagen ausgeleert umher; auch die Kasse — glücklicher Weise befand sich nur wenig Geld darin — war erbrochen und leer. Immerhin schmerzte ihn der Verlust, der für seine kleinen Verhältnisse nicht ganz unbedeutend war; er brauchte längere Zeit, um ihn zu ersetzen. Allein wer war der Dieb? — Soviel war klar, daß dieser gut Bescheid gewußt, und hie und da sprach man davon, daß vielleicht sein eigener Vater oder Bruder die Thäter gewesen. Fritz selbst hatte solchen Verdacht, und so wenig er Vater und Bruder liebte, so wollte er doch nicht, daß sie durch ihn in's Unglück kämen. Es war ihm daher recht, daß man keinen Beweis gegen sie aufbringen und sie zur Strafe ziehen konnte.

Kurz darauf ging der alte Ammer wieder in's Land. Er blieb länger als gewöhnlich, und endlich kam die Nachricht, daß er todt sei. Er war betrunken des Nachts über einen schmalen Steg gegangen, wahrscheinlich ausgeglitten und in das Wasser gefallen. Man fand ihn, auf dem Gesicht liegend, einige Schritte unterhalb des Steges. Manche meinten, daß er sich selbst ertränkt habe. Conrad blieb im Häuschen und hielt es jetzt mit der leichtfertigen Dortel, die er einmal ausgeprügelt und auf die Gasse geworfen hatte. Er machte da und dort einen Gelegenheitshandel, war oft auch auswärts und trieb, was eben ging.

Den Fritz ärgerte es, daß sein Bruder es mit jenem verächtlichen Frauenzimmer hielt, und daß dessen Ruf immer zweideutiger wurde. Er beschloß deshalb, einmal mit ihm zu reden, und that es in aller Güte und Freundlichkeit. Conrad aber schalt das ein albernes Gerede, was man von ihm sagte, und als Fritz ihm vorstellte, er möge eine ordentliche Arbeit vornehmen und auch von dem lüderlichen Weibsbild lassen, wurde Conrad grob und fluchte, und als der Fritz gar etwas davon fallen ließ, daß ihm einmal der Laden ausgestohlen worden sei, packte ihn sein Bruder und wollte ihn zur Thüre hinauswerfen. Da übermannte den Fritz der Zorn, er wehrte sich und warf seinen Bruder zu Boden. Schon holte er mit der geballten Faust aus, um jenen zu züchtigen, — da besann er sich. Nein, sagte er, ich will mich nicht an Dir vergreifen; aber schämen muß ich mich, einen Spitzbuben zum Bruder zu haben. Damit ging er. Der Con-

rad aber schäumte vor Wuth und schwur, für dieses Wort sich zu rächen.

Tags darauf stand Fritz in seinem Laden; er dachte an den gestrigen Vorfall mit seinem Bruder, und es that ihm leid, daß er sich dabei von seinem Zorn hatte übermannen lassen. Während dessen ging die Ladenthüre auf, und — Margreth trat herein. Fritz traute seinen Augen kaum; es war das erste Mal, daß sie in seinen Laden kam.

Du zürnst mir wohl? sagte Margreth, während Fritz die verlangten Waaren aus den Kasten holte. Er wandte sich rasch um und sah das Mädchen an. Ich Dir? — sagte er wie verwundert.

Du hast seit Jahr und Tag, versetzte Margreth, kein Wörtle mit mir gesprochen und mich nicht angesehen, bist mir ausgewichen allenthalben.

Ich Dir? — entgegnete Fritz kopfschüttelnd.

Ja, antwortete Margreth. Du hast mir übel genommen, was ich damals sagte, als wir uns das letzte Mal draußen am Dorf bei der Schlehdornhecke trafen.

Was Du mir damals sagtest, erwiederte Fritz, war traurig für mich.

Ich hätte nicht gedacht, versetzte Margreth, daß Du mir's so lange nachtragen würdest.

Was hab' ich Dir nachgetragen?

Daß mir Dein Vater und Dein Bruder ein Anstoß waren; ich hätt's nicht sagen sollen.

Warum nicht? entgegnete Fritz. Ist's doch so.

Hätt' ich geschwiegen! fiel Margreth ein; damit hab' ich Dich von mir entfremdet, hab' Dich gekränkt, und Du hast's Recht, mir zu zürnen.

Das Auge des Burschen ruhte tief schmerzlich auf Margreth. Ich zürne Dir nicht, versetzte er; ich bin Dir nicht ausgewichen, ich trage Dir nichts nach.

Und doch hab' ich Dir wehe gethan, sagte Margreth mit weicher Stimme.

Du hast mich von Dir gewiesen, flüsterte Fritz; ach, ich hatte Dich so lieb!

Meinst denn, fiel Margreth ein, es wär' für mich gleichgültig gewesen, daß Du gar nichts mehr nach mir gefragt?

Durft' ich denn?

Hättest's schon wagen können.

Aber, Margreth, — versetzte Fritz verwundert, hast denn Deinen Sinn ganz verändert?

Ich könnt' Ja sagen, aber auch Nein.

Hast mich denn wirklich lieb?

Das ist gewiß, Fritz.

Warum aber hast mich damals abgewiesen?

Ach, Fritz, sagte Margreth erröthend, ich wußte nicht, daß ich Dich liebte.

Das hättest Du nicht gewußt? erwiederte Fritz kopfschüttelnd.

Nein, wirklich nicht, versicherte Margreth. Erst als Du fortgegangen warst und nicht wiederkamst, als der Herbst und der Winter verging, das Frühjahr kam und Du keinmal nach mir fragtest, da ward ich's inne, wie lieb ich Dich hatte. Es war mir, als könnte ich ohne Dich nicht sein, und das Herz wollte mir brechen, daß Du solange fort zürntest.

Ich zürnte Dir ja nicht! fiel Fritz ein, und ein Freudenstrahl flog über sein Gesicht.

Wie sehnte ich mich! fuhr Margreth fort, und eine Thräne schimmerte in ihrem Auge. Hätt' ich nur einmal ein einzig Wörtle mit Dir reden können; da Du aber nicht zu mir kamst, so — so mußte ich . . .

Das Mädchen stockte. Margreth, rief Fritz, hätt' ich's nur gewußt, daß das Dein Sinn!

So hab' ich den Anfang gemacht, erwiederte Margreth, und bin zu Dir gekommen. Fritz, wir wollen wieder Freunde sein. Bist Du's zufrieden?

Sie reichte ihm die Hand; er ergriff sie und schaute dem Mädchen tief und innig in's Auge. O Margreth, rief er im höchsten Glück seines Herzens, nun ist Alles gut, da ich weiß, daß Du mich liebst! . . .

Eine alte Frau, die eben in den Laden trat, um ein Loth Kaffe zu holen, sah verwundert die beiden jungen Leute Hand in Hand, und ihre Mienen glänzten wie verklärt.

Adieu, Fritz! sagte Margreth, eilig aufbrechend.

Der Fritz fragte nach dem Begehr der Alten, brachte aber statt des Kaffe ein

Loth Schnupftabak. Die Frau schüttelte den Kopf. Was ist denn das? sagte sie.

Was es ist? erwiederte Fritz wie träumend. Ich bin ein armes Leut, aber ich tausche mit Keinem in der Welt! — —

Ein Jahr war abermals vorüber. Fritz hatte es so weit gebracht, das Häuschen kaufen zu können, in welchem er bisher zur Miethe gewohnt, und es schien ihm nun, als könne er recht gut eine Frau brauchen. Bisher hatte er Küche, Wirthschaft und Laden ohne weibliche Beihülfe Alles in eigener Person verwaltet, aber es war ihm unangenehm, daß er den Laden zuschließen mußte, wenn er einmal nach der Stadt ging, um Einkäufe zu besorgen; auch durfte er nie über Nacht wegbleiben, weil er fürchtete, bestohlen zu werden. Dann kam ihm Wäscher- und Flickerlohn ziemlich theuer, und bei aller Geschäftigkeit war es ihm doch zu einsam im Haus.

Die Leute im Dorf wußten bereits, wer die Hausfrau werden würde, die Margreth nämlich; denn die Beiden kamen jetzt öfters zusammen und thaten ohne Hehl wie Zwei, die einander recht lieb haben. Man gönnte es ihnen; nur der Conrad sah seines Bruders Glück mit giftigen Augen.

Eines Tages schloß Fritz seinen Laden, zog seinen Sonntagsrock an und ging nach Margreths Wohnung. Die Leute, welche ihn so geputzt und ernst einherschreiten sahen, vermutheten, was er vorhabe, und das nächste Paar, das getraut würde, mußte nach Aller Meinung die Margreth und Fritz sein.

Als er in die Stube trat, saß das Mädchen am Tisch. Er fragt sie, wo der Vater sei, und sie schaut ihn groß, still und lächelnd an und sagt: droben auf dem Boden, und als der Fritz zu ihr spricht: geh' hin und ruf' ihn, legt sie schnell das Nähzeug weg und springt die Treppe hinauf. Der Alte kam. Margreth geht in das Kämmerchen neben der Stube, und das Herz pocht ihr laut; sie läßt die Thüre ein ganz wenig offen und stellt sich davor; so konnte sie sehen und hören, was vorging.

Guten Tag, sagt der Fritz grüßend, und ihr Vater darauf: Schön Dank, willkommen! und gibt ihm die Hand. Und der Fritz dankt wieder; darauf spricht ihr Vater: setz' Dich. Aber der Fritz fing an zu stocken, als er erwiederte: gebt Euch keine Müh', Nachbar; und er bleibt stehen. Dann ward's einen Augenblick still, bis ihr Vater wieder anfängt: was bringst Du? — Da sagt der Fritz laut: Nachbar, es geht bei mir nicht länger ohne Frau, gebt mir Eure Margreth, sie soll's gut bei mir haben. Margreth stockte der Athem, als sie das hörte, — jetzt meint sie, müsse ihr Vater antworten und Ja sagen. Der Fritz hustete einigemal, und dann war's wieder still. Hab' mir's gedacht, was Du willst, begann jetzt ihr Vater. Du warst leichtfertig in Deiner Jugend, bist aber ein rechtschaffener Mann geworden, und kann Dir jetzt Niemand etwas Uebles nachreden.

Gute Margreth, wie freut sich dein Herz über dieses Lob aus dem Munde des Vaters, und welche Last fällt dir von der Seele! Und immer freudiger hört sie zu, als der Vater fortfährt: Du hast jetzt ein gutes Auskommen und kannst's noch zu etwas bringen. Aber der Fritz stand mit gesenktem Blick, und es arbeitete in ihm, und er wäre am liebsten gleich davongegangen. Allein Manches, fuhr jetzt der Alte fort, woran Du freilich nicht schuld bist, ist nicht nach meinem Sinn. Dir will ich's nicht anrechnen, für Dich ist's kein Anstoß; aber ein Anderer — Du verstehst mich wohl?

Da konnte der Fritz nicht länger an sich halten. Nachbar, rief er, macht kein Langes und Breites, sagt Ja oder Nein.

Ich möchte Ja sagen, erwiederte der Alte; aber Dein Vater, nun der ist todt, doch Dein Bruder — Er hatte noch nicht ausgeredet; Fritz, ohne ein Wort zu sagen, nahm seine Mütze und rannte aus der Stube, ging hinten durch den Hof und gerad in den Wald hinein. Margreth stürzte von der Kammer herein, fing an zu weinen und rang die Hände. Ihr Vater war bestürzt, sie wollte dem Fritz nach, und nur mit Mühe hielt er sie zurück. Ihr Schmerz that ihm wehe; doch blieb er bei seiner Ansicht, in eine solche Verwandtschaft dürfe sein Kind nicht heirathen, dessen müsse er sich schämen; sei er auch ein armes Leut, so habe er doch seinen Stolz.

Dem äußerst rechtschaffenen Mann war der Gedanke unerträglich, Leute zu Verwandten zu haben, die in so üblem Rufe standen. Margreth dachte freilich nicht mehr so streng in diesem Punkt, seit sie den Fritz liebte.

Dieser strich lange planlos umher; mehrere Stunden irrte er durch Wald und Feld, klagte sein Schicksal an und wünschte sich, von den Gefühlen seines Schmerzes überwältigt, den Tod. Plötzlich hielt er seine Schritte an. Er stand vor einem alten Baum, der seine Aeste weit in die Lüfte ausstreckte; es war dieselbe Buche, wo er einst Margreth getroffen, von welcher Zeit an er sie liebte. Sein Schicksal erschien ihm jetzt doppelt hart. Warum war er ein andrer Mensch geworden? wozu hatte er sich losgerissen aus lasterhafter Umgebung und sich mit Mühe emporgearbeitet zu einer ehrenhaften Stellung, da ihm jetzt der Preis seiner Mühe, der Lohn seines Bestrebens, der Besitz Margreths versagt wurde? warum sollte er büßen, was er nicht verschuldet, was konnte er dafür, daß Conrad sein Bruder, und daß dieser Bruder übel beleumundet war? — In dumpfem Schmerz warf sich Fritz unter der Buche nieder. Die untergehende Sonne brannte röthlich durch die hohen Fichtenstämme, die Wipfel ragten wie dunkle Spitzen in den hellen Abendhimmel. Er sah einzelne Sterne aufflimmern, sah, wie sie allmählig von schwarzen Wolken verdeckt wurden; ein fernes Leuchten zuckte auf, den Saum der Wolken feurig durchglühend. Es kümmerte ihn nicht. Die Blitze wurden häufiger, stärker, der Wald fing an, dumpf und hohl zu brausen, der Donner hallte; es kümmerte ihn nicht.

Rasch zog die Nacht heran; bald waren Wald und Himmel und Erde in eine einzige dunkle Masse verschwommen. Da bricht ein gewaltiger Blitzstrahl aus den finstren Wolkenschlünden; was vorher Eine Nacht war, ist jetzt Ein flimmerndes Feuermeer. Gleich darauf erfolgt ein dröhnender Schlag, der von Berg zu Berg, von Schlucht zu Schlucht, von Thal zu Thal fortrollt. Die Gipfel der Bäume beugen sich wie schwache Ruthen, Aeste splittern, Raben und anderes Gethier, vom Feuerglanz scheu gemacht, fliegen krächzend auf. Ein ununterbrochenes Flammen durchzittert die Luft, der Donner wird verschlungen vom Sturm. Furchtbar großartig, wie man es in der Ebene nicht kennt, tritt das Gewitter in den Bergen auf.

Fritz hatte sich aufgerafft. Ihn, der vorhin sein Leben nichts geachtet hatte, beschlich ein banges Gefühl; er eilte dem Dorfe zu. Wie er nun aus dem Walde tritt, sieht er einen Schimmer, der Himmel glüht, und durch die Lüfte zittern die Töne der Sturmglocke. Der Regen fällt in schweren Tropfen nieder, der Sturm läßt nach. Fritz erreicht in athemlosem Lauf eine kleine Anhöhe; das Dorf liegt vor ihm; es brennt im oberen Theile, dort ist Margreths Wohnung. Sie steht bereits in Flammen, als er an Ort und Stelle kommt. Er hilft löschen, das Feuer greift nicht weiter; zwei Häuser sind eingeäschert, die Bewohner derselben haben wenig oder nichts gerettet.

Auf einem Bündel Bretter saß Margreth, das Gesicht mit den Händen bedeckt, und weinte still. Fritz trat zu ihr. Margreth, — rief er dumpf. Sie kehrte sich um und sieht ihn starr an, und mit dem Finger auf die rauchenden Trümmer deutend spricht sie jammernd: ich wollt', ich läge da drin! Fritz knirschte die Zähne zusammen. Und ich mit Dir, — erwiederte er, düster blickend.

Margreths Vater stand dahinter und hatte die Worte gehört. Fritz, sagte er, ich bin nun ein Bettler, und diese ist eines Bettlers Kind, möchtest Du sie noch?

Der Fritz schwieg.

Du hast, fuhr der Alte fort, heute um ihre Hand angehalten; würdest Du es morgen auch noch thun?

Fritz sagte nichts als: Adieu Margreth, und ging.

Es hätte ihm das Herz brechen mögen, wenn er daran dachte, daß das arme Mädchen in der schauerlichen Nacht obdachlos draußen saß an der Brandstätte bei ihrer wenigen geretteten Habe. Fritz war kaum zu Hause angekommen, als die Oeffnung des Ladens verlangt wurde; er mußte Branntwein herausgeben. Länger als eine Stunde war er so beschäftigt, daß an kein Weggehen zu denken war. Den ersten freien Augenblick benutzte er, den La-

den wieder zu schließen und sich nach der Brandstätte zu begeben. Dort war man noch beschäftigt, zu löschen und dem Feuer Das und Jenes zu entreißen; halbverkohlte Balken wurden herausgezogen, eiserne Töpfe und andere Dinge von Metall, die nicht geschmolzen oder zerschlagen worden waren.

Margreth fand er nicht dort, aber ihren Vater. Er nahm ihn bei Seite und sagte: zieht zu mir, bis Ihr wieder aufgebaut, in mein oberes Stüble; da ist Platz für Euch und Eure Tochter. Der Alte schaut ihn eine Weile groß an, drückt ihm die Hand und sagt: meinetwegen. Und nun packt Fritz sogleich einige der geretteten Gegenstände an und schafft sie in seine Wohnung. Als Alles untergebracht, kocht er einen guten Kaffe und holt Vater und Tochter, damit sie sich wieder erwärmen und ausruhen. Von da an wohnten die Beiden bei ihm.

Margreths Vater baute nicht wieder auf, sondern verkaufte den Platz. Man wußte, warum. Fritz hatte das Jawort erhalten und bestand darauf, daß sein Schwiegervater seine Tage bei ihm beschließe, und dieser willigte ein, weil seine Frau todt und Margreth sei einziges Kind war, von dem er sich nicht trennen wollte.

Am Hochzeitstag ging's zwar nicht hoch her, aber desto vergnügter, und am vergnügtesten und glücklichsten waren die beiden Brautleute, die nach manchen Wechselfällen endlich das schönste Ziel erreicht. Unter den geladenen Gästen befand sich Conrad, Fritzens Bruder, nicht. Wo er war, wußte Niemand. Schon seit längerer Zeit kamen mehrere Diebstähle in der Umgegend vor; man vermuthete, daß Conrad dabei betheiligt sei, es geschahen Haussuchungen bei ihm, man fand aber nichts. Neuerdings war in einer Mühle ein bedeutender Diebstahl verübt worden; der Verdacht fiel auf Conrad Ammer, es war fast gewiß, daß er der Thäter. Er sollte eingezogen werden; als aber die Gerichtspersonen erschienen, um ihn zu verhaften, war er fort. Alle Nachforschungen nach ihm waren vergeblich; wahrscheinlich war es ihm geglückt, in das Ausland zu entkommen. Die Dortel, welche als Helfershelferin gedient, wurde überführt und in's Zuchthaus gebracht.

So war denn Fritz allein noch von seiner Familie im Ort; er erfreute sich allgemeiner Liebe und Achtung und lebte glücklich mit seiner Margreth. Er kaufte ein Aeckerchen, eine Wiese nach der anderen und bekam endlich eine schöne Wirthschaft mit ein paar stattlichen Kühen im Stall, die der Margreth größte Freude waren, natürlich außer ihrem Mann, Kindern und Vater, an denen allen sie in treuester Liebe hing. Der Fritz aber hatte eine Leidenschaft für die Buchen; wo es nur ging, pflanzte er solche an, und kam einmal ein schweres Gewitter, so warf er einen Blick durch's Fenster, sah dann still sein junges Weibchen an und gab ihr einen Kuß. Er war einst ein „armes Leut" gewesen, aber heute hätte er mit Niemanden, auch nicht mit dem reichsten Manne getauscht.

Noch wandert von den Thüringer Bergen gar viel „armes Leut" hinaus in's Land, aber einen Hausirer mit Schwamm und Feuersteinen trifft man nicht mehr darunter. Das Alles trägt jetzt Streichhölzchen feil. Ein Wunder ist's, wenn noch ein alter Forstmann, treu seiner Gewohnheit, Stein und Stahl und Schwamm aus der Tasche zieht und gemächlich schlagend nach alter Weise sein Pfeifchen behaglich anzündet.

Historische und literarhistorische Denkwürdigkeiten.

Von Emil Ohly.

III.

Justinus Kerner,

„der Arzt, der auch Lieder sang."

III. Abschnitt.

Weinsberg.

Wenn wir jetzt den Namen des Dichters, Sehers und Arztes Justinus Kerner

hören, so können wir uns den Inhaber dieses Namens nicht anders denken als zu Weinsberg, in jenem „kleinen Hause" am Fuß der alten „Weibertreue," wo denn auch wirklich die ausgebreitetste Wirksamkeit nach den genannten drei Richtungen hin zu entfalten, ihm von der Vorsehung aufbehalten war.

Es war um Weihnachten des Jahres 1818, als er das Decret auf die erledigte Stelle eines Oberamtsarztes in Weinsberg erhielt. In das kleine, arme Städtchen, das durch Kerners Namen zu einem unvergänglichen Ruhme gelangen sollte, zog er mit Weib und Kind am 19. Januar des folgenden Jahres ein. Der Abschied von der seitherigen Heimath mit ihren Wäldern und Bergen war nicht so leicht, als Kerner sich ihn im Anfang gedacht hatte. Der von dem der seitherigen Heimath so ganz verschiedene Charakter der Rebenhügel um Heilbronn und Weinsberg mußte ihm die neue Gegend gar zu fremd und fast eintönig und langweilig erscheinen lassen. Neun volle Jahre, ja sage neun volle Jahre dauerte es, bis der Arzt und Dichter heimisch wurde, und bis die Sehnsucht nach Welzheim und Gaildorf aus seinem Herzen einigermaßen verschwand. Diese Sehnsucht nach den frühern Heimathorten gab ihm folgende Worte ein:

Wär ich nie aus euch gegangen,
Wälder hehr und wunderbar!
Hieltet liebend mich umfangen
Doch so lange, lange Jahr'!
. . . .
Eure Wogen, eure Hallen,
Euer Säuseln nimmer müd',
Eure Melodien alle
Weckten in der Brust das Lied.

Doch sollte der Dichter noch einmal festen Fuß fassen im schönen Thale der Sulm und unter den lieben, gemüthlichen Menschen jener Gegend, und als das später wirklich geschehen, da schwand auch allmählig die Sehnsucht nach Gaildorf und Welzheim und dem Dunkel ihrer Wälder. Nicht weniger als dieses entlockten ihm die Rebenhügel und geschichtlichen Erinnerungen des freundlichen Sulmthales einen Strom von lieblichen und innigen Liedern, und es ist noch die Frage, welche zu den besten zählen, die aus dem romantischen Land der Wälder und Berge, oder die aus dem lieblichen der sonnigen Rebenhügel.

Das „festen Fuß fassen" gelang Kerner erst dann eigentlich, als er in Weinsberg einen schon lange im Herzen gehegten Wunsch befriedigen und sich ein eigenes Haus bauen konnte. Zur Befriedigung dieses Wunsches leistete ihm die Gemeinde Weinsberg mit dankenswerther Freundlichkeit einen großen Vorschub. Sie schenkte ihm zum Bauplatze den um die nördliche Ecke der Stadtmauer an der Straße nach Oehringen gelegenen Theil des frühern Stadtgrabens. Im Jahre 1822 legte Kerner nach alter, guter Sitte in feierlicher Weise den Grundstein zu dem „kleinen Hause," und sein Sohn Theobald legte in den Stein eine Urkunde, die wir ihrer Eigenthümlichkeit wegen in ihrem ganzen Wortlaute herzusetzen uns nicht versagen können.

Urkunde im Grundsteine des Kernerhauses zu Weinsberg.

»Dies Haus ist gebaut durch Gottes Segen von Justinus Kerner, dem Arzte, der auch Lieder sang, und seiner Hausfrau Friederike im Jahre Eintausend Achthundert Zwanzig und Zwei, zur Zeit, wo des Himmels Gestirne wärmend, wie kaum je, niederschaueten auf Berg und Thal, aber Europa's Herrscher abgewandt vom Himmel kalt stunden und zuschauten dem teuflischen Morde von Hellas.«

Schon im folgenden Herbste stand das Haus am Fuße der Weibertreue fix und fertig da, und Kerner konnte es mit „Rikele," Rosa Maria und dem 6jährigen Theobald beziehen. Ein drittes Kind, Kerners Emma, ward bald nachher geboren, und das Gefühl seines häuslichen Glückes und Friedens konnte der Dichter in folgenden Worten aussprechen:

„Jetzt, was kaum ich sah in Träumen,
Bildete sich wirklich aus!
An dem Berg der Weibertreue
Stehet unter grünen Bäumen
Freundlich unser kleines Haus,
Und geliebter Kinder dreie
Hüpfen fröhlich ein und aus."

Für das „kleine Haus" brauchte Kerner den ganzen von der Stadt geschenkten Platz

nicht. Was davon übrig blieb, das ward zum Garten angelegt, und im Jahre 1827, da wohl die Räume des Haupthauses für die Bedürfnisse der gastfreien Familie nicht mehr ausreichten, das sogenannte „Schweizerhaus“ an der Rückseite angebaut. Der „Geisterthurm“ ist erst später zu dem Besitzthume acquirirt worden. Er bildet eine Ecke der Stadtmauer, war früher zum Amtsgefängniß benutzt worden und sollte endlich in dem Augenblick, da Kerner ihn als sein Eigenthum an sich brachte, auf den Abbruch verkauft werden. Zu dem bisher Genannten kaufte Kerner endlich den seinem Hause gegenüberliegenden alten Friedhof, dessen ehemaliges Todtenhäuschen noch zu einer kleinen Wohnung hergerichtet wurde.

Schreiber dieses hat, wie im Anfang schon bemerkt, nicht lange vor des greisen Sängers Hinscheiden in dem Hause desselben einige, ihm unvergeßliche Stunden verlebt. Trotzdem aber ist er nicht im Stande, eine in's Einzelne gehende Beschreibung des „Kernerhauses in Weinsberg“ zu liefern. Da eine solche aber für viele unserer Leser ganz gewiß von großem Interesse ist, so wird uns Herr Dr. Reinhard in Canstatt, dessen trefflichem Buche wir ja überhaupt gar Manches entnommen haben, ganz gewiß nicht zürnen, wenn wir seiner Arbeit über des Dichters Leben einige das „Kernerhaus“ betreffende Seiten wörtlich entnehmen.

„Das Kernerhaus steht am Anfang der Oehringer Straße, mit der Front nach Osten, in durchaus freier Lage, südlich und westlich vom Garten umgeben und im Norden an die öffentliche Anlage stoßend, die sich von hier aus, die ganze nördliche Stadtmauer entlang, bis zu der am entgegengesetzten Ende befindlichen Kirche zieht. Dieser Spaziergang, durch welchen der Weg „zur Burg“ geht, heißt in Weinsberg nur, wie ihn Kerner poetisch nannte: „der grasige Hag.“

„Das Erdgeschoß, unter welchem sich in ganzer Länge und Breite eine hohe, lichte Halle als ächter Dichterkeller wölbt, hat links die Hausflur, rechts die Einfahrt in die hinten befindliche Stallung u. s. w. Zwischen beiden liegt ein einziges Zimmer, das einst von „„der Seherin von Prevorst““ bewohnt ward.“

„Der obere Stock enthält die Wohnung des Dichters, der den vier bescheidenen Gelassen durch Kunstwerke und Andenken von seinen Lieben und Freunden einen würdigen Schmuck verlieh. In dem mittleren Wohnzimmer fesselt uns vor allem ein lebensgroßes Brustbild von Justinus selbst, mit seinem Lieblingsinstrumente, der Maultrommel, in der Hand. Es ist von dem italienischen Künstler Ottavio d'Albuzi, — Urenkel von Pfeffel, — der 1851 nach Weinsberg kam und schon 1855 in Nizza starb. Dabei sehen wir das von Eduard Herdtle in Stuttgart modellirte Relief-Portrait, welches das Ideale in Kerners Zügen am getreuesten wiedergibt. Diesem Medaillon reiht sich die bekannte Büste von dem Bildhauer Zell zunächst an. Die übrigen zahlreichen Bildnisse Kerners, selbst das Gemälde von Alexander Bruckmann, sind mehr oder weniger unähnlich, wo nicht geradezu verfehlt. Justinus, der sich in mehreren Epigrammen über die verunglückten Nachbildungen seines Gesichts lustig macht, sammelte sich alle, deren er habhaft werden konnte, und legte ihnen sehr characteristische Namen bei, z. B. der Pfarrer, der Oeconom, der Räuber, der Simpel, der Seifensieder, der Kürbiskopf *) rc. rc., welche einen Begriff von den gewagten, mit seinem Namen in die Welt gesandten Physiognomien geben mögen.“

„Ein anderes Gypsmedaillon zeigt das geistreiche Profil Alexanders von Würtemberg; gleich interessant sind Breslau's Büste und Statuette.“

Als Schreiber dieses bei Kerner war, hing das Bild der „Seherin von Pre-

*) „Ein Kürbiskopf“ hing im Gasthofe „zur Traube“ in Weinsberg in dem Zimmer, in welchem ich logirte, ein scandalöses Bild, umgeben von verschiedenen Ansichten von Weinsberg und Umgebung. „Einen Räuber“ sahen wir in einem Bilderladen in Heilbronn, und noch dazu einen confiscirt und höchst verdächtig aussehenden. D. Verf.

vorst“ über des Dichters Sessel, der in der Nähe des Ofens stand, und auf dem der erblindete Mann, von körperlicher Schwäche sehr gebeugt, aber heiter und guter Laune saß. Er zeigte mir „die Seherin“ noch im Weggehen; allein das Bild machte einen unangenehmen Eindruck auf mich, der mich fast den ganzen übrigen Theil des Abends verfolgte.

„Als würdiges Gegenstück zu Kerners Bild zieht uns aber wie magnetisch an das herrliche Meisterwerk von Karl Rahl in Wien: „Lenau im Sturm auf öder Haide.““

„Südlich öffnet sich das Gastzimmer, „„das Marienzimmer““ genannt nach seiner Hauptzierde, einer großen, mittelalterlichen Alabastergruppe der Madonna mit dem Kinde, welche früher als Gnadenbild in der Wallfahrtskirche auf dem Heerberge bei Schmiedelfeld — unweit Gaildorf — stand und zuletzt zertrümmert im Archiv zu Obersontheim lag, bis sie Justinus etwa vor 20 Jahren an sich brachte und durch den Bildhauer Zwerger von Frankfurt wiederherstellen ließ.“

„Nach Norden liegt Kerners Schlafzimmer, das endlich nun auch sein Sterbezimmer geworden ist. Daran schließt sich nach hinten das Arbeitszimmer.“

„Die kleine Wohnung erweitert sich durch das nach dem Garten vorspringende „Schweizerhaus“, welches unten, nur von zwei Pfosten getragen, einen bedeckten Hofraum bildet und im Hauptstocke das sommerliche, fensterreiche „Gastzimmer“ enthält. Dieses ist auf drei Seiten von einer offenen Gallerie umgeben, in deren Mitte als einzig schöner Schmuck ein hölzernes Kruzifix schwebt, darüber auf der ganzen Breite des Gesimses der fromme Spruch:

„In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.“

„In dem halbrunden Giebel mit dem „kleinen Altane“ liegt eine merkwürdigerweise in Sargform nur mit Brettern ausgetäfelte Kammer.“

„Im Hintergrunde des Hausgartens ragt der alte Wartthurm, von üppigem Epheu umrankt; der untere Raum dient zu häuslichen Zwecken; darüber ist ein gewölbtes Gemach, wo im Bauernkriege der Graf Helfenstein gefangen saß, jetzt von drei spitzbogigen Fenstern mit einigen Glasmalereien magisch erhellt, und mit zweien, aus einem aufgehobenen Heilbronner Kloster stammenden Holzbildsäulen eines Mönches und einer Nonne; eine alte Steinfigur eines Hofnarren oder Zwerges steht außen am Eingange. Oben bildet das flache Dach eine Plattform mit Zinnen und einem hölzernen Zelte, an dessen Pfosten zwei junge Akazien aus dem Steine wachsen. Hier eröffnet sich eine Rundschau über das Weinsberger Thal, dessen schöne Gebirgszüge im Westen der nahe Kegel der Weibertreue, am fernen Horizonte aber die Burgruinen von Löwenstein und die Bergschlösser Waldenburg und Maienfels überragen. Lange Zeit war auf der Thurmzinne ein nach dem hochgelegenen Kirchhofe von Löwenstein gerichtetes Fernrohr befestigt, durch welches man dort das Grabmal der „Seherin von Prevorst“, ein ihr vom Grafen Maldeghem und von Eschenmayer gesetztes vergoldetes Kreuz, leuchten sah.“

„Gegenüber dem Hause endlich, in dem fast zwei Morgen großen Garten steht das „Alexanderhäuschen“, dessen Alter die Jahreszahl 1610 über der Thür bezeugt, und welches im obern Stocke ein Wohnzimmer und zwei Kabinete enthält. Hier finden wir den früher erwähnten, von Kerner als Knabe gefertigten massiven Tisch.“

Somit ist die Runde durch die Dichterheimath am Fuße der Weibertreue gemacht, und wir können hier die Schilderung derselben füglich abschließen.

Das ist denn, verehrte Leser, „das Kernerhaus“ am Fuße der Weibertreue zu Weinsberg, dessen Räume durch vierzig ganze Jahre so viele Menschen jeglichen Standes gastlich geherbergt: Prinzen und Volksmänner, Generäle und Gelehrte, Diplomaten und Literaten, Reich und Arm, Hoch und Niedrig, auch geist- und gemüthvoller Frauen eine nicht kleine Zahl, die

alle nach Weinsberg pilgerten, um jenen Sänger von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, der ja eigens den Frauen seine Lieder zugeeignet hat. Die bekannte Schriftstellerin Emma Niendorf hat sogar ihrem Aufenthalte in Kerners Nähe eine besondere Schrift: „Die Villegiatur in Weinsberg“ gewidmet.

Von den übrigen bedeutenden Männern, die bei unserm Dichter ein- und ausgingen und mitunter den Bund der innigsten Liebe mit ihm geschlossen hatten, nennen wir unter andern den Dichter der „Griechenlieder“, Wilhelm Müller, und den edlen Grafen Alexander von Württemberg. Von seinem Freunde Gustav Schwab ward Kerner im Sommer 1831 der Dichter Nikolaus Niembsch, Edler von Strehlenau, zugesandt, der längere Zeit das Zimmer im „Geisterthurme“ bewohnte, sogleich nach seiner Rückkehr aus Amerika wieder zu Kerner eilte und ihn mit dem Worte umarmte: „Alter, da bin ich wieder! Das da drüben sind keine vereinte, das sind verschweinte Staaten!“ An das von dem unglücklichen Dichter ihm hinterlassene „Trinkglas“ hat Kerner eins seiner schönsten Lieder gedichtet, das wir später unsern Lesern mittheilen wollen. Noch mehrere Namen von edlen Gästen des Kernerhauses könnten wir nennen, allein es mag an den schon genannten genug sein.

Unerwähnt übrigens darf nicht bleiben, daß der Dichter an der Weibertreue den polnischen Flüchtlingen in der ausgedehntesten Gastfreundschaft sein „kleines Haus“ öffnete und an gar manchem derselben Werke der christlichen Barmherzigkeit geübt hat. Im Frühlinge 1833 besuchte ihn noch der letzte General des polnischen Heeres, Rybinski, dem die Weinsberger Bürgerschaft einen Lorbeerkranz überreichte, den aber der General als etwas einem Ueberwundenen nicht Zukommendes in edler Selbstverleugnung ablehnte. Kerner hing nachher den Kranz zum Andenken im Thurmzimmer auf. Von dieser Zeit aber und den Gästen, die sie ihm unter sein Dach brachte, singt der Dichter:

„Der Tisch auf meinem Thurme sieh' zur Beicht',
Wie oft an ihm schmerzvolle Polensöhne
Sich tranken ihre schwere Herzen leicht.“

Im Jahre 1826 — auch das soll denn nicht unerwähnt bleiben — kam eines schönen Abends, arm und dürftig aussehend, das Ränzlein auf dem Rücken, ein Wandersmann zu Kerner und bat um Aufnahme und Liebe, die er auch fand. Für einen Schweden sich ausgebend, nannte er sich „Gustavson“ und war kein Anderer als — — der entthronte König Gustav IV. von Schweden.

Den Gästen allen den Aufenthalt unter seinem Dache so angenehm als möglich zu machen, das war des Dichters einziges Streben und seligstes Vergnügen. In seinen jüngern Jahren pflegte er selbst den Führer durch Haus, Garten, Stadt und Umgegend zu machen, wo dann bei manchem treuen Freunde und wackern Gesellen eingesprochen, und manche gemüthliche Stunde verlebt wurde, wie denn ganz besonders oft im Pfarrhause zu Cleversulzbach bei dem alten Freunde und Dichter Eduard Mörike. Kam dann die trauliche Dämmerstunde, und man saß im Stüblein gemüthlich zusammen, dann drangen plötzlich wunderbare Töne zu den Ohren der Gesellschaft. Der Virtuose auf der Maultrommel überraschte die Gäste mit den Klängen des Instrumentes, von dem er singt: („Das kleine Eisen.“)

„In den Tönen, die es spielte,
Hört' ich oftmals übertragen,
Was ich tief im Busen fühlte
Und nicht konnt' in Liedern sagen.“

Hier an dieser Stelle wollen wir denn, ehe wir weiter gehen, noch einer andern Liebhaberei des Dichters gedenken, die ihm, besonders bei seinem allmähligen Erblinden, manche Erheiterung verschaffte und auch für die Freunde eine Quelle des köstlichsten Genusses gewesen ist. Wir meinen hier die Kernersche „Klecksographie“. Entstanden nämlich auf dem Papiere sogenannte Dintenkleckse und gestalteten sich dieselben durch das Zusammenlegen des Papiers zu Doppelbildern, so wußte Kerner durch allerhand Züge mit der Feder geschickt nachzuhelfen und aus den uranfänglichen Klecksen allerhand phantastische Gebilde zu machen, die er dann sammelte und

zu dem sogenannten „Hadesbuch", nebst Vorrede vereinigte. Die Sammlung ist im Manuscripte in den Händen der Kerner'schen Familie und dürfte wohl wegen der Schwierigkeit der getreuen Nachbildung der Figuren noch länger auf die wünschenswerthe Veröffentlichung warten lassen. Die Lieblingsfigur in den „Klecksographien" war ein Schmetterling, den Kerner oft für Freunde „klecksographirte", und dem er dann die Worte zuzufügen pflegte:

„Aus Dintenflecken ganz gering
Entstand der schöne Schmetterling!
Zu solcher Wandlung ich empfehle
Gott meine fleckenvolle Seele."

Wir müßten nun, ehe wir zum Schlusse kommen, zu dem uns der Gedanke an den schon in Anspruch genommenen und Andern verkürzten Raum drängt, über Kerner als Dichter noch einige Worte sagen.

Ehe und bevor wir es aber thun, sei es uns erlaubt, noch einmal einen kurzen Rückblick in das „Kernerhaus" und auf die wissenschaftliche und anderweitige Thätigkeit seines Inwohners zu werfen.

Vor allen Dingen ist hier zu erwähnen, daß Kerner sich in wissenschaftlicher Weise mit seinem Wohnorte und mit der ganzen Gegend um Weinsberg her beschäftigte. Die Gegend ist bekanntlich der Hauptschauplatz der Greuel und Scheuel des unseligen „Bauernkrieges" gewesen. Kerner schrieb ein Buch unter dem Titel: „Die Bestürmung des Württembergischen Städtchens Weinsberg durch den hellen christlichen Haufen im Jahre 1525." Die Schrift erschien zuerst im Jahre 1821 in Oehringen und ist im Jahre 1848 in Heilbronn bei Landherr wieder neu aufgelegt worden. In diesem Schriftchen kommt auch die seither als Sage behandelte Geschichte von „den Weibern von Weinsberg" vor.

Doch nicht mit dem Wort allein, auch mit der That wollte Kerner zur Verherrlichung jenes Exempels ächter deutscher Frauentreue wirken. Die Ruine der Burg auf dem Bergkegel, die noch jetzt mit ihrem altersgrauen Thurm in das Land hineinschaut, ging ihrem Untergang mit geflügelten Schritten entgegen. Da war es unser Arzt und Dichter, der die Hand an's Werk legte, dieses schöne Denkmal aus grauer Vorzeit zu erhalten. Unter seinem und des trefflichen Stadtschultheißen Pfaff Vorsitz bildete sich im Jahre 1824 der „Weinsberger Frauenverein", der seine Aufrufe zu Beiträgen für Erhaltung und Restaurirung der „Weibertreue" in der Frauenwelt nach Nord und Süd, nach Ost und West im deutschen Vaterlande sandte. Auch eine eigene Industrie fing der Dichter an, um den Zweck zu erreichen. Schöne Steinchen vom Gemäuer der Burg wurden in Ringe gefaßt, und diese Weinsberger „Treuringe" wanderten fort in alle Weltgegenden, um in allen Weltgegenden die Frauen an das edle Vorbild der Weinsberger Schwestern zu erinnern.

Die Burg ward von dem Untergang gerettet und fesselt noch jetzt den Wanderer durch die geschichtlichen Erinnerungen, die sich an ihre grauen Mauern knüpfen, nicht weniger als durch die schönen Anlagen von Buschwerk, Wegen und traulichen Plätzchen. Weht ein Windhauch durch die Fenster des Gemäuers, dann vernimmt Dein Ohr ein Gewirre von wunderbaren Klängen, die oft nicht von dieser Welt zu stammen scheinen. Fragst Du, was das sei? so erhältst Du zur Antwort: das sind die Aeolsharfen, die der Sänger da unten hier oben hin gestiftet, der Sänger, der auch die Worte in's Gestein schrieb:

„Getragen hat mein Weib mich nicht,
Aber ertragen.
O, das war schwerer' Last,
Als ich mag sagen."

Ja, lieber Leser:

„Lausch' der Aeolsharfe nur!
Schmerz ist Grundton der Natur:
Schmerz — des Waldes rauschend Singen,
Schmerz — des Baches muntres Springen,
Und am meist aus Menschen Scherz
Tönt als Grundton — Schmerz, nur Schmerz."

Zu nennen sind aber jedenfalls noch die Namen der Männer, unter deren künstlerischer Leitung das Werk der Restauration der Weibertreue ausgeführt wurde. Es sind der Hofbaumeister von Thouret in Stuttgart und der berühmte

Meister altdeutscher Baukunst, Karl von Heideloff. Die Idee, dort oben eine Ruhmeshalle für deutsche Frauen zu gründen, zu der Heideloffs Künstlerhand schon den Plan erfunden, scheiterte an dem Felsen, an dem schon so Vieles, namentlich in Deutschland, gescheitert ist, — — am Kostenpunkt.

So war denn unser Kerner im eigentlichsten Sinne des Worts der Schutzgeist der altehrwürdigen „Weibertreue". Aber er war noch viel mehr. Sieh, lieber Leser, das schöne, freundliche Städtchen Weinsberg an, wie's so stattlich daliegt zwischen seinen grünen, sonnigen Rebenhügeln! Von einem schlichten Winzerorte hat sich's emporgeschwungen nicht allein zu sichtlichem Wohlstande, sondern zu einem vielbesuchten Orte von welt- und culturgeschichtlichem Rufe. Und dieser Ruf und Ruhm — um es besser zu sagen — haftet an seiner Bürger bestem und edelstem, an seinem Arzte, Dichter und Seher Justinus Kerner.

Vom Arzte Kerner haben wir schon gesprochen, über den Dichter werden wir noch besonders reden, obschon wir im Allgemeinen schon von ihm gesprochen haben. So müssen wir denn aber auch über den „Seher" Kerner einige Zeilen wenigstens hinschreiben; denn von dem Namen unseres Freundes sind die Vorstellungen von Magnetisirten, Somnambulen, und um den Geisterthurm herumschwebenden und spazierenden Geistern fast unzertrennlich. Kein Leser der „Maje" wird es uns verargen, wenn wir Spekulationen über das beregte Thema hier nicht anstellen, sondern nur ganz kurz das Thatsächliche aus der Geschichte der „Seherin von Prevorst", ohne Hinzufügung eigenen Urtheils, hier beibringen. Wen dann nach Mehr noch lüstet, der mag das mehrbändige Buch durchlesen, wie wir's gethan haben, und auch zum Kerner'schen „Magikon", den „Blättern aus Prevorst" 2c. in Gottes Namen greifen. Kerner war über den Punkt der Geisterseherei sehr aufrichtig und konnte der Welt Urtheil sich leicht denken.

„Flüchtig leb' ich durch's Gedicht,
Durch des Arztes Kunst nur flüchtig;
Nur, wenn man von Geistern spricht,
Denkt man mein noch und schimpft tüchtig."

So sang und sagte Kerner über das in Rede stehende besondere Feld seiner Wirksamkeit in Weinsberg.

Wir hörten früher schon, daß er von jener Zeit seiner Jugend an, da er dem Magnetiseur Gmelin unter die Hände gerathen war, die magnetische Kraft in ihm erwacht wähnte, und es ist nicht zu leugnen, daß er der Sache immer ein sehr reges Interesse zuwandte. Nachdem er längere Zeit, auch in Weinsberg noch, den Untersuchungen über das „Wurstgift" Zeit und Kraft gewidmet und manche von der Medizin gewiß zu beachtenden Resultate zu Tage gefördert, wandte er sich endlich den „magnetischen Kuren" zu. Im Jahre 1824 erschien zuerst sein Buch: „Die Geschichte zweier Somnambulen", und Kerner nahm von da an zum Zwecke magnetischer Kuren Leidende und Hilfesuchende auch in sein Haus auf. Ob ihm etwas und wieviel ihm gelungen, darüber wissen wir leider keinen Aufschluß zu geben, müssen aber sagen, daß wir selbst persönlich zu solchen Kuren darum wenig Zutrauen besitzen, weil wir auch alle uns bekannt gewordenen ohne Erfolg gesehen haben. Der schon genannte sächsische Dichter Otto Heinrich von Löben, der im Herbste 1824 Hilfe und Heilung von seinen schweren Leiden unter Kerners Dache suchte, verlies Weinsberg ungeheilt und ungebessert und starb schon bald darauf in seiner Heimath.

Was nun die vielbesprochene „Seherin von Prevorst" anlangt, so verhält es sich mit dieser unglücklichen Person folgendermaßen.

Friederike Hauffe, geborne Wanner, geboren im Jahre 1801 zu Prevorst unweit Löwenstein, Tochter eines dortigen Forstbeamten und im Jahre 1819 an einen Revierförster — Hauffe — in Kürnbach verheirathet, ward im November 1825 nach Weinsberg in Kerners Haus gebracht, um dort magnetisch von ihm behandelt zu werden. Wiewohl als Kind heiter, zeigte sie doch schon frühe ein bedenkliches nervöses Wesen, unüberwindliche Neigung zum Wunderbaren, zu Ahnungen, prophetischen Träumen und ließ sich's nicht ausreden, in beständigem Verkehr mit den Geistern Abgeschiedener zu

stehen. Sieben Monate nach ihrer Verehelichung verfiel sie in ein heftiges Fieber, mit allerhand der abentheuerlichsten Erscheinungen. Sie gab vor, an jedem Abende von einem Geiste, der kein andrer als der ihrer verstorbenen Großmutter sei, magnetisirt zu werden. Die auf das Fieber folgenden Brust- und Magenkrämpfe behandelten die Aerzte in 18 Monaten mit nicht weniger als 32 Aderlässen u. dergl. Martern, die fast schlimmer waren als das Leiden selbst. Nur nach der versuchten Handauflegung des Arztes und den Streichen seiner Hand trat Erleichterung ein, und es zeigten sich hin und wieder somnambule Erscheinungen. Im Jahre 1823, nach einer schweren Niederkunft, trat das Fieber mit Krämpfen und mit allerhand räthselhaften Erscheinungen wieder auf. Eine versuchte magnetische Kur verschlimmerte den Zustand, und nach einem zweiten Wochenbette 1824 trat er in das Stadium vollkommener Hoffnungslosigkeit. Die Angehörigen, zu dem Glauben gebracht, daß hier dämonische Mächte mit im Spiele seien, wandten sich in der Noth an einen Teufelsbanner und Wunderdoctor. Auf ein grünes Pulver, was dieser gab, verfiel die Arme in den St. Veitstanz, dann in einen bleiernen Schlaf, in welchem sie allerhand fremde Sprachen, die sie ihre „innere Sprache“ nannte, redete. Der Teufelsbanner hatte ihr ein sogenanntes Amulet gegeben. Darf man den Nachrichten glauben, so gingen mit diesem Dinge die wundersamsten Sachen vor. Wie von unsichtbarer Hand ward es von ihrem Körper losgemacht und lief wie ein Thier mit schnellen Schritten der Kranken über Brust, Hals und Bettdecke hin, ohne daß es aufgehalten werden konnte. Nach und nach trat natürlich eine vollständige Zerrüttung des ganzen Nervenlebens bei der Kranken ein, und man brachte sie zu Kerner, der als nicht sehr fern Wohnender ihren bedenklichen Zustand schon längere Zeit beobachtet hatte. Kerner versuchte, sie aus dem magnetischen Zustande heraus und unter eine gewöhnliche ärztliche Behandlung zu bringen, griff aber auch dann selbst wieder zum Magnetismus, durch den er sie in 22 Tagen zum Somnabulismus, aber ohne bedeutendes Hellsehen, brachte. Schwer zu entscheiden dürfte es sein, inwieweit Kerner getäuscht wurde oder sich selbst täuschte. Soviel aber ist gewiß, daß „die Seherin“ auf seinen Rath, ungebessert, am 5. Mai 1827 in ihre Heimath zurückgebracht wurde, wo sie am 5. August 1829 nach langen Qualen verschieden ist. In der Todesstunde sah ihre Schwester, die auch zur Geisterseherei hinneigte, eine hohe, lichte Gestalt in's Zimmer treten, und in demselben Augenblicke that die Sterbende einen hellen Schrei, der ein Freudenschrei zu sein schien. Die Section der Leiche der Friederike Hauffe ergab einen schön gebauten Schädel, aber krankhafte Veränderungen oder Entartungen in den Unterleibsdrüsen, dem Herzen, der Leber und der Milz. Die Geschichte dieser Kranken behandelt Kerners merkwürdiges, einst vielgelesenes Buch: „Die Seherin von Prevorst“, 4. Aufl. 2 Bände. Stuttgart 1846.

Mehr noch über unsern Mann als Seher und über seine Studien auf dem Felde des Magnetismus und der Geisterkunde zu sagen, dürfte im Interesse unserer Leser nicht liegen.

Auch in den folgenden Zeilen, die sich mit Justinus Kerner als Dichter beschäftigen werden, wird man, gerade im Interesse unserer Leser, eine wissenschaftliche Abhandlung und Beurtheilung des Geleisteten nicht erwarten.

Der Dichter und der Mensch fallen — und das zeichnet unsern Kerner gewiß vor vielen andern Dichtern aus — bei ihm in Eins zusammen. Bei Kerner war das Dichten eine Naturnothwendigkeit, es war ihm, so zu sagen, in die Haut hineingeheilt. Kerner mußte dichten oder, besser gesagt, singen, „Lieder singen“, wie er selbst von sich sagt. Was in seinem Innern vorging, was er erlebte und erfuhr, das sang er mit einfachen, natürlichen und sangbaren Worten.

Nachdem viele seiner Gedichte zerstreut, bald in dieser, bald in jener Zeitschrift, erschienen waren, erschienen sie im Jahre 1826 gesammelt in einem Bande, Stuttgart und Tübingen im Cotta'schen Verlage. Kaum wird es nöthig sein, unsern Lesern die besten und bessern vorzulegen. Sind sie doch zu bekannt und

überall gesungen von Jung und Alt. Wer ist ein Student gewesen und sang nicht oft genug:

Wohlauf, noch getrunken
Den funkelnden Wein!
Ade nun, ihr Lieben,
Geschieden muß sein.
Ade nun, ihr Berge,
Du väterlich Haus!
Es treibt in die Ferne
Mich mächtig hinaus!

Von wunderbarer Schönheit ist das Gedicht:

An das Trinkglas eines verstorbenen Freundes (N. Lenau).

Du herrlich Glas, nun stehst du leer!
Glas, das er oft mit Lust gehoben!
Die Spinne hat rings um dich her
Indeß den düstern Flor gewoben.

Jetzt sollst du mir gefüllet sein
Mondhell mit Gold der deutschen Reben!
In deiner Tiefe heil'gen Schein
Schau' ich hinab mit frommem Beben.

Was ich erschau' in deinem Grund,
Ist nicht Gewöhnlichen zu nennen;
Doch wird mir klar zu dieser Stund',
Wie nichts den Freund vom Freund kann trennen.

Auf diesen Glauben, Glas, so hold!
Trink' ich dich aus mit hohem Muthe.
Klar spiegelt sich der Sonne Gold,
Pokal, in Deinem theuern Blute.

Still geht der Mond das Thal entlang,
Ernst tönt die mitternächt'ge Stunde,
Leer steht das Glas, der heil'ge Klang
Tönt nach in dem krystall'nen Grunde.

Die Lieder: „Der reichste Fürst" und: „der Wanderer in der Sägemühle" wollen wir, als gewiß allen unsern Lesern bekannt, nicht hersetzen, dagegen aber mag ein nicht minder herrliches Lied hier noch ein Plätzchen finden:

Preis der Tanne.

Jüngsthin hört' ich, wie die Rebe
Mit der Tanne sprach und schalt:
„Stolze! himmelwärts dich hebe,
Dennoch bleibst du starr und kalt.

Spend' auch ich nur kargen Schatten
Wegemüden, gleich als du,
Führet doch mein Saft die Matten
O wie leicht der Heimath zu!

Und im Herbste, — welche Wonne
Bring' ich in des Menschen Haus!
Schaff' ihm eine andre Sonne,
Wann die alte löschet aus!"

So, sich brüstend, sprach die Rebe;
Doch die Tanne blieb nicht stumm,
Säuselnd sprach sie: „Gerne gebe
Ich dir, Rebe, Preis und Ruhm.

Eines doch ist mir beschieden:
Mehr zu laben als dein Wein
Lebensmüde; — welchen Frieden
Schließen meine Bretter ein!"

Ob die Rebe sich gefangen
Gab der Tanne, weiß ich nicht:
Doch sie schwieg, — und Thränen hangen
Sah ich ihr am Auge licht.

Und so stehe denn zum Beschlusse noch ein Liedlein des Sängers an der Weibertreue:

Sängers Trost.

Weint auch einst kein Liebchen
Thränen auf mein Grab:
Träufeln doch die Blumen
Milden Thau herab.

Weilt an ihm kein Wandrer
Im Vorüberzieh'n,
Blickt auf seiner Reise
Doch der Mond dahin.

Denkt auf diesen Fluren
Bald kein Erdner mein;
Denkt doch mein die Aue
Und der stille Hain.

Blumen, Hain und Aue,
Stern und Mondenlicht,
Die ich sang, vergessen
Ihres Sängers nicht.

Diejenigen unserer Leser, die vielleicht durch das Lesen der voranstehenden oder auch durch das Lesen unserer Arbeit über Kerner sich für Mehreres unter seinen Gedichten interessiren sollten, verweisen wir auf die schon genannte „Sammlung" derselben, auf „die Winterblüthen" und „den letzten Blüthenstrauß", und eilen nun, um nicht den Raum dieser Zeitschrift bis in's Maßlose zu beanspruchen, zu Ende mit unserem Lebensbilde.

IV. Abschnitt.

„Der Tag hat sich geneigt, und es will Abend werden."

Im Jahre 1840 hatte Kerner seinen Bruder Karl verloren. Im Jahre 1854 kehrte der unerbittliche Tod im „kleinen Hause" an der Weibertreue ein, um ein theures Glied mit sich fort zunehmen.

Am 16. April 1854 ging das Ri-

lele" heim in die ewige Freude, und wie tief dieser Verlust dem treuen Justinus ging, wie tief er ihm einschnitt in das innerste Mark seines Lebens, können wir uns lebhaft denken. Immer einsamer und einsamer fing's nun an zu werden um den greisen Mann, und die Zeit kam, vor der er sich schon lange gefürchtet, die Zeit, wo die „Sorge ihm nahen würde." Freilich die Sorge, die die bitterste sein mag von allen Erdensorgen, die Sorge um das tägliche Brod und um die äußere Existenz, war von mächtigen Menschenhänden auf dieser Welt von dem „kleinen Hause in Weinsberg" verscheucht. Wohl erfolgte Kerners Pensionirung als Oberamtsarzt in Weinsberg nur mit 300 Gulden jährlichem Ruhegehalte. Zu diesen 300 Gulden aber fügte der edle König Ludwig von Bayern noch weitere 400 Gulden, die dessen Sohn, der jetzige König Max, übernahm. Der ehrwürdige König Wilhelm von Württemberg wollte als des Dichters Landesvater nicht zurückbleiben und gab noch 500 Gulden dazu, sodaß also gewiß, was die äußeren Verhältnisse anlangte, der Lebensabend Kerners ein sorgenfreier genannt werden konnte.

Auch an äußeren Ehrenzeichen fehlte es nicht. Nachdem ihm der König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen im Jahre 1848 die goldene Verdienst-Medaille für Wissenschaft und Kunst verliehen, folgte bei der Pensionirung der Württembergische „Kronenorden" und im Jahre 1853 der Bayer'sche „Maximiliansorden" nach.

Im Jahre 1858 waren es 50 Jahre, daß die medicinische Facultät in Tübingen unsern Kerner zum Doctor promovirt hatte. Zur Verherrlichung des Doctorenjubiläums wollte auch sie das Ihrige beitragen und erneuerte ihm das Doctordiplom,*) indem sie ihn darin: „der Kranken Trost, der Dämonen Geißel, der Musen Wonne, der Heimath stolze Zierde" nannte.

Von nun an aber nahmen die Kräfte — man kann sagen zusehends — ab, die schon erwähnte Trübung seines Augenlichts nahm bis zur endlich totalen Erblindung zu, allgemeine nervöse Entkräftung hatte Mangel an Schlaf und dadurch sehr qualvolle Nächte zur Folge. Bei dem Allem aber war eine Abnahme der geistigen Kraft und Thätigkeit bei Kerner noch nicht wahrzunehmen.

Im Januar des Jahres 1862 glitt der arme blinde Mann im Zimmer auf gleichem Boden aus und that einen schweren Fall, auf den ein mehrwöchentliches, aber doch nicht ängstliches Uebelbefinden folgte. Am 13. Februar wollte er seine Genesung feiern und hatte auf den Abend alle Weinsberger Freunde eingeladen, damit sie ihm sollten das treffliche Münchener Bier vertilgen helfen, was vor Kurzem Prinz Adalbert von Bayern gesendet hatte. Dieses kleine Fest war der letzte Act der 40jährigen Gastfreiheit im Kernerhause an der Weibertreue. Ach, es sollte bald vereinsamt und verödet stehen, seiner schönsten Zierde für immer beraubt!

Am 16. Februar, nur drei Tage also nach dem noch heitern, geselligen Zusammensein mit den Freunden, befiel den ohnehin schon körperlich schwachen Mann eine heftige „Grippe", die bald einen äußerst ernsten und bedenklichen Character annahm. Ob sie auch die Angehörigen nicht sosehr nahe glaubten, Kerner, der kundige Arzt, wußte wohl, daß die Zeit seines Abscheidens vorhanden sei. Am 18. Februar hörte man ihn die schönen Worte Hölty's mit fester Stimme sprechen:

„Stärke mich durch deine Todeswunden,
Gottmensch, wenn die seligste der Stunden,
Welche Kronen auf der Wage hat,
Meinem Sterbebette naht!"

Am 20. sahen auch die Angehörigen den tragischen Ausgang der Krankheit deutlich voraus. Dr. Theobald Kerner war

*) Für die Latein verstehenden unter unsern Lesern mag der lateinische Wortlaut des Ehren-Diploms hier folgen. Es lautet vom 2. Decbr. 1858: »Ordo facultatis medicinae in regia universitate *Eberhardina, Carolina, Tübingensi* viro illustrissimo et doctissimo *Justino de Kerner*, physico Weinsbergensi emerito ordin., cor. Württemb. et Maxim. Bav. equiti, *aegrotorum solatio, daemonum flagello, musarum deliciis, dulci patriae decori,* summos in medicina et chirurgia honores, quos ante quinquaginta annos in academia nostra hoc ipso mense impetravit, gratulabundus restaurat et renovato diplomate observantiam suam et pietatem testatur.«

vom Krankenbette seiner Gattin schnell an das Sterbebette des theuern Vaters geeilt und kam noch gerade recht, um ihm die Augen zuzudrücken.

Am 21. gegen Mittag begann der letzte heiße Kampf, — der Todeskampf, und der Dichter sagte mit leiser Stimme: „ich sterbe, ich sterbe!" Bei vollem Bewußtsein reichte er allen seinen Lieben, die das Bette umstanden, die Hand zum Abschied für dieses arme Leben.

„Herr, dein Werk ist vollbracht! Schlaft Alle, Alle wohl!" Diese wenigen Worte noch, und das treue Herz des Sängers an der Weibertreue hatte den letzten Schlag vollendet, sein Auge sich „zur langen Ruh" geschlossen.

V. Abschnitt.

Glocken dürfen's nicht verkünden,
Boten nicht zur Leiche bieten.
Alle Herzen längs des Rheins
Fühlen, daß der Held verschieden."

Diese Worte, die der Dichter selbst in „Kaiser Rudolf's Ritt zum Grabe" gesungen, finden auf seine Bestattung ihre vollste Anwendung.

Schnell war die Kunde von Kerners Hinscheiden von Weinsberg nach Heilbronn, von da selbst bis in die weiteste Ferne gedrungen, und aller Orten rüstete man sich, dem großen Todten die letzte Ehre anzuthun.

Vom Thurme der Weibertreue wehte eine schwarze Flagge und sagte es der Stadt, der Umgegend und dem Wanderer, daß „der Held des Sangs verschieden." Der Stadtrath zu Weinsberg ließ durch eine Deputation aus seiner Mitte der Kerner'schen Familie sein Beileid an den Tag legen, und die Liederkränze von Weinsberg und Heilbronn rüsteten sich, dem Sänger, der auch ihnen so manches Lied gegeben, am Grabe noch eine Ehre zu erweisen. Da verlautete von Kerners letztem Willen, der in folgende Worte gefaßt war:

„Meine Leiche soll man in aller Stille, ohne Gesang und Klang, wie die meines Vaters, begraben. Mit meinem Sohn und Tochtermann soll nur noch ein Freund und ein Geistlicher, sonst Niemand, meine Leiche zu Grabe geleiten. Keine Rede soll gehalten, auch nicht gesungen werden. Man soll ein stilles Vater-Unser beten, den Sarg einsenken und dann fortgehen. Dies soll geschehen und nichts Anderes."

Der Zusatz zu diesem letzten Willen vom Mai 1857 lautet:

„Zwischen meiner Frau und mein Grab soll ein Stein gelegt werden — eine liegende Platte, keine stehende — mit der Inschrift:

Friederike Kerner & ihr Justinus
(† 1854 — — — — † 18..)

„Sonst kein Wort, auch nicht: hier liegt ꝛc."

Die Beerdigung war, um größern Zudrang zu verhindern, auf den 24. Februar, des Morgens um 9 Uhr angesetzt. Einladungen waren Angesichts dieser letzten Willensverfügung zur Bestattungsfeierlichkeit nicht ergangen. Von der Begleitung der Leiche war Niemand abzuhalten; denn als „der eine Freund" durfte ja gewiß ein Jeder kommen.

So sah man denn in dem Gefolge hinter dem Sarge die 2 ältesten Freunde des Dichters, Uhland und Mayer. Dann folgten die Söhne seines treuen Alexander, die Grafen Eberhard und Alexander von Württemberg, Präsident von Köstlin aus Stuttgart, der Neffe Kerners, General von Baur.

Nach seiner ausdrücklichen Bestimmung hatte man den Todten im Sarge auf ein Hauskleid gelegt, das ihm einst sein treues Rikele gefertigt; gekleidet war er in das lange, braune „Mönchsgewand", was er fast ausschließlich in den letzten Jahren getragen.

Weinsberger Bürger trugen den Sarg, den die Blumen des Frauenvereins und die Kränze der Sänger von Weinsberg, Heilbronn und Stuttgart schmückten.

So ging der lange, lange Zug nach dem Weinsberger Friedhofe hin, wo sich in der südöstlichen Ecke, der Weibertreue gegenüber, Justinus neben Rikele's und eines Enkels Grab seine Ruhestätte gewählt hatte.



Stahlstich v. Carl Mayers K.A. in Nürnberg

Eberbach.

Hier ward „zur langen Ruh“ bestattet, was sterblich an ihm war.

Am Grabe standen Dr. Theobald Kerner mit seinen 2 Kindern, die verwittwete Tochter mit 3 Kindern, der Schwiegersohn, der Neffe und der Gatte der ältesten Enkelin, Stadtpfarrer Bauer von Löwenstein.

Letzterer trat an das Grab und verkündete nach Ertheilung des apostolischen Grußes den letzten Willen des Verstorbenen, in dem die stille Feier ihre Rechtfertigung finde. Dann betete die ganze Versammlung das „stille Vater-Unser“, und der Ortsgeistliche segnete den Sarg ein.

Zum Schlusse sprach ein dem Todten eng befreundet gewesener Weinsberger Bürger für sich ein Lebewohl, ein Mitglied des Stadtraths drückte in kurzen Worten den Dank der Stadt für ihres großen Mitbürgers Verdienste aus, indem er dabei einen Lorbeerkranz auf den Sarg warf.

Indem der Weinsberger Liederkranz seine umflorte Fahne noch über dem offenen Grabe schwenkte, und der lange Zug den Gottesacker verließ, — da ertönte auf einmal Glockengeläute über die Stadt Weinsberg hin und rief die Gemeinde zur Feier des Matthias-Feiertags in das Haus des HErrn.

Geschrieben am Tage vor der
Jubelfeier der Völkerschlacht bei Leipzig
17. Oktbr. 1863.

Die Abtei Eberbach.

Von W. O. von Horn.

Mit einer Abbildung.

Etwa eine Wegstunde thaleinwärts vom Rhein und von Erbach aus liegt die alte und berühmte Abtei Eberbach, eine Tochter des weltberühmten Clairvaux's, da der heilige Bernhard die gesegnete Stätte seines Wirkens hatte.

Von walddunkeln Höhen rings umschlossen und nur dahin frei, von woher mildere Lüfte und wärmerer, belebender Sonnenschein kommt, ruht sie friedlich und heimlich im frischgrünen Wiesenthal. Aeltere und neuere Bauwerke, darunter die im Jahre 1186 geweihte, schöne Kirche mit ihren Grabdenkmalen und die merkwürdige gemeinsame Schlafstätte der „grauen Mönche“ geben Zeugniß von der Bedeutung dieser frommen Friedensstätte, von der Ströme des Segens und der Bildung in das nahe Land und in immer sich erweiternden Kreisen in die Ferne ausgingen.

Auch über dieser ehrwürdigen Stätte hat die Zeit zu Gericht gesessen mit unerbittlicher Strenge. Jetzt birgt sie in der Tiefe ihrer Keller die Perlen Nassauischen Weines und in ihren Gebäuden eine Besserungsanstalt gerichteter Sträflinge. Noch vor nicht langer Zeit war sie der Aufenthalt der Unglücklichsten unter den Insassen des Landes, der Geisteskranken, für die, wegen Mangel des Raumes, seither auf dem nahen Eichberge eine Wohnstatt gegründet ist, deren Rundschau zu den schönsten gehört, welche das paradiesische Land bietet.

Ihren Namen gab der Abtei der ihr das Wasser zuführende Eberbach. Er entspringt oben im Gebirge aus dem sogenannten Petersbörnchen, durchfließt, von andern Quellenzuflüssen gespeist, den Abteibering und mischt sein krystallenes Wasser bei Erbach mit der grünlichen Fluth des stolzen Alpensohnes, der des Rheingau's Gestade küßt.

Die Sage weiß von des Namens Ursprung Anderes zu erzählen. Als Erzbischof Adalbert I. seinen Freund, den heiligen Abt Bernhard von Clairvaux, hierher geleitete, um die Stätte zu wählen, wo das Ordenshaus sollte gegründet werden, und sie in Waldesschatten dahin wandelten, blieb Bernhard bei'm Anblicke des heimlichen Thalgrundes sinnend stehen. In seiner Seele sprach eine Stimme: Hier soll es sein! Aber noch ehe sein Mund dem Erzbischofe Solches kundthat, trug sich vor ihren Blicken ein wunderbares Ereigniß zu. Aus dem Dunkel des Waldes hinter ihnen brach schnaubend ein riesiger

Eber hervor, wie ihre Augen nie einen größeren gesehen

Scheu wichen die beiden Männer des Friedens zur Seite; aber das greuliche Thier kümmerte sich nicht um sie, sondern schoß in jähem Laufe durch den Bach zum jenseitigen Ufer und begann mit seinen mächtigen Hauern den Boden in fortlaufender Linie aufzuwühlen, gleich als schneide eine scharfe Pflugschaar ihn auf. Und fort und fort that er auf seinem Wege gleich also, wendete sich dann, durchschritt noch einmal den Bach und kehrte sich, einen weiten Kreis beschreibend, wieder zu der Stelle zurück, wo die Würdenträger der Kirche standen. Und als er den länglichen Ring vollendet, verschwand er spurlos wieder im Dunkel des Waldes.

Voll Schrecken und Staunen über das, was sich vor ihren Blicken zugetragen, standen die frommen Männer lange schweigend da, bis endlich der heilige Bernhard das Schweigen brach und, auf seine Kniee sinkend, ausrief: Herr, dein heiliger Name sei gelobt, du hast uns die Stätte gezeigt, wo dein heiliger Name gepriesen, deine Ehre verkündet werden soll! Hier ist die geheiligte Stätte des Klosters!

Und als er sich mit verklärtem Angesichte erhob, sprach er, auf die Furche deutend, die des Ebers Hauer gegraben: Siehe, des Herrn Finger hat dem Thiere Ort und Maß für die Stiftung gezeigt! Hier soll Kloster und Gotteshaus erstehen, und sein Name sei: „Eberbach," darum, weil zweimal der Eber des Baches Fluth durchschritten und des Klosters Bereich uns bezeichnet hat! —

Deß freute sich der fromme Adalbert, und so blieb es denn nach dem Winke des Herrn; die Abtei erstand an der Stelle. So war die Wahl entschieden, und des Heiligen Mund hatte die Taufe des Klosters vollzogen.

Wie die Sage hier die Uranfänge des Klosters und seine Namensgebung wunderbar erzählt, so tritt sie uns wieder bei dem Baue der Klosterkirche entgegen. Ursprünglich sollte sie, verkündet die Sage, auf der kleinen Anhöhe erbauet werden, welche der „Büchel" heißt. Hierhin hatten die Bewohner des Landes schon große Haufen von Bausteinen zum Dienste des Heiligthums angefahren, und in diesen Tagen wollten die Mönche Hand anlegen, die Tiefen der Grundmauern auszugraben, daß sich das wild umhergehäufte Gestein ordne unter kundigen Händen zum heiligen Baue; aber in der Nacht vor dem Beginne der Arbeit wurde ihnen eine unverkennbare Weisung des Himmels zu Theil, daß dieß nicht der erwählte Ort sei, wo das Haus der Ehre Gottes stehen sollte, sondern am Ufer des Baches ein anderer. In selbiger Nacht nämlich erschienen die Engel des Himmels bei der Stätte, wo die Steine lagen, und wieder brach der riesige Eber aus des Waldes Dunkel hervor, den Engeln zum Dienste. Sie wiesen ihm die Stelle an, wohin er die mächtigen Fundamentsteine wälzen solle. Und der Eber gehorchte dem Befehle und wälzte die Fundamentsteine, die gleich Felsgestein waren, hinab zum Bachesufer, und die heiligen Engel trugen mit ihren Händen das kleinere Mauergestein dahin und setzten es auf um das längliche Viereck, welches die Kirche einnehmen sollte.

Ruhig schliefen, weil arbeitsmüde, die Mönche, und kein Ohr vernahm irgend ein Geräusch, wie es bei einem solchen Werke unvermeidlich ist, wenn es die Menschenhand vollbringt.

Um so größer war das Erstaunen der Mönche, als sie am andern Morgen die Bausteine, die gestern noch auf dem „Büchel" gelegen, in regelmäßiger Ordnung und Aufschichtung, zu einem länglichen Viereck geordnet, den Raum umgeben sahen, der zu einer Kirche nothwendig erschien, wie sie sie zu bauen beabsichtigten.

Sie erkannten dankend und preisend den Fingerzeig des Herrn und begannen alsogleich die Ausgrabung der Grundlagen des Gebäudes, und als das Werk beendet war, begann der Bau des Gotteshauses. Die Schnelligkeit aber, womit das Gebäude emporstieg, war wunderbar, und nicht ohne heilige Schauer erkannte die Brüderfamilie, daß über Nacht die Mauern wuchsen, und ahneten, lobpreisend, daß die Hände, welche die Steine hierhergetragen, an dem heiligen Werke in stiller Nacht fortarbeiteten. So breitet die Volkssage eine wunderbare Glorie um die Stätte, die das Volk mit

Liebe begrüßte, und die eine Quelle reichen Segens für das Land wurde.

Kehren wir aus den Kreisen, wo das dichtende Volk eine himmlische Verklärung über Eberbachs Werden verbreitet, in die der einfachen Wirklichkeit und der geschichtlich begründeten Thatsachen zurück, so erkennen wir, daß die Sage unbedenklich über lange Zeiträume hinwegeilt und, völlig der Wahrheit historischer Forschung entgegen, den Ursprung Eberbachs in jene Tage legt, da der heilige Bernhard mit dem Erzbischof Adalbert I. über die Besetzung des bereits länger vorhandenen, nun aber lehrstehenden Klosters berieth.

Adalbert oder Adelbert I, Kaiser Heinrichs V. Hofkanzler, seit 1111 den Krummstab von Mainz führend, war der Stifter Eberbachs, wenn auch in früheren Tagen, und zwar nach langen Drangsalen und schweren Leiden, die er erduldet, weil er der Kirche als ihr Diener mehr zugethan war als dem Kaiser.

Die Gründung des Klosters lag ihm von frühe her sehr am Herzen, und es scheint fast, als habe er damit frühere Schritte, die er zum Vortheile des Kaisers gethan, und die mit seiner jetzigen Stellung als eines der ersten Würdenträger der Kirche nicht in Einklang zu bringen waren, sühnen wollen.

Die uranfängliche Gründung fällt höchst wahrscheinlich in oder um das Jahr 1116, und als sie, freilich in sehr unscheinbaren Anfängen, vollendet war, rief er regulirte Chorherren des Augustinerordens in ihre Mauern. Allerdings mochten es ihrer nicht Viele sein; denn dafür wären einestheils der Raum, anderntheils die Mittel des Bestehens unzureichend gewesen, welche jetzt noch zur Verfügung standen.

Leider erlebte der fromme Stifter an den Chorherren die Freude nicht, welche ein gesegnetes Wirken nach seinem Plane ihm würde bereitet haben. Nachläßig in der Erfüllung ihrer religiösen Ordensverpflichtungen, zuchtlos in ihren Sitten und in ihrem Wandel, unzugänglich allen seinen Mahnungen zu treuerer Pflichterfüllung und gottesfürchtigem Leben, an denen es der fromme Stifter und wohlwollende Pfleger nicht fehlen ließ, blieb ihm zuletzt nichts übrig, als sie aus den Räumen zu verweisen, die unter ihrer Verwaltung statt ein Segen, ein Fluch für die Kirche und das Land zu werden drohten.

Adalbert hatte bittere Erfahrungen gemacht mit seinen Pfleglingen. Kein Wunder, daß er sich nach bewährten Ordensleuten umsah, die ihre Nachfolger werden sollten. Und solche zu finden, war ihm sehr erleichtert. Stand doch auf eines nahen Berges Spitze das Benedictinerkloster Johannisberg, berühmt durch seiner Mönche fromme Zucht, religiöse Treue, ernste Bestrebungen, gesegnetes Wirken und hohe Gelehrsamkeit.

Um aber den noch im Lande herumschweifenden Chorherren auch den letzten Schimmer der Hoffnung zur Rückkehr zu nehmen, war er selbst thätig, daß sie im Kloster Gottesthal eine Zufluchtsstätte fanden, die aber auch nicht von langer Dauer war, und gab den Gedanken einer selbstständigen Stellung Eberbachs entschieden dadurch auf, daß er die bisherige Abtei Eberbach der Benedictiner Abtei Johannisberg übergab, um sie mit ihren Brüdern zu besetzen, als Priorat des Ordens für alle Folgezeit.

Die Gebäulichkeiten scheinen nicht die besten gewesen zu sein, und die geringen Mittel des Bestehens scheinen ebenso wenig die Abtei Johannisberg bewogen zu haben, mit der Besetzung zu eilen, ja es ist selbst zweifelhaft, ob die Johannisberger Brüder mehr gethan, als den Gottesdienst in der Eberbacher Klosterkirche zu verrichten, ohne sich dort häuslich niederzulassen. Dieß war vielleicht in Adalberts Seele der Grund, an eine anderweitige Verfügung über Eberbach zu denken, welcher Gedanke durch eine amtliche Anwesenheit in Vorderfrankreich und eine eigene Anschauung der musterhaften Klosterverhältnisse zu Clairvaux Gestalt und Wesen gewann.

Keine der ihm bekannten Ordensstiftungen reichte an die des heiligen Bernhard zu Clairvaux hinan, von welcher Seite man auch ihre Einrichtungen und Leistungen mit prüfendem Auge betrachten mochte.

Begeistert von dem, was er in Clairvaux gesehen, erfüllte jetzt seine Seele nur

der Eine Gedanke, diesen Orden in seinen Mainzer Amtsbezirk zu verpflanzen, ja er legte vor Gott, vielleicht auch vor dem heiligen Bernhard selbst, das Gelübde ab, auf seinem eigenen Grund und Boden eine Cisterzienser Abtei zu gründen, ohne daß er sich vielleicht selbst noch klar gewesen wäre, wo er diese neue Stiftung in's Leben rufen sollte.

Wie auch seines heiligen Berufes verzweigte Geschäfte und die damalige Lage des Reichs den Erzbischof nach seiner Rückkehr nach Mainz in Anspruch nehmen mochten, der Gedanke an die neue Stiftung verließ ihn nicht mehr; aber wohin er seine Blicke wenden mochte, um den geeigneten, stillen, dem Weltverkehr entzogenen, friedlichen Ort zu finden, immer kehrten seine Gedanken an die Stelle seiner ersten Stiftung im Wald- und Wiesenthale von Eberbach zurück, bis sich endlich dieser Ort vor allen ihm empfahl. War doch da schon eine Unterkunft für die Mönche, stand doch da schon eine, wenn auch kleine Kirche, und selbst die Unzulänglichkeit des Wohnraumes bereitete keine Schwierigkeiten, da es der Cisterzienser Abteien unabänderliche Regel war, bei neuen Zweigstiftungen ihres Ordens mehr nicht als nach dem Vorbilde des Herrn und seiner Apostel zwölf Mönche mit ihrem Haupte und Abte auszusenden, um die neue Wohnstätte einzunehmen.

Die Schenkung an die Abtei Johannisberg zurückzukaufen und Eberbach durch neue Schenkungen sicherer zu stellen, war eine stillschweigende Bedingung, über welche der Erzbischof mit sich selbst im Klaren war. Nur Eins lag noch im Zweifel, ob nämlich die Stelle Bernhards Beifall finden werde. Ohne diesen zerfiel Adelberts Plan.

Darüber zur Gewißheit zu kommen, war eine Angelegenheit, die ihn veranlaßte, den heiligen Abt von Clairvaux zu bitten, selbst zu kommen und sich den Ort anzusehen, wo seiner Jünger Wirksamkeit beginnen sollte.

Bernhard kam gen Mainz, und Adalbert eilte, ihn zu dem verwaisten Klösterlein im Wald- und Wiesenthale zu geleiten. Er hatte die Genugthuung, daß der heilige Mann Gefallen fand an dem schönen Plätzlein und seinen Plan billigte.

Wohl mögen Beide Alles erwogen und berathen haben, was zu Eberbachs Gedeihen ersprießlich seyn konnte; wohl mag des Abtes kundiges Auge des schönen Landes fruchtbaren Boden geprüft haben, ehe er zusagte, seine Jünger in Bälde zu senden.

So zauderte denn auch der Erzbischof nicht länger, über den Rückkauf seiner Schenkung an Johannisberg zu unterhandeln, und als er den Kaufpreis mit 50 Pfund Silbers erlegt, war seine Seele froh in dem Herrn, denn sein Gelübde war erfüllt; er konnte eine Cisterzienser Abtei auf seinem eigenen Grunde und Boden errichten.

Wie eifrig Adalbert und Bernhard die Sache betrieben, geht daraus hervor, daß das Jahr 1131 noch lange nicht seinem Ende sich zugeneigt hatte, als schon die zwölf Cisterzienser von Clairvaux mit ihrem Abte Ruthard in das verlassene Eberbach einzogen und dort ihre rege Wirksamkeit begannen.

Erzbischof Adalbert führte sie selbst dort ein, fügte ein bedeutendes Ackergut der Stiftung zu und erhob Eberbach urkundlich zu einer freien, selbstständigen Abtei des Cisterzienser Ordens, die von Niemanden abhängig sein sollte als von den Oberen des Mutterhauses zu Clairvaux.

Mit dieser letzten Wandelung in jenen Tagen des Werdens der Abtei fiel ein warmer Morgenstrahl in das stille Thal von Eberbach, der einen gesegneten Tag verhieß. Diese Verheißung täuschte nicht, weder den vielgeprüften Stifter, noch die „grauen Mönche" selbst, die mit bescheidenen Ansprüchen und Hoffnungen, aber mit dem festen Willen hierher kamen, das „Bet' und arbeit'," als ihres Ordens Grundlage stets im Auge zu behalten und unwandelbar zu vertrauen dem Schlußverslein: „Gott hilft allzeit."

Den dürftigen Wohnraum fanden die Brüder auf dem linken Ufer des Baches und auch das Kirchlein, welches dem heiligen Thomas geweiht war.

Für jetzt und selbst noch für eine geraume Zeit weiter reichte beides, nachdem

sie sogleich Hand angelegt, die Wohnungsräume auszubessern, für der Brüder Zwecke hin. —

Die Augen der Hohen und Niedern des Landes waren auf die Mönche in den grauen Kutten gerichtet. Sie waren dem Volke noch völlig fremd; aber es reichte eine nicht lange Zeit hin, Beide, Volk und Mönche, zu befreunden. Mit Freuden und hoher Achtung gewahrte man die Sittenstrenge des Ordens, seine Weltentsagung und Mäßigkeit, seine Treue im Erfüllen der Anbetung, und seine unermüdliche, rastlose Arbeitsamkeit. Mit diesem Erkennen und Liebgewinnen der stillen Mönche gingen nun auch Schenkungen an das Kloster Hand in Hand. Auch in einer andern Weise offenbarten sich die günstigen Ansichten und Beurtheilungen der Mönche zu Eberbach, nämlich an dem Andrange derer, welche entweder Ordens- oder auch nur Laienbrüder zu Eberbach werden wollten. Letztere, welche man im Orden mit dem Namen: „Conversen" bezeichnete, nahmen an allen Pflichten und Obliegenheiten der Mönche Theil, unterwarfen sich der strengen Zucht und der Enthaltsamkeit, ohne aber selbst die Gelübde des Ordens abgelegt zu haben und also durch das Ordensgelübde gebunden zu sein.

So kam es denn, daß die Ordensgemeinschaft in einer nicht allzufernen Zeit an eine Erweiterung der klösterlichen Räume denken mußte, besonders da es Ordensgesetz war, daß wo möglich alle Brüder, Mönche wie Conversen, in einem gemeinsamen Raume schliefen, in dem sogenannten Dormitorium oder dem gemeinsamen Schlafsaal, bei dem in gleichem Maße auf Gesundheit, wie auf Licht und Raum gesehen wurde.

Das Sprüchwort: „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott" war ein durchschlagender Grundsatz bei den Cisterziensern, und an ihn schloß sich der andere, ebenso sprüchwörtliche: „Selbstgethan ist wohl gethan;" denn zur Arbeit war ja nicht blos der „Converse" bestimmt, sondern jeder Mönch mußte wie jener sein Brod im Schweiße seines Angesichtes essen, da ja auch ihm „Dornen und Disteln der Acker trug."

Es ist ein durchgreifender Zug in der Menschennatur, dem zu helfen, den wir in treuem Fleiße ringen sehen, und zwar je mehr wir selbst unter Umständen der Hülfe bedürfen oder Hülfe erfahren haben, also ihren Werth anzuschlagen im Stande sind, desto größer ist unsere Bereitwilligkeit zu jeglichem Beistande. Darin liegt der Grund, warum vorzugsweise der Landmann hülfreich ist, und darin finden wir den Grund, daß, als die Eberbacher die Steine zu brechen begannen, das umwohnende Volk hingebend zu ihrem Beistande bereit war, und nicht minder bei den schweren Arbeiten des Schaffens der Steine zur Baustelle und allen spätern, bis der Bau zu seiner Vollendung reifte. Die aber, welche nicht durch Handarbeit den nothwendigen Bau der Mönche fördern konnten, griffen durch Schenkungen und reiche Gaben nicht minder wirksam ein.

War es nicht ein schöner, stiller Dank, daß die Mönche das bisher als Wohnraum dienende Gebäude zu einem Hospitale, zu einem Pflegehause für Arme, Alte, Leidende stifteten? Mußte nicht eine solche Gabe an die „Preßhaften" neue Liebe den verehrten Mönchen zuwenden? So war Liebe im Geben und Nehmen das Band, welches Eberbachs Bewohner mit dem Volke verknüpfte, in dessen Reihen sie sich stellten in anerkannter Demuth.

Hätte nicht schon die Frömmigkeit, das strenge, höchst einfache Leben und ihre stetige, unermüdliche Arbeitsamkeit sowie ihr liebreiches, aber ungesuchtes Begegnen dem gutmüthigen Rheingauer die „grauen Mönche" lieb und werth gemacht, die sich vor allen ihm bekannten „Klosterbrüdern" auszeichneten, die Samariterliebe, welche sich in der Stiftung des Hospitals kund gab, wenn es auch nicht ausschließlich Krankenhaus war, hätte ihnen die Herzen zuwenden müssen.

Uebrigens wußte das Volk auch recht gut, was es ihnen schon ganz allein in dem erfolgreichen Betriebe des Landbaues zu danken hatte; es wußte, wie bereitwillig man im Kloster ihm mit Rath und That an die Hand ging, und wie es von ihnen das „Haushalten" lernen konnte. Selbst der Ritterstand, der von dieser Kunst ebenso wenig verstand als die Mehrzahl der Glieder der sogenannten „bessern Stände" unsrer Tage, und der sich nach einem zeit-

gemäßen Ausdrucke nicht selten nach üppigem Schwelgen „krumm legen mußte," suchte bei den Cisterziensern Trost und Hülfe, und mancher „graue Mönch" saß als wahres Heinselmännchen in der Burg und ordnete mit Treue, Fleiß und Uneigennützigkeit den zerrütteten Haushalt, bis Alles wieder in geregelter Ordnung war. Schade, daß heutzutage die „grauen Mönche" fehlen, nach denen vielleicht Manche und Mancher sehnsüchtig und mit tiefen Seufzern ausschaut! Daß diese Helfer der Hausnoth es nicht blos bei'm Rechnen, Ordnen und Einrichten bewenden ließen, sondern auch das Nothwendigste hinzufügten, nämlich das Strafen, Mahnen zur Besserung und Anweisen für die künftigen Tage, — ist selbstredend. Ob es genau beobachtet wurde, stand allerdings in Frage; die Mönche aber hatten das Ihre gethan nach Pflicht und Gewissen! — Sie waren ein wesentliches Glied im Volkshaushalte, kann man in Wahrheit sagen, aber auch im Haushalte der — Klöster. Wo der klösterliche Vermögenszustand durch Ueppigkeit und schlechten Haushalt zerrüttet war, da entfernten die Bischöfe und Erzbischöfe die schlechten Haushalter und führten Cisterzienser in die entleerten Räume, die dann aber auch allemal den bessern Zustand wieder herbeiführten. Dafür legt das Kloster Disibodenberg im Nahethale einen durchschlagenden Beweis ab. Auch dort halfen sie — und es waren Eberbacher — dem zerrütteten Vermögensstande wieder auf und retteten dieses Kloster vom Untergange.

Die stets sich erweiternde landbauliche Thätigkeit der Mönche und „Conversen" von Eberbach zeigte sich am erfolgreichsten in der Anlage und Pflege von Höfen und Hofgütern, welche sie stets zusammenlegten, dann zu vergrößern und durch musterhaften Feldbau in ihrem Ertrage zu erhöhen suchten. Kamen dazu auch ansehnliche Schenkungen begüterter Leute zu Hülfe, so ist es doch erwiesen, daß die Mönche das Meiste ihres Besitzes nach dieser Seite hin durch Kauf und Austausch an sich brachten. Da entging ihnen keine vortheilverheißende Gelegenheit, und es währte nicht lange, so hatte das Kloster nach allen Seiten diesseits und jenseits des Rheines eine schöne Anzahl güterreicher Höfe, die, verwaltet von Klosterleuten, Mönchen und „Conversen," nicht nur Muster und Vorbilder wurden für den gesegneten Betrieb der Landwirthschaft des Volkes, sondern auch reichliche Zuflüsse der Klostercasse bereiteten. Und dennoch wich man in jenen Tagen jugendlicher und jugendfrischer Entwickelung auch keinen Fingerbreit ab von der strengen Lebensweise der klösterlichen Regel von Clairvaux, das übrigens auch mit Eberbach in enger Verbindung blieb.

Wie strenge diese Lebensordnung war, zeigte das Mitleid, welches das Volk mit den Brüdern hatte, die sich des Fleisches enthielten, mit Pflanzennahrung sich begnügten, und zwar mit einem kleinen Maße, und doch die anstrengendsten Arbeiten in stetigem Anhalten verrichteten. Die Reichen machten dem Kloster Stiftungen und Vermächtnisse, mit dem ausgesprochenen Zwecke, die Kost der Brüder durch irgend eine Zuthat aus den Zinsen zu verbessern. Diese Schenkungen vermehrten sich sehr und legten, wenn auch im besten Wohlmeinen gemacht, doch den Grund zu einer Ueppigkeit, der die Pforten Eberbachs sich in spätern Zeiten nicht mehr verschließen konnten. Fischteiche wurden angelegt und sorglich gepflegt, und der nahe Rhein, besonders das dem Kloster gehörende Reichardshausen, lieferte auch manchen Leckerbissen. In den letzten Jahren des Bestehens wurde das Umgehen der Klosterregel eigens betrieben, um die Genüsse der Tafel zu erhöhen. Möge eine verbürgte Thatsache hier eine Stelle finden.

Ein nahezu achtzigjähriger Greis, der Einer der letzten Novizen Eberbachs gewesen, aber als solcher ausgetreten war, als das Kloster aufgehoben wurde, und sich dann dem Studium der Rechtsgelahrtheit gewidmet hatte und Richter in der Preußischen Rheinprovinz gewesen war, erzählte, er habe mit dem Pater Küchenmeister jeden Donnerstag Abend Schinken, Kinnbacken, Schwartenmagen, auch Hammels- und Wildpretkeulen an den Stricken befestigt, in den Fischteich oder Bach hinsenken helfen, die man dann früh am Freitagmorgen als Fische hervorgezogen und fröhlichen Muthes und gesunden Appetits als Fische verspeist habe. Daß das

keine Aufschneiderei war, dafür bürgt der Charakter und die Denkungsart des mit Recht hochgeachteten Mannes, den der Erzähler noch kannte.

Man sieht eben auch hier, welche Folgen kleine Anfänge haben.

Das Kloster gedieh in früherer Zeit außerordentlich, begünstigt von dem päpstlichen Stuhle in Rom und seinem Stifter und Gönner in Mainz, dessen Nachfolgern und dem Adel des Landes in weiteren Kreisen.

Der Mönche Thun und Lassen, das vor Aller Augen da lag, trug damals dazu wesentlich bei, sie in der Liebe des Volkes zu erhalten. Wenn ein bewährter Geschichtschreiber in den nachfolgenden Zügen ein treues Bild von Clairvaux uns zeichnet, so ist Eberbach das Spiegelbild desselben. „Es war, sagt er, ein „öder Platz zwischen finstern Wäldern, von „Bergen eingeschlossen; wer von den Ber„gen herabkam, hörte in jenem Thale „voller Menschen, wo Keiner müßig sein „durfte, Jeder mit dem übertragenen Werke „beschäftigt war, mitten am Tage die Stille „der Nacht, nur unterbrochen durch das „Geräusch der Arbeitenden und die Lob„gesänge auf die Gottheit. Diese Stille „erregte eine solche Ehrfurcht bei den vor„übergehenden Laien, daß sie sich scheuten, „Anderes als heilige Dinge hier zu reden." Der Abstand zwischen dem zuchtlosen Leben der früheren Bewohner des Klosters, der Chorherrn nämlich, und dieser frommen, der Welt entsagenden Thätigkeit lag so nahe, daß er sich dem unbestochenen Urtheile des Volkes aller Stände aufdringen und von ihm gewürdigt werden mußte.

Ein recht klares und bestimmt ausgesprochenes Urtheil über die Eberbacher war es, daß die Erzbischöfe es veranlaßten, daß, als ihr Convent die höchste Zahl eines Stammhauses erreicht hatte, von Eberbach neue Klosterfamilien entsendet werden konnten, und zwar diesseits und jenseits des Rheines in neu errichtete oder ihnen eingeräumte Klöster, die mit Eberbach, wie dieses mit Clairvaux, in der engsten Familienverbindung blieben, so in Otterberg und Schönau.

Der mächtige Anwuchs der Mönchszahl und der „Conversen" nöthigte das Kloster, an seine Erweiterung bei Zeiten zu denken, aber auch an den Bau einer neuen, großen, würdigen Kirche innerhalb der Umfassungsmauer des Klosters, „wie der „Eber mit seinen Hauern einst das weite „Maß vorgezeichnet hatte."

Das Kloster war reich geworden durch seinen strengen, geregelten Haushalt und konnte diese nicht unbedeutenden Ausgaben wohl erschwingen; allein es lag im Geiste der Zeit, daß Adel und Volk nach Maßgabe seines frommen Sinnes und seiner Kräfte dazu beitrugen, daß zu Gottes Ehren ein recht ansehnlicher Bau erstehe, in dem auch von Außen her die frommen Beter ihre Kniee beugen könnten. Dennoch wies das Kloster entschieden das Ansinnen und die Lockung einer ständigen Wallfahrt ab und leitete sie der Kirche des nahen Kiedrich zu, wo sie zu Ehren des heiligen Valentin fort und fort blühte.

Der Andrang der Novizen oder neu eintretenden Mönche und noch mehr der Laienbrüder oder „Conversen" wurde mit der Zeit so groß, daß es nicht nur geboten war, ihm Einhalt zu thun, sondern eine unangenehme Erfahrung zwang selbst das Kloster, sich der Ueberzahl der „Conversen" zu entledigen. Diese Veranlassung war eine Empörung der „Conversen" gegen den Abt und Mönchsconvent.

Die Ursache dieser auffallenden Erscheinung ist nicht ganz klar. Außer der von der Fußbekleidung hergenommenen dürfte dieselbe nicht ohne Grund tiefer wohl darin gesucht werden, daß die sich vermehrenden Spenden zu einem besseren Mittags- und Abendtische der Mönche den „Conversen" weniger zu gute kamen als dem engeren Convente der Mönche. Daraus mußten Neid und Mißgunst, Beschwerden über Bevorzugung bei gleicher leiblicher Arbeit entstehen. Lange genährt brach endlich das heimlich eingefädelte Complott aus. Die „Conversen", auf deren Seite die überwiegende Mehrheit sich geltend machte, wählten sich einen eigenen Abt und traten in einen schroffen Gegensatz, ja in förmliche Auflehnung gegen die über ihnen stehenden Mönche. Diese Umstände bedrohten das Kloster in seinem Bestehen, und mit vieler Mühe und Erzbischöflicher

Hülfe gelang es, den Sturm noch rechtzeitig abzuwenden. Die unruhigen Köpfe wurden entfernt, und diese gebotene Säuberung des Klosters von dem unreinen Stoffe, verbunden mit der ebenso nothwendigen Verminderung der Zahl der „Conversen", stellte das wichtige Gleichgewicht der beiden Theile der klösterlichen Gemeinschaft wieder her. Die Ordnung im Innern wurde wieder geregelt, und so der Friede in die stillen Räume, welche so betrübende Störungen ihrer Ruhe erfahren hatten, zurückgeführt.

Es ist schon im Laufe der Erzählung der Klostergeschichte gesagt worden, wie es auch urkundlich erwiesen ist, daß bei Weitem nicht alle die reichen und zahlreichen Güter und Höfe des Klosters Geschenke der Wohlthäter desselben waren. Durch vortheilhaften Austausch und wirklichen Ankauf vermehrte es dieselben reichlich, und nicht nur durch den verbesserten Ackerund Obstbau trug dasselbe wesentlich zur Verbesserung der äußern Volkswohlfahrt bei, sondern auch hauptsächlich durch den vorzüglich betriebenen Weinbau, der dem Volke Muster wurde.

In Kiedrich besaß das Kloster schon früher ansehnliche Weingüter und auch in anderen Orten des gesegneten Rheingaues. Ein ansehnlicher Theil des trefflichen Markobrunners lagerte und klärte sich in des Klosters Kellern.

Wie konnte indessen dem sicheren Blicke der betriebsamen Mönche, die von ihrem naheliegenden Klosterhofe, dem „Neuhofe" aus, die Lage überblickten, die köstliche Lage des „Steinbergs", zum Weinbaue die verheißungsvollste, entgehen?

Mit dem Johannisberge wetteifernd, den besten Wein des Landes zu gewinnen, lag ihnen der Gedanke, dieses weite, trefflich gelegene Oedland zu diesem ersprießlichen Zwecke zu erwerben und anzuroden, viel zu nahe, als daß sie nicht hätten zu diesem weitausgehenden Plane alle geeigneten Vorkehrungen treffen sollen.

Nicht weniger klug und schlau berechnend, als entschieden thätig, gelang ihnen, was sie in dieser Hinsicht anstrebten, und schon im Jahre 1232 gehörte das ganze Gebiet des Steinbergs dem Kloster Eberbach.

Bei der musterhaften Anlage des Weinbergs waren es die Mönche und die „Conversen", welche selbst den mit Niederholz und Dorngestrüppe überwucherten Steinberg klärten und anbauten. Das edle Gewächs dieses Berges übertraf den Wein, welchen Kiedrichs Gräfenberg lieferte, und rang um die Palme mit seinen Nachbarn: Markobrunn und Johannisberg, während der Ertrag das weitberühmte „große Faß" im Eberbacher Klosterkeller nicht nur füllte, sondern noch andere, und doch hielt das große Faß mehr denn vierhundert Ohm (Ama) oder 74 Zulaste (Zuglaste, Caratta).

Bei dem bedeutenden Weingewinn des Klosters errichtete es einen „Weinmarkt", der schon 1248 in Blüthe war und dem Convente eine für jene Zeit sehr erhebliche Einnahme zuführte.

Wie auch der Wechsel der Zeiten von der größten Bedeutung ist, so bringt doch unsere Zeit Eberbach jene Weinmärkte, wenn auch in anderer Form, wieder. Wer wüßte nicht, daß in den Klosterkellern, namentlich in dem „Kabinete", der herzoglichen Domäne edelste Weinperlen lagern, vorzugsweise das edle „Tröpflein" des Steinbergs, welcher in seiner ganzen Ausdehnung ein beneidenswerthes Besitzthum des Landesherrn ist? Wer dächte nicht bei Eberbachs Kloster-Weinmärkten an die Weinversteigerungen der Domäne im Kloster Eberbach, in denen sich die „Gabelungen" jener Tage mit moderner Prägung wiederholen?

Damals wie heutzutage fanden und finden sich Viele zum „Probiren" aus goldschillernden Römern ein, die an's Kaufen — nicht denken und damals nicht dachten, wo der „Humpen" einen ganz andern „Probirzug" gestattete als heute der Römer. — Nichts Neues unter der Sonne! wird man versucht, mit dem alten Weisen auszurufen.

Für die Versendung des „Eberbacher Kellersegens" besaß das Kloster in dem Hofe Reichardshausen nicht nur seinen Stapelplatz, sondern auch das Lagerhaus für seine auswärts wachsenden Weine und Früchte.

Der bedeutend angewachsene Reichthum des Klosters, der mit dem Betriebskapitale

sich noch täglich mehrete, beschwor aber auch unausbleiblich feindselige Gewalten herauf, und unter ihnen war die Mißgunst und der Neid des Volkes an die frühere Stelle der Liebe, der Dankbarkeit und der Lust des Schenkens getreten. Man hätte nun lieber mit dem Kloster brüderlich oder unbrüderlich getheilt, als ihm gegeben.

Der Geist der Zeit war ein anderer geworden. Man sah hin und wieder, mißvergnügt mit Zügel und Zaum, die Klöster als Blutegel der menschlichen Gesellschaft an, welche des Landes Reichthum in sich gesogen; man murrte darüber, daß die Klöster mit eiskalter, starrer „Todtenhand" festhielten, was sie einmal besassen, und darüber, daß diese werthvollsten aller Güter des Landes nicht mehr mit ihrem Segen dem Bürger und Landmann zu gute kämen, und war darin schnell einig, wo man könne, die Adern der geistlichen Stifter, Abteien und Klöster mit nerviger Hand zu unterbinden.

Darin ist ohne Zweifel der Grund zu suchen, daß die Rheingauer dem Kloster das Beholzungs- und andere damit verwachsene Rechte in den gemeinschaftlichen Markwaldungen streitig machten und entziehen wollten. So hatte sich nach mehr denn einem ganzen Jahrhundert die Gesinnung gegen das Kloster geändert. Eben dieselben Rheingauer hatten den Standort des Klosters gegeben, hatten die Stätte vergrößert, als die Cisterzienser das Kloster bezogen, und ihm erweiterte Gerechtsame ertheilt, und nun traten sie feindlich gegen das Kloster auf! Eberbach hatte nach der Markverfassung die gleichen Rechte, wie jede Gemeinde; darum mußten auch die Rheingauer unterliegen in diesem Streite, und als die Wälder zum Theile unter die Gemeinden vertheilt wurden, rechnete man Eberbach zu Hattenheim, und letzteres machte wiederum dem Kloster seine wohlbegründeten Rechte streitig; allein durch Vermittelung des Erzbischofs wurde Eberbach sein zuständiges Recht, das nun die klugen Mönche nied- und nagelfest machen ließen.

Es waren Störungen des Friedens, die kaum mehr das alte Band der Liebe aufkommen ließen.

Auch die Kriegsstürme ergriffen den stillen Friedensort, nicht ohne üble Folgen, und darunter muß Eines gedacht werden, der ihm herbe Wunden schlug.

Als im Beginne des vierzehnten Jahrhunderts Kaiser Albrecht den Rheingau mit seinen Kriegsvölkern überzog, waren die „Buben" in seinem Heere, die Fußvölker, und unter ihnen vorzugsweise die Elsasser und Lothringer die wildesten, die am schonungslosesten mit den Einwohnern des Landes umgingen und selbst mit dem besten Willen vom Kaiser nicht zu zügeln waren.

Scharfenstein war eine Erzbischöfliche Burg, die Albrecht belagerte. Wenn auch die Belagerung nicht lange währte, so reichte die Zeit doch hin, daß das zügellose Kriegsvolk in das Kloster brach, an dem köstlichen Weine sich übernahm und nun alle Zügel wegschleuderte und sich vollständig als Herr im Kloster betrachtete. Die Mönche mußten in die nahen Wälder flüchten, und was nicht geraubt wurde, das wurde zerstört.

Als die Mönche in das Kloster zurückkehren konnten, fanden sie einen Gräuel der Verwüstung vor, und es erforderte ein langes, sorgliches Haushalten, um das Verlorene wieder beizubringen.

Auch andere Fehden der Erzbischöfe berührten nicht selten das Kloster. Wenn auch nicht immer solche tiefe Wunden auszuheilen waren, es waren eben doch jene Zeiten eines jugendlichen Aufwachsens des Wohlstandes, gegen frühere Tage gehalten, vorüber.

Vorzüglich aber war es 1525 der Bauernkrieg, der seine Wellenkreise bis in den schönen Rheingau ausdehnte und hier die Köpfe ebenso toll machte, wie drüben in der Pfalz.

Wie dort, so nahm diese Erhebung der Rheingauer ein düsteres Ende; allein während der Aufstand blühte, stand es um die Stifter und Abteien schlimm genug, und das seines Reichthums wegen berühmte Eberbach durfte nicht hoffen, davon zu kommen, ohne daß es Schläge empfangen, und sein vortrefflicher Weinwachs, noch mehr die goldene Fluth, die mächtige Fässer bargen, war eine Lockung, welcher die allezeit trockenen Kehlen der Rhein-

gauer keinen Widerstand leisten konnten, wenn sie etwa es auch gewollt hätten, was billig zu bezweifeln ist.

Unter den großen Fässern in jenen Kellern war Eins, dahinein der edle Steinberger gegossen zu werden pflegte, so weit dieser Riese unter Eberbachs Fässern den Ertrag der hundert Morgen, die des Steinbergs Mauern umschließt, aufzunehmen vermochte. Es hielt vierundsiebenzig Zuläste (Carrata) und nach dem damaligen Maß einer Carrate oder eines Zu- oder Zuglastes vierhundert Rheinische Ohm (Ama).

Dieses Faß hatte der Abt Johannes von Eberbach, aus dem Geschlechte der Bode von Boppard, beginnen lassen. Es wurde aber erst unter seinem Nachfolger vollendet, im Keller festgelegt und mit dem Weine des Jubeljahres zum ersten Male gefüllt, nämlich dem vom Jahre 1500.

Die Rheingauer mochten recht gut aus Erfahrung die Wahrheit des Sprüchleins kennen: „Je größer der Pfuhl, desto besser der Wein“, und so gelüstete es ihnen, dieses Fäßlein seines goldenen Inhalts zu entledigen. Wäre es möglich gewesen, was der ächte Rheingauer Humor vorgeschlagen, das Faß wäre sammt seinem Inhalte in das Lager auf dem „Wachholder“ geschleppt worden; da dieß aber als unmöglich erkannt wurde, so nahm man zum Abzapfen in kleinere „Gebinde“ seine Zuflucht und sorgte dafür, daß auch auf diesem, freilich dem „Uze“ weniger huldigenden Wege der Steinberger in möglichst kurzer Zeit vertilgt wurde. Daß kein Kopf klar blieb, kann man mit gutem Gewissen weiter sagen!

Als nun die Strafgerichte über die Aufwiegler hereinbrachen, traf das Sprüchwort auch bei ihnen ein: „Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen;“ denn eins der auf uns gekommenen Lieder aus jener Zeit ist ein Spottlied auf dieses Gelage, welches das große Eberbacher Faß leerte bis auf die letzte Thräne. In der derben Weise jener Tage sagt es:

„Als man auf dem Wachholder saß,“
„Da trank man aus dem großen Faß.“
„Wie bekam uns das? —“
„Wie dem Hunde das Gras! —“
„Der Teufel rieth und gesegnet uns das!“

Gleichzeitige Nachrichten theilen mit, daß seit dieser gewaltsamen Leerung des Fasses kein Wein mehr hineingekommen sey neunzehn volle Jahre, bis es der Abt Andreas anno 1543 habe reinigen und wiederherstellen lassen.

Dieser Verlust an edlem Steinberger war allerdings bedeutend, aber die Bauern ließen es bei diesem Raube nicht bewenden. Sie suchten das Kloster in dem Grade heim, daß es am Rande des Abgrundes stand, und nur durch seine strenge Ordnung und den Fleiß der Brüderschaft gelang die Rettung vom Verderben.

Indessen schien es, als sollten die alten Wunden bald genug wieder aufgerissen werden, denn Albrecht von Brandenburg ließ das unglückliche Kloster fühlen, was überhaupt Drangsale des Krieges sind, als er 1552 den Rheingau mit seinen Kriegsvölkern heimsuchte. Das Mißgeschick warf das Kloster wieder weit zurück, und es mußte neue, große Anstrengungen machen, die Wunden auszuheilen, die es empfangen.

Noch schwerer waren die Geschicke des dreisigjährigen Krieges. Schweden und Hessen übten ihren Muthwillen am Kloster und an den Mönchen, bis diese, um dem greulichen „Schwedentrunke“ zu entgehen, nach Cöln flohen, ihr theures Eberbach dem wilden Kriegsgesindel überlassend. Obgleich Oxenstierna eine eigene Verwaltung für die Abtei anordnete, so konnte er doch nicht verhindern, daß dem Kloster großer Schaden zugefügt wurde, der um so größer war, als Jeder that, was ihm wohlgefiel. Unschätzbar ist besonders auch der Verlust der Klosterbibliothek in dieser Zeit, welche manches Kleinod mochte enthalten haben; denn Eberbachs Conventualen standen im Rufe großer Gelehrsamkeit, und nicht ohne guten Grund.

War der Ruf der Gastfreundschaft des Klosters zu allen Zeiten groß, und noch größer der Ruf seiner Wohlthätigkeit gegen Arme und Nothleidende gewesen, so mußte es den Mönchen unendlich schmerzlich sein, daß ihr Kloster gründlich geleert war, als sie im Jahre 1635 von Cöln zurückkehrten. Wenn auch die Mainzer Erzbischöfe immer für Eberbach ein

warmes Herz und eine offene Hand hatten, so war doch die Lage des Augenblicks nicht dazu angethan, große Opfer der herabgekommenen Abtei zu bringen, auch bei dem besten Willen.

Da war keine andere Auskunft als die, das alte Werk des treuen Arbeitens und des entsagungsvollen Sparens von Neuem zu beginnen. Auf eine Hülfe durch milde Gaben und Schenkungen war nicht mehr zu hoffen. Die Zeiten der ersten Liebe waren vorüber; aber wären sie auch nicht zu Grabe gegangen gewesen, die Zeiten der Wohlthätigkeit gegen fromme Stiftungen, woher hätten die Gaben kommen sollen, da das Land ausgesogen war, und das Elend eine erschreckende Größe angenommen hatte, und herrschende Krankheiten, eine der Folgen des Krieges, allerwärts die Gemüther drückten und verdüsterten? —

Aus einem steten Ringen kam das Kloster fast nicht mehr heraus. So schleppte es sich hin, zum Sterben noch zu kräftig, aber doch zu einem frischen, kräftigen Leben zu schwach, innerlich nicht mehr recht fugend und äußerlich ein hinsiechendes Dasein fristend, bis endlich 1803 seine Aufhebung stattfand, und die Güter desselben zu den Domänen geschlagen wurden, unter denen der Steinberg ohne allen Zweifel die edelste Perle ist.

Die Gebäude des Klosters haben seitdem eine andere Bestimmung, aber gewiß eine dem Lande wohltätige erhalten. Lange Jahre waren darinnen die Irrenanstalt für das Herzogthum und eine Besserungsanstalt für Solche, welche noch Hoffnung gaben, dem Besseren gewonnen werden zu können, zugleich aber auch eine Strafanstalt. Für beide Anstalten war jedoch nicht Raum. Daher wurde auf dem nahen Eichberg, einem der schönsten und aussichtreichsten Punkte des Landes umher, ein großartiger Bau für heilbare und unheilbare Irren errichtet, und die Straf- und Correctionsanstalt blieb in Eberbach. Die Kirche des Klosters ist hergestellt zum gottesdienstlichen Gebrauche für die Anstalt in demselben.

Zur Weingewinnung aus den edlen Trauben des Steinbergs und anderer Domanial-Weinberge in der Nähe besteht ein großartiges Kelterhaus, und in den Kellern lagern des Herzogthums edelste Weine, deren Vortrefflichkeit vom Johannisberge nicht leicht übertroffen werden kann, da dem Baue des Steinbergs eine große Aufmerksamkeit und Sorgfalt zugewendet wird.

Das Gleichgewicht und die Polizei in der Natur.

Von Dr. Theod. Meyer-Merian.

I.

Dem philosophischen Geiste der Alten war der Begriff der Schönheit, Ordnung und Harmonie von ihrer Auffassung der Welt und deren Inhalte so unzertrennlich, daß sie für Beides dasselbe Wort gebrauchten (kosmos-mundus). Die reiche Mannichfaltigkeit der Schöpfung, die ihnen doch noch bruchstückartiger als uns entgegentrat, ließ sie gleichwohl überall darin ein wohl und weise geordnetes Ganzes herauslesen. Müde von dem Getriebe der menschlichen Leidenschaften wandten zuweilen gerade die edleren Geister sich der Natur zu und suchten und fanden in ihrem Frieden die eigene Ruhe und das eigne harmonische Gleichgewicht wieder, und nicht etwa nur in der Form kühler Resignation, sondern als wirklichen warmen Trost.

In neuester Zeit, wo die Kenntniß des Einzelnen so erstaunliche Fortschritte gemacht hat, scheint diese Auffassung eine andre geworden zu sein oder wenigstens einer andern Seite mit Vorliebe sich zugewendet zu haben. Der Kampf wird jetzt als die Seele der Schöpfung angesehen; man weist darauf hin, wie ein Leben in Feindschaft auf das andere angewiesen sei, wie ein Geschöpf das andre mörderisch anfalle, wie unter dem heitern Mantel der Freude, des Wohlseins und des harmlosen Genusses eigentlich nur versteckte Mordlust laure, das scheinbare Gedeihen nichts sei

als das brutale Recht des Stärkern, als dessen Endergebniß der Untergang des Schwächern bevorstehe. Die Schöpfung sei ein blutiges Schlachtfeld, wenn nicht eine Mördergrube voll Verfolgung, Mordgeschrei und Todesröcheln, und nicht mehr das gesegnete Gebiet jener hohen schöpferischen Weisheit mit ihrem Grundzuge, der Liebe und der Saat des Friedens.

Waren denn aber die Alten, denen aus ihrer theilweise noch mangelhaften Naturbetrachtung dieser Friede in der Natur so besonders entgegentrat, im Widerspruch mit den nur Kampf und Zerstörung sehenden Neueren so gänzlich auf dem Irrwege? Oder liegt nicht vielleicht, wenn die frühere Auffassung in Schwärmerei und Sentimentalität auszuwachsen Gefahr lief, der modernen Anschauung der Abweg nahe, des sittlichen Zweckes der Schöpfung zum guten Theile verlustig zu gehen?

Mit dem Kampfe in der belebten Schöpfung hat es allerdings seine Richtigkeit, und jedes einzelne Leben ist in eine Welt feindlicher Einwirkungen gestellt, derer es sich nur mit Entfaltung aller seiner Kräfte zu erwehren vermag, denen es schließlich auch in einer bestimmten oder unbestimmten Zeit erliegt. Diese Vergänglichkeit alles irdisch Geschaffenen ist auch nie verkannt worden. Aber der Kampf darf nur nicht zu einseitig hervorgehoben werden bei Betrachtung des ganzen Lebens; denn so gewiß er besteht, so gewiß ist er nicht der Gesammt- oder Inbegriff des Daseins. Das Gesetz des Untergangs ist nicht ein Ausfluß der Willkühr, der rohen Gewalt und Uebermacht, sondern es bestimmt eine Grenze, ein heilsames Maß, wie sie nur die schöpferische Weisheit zu geben vermochte, und deren Betrachtung wohl eine wehmüthige heilsame Stimmung über die Hinfälligkeit und Endlichkeit des Natürlichen wecken mag, die aber nimmer in eine innere Verstimmung, einen Mißton sich verhärtet, die höchstens in kalte Resignation ausklingen, das heißt in einen Trost, der kein Trost ist, indem er in der Weisheit der Schöpfung der Liebe des Schöpfers verlustig geht.

Schon ganz äußerlich gibt sich die Schöpfung als kosmos dar, als Schmuck; das wohlgeordnet Schöne tritt an ihr als das Gültige, Hauptsächliche zu Tage, während der Tod, der Untergang im Hintergrunde verbleibt als der Diener, der dem Leben wohl die Stätte bereitet, aber nimmer mit dem Purpur des Herrschens sich schmückt. Das verwundete Thier zieht sich in's Dickicht, in die Verborgenheit zurück, der ersterbende Wurm verkriecht sich mit seiner letzten Kraft in die Scholle. Und betrachten wir das Besonderste und Kleinste, so lesen wir daraus unverkennbar die Wahrheit, daß es nicht blos das Gleichgewicht im Großen sei, was wir in der Natur und ihrem Leben verwirklicht finden, sondern ebenso gewiß die Erhaltung und das Wohlergehen des Einzelnen. Ein jedes Geschöpf schließt in seiner Weise alle Bedingungen in sich ein zu seinem Glücke und seinem Bestehen; kein Entbehren, kein unglückliches Sehnen oder Vermissen trübt dasselbe, die unendlichste Mannichfaltigkeit kommt auf den verschiedensten Wegen dem Bedürfnisse des Kleinen und Schwachen entgegen. Der am Meeresgrunde wurzelnde Polyp ist nicht unglücklicher als der Vogel in der Luft, und für die Erhaltung des Muschelthiers ist nicht schlechtere Fürsorge getroffen als für die des Löwen oder des Haies. Sie alle sind zufrieden und haben ihr Genüge, indem sie das sind, was sie sind. Diese wahrhaft schöpferische und nicht zerstörende Absicht ist es denn besonders, welche dem Ganzen der Welteinrichtung einen so erhebenden und sittlich befriedigenden Ausdruck verleiht.

Es darf auch bei Betrachtung des Kampfes und seines Ergebnisses, des Unterganges, nie der volle Inhalt des Lebens, das er beschließt, vergessen werden, eines Lebens, in welchem der Kampf wohl mit inbegriffen, dem er aber nie übergeordnet ist. Und dieses vollen, reichen Inhalts freut sich jegliches Geschöpf, auch das schwächste, das darum nicht blos Opfer ist, sondern dem die schöpferische Güte sein Erbtheil Lebensgenuß ebenso freundlich zugemessen, wie sie es zu seinem Wohlergehen angelegt und nicht zu seinem Verderben.

Die Nacht löscht wohl das Licht des Tages aus und bringt den Schlummer, und der Winter streift den Schmuck der

Jahreszeiten ab; aber der Tag mit seinem Lichte und seiner Farbenpracht, seinem regen Leben, sowie die Blüthen des Frühlings, die Ueppigkeit des Sommers und die Früchte des Herbstes sind ihnen vorangegangen; es wird Niemand sagen, das Erdenleben sei nur Finsterniß und Winterstarrheit, und der Reichthum, das tausendfältige Leben und Weben, das Entstehen und Wachsen und Reifen sei nur eine Täuschung, eine schöne Lüge gewesen. Was hat der Vogel, der dem Ei, der Schmetterling, welcher der Puppe entschlüpft und sich tanzend und jubilirend mit Seinesgleichen in die Lüfte schwingt, mit dem Kampfe zu thun? was die Zärtlichkeit der jungen Gatten, die ihr Nest bauen? was die Elternliebe, welche die Alten in ihren Jungen bis zur Selbstvergessenheit aufgeben läßt? was das harmlose Spiel der Jungen unter sich oder mit den jung gewordenen Eltern?

So hat jedes Thier wie seinen Schutz, durch den es sich behauptet, bei dieser die starke Kralle, das drohende Horn, das tödtliche Gebiß, der flüchtige Flügel, der undurchdringliche Panzer, die unnahbaren Stacheln, die schützende Schaale, die List, die Schnelligkeit oder die Kraft, — so auch seine Lebensfreuden geordnet in einem festgeschlossenen Kreis, der seinem Wesen entspricht, ob der nun weiter oder enger gezogen ist.

Mit so viel Freude und Liebe, den Zeichen des Friedens, ist der Kampf durchflochten, daß der Stachel des Schmerzes auf ein Kleines in dem gesammten Dasein zurückgedrängt erscheint. Welch reichen Genuß, wie viel wirksame Thätigkeit umschließt ein Leben und nur den einen Moment des Untergangs! Da wird Kämpfen gleichbedeutend mit Leben, und jener eigentliche Kampf ist der Sauerteig, der die organische Masse erweckend durchdringt, sie vor Erstarrung und Fäulniß bewahrt und zur vollsten Entwicklung aller Kräfte, aller Fähigkeiten anspornt.

Daß aber in dem Kampfe, der geführt wird, gar nicht Gewalt und Uebermacht allein das Entscheidende sind, daß die Bezeichnung Kampf vielmehr eine tiefere, sittlichere Auffassung erheischt, das kann theilweise schon die Erscheinung beweisen, daß diese Träger der physischen Kraft, die Herren des Kampfs, die Raubthiere, in Wirklichkeit mehr und mehr erliegen, und auch in diesem Gebiete das Erdreich den Friedfertigen zufällt.

Allerdings ist der Mensch als Mittelsperson dazwischen getreten, aber der Mensch gehört auch in die Betrachtung der Schöpfung, und er ist nur der Stärkere in einem höheren, geistigern Sinne. Er gerade beweist in seinem Verhältniß zur umgebenden Natur wie in der Geschichte seines eigenen Geschlechtes, es am einleuchtendsten, daß der Schwache noch nicht des Starken Beute, daß es eine Macht gibt, welche im feindlichen Kampfe die Kraft des himmlischen Friedens siegreich macht, welche von der Gewalt nicht gebeugt wird, die selbst im Erliegen siegt. An dieses große sittliche Gesetz, ob es auch verschleiert, ob es nur in einzelnen Lauten sich kundgebe, muß das Herz denken, wo das Auge in den Kampf der Natur schaut, es gibt Zeugniß von dem Geiste, der die Schöpfung noch immer durchweht, es läßt sie als kosmos in ihrer schönen Harmonie erkennen, es entlockt heute noch bei ihrer Betrachtung das Bekenntniß: „siehe, es ist Alles gut!" —

Wenn nun festgestellt ist, daß die äußere Heiterkeit der Natur keine Lüge, der Friede in ihr kein übertünchtes Grab ist, und Ordnung und Schönheit des Ganzen sowie das Glück des Einzelnen nicht Trug und Schein sind, sondern vielmehr das Wesen und der Grund in der Schöpfung, so mag nun auch jener so bedingte Kampf in der Natur näher geprüft, und seine Stelle in dem großen, wohlgeordneten Haushalte ausdrücklich bezeichnet werden.

Zuvor wird es zweckdienlich sein, einen Blick auf den Reichthum und in die schöpferische Kraft der Natur zu werfen, nachdem von der Zähigkeit und dem erfindungsreichen Fleiße, womit sie das Leben ihrer Geschöpfe zu erhalten weiß, an anderm Orte ausführlicher die Rede gewesen. (vergl. Maje VI. Jahrgang. „Das organische Leben in seinen Grenzen". Seite 30 u. f.)

Jede Pflanze, deren Lebensdauer nur auf ein Jahr beschränkt ist, läßt in der Regel hunderte von einzelnen Samen zu-

rück, welche die Fortdauer ihrer Art sichern. Linné berechnet, daß wenn eine einjährige Pflanze nur zwei Samen brächte, deren Sämlinge das nächste Jahr dann wieder zwei Früchte trügen u. s. f., daß von dem einen Individuum in zwanzig Jahren schon eine Million Pflanzen abstammen würden. Bei mehrjährigen und ausdauernden Gewächsen ist das Ergebniß noch reicher. Zählt man z. B. die Früchte eines einzigen Kirschbaums, eines Apfelbaums, einer Rebe, Eiche, Tanne u. s. w., welche jedes Jahr hervorgebracht werden, und berechnet zugleich die Jahre der Dauer des einzelnen Gewächses, vielleicht ein-, zwei- und mehr hundert Jahre; welch' überschwenglicher Ersatz bietet sich dafür das endlich erlöschende eine Leben! und um so zuverlässiger, als die Haftbarkeit des Keimes nicht an die Frist nur eines Jahres gebunden ist.

Bei den Thieren ist die Vorsorge für die Fortpflanzung keine geringere.

Legen die Infusorien auch nur wenige Eier auf einmal, so sind dafür die daraus hervorgehenden Individuen nach wenig Stunden schon wieder alle im Stande, auch ihrerseits dieselbe Zahl von Eiern hervorzubringen; in kürzester Frist steht man auch hier in den Millionen. Das Weibchen der Blattlaus kann in einem Jahre zwanzigmal Eier legen; die jungen Blattläuse aber bedürfen nicht einmal nothwendig einer eignen Befruchtung, um sich ebenfalls wieder zu vermehren, und zwar nicht nur sie, sondern auch die spätern Geschlechter derselben, bis auf 150 Generationen hinaus*), sodaß ein einziges Blattlausweibchen möglicherweise 6000 Millionen Nachkommen zu erleben im Stande ist.

Unter den krebsartigen Thieren zählte man bei der Languste 12,444 Eier, unter den Fischen bei'm großen Kabeljau 10 Millionen, bei'm Stör $1\frac{1}{2}$ Millionen, bei'm Karpfen 167,000 und bei'm Hechte 160,000 Eier, — Zahlen, die, wenn nichts davon mit der Zeit in Abzug gebracht würde, leicht den im gewöhnlichen Leben für unglaublich geltenden Umstand verwirklichen würden, daß es mehr Fische als Wasser gäbe.

In der Classe der Vögel legen die Raubvögel am wenigsten Eier, nur 1 bis 2, die Singvögel 4 bis 8 und brüten wohl auch zweimal im Sommer, noch mehr (6 bis 16 Eier) die Schwimm- und Sumpfvögel, und am meisten die Hühnerarten.

Auch bei den Säugethieren werfen die Raubthiere die kleinste, die Grasfresser die größte Zahl Junge, namentlich die Nager. Die Feldmaus kann von März bis in den Weinmonat bei günstigen Verhältnissen 5 mal und zwar je 6 bis 10 Junge zur Welt bringen, die selber wieder nach der achten Woche Nachkommen zählen. Ginge keines der Jungen zu Grunde, so wäre es nur ein mäßiger Anschlag, wenn die Nachkommenschaft eines einzigen Mäusepaares in einem Sommer zu 23,000 Köpfen berechnet würde. Wie schnell unter förderlichen Umständen selbst größere Thiere sich zu vermehren im Stande sind, beweisen z. B. die seit 300 Jahren in Südamerika aus Europa eingeführten Hausthiere; schätzte doch Humboldt die Zahl der Rinder in den Pampa's von Buenos-Ayres auf 12 Millionen, die der Pferde auf 3 Millionen Stücke, trotzdem bei anhaltender Dürre gelegentlich die Thiere bei Hunderttausenden zu Grunde gehen. In der großen Trockne 1827 bis 1830, wo alle Pflanzen ausblieben, selbst Disteln, und die Bäche austrockneten, wurde in der Provinz Buenos-Ayres der Verlust an Rindvieh auf eine Million geschätzt. (Darwin.) Columbus brachte im Jahre 1493 Rinder nach St. Domingo. Trotzdem man viele davon in der Folge ausführte, fand man 27 Jahre später gleichwohl schon Heerden von 4 bis 8000 Stück beisammen. 1548 galt ein gezähmtes Pferd 3 — 5 Castellanos (24 bis 40 Gulden), und das Rindfleisch überließ man gerne dem, der es geschlachtet, wenn er dem Eigenthümer nur die Haut gab. Das Pfund Rindfleisch galt 1, Schaffleisch 4, Schweinefleisch 5 Maravedi's oder Kreuzer. Im Jahre 1587 wurden 35,444 Rinderhäute von der Insel verschifft. Aehnliche schnelle und zahlreiche Vermehrung zeigten auch die in die neue Welt verpflanzten Schweine, Ziegen, Katzen, Hunde u. s. w., womit zugleich eine große geographische Verbreitung derselben (von 25° N. B. bis 40° S. B.) verbunden war. Freilich verwilderten dabei die Schweine (auf St. Do-

*) Kirby und Spence, Entomologie.

mingo z. B.) und verheerten ganze Maispflanzungen, bekamen Hauer wie die Eber und eine andre Schädelbildung (?), wie andrerseits die wildgewordnen Hunde nach Wolfsart in großen Raubbanden die Heerden der Schweine verwüsteten, ja das neugeborne Kalb an der Kuh angriffen, das Bellen verlernten und zum Wolfsgeheul zurückkehrten, ähnlich wie die Katzen der neuen Welt das Miauen ablegten.

Sogar der ungünstigere Norden schließt eine solch ungewöhnliche Vermehrung nicht aus; von 3 im Jahre 1773 nach Island eingeführten Rennthieren wurden schon 40 Jahre später die Nachkommen in Rudeln von 40 bis 100 Stücken angetroffen.

Welch eine unerschöpfliche Garantie liegt in dieser großen und schnellen Fruchtbarkeit für die Erhaltung des Lebens sowohl unter den ungünstigsten Verhältnissen und Einflüssen, indem von hundert und aber hundert Samen oder Jungen doch wenigstens Eins erhalten bleiben und das absterbende elterliche Individuum ersetzen wird, als für einen baldigen und vollständigen Ersatz, wo es darauf ankommt, unter förderlichen Bedingungen eine eingerissene Lücke wieder auszufüllen, oder die weitere Ausbreitung eines Thieres, einer Pflanze in's Werk zu setzen. Zeigt sich doch selbst bei'm Menschengeschlecht nach großen Zerstörungen durch blutige Kriege oder verheerende Seuchen, wie den dreißigjährigen Krieg und den Schwarzen Tod, eine Fruchtbarkeit und rasche Zunahme, welche den Ausfall in unglaublich kurzer Zeit wieder ersetzt. In solchen Zeiten und Verhältnissen läßt dann das Leben eigentlich die Zügel schießen, es thut keine Mißgriffe; auf Allem, was ihm zugehört, liegt der Segen des Gedeihens; es scheint kein Hinderniß in seinem Wege zu liegen, kein Feind ihm zu schaden, die Fruchtbarkeit verwirklicht sich in ihrer wunderbarsten Fülle.

Solchen Erscheinungen gegenüber muß denn allerdings die Besorgniß für Forterhaltung der Geschöpfe inmitten der sie umringenden Gefahren bedeutend geschwächt werden, und wohl eher möchte ein Bedenken sich regen, ob die Erde denn auch groß, die Luft geräumig und das Wasser reichlich genug sei, um den Reichthum und Ueberfluß von Leben nicht allein zu bergen, sondern auch zu ernähren! Der Kosmos, die Wohlordnung, scheint da von einer ganz andern Seite in Gefahr zu kommen als von der des Erlöschens und Ausgerottetwerdens. Indeß es ist nicht allein bei den Bäumen dagegen gesorgt, daß sie in den Himmel wachsen. Will man das Mittel, wodurch das stete Gleichgewicht unten wiederhergestellt wird, mit einem Worte bezeichnen, so mag man es nun wohl Kampf im allgemeinen und weitesten Sinne nennen. Nur darf nicht ausschließlich dabei das Hemmende, Beschränkende in's Auge gefaßt werden, sondern ebensowohl auch nach andrer Seite das Begünstigende, Förderndе, welches die Wechselbeziehung des Lebenden unter sich im Gefolge hat. So läßt sich in der Behauptung eines jeden einzelnen Lebens, gegenüber den äußern Einflüssen, ein Kampf wahrnehmen in den klimatischen Einwirkungen, den Ernährungsverhältnissen, von persönlichen Feinden abgesehen, und wer will verkennen, daß grade dadurch das Leben zu seiner reichsten und völligsten Entfaltung angeregt wird und darin sich stählt und vervollkommnet?

Ein Glied in der unabsehbaren Kette der organischen Geschöpfe wird durch das andre in dem Zusammenhange befestigt und oft durch Glieder, die in keiner unmittelbaren Beziehung zu ihm stehen. Haben wir doch schon an anderm Orte (Die „Eiche". Maje 1861) gesehen, wie der einzige Eichbaum einer kleinen Welt der verschiedenartigsten Organismen zur sichern und theils ausschließlichen Grundlage ihres Daseins dient. Das Bestehen der Thierwelt überhaupt ist ja an die Pflanzenwelt so gebunden, daß sie ohne dieselbe gar nicht bestehen könnte, indem sie ihr die Mittel zur Nahrung und zur Athmung giebt, des Schutzes, den das einzelne Thier hier im Waldesdickicht, dort im Verstecke des Gestrüppes, des Grases, Krautes findet, gar nicht zu gedenken. Selbst der Schlamm des Sumpfes und der Tang des Meeres bieten unzähligen Formen des thierischen Daseins Ernährung und Sicherheit. Wo nur die flüchtigste Spur des organischen Lebens sich ansetzt, auf dem nackten Felse, der Düne, in der schauerlichen Einsamkeit des ewigen Schnee's, gleich dringen da andere Formen nach, schließen sich um dasselbe, bil-

den eine eigene Gruppe, einen kleinen Staat von Pflanzen und Thieren, treulich zusammenstehend, einander ebensowohl fördernd, als in weisem Gleichgewicht, in sicherer Schranke erhaltend, wodurch allein ein Fortbestand möglich ist. (vergl. Maje VI. Das organ. Leben a. s. Grenzen). Denn nicht weniger ist im Allgemeinen, wie im Besonderen das Gedeihen der Pflanzenwelt an die Thierwelt geknüpft. Die Wichtigkeit des thierischen Düngers für das vegetabilische Wachsthum ist bekannt; von nicht geringerem Einfluß ist das Ausathmen kohlensauern Gases aus dem thierischen Körper, wodurch der Pflanze das Einathmen der ihr zuträglichen und nothwendigen kohlensauern Luft ermöglicht wird, wie umgekehrt die Pflanzen es sind, die immer wieder die Kohlensäure der Luft in Sauerstoff verwandeln, den die Thiere für sich alleine längst aufgebraucht hätten und somit ohne die Pflanzen nicht mehr athmen könnten.

Ja viele Gewächse müßten ohne den Mittlerdienst der Thiere, welche ihren Samen weiter tragen, auf einen kleinen Raum beschränkt bleiben, manche sogar geradezu aussterben, indem ihre Fortpflanzung gehindert würde. Gibt es ja Blüthen mit getrennten Geschlechtern und sogar Zwitterblüthen, die von sich aus nur unvollkommen oder selten Früchte ansetzen würden, wenn nicht die künstliche Bestäubung, wie sie z. B. das Insect, das auf der Pflanze lebt, von einer Blüthe zur andern vermittelt, eine ordentliche Fruchtbildung in's Werk setzte.

Eine Kleestaude, eine Hummel und eine Katze scheinen auf den ersten Blick gewiß in keinem sehr nahen Verhältnisse zu einander zu stehen, und gleichwohl hat die schöpferische Weisheit sie in die wichtigste gegenseitige Beziehung gesetzt. Die Hummeln nämlich sind von allen Bienenarten die einzigen, welche den Nectar des rothen Klee's zu erreichen vermögen. Stäudchen dieser Pflanze, von Hummeln besucht, tragen reichlichen Samen, während solche, von denen man diese Thiere ferne hält, gar keine Früchte zur Entwicklung bringen. Den Hummeln nun stellen die Feldmäuse eifrig nach, suchen ihre Nester und Waben auf und zerstören sie. Indeß die Katze, welche auf die Mäuse Jagd macht und sie im Zaume hält, hindert damit zugleich wieder die völlige Ausrottung der Hummel, wie denn in der Nähe der Dörfer und Weiler Hummelnester am häufigsten sich vorfinden. Das Ergebniß ist, daß die Katzen für die Erhaltung des rothen Klee's von Wichtigkeit sind, indem sie mittelbar die Hummeln in Schutz nehmen.

Aehnlich befruchten die Bienen mehrere sonstige Kleearten. Hundert Stäudchen weißen Klee's z. B. lieferten 2290 Samenkörner, während zwanzig andre, die den Bienen unzugänglich gemacht waren, nicht einen Samen ansetzten. Noch schlimmer wäre, wieder ohne die Hummel, das Stiefmütterchen dran; denn kein andres Insect sonst findet sich auf ihm ein, das den Blumenstaub von der einen Pflanze auf die andre übertragen würde, so daß ohne die Hummel die Viola tricolor nothwendig an Zahl abnehmen und endlich gar verschwinden müßte. Von der Berberitze, Iris, Asclepias, den Gurken und Melonen u. a., namentlich aber auch den von Motten besuchten Orchisarten gilt Aehnliches. Bei der gemeinen Nessel wird der Liebesdienst durch einen kleinen Käfer (catheretes urtica) verrichtet, bei Antirrhinum und bei der Feige durch eine Zellwespe, deren reizender Stich überdieß noch diese Frucht größer und saftiger macht.

Solche gegenseitige Beziehung der organischen Wesen zu einander ist, fern von Willkührlichkeit, an gewisse Bedingungen geknüpft, indem sich dabei immer eine bestimmte Gruppirung beobachten läßt. Hier diese Geschöpfe werden in den Kreis hineingezogen, andre dort daraus verdrängt und dadurch der ursprüngliche Charakter eines Bezirks, einer Gegend, möglicherweise gänzlich verändert. Wo z. B. nur ein kleines Stück Wald niedergeschlagen worden, da wird auf der Lichtung in kurzer Zeit eine Vegetation erstehen, die von der vorherigen eigenthümlich abweicht. Den Schuttplätzen und brachliegenden Aeckern entwachsen Pflanzen, die weder früher zur Stelle waren, noch auch in der Umgebung sich vorfinden, immer Pflanzen, die hier wie dort, unter ähnlichen äußeren Bedingungen regelmäßig wiederkehrend, bei einander gefunden werden und welche auch

stets einen bestimmten, veränderten Charakter des Thierlebens im Gefolge haben.

Der Engländer Darwin erzählt von einer großen unfruchtbaren Haide in Staffordshire, von der einige hundert Aecker, dem übrigen Boden völlig gleich, eingezäumt und mit Kiefern bepflanzt wurden. Fünfundzwanzig Jahre später zeigte sich die Vegetation dieses bepflanzten Theiles merkwürdig verwandelt. Als wäre der Boden hier ein ganz anderer, war nicht blos das Verhältniß der verschiedenen Haidepflanzen unter sich verändert, sondern es blühten darauf, die neuen Gräser nicht zugerechnet, 12 Arten Gewächse, von denen außerhalb der Kieferpflanzung nichts zu finden war. Mit diesen neuen Pflanzen hatten sich auch 6 Species insektenfressender Vögel angesiedelt, von denen in der Haide keiner zu sehen war, die hinwieder von ein paar Arten besucht wurde, welche der neuen Pflanzung abgingen. Die alleinige Anpflanzung des Nadelholzes hatte diese Umgestaltung im Hausbestande der Haidestrecke nach sich gezogen.

Ein ebenso angenehmes als anschauliches Bild des Zusammenwirkens der verschiedenen Organismen zu ihrer gegenseitigen Erhaltung, unter Beobachtung des Gleichgewichtes, bieten die in neuerer Zeit so beliebten und verbreiteten A q u a r i e n. Sie sind nichts anderes als die Nachahmung dessen im Kleinen, was die Natur im Großen angelegt hat. Besehen wir uns einmal eins der Orginale und zwar eins, bei dem die vegetabilische Welt eine nur sehr untergeordnete Rolle spielt.

Das Meer längs den Nordküsten der großen Antillen (Cuba, Jamaica, Haiti, Portorico) wird durch anhaltenden Nordwind Monate lang und ohne Unterbrechung etwa in Klafterhöhe an der Küste aufgestaut. Wo diese nun flach ist, da wird das Land oft tief hinein überschwemmt. Rückt nun mit eintretendem Südwinde das Meer im Frühjahre wieder hinter seine alten Schranken, so bleibt in den Vertiefungen und Felsbecken des Ufers die Fluth zurück und bildet vom Meere abgeschnittene Tümpel, deren Seewasser nur hin und wieder durch eine Sturmfluth oder einen heftigen Wind mit frischem Zuschusse versehen wird. Die Größe solcher Becken kann ebensowohl mehrere Morgen, als auch nur eine Ruthe belangen und nur wenige Fuß oder ein paar Klafter tief gründen; immerhin stellen sie ein Meer im Kleinen vor, das auch das Leben des Meeres wiederspiegelt mit seiner eigenthümlichen Thierwelt. In einem solchen Bassin von der Fläche kaum einer Quadratruthe wurden gegen 50 verschiedene Thierarten gezählt, darunter ein einziger Pflanzenfresser, alle übrigen also mit ihrer Ernährung auf einander selbst angewiesen. Das Ergebniß aber war nun nicht etwa ein gegenseitiges Auffressen und Vertilgen, sondern vielmehr die harmonische Erhaltung des abgeschlossenen Thierstaates. Sehen wir uns denselben etwas genauer an:

Zunächst macht sich ein Schwarm zierlicher, schwarz und gelb gebändeter K o r a l l e n f i s c h c h e n bemerkbar, belauert und verfolgt von einem bunten, braun und gelb marmorirten A a l e, der blitzschnell aus einer Felsspalte des Beckens hervorschießt, seinen Raub erhascht und ebenso schnell wieder zurück in den schönen Versteck schleppt, um dort in ruhigem Behagen ihn zu verzehren. Dieser Aal könnte den schönen Fischchen nun leicht sehr verderblich werden, wenn alle seine Jungen, die bereits Stecknadelgröße erreicht, sich ihm beigesellten. Aber soweit ist es noch nicht; schwimmen sie auch gesund und munter in demselben Wasser herum, dasselbe Korallenfischchen, welches der mütterliche Aal eben verzehrt, hat ihre Zahl vielleicht schon um einige Ziffern vermindert, jedenfalls thun dieß sicher die überlebenden Fische und sorgen so nicht nur weislich für ihre augenblickliche Ernährung, sondern auch zugleich für ihre künftige Sicherheit. Unten aber auf dem felsigen Grunde des Wasserbeckens sind 2, 4, 6 K o r a l l e n s t ö c k e, vielleicht von verschiedenen Arten, festgesiedelt. Diese Korallenfischchen nähren sich ebenfalls von den Polypen, welche diese Korallen bewohnen, indeß ebenso wenig ungerächt als der ihnen überlegene Aal. Vielmehr werden auch hier die Sünden der Eltern an den Kindern gestraft. Denn wenn die junge Fischbrut (des Aales gleichfalls) in dichtem, dem blosen Auge nur wie ein Nebel erscheinendem Schwarme durch das Wasser hinstreicht, arglos über die Tausende von Fangarmen wegschwimmt,

welche die freßgierigen Polypen von ihren Korallenästen ausstrecken, so fallen oft ihre Dutzende, wie vom Blitze getroffen, gerade über ihren Feinden nieder und diesen buchstäblich als sichere Beute in die Arme, von den giftigen Schleuderorganen der Polypen zum Tode getroffen. Die haschenden Fangarme aber führen sie nun schnell genug zu den Mäulern, deren der Korallenstock zu Hunderten verfügbar hält. Dadurch ist nun auch gesorgt, daß die Polypen nicht von den Korallenfischchen ausgerottet werden. Auf dem Grunde des natürlichen Aquariums aber bewegen und wälzen sich noch schwerfällig die abentheuerlichen Gestalten eines ziegelrothen Seesternes und eines violetten, kreisrunden Seeigels, ihre langen, röhrenförmigen Füßchen mit den Saugscheiben vorne dran behutsam ausstreckend, jetzt an einem Steine, jetzt an einem Vorsprunge sie anheftend, um den schweren Körper nachzuziehen. So gehen sie auf ihren Raub aus. Freilich stellen sie nicht den flinken Korallenfischchen nach, — da würden sie schwerlich reichliche Bissen erjagen — wohl aber den nicht sehr rührigen Schnecken und Muscheln, die an den Felsen herumkriechen und herumhängen, und die ihrerseits wieder von den Eiern und dem Laiche anderer Bewohner des Wasserbeckens sich zu ernähren wissen und in ihren harten Schalen ihre mehr oder minder genügende Sicherheit finden.

Sollte es bei alledem in der Wasserschale noch sonstwie Abgang geben durch natürlichen Tod, Zufall oder sonstwie, und es giebt solchen, so ist auch hier dafür gesorgt, daß durch Zersetzung und Verwesung die Lebenden nicht belästigt oder gefährdet werden. Denn nicht allein zur Zierde huschen einige schöne, rothgelb gezeichnete Krabben blitzschnell am Rande des Beckens hin, kaum weniger gefräßig als die Polypen, wenn gleich beweglicher und gelenkiger als sie, und schlau noch obendrein. Ihnen ist die Reinhaltung des gemeinsamen Elementes, des Wassers, übertragen, und mit der größten Gewissenhaftigkeit verzehren sie auch sofort alles Todte.

Die genannten Thiere bilden übrigens nur den einen, und zwar an Zahl kleineren Theil der Bevölkerung unseres Aquariums. Es gibt noch einen andern, weder weniger wunderbaren, noch in seinem Bestreben, das Gleichgewicht zu erhalten, lässigeren, ob er gleich dem ersten Blicke des Auges sich entzieht. Wird aber von dem stehenden Wasser ein Uhrglas voll hinausgeschöpft und unter das Vergrößerungsglas gesetzt, so entfaltet sich dem Forschenden ein neues, ungeahntes Naturleben, das jenes erst geschilderte weit hinter sich läßt an Schönheit wie an Gestaltenreichthum. Denn da wimmelt es von Infusorien, Wurzelfüßlern, Zitterthierchen, von Larven der Würmer, Krebse, Polypen u. s. f., die in ewiger Bewegung sich suchen und fliehen, lieben und verfolgen, mehren und verzehren, eine Generation auf die andere.

Dieß Leben in seinem beschränkten und ausnahmsweisen Gebiete hat jedoch auch seine gemessene Zeit. Die Julisonne mit ihren scheitelrechten Strahlen saugt die isolirte Flüssigkeit auf, indem sie ihre Oberfläche bis zu 30 Graden erwärmt, und auf einen Tag ist es mit dem reichen Leben vorbei, das vieltausendfache Getriebe stillgestellt, der Tümpel mit all den Thieren drin vertrocknet. Fischchen und Polypen und Schnecken lassen jetzt einander in Ruhe, und auch der gefräßigsten Krabbe ist der Appetit vergangen zu dem lockendsten Mahle, das in dem wasserleeren Becken liegen mag. Der Tod ist gleichwohl auch jetzt kein unbedingter, das Leben, das ihm verfiel, hat zum größten Theil zuvor noch für die Zukunft durch Hinterlassung von Eiern gesorgt, welche der erste Wasserzufluß der nächsten Sturmfluth aus dem Schlummerleben zu neuem, fortgesetztem Dasein und vollkommner Entwicklung wach rufen wird. Der Tyrann des Tümpels, der Aal und mit ihm die klugen Krebse, sind aber noch rechtzeitig dem hereinbrechenden Verderben entflohen und haben sich gewandt eine andere Unterkunft gesucht, während der menschliche Fuß schon trocken da einherschreitet, wo noch vor einem Monate tausende von Meerthieren ein fröhliches und bewegtes Leben geführt, und wo im nächsten Frühjahre dasselbe bunte Gewimmel sich wieder regen wird. (Vergl. Weinland Zoolog. Garten 1861).

So steht das Leben überall unter sich

in einem Schutz- wie in einem Trutzbündnisse zur Erhaltung des gegenseitigen Daseins wie der beschränkenden Ordnung und des allgemeinen Gleichgewichts, wobei der Abfall von dem ungeheuren Vorrathe an Lebensfülle als Nahrung für das zu Kraft bestehende Leben verwendet wird. Denn nicht einzig die Thierwelt wird von der Pflanzenwelt erhalten; von den Thieren selbst ist der eine Theil für seinen Unterhalt, seine Ernährung, bestimmt auf den andern angewiesen, und zwar durch alle Classen, vom Löwen bis zum kleinsten Polypen und Infussionsthierchen hinunter. Da ist denn der Kampf, der geführt wird, und in dem die kräftigeren, tüchtigeren Individuen am ehesten erhalten bleiben, die schwächeren, unvollkommenen am ehesten erliegen, nichts als der Regulator, mit welchem die ewige Weisheit ihr Ziel, die Ordnung und Fortdauer der lebendigen Schöpfung, erreicht. Mit einem Worte: der Kampf im Einzelnen ist die Bedingung der Harmonie und des Friedens im Ganzen.

(Fortsetzung folgt).

Die Beschäftigung der Frauen sonst und jetzt.

Von Prof. Dr. Aug. Vogel jun.

Der Aufschwung der Industrie, der so Vieles in der Welt geändert hat, ist auch auf die Beschäftigung der Frauen nicht ohne Einfluß geblieben. Wenn unsere ehrwürdigen Großmütter noch Bier und Essig gebraut, Seife und Lichter fabrizirt und nach dem Beispiele der Frau Penelope, erbaulichen Andenkens, alle Kleiderstoffe des Hauses selbst gewoben haben, so erscheint heutzutage die häusliche Thätigkeit der Frauen so ziemlich auf das Kochen und Waschen beschränkt, indem auch das Fleischeinsalzen und Wursträuchern nachgerade aus der Mode gekommen ist. Sogar den beliebten großen Wäschtagen — Schreckenstage für alle Männer — droht eine kleine Aenderung. Hat man doch in allen größeren Städten bereits begonnen oder geht wenigstens damit um, großartige allgemeine Waschanstalten zu errichten, wo die Wäsche mit Dampf gewaschen, künstlich getrocknet und durch Maschinen geglättet wird.

Wenn nun endlich noch das Küchendepartement bei den steigenden Preisen der Heizmaterialien nach amerikanischer Manier theilweise den Herden der Frauen zu entschlüpfen droht, was bleibt ihnen alsdann, darf man wohl fragen, noch für Beschäftigung übrig? Es sind in dieser Beziehung neuerer Zeit manche Vorschläge gemacht worden, von welchen wir hier einige hervorheben wollen.

Zunächst finden weibliche Kräfte überall passende Verwendung, wo nur geringe körperliche Stärke, dafür aber Geschicklichkeit und Sauberkeit verlangt wird, wie z. B. bei'm Bleichen und Färben, bei der Stahlfeder und Nähnadelfabrikation, bei'm Illuminiren von Bildern und Karten, bei'm Malen von Porzellan u. s. w. Selbst der Bergbau hat schon vielfach weibliche Kräfte verwendet, natürlich nicht zum Loshauen und Förbern des Gesteins, wohl aber zum Sortiren und Waschen desselben. So werden in England die feinsten Theile des Zinnsteines und der Porcellanerde durch Frauen ausgewaschen, und es soll ein angenehmer Anblick sein, mit welcher Nettigkeit und Sorgfalt Frauen diese Arbeiten verrichten, ja mitten in dem strömenden und schmutzigen Wasser ihre Kleidung reinlich erhalten.

Auch für denjenigen Theil der Frauen, welchen durch ihre Verhältnisse Gelegenheit gegeben worden, sich eine höhere Bildung zu erwerben, fehlt es, abgesehen von der Ueberwachung der Kinder, nicht an passenden Beschäftigungen, die bisher einem Vorurtheile zufolge den Männern allein überlassen blieben.

Die Einführung weiblicher Hände in den Telegraphendienst ist in England und der Schweiz schon zur Thatsache geworden. Es sind in London über 60 Telegraphistinnen bei einer Station beschäftigt, und der

Versicherung nach zum großen Vortheil der Anstalt. Hieran schließt sich das Setzen der Buchstaben in Druckereien, offenbar ähnlich der Telegraphie eine für Frauenhände ganz geeignete Arbeit. Die Leitung der bekannten Victoria-Druckerei ist ganz in weibliche Hand gelegt und soll einen besonders guten und billigen Satz liefern. Ob nicht am Ende gar auch auf Postämtern einzelne Arbeiten, wie z. B. das Verkaufen der Briefmarken, das Sortiren der Briefe u. s. w. ebenso gut durch Frauen als durch junge kräftige Männer besorgt werden könnten, mag vorläufig unentschieden bleiben.

Ein nicht minder passendes Arbeitsfeld für Frauen bietet die Fertigung optischer und physikalischer Apparate, sowie das Buchbinder- und Juweliergeschäft, die Lithographie, Photographie und Holzschneidekunst. Wollen wir endlich nicht unerwähnt lassen, daß in Frankreich schon seit längerer Zeit die Buchführung in kaufmännischen Geschäften fast ausschließlich den Frauen und Töchtern überlassen bleibt, wodurch werthvolle Zeit und theure Commis erspart werden, so ist wohl nicht zu verkennen, daß die Frauen heutzutage, wenn sie sich genöthigt sehen, die üblichen Arbeiten des Hauses an den Nagel zu hängen, gerade nicht verlegen sein dürfen in der Wahl anderer nützlicher Beschäftigungen.

Wenn wir aber so mannichfache Erwerbszweige den Frauen übertragen, so könnte es uns beinahe um unsere eigene fernere Beschäftigung etwas bange werden, um so mehr als bei derartigen weiblichen Uebergriffen den Männern nach und nach das Regiment im Hause zu entgleiten droht. — ? —

Dies und Das.

Ein Beispiel vor allen und über alle, **wie der Geiz die Seele umkrallt**, zeigt ein Mann Namens **Ubert** zu Courſe, im Departement der Dordogne, in Frankreich. Obgleich er sich den Anschein der Armuth äußerlich sehr täuschend zu geben wußte, so hatte doch der feine Tastsinn des Volkes es herausgefunden oder zu finden geglaubt, daß dem nicht so sei, sondern der Mann ein ansehnliches Vermögen habe. Das sollte sich auf eine sehr betrübende Weise bewähren. Der Alte verschwand plötzlich aus seinem Hause. Die Behörde wurde aufmerksam gemacht, und als sie einschritt, war die Hausthüre von Außen abgeschlossen, im Hause Alles in seiner gewöhnlichen Ordnung, wenn man die größte Unreinlichkeit so nennen konnte. Der Alte fehlte. Es fand sich keine Spur, die etwa auf ein Verbrechen hätte schließen lassen. Er mußte das Haus freiwillig verlassen haben; allein Niemand hatte ihn gesehen.

Nach einigen Tagen klärte sich das Verschwinden auf. Man fand seinen Leichnam in der Dordogne, und an seinem Halse hing — ein Sack mit 10,000 Franken in allen erdenklichen alten und neuen Münzsorten! Fürchtete er, es möchte ihm einmal gestohlen werden? Oder gönnte er es keinem Erben? Er blieb seiner Liebe treu bis in den Tod, — aber Gott behüte jede Menschenseele vor solcher Liebe und Treue!

Der Kuhbaum, palo de leche von den Bewohnern der Südamerikanischen Hochgebirge, der Cordillera de los Andes, genannt, mit dem wissenschaftlichen Namen Galactodendron dulce — zu deutsch: der süße Milchbaum, wurde von Alexander von Humboldt dem französischen Naturforscher Boussingault ganz besonders zur Untersuchung empfohlen und verdiente das in hohem Grade, denn es ist dieser Baum ein Wunder der Schöpfung Gottes. Er wächst besonders häufig in der Nähe von Macaray in den Anden. Wenn die Bewohner jener Gegenden von Durst gequält werden, treten sie an diesen Baum heran, ritzen die Rinde, und alsbald fließt reichlich ein Saft heraus, der nicht nur das Ansehen unsrer Kuhmilch, sondern auch ihren Geschmack und ihre erquickende und nährende Kraft hat. Die Milch des Kuhbaums ist vollkommen gesund. Boussingault folgte der Mahnung Humboldts und untersuchte diesen Milchsaft genau. Er fand nur zwei Unterschiede von der Kuhmilch, nämlich daß die Milch des Kuhbaums etwas Pflanzenschleim enthält, welchen die Kuhmilch nicht hat, und daß, während diese gerinnt, wenn irgend eine Säure ihr beigemischt wird, die Milch des Kuhbaumes bei solcher Beimischung nicht gerinnt. Boussingault genoß diese Milch häufig und immer mit Wohlgeschmack. Nie empfand er irgend welches Uebelbefinden darauf. Der Baum gehört in dieselbe Pflanzenfamilie, in welche der Feigenbaum eingereihet ist, der bekanntlich auch einen Milchsaft hat, dem man aber schädliche Eigenschaften — ob mit Recht oder Unrecht — zuschreibt. Gewiß ist, daß in den Gebirgen des südlichen Amerika's noch andre Baumarten sich finden, die Milchsaft haben, unter denen aber auch welche sind, deren Milchsaft giftig ist. Wie wunderbar sind doch die Werke des Herrn!

Der Christbaum mit seinen Lichterchen, diese selige Lust und Freude **deutschen** Gemüthslebens, ist auch nach England verpflanzt; aber wie

hat das gemüthlose Volk der Industrie ihn behandelt? Statt der frischen grünen Tanne, deren Zweiglein die gläubige Liebe mit Wachskerzlein schmückt, haben die Engländer Christbäume aus Eisenguß gemacht, durch deren hohe Zweige Gas geleitet wird, das an den Enden der Zweige in hundert Flammen ausgeht!!! — Gibt es etwas, das in dem Grade den innerlichen Unterschied Deutschen und Englischen Sinnes, Deutscher und Englischer Art zu bezeichnen vermöchte als diese ächt englische Karrikatur des Deutschen Christbaumes? — John Bull und Gemüth — mit dem Dichter zu reden: Pole sind sie eines Stabs, nie werden Nord und Süd sich gatten! —

Ein Brauch, wie er in der Welt nicht mehr vorkommt, findet sich auf der Insel Symi, welche an der Südwestküste Kleinasiens, nicht ferne von Rhodus liegt. Ehe jedoch der seltsame Brauch erzählt wird, muß bemerkt werden, daß die Bewohner von Symi die geschicktesten Taucher des Mittelmeers sind und sich vom Auffischen von Waschschwämmen nähren, welche tief im Meere an den Felsen wachsen und dort von Tauchern heraufgeholt werden.

Hat ein Vater aus Symi eine Tochter, welche er gerne verheirathen möchte, so macht er bekannt, daß der geschickteste und ausdauerndste Taucher sie zum Weibe erhalten werde; zugleich bezeichnet er eine Stelle am Meeresufer, wo die Probe stattfinden solle. Dort versammeln sich die jungen Bursche, welche die Schöne zur Gattin wünschen, und tauchen auf ein vom Vater gegebenes Zeichen hinab in die grauenvolle Meerestiefe. Wer am tiefsten hinabtaucht und am längsten unter Wasser bleiben kann, führt die Braut heim. So erzählen van Egmont, Heyman und Clarke. Wer wird nicht hierbei an unsres Dichters Schiller Ballade: der Taucher erinnert? —

In Kamschatka treiben die Leute ein gar gefährliches Handwerk mit dem Ausheben der Mövenester oder vielmehr der Eier dieser Vögel und dem Fange der Brutvögel selbst. Sie bauen ihre Nester in den Vertiefungen und Höhlen der steilen, sehr hohen, jähe zum Meere abfallenden Felswände, die nur von oben her zugänglich sind. Da steigen die Einwohner denn hinab, ohne daß ein Strick an ihrem Leib ihnen einige Sicherheit gegen das Herabstürzen in's Meer böte. In der Festigkeit und Sicherheit ihres Trittes und in dem Abgehen alles Schwindels liegt allein die Sicherheit. Es grauset Einem, wenn man daran denkt! Der Hände kann sich solch ein kecker Waghals kaum bedienen, da er in der einen den Korb trägt, der die Eier aufnimmt, und in der andern einen langen Stock mit einem Hacken, womit er die Nester und oft auch die Brutvögel aus den Höhlungen herauszieht. Wird ein Vogel gefangen, so wird ihm schnell das Genick gebrochen und er am Gürtel befestigt, und dann die Eier in den Korb gesammelt. Ist das Glück dem Waghalz günstig, so kann er an Einem Tage 70 bis 80 Möven fangen und über hundert Eier sammeln. Wie doch der Mensch sein Brod verschieden verdient! Das ist aber gewiß ein „saures Stück Brod!“ Wie Mancher mag in's Meer stürzen! Rettung ist da keine möglich!

Der älteste politische Wahlzettel und seine Anwendung oder besser: die Bekanntmachung desselben verdient solchen Leuten bekannt zu werden, die heutzutage so oft zu wählen haben und gerne wissen lassen möchten, welchen Jungenhelden und Volksfreund sie gewählt, damit er, der doch eigentlich sein eigener, bester — nämlich: Freund — ist, auch erfahre, wer ihm die Stimme gegeben. Das ist auch etwas werth, weil eine Hand gelegentlich die andere wascht — oder auch nicht. Item: an einer Säule in Pompeji fand man die Inschrift: „Pansam aed. Paratus rog“. das heißt ergänzt: „Pansam aedilem Paratus rogat“ oder in ehrlichem Deutsch: „Den Pansa (ein Name) verlangt Paratus (ein Name, und zwar der des Urwählers) zum Aedilen (ein öffentliches Amt.).“ Das heiß' ich politische Offenherzigkeit! So oft nun der Herr Pansa hier vorüberging — und vielleicht war der Herr Paratus der Besitzer des Hauses (anstatt des Monsieur Pansa, wie man bisher irrig meinte), — sah er und wurde erinnert, daß der Herr Paratus ihm seine Stimme gegeben. Gar nicht übel! Der konnte, wenn der Herr Paratus gelegentlich einen Gegendienst von ihm verlangte oder erwartete, nicht sagen: das wußte ich nicht! Der Herr Paratus hätte ihm dann ganz einfach die Antwort geben können: was? nicht wissen? Hab' ich's nicht an meiner Säule stehen? Faule Fische, Herr! Wenn's das nächste Mal an's Wählen geht, so weiß' ich, was ich thue!

Merk's, Urwähler! — die Alten vor 2000 Jahren waren doch auch gescheidt! Man meint, die in Pompeji hätten auch eine Constitution und Kammern gehabt!

Welcher von Beiden verstand's am besten? Ein Lieutenant, der den Krimkrieg mitgemacht und dann längere Zeit im Innern Rußlands sich aufgehalten, war im Lügen ein ächter Geistesverwandter des bekannten Herrn von Münchhausen. Er erzählte verwunderliche, ungeheuerliche Geschichten, bei denen aber das Wunderbarste gewesen wäre, wenn sie — Jemand für wahr gehalten hätte.

Eines Tags saß er nach Tisch bei einer Cigarre wieder gemüthlich am Wirthstische, an dem noch viele Andre saßen, und erzählte unter Anderm, daß im Kreml zu Moskau eine Kanone liege, deren Rohr so weit sei, daß eines Tages, als es furchtbar geregnet, und er mit einem Omnibus dahergekommen, der Kutscher im rasendsten Galoppe in die Mündung der Kanone hineingefahren sei, um sich selbst, seine Pferde und seinen Wagen nebst den Insassen desselben vor dem unermeßlichen Strömen des Regens zu schützen.

Ein Herr lächelte, als er sich vorwärts beugte, um aus seiner Tasse einen Schluck Kaffe zu schlürfen. Der Lieutenant sah es und rief: Wie mein Herr, Sie zweifeln an der Wahrheit der Thatsache, welche ich eben erzählt? —

Fällt mir im Traume nicht ein, lachte der Fremde, und zwar um so weniger, als ich dabei war. Sie, Herr Lieutenant, konnten das natürlich in Ihrem vollen Omnibus nicht sehen. Ich

war nämlich kurz vor Ihnen in die Kanone aus demselben Grunde hineingefahren und sah Ihr brausendes Viergespann daherrasen und fürchtete mit Grund in der Dunkelheit des Kanonenlaufes einen unheilbringenden Zusammenstoß mit meinem Cabriolet. Rasch rechts in's Zündloch! rief ich dem Kutscher zu, der gewandt, wie bekanntlich alle russischen Kutscher sind, umbog und rechtzeitig im Zündloch der Kanone eine sichere Stätte fand. Als der Regen aufgehört, fuhren wir prächtig heraus. Ich möchte nur wissen, wie Ihr Omnibus herauskam?

Ganz genau auf Ihrem Wege, erwiederte der Lieutenant. Das Gepäcke, das oben darauf lag, streifte zwar ein wenig an, aber es ging vortrefflich! —

Der Neger ist eitel, das ist bekannt, aber auf eine Weise, die uns lachen macht. Der Adel ist eine besondere Liebhaberei in dem Kaiserreiche Faustins I., Kaisers von Haiti, und nicht ohne großen Vortheil für die kaiserliche Kasse (just wie vor 100 Jahren bei uns!). Wer Geld hat, kauft ihn, und je nach Rang steigt der Preis. Wie es aber um diesen Negeradel steht, mögen folgende Thatsachen beweisen. Hier bettelt ein Ritter der Ehrenlegion, ein Orden des Kaisers, um Schweinefleisch von den Schiffsherrn der einlaufenden Schiffe, während seine Frau den lieben Nachbarinnen Seife und Lichter verkauft; dort kauft, mit dem Korbe am Arme, eine Herzogin Orangen und Bananen für den Mittagstisch, während der Herzog Gemahl Aufwärter in einem Grog- oder Schnappsladen ist. Prinzen erhalten ihren geringen Unterhalt vom Nähen und Flicken mit der Nadel, und Gräfinnen sind — Waschfrauen. Ein General bettelte bei'm Einlaufen des Schiffes unsres Gewährsmannes in den Hafen um — Rindfleisch, ein andrer General um Rum. Die Einfuhr abgetragener Kleider aus England und Nordamerika ist bedeutend. Besondern Absatz finden aber abgetragene Bedienten-Röcke von zweierlei Tuch und großen, glänzenden Knöpfen. Darin erscheinen und stolzieren Herzöge, Grafen, Barone und Ritter bei Hofe. Pforzheimer Tomback-Schmuck ist sehr beliebt, besonders wenn buntes Glas darin gefaßt ist. Pferde sind selten und theuer; daher rollt die alte, gebrechliche Karosse eines Fürsten oder Herzogs durch die Straßen, von 8—10 Negern an Seilen gezogen, welche über ihrem schwarzen, nackten Leibe pappendeckelne Harnische, mit Goldpapier überzogen, tragen. Der Kaiser Faustin I. trug bei seiner Krönung eine Krone von Pappendeckel, mit Goldpapier überzogen und mit bunten Glasperlen und sogenannten böhmischen falschen Steinen benäht! Was hier gesagt ist, ist eine volle Wahrheit.

Statt unseres Papiers bedienten sich die Alten der Tafeln von Stein, Holz, Blei, der Thierhäute, des Pergaments, der Leinwand und endlich der Ablösungen der Häutchen von Pflanzen, der Papyruspflanze, von der auch der Name Papier stammt. Die Bereitung des Papiers aus Baumwolle, Seide, aus Lumpen verdanken wir wahrscheinlich den Chinesen. Im eilften Jahrhundert brachten die Sarazenen die Kunst nach Europa. Die Franzosen und Holländer (von denen auch die Maschine zum Zermalmen von Lumpen stammt und noch heute „der Holländer" heißt) machten das schönste Papier. Die erste Papierfabrik wurde in England unter der Königin Elisabeth errichtet. Die vertriebenen protestantischen Flüchtlinge aus Frankreich verbesserten ungemein ihre Einrichtung um 1685. Im Jahre 1721 fabricirten die Engländer 300,000 Ries Papier; 1783 warf diese Thätigkeit 780,000, im Jahre 1840 aber 1,500,000 Pfund Sterling ab. Gegenwärtig zählt England 700, Schottland 70—80, Irland aber nur wenige Papierfabriken. Im Jahr 1810 betrug der Werth der Papierfabrikation in den vereinigten Staaten von Amerika: 1,939,285 Dollars, im Jahre 1840 stieg diese Summe auf 6,153,092 Dollars, in 426 Fabriken. Frankreich allein bringt jährlich für 43,000,000 Francs Papier hervor. Wo kommen noch alle die Lumpen her? Es gibt ihrer zwar — bei dem Schwindel unsrer Tage — alle Tage mehr —, aber sie eignen sich nicht zur Papierbereitung.

Der Insel Perim gegenüber liegt, wie man zu sagen pflegt, das Paradies der Kaffetrinker, die Stadt Mokka. Der äußerst bedeutende Handel dieser Stadt beschränkt sich nur auf Kaffe. Obgleich die Ausfuhr an Kaffe hier eine ungeheure ist, so kommt sie dennoch dem Verbrauche an Ort und Stelle kaum gleich. Allein wenn die Feinschmecker des Kaffe's meinen, daß aller Kaffe, der unter dem Namen Mokka in die Welt geht, auch wirklich ächter, duftiger Mokka sei, so sind sie, wie der Berliner sagt, schief gewickelt; denn der in aller Welt getrunkene Mokkakaffe ist das Erzeugniß von Abyssinien und der Arabien gegenüber liegenden Küsten Afrika's. Dieser sogenannte Mokka hat die Bohnengröße und Farbe wie der ächte Mokka. Die Einbildung thut auch da das Ihrige, wie bei den Havannah-Cigarren.

Einer der großartigsten Wasserfälle der Erde ist der von Rinkanfos in Tellemarken in Norwegen. Der Maanelv, aus dem Mjös Vand kommend, stürzt sich hier durch eine Felsenspalte senkrecht sechshundertundsiebzig Fuß in ein Felsenbecken herab. Die Wassermenge bildet nicht einen breiten, sondern einen hohen Fall, dessen Anblick unstreitig an Großartigkeit gewinnen würde, wenn man das Thal hinabsteigen und so von unten den großartigen Wasserfall betrachten könnte. Die Felsenmassen bilden einen Kessel, in den ein langer, glänzend weißer Wasserstreifen rauschend, kochend, zischend in großer Hast zu der finstern Tiefe hinabdonnert, zu Staub zerschmettert und in Dampfwolken wieder emporwirbelt. Wenn dann die Sonne die Millionen Wassertropfen, welche die Luft erfüllen, beleuchtet, und Myriaden sprühender Funken Alles in schnellwechselnden Regenbogenfarben umglänzen, und ein silberstrahlendes Meer in dem engen, finstern, schwarzen Felsenriffe, wo die weißen, schäumenden Wogen über die Felsen hinwegtanzen, aufschäumt, dann fühlt man die Allmacht des Herrn mächtiger und lebendiger, dann je! So ein Augenzeuge.

Ein verhängnißvoller Carneval.

Erstes Capitel.

Ein Fremder, der um die Fastnachtszeit das alte Cöln betritt, wird sich in eine eigene Welt versetzt fühlen. Im aufgeklärten, nüchternen 19. Jahrhundert, wo Phantasie und Schwärmerei fast ganz aus dem ruhigen deutschen Volke verschwunden zu sein scheinen, tritt er dort plötzlich in ein Leben, das ihm sonst nur aus dem Süden, aus den malerischen Städten Italiens bekannt ist. Das ganze Ansehen der Stadt erscheint verwandelt, die mittelalterlichen Gebäude, die so lange schon in alten Erinnerungen schliefen und träumten, glauben zu erwachen und die Gestalten ihrer Jugend vorüberwandeln zu sehen. Die verschiedensten Zeitalter steigen aus ihren Gräbern, die schöne Ritterzeit und die pedantische Zopf- und Rokocko-Zeit, und dazwischen wandelt die Gegenwart in Crinoline und Frack und blickt aus den Fenstern ihrer leichten Gebäude auf die edlen und lächerlichen Bilder der Vergangenheit. — Der sonst so ruhige und pedantische Bürger hat einen andern Menschen angezogen; mit der Maske geht der tolle Maskengeist in ihn über, — er muß mittollen. 'S ist ja nur einmal Fastnacht im Jahr, da können Arbeit und Sorge schlafen, und Jeder darf sich freuen; — die Maskenfreiheit macht Vornehm und Gering zu Brüdern.

Meine Geschichte, die mit einem Carneval beginnt und in einem Carneval endlich Lösung und Schluß findet, spielt indeß noch vor der Crinolinenzeit, vor etwa 20 Jahren.

Am Faschingsabend, wo nach altem Brauch der Teufel mit seiner ganzen Hölle die Stadt durchzieht, und ein ungeheurer Pechfackelzug sein Gefolge bildet, befand sich unter der wogenden Volksmasse auch ein Fremder, der es bequem gefunden, unerkannt die ihm aus böser Zeit bekannte Stadt wieder zu betreten. Eine leichte schwarze Dominomaske verhüllte sein Gesicht, und ein paar stechende schwarze Augen blitzten daraus hervor, während ein langer altmodischer Mantel die Gestalt verhüllte. Schon seit einer Stunde durchwogte das Volk die Straßen in Erwartung des Zuges. Es war schon lange dunkel geworden, doch alle Fenster waren hell erleuchtet, und die Straßenlaternen wetteiferten mit dem Licht, das aus den großen Ladenfenstern strömte, um die phantastischen Gestalten zu erleuchten, die vorüberschlüpften.

Alles drängte nach dem Altenmarkte; auch die schwarze Maske ließ sich mit dem Strome treiben und postirte sich dann fest auf einem höheren Trottoir, von wo sie den Platz ein wenig übersehen konnte. Da hörte sie nah' bei sich einen leisen Angstruf; eine zierliche Mädchengestalt flüchtete sich in seine Nähe, als suche sie dort Schutz vor einigen gemeinen Masken in sackleinenem Anzuge mit schwarz und bunt gemalten Gesichtern, die mit rohem Gelächter das Mädchen verfolgten. Aergerlich über die Ruhestörung an diesem stilleren Plätzchen wies er die Menschen derb zurecht und forderte dann das Mädchen auf, sich zu ihm zu halten. Als er das gesagt, dankte ihm dieses mit einer so lieben, weichen Stimme, daß er erst jetzt aufmerksamer in ihr Gesicht sah, das ängstlich zu ihm aufschaute. Aber wie ward ihm da, daß er zusammenzuckte und leise murmelte: „Himmel, welche Aehnlichkeit, ist es ihr Gespenst oder sie selber?" Diese leis gesprochenen Worte verstand indeß Niemand in dem brausenden Geräusch umher. Das überaus feine, liebliche Gesicht des Mädchens schien gar nicht in die ärmliche Bürgerkleidung zu passen, auch die Sprache war nicht platt, sowie das schüchterne Wesen auch sonst nichts Gewöhnliches an sich hatte. Der Fremde wandte sich rasch an das Mädchen: „Sag' Kind, wie wagst Du Dich aber auch so allein auf die Straßen am heutigen Abend? Ein anständiges Mädchen bleibt da lieber zu Haus oder läuft wenigstens nicht so allein umher!" Er wollte sie näher an sich ziehen, aber da wich sie scheu zurück, — verletzter Stolz blickte aus ihrem Auge, dann sagte sie rasch: „Ich treibe mich nicht herum, Herr, ich war für meine kranke Mutter aus und mußte hier

vorbei, da ist mir der Lärm schon entgegengekommen. Unterdrücktes Weinen durchzitterte ihre Stimme, und Thränen füllten bereits die großen Augen, als sie angstvoll rief: „Seht, da kommt der Zug schon!"

Und in der That erschien an den Häusern schon der blutrothe Schein der Pechfackeln, eine wilde Musik zog rauschend heran, Alles drängte dem Zuge entgegen. „Geh' jetzt nicht, Kind", sprach der Fremde weich, „es ging' Dir schlecht, kämst Du in's Gedränge; bleib' hier, dann bring' ich Dich auf Deinen Weg; Du bist sicher bei mir!" — Das Mädchen mochte einsehen, daß er Recht hatte, denn sie drängte sich scheu in eine Mauernische. Aber sieh'! gegen die Erwartungen der Beiden nahm der Zug die Richtung auf sie zu.

Wem der Cölner Carneval nicht bekannt war, dem wurde es unheimlich zu Muthe bei diesem Zuge. Die Musikanten, selbst maskirt, mit fratzenhaften Gesichtern, verkommene, irrende Ritter zu Pferde, gespenstige Weibergestalten dazwischen, Hanswurste mit den Schellenkappen voran, dann die Pechfackelträger, ganz, theilweise oder gar nicht maskirt und nur mit dem Narrenzeichen (der Schellenkappe) im langen, unabsehbaren Zuge, wild die Melodie des Marsches mitsingend, während die Pechfackeln ein grelles Licht über ihre Gestalten warfen und einen wallenden Dunstkreis über sie zogen. Dann kam der Höllenwagen, gefolgt von vielen, mit Teufeln besetzten Wagen. Aber der Höllenwagen war die interessanteste Gruppe. Umgeben von fürchterlichen Teufelsgestalten in allen Farben, im enganschließenden Anzug, mit Hörnern vor dem Kopfe, saß Belzebub, der Oberste der Teufel, ihm gegenüber seine Großmutter, die scheußlichste Altweibermaske.

In der Mitte des Kreises brannte das helle Höllenfeuer, oft sprühend in den schönsten weißen Feuerrädern, die einen magischen Lichtschein über die ganze Gegend warfen. Und die Teufel schürten mit langen Hacken das Feuer, machten die tollsten Sprünge davor und tranken sich zu, während ein sentimentaler die Guitarre spielte. Des Teufels Großmutter aber schnupfte unaufhörlich aus einer riesigen Dose, deren Deckel sie jedesmal laut klappend zuschlug, und riß bald dem Einen, bald dem Andern die Flasche aus der Hand, um sie selbst vor den Kopf zu setzen. Mitten auf dem Platze angekommen, ließen sie aus der Höllenküche die Feuerschlangen los, die als zischende Raketen in die Luft stiegen. Immer rascher, voller stiegen sie aus dem Höllenwagen und bedeckten den dunklen Nachthimmel wie mit einem zuckenden Feuernetz, aus dem Millionen Sterne herabsprühten. Dann folgte der Umzug und näherte sich bald dem Manne und seinem Schützling auf dem Trottoir. Und als der blendende Lichtschein des ersten Höllenwagens Alles rings umher erhellte, da war auch die Gestalt des Mädchens hell umstrahlt; wenn auch noch so viele Gesichter sie umgaben, so mußte doch das ihrige überall auffallen.

Daran dachte sie aber nicht, — harmlos wie ein Kind sah sie nach den phantastischen Erscheinungen und hatte ihre Freude daran. Aber der Oberste der Teufel hatte sie schon bemerkt, rief einen seiner Getreuen zu sich und sagte leise: „Donnerwetter, Jupp, hast Du dat Kind gesehen"? Er hatte sich mit seiner Frage an den Rechten gewandt, und stolz erwiederte Jupp, der jedes hübsche Bürgermädchen kannte: „Ich kenn' sie, es is mein Nachbarskind, das Grethchen Worringer aus der Rheingaß". „Will's mir merken", sagte der Teufel, „ein schöner Gesicht hab' ich lang' nicht geseh'n, — die muß Hillgemädchen werden. Denk' mit dran, Jupp"! — Er nahm eine der langen Holzscheeren, womit sie die Zettel hoch in die Häuser reichen, steckte etwas hinein und streckte die Scheere nach dem erschreckenden Mädchen aus. — Da hatte sie ein großes Herz in der Hand, auf dem ein zärtlicher Vers stand, und drunter stand mit Bleistift geschrieben: „Ich seh' Dich wieder."

Grethchen wußte nicht, ob sie sich darüber freuen oder sich fürchten solle; das Letztere war ihr doch näher, es war ihr unheimlich zu Muthe. Der Fremde aber hatte ihr aufmerksam zugesehen, und als sich der Wagen wieder in Bewegung setzte, und der ganze tolle Lärm und die Fackeln vorübergezogen waren, da faßte er sie bei'm Arme und zog sie mit den Worten voran: „Nun mach' rasch, daß ich Dich auf dem

Heimweg seh', sonst bring' ich Dich nicht heil nach Haus, und der Teufel holt Dich noch leibhaftig"! — Schweigend gingen dann die Beiden durch die belebtesten Straßen und dann wieder durch lange, enge Gäßchen, in denen es stille war. Da fing der Fremde an, zu forschen, und frug nach ihrem Namen. Als sie ihn nannte, wiederholte er denselben mit dem Ausdrucke des Erstaunens, ja seine Stimme schien Grethchen beben zu machen.

„Lebt Dein Vater noch, Mädchen"? — „Nein, der ist schon lange todt, ich war erst 4 Jahr alt, da starb er, die Mutter sagt, vor Kummer. Und da wurden wir so arm, verkauften Alles und zogen fort aus der Stadt nach Königswinter, wo die Mutter einen kleinen Laden anlegte. Aber sie hatte kein Glück bei'm Geschäft, — es kam zu wenig Kundschaft; auch hatte sie Heimweh nach der Stadt, in der sie allein glücklich gewesen, und wo der Vater begraben lag. Als einige Jahre vergangen waren, und die Leute hier sie vergessen hatten, da zog sie wieder hierher, und seitdem wohnen wir hier in der Rheingasse wie arme Bürgersleute, und Niemand weiß, was wir sonst waren. Die Mutter geht auch fast nie aus, verkehrt mit Niemanden; sie ist eine stille, traurige Frau, die schon lange kränkelt. — „Aber Herr, was faßt Ihr mich so hart bei'm Arm? Ihr zittert ja, seid Ihr krank?" Der Fremde ließ den Arm des Mädchens fahren, den er wie krampfhaft gefaßt hatte, und sagte: „Nichts da, Kind, ich sah nicht in der verfluchten Dunkelheit und wär' beinahe gefallen!" Hätte Grethchen sein Gesicht sehen können, das sich unter der Maske verbarg, sie wäre erschrocken. Es zuckte, die Lippen bebten, und eine heiße Gluth machte ihm die Maske unerträglich. Er riß sie ab, und als da der Mond über die himmelhohen Dächer mit ihren zackigen Giebeln hinabblickte, da beleuchtete er das bleiche Gesicht eines Mannes, dessen Stirn schon von vielen Furchen durchzogen, dessen Haar schon ergraut war, obgleich der Mann sonst noch nicht so alt zu sein schien. Aber ein finstrer Ernst lag in den Zügen und gab ihnen etwas Unheimliches. Den Rest des Weges legten sie Beide ganz schweigsam zurück; — sie näherten sich bereits dem Rheine, dessen Rauschen ihn verrieth. Da standen sie vor einem hohen, schwarzen Hause, dessen oberes Stockwerk noch überhangend war und so eine Art Veranda bildete, die von verwitterten Holzsäulen getragen wurde. Eine steinerne Treppe führte zur Thüre hinauf, und von da sah man in das unergründliche Dunkel des innern Hauses. Nur hier und dort schimmerte, von der Straße gesehen, ein Licht trübselig durch die in Blei gefaßten Scheiben. Das war ein altes Cölner Haus und Grethchens Wohnung. Sie blieb stehen, dankte dem Fremden herzlich für seinen Schutz und reichte ihm die Hand. Der aber sah nach den Fenstern empor. „Welches ist das Fenster Deiner Mutter!" fragte er wie in tiefen Gedanken, und als das Mädchen dasselbe gezeigt, athmete er schwer auf, sah noch lange sinnend hinauf und eilte dann wie in scheuer Hast davon, kaum einen kurzen Abschiedsgruß hervorbringend.

Zweites Capitel.

Alte Liebe und altes Leid.

Folgen wir dem Fremden noch eine Weile, ehe wir in das Innere des Hauses treten. Eine tiefe Unruhe schien den Mann umherzutreiben, daß er die Nähe lustiger Menschen zu meiden suchte. Unschlüssig blieb er wieder stehen und schlug dann den Weg nach dem Thore ein, schritt durch dasselbe und befand sich an dem dunklen Rhein. Dort war es stille, — auf den Schiffen, die am Ufer lagen, glänzte kaum hier und dort ein Licht; ihre Bewohner waren meist an's Land gegangen, um Theil zu nehmen an der allgemeinen Fastnachtsfreude. Nur hier und dort saß eine Wache am Steuer, lauschte auf die Musik und auf das Geräusch in der Stadt oder auf das Murmeln des Wassers. Der Fremde blickte in Gedanken starr in den Strom, den er vor vielen, vielen Jahren so oft als glücklicher Mensch

begrüßt. Aber eine dunkle Zeit lag dazwischen; — eine Zeit erwachender Liebe, innerer Qual und böser Gedanken. Er wanderte auf und ab am Stromufer. Jetzt im ruhigen Mannesalter überdachte er diese Zeit. Was hatte ihn, den von Natur nicht bösen Menschen, in's Unglück getrieben? — das schönste, heiligste Gefühl im Menschenherzen, das, auf falsche Fährte gerathen, zur Alles zerstörenden Leidenschaft wird, ja oft zum Fluche, — die Liebe! Was trieb ihn wieder zurück aus einem andern Welttheil über den Ocean? — Die Reue, die Hoffnung, wieder gut zu machen. Und die Reue ist ein verzehrendes, aber göttliches Feuer, das läuternd zum Ziele führt, wenn diese Hoffnung sie begleitet!

Der Fremde hob seine Blicke vom Strome zum Himmel. Da schimmerten unzählige Sterne herab, und zum ersten Male seit den Kinderjahren drang ihr Glanz in ein dunkles Herz. „Sollte auch für mich dort oben noch Verzeihung zu hoffen sein? Sollte der Friede auch mir wieder zu Theil werden? Dieses arme, gequälte Menschenherz sollte noch einmal ruhig schlagen, bevor es stille steht? — Der, den ich haßte und verdarb, ist todt, und sie, die ich liebte, ist arm und unglücklich! Aber sie hat ein Kind, und wer das hat, hat noch ein Anrecht an das Glück! Ich werde wieder zu vergelten suchen!" Mit diesem Gedanken zog ein Theil des ersehnten Friedens schon ein in seine Brust. — Mit rüstigen Schritten verließ er den Strom und suchte ein Quartier in der Stadt auf. Wir aber kehren zu Grethchen zurück.

Treten wir ein in den dunklen Hausflur, tappen wir die steile Wendeltreppe hinauf und leiten uns vorsichtig, denn es ist ein wundersames altes Haus! Solche Wendeltreppen aus der guten alten Zeit hatten nur an einer Seite ein Geländer, — auf der andern inneren Seite läuft ein schnurgrades Seil von oben bis unten als Stütze herab. — Oben angekommen, dringt uns ein heller Lichtschimmer durch das verhangene Glasfenster einer Thüre entgegen; wir horchen eine Weile, hören eine frohe, jugendliche Stimme und treten unsichtbar ein, wie es nur der Erzähler darf, der ja selbst hört, was die Menschen denken, eh sie's mit den Lippen aussprechen. — Das Zimmer macht augenblicklich den Eindruck der größten Ordnung und Reinlichkeit, — es ist fast zu warm darin; schneeweiße, dichte Gardinen hängen vor den schmalen Fenstern, das übrige Meublement ist alt, doch von gefälliger Form. Auf dem Sopha sitzt eine blasse Frau mit verhärmten Zügen, doch ist das Gesicht kein gewöhnliches, eher ein bedeutendes zu nennen. Die Augen sind groß und dunkel, in der Jugend mußten sie schön gewesen sein, — die Lippen sind jetzt fast zu schmal und mit einem schmerzlichen Ausdruck zusammengepreßt. Ein weißes, geschmackvolles Häubchen umschließt das feine Oval. Auf dem Tische liegt mancherlei, was man sich in dem offenbar armen Hause nicht heimisch denken kann, weibliche Putzgegenstände, Hauben und feine Stickereien. Aber tadle nicht, lieber Leser, eh' Du Alles weißt! Die arme Wittwe und ihre Tochter leben von solcher Arbeit; die vom Kummer gebeugte Frau macht für eitle Weiber aus dem Bürgerstande Hauben, selten werden Hüte verlangt, oft aber die berühmten Kappusblätter, die sie besonders geschmackvoll zu verfertigen weiß aus selbstgeklöppelten Spitzen. Und bei allem dem hilft die 18jährige hübsche Tochter. — Ist es nicht eine bittre Ironie, wenn man bedenkt, wie und wo grade der Putz der Frauen oft geschaffen wird? Denkt wohl Jemand bei der kostbaren Spitze, die die oft so werthlose Trägerin schmückt, an die bittren Thränen, die in armen, dunklen Häusern auf die Finger der Verfertigerin fielen? — Doch zürnt mir nicht über diese Betrachtung, ihr edleren Frauen, sie kam mir nur, als ich die Frau so fleißig dasitzen sah in der armen Umgebung, sie, die Tochter einer alten, aber verarmten Patrizier-Familie, die die beste Erziehung genossen, deren Gesundheit ein frühes Leid zerstört und darum dem Geist den Muth geraubt, den ihr gebührenden Platz im Leben wieder zu erringen. — Grethchen, deren Züge eine wunderbare Aehnlichkeit mit denen der Mutter verriethen, erzählte eben ihre Abentheuer, und die Mutter erschrack, als sie von den Teufeln, von dem unbekannten Beschützer sprach. — „Jetzt

laß' ich Dich nicht mehr allein gegen Abend ausgehen, Kind, in dem tollen Lärm und unter den unheimlichen Menschen geräthst Du in Gefahr!" Indem sie das sagte, sah sie zufällig in das Mädchens Gesicht, das, von der Lampe hell erleuchtet, schalkhaft lächelnd zu ihr aufsah. Da fiel es der armen Frau erst auf, wie schön ihre Tochter sei; in ihrem von allem Aeußerlichen abgewandten Leben, das nur in die Vergangenheit zurückschaute, war ihr das bisher nicht aufgefallen. Jetzt, als sie aus der Erzählung entnahm, daß sie Aufmerksamkeit erregt haben müsse, war's ihr, als wäre ein Schleier von einer bisher verhüllten Welt aufgezogen, und ihr Blick sah da tausend neue Bilder, die das Mutterherz mehr mit ängstlicher Sorge, als mit eitlem Stolz sich entwickeln sah. Grethchen hingegen nahm wie ein ächtes Cölner Kind alle diese Carnevalserlebnisse harmlos auf; es waren die ersten Abentheuer, die für ein junges Herz einen so wunderbaren Reiz haben.

Doch wir haben die Familie am späten Abend aufgesucht. Ihr Leben ist so einförmig und regelmäßig, daß mit dem Tage auch die äußeren Eindrücke aufhören. Die Erlebnisse des heutigen Abends kennen wir, sie rufen bei Beiden eine stille Welt von Gedanken hervor, die sie schweigsam macht. Und indem sie ihr bescheidenes Lager aufsuchen, sagen auch wir ihnen gute Nacht, um sie am Morgen wieder zu begrüßen!

Drittes Capitel.

Fastnachtssonntag und Montag.

Am andern Morgen, als die vielen Glocken der heiligen Stadt den Sonntag einläuteten, regte sich schon frühe ein noch bunteres Leben als am vergangenen Tage. Bis zum Aschermittwoch ist ja in dem unbändigen Geist der Lust und des Witzes eine beständige Steigerung, bis mit der Uebersättigung auch die Ermüdung eintritt.

Thut einen Blick in die Straßen, — ihr, die ihr Cöln nicht kennt, und ihr, die ihr's kennt, verzeiht mir, wenn ich die ferne Heimath so gern beschreibe. Auch heute hat die halbe Welt ein tolles Gewand angezogen. Selbst die Kinderwelt in den vornehmsten wie in den geringsten Häusern träumt nur von der Rolle, die sie zu spielen gedenkt. Neapolitanische Knaben und Mädchen, kleine geharnischte Ritter, die verschiedensten National-Costüme aller Zeiten, dargestellt durch das kleine Völkchen, während der unbemittelte kleine Schüler sich die Hosen aufstreift, mit Goldpapier statt der Borde beklebt, trotz des rauhen Wetters in Hemdsärmeln geht und ein rundes, mit alten Bändern verziertes Hütchen aufstülpt, um den Schweizer, Tyroler oder einen Gärtner zu spielen. Die Hälfte der Andern verwandelt sich am einfachsten: die Mädchen in Jungen, — die Jungen in Mädchen. — Am Mittag ist Kappen- und Nasenfahrt, — schon rüstet sich Jeder auf den Zug, und aus allen Häusern dringt Mutzenduft. *)

Noch frühe an diesem Morgen klopfte es an die Thüre der Frau Worringer, und herein traten zwei Herren in mittleren Jahren, — ächte Cölner Physiognomien. Der Eine sah besonders gemüthlich aus, begrüßte die Frau sehr artig und suchte gleich mit den Augen nach Grethchen. Neugierig war diese herangetreten und hörte, wie sich die Herren als zwei Mitglieder des Fastnachts-Comite's vorstellten und dann die erschrockene Frau baten, zu erlauben, daß ihr Grethchen in die Zahl der Hillgemädchen aufgenommen werde. Eine, auf die man gerechnet, sei plötzlich erkrankt, und da fehle nun nur noch ein so schönes Gesicht wie das ihres Grethchens, um die Zahl voll zu machen.

Die Wittwe wich erschrocken zurück bei diesem Antrage. „Meine Tochter im Carnevalszuge? Nimmermehr, dazu geb' ich sie nicht her!" — Grethchen schwieg, — in ihrem Herzen kämpfte auch der edle Stolz mit heimlicher Lebenslust; in Gedanken sah sie sich in der niedlichen Maske,

*) Mutzen, ein beliebtes Cölner Fastnachtsgebäcke.

that einen Blick in die Pracht des Gürzenichs und war handelnd betheiligt an dem prächtigen Zuge, dem Stolze des Rheinländers. — Da sprach der dicke, gemüthliche Herr: „Ei was, Frau Worringer, was sprechen Sie denn da, als handelte es sich um etwas Unpassendes? — Dafür bin ich da! Ich werde vorn im Zuge sein und Ordnung halten, dann stell' ich die besten zwei Funken, die Reputirlichsten und Notabelsten von Allen, dem Fräulein Grethchen zunächst zur Wache! — Nicht wahr, Fräulein, Sie verderben mir den Spaß nicht? — Ich habe Sie schon am Samstag Abend bei'm Fackelzug gesehen", setzte er leiser, mit wichtig thuendem Tone hinzu, „ich war der Teufel auf dem großen Höllenwagen, der Ihnen das Herz gab!"

Da blitzte es in Grethchens Auge auf, alles Unheimliche war nun den Erinnerungen jenes Abends genommen, wenn dieser freundliche, Vertrauen erweckende Mann der erste Teufel war. — „Mutter, laß mich," sagte sie rasch, und ihre Blicke sahen dabei so freudig aus, daß die Herren lächelten. War sie doch noch ein halbes Kind, das von der Welt keine bösen Seiten kannte. Die Wittwe stand in Gedanken, es war, als ob ihr, der Ernsten, Freudlosen, eine innere Stimme plötzlich zugeflüstert habe: gib nach, es kann sein Gutes haben! War es mütterlicher Stolz, die in tiefer Abgeschiedenheit lebende Tochter in all ihren Reizen der Welt vorzuführen, der sie einst angehört, die sie in der Jugend froh genossen? den Reichen und Glücklichen einen Schatz zu zeigen, der alle Ansprüche auf Reichthum und Glück heben sollte? Oder war es eine jener wunderbaren Ahnungen, die uns oft überraschen und unsre Stimmung und unsern Widerstand besiegen? — Während sie noch zögerte, sprachen die Beiden noch manches beredende Wort; auch der Andre, der noch nicht gesprochen, bat mit, machte das allerfreundlichste Gesicht und sah Grethchen ganz wie verliebt an. Doch war er schon ältlich und erschien dem Mädchen nicht im Mindesten gefährlich. Endlich erhielten sie die Zustimmung der Frau und verließen dann mit vielen verbindlichen Worten das Haus. Draußen sprachen sie noch lange von dem bildschönen Mädchen, und der Dicke sagte händereibend und schmunzelnd zum Andern: „Ich hab' mein Plänchen, das soll mir Spaß machen; — hab' ich das Mädel als Teufel geseh'n und in's Herz geschlossen, so will ich als Engel wieder von ihr gehen, — will ihr Glück machen! Sie soll auf dem Gürzenich den schönsten Ritter haben, und der Jupp, ihr Nachbarssohn, soll seinen besten Kameraden stellen; die Beiden sollen Funken sein und ihre Wache." —

Aber was soll ich so lange noch bei den Einzelheiten dieses Carnevals verweilen, der so tausendmal beschrieben ist? — Flüchtig wollen wir ihn berühren und nur da, wo es der Verlauf unsrer Geschichte verlangt, dabei verweilen. Also der Sonntag mit seinem Jubel, seinen Aufzügen, Freuden und Leiden verlief wie gewöhnlich; wer Geld übrig zu haben glaubte, ließ es springen. Gar mancher arme Schneider brachte das Beste, was er noch besaß, in's Pfandhaus, um vielleicht als Gott oder fremder Fürst seine höchsten Träume praktisch zu versuchen; manche arme Bürgersfrau, die ein Jahr lang mit ihren Töchtern in der dunklen Kammer gearbeitet und gedarbt, griff das Ersparte an oder trug auch eben Entbehrliches heimlich in dasselbe Pfandhaus, — während kühne Pläne ihren Kopf aufrichteten, sie sich und die Töchter glänzen sah und ein Glück zu erobern suchte, das noch lange nachher ihr Leben durchleuchten solle. — Wie in einem Rausche scheinen all' diese Menschen vergessen zu haben, wie bitter das Erwachen aus solchen Träumen ist. —

Der Glanzpunkt der ganzen Zeit ist der Montag, wo alle Comite's und Gesellschaften sich vereinigen zu dem einen großartigen Hauptzuge. Dieser Tag versetzte heute ganz Cöln scheinbar in's schöne Mittelalter. Kaiser Maximilian sollte seinen Einzug halten in die alte Reichsstadt. Schon früh am Morgen durchsprengten kaiserliche Couriere die Straßen. Zwei Stunden später rückten zwei Herolde im prachtvollen Sammtkostüm, die kaiserlichen Wappen auf der Brust, durch die Thore in die Stadt, dem Kaiser den Empfang zu bereiten. Endlich gegen Mittag langte der Kaiser selbst an. Die berühmten Funken hatten ihn abgeholt am Thore und rückten nun mit Trommelwirbel durch die Straßen. Die

rothen Uniformen, die hohen, spitzen Bärenmützen, die enganschließenden weißen, ledernen Beinkleider in den riesigen Kanonenstiefeln sind dem Rheinländer altgewohnte, liebgewordene Erscheinungen. Das Wappen der Stadt mit den sieben rothen Funken im weißen Felde trägt der Bannerträger voran. Gleich hinter den Funken folgen die Hillgemädchen, (abgeleitet von Heiligenmädchen, die in der alten Zeit das Bild der Madonna in der heil. Zwölfzahl begleiteten.) Hand in Hand gingen sie in dem reizenden Costüm der Bürgertöchter der ehemaligen Hansestadt, die ausgesuchtesten, hübschsten Gesichter. In der Vorderreihe ging unser bekanntes Grethchen; sie sah überaus lieblich, obgleich schüchtern, oft gar ängstlich aus. — Gerade vor ihr ging ihr Nachbar Jupp als Funk, und weh' dem, der dem Mädchen zu nahe gekommen wäre; denn Jupp fühlte sich stolz in seinem Wächteramt. — Dann kamen die kaiserlichen Regimenter, die Musikchöre, alle im Costüm und in der Uniform jener Zeit. Die prächtigste Musik verkündete den Zug schon den entfernten Straßen. Dann folgte ein glänzender Zug von Rittern, alle hoch zu Roß, geharnischt oder im gold- und silberblitzenden Gallakleid, mit den wallenden Reiherfedern auf Helm und Barett, und im Gefolge seiner Edlen und seiner Pagen der Kaiser hoch auf dem selbst mit goldener Rüstung bekleideten Streitroß, im goldenen Harnisch, den goldbrokatnen Mantel um die Schultern, auf dem goldnen Helme die deutsche Kaiserkrone. Darauf folgte die Kaiserin mit ihrem Gefolge.

Waren auch die Züge der starken Frau etwas unweiblich und dem längst verewigten Original nicht sehr ähnlich, so war die Erscheinung doch nicht übel, jedenfalls prächtig. Die hohe Dame hatte sich vielleicht noch am Morgen besonders sorgfältig rasirt. Die ganze Damenbegleitung der Kaiserin im pomphaftesten Aufzuge verrieth überhaupt ein männlich starkes Geschlecht. Auch ihr folgten Ritter, Edle und Pagen zu Pferd. Der ganze Hofstaat, sogar Küche, Pferdestall und Bäckerei, folgten dem hohen Paare, auf riesigen Wagen gezogen. Hinterher marschirten ein paar riesige Siebenmeilenstiefel ganz allein durch die Straßen und fragten durch ihre Aufschrift jeden Begegnenden und Schauenden: „Wo sind unsere Herren?" (Die Beine, die hinein gehörten.) Die Zeit hatte ja ihre Siebenmeilenstiefel abgelegt und war um Jahrhunderte zurückgeschritten. Doch fast hätte ich etwas Wichtiges zu erzählen vergessen. Als sich der Zug auf dem Neumarkte sammelte, und ein ganzer Schwarm lustiger junger Ritter die bereits Angekommenen neugierig musterte, ritt Einer derselben auch an Grethchen vorüber. Plötzlich stutzte er, beugte sich tiefer vom Pferde und sah mit einem Ausdruck von Ueberraschung und Entzücken in das schöne, junge Gesicht. Grethchen erröthete tief, sah aber auch bei einem Blicke, daß der Ritter kein frecher Wildfang sei, daß vielmehr jeder Zug des Gesichts freundlich und gut war. Ja die Augen sahen wirklich recht treuherzig aus. Da ließ sie ihr Tuch fallen, konnte es in dem Gedränge nicht sofort wieder aufheben, und ehe sie sich's versah, war der Ritter vom Pferde gesprungen, hob es auf und reichte es ihr mit einem wahrhaft bewegten Ausdruck, indem er sagte: „Schönes Hillgemädchen, kommst Du auch auf den Gürzenich?" Doch eh' das nun ganz verwirrte Mädchen antworten konnte, hatte sich ihr Wächter Jupp schon umgewandt und antwortete statt ihrer im gröbsten Tone: „Geck, looß dat Kind gon, dat is nicks für Dich!" — Doch der Ritter wurde nicht böse über das Wort. „Sei ruhig, Funk", sagte er lächelnd, „ich thu' ihr nichts", — bestieg gewandt sein Pferd und sprengte weiter, sich noch oft umsehend. Da erscholl auch schon das Signal zum Sammeln des Zuges, den wir eben schon beschrieben haben.

Viertes Capitel.

Auf dem Gürzenich.

Der Abend vereinigte in den prächtigen Hallen des Gürzenichs abermals das ganze frohe Leben der reichen und glücklichen Welt; die Hauptfiguren des Zuges

zogen dort noch einmal am Auge vorüber, — sogar Funken und Hillgemädchen durften durch ihre bedeutende Rolle einen Blick thun in eine Pracht, die ihnen sonst fremd war, — durften den Vorhang heben, der ihr oft so bescheidenes dunkles Dasein von dem scheinbar so beneidenswerthen Leben ihrer Faschingsbrüder schied. Das Wort: „Geck, loos Geck elans!" *) gab heute Allen gleiche Berechtigung. Die hohen Säulen des Saales waren in riesige, überschäumende Champagnerbecher oder prangende Blumenvasen verwandelt, und das Auge verlor sich in ein unabsehbares Gewirr glanzvoller und malerischer Erscheinungen, denn das Ende des Saales war durch täuschende Spiegelwände ganz verdeckt. Und in diesem Glanze entfaltete sich der ganze eigenthümliche Humor, der treffende Witz der Cölner, die in ihrem Carneval auch eine Art Volksjustiz ausüben, indem alle Lächerlichkeiten der vornehmen Welt, alle komischen Erscheinungen der Gegenwart dort in Bild oder Darstellung verspottet werden, während die Vergangenheit in ihrer ganzen Pracht und Ehrwürdigkeit dargestellt wird. Da finden sich unter der Maske Herzen zusammen, die sich sonst nicht nahen dürfen, weil scharfe Augen ihre Mienen und Bewegungen bewachen.

Der schon bei der Schilderung des Zuges erwähnte junge Ritter hatte sofort nur nach dem Mädchen gesucht, das in so hohem Grade sein Interesse geweckt. — Sie stand da wie geblendet, — der Schimmer der unzähligen strahlenden Lichter erschreckte sie fast, aller Glanz um sie her machte auf sie einen verwirrenden Eindruck. Anfangs wie berauscht von den neuen, reichen Eindrücken konnte sich ihr Herz noch nicht sammeln, schüchtern hätte sie sich in eine Ecke drängen und nur sehen und denken mögen für lange Zeit. Aber kaum hatte sie's versucht, sich von ihren Gefährten zu wenden und den Schatten aufzusuchen, da ergriff eine Hand die ihre, und die freundlichen Worte: „Ei guten Abend, Fräulein Grethchen, Sie wollen doch nicht entwischen?" bannten sie wieder. Es war eine stattliche Figur, die da vor ihr stand, — ein alter cölnischer Rathsherr aus der deutschen Kaiserzeit, in reicher Tracht, die Ehrenkette auf der Brust, den Stoßdegen an der Seite; er lüftete eben das mit Straußfedern verzierte Barett und sagte dann in traulichem Tone: „Sehen Sie mich nur nicht so erschrocken an, wir sind alte Bekannte, das sollen Sie sehen." Und damit schob er die Maske seitwärts vom Gesicht und zeigte die ehrlichen, freundlichen Züge des Herrn vom Comite, des Anführers der Teufel, der Grethchen geworben hatte. Und wirklich, das bekannte gute Gesicht übte einen beruhigenden Einfluß auf das verschüchterte Mädchen, sie wurde wieder zutraulich. Der gemüthliche Herr bat sie, einen Gang mit ihm durch den Saal zu machen, und gern sagte sie zu und schmiegte sich wie ein Kind an ihn an. Aber selbst im Vorübergehen wurde mehr wie e i n freundliches Wort an das reizende, noch so kindlich aussehende Mädchen gesprochen, mancher hanswurstliche Witz trieb ihr das Blut in die Wangen, und da erwachte im tiefsten Herzensgrunde das Bild der ernsten Mutter daheim; ihre Gedanken kehrten wie schutzsuchend zu ihr zurück, und gesenkten Blickes schritt sie fast theilnahmlos weiter. Da trat eine andre Gestalt vor sie hin, — sie sah nur den blitzenden Anzug in goldgestickter Seide und Sammt, die schöne ritterliche Gestalt und dann unter dem prächtigen Barett die kalte, fremde Maske, die immer so unheimlich aussieht. Der Ritter bat sie um einen Tanz, aber nicht in kecker Weise nach Maskenart, nein mit so bescheiden bittendem Tone, daß sie kühner wurde. Und doch trat sie ängstlich zurück und lehnte mit verwirrten Worten ab. „Ach Herr, wie werd' ich hier tanzen können, ich hab's ja gar nicht gelernt, nur als Kind hab' ich's mit den Nachbarskindern versucht!" Da lüftete der Herr die Maske, das hübsche, vertrauenerweckende Gesicht des jungen Ritters vom Neumarkt, der ihr das Tuch aufgehoben, blickte sie mit offener Freundlichkeit an. Auch der alte Rathsherr an ihrer Seite nahm dessen Partei und sagte: „Jrietchen, nur zu, et is en braver Mann." Und der Andre bat mehr mit den Augen als mit den Worten, so dringend, daß sie nachgab. Es war ihr so wunder-

*) Narr, laß den Narren vorüber.

sam zu Muth, aber gar nicht gefährlich. Und als sie dahinflogen im Tanz, da fühlte sie mit kindlicher Freude, daß es gut ging, daß Herz und Füße nach dem Takte der Musik dahinflogen, und daß der schöne Ritter gar kein schlimmer Tänzer sei. — Ja die Jugendlust, die unbefangene, freudige, ach nur einmal blühende Jugendlust hob das junge Herz über alle bangen Bedenken. Sie kannte die Welt ja nicht, denn die mit derselben zerfallene Mutter hatte davon geschwiegen und ihr die frohe Unbefangenheit gelassen, doch in keiner Weise gesucht, in dem Kinde ein Verlangen danach zu wecken, das in ihren Verhältnissen verderblich gewesen wäre. Sie hatte nur Geist und Gemüth so auszubilden gesucht, daß sie als Weib sich in alle Verhältnisse zu schicken wüßte, daß weder Armuth und Entbehrung sie erschrecken, noch äußerer Glanz sie verblenden sollte. Diese weibliche Herzensbildung hatte der junge Mann sofort entdeckt, als er das Mädchen zuerst gesehen und gesprochen. Er war der Sohn eines reichen Banquiers, dessen Name allgemein geachtet war. Er selbst hatte längst die lästige Maske abgenommen, und nur der volle, falsche Bart gab ihm unter Freunden etwas Fremdes. Er wich kaum von Grethchens Seite, die sich wie ein Kind zu dem Manne hingezogen fühlte, der sich unter all den fremden Gesichtern so besonders freundlich ihrer annahm. Romane hatte sie ja nie gelesen, davor hatte die Mutter sie ängstlich bewahrt, und so nahm sie jede Aufmerksamkeit mit kindlicher Unbefangenheit auf. — Da kamen mehrere große Aufführungen, die ihren neuen Freund mit in Anspruch nahmen; sie wurden eine lange Zeit getrennt. Jetzt fand der ehrliche Küfer und weiland Funk, Herr Jupp, erst wieder Zeit, seine Schutzbefohlene aufzusuchen. Mit eifriger Miene näherte er sich und sagte: „Jriethchen, nemm Dich in Obacht und fang mir kei Liebschaft an, Du bist noch zu jung für nen Schatz! Jetzt tanz'st Du mit mir, oder ich schlohn Deinem Junker einen över dat Hauptquartier, dat de janze Armee wackelt! Dä treibt sinen Spaaß met Dir!" Grethchen erschrak im innersten Herzen, scheu wich sie vor dem weinseligen Funken zurück und lehnte den Tanz ab. Aber Jupp ließ nicht nach, gewaltsam umschlang er ihre Taille und zog sie im tölpischsten Hüpfen in den Tanz hinein. Ganz verwirrt über den eben gehörten Vorwurf, voll Angst vor dem derben Rathgeber, tanzte sie zuletzt auch mit. Aber bald gerieth sie durch ihren Tänzer in ein so fremdartiges Gemisch von Masken; so manchen Witz, so manche zutraulich kosende Bewegung mußte sie nun hinnehmen, daß ihre Freude plötzlich wie eine vom Wirbelwind abgerissene Blume verwelkte. Ein Hillgemädchen gehörte ja sonst nur der niedern Volksklasse an, wer brauchte das mit Achtung zu behandeln? Als sie sich einen Augenblick frei fühlte, wußte sie sich gewandt unter Andre zu mischen und unvermerkt einem Nebenausgange des Saales zu nähern. Wie ein Pfeil schoß sie dann aus der Thüre und unaufhaltsam die Treppe hinab, dem Ausgange zu. Die Worte Jupps waren tiefer gedrungen, ihr reines Herz lehnte sich mit Angst und Entrüstung gegen den Verdacht auf, einen Schatz, einen Liebhaber zu haben. Da trat sie in die weiten Hallen unten und stand eine Weile im Schatten des hohen Portals. Sie war leicht gekleidet, und es fröstelte sie, als sie in die dunkle Nacht hinaussah. Feiner Regen rieselte ununterbrochen herab, ein ächtes Carnevalswetter, der Wind trieb stoßweise den Regen ihr entgegen, und einzelne Laternen schwankten hin und her mit ihren trüben Lichtern. Sie wollte flüchtigen Fußes den Weg nach Hause einschlagen, da hörte sie in einiger Entfernung rohes Gelächter.

Aus dem alten Gitterthore, das auf den Platz führt, traten dunkle Gestalten, nach ihren schwankenden Schritten zu urtheilen offenbar halbtrunkene Masken. Sie näherten sich dem Gürzenich, und scheu wich Grethchen in den tiefsten Schatten zurück. Aber sie zogen vorüber, und angstvoll wagte sich das bebende, jetzt frierende Mädchen wieder hervor. Was sollte sie thun? — Konnte sie's wagen, allein zu geh'n? Auf den Saal mochte sie nicht zurück. Da vernahm sie einen raschen Tritt auf der Treppe, und eh' sie wußte, wohin sie ausweichen sollte, stand der junge Ritter, ihr neuer Freund, vor ihr. Er hatte sie überall gesucht, — ihr Verschwinden aus dem Saale konnte ihm ja nicht lange verborgen blei-

ben. Leise legte er die Hand auf ihre Schulter und frug mit vorwurfsvollem Tone: „Wo wolltest Du hin? War es Dir so unheimlich da oben? oder fürchtest Du Dich vor mir?" — Gretchen wandte sich ab, barg das Gesicht in den Händen und schluchzte leise: O Herr, laßt mich nach Haus, zur Mutter, ich hab' keine Freude mehr hier! Ihr seid gut, aber die Andern" — „Hat Jemand Dich beleidigt?" brauste der junge Mann auf, „dann bekommt er es mit mir zu thun!" — „Aber komm' herauf, Du frierst hier, ich werde über Dich wachen!" — Aber Gretchen schüttelte den Kopf, — die Worte Jupps klangen noch in ihr nach; es war ihr, als hätten sie jedes kecke Wort, jeden kühnen Blick auf sie gerechtfertigt.

Als ihr Freund sah, daß sie nicht zu bewegen war, hinaufzugehen, sagte er rasch entschlossen: „Dann komm' — ich bring' Dich nach Haus! Doch erst häng' ich Dir etwas Warmes um!" — Damit eilte er die Treppen hinauf. Als er nach wenigen Minuten zurückgekehrt war, hing er ihr seinen prachtvollen Mantel um die Schultern, bot ihr den Arm und schritt dann mit ihr über den Platz, vorüber an den Säulenhallen des alten Rathhauses, das mit seinen Verzierungen als interessantes Denkmal der reichen Hansezeit dasteht. Gretchen blickte hinauf nach dem uralten Gebäude; von einer nahen Laterne matt beleuchtet traten die erhaben ausgehauenen Figuren hervor, vor allen Bürgermeister Griens Kampf mit dem Löwen in der Halle. Die seltene Aufregung hatte Auge und Geist geschärft. Die alte Geschichte, deren Gestalten sie heute lebendig geworden gesehen, sprach ihr auch hier aus allen Theilen entgegen. Durch ein gewölbtes Thor traten sie nun in die finsteren Straßen der Stadt. —

Im Freien ermunterte sich Gretchen wieder bei der zutraulichen, biederen Weise ihres Begleiters. Sie erzählte ihm von der Mutter, und was sie von deren früheren, besseren Verhältnissen wußte, von ihrem stillen, eingezogenen Leben, ihren Erinnerungen an den Aufenthalt im Siebengebirge. Ihr Zuhörer erkannte immer mehr, daß er es mit keinem ungebildeten, gewöhnlichen Bürgerkinde zu thun habe. Sein Benehmen wurde immer achtungsvoller, er ahnte, daß hier Verhängniß und Scheu nur eine Familiengeschichte enthüllten, aus welchem diese feine Wunderblume emporgewachsen war. In freundlichem Gespräche waren sie so bis zu Gretchens Wohnung gelangt, da blieben Beide stehen. „Aber sagen Sie mir nun auch Ihren Namen, lieber Herr," sagte Gretchen, indem sie dankend dem Freunde die Hand bot, „die Mutter wird mich danach fragen, und ich muß doch wissen, wem ich soviel Dank schuldig bin." — „Ich heiße Paul Aldenhoven," antwortete er, „ist der Name schwer zu behalten? Und nun leben Sie wohl, mein liebes Fräulein," — zum ersten Male nannte er sie mit dem respectvolleren Namen — „vergessen Sie diesen Abend nie, für den ich Ihnen und dem Himmel danke. Aber ich sehe Sie wieder!" Er drückte die kleine Hand zum Abschied und verließ sie dann mit schnellen Schritten. Gretchen aber ging wie betäubt von all dem Erlebten in's dunkle Haus.

Sie hatte geglaubt, die Mutter schlafend zu finden, und war daher überrascht, als sie diese aufrecht im Bette sitzen sah. „O Kind, kommst Du endlich?" rief sie der Tochter entgegen, „wie bange bin ich Deinetwegen gewesen! Ich konnte nicht schlafen, wenn ich nur die Augen schloß, dann kamen mir böse Träume. Es war Unrecht, daß ich Dich gehen ließ, ich habe mir so viele Vorwürfe gemacht!" Das Alles sprach die besorgte Mutter rasch hinter einander. Gretchen aber rückte den Stuhl an der Mutter Bett und sah mit ihren dunkelblauen Augen die Mutter so erregt an, daß deren Herz erbebte. Die Wangen des Mädchens glühten, die langen, dunkelblonden Flechten hingen los über die Schultern, nachdem sie hastig die Kopfbedeckung abgenommen, — sie sah bildschön aus in ihrer Aufregung. — „Erzähle mir Alles, Kind," bat die Mutter, „und verschweige mir nichts." Aber die letzten Eindrücke waren bei dem unerfahrenen Mädchen zu gewaltig gewesen, sie hatten die Erinnerung an das Vorhergegangene fast verwirrt und verwischt. Deshalb tauchten aus einem wirren Durcheinander besonders die Gestalten des alten Rathsherrn, des schönen jungen Ritters und des tölpischen Jupp hervor. Aber die Mutter hörte daraus

mehr als ihr lieb war, sie sah ihr Kind in der größten Gefahr; der Ritter stand wie Faust oder gar Mephisto vor Grethchen, und der Gedanke an ihn zog eine ganze Kette dunkler Bilder nach sich. Aber wie hieß dieser gefährliche Feind, daß die geängstigte Mutter alle Schritte thun konnte, ihn fern zu halten? Als sie danach fragte, schien Grethchen sie überhört zu haben, und erst bei der Wiederholung der Frage antwortete sie leise mit abgewandtem Gesicht: „Paul Aldenhoven."

„Aldenhoven?" wiederholte die Mutter mit dem Ausdrucke des höchsten Erstaunens, „und gar Paul? O Kind, den hab' ich gekannt, das Kind unsres sonst so verehrten Prinzipals, der ein so hübscher kleiner Knabe war, als ich Deinen Vater heirathete! Welche Welt von Bildern und Gedanken weckt der Name in mir! Gott im Himmel, wie wunderbar sind Deine Fügungen!" Dann ergriff sie die Hand der Tochter, schloß sie fest in ihre gefalteten Hände und betete: „Gott, willst Du endlich den Schleier lüften und unsre Unschuld an's Licht führen, unsren Namen wieder zu Ehren bringen, o dann thue es bald, eh' es für mich zu spät wird! Und dieses Kind behüte, laß sie dafür glücklich werden!" Ihre Gedanken schweiften zurück in die glückliche Vergangenheit und blieben traurig stehen vor dem einen Tage, der der Grenz- und Schlußstein dieser schönen Zeit wurde. — Grethchen saß wieder still da mit gesenkten Augen; ihre Gedanken waren auf dem Ball, wieder erfaßte sie das Grauen vor den glänzenden Gestalten der Vermummten, und wieder schien ein helles Licht in ihr Herz, als der Beschützer auftrat und sie aus dem betäubenden Wirrwar durch die stillen Straßen führte. Da sprach die Mutter plötzlich lebhaft: „Jetzt zieh' Dich aus, Grethchen, und geh' zu Bett, uns Beiden thut die Ruhe noth, morgen erzählst Du mir mehr! Horch, da schlägt es 1 Uhr!" Dumpf tönte der Ton der nahen Glocke durch die stille Nacht, — von allen Thürmen nah und fern schallte eine Antwort und verkündete den verschwärmten Einwohnern der Stadt, daß die erste Stunde eines neuen Tages geschlagen, der zu neuen Freuden oder zu vergessenen Pflichten rief.

Fünftes Capitel.

Der alte Canonikus. — Eine alte Geschichte.

Ein solch alter kölner Canonikus ist eine ganz anziehende Persönlichkeit. Da sitzt er oft mitten im großartigen, unruhigen Getriebe einer großen Stadt — in seiner stillen Behausung wie in einem Hafen der Ruhe. Die Schwelle ist wie geheiligt, — profaner Lärm darf nicht hinüber. Schon von Außen hat das Haus etwas Stilles oder Einfaches; schellst Du, so dauert es eine Weile, und dann hörst Du langsame Tritte heranschlurfen; ein ehrwürdiger Diener, oft so alt wie sein Herr, oft aber auch die Köchin selbst, das würdevollste, gewichtigste Inventar des Hauses, — öffnet Dir und fragt nach Deinem Begehr. Der Geist mackelloser Reinlichkeit und Ordnung weht Dir aus dem stillen Hause entgegen, Du siehst durch den freundlichen Flur entlang durch eine offene Thüre in den blühenden Garten, dessen Wege einen grünen Schimmer haben. Diener und Köchin tragen dasselbe Gepräge der Stille, Ordnung und Reinlichkeit, das Gesicht ist immer sanft, fromm und freundlich, voll edlen Selbstbewußtseins. In einem Vorzimmer wartest Du auf die Anmeldung bei dem alten Herrn und darfst endlich eintreten in sein Heiligthum. Welcher Geist stiller Behaglichkeit weht Dir da entgegen! Blumen duften an den Fenstern, Kupferstiche mit Heiligen und Madonnen an den Wänden wechseln mit prächtigen Repositorien der schönsten Bücher, vom goldgezierten Maroquin-Einband in Duodez bis zum schwersten Caliber mächtiger Folianten in Schweinsleder, die alte Zeit mit ihren Schätzen alter Gelehrsamkeit besonders reich vertretend. Am alterthümlichen Schreibtische sitzt er, der Herr dieser Schöpfung,

ein ziemlich kleiner Mann, wohl beleibt, mit bereits sehr kahler Glatze, die indeß das Sammtkäppchen fast ganz verbirgt, — und mit einem Gesicht, so gut, so freundlich wie das der Sonne, die erwärmt, oder lieber wie das des Mondes, der so sanft leuchtet und doch nicht brennt und blendet. Es wird Einem friedlich zu Muth, wenn man in solch liebes, friedliches Menschenantlitz blickt, und das Herz thut sich auf, um zu vertrauen. — Er raucht die schönste lange Pfeife, hat vor sich den besten Kaffee und liest dabei in einem uralten Buche, einer Chronik der Stadt. — Draußen tobt und lärmt noch einmal der Carneval, jetzt seit dem Alte-Weiber-Fastnachtszuge (am Donnerstag) bereits am sechsten Tage, denn heute ist Dienstag und der niedrigste Pöbel in ungebundenster Lust. Morgen ist ja Aschermittwoch, da malen sie sich in katzenjammeriger Stimmung ein Aschenkreuz auf die Stirn, ja thun oft moralisch in Sack und Asche Buße.

Aus diesem Treiben flüchtet sich das Herz mit Lust in solch' stilles Canonikat. Die Kirche stößt daran, die Klänge ihrer schönen Orgel dringen sanft und melodisch in's stille Haus, als besängen sie den darin wohnenden Frieden und seinen Segen. Auch jetzt tönten sie herüber. Der Herr Canonikus Aloysius Lyskirchen nahm sein Käppchen ab, und während die kleine Betglocke läutete, faltete er die Hände, betete sein Pater noster und ein Ave Maria. Da klopfte es an die Thüre, die sich gleich darauf öffnete, und der alte Diener meldete einen Fremden, der seinen Namen nicht zu nennen wünsche. Der Canonikus wies Keinen ab, der vielleicht Rath und Hülfe zu erbitten kam. — Ein Mann im Anfang der fünfziger Jahre trat ein, ein ernstes, strenges Gesicht, das Haar schon ergraut. „Kennen Sie mich nicht mehr, Herr Canonikus?" fragte er, indem er dicht auf den alten Herrn zutrat und ihm die Hand entgegenstreckte. — „Habe nicht die Ehre, antwortete dieser, wüßte auch nicht, wo ich Sie schon gesehen, mein Herr, — doch bitte, nehmen Sie Platz!" Damit wies er ihm auf dem etwas altmodischen Sopha mit weißem Ueberzuge einen Platz an. — Dann sagte der Fremde, indem er eine Weile sichtbar mit sich gekämpft, wie er anfangen sollte: „Ich komme zu Ihnen, um Ihnen Vergangenes mitzutheilen, das schwer auf meiner Seele lastet, um eine Beichte abzulegen, die nicht nur mein Herz befreien, sondern auch Andern zu gute kommen soll. — Ist Ihnen der Name Mazzoni gar nicht mehr bekannt?" — „Warten Sie, antwortete der alte Herr, wollen nachsehen, von welchem Jahre datirt die Bekanntschaft?" „Aus den Jahren 1827—28 mag es sein." „Also Anno 1827—28, wiederholte der Canonikus, werden nachschlagen." Doch der Fremde sprach hastig: „Das thut nichts zur Sache, lassen Sie mich fortfahren, meine Zeit ist kostbar. Schlagen Sie nachher nach und hören Sie jetzt, was mich zu Ihnen führt! Ich kenne Sie seit langen Jahren, hatte stets besonderes Zutrauen zu Ihnen und kann auch jetzt nur bei Ihnen Rath und Hülfe finden. Erinnern Sie sich vielleicht des Namens Worringer, ohne nachzuschlagen?"

Der Geistliche stützte den Kopf in die Hand und sann nach, dann sagte er rasch: „Ja, den kenn' ich, den Mann hab' ich selbst getraut! — O es war ein liebliches Bräutchen, die Magdalene, die ich ihm antraute, — sie hatten keine besondern Aussichten, denn ihre Familie war lange gegen die Heirath gewesen, die ihr nicht hoch genug hinaus war, — er war ja Buchhalter, ist's nicht so? — Hatten etwas gespart, meinten sie, hätten von der Liebe leben können, — aber, guter Gott, die macht nicht satt! Was ist draus geworden?" „Das eben wollt' ich Ihnen erzählen," fing der Fremde an, „nun unterbrechen Sie mich nicht!" —

„Der eben genannte Buchhalter und ich waren lange Zeit zusammen angestellt in dem Hause und Geschäft unseres Prinzipals. — Ich selbst bin Neapolitaner von Geburt, das heiße Blut meiner Nation hat sich nie in mir verleugnet. Der Andere war mein Nebenbuhler in jeder Weise, — er nahm mit seinem leichten, gefälligen Wesen Jeden ein, ich, verschlossen und dabei leicht gereizt, stieß Manchen zurück. Er war von jeher ein Kind des Glückes, ich ein Stiefsohn desselben. Meinen Vater hab' ich nie gekannt, meine Mutter, obgleich aus höherem Stande, seufzte un-

ter der Last eines Lebens, das sie in Allem bitter getäuscht, dessen Faden ein jäher Schmerz plötzlich zerriß. Ich war deshalb nie zum Bewußtsein der Mutterliebe gekommen, — das Schicksal stieß frühe den Verwaisten unter Fremde, die ihn kleideten und ernährten; nach seinem Herzen wurde nie gefragt. Aber in solchen Gemüthern, die nie die belebende Liebe empfunden, wächst das Bedürfniß danach wie eine Riesenpflanze im Schatten des Waldes, die sich zum fernen Lichte die Bahn erst brechen muß. Aus einer jener Erziehungsanstalten, wo ein Herz oft verblutet, während der Geist genährt wird, kam ich schutz- und freundlos an den Rhein. Sie waren der Erste, der hier ein theilnehmendes Wort zu mir sprach, — als ich Jemand suchte, der mir eine gründlichere Kenntniß der deutschen Sprache beibringen sollte." — „Ach ja, jetzt erinnere ich mich," schaltete der Geistliche ein, „Sie haben sich sehr verändert seit der Zeit!" Der Fremde fuhr fort: „Nachdem ich mir schon früh kaufmännische Kenntnisse angeeignet, trat ich in das Geschäft des Banquier Aldenhoven. Dort fand ich jenen Worringer schon vor. Wir wetteiferten beide um die Gunst unseres Herrn, doch er — hatte immer mehr Glück, man vertraute ihm lieber, zog ihn in Familienkreise, — während ich denselben fremd blieb. Uns gegenüber wohnte ein anderer Kaufmann, ein alter, griesgrämiger Herr, der mit unserem Principal in beständiger Geschäftsverbindung stand. In dessen Haus wohnte die Helena, die die Fackel der Zwietracht in unsere Herzen warf. Sie war ein ernstes, stilles Mädchen, mir aber lieber als alle die leichtfertigen, lustigen Geschöpfe, die man täglich sieht. Sie liebte ich von dem Tage an, an welchem ich sie zuerst an dem Fenster ihres Hauses sah. Ich fand bei meinen öfteren Gängen in ihr Haus Gelegenheit, sie zu sprechen. Sie war immer gut und freundlich, — ich dachte damals nicht, daß sie das gegen Jeden war, mein inneres vernachlässigtes Herz glaubte, zum ersten Male Liebe zu finden. Mit allem Eifer lernte ich jetzt, mich liebenswürdig zu machen, studirte mich selbst und Andre. Und als sie nun auch öfter zu uns kam, glaubte ich Thor, das gälte mir. Ich bedachte nicht, daß sie, die keine Mutter hatte, in der Frau unseres Principals den Ersatz dafür suchte. Ich fand nichts darin, daß der junge, hübsche Buchhalter sich auch im Zimmer zu thun machte, so oft sie da war, daß er, der dazu hübsch sang, sich Abends einfand und sich beliebt zu machen wußte. Er war ja immer ein Damenliebling gewesen, mir gerade auch darum verächtlich. Mit unermüdlichem Fleiße strengte ich mich an, voranzukommen, den besten Ruf und frühe Selbstständigkeit zu erlangen. — In diesem Leben und Streben vergingen wohl 2 Jahre. Da wurde ich von meinem Vorgesetzten beauftragt, eine weite Reise zu unternehmen. Das Vertrauen, womit er mich beehrte, schmeichelte mir sehr und machte mich glücklich. Ich glaubte mich vor dem Andern bevorzugt und hielt die Reise sogar für ein Mittel, mich ihr, die ich liebte, interessanter zu machen. Dann konnte ich erzählen, hatte mehr gesehen wie er, konnte ihr das Edelste und Schönste aus fremden Ländern mitbringen von eigenen Ersparnissen und dann zum ersten Male offen werben um ihre Liebe. Voll freudiger Hoffnungen nahm ich Abschied, nachdem sie den ersten Blumenstrauß von mir dankbar lächelnd angenommen. Ich ging nach Frankreich, von dort nach Italien, wo ich meinem Principal durch die Kenntniß der Sprache von besonderem Nutzen sein konnte, arbeitete und lernte unermüdlich und kehrte nach beinahe einem Jahre zurück. Ich hatte meine Ankunft nicht angezeigt, ich freute mich auf die Ueberraschung und betrat an einem Sonntag Vormittag die Stadt.

Alle Glocken läuteten, — wo klingt das schöner als hier von den unzähligen Kirchen unter welchen des Doms Geläute als herrlicher Baß hervorragt? Auf mich machte es einen besonders feierlichen Eindruck. — Da sah ich ein auffallendes Gedränge vor einer Kirche, — ich fühlte mich hingezogen, fromme Gedanken waren in meiner Brust erwacht. Ich trat ein, und meine Aufmerksamkeit wurde in besonders hohem Grade gefesselt durch einen Brautzug. — Das Paar kniete eben vor dem Altar. Ich trat in einen Seitengang, wo ich hinter einer Säule verborgen den Zug vorüber

passiren sah. Ich weiß nicht, was mich so mächtig bewog, unerkannt zu bleiben. Da kamen sie zurück. Ich hatte das Ja der Braut gehört, es hatte mich durchbebt. Da sah ich auf. Himmel und Hölle, wer war die Braut? Sie, Magdalene, das Bild meiner Träume, an die ich gedacht als an meinen Stern auf der langen Reise, meine erste, einzige, wahre Liebe! Und wer war der Mann? Der, mit dem ich so lange freundlich gelebt, den ich für so ungefährlich gehalten: Worringer! Da zog eine ungeheure Bitterkeit in mein Herz, ich grollte mit dem Himmel, ein tödtlicher Haß gegen den Zerstörer meines Glücks erwachte mit aller Macht, ich that einen Schwur, mich zu rächen! Es war mir, als dürfe Niemand mich sehen, als stünde meine Geschichte auf meiner Stirne geschrieben. Ich stürzte aus einer Nebenpforte in's Freie. Da hörte ich zwei Weiber, — D a m e n wollte ich sagen, — laut über das Paar reden. Ich horchte im Vorübergehen und ging langsamer. „Bald sagt die Eine: Wissen Sie auch, daß der Principal des Bräutigams den ganz unvermögenden jungen Mann ermuthigt, ihm eine bedeutende Summe zur Heirath vorgeschossen und ihm überhaupt zu der Braut verholfen hat? Nun hatte ich Unglückseliger genug gehört, — also auch d e r Mann, den ich allein geliebt und verehrt, den ich für meinen Freund gehalten, hatte zu meinem Unglück beigetragen! Wußte er denn nicht so gut wie die Andern, daß ich sie geliebt? Hatte er mich nicht ebenso gut geneckt, wenn meine Augen sie nur suchten, wenn ich vom Comptoir aus nur nach ihrem Fenster blickte und verwirrt war, wenn Jemand es bemerkt? Unter diesen Gedanken stürzte ich durch die Straßen. In einer entlegenen Schenke saß ich brütend über mein Schicksal, und gegen Abend ging ich wie im Traum an den dunklen Rhein mit dem Entschlusse, meinem Leben ein Ende zu machen. Kein Stern schien durch die Nacht, — es war Herbst und schon frühe dunkel; wie leicht erschien mir ein Sprung in das murmelnde, rauschende Wasser! — Da klang weit herüber der helle Ton eines Posthorns, grade über die entfernte Brücke rollte die Post. Ich erkannte ein altes liebliches Liedchen, das ich hundertmal gehört, ich dachte an die Worte der Melodie, — es war ein Reiselied, und wunderbar — sie weckten in meinem Herzen den wunderbaren Zug nach der Ferne. Nie, dachte ich, soll dich dieser Ort wiedersehen, wo dein Glück zerstört, wo jeder Gedanke deines Herzens Haß und Bitterkeit sein wird! Aber leben sollst du, doch in einer neuen Welt, fern, fern von hier. So drang das Posthorn besänftigend herüber und tönte mir nach, als ich wie ein Träumer dahinging. Ich schlug mechanisch den Weg nach der Brücke ein und ging langsam nach Deutz, mir dort ein Nachtquartier zu suchen. Denn hier mochte ich nicht bleiben, das Haus und die Menschen mochte ich nicht mehr wiedersehen, die mich vielleicht mit ihren Erzählungen folterten. Ich fand bald einen stilles Quartier, nicht aber Ruh' und Schlaf.

Die eilige Reise hierher und die furchtbare Erschütterung warfen mich nieder, ich fiel in ein schweres Nervenfieber. Meine Wirthin, eine mitleidige Frau, pflegte den armen Fremden mit Aufopferung, aber sie selbst hatte die Mittel nicht übrig, und all mein Erspartes, mein ganzes geringes Hab und Gut verzehrte die lange Krankheit. So erwachte ich als ein Bettler, arm an Hoffnung, arm an Mitteln, schwach, trostlos und verbittert. Ich konnte nun nicht mehr in die Ferne, ich mußte sofort suchen, mein Leben zu fristen. Ich forschte, suchte und fand in einer kleinen Stadt endlich eine Anstellung in einem Geschäft. Dort arbeitete ich, soviel meine Kräfte es zuließen, den Winter durch, nur durch einen Gedanken aufrecht erhalten, der dem kühlen Deutschen fremd ist, dem Italiener aber im Blute liegt: — die Rache! Ein an sich geringes Ereigniß brachte diese Begierde plötzlich zur Reife.

Ein alter Cölner Geschäftsfreund entdeckte mich zufällig in meiner Abgeschiedenheit und fing in seiner gesprächigen Weise sofort an, zu erzählen von den mir bekannten Verhältnissen. Da hörte ich, daß das bewußte junge Paar gar frühe in Sorgen gerathen sei, daß ihr Vater, der mit Widerwillen in die Verbindung gewilligt, Bankerutt gemacht und damit alle Welt überrascht habe; daß er immer gehofft, durch einen reichen Schwiegersohn den ein-

reissenden Ruin zu hemmen, daß Worringer es verstanden, ihn zu täuschen sowie seinen Principal gänzlich für die Heirath zu gewinnen. Deshalb habe von vorn herein ein Mißverhältniß zwischen der jungen Frau und ihrem Vater bestanden; ehe der Bankerutt ruchbar geworden, habe der ruinirte Mann seinem Kinde vorgeworfen, sie sei durch ihre unkluge Heirath die Hauptschuld an seinem Unglück. — Dieß Alles erfüllte mich mit wilder Freude. Mein alter Bekannter forderte mich dringend auf, zum nahen Carneval nach Cöln zu kommen, ich sähe dort alte Bekannte wieder und könne selbst in dem ganzen Wirrwar unbemerkt und unerkannt mit der Maske umhergehen. Das war ein Funke, der in's Pulver fiel und zündete. — Ich faßte einen Plan nach dem andern, nur der stand fest, daß ich um jeden Preis hierhin wollte. Ich bat dringend, Niemanden zu sagen, wo ich Verschollener lebte, und verschwieg alle Pläne und Vorsätze sorglich."

„Und nun, alter Herr," sprach hier der Fremde mit einem tiefen Athemzuge, „jetzt beginnt ein Theil meiner Geschichte, den ich am liebsten verschweigen möchte. Es sind jetzt 18—19 Jahre seit jenem Carneval vergangen, wieder sah ich die alten Bilder unter den neuen; Cöln trägt dieselbe Maske wie damals und verbirgt dahinter das Zucken des Schmerzes wie den Ernst und die trübe Prosa seines Lebens. Als Maske trat ich in bekannte Kreise, horchte, forschte und schmiedete Pläne. Da sah ich auf einem Maskenclubb meinen Feind, ich hörte, wie er versprach, am andern Abend seine junge Frau mitzubringen zu einem Maskenballe, von welchem die Rede war. Der Leichtsinnige konnte solche Freuden suchen, während die Sorge an seiner Thüre lauerte. Konnte sie ihn nicht mehr fesseln, war das Band der Liebe so locker, daß Jedes seinen eignen Weg ging? — — Ich hörte in jenem Kreise, daß mein früherer Principal, der mittlerweile Wittwer geworden, die Abende meist still allein zu Hause verlebe und sich ernster wie je zuvor in die Geschäfte vertiefe. Da schlug ein Witzling vor, ihm einen Besuch zu machen, natürlich unerkannt als Maske. Man wollte sehen, ob der Geschäftsmann nicht lebendig würde, wenn ein Stückchen Fastnacht auch in seine Gemächer dränge. Niemand ging auf den schlechten Witz ein, mir aber hatte es ein Teufel in's Ohr geraunt, es war Wasser auf meine Mühle. Anfangs hatte ich nur vor, ihn zu erschrecken, ihm wehe zu thun, dann aber verbanden sich andere, schwärzere Gedanken damit. Ich hatte den Mann wieder gesehen, der mich unglücklich gemacht, er sollte büßen, ich war das blinde Werkzeug meiner Rache, die mich verzehrte.

Am andern Abend ging ich in völliger Maske zu jenem besprochenen Maskenballe, um mich dort von der Anwesenheit meines Feindes zu überzeugen. Ich sah ihn, sah die Frau, einst mein Ideal, jetzt mit aller Qual der Eifersucht gehaßt. Sie war sehr heiter! Das machte mich wüthend. Hätte ich sie ernst und still gesehen, wer weiß, Alles wäre unterblieben! Ich ging in das Garderobezimmer, suchte dort unter den Mänteln den mir bekannten meines Gegners, fand ihn zu meiner wilden Freude, griff in die Tasche — und — entdeckte den Hausschlüssel. Mein Plan war gefaßt! Ich warf den Mantel über mein schimmerndes spanisches Maskenkleid, trug ihn wie ein ganzer Don, doch so, daß das Costüme theilweise sichtbar blieb, und begab mich hastig nach der Wohnung Aldenhovens. Eine Weile beobachtete ich das Haus, in dessen Parterrezimmer helles Licht braunte. Dann riß ich heftig an der Schelle, wie das die Straßenjungen so oft zum Spaße thun; meine Absicht gelang. Der alte Portier, der an dem Abende schon oft so geneckt worden, schoß wüthend heraus, und da er um die nächste Ecke grade einen tollen Lärm hörte, so vermuthete er auch dort die Thäter, denn ich ging ruhig voran, als sei nichts geschehen. Kaum aber war er fort, als ich den Moment benutzte, schnell in's Haus schlüpfte und direct in's Comptoir trat. Da saß mein ehemaliger Principal am Arbeitstisch ganz allein und — zählte Geld. Erschrocken fuhr er auf, als er eine Maske so keck eintreten sah, und hielt wie schützend die Hände über die Rollen und Banknoten vor sich. Vertraulich schlug ich ihm auf die Schulter und sprach in verändertem Tone: „Gelt, Alter, ich komme gerade

gelegen. Sieh', ich brauche Geld, bin in großer Verlegenheit, da kannst Du mir am besten helfen! S'ist Christenpflicht! Ich brauche auf der Stelle 10,000 Thlr., gib sie mir!" — Der erschrockene Mann sprang auf, wollte um Hülfe schreien, — ich aber drückte ihn nieder mit der einen Hand, während die andere ihm die Mündung einer Pistole dicht vor die Augen hielt. Der Mann war wie gelähmt. „Sei ruhig, Alter," sprach ich, „wenn Dir Dein Leben lieb ist, Du sollst mir nur borgen, binnen drei Tagen hast Du's wieder!" — Und damit griff ich nach einem Päckchen Banknoten, das auf dem Kreuzbande die Aufschrift trug: 10,000 Thlr. „Sieh', da ist ja das Verlangte," sprach ich weiter, — „bin seit einem Jahre verheirathet, da braucht man viel Geld! — Und nun mach' keinen Lärm, sonst:" — damit drohte ich nochmals mit der Pistole und war schnell aus dem Zimmer und aus dem Hause geschlüpft. Da sah ich gerade noch den alten Portier um die Ecke keuchen und voll Angst dem verlassenen Hause zueilen. Sie können denken, wie er seinen Herren fand.

Jetzt schlug ich direct den Weg nach Worringers Hause ein. Das Paar war auf dem Balle. Das einzige Dienstmädchen hatte auch die Erlaubniß erhalten, auszugehen, und das also leere Haus war mit dem Hausschlüssel verschlossen, den ich in der Tasche des Mantels hatte. Rasch schloß ich auf und trat ungehindert in's Zimmer, aus dem mir Blumenduft entgegendrang. Fast hätte mich's gereut, als ich in den stillen, wohnlichen Raum trat, doch der erste Schritt war geschehen, der Würfel war gefallen. Da stand der Secretair; — auf der Fensterbank, nahe dabei, lag ein Schlüssel, offenbar in der Eile und Sorglosigkeit vergessen. Ich versuchte ihn am Schloß, — er paßte! Schnell öffnete ich eine Lade nach der andern, — ihr Inhalt interessirte mich nicht; da fand ich ein verborgenes Fach, offenbar für Geheimes eingerichtet. Da hinein schob ich die Banknoten, schob wieder zu, verschloß den Secretair und legte den Schlüssel auf dieselbe Stelle, auf der er gelegen. Dann verließ ich leise das Haus, keine Spur zurücklassend, eilte zum Balllocal, hing den Mantel wieder in's Garderobezimmer und suchte dann erst mein Quartier auf. Am andern Morgen schrieb ich einen Brief an den Banquier mit den wenigen Worten: „Sehen Sie sich vor, Herr Altenhoven, — Ihrem Buchhalter ist nicht zu trauen, er hat gestern bei'm Rausch geplaudert!"

Ich wußte, daß diese Worte den Verdacht nur bestätigen mußten, den der erkennbare Mantel, den ich trug, hervorrief. Nun war mein Werk vollbracht, und ich wartete nur, um die Folgen zu erfahren. Nach vorsichtig angestellten Nachforschungen erfuhr ich bald, daß man Tags darauf bei dem unglücklichen Worringer Haussuchung gehalten, das Geld entdeckt und ihn sofort seines Dienstes entlassen habe. Zu seinem Unglück hatte er an dem lustigen Abende ein wenig über den Durst getrunken, sich sogar eine Weile vom Saale entfernt, und die gravirenden Umstände ließen seine Versicherungen der Unschuld keinen Glauben finden. — Ich hatte ihn ruinirt! Später erfuhr ich, daß der edle Principal die Sache privatim abgemacht und aus Schonung für die Familie nicht die Gerichte zugezogen habe. — Aber seine Entlassung sagte ja genug, das Gerüchte beutet Alles aus, was ihm Stoff bietet, und je weniger es gewisse Anhaltspunkte findet, je weiter ist sein Feld. — — Nach vollbrachter That flüchtete ich nach Hamburg, spielte dort wie ein Verzweifelter in den ärgsten Spielhöllen, um mein Gewissen zu betäuben, hatte rasendes Glück und konnte mit dem Gewinn die Ueberfahrt nach dem Süden Amerika's, der Heimath aller Abentheurer, bestreiten und mit dem Rest mir eine Existenz gründen. — So gelang mir Alles, — meine Rache war befriedigt, meine Sehnsucht nach der Ferne gestillt. Meine Geschäfte gediehen gut, wie zum Hohn verfolgte mich das Glück, während Ruhe und Frieden immer mehr aus meiner Seele wichen. Selbst meine Gesundheit verließ mich, die milde südliche Luft, die sonst so manchem Leidenden Genesung bringt, schien mich zu verzehren. In mir lag der Keim zur Krankheit; das zusammengebrochene Vertrauen auf die Menschheit, der Verlust einer Liebe, die zuerst das Dunkel meines verarmten Her-

zens erhellt hatte, — dann endlich die Reue, daß ich nutzlos das Glück zweier Leben vernichtet hatte, das drängte sich in meine Träume, in jede stille Stunde meines Lebens. Was hatte ich erreicht? — Ich führte ein unstetes, abentheuerliches Leben, bald im Trubel aller Zerstreuungen, die dort das Leben so leicht bietet, bald in der tiefen Einsamkeit der Wälder und Gebirge, doch nie glücklich. Ein Leben, das einmal den Segen des reinen Gewissens erkannt hat und ihn verliert, dem wird der göttliche Friede geraubt, — und wehe dem, der die Hand dazu bietet! Und von wem der Herr mit seiner Gnade sich wandte, dem wird der Tag zur Nacht, alles Glück zum Fluch! Wie der Mann mit dem steinernen Herzen in der Sage, so verfolgt ihn oft das äußere Glück, aber er fühlt es nicht mehr, es bringt nie mit belebender Wärme in das todte Herz, das kein Mitgefühl, keine Liebe für sich und Andere mehr kennt. Und dieses erstarrte Herz spiegeln die Züge seines Gesichts wieder, die wohl Furcht, aber niemals Liebe erwecken können. — So hat es mich umhergetrieben, ruhlos, freudlos, friedlos; so trieb es mich zurück über den Ocean, mein Herz zu entlasten, meine Sünde zu tilgen, — und der, an dem ich gesündigt, war todt, — seine Familie arm, verlassen, erniedrigt. Gibt es noch eine Hoffnung für mich? — Ich werde mein Bekenntniß Ihnen schriftlich zustellen, es beglaubigen lassen, damit der Ruf der Familie wieder hergestellt wird, — werde sie zu meinen Erben schon jetzt testamentlich einsetzen, — denn mit mir geht's zu Ende. Ich will Blumen des Glücks über ihren Weg streuen, denn ich bin reich, und Reichthum ist ihnen ein Segen, aber mich sollen sie nie sehen, nie werde ich gebeugten Hauptes wie ein Verbrecher vor ihnen stehen!"

Erschüttert hatte der fromme Canonikus zugehört.

Da lag ein Leben voll Leidenschaft und Schmerz vor ihm ausgebreitet, ein dunkles, stürmisches Meer, auf dem ein armes Herz Schiffbruch gelitten. Er sah auf zu dem Manne, der vor ihm saß, sah das bleiche, leidende Gesicht, dessen Mienen vor verhaltenem Schmerze zuckten, und dessen Augen zu Boden geschlagen waren. Ein trockener Husten hatte den Erzähler oft unterbrochen, jetzt erschütterte ihn ein heftiger Anfall. Dem geistlichen Herrn wurde es wehe um's Herz. Er konnte nicht verdammen, ein tiefes Mitleid mit dem Armen erfüllte ihn. Dann legte er leise die Hand auf die Schulter seines Gastes und sagte mild: „mein Sohn, Sie haben schwer gefehlt, aber Sie sind wieder auf dem rechten Wege, — Gott ruft Sie, folgen Sie seiner Stimme!" Nach einer Weile fuhr er fort: „ich werde nach allen Kräften Ihnen beistehen, auf daß Freude und Friede Ihnen wieder zu Theil werden! — Ich suche gleich heute meinen Amtsbruder in dem Kirchsprengel auf, in welchem die Wittwe und ihre Tochter wohnen, und werde ihre Verhältnisse zu erforschen wissen. Dann werde ich den Banquier aufsuchen. Ihr schriftliches Bekenntniß muß ich haben, bringen Sie mir das! Ihnen aber biete ich mein Haus an, ziehen Sie zu mir, bei Ihrem Körper- und Gemüthszustande sind Ihnen Pflege und Aufmersamkeit dringend noth, — wir brauchen ja nicht so sehr zu eilen!

Da zog ein weicher Zug durch das Gesicht des Mannes, er ergriff die Hand seines Freundes und sprach bewegt: o ich sehe, daß ich mich nicht in Ihnen getäuscht, — ich danke Ihnen! Doch ehe wir handeln, lassen Sie mich die Frau sehen, die meine Sünde zur armen Wittwe gemacht. Auch das kann geschehen, antwortete der alte Herr, ich werde erfahren, zu welcher Stunde sie zur Kirche zu gehen pflegt, dann gehe ich mit Ihnen, und Sie sollen sie ungestört sehen!

(Fortsetzung folgt).

Ethnographische Photographieen.

II.

Die Kirgisen.

Von Dr. Geo. Hartwig.

Kurze Beschreibung der Steppe. — Ihr Clima. — Die Kirgisenhorden. — Gestalt und Gesichtsbildung der Kirgisen. — Ihre Kleidung. — Filzhütten. — Viehzucht. — Die Pferde der Kirgisen. — Ihre Schafe. — Ihre Kameele. — Nomadenleben der östlichen und westlichen Kirgisen. — Leiden der Thiere im Sommer und im Winter. — Die Schneestürme oder Burane. — Falkenjagd. — Charakter der Kirgisen. — Ihre Gastfreiheit. — Ihre Weise, Handel zu treiben. — Religion. — Zauberer und Wahrsager. — Gräber. — Sultane, Aelteste, Freie, Sclaven. — Die Baranta oder der gegenseitige Pferdediebstahl. — Arbeiten der Frauen. — Faulheit der Männer. — Ein kirgisisches Fest. — Kumyß. — Ihre Waschungen. — Pferdefleischtraktament. — Unsauberkeit der Kirgisen. — Kirgisisches Reisgericht. — Reitende Kinder. — Kirgisisches Pferderennen. — Preisvertheilung. — Reitfertigkeit der Kirgisen. — Populäre Spiele. — Die Russenherrschaft in der Steppe.

Von den üppigen Urwäldern Brasiliens, wo unter ewiggrünen Laubdächern der wilde Botocude sein unabhängiges Jägerleben führt und die Herrschaft des Forstes mit dem blutdürstigen Jaguar und der listigen Boaschlange theilt, führe ich Dich nun, lieber Leser, in das ungeheure Steppengebiet der Kirgisen, welches vom Uralfluß und vom caspischen Meer im Westen bis zum schneebedeckten Alatau im Osten und vom Irtisch bis zum Gebiet der Tartarei sich erstreckt und Deutschland wenigstens dreimal an Flächenraum übertrifft.

Während dort, im Westen des großen atlantischen Meerbeckens, eine tropische Regenfülle den kräftigen Baumwuchs befördert, läßt hier, im Innern des asiatischen Continents, der Wassermangel nur Gräser, Kräuter oder niedriges Gesträuch entstehen und belastet den größten Theil des Landes mit dem Fluch der ewigen Unfruchtbarkeit. Auf einem Gebiete von vielen tausend Quadratmeilen sind nur wenige Gruppen von süßen und Salzseen vertheilt, und die Bäche und Flüsse werden meistens nach kurzem Laufe entweder vom durstigen Sande verschluckt, oder verlieren sich in ungeheure Salzsümpfe, die nicht nur weite Flächen dem Menschen völlig unbrauchbar machen, sondern auch noch ein großes Hinderniß für die Verbindung der Kirgisen unter sich sowie für den Caravanenhandel bilden.

Im Norden, wo die Steppe sich nach Sibirien und Orenburg abdacht und vom schmelzenden Schnee und von den austretenden Flüssen und Bächen bewässert wird, trägt sie im Allgemeinen und wenigstens im Frühling einen freundlicheren Character und überzieht sich mit einem weichen, saftigen Grase, solange sie noch hinreichende Feuchtigkeit besitzt, um sich vor der zerstörenden Einwirkung der brennenden Sonne zu schützen. Wenn auch hier das Auge keinen Gegenstand findet, an dem es ruhen könnte, so gleitet es doch über Hügel und Wellen hinweg, die mit frischem Grün bedeckt sind; und obgleich auch hier jeder Schritt vorwärts den Wanderer mehr und mehr von der Culturwelt entfernt und ihn in eine Wüste führt, so empfindet er doch keine Furcht, denn Alles, was ihn umgiebt, athmet noch Leben und läßt eine zukünftige Bevölkerung hoffen; er findet dann und wann bewohnte Gegenden, hört das Geblöcke der Schafheerden, das Wiehern der Pferde, das lustige Gesumse der Insekten und den entzückenden Gesang der Nachtigall. Steht er aber auf dem kahlen, mit Schnee übersäeten Rücken des niedrigen Querbergzuges, von welchem aus das Land sich nach Süden abdacht, bis es größtentheils unter dem Niveau des Oceans zu liegen kommt, so findet er die endlose Ebene der gänzlich todten Steppe, deren salzhaltiger Lehmboden von einzelnen Sandseen unterbrochen wird, die vom Winde der Steppe bald hierhin, bald dorthin getragen werden; oder sein Auge trifft auch einzelne glänzende Stellen, gebildet durch die Salzcrystalle, welche die Oberfläche bedecken. Mit jedem Schritte wird hier die Pflanzenwelt kleiner, härter und faseriger, die Form der Gräser unregelmäßiger und schmäler; eine gänzliche Todtenstille umgibt ihn; er hört nicht den geringsten Laut, nicht das kleinste Geräusch in der fernen Atmosphäre, nur den gemessenen Schritt der Karavane. Hin und wieder springt

die behende Eidechse vor seinen Füßen auf und weckt ihn für Augenblicke aus seinen Träumereien, oder er betrachtet mit Neugierde den niedergeschlagenen Bewohner dieser traurigen Gegend, die Schildkröte, welche ihren Kopf aus dem dunkeln Panzer hervorstreckt, um sich an dem seltnen Anblick des Menschen zu ergötzen.

Das Clima dieser öden Steppengegenden ist eins der unfreundlichsten und unwirthbarsten auf Erden. Fast in der Mitte Asiens gelegen, hunderte von Meilen vom erfrischenden Odem des Meeres, ist es allen Extremen der Temperatur, allen Gluthen des Sommers, aller Strenge des Winters, allen Launen der Winde ausgesetzt. Nirgends herrscht eine größere Trockenheit der Luft, nirgends also saugt sie die Feuchtigkeit des Bodens mit größerer Gierigkeit ein, und so erklärt sich trotz des Schnee's und des häufigen Winterregens die Wasserarmuth der kirgisischen Steppe und die Geschwindigkeit, mit der dort die Wasserbecken austrocknen, besonders wenn sie mit süßem Wasser gefüllt sind. Unter Breitegraden, welche der Lage Süddeutschlands und Belgiens entsprechen, fällt das Thermometer im Winter nicht selten unter 40 Grad, während im Sommer eine solche Hitze herrscht, daß es nicht möglich ist, den nackten Fuß längere Zeit auf dem Sande oder auf irgend einem andern festen Gegenstande ruhen zu lassen. Aber auch im Sommer, wenn der Wind plötzlich nach Norden umschlägt, verwandelt sich schnell die große Hitze in eine gefährliche Kälte, welche die sonnenverbrannten Gräser mit Reif oder flüchtigen Schneeschauern überzieht.

Das Volk der Kirgisen, welches diese rauhen, unermeßlichen, noch so wenig bekannten Steppen bewohnt, theilt sich bekanntlich in drei Horden: die große, mittlere und kleine.

Die große Horde, welche auch wohl die goldene genannt wird, nomadisirt in dem südöstlichen Theil der Steppen, südlicher als $45^1/_2{}^0$ nördlicher Breite, und zerfällt in mehrere Geschlechter (wilde, Stein- oder schwarze Kirgisen), die ihre Streifereien auch auf Länder ausdehnen, die zu China oder zum Chanat von Kokand gehören. Diese Geschlechter werden von Sultanen regiert, die in gerader Linie von Ablai Kan abstammen. Für die Verwaltung dieser Horde ernennt der General-Gouverneur von West-Sibirien einen eigenen Beamten, der den Titel: Pristaw oder Vorsteher der großen Horde führt.

Die mittlere Horde occupirt den Landstrich von der sibirischen Irtischlinie gegen Süden bis zu den Sandstrecken, welche die Kirgisensteppe von den Gebieten Mittel-Asiens trennen, und von der chinesischen Grenze gegen Westen bis zum 83^0 östlicher Länge. Sie wird in mehrere Districte getheilt, welche die äußeren Kirgisendistricte heißen und dem Ressort des General-Gouverneurs in West-Sibirien anheimfallen. Jeder Bezirk besteht aus mehreren Wolosty (15 bis 20), in welche die Nomadenlager der Kirgisen eingetheilt sind, und jede Wolost enthält wieder 10 bis 12 Auls. Ein Aul aber besteht aus 50 bis 70 Kibitken oder Jurten.

Die kleine Horde hält sich hauptsächlich westlich vom Aral bis zum caspischen Meere auf und dehnt ihre Streifereien bis auf das Gebiet des Chanats Khiwa aus. Sie ist dem General-Gouverneur von Orenburg und Samara untergeben.

Die Zahl der großen Horde wird auf 70,000 Familien geschätzt, die der mittleren auf 159,400 Familien, die der kleinen auf 158,200, sodaß die Gesammtbevölkerung der Steppe sich auf etwa 1,500,000 Köpfe belaufen mag.

Alle drei Horden bilden bestimmt ein Volk, welches zur großen Turknation gehört, und sind einander im Allgemeinen in Sitten und Gebräuchen und in der Lebensart sehr gleich, obgleich es natürlich bei Stämmen, die über ein so weites Gebiet verbreitet sind, nicht an manchen Localabweichungen fehlen mag.

Die Kirgisen sind meistens von mehr als mittlerer Statur, bisweilen findet man Männer von riesenhaftem Wuchse; doch sind auch manche klein. Ihr Bau ist musculös und kräftig. Die Aermeren, die häufig Mangel leiden, sind meistens mager, die Wohlhabenden und Reichen dagegen, denen es an Nahrung nicht fehlt, haben viel Anlage zum Fettwerden, und einige werden ungemein corpulent. Sie haben durch ihr häufiges Reiten durchgän-

gig krumme Beine und sind sehr schlechte Fußgänger, da sie ihr ganzes Leben fast nur zu Pferde und auf Filzdecken hingestreckt zubringen. Ihre Gesichtszüge stehen fast in der Mitte zwischen den kalmückischen und tartarischen, doch sind die der chinesischen Kirgisen denen der Kalmücken ähnlicher, dagegen im Westen sich viel mehr tartarische Gesichtszüge zeigen. Unter den Kindern und jungen Leuten bis etwa zum 16. Lebensjahre trifft man viele recht hübsche Gesichter. Werden sie älter, so werden aber auch die Züge immer roher und schärfer, und unter den alten Männern sind wahre Galgenphysiognomien durchaus nicht selten. Ihre Hautfarbe ist meistens stark gebräunt. Doch hieran sind ihre Unsauberkeit und im Sommer die Sonnenstrahlen, im Winter der Rauch wohl hauptsächlich schuld, denn bei den kleineren Kindern findet man nicht selten eine sehr weiße Haut. Die Augen und das Haar sind fast ohne Ausnahme schwarz. Die Männer rasieren das Haupthaar und den Bart zunächst bis zum Kinne gänzlich ab, lassen jedoch einen Knebelbart und das Barthaar unter dem Kinn wachsen. Die Weiber dagegen schonen ihr Haupthaar sorgfältig, das bei den Mädchen in fast unzählig vielen Flechten eingeflochten wird, dagegen die verheiratheten Weiber nur zwei große Flechten tragen.

Die Männer tragen baumwollene oder seidene, oft mit gedruckter Leinwand, baumwollenem oder seidenem Zeuge gefütterte, breite, lange Schlafröcke, oft mehrere über einander, die ihnen zugleich als Hemd dienen. Ueber das Ganze wird dann noch ein anderer Schlafrock gezogen von Tuch, Nankin, Seide oder Atlas, der bisweilen noch wattirt oder mit weichgegerbtem Leder gefüttert ist. Der untere oder die unteren Schlafröcke werden durch einen breiten wollenen oder seidenen Gürtel zusammengehalten, das obere Kleid oder bei kalter Jahreszeit der Pelz wird durch einen Gurt von Leder befestigt, der mit messingnen oder kupfernen Blechen verziert ist, und in dem ein Messer in seiner Scheide und eine lederne Tasche hängt, die zur Aufbewahrung der Pfeifen, des Feuerzeugs und anderer Kleinigkeiten dient. Im Sommer, wenn es ihnen zu warm wird, ziehen sie ein Kleid nach dem andern ab, die ihnen dann vom Gürtel herabhängen, und oft entblößen sie Brust und Schultern gänzlich. Ihre Beinkleider sind weit und bestehen theils aus baumwollenem, theils aus kameelhaarenem Zeuge, und über diese ziehen sie dann noch, wenn sie ausreiten wollen, lederne Pantalons, von deren Umfang man sich einigen Begriff machen kann, wenn man erfährt, daß alle die verschiedenen Schlafröcke mit hinein gepackt werden. Bei armen Leuten ist der Schafpelz Sommer- und Winterkleidung, den sie abziehen, wenn es ihnen zu warm wird. Lederne, theils schwarze, theils grüne oder auch wohl rothe Stiefel, die meistens eine aufwärts gerichtete Spitze und ungemein hohe Absätze haben, sodaß sie zu Fuße fast gar nicht fortkommen können, und spitze Zuckerhutmützen mit großen Klappen vervollständigen den Anzug, nach welchem man schon auf die unthätige Lebensweise der Kirgisen schließen kann.

Die Weiber tragen weite, lange Kleider, die vorn bis zum Gürtel offen sind, aber mit vielen kleinen Knöpfen zugeknöpft werden können. Außerdem tragen sie lange, breite Beinkleider und meistens eben solche Stiefel als die Männer. Ueber das Kleid, das ihnen zugleich auch als Hemd dient und meist aus baumwollenem Zeuge besteht, ziehen sie oft noch ein ähnliches Kleid, das aber aus besserem Zeuge gemacht ist, und umgürten sich mit einer Schärpe. Ueber das Alles ziehen sie oft noch einen weiten bucharischen Schlafrock.

Der Kopfputz ist sehr mannichfaltig. Die Mädchen tragen am Ende ihrer Zöpfe meistens seidene Schnüre und oft allerlei Klapperwerk. Oft haben sie eine Art conischer Hauben auf, die gleichfalls mit verschiedenen kleinen Münzen, Korallen und dergleichen besetzt sind. Nicht selten gehen sie aber mit entblößtem Haupte. Die verheiratheten Weiber umwinden auf eine eigenthümliche Art ihren Kopf mit weißen oder bunten Tüchern, sodaß sie eine niedrige abgestutzte Pyramide bilden, und ein langer, breiter Zipfel hinten herabhängt. Sie verschleiern sich nicht und fliehen auch nicht den Blick der Männer. An den Fingern tragen sie viele Ringe und in den Ohren Ohrgehänge. Die Frauen der Sultane

und anderer vornehmer Kirgisen schmücken ihre Wangen roth und färben ihre Nägel rothbraun. Die kleinen Knaben laufen im Sommer meistens nackt umher, und auch die kleinen Mädchen haben oft nur Beinkleider an.

Die Wohnungen der Kirgisen sind Filzhütten und unterscheiden sich in nichts von den Jurten der Kalmücken und anderer asiatischer Nomaden. Das Gerüst oder Skelett zu diesen Filzhütten besteht aus einem Hürdenwerk von sieben oder mehreren Stücken, deren jedes aus dicken Weidenstäben in Gestalt eines Netzes beweglich zusammengefügt ist, sodaß diese Stücke, welche auseinandergezogen ein Gatter, etwa 6 Fuß lang und 5 Fuß breit, ausmachen, dergestalt zusammengeschoben werden können, daß ein Stock dicht an den andern zu liegen kommt, wodurch natürlich der Transport auf ihren Nomadenzügen sehr erleichtert wird. Diese Stücke werden in einem Kreis, so groß, als die Hütte ist, gesetzt und da, wo sie sich einander berühren, mit Haarseilen oder Bändern verbunden. Wo die Thüre der Hütte sein soll, wird ein Rahmen mit ein oder zwei beweglichen Thürchen eingesetzt und mit den nächsten Stücken der Hürde verbunden, auch wird von diesem Rahmen noch ein starkes härenes Seil um den ganzen Kreis der Hürde gelegt, um sie fester zusammenzuhalten und in eine recht runde Form zu bringen. Alsdann wird ein hölzerner Kranz, der aus zweien etwas von einander stehenden Ringen besteht, auf etwa dreien der langen Weidenstäbe, woraus das Dach der Hütte bestehen soll, über die Hürde emporgehoben und darauf alle übrigen Weidenstäbe zwischen die Reifen des Kranzes eingesteckt, mit dem untern Ende auf die Gabeln der aufgerichteten Hürde gestellt und mit Schnüren gleichsam aufgehängt. Alsdann ist das Gerüste, dessen Theile gewöhnlich roth angestrichen sind, fertig. Ueber das Dach desselben wird ein großer, darnach zugeschnittener Filz wie ein Regenmantel herumgelegt und mit darüber geschlungenen Seilen befestigt. Die Seiten bleiben im Sommer offen, wenn es aber kalt ist, so werden Stücke Filz oder Schilfmatten, oder auch beide darum gelegt und mit einem herumgezogenen Seil befestigt, vor die Thüre aber ein Vorhang von Filz gemacht. Die Oeffnung des hölzernen Kranzes, welcher die Spitze der Hütte einnimmt, bleibt gewöhnlich als ein Rauchloch offen, wegen des Windes und Regens aber sind Kreuzbögen von Weidenzweigen darüber befestigt, auf welche ein Stück Filz von der Windseite, oder wenn das Feuer ausgebrannt ist, zu mehrerer Wärme über die ganze Oeffnung gedeckt wird. Im Sommer sind diese Jurten oder Kibitken recht angenehme Wohnungen und gewähren dann hinreichenden Schutz, im Winter dagegen, wenn der Steppenwind mit einer Temperatur von — 30° durch die Wüste heult, schützen sie gegen die Kälte nur höchst unvollkommen und erklären hinreichend den Schlafrock- und Pelzreichthum, womit die wohlhabenderen Kirgisen die Mängel ihrer Wohnung zu verbessern suchen. Am schlimmsten haben es die Kinder, und um diese gegen das Erfrieren zu schützen, sind die Eltern oft genöthigt, sie in Gruben, die mit warmer Asche angefüllt sind, zu vergraben. Eine andere nicht geringe Beschwerde verursacht der Rauch, der immer in diesen Wohnungen herrscht und um so unausstehlicher ist, da meistentheils nur Dünger gebrannt wird.

In einem Lande, wo das Wachsthum der Pflanzen sich fast nur auf Gräser und Kräuter beschränkt, ist es offenbar, daß die Existenz des Menschen fast ausschließlich von der der geduldigen Hausthiere abhängen muß, die er zu seinem Dienste erzieht.

Die Natur der Steppe kann nothwendig nur ein Hirtenvolk ernähren. Die Viehzucht ist daher die Hauptbeschäftigung der Kirgisen, und die Viehweiden bilden ihren hauptsächlichsten Reichthum. Sie halten große Heerden Pferde, Schafe, weniger Rindvieh, Kameele und Ziegen. Die Pferde sind meistens mittleren Wuchses, doch findet man auch viele hohe, sehr stark gebaute Pferde. Sie sind flüchtig, muthig und sehr dauerhaft. Beschlagen werden sie nie, bekommen aber auf dem trockenen Boden einen schönen, starken Huf, der jedoch in steinigten Gegenden nicht selten Risse bekommt und sich nach und nach so abnutzt, daß die Pferde unbrauchbar werden. Die Pferde

werden nur zum Reiten gebraucht, aber nie zum Lasttragen. Hauptsächlich aber hält man viele Stuten, um keinen Mangel am beliebten Kumyß (gegohrene Stutenmilch) zu haben.

Mehrere Sultane und reiche Kirgisen haben ungeheure Heerden von Pferden, 4—5000 Stück und auch wohl mehr. Der Preis derselben ist sehr verschieden, beträgt jedoch im Durchschnitt 15 bis 30 Rubel. Manche Pferde, besonders gute Paßgänger haben aber einen viel höheren Werth und werden mit mehreren hundert Rubeln bezahlt.

Ihre Schafe sind sehr groß und schwer, hochbeinig, mit sehr krummen Ramsköpfen, hängenden Ohren und ungeheuren Fettschwänzen. Sie sind meistens ungehörnt, weiß, braun und braungefleckt, mit schlechter, langer, grober Wolle; doch findet man mitunter eine andere Race, die kleiner sind und eine viel feinere Wolle haben. Diese sollen von den astrachanischen Kalmücken hergekommen sein, arten aber, da sie von den gemeinen Schafen nicht getrennt werden, nach und nach aus.

Heerden von einigen tausend Schafen sind nicht selten, ja mancher reiche Kirgise soll deren 20,000 und darüber besitzen. Die Rindviehheerden sind weniger zahlreich, aber nicht ganz unbedeutend. Das Rindvieh ist mittlerer Größe, aber stark und behend. Die Ochsen werden häufig gleich den Pferden gesattelt und geritten, wobei man sie vermittelst eines kleinen hölzernen Pflockes lenkt, der durch den Nasenknorpel geht; auch werden sie oft zum Lasttragen benutzt.

Die Zucht der Kameele ist in diesen Gegenden mit einigen Schwierigkeiten verknüpft, und man ist genöthigt, die Kameele, die durchgängig zur zweibuckeligen Race gehören, zum Winter in Filze einzunähen und zwischen den Jurten große Filze auszuspannen, unter denen sich diese Thiere bei strenger Kälte versammeln. Doch gedeihen sie im Allgemeinen gut, und man findet bei jedem Aul ziemlich zahlreiche Heerden derselben. Diese Thiere werden hauptsächlich zum Lasttragen gebraucht. Um sie zu lenken, durchbohrt man den Nasenknorpel und zieht eine Haarschnur hindurch. Nicht selten wird auch auf Kameelen geritten, und man hat bisweilen das possirliche Schauspiel, drei bis fünf Menschen auf einem dieser unförmlichen Thiere reiten zu sehen. Ein Kameel gilt im Durchschnitt 60 Rubel. Ziegen werden nur sparsam gehalten und verdienen kaum eine Erwähnung.

Alle diese zahlreichen Heerden halten sich das ganze Jahr hindurch im Freien auf und müssen sich selbst ihr Futter suchen, denn die Trägheit erlaubt es den Kirgisen nicht, Heuvorräthe zu sammeln, sondern sie begnügen sich, zum Winter gewisse Gegenden aufzuspüren, die im Sommer nicht besucht werden.

Diese Vorsorge wird indessen nicht selten durch feindlich gesinnte Kirgisen vereitelt, welche ihre Heerden nach solchen Winteraufenthaltsorten hintreiben und so den Besitzern des Orts das Futter für die Heerde rauben. Denn obgleich die Kirgisen den Sommer hindurch weit umherziehen, so hat doch jeder Stamm, jede Wolost und fast jeder Aul, ja fast jede Jurte eine bestimmte Stelle für den Winter, die die Kirgisen nur höchst selten ändern.

In Hinsicht des Nomadenlebens unterscheiden sich die östlichen von den westlichen Kirgisen auf eine auffallende Art, was freilich durch die Beschaffenheit des Landes bedingt wird. Die Kirgisen im Osten, in der Nähe hoher Gebirge, überwintern in den Steppen an den Ufern der Flüsse und Seen und in den Schluchten der niedrigen Steppengebirge. Im April ziehen sie dagegen ihre Heerden in's Gebirge, und zwar Anfangs in die Vorberge, steigen dann auf die höheren Plateau's des Kurtschum- und Narymgebirges und nähern sich nach und nach immer mehr den Schneekoppen, in deren Nachbarschaft sie die heißeste Jahreszeit zubringen, um dann, allmählig wieder abwärts steigend, in den geschonten Steppen zu überwintern.

Das entgegengesetzte Verfahren findet bei den westlichen Kirgisen statt. Diese durchziehen den ganzen Sommer hindurch die öden, dürren Steppen und entfernen sich oft viele hundert Werst von ihren Winterlagern, die in den Schluchten der Gebirgszüge, theils auch am Irtisch und andern Flüssen liegen.

Den Heerden der östlichen Kirgisen

mangelt es im Sommer nie an gutem Futter und Wasser, sie leiden weder von der Hitze, noch vom Ungeziefer, auch sind Viehseuchen höchst selten und wenig gefährlich. Dagegen sollen die Winter in der Nähe der Gebirge strenger und hauptsächlich schneereicher sein. Im Westen finden die Kirgisen während des Sommers lange nicht so reichliches Futter, und der sparsame Kräuterwuchs auf den dürren Steppen ist bald abgeweidet. Da die Heerden oft genöthigt sind, weit von den Wasserstellen zu weiden, so leiden sie häufig an Durst, auch werden sie nicht wenig vom Ungeziefer geplagt, und es vergeht kein Sommer, wo nicht die Pestbeulen viele Pferde und Kameele wegraffen. Das Hornvieh wird viel seltener angegriffen, die Schafe niemals. Die Winter sollen dagegen in den westlichen Gegenden weniger hart und weniger schneereich sein, und die Heerden leiden hier in dieser Jahreszeit weniger als im Osten.

Die Pferde und das Rindvieh scharren sich das Futter im Winter leicht unter dem Schnee hervor, sie werden zwar bisweilen sehr mager, verhungern jedoch nur selten. Den Schafen wird ein tiefer Schneefall sehr verderblich. Noch verderblicher aber ist ihnen Glatteis, das den Schnee bedeckt und dabei zu hart ist, um von den Thieren durchbrochen werden zu können, wodurch sie außer Stande sind, ihr kümmerliches Futter hervorzuholen. Dann sind die Kirgisen genöthigt, unter dem Eise und an unbedeckten Felsenabhängen etwas Gras zu gewinnen, um wenigstens einen Theil ihrer Schafe zu retten. Hält ein solches Wetter lange an, so wird ein großer Verlust unvermeidlich, und es geschieht wohl, daß die Kirgisen $^1/_4$, $^1/_3$, ja bisweilen über die Hälfte ihrer Schafheerden einbüßen.

Solches Unglück trifft mehr die östlichen, weniger die westlichen Gegenden. Die offenen Steppen dagegen sind vorzugsweise den entsetzlichen Schneestürmen oder Buranen ausgesetzt, die man gesehen haben muß, um sich einen Begriff von ihnen zu machen. Sie kommen vorzugsweise aus Südwest, und man unterscheidet zwei Arten derselben. Entweder wird bei übrigens heiterem Himmel der lockere Schnee der Steppe von einem wüthenden Sturm zu dichten Wolken aufgewühlt, die den Tag verdunkeln, oder es entladen sich zugleich auch Schneewolken. Man pflegt bisweilen die erste Art Buran von unten, die zweite aber Buran von oben zu nennen.

Ein Buran fängt oft bei heiterem Wetter und zu jeder Tageszeit an; bisweilen geht ihm ein oder zwei Tage lang leiser Wind und trüber Himmel voran. Er dauert fast nie weniger als 24 Stunden und selten länger als 3 Tage. Bei beginnendem Buran wird der Schnee Anfangs in langen Streifen dicht über den Boden hingeweht. Mit der Stärke des Windes steigt auch der Schnee höher, verdunkelt die Sonne, und wenn hierzu noch Wolken sich entladen, so sieht man zuletzt nichts als eine dichte, undurchdringliche Schneemasse, die mit entsetzlicher Gewalt gepeitscht und gewirbelt wird, sodaß es im Freien oft unmöglich ist, die Augen zu öffnen. Und gelingt dieses auch, so hilft es ja nichts, denn man kann nicht drei Schritte vor sich sehen. Thiere und Menschen werden wie betäubt, verlieren den Weg, irren stundenlang herum und erliegen endlich dem Frost und der Erschöpfung. Ein Reisender, der die ganze Gefahr dieser Schneestürme kennt, hält an, legt sich in den Schnee oder unter seinen Schlitten und läßt sich ruhig einschneien. Ist das Ende des Buran gekommen, so findet er bald den Weg wieder. Manche hoffen, ein Lager oder irgend einen andern Schutz zu erreichen, und erfrieren oft wenige hundert Schritte von dem Ziele, dessen Nähe sie nicht ahneten.

Der Schneesturm weht immer stoßweise und hört bisweilen plötzlich auf; wer sich aber durch eine solche ruhige Zwischenstunde verleiten läßt, weiter zu reisen, kann sicher sein, wieder von ihm betroffen zu werden; denn er beginnt nach der Stille mit erneuerter Wuth. Das Ende des Burans kündigt sich nur durch ein allmähliges Abnehmen des Windes an. Vieh und Pferde stellen sich bei'm Beginne eines Schneesturmes mit den Köpfen gegen denselben, um den Strich der Haare in die Richtung des Windes zu bringen und so weniger zu frieren. Wird der Sturm aber stärker, so laufen sie vor ihm her und stürzen sich oft in Abgründen zu Tode.

Von dem ungeheuren Schaden, den ein

solcher Schneeorkan anrichten kann, gibt uns folgendes Beispiel einen Begriff. Im Jahre 1827 wurde alles Vieh der sogenannten inneren Kirgisenhorde, welche zwischen dem untern Ural und der Wolga nomadisirt, von einem furchtbaren Buran nach Norden in's Saratow'sche Gouvernement gejagt, wobei 10,500 Kameele, 280,500 Pferde, 30,480 Stück Hornvieh und 1,012,000 Schafe verunglückten. Der Verlust wurde auf nicht weniger als dreizehn Millionen Rubel geschätzt und stürzte mit einem Schlage das ganze Volk in das bitterste Elend. Was sind die Gewitter und Hagelschläge Deutschlands gegen eine so entsetzliche Verwüstung!

Nächst der Viehzucht ist die Jagd eine Hauptbeschäftigung der Kirgisen, wozu sie die Goldadler (Falco, Falken) und die schnellen Hunde turkmanischer Race abrichten, die bei ihnen unter der allgemeinen Benennung „Tasy" bekannt sind. Die letzteren sind sehr schön; sie haben am ganzen Körper, außer an Ohren und Schwanz, kurze Haare, ihre Ohren sind lang. Diese Hunde, welche hauptsächlich Wölfe und Füchse jagen, werden in der Steppe theuer bezahlt. Die Jagd mit dem Goldadler ist ganz und gar der Falkenjagd ähnlich. Interessant ist es, wie sie diese Vögel fangen. Wenn ein Kirgise eines Goldadlers ansichtig wird, so schleicht er sich an ihn heran, und wenn er ziemlich nahe gekommen ist, so wirft er sein Gewand auf ihn, weil der Goldadler, wenn er einmal einer Beute habhaft geworden ist, so lange frißt, bis er nicht mehr im Stande ist, aufzusteigen. Die Jagd mit diesen Vögeln wird folgendermaßen betrieben. Sobald man ein Wild erblickt, macht man den Goldadler von der Kette los. Dieser steigt empor und beschreibt, indem er sich wieder senkt, Kreise über dem Thiere, welches, die ihm drohende Gefahr gleichsam fühlend, aus allen Kräften davonläuft. Wenn endlich der Vogel dem Thiere nahe genug ist, so stürzt er sich mit aller Macht auf dasselbe, packt es am Halse und am Schwanze und sucht das Rückgrat zu zerbrechen.

Den Wölfen und Füchsen sowie den Korsaks stellen die Kirgisen auch wohl Fangeisen oder wenden das Feuer an, um sie aus ihren Löchern zu vertreiben und zu tödten. Auch verfolgen sie die wilden und verwilderten Pferde, die sie nach den Stellen, wo der Schnee sehr tief liegt, hintreiben und dort erlegen. Im Sommer stellen sie den Antilopen nach, die sie meistens schießen, seltener mit Hunden hetzen, da diese gewöhnlich nicht schnell genug sind, um die flüchtigen Antilopen einholen zu können. Dachse, Murmelthiere, Luchse und Marder werden mit Fangeisen, die ihres Pelzes wegen geschätzte Zieselmaus in Schlingen gefangen. In bergigen Gegenden erlegen sie bisweilen Rehe, Arkane (Aegoceros Argali), Hirsche, Bären, Hasen, sehr selten den Tiger, der bekanntlich nicht auf das heiße Indien beschränkt ist, sondern nicht selten bis nach Sibirien streift, wo er sogar am obern Jenissei erlegt wird.

Die Kirgisen sind leichtsinnig, wortbrüchig, zu Unruhen geneigt, im Allgemeinen träge, am liebsten ihre Zeit in den Kibitken mit Tabackrauchen und Plaudern zubringend. Gilt es aber, einen Raubzug auszuführen, so trotzen sie allen Beschwerden und entwickeln eine ungemeine List und Verschlagenheit, um ihren Zweck zu erreichen und dann die Spuren des weggetriebenen Viehes so künstlich zu verbergen, daß sie nicht entdeckt werden können.

Sie sind übrigens mäßig, dem Trunk durchaus nicht ergeben und gleichen also auch in dieser Beziehung den räuberischen Beduinen — den Nomaden der arabischen und syrischen Wüsten.

Ihre Gastfreiheit erinnert ebenfalls an diese hochgepriesene Tugend der Söhne Ismaels. Erreicht ein Fremder eine Kibitke, so treten die Bewohner hervor und rufen ihr Willkommen mit dem Worte Aman! entgegen. Einer der Söhne oder ein anderer Anverwandter hebt den Ankommenden vom Pferde, und dann bewillkommnen sie sich, indem sie einander die Rechte zwischen ihre beiden Hände drücken. Bei'm Abschied finden dieselben Freundschaftsbezeigungen statt. — Befindet man sich in einem Aul, so kann man mit Sicherheit darauf rechnen, von den Einwohnern desselben weder beraubt, noch auch heimlich bestohlen zu werden. Man wird, solange man im Aul verweilt, als Mitbürger, als

Stammesmitglied angesehen, dem nicht allein nicht zu nahe getreten werden darf, sondern den man auch gegen jedes Unrecht nach Kräften beschützen muß. Doch seltsamer Widerspruch! — dieselben gastfreundlichen Kirgisen machen sich gar kein Gewissen daraus, den Reisenden zu berauben, sowie er einige Werst vom Aul entfernt ist, — und ihn bis auf's Hemd auszuziehen.

Trotz ihrer Raubsucht sind die Kirgisen aber eigentlich nicht diebisch, und Diebereien unter den Einwohnern eines Auls finden nur höchst selten statt. Theilt man den Kirgisen Eßwaaren, Tabak oder dergleichen mit, so unterlassen sie nie, alle Anwesenden daran theilnehmen zu lassen, oft für sich kaum etwas übrig behaltend. Andere Sachen verschenken sie dagegen nicht leicht anders, als wenn sie sicher sind, daß ihnen ein Gegengeschenk gemacht werden wird.

Im Handel sind sie sehr eigennützig und suchen ihre Waaren so hoch als möglich abzusetzen. Daher ihr häufiges Steigern der Preise, da sie in der Regel den eigentlichen Werth der Waaren nicht zu beurtheilen wissen und nur dadurch den höchstmöglichen Preis für ihre Waaren zu erringen hoffen. So machte unter Andern Dr. Meyer, ein Begleiter des Herrn von Ledebour, auf seiner Reise durch das Altaigebirge die Erfahrung, daß man eine ungemeine und unerschöpfliche Geduld haben muß, wenn man mit diesem Volke Handel treiben will. Um z. B. ein Schaf zu kaufen (oder, um mit den Kirgisen zu reden, von ihnen geschenkt zu erhalten), hatte er mit allen seinen Leuten vier Stunden lang alle Hände voll zu thun; denn so oft er auch bewilligte, was sie verlangten, ebenso oft steigerten sie auch den Preis wieder, und erst nachdem sie mehrere Male davon gegangen und immer wieder gekommen waren, konnte er ein Schaf, für welches sie anfänglich nur zwei Ellen Zeug verlangt hatten, für das Dreifache erhalten.

Schon aus diesem Beispiel ersieht man, wie langweilig und unangenehm der Tauschhandel mit den Kirgisen sein muß. Wer aber hinlänglich Geduld hat und den Werth der Waaren kennt, der wird in der Regel den Kirgisen übervortheilen, wie denn auch für die russischen Kaufleute der Handel mit den Kirgisen sehr vortheilhaft ist.

Die Kirgisen der mittleren Horde tauschen hauptsächlich mit den Russen, Chinesen und Taschkentern. Ihre Hauptwaaren sind Schafe, Pferde, Rindvieh, Kameele, die Pelze der auf der Jagd erlegten Thiere, gegen welche sie von den Russen Juchten, Saffiane, verschiedene Eisenwaaren, messingene Ringe und Fingerhüte, grobe Tücher, schlechte Filze, Glaskorallen, große, mit Eisen beschlagene und bemalte Kasten, Kämme, Spiegel, ziemlich viel Getreide, besonders Weizen u. s. w. eintauschen. Meistens treiben Tartaren und Taschkenter, die Handelsagenten der Kaufleute im Semipalatinsk, Ustkamenogorsk und Petrepawlowsk sind, diesen Handel, indem sie bei den Kirgisen gegen russische Waaren Vieh eintauschen, das sie in China gegen chinesische Waaren (Seidenzeuge, Atlas, lackirte Holzwaaren, Ziegelthon, Tabak und Tabakspfeifen 2c.) umsetzen und diese zum Theil wieder bei den Kirgisen vertauschen. Bei der bekannten Handelsgeschicklichkeit der Russen braucht man nicht zu fragen, wer sich bei diesem Umsatz am besten steht.

Die östlichen Kirgisen beziehen ihre Bedürfnisse meistens von den Chinesen, und so, wie im Westen die Kirgisen meistens in russische und taschkentische Zeuge gekleidet sind, so sind es die östlichen Kirgisen wieder meistens in chinesische Fabrikate. Doch können auch letztere die russischen Metallwaaren nicht entbehren. Von den Taschkentern tauschen die westlichen Kirgisen besonders Zeuge, seidene Tücher, genähete Schlafröcke, Gewehre, Schießpulver, Leder und lederne Stiefel ein, doch wird zum großen Theil auch dieser Handel durch russische Handelsagenten betrieben.

Obgleich die Kirgisen sich zum Islam bekennen, so sind sie doch in ihren Religionsgebräuchen ebenso unwissend, als lau in Ausübung derselben; denn ihr ganzer Gottesdienst besteht fast nur in dem Hersagen kurzer Gebete und dem Händewaschen vor und nach dem Essen. Mit Geistlichen, die etwas zu ihrer Bildung beitragen könnten, sind sie schlecht versorgt, desto mehr aber mit Zauberern und Wahrsagern.

Einige dieser gelehrten Herren verkündigen die Zukunft aus den Gestirnen, andere aus dem Schulterblatt eines Schafes, welches blos mit einem Messer abgeschabt und nicht mit den Zähnen berührt werden muß, weil es dadurch zur Zauberei untüchtig werden soll. Nachdem man dem Weissager eine Frage vorgelegt, legt er das Schulterblatt auf ein Feuer und wartet so lange, bis die platte Seite allerlei Risse und Spalten bekommt, aus welchen er dann mit derselben Sicherheit weissagt wie die alten Weiber, die bei uns das Schicksal eines Menschen aus den Linien seiner Hand herauslesen. Andere Zauberer schütten Fett oder Butter in's Feuer und weissagen aus der Farbe der Flamme, stehen aber mit großem Unrecht nicht in so hoher Achtung wie die Schafknochenseher, da ihre Weissagungen doch unstreitig denselben Werth haben.

Der Erlaubniß Mahomets gemäß nimmt ein jeder Kirgise soviele Frauen, als er will, und als er kaufen kann. Die Reichen haben oft 3—5 Frauen, die Armen meistens nur eine. Bei den Reichen hat jede Frau ihre eigne Jurte, und Fremde werden nicht leicht in diese Jurten eingeführt. Die erste Frau wird als die eigentliche Hausfrau betrachtet, und ihr erweist man mehr Achtung als den andern Frauen. Die Kinder werden schon sehr frühe mit einander versprochen, doch heirathen die Jünglinge meistens erst nach zurückgelegtem zwanzigstem Jahre. Den Sohn rüstet der Vater nach Vermögen mit einer oder mehreren neuen Kibitken aus, giebt ihm eine Anzahl Vieh, neue Kleider, Filzdecken u. s. w. Dagegen kann jeder verheirathete Sohn keine Ansprüche mehr auf das väterliche Vermögen machen, solange noch unversorgte Söhne da sind. Doch erbt die oberste Gewalt über eine Wolost oder einen Stamm der älteste Sohn, wenn nicht bisweilen ein Bruder des Verstorbenen vorgezogen wird.

Ihre Todten beerdigen sie gerne in der Nähe anderer Gräber oder Ruinen alter, von ihnen heilig gehaltener Gebäude. Es werden entweder kleine Gruben gemacht, oder auch wohl über der Erde Pfähle eingeschlagen, mit Reisig ausgeflochten, und nachdem der Körper in voller Kleidung hineingelegt worden, mit Zweigen bedeckt und die Erde darüber geschaufelt. Am Kopfende, welches gegen Mitternacht sehen muß, wird ein kleiner Pfahl, dessen Ende bis in die Leichenkammer reicht, so lange aufrecht gehalten, bis der ganze Grabhügel festgeschlagen ist, worauf der Pfahl herausgezogen wird, und also das Grab eine Oeffnung behält. In steinigten Gegenden trägt man einen Steinhaufen über dem Körper zusammen.

Die Kirgisen kann man in Sultane, gemeine freie Kirgisen und Sclaven oder Leibeigene eintheilen. Der Familienvater wird von seiner Familie verehrt, und jedes Mitglied derselben leistet ihm Gehorsam. Viel loser ist das Verhältniß zwischen den Aeltesten oder Sultanen und den einzelnen Familien einer Wolost. Die freien Kirgisen sind gleichsam als Vasallen der Sultane anzusehen, mit denen sie sich vereinigen, um Schutz gegen die Willkühr anderer Stämme zu finden, ohne ihnen jedoch eine besondere Unterwürfigkeit oder irgend eine Abgabe zu leisten. Die Telenguten oder Leibeigenen sind ganz von ihren Herren abhängig und müssen thun, was diese ihnen befehlen. Ihre Zahl ist nicht gering, und mancher Sultan oder Aeltester hat deren oft sehr viele, mit denen er nach Willkühr verfahren, sie vertauschen, verschenken, bestrafen kann, wie er will. Doch ist ein kirgisischer Leibeigner nicht so streng von seinem Herrn geschieden, wie der unglückliche Mecklenburger Fröhner von seinem junkerlichen Gebieter; denn er tritt ohne Weiteres in seine Jurte, setzt sich in einiger Entfernung von ihm hin und ergreift auch wohl den Tabaksbeutel seines Herrn, wenn er diesen bei guter Laune sieht, um sich ein Pfeifchen zu stopfen. Wird gegessen, so setzt er sich hinter den Herrn und fängt geschickt die ihm zugeworfenen Knochen und Fleischstücke auf. Die Telenguten vermehren sich oft durch freie Kirgisen, die verarmt in die Dienste eines Sultans treten, der nicht ermangelt, seinen Dienstmann recht bald mit einer Leibeigenen zu verbinden und ihm ein Zelt und einiges Vieh zu geben. Will ein solcher Kirgise seinen Dienstherrn verlassen, so kann ihm das nicht verwehrt werden, allein er ist genöthigt, das ihm gegebene

Vieh mit einem gewissen Ueberschuß wieder zu erstatten, und seine Kinder bleiben mit der Mutter als Leibeigene bei dem Herrn.

Den Sultanen erweisen die anderen Kirgisen immer Ehrerbietung. Tritt er in eine Kibitke, so stehen alle in derselben befindlichen Kirgisen auf und setzen sich erst, nachdem der Sultan seinen Platz eingenommen hat. Im Aul und auch oft in der Wolost ist er unumschränkter Richter. Doch zieht er in wichtigen Fällen oft einige der angesehenen freien Kirgisen zu Rathe. Meistens unterwirft man sich seinen Entscheidungen, oft auch nicht. Dann werden Schiedsrichter gewählt, welche die Sache entscheiden.

Die Strafen treffen meistens das Vermögen des Verbrechers; selten wird er gehängt oder auch wohl an den Schweif eines wilden Pferdes gebunden und von diesem zu Tode geschleift. Mörder werden, wenn sie sich mit den Anverwandten des Ermordeten nicht abfinden können, diesen zur willkührlichen Strafe übergeben, die sie erdolchen oder ihnen die Adern öffnen.

Da die einzelnen Woloste und Stämme als lose Glieder dastehen, und keine Macht da ist, die gegen Gewaltthätigkeiten schützen kann, so ist Jeder genöthigt, sich mit gewaffneter Hand selbst Recht zu verschaffen. Diese Gesetzlosigkeit ist nebst der natürlichen Raubsucht der Kirgisen die wahre Quelle der Baranta oder des gegenseitigen Pferdediebstahls, der wie die corsikanische Vendetta eine Repressalie für erlittenes Unrecht ist und auf diese Weise zu endlosen Räubereien Veranlassung giebt, die mehr noch als die Verheerungen der Burane und des winterlichen Glatteises am Wohlstand der Kirgisen zehren. Denn da die Räuber genöthigt sind, auf's Eiligste und oft durch weit entlegene Gegenden zu entfliehen, um ihre Spur zu verbergen, so läßt es sich nicht vermeiden, daß vieles Vieh auf dieser Flucht fällt oder sich verläuft und wegen der Eile nicht aufgesucht werden kann. Auch unterlassen sie nicht, manches Stück Vieh zu verzehren. Wird dennoch ihre Spur entdeckt, was sehr häufig geschieht, so rauben ihnen die Beraubten ebensoviel Vieh, als ihnen weggetrieben worden war, wobei denn immer beide Parteien einen nicht unbedeutenden Verlust erleiden. Sind vollends die Angreifenden nicht glücklich und werden besiegt, so nehmen ihnen die Sieger Alles, Pferde und Kleider, und dann sind sie genöthigt, nackt und ohne Nahrungsmittel oft weite Strecken zurückzulegen, ehe sie ihre Aule erreichen.

Wollen die Kirgisen einen Streifzug unternehmen, so versammeln sich oft einige hundert Leute zu Pferde in ihrer abgetragensten Kleidung und außer mit Säbeln und Piken mit langen, am untern Ende dicker werdenden Stöcken bewaffnet. Diese bilden die gewöhnlichste Waffe der Pferdediebe, und sie wissen dieselbe außerordentlich gewandt zu führen.

Gewöhnlich wird zu einer solchen Raubexcursion eine dunkle Herbstnacht gewählt, wo die in Tabunen versammelten Pferde sich leicht erschrecken. Wenn sie an einen Tabun herangeritten sind, halten sie in einiger Entfernung an und suchen herauszubringen, ob die Hirten schlafen. Sodann steigt Einer vom Pferde und schleicht sich auf allen Vieren von der andern Seite dicht an den Tabun heran. Das geringste Geräusch, das er macht, z. B. wenn er mit einem Stöckchen an ein anderes schlägt, scheucht die Pferde auf, sodaß sie sich auf die entgegengesetzte Seite werfen, wo sie von den dort haltenden Dieben mit den langen Stöcken gestossen werden. Dadurch gerathen sie noch mehr in Angst, und die Diebe treiben sie nun, wohin sie wollen.

Das Alles geht so leise vor sich, daß nur das Getrampel der Roßheerde hörbar ist. Setzt man den Dieben nach, so erheben diese, um die Pferde noch mehr zu schrecken, Geschrei und Geheul.

Eine auf diese Weise geraubte Heerde jagen sie zuweilen zwanzig Stunden weit bis an einen ganz sicheren Ort.

Werden sie von den verfolgenden Besitzern eingeholt, so muß ein Kampf entscheiden, wobei jedoch sorgfältig vermieden wird, tödtliche Schläge zu versetzen, weil die Verwandten des Erschlagenen das Recht haben, eine große Buße für denselben zu verlangen.

Man kann wohl sagen, daß die Baranta, die so schwer auszurotten ist,

weil sie für etwas Heldenhaftes gilt, wie ein beständiger Alp auf diesem rohen Nomadenvolke drückt. Nie kann der Kirgise sich der Sicherheit seines Eigenthums erfreuen, sondern immer muß er einen Angriff erwarten und fürchten, seine Heerden, die seinen einzigen Lebensunterhalt ausmachen, zu verlieren.

Deßwegen streifen sie am Tage weit umher und spähen von den Bergen und Hügeln herab, ob sich keine Feinde nähern. Des Nachts haben sie noch weniger Ruhe. Während die Sclaven die Heerde umreiten und durch häufiges Rufen ihre Wachsamkeit bezeugen müssen, ruht zwar der Herr mit seinen Verwandten, muß jedoch immer bereit sein, seinen Leuten zu Hülfe eilen zu können, wenn diese angegriffen werden. Darum werden des Nachts bei der Jurte immer einige der besten Pferde gesattelt gehalten, und lange Lanzen stehen am Eingange angelehnt. So verleidet sich auch hier der Mensch, indem er seinen wilden Leidenschaften fröhnt, den geringen Lebensgenuß, den der Kampf mit einem fürchterlichen Klima ihm noch übrig läßt. Mancher Streit geht schon seit einigen Generationen vom Vater auf den Sohn über, der sich bemüht, das zugefügte Unrecht zu rächen, und der wiederum dadurch neue Rachsucht erweckt.

Sind dann endlich beide Parteien es überdrüssig, diesen kleinen Krieg fortzuführen, so thun sie, was ebenso gut oder noch viel besser zu Anfang hätte geschehen können, — sie wählen Schiedsrichter, und einige Stücke Vieh, die nach ihrem Ausspruch den Eigenthümer wechseln, schlichten endlich den langjährigen Streit.

Wie bei allen barbarischen oder halbbarbarischen Völkern wird die größte Arbeitslast dem schönen Geschlechte aufgebürdet. Die Frauen müssen die Jurten abbrechen und wieder aufbauen, Holz und Feuermaterial zusammensuchen, das Vieh melken, die Speisen und Getränke zubereiten, Zeuge weben, Kleider und Stiefeln nähen, ja sie müssen auch die Pferde satteln und dem Manne vorführen. Die Männer dagegen beschäftigen sich fast nur mit Bewachung der Heerden, mit Schnitzen der Holzwaaren, mit Schmieden und — mit Räubereien.

Trotz der climatischen Unbilden und dem vielen Ungemach, welches sie sich noch durch ihre unsinnige Ungesetzlichkeit aufbürden, erfreuen sich die Kirgisen im Allgemeinen einer dauerhaften Gesundheit und erreichen ein hohes, gesundes, kräftiges Alter. Dabei sind sie durchaus keine Kopfhänger, sondern Freunde des geselligen Plauderns, wobei sie eine Unmasse Kumyß, ihr Lieblingsgetränk, verzehren.

Zuweilen wird die Einförmigkeit ihres Lebens durch Feste oder Tui's unterbrochen, welche die Vornehmen zum Besten geben, und wovon sie fest überzeugt sind, daß der Kaiser aller Reußen oder der Groß-Chan der Chinesen sie nicht prächtiger veranstaltet; denn wie die meisten rohen, unwissenden Völker sind sie von sich und ihrer Nation sehr eingenommen und glauben alles Ernstes, daß sie an der Spitze der Menschheit stehen.

Von einem solchen kirgisischen Tui oder Feste giebt uns Herr Kittara (in Ermans Archiv VIII. Band) eine interessante Beschreibung, bei der ich um so lieber etwas länger verweilen werde, da sie manches helle Streiflicht auf die Sitten dieses barbarischen Volkes wirft.

Das Fest wurde von einem reichen Aeltesten Namens Ak-Bulat zu Ehren seines Sohnes veranstaltet, der nach Orenburg ging, um im dortigen Kadettenhause erzogen zu werden. Man muß aber hieraus nicht folgern, daß ein Tui oder häusliches Fest ausschließlich bei der Abreise eines Mitgliedes der Familie gegeben wird; im Gegentheil ist dieß einer der seltensten Anlässe, indem der Tui gewöhnlich bei einer Brautbewerbung und bei der Hochzeit selbst stattfindet; zuweilen gilt er auch als Ehrenbezeigung für einen hohen Gast, und endlich laden die Kirgisen wie die Europäer ihre Freunde oft ohne besondere Veranlassung zu sich, um das Vergnügen der Gesellschaft zu genießen.

Die vornehmsten Gäste, die sowohl aus russischen Beamten als Kirgisen bestanden, wurden an der Thüre seiner Kibitke vom freundlichen Wirthe empfangen. Sein Familienname Ak-Bulat (weißer Stahl) paßte vollkommen auf seine Persönlichkeit. Die strengen, markirten Züge des Gesichts wurden durch die dunkle Farbe der von

der Sonne gebräunten Haut gehoben, welche von einem schwarzen, mit Grau gemischten Bart umflossen war. Eine schwarze, runde Mütze mit ihrer zottigen Verbrämung von schwarzem Lämmerfell bedeckte das Haupt, und unter dem schwarzen tuchenen Tschepan sah man einen rothen bucharischen Chalot oder Schlafrock durch einen doppelten ledernen, mit Silberblech verzierten Gurt um den Leib geschnallt.

Nach den ersten Begrüßungen begaben sich die Gäste in das Innere der Kibitke, die dem Feste zu Ehren mit neuen weißen Filzdecken überzogen war.

Die hölzerne Grundlage war mit frischer rother Farbe angestrichen, und die Bänder, welche die Filzdecken zusammenhielten, waren mit bunten, äußerst kunstvoll angenähten Stücken Tuch geschmückt. Von dem Tschegarak (dem hölzernen Kreise der Kibitke) hing ein breites Band halbzirkelförmig herab, an welches drei ungeheure lederne, mit Kumyß gefüllte Beutel (tursuk) befestigt waren. Aus jedem Beutel ragte ein geschnitzter Quirl hervor, mit welchem die Kirgisen unaufhörlich den Kumyß umrührten. Neben diesen Tursuks stand ein enormer hölzerner Napf, gleichfalls mit Kumyß gefüllt, den die unermüdliche Hand eines dabei sitzenden Kirgisen mittelst einer hölzernen Schöpfkelle von sehr zierlicher Arbeit in immerwährender Bewegung erhielt.

Nachdem die Gäste ihrem Range gemäß auf den der Thüre gerade gegenüber im Halbkreis ausgebreiteten Kissen und Pfühlen Platz genommen hatten, wurden sie erst reichlich mit Kumyß bewirthet, wonach, obgleich es fast Mittagszeit war, Thee aufgetragen wurde. Was dieses letztere Getränk anlangt, so ist es nicht viel besser als ein sächsischer Kaffee, da auch hier eine kleine „Prise" in einer ungeheuren Quantität Wasser abgekocht wird und dann noch einmal einen Verdünnungsprozeß zu erleiden hat, ehe man ihn in kleinen Tassen herumreicht. Uebrigens sind die Kirgisen leidenschaftliche Verehrer dieses faden Getränks, welches sie ebenso gern bei dem härtesten Frost, wie bei der drückendsten Hitze, vor und nach Allem, zu jeder Zeit und an jedem Orte mit wahrer Wollust im Schweiße des Angesichts genießen.

Der Thee wurde in kleine Porzellantassen von sehr alterthümlicher Façon ausgegossen, deren Zahl bei Weitem nicht der der Gäste entsprach, da ihrer nicht mehr als vier waren, und auf einen alten Präsentirteller gestellt, der einst vergoldet und mit den Figuren eines Cupido mit gespanntem Bogen und einer halbnackten Jungfrau geschmückt war, von denen man aber nur noch wenige Spuren erblickte, wogegen Rost und Schmutz dauerhaftere Verzierungen gebildet hatten. Zwei von den Tassen waren mit kupfernen Theelöffeln versehen, deren gebogene Form, trübes Aussehen und schwarze und gelbe Flecken von langer unreinlicher Benutzung zeugten; in die beiden andern Tassen aber waren, da es an Löffeln fehlte, als Surrogat frisch aus Holz geschnittene Schaufelchen gelegt. Außerdem standen auf dem Präsentirteller eine mäßig große Schüssel mit kleingestoßenem Zucker und ein mächtiges Gefäß voll Kaimak. Diesen Namen führt eine Speise, die bei den Kirgisen für einen Hauptleckerbissen gilt und aus gekochter Sahne besteht, die durch langes Sieden äußerst dick, beinahe butterartig geworden ist und sich mit einer während des Kochens gebildeten Haut überzogen hat. Der Kaimak ist sehr schmackhaft, aber so fett, daß es besser wäre, ihn als eigene Speise und nicht als Zugabe zum Thee zu gebrauchen.

Den russischen, an starken aromatischen Thee gewöhnten Gästen konnte diese zweite Bewirthung nicht gefallen, sie war sogar unangenehm wegen der langweiligen Intermezzo's zwischen jeder Tasse, da aus Mangel an Theegeschirr die Gäste successive in drei Abtheilungen bedient werden mußten, vor Allem aber wegen der Unsauberkeit, mit der die Kirgisen selbst trinken und auch Andere bewirthen. Der Gebrauch, die Tasse jedesmal auszuwaschen, wird bei ihnen als etwas höchst Ueberflüssiges betrachtet. Wenn der Mundschenk sie von dem Gaste in Empfang nimmt, füllt er sie ohne Weiteres von Neuem und reicht sie demjenigen, an welchem die Reihe ist, wobei es sich von selbst versteht, daß nach jeder Eingießung der Bodensatz immer

mehr zunimmt. Herr Kittara wußte nicht, wie der erste Thee schmecken mochte, allein in der ihm eingehändigten Tasse befand sich nur noch eine trübe Flüssigkeit, die Theestengel lagen schichtenweise auf dem Grunde, und dicke Fetttropfen schwammen auf der Oberfläche. Um den Trank nur einigermaßen genießbar zu machen, ohne den Wirth durch eine Weigerung zu beleidigen, that er so viel als möglich Kaimak und Zucker hinzu, worüber sein Mundschenk in den lauten Ruf: boi! boi! ausbrach, wodurch er sein maßloses Erstaunen über den den Kirgisen unbekannten Luxus, den Thee so süß zu trinken, zu erkennen gab.

Denn der Zucker wird wegen seiner Theuerung und der Schwierigkeit, ihn zu erlangen, von diesem Nomadenvolke ungemein hoch geschätzt, weshalb man ihn gewöhnlich in homöopatische Stückchen schneidet und nicht mit dem Thee vermischt, sondern nur an die vom Trinken feuchte und brennende Zunge legt.

Da Herr Kittara nicht wünschte, die Annehmlichkeiten dieses Getränkes von Neuem zu erproben, so legte er die hölzerne Schaufel, die als Löffel diente, in die Tasse und reichte sie dem Aufwärter, der jedoch zu seinem Schrecken bald vor ihm mit einer zweiten Tasse des köstlichen Gebräu's erschien.

Es wurde ihm jetzt mitgetheilt, daß die Kirgisen die russische Sitte angenommen haben, die Tasse umzukehren, wenn man nicht mehr trinken will: eine Gewohnheit, die bei der Unreinlichkeit der Kirgisen von großem Nutzen sein könnte, wenn Herr Kittara nicht zu seinem Leidwesen bemerkt hätte, daß sie Alles, was aus der Obertasse in die Untertasse fließt, in jene zurückgießen.

Nach dem Thee wurden die Anstalten zum Mittagsessen getroffen. Erst breiteten die Diener ein zwanzig Fuß langes Stück rosenfarbenen Zitz von der billigsten Sorte, aber ganz neu, in einem Halbkreise vor den Füßen der Gäste aus, wahrscheinlich um die Stelle eines Tischtuchs zu vertreten. Hierauf kamen noch drei Aufwärter, von welchen einer einen kupfernen, von innen und außen verzinnten Kessel, der zweite ein ziemlich großes messingenes Waschbecken und der dritte ein weißes, obgleich nicht sehr feines Handtuch trug. Sie näherten sich alle drei dem vornehmsten Gaste, der die Waschungen begann, welche stets einem kirgisischen Gastmahle vorangehen.

Diese bestehen in Folgendem: man benetzt die Hände mit dem Wasser, ohne sie jedoch zu waschen, und fährt mit der feuchten Hand über das Gesicht; dann nimmt man Wasser in den Mund und spühlt ihn sorgfältig aus; hierauf reinigt man vermittelst einer zweiten Dosis Wasser mit vieler Kunst die Zähne; denn der Kirgise versteht es, in zwei bis drei Sekunden die linke Zahnreihe dreimal mit dem Zeigefinger und die rechte mit dem Mittelfinger zu reiben, ohne die Hand wegzunehmen und sogar die Finger im Munde haltend. Zuletzt folgt die Nase, indem man das Wasser ein paar Mal aus der flachen Hand in die Nüstern zieht, worauf man sich sorgfältig mit dem Handtuch abreibt.

So wäscht sich ohne die geringste Abweichung Alles, — Herr und Diener, Reich und Arm.

Etwa fünf Minuten nach Beendigung dieser Waschceremonie traten sechs Kirgisen in die Kibitke, von denen jeder eine große hölzerne Schaale trug, die mit dunkelrother Farbe angestrichen war. Unter diesen Schaalen schien nur die zuerst getragene ihrer frischen Farbe nach ganz neu zu sein, alle übrigen waren augenscheinlich lange in Gebrauch gewesen. Die neue Schaale wurde vor den Sultan, den Vornehmsten der Gesellschaft, gestellt; was die übrigen Gäste betrifft, so mußte eine Schaale für zwei oder gar drei Personen dienen.

Diese Schaalen waren bis oben mit Fleisch angefüllt, und bei'm ersten Anblick bot ihr Inneres dem Zuschauer ein vollständiges Chaos dar. An einer Stelle sah man ein Stück Fett, so weiß wie Talg, aus einer andern ragte ein Knochen hervor. Hier lagen Eingeweide, dort reines Fleisch. Diesem unappetitlichen Durcheinander entsprach auch die Mannichfaltigkeit des Inhalts: es befand sich in den Schaalen Ziegen-, Hammel-, Kuh- und Pferdefleisch, in unförmliche Stücke von drei bis sechs Pfund Gewicht zerschnitten.

Den Russen gab man außer den Schaalen noch gewöhnliche kirgisische Messer, den eingebornen Gästen ward diese Begünstigung nicht zu Theil. — Jeder zog das Messer heraus, welches er stets am Gürtel trägt, wischte es am Schooße seines Schlafrocks ab und begann, das Fleisch zu zerschneiden. Das kirgisische Messer verdient eine kurze Beschreibung. Es hat überall fast dieselbe Form und Größe, wahrscheinlich weil es von den dortigen Schmiedemeistern verfertigt wird, deren Zahl in der Horde sehr begrenzt ist. Seine gebogene, aus vortrefflichem Eisen gearbeitete Klinge ist nicht über drei Zoll lang und in ein gleichfalls drei Zoll langes, rundes Heft von Holz oder Knochen eingefügt, welches man immer mit schwarzer Farbe anstreicht. Trotz seiner winzigen Gestalt ist dieses Messer oder „Pschjak," wie es in der Landessprache heißt, des Kirgisen unentbehrlicher und unzertrennlicher Begleiter und vereinigt in seiner kunstgeübten Hand alle Eigenschaften, welche unsere Tisch-, Taschen- und Schlachtmesser, die Ahle des Schuhmachers, die Scheere des Schneiders, der Meißel des Bildhauers und die Drechselbank des Tischlers besitzen.

Gabeln wurden bei diesem feinen Diner nicht gegeben, da die Kirgisen von dergleichen Spitzfindigkeiten keinen Begriff haben. Die fünf Finger der linken Hand vertreten bei diesen einfachen Menschen vollkommen die Stelle jener europäischen Erfindung. Das Brod, welches in der Horde nicht gebraucht wird, fehlte gleichfalls; von dem andern Zubehör einer Mahlzeit als Essig, Pfeffer, Senf war natürlich keine Rede, da solche den Kirgisen selbst dem Namen nach unbekannt sind. Das Salz, welches auf einem schmutzigen Lappen Papier lag, bestand aus ziemlich großen Stücken, was seinen Gebrauch für die russischen Gäste sehr beschwerlich macht. Die Kirgisen aber, die den salzigen Geschmack lieben, leckten die Stücke ab und legten sie dann auf das Papier zurück. Auch Servietten, die bei einem Mahle so unentbehrlich sind, wo die Finger statt der Gabel dienen, waren nicht vorhanden; die Kirgisen behelfen sich mit dem zu ihren Füßen ausgebreiteten Zitz. Das Getränk bestand aus Kumyß.

Den ersten Platz in den Schaalen nahm, was die Quantität betrifft, das Pferdefleisch ein, welches man durch seine dunkle, rothbraune Farbe und die dicken Schichten gelben Fettes leicht von den übrigen Fleischsorten unterscheiden konnte. Herr Kittara hatte längst danach verlangt, den Geschmack dieser Speise kennen zu lernen, fand aber das Fleisch der zwanzigjährigen Stute, die den Gästen vorgesetzt wurde, durchaus ungenießbar, und zwar aus drei Ursachen: erstens sind die Fasern so hart und fest, daß die Zähne selbst die kleinsten Stücke nicht zermalmen können; zweitens ist der Geschmack ungemein widrig, und drittens ist der Geruch unerträglich — ungefähr wie Pferdeschweiß. Dieser Mängel ungeachtet bildet Roßfleisch, so alt es auch sein mag, das Lieblingsgericht der Kirgisen; ihre Zähne, gewohnt, selbst Knochen entzwei zu nagen, finden es keineswegs zähe, der Schweißgeruch scheint ihnen angenehm und der Geschmack vortrefflich. Später hatte Herr Kittara Gelegenheit, das Fleisch eines jungen Füllen zu probiren, und fand es ebenso zart und schmackhaft wie Kalbfleisch. Da jedoch die Füllen und jungen Pferde die Hauptquellen des Reichthums der Kirgisen ausmachen, so werden sie höchst selten geschlachtet. Dieses Schicksal haben gewöhnlich die alten Pferde und solche, die an unheilbaren Krankheiten leiden.

Am Schlusse dieses ersten Ganges konnte Herr Kittara eine merkwürdige Gewohnheit beobachten. Wenn der Kirgise gesättigt ist oder sich vielmehr außer Stand sieht, noch mehr zu essen, in seinem Teller aber noch etwas übrig bleibt, so fängt er an, die Anderen damit zu tractiren und zwar meistens die Jüngeren, seltener Seinesgleichen, nie die Aelteren. Diese Bewirthung geht folgendermaßen von statten. Der gabenspendende Kirgise sammelt so viele Reste Fleisch, wie er mit der Hand fassen kann, und ruft dann den Auserwählten zu sich; der Gerufene nähert sich mit über der Brust gekreuzten Armen und demüthigem Blick, verbeugt sich und öffnet so weit als möglich den Mund, in

welchen Jener die bereit gehaltene Speise steckt. Ist der Mund nicht groß genug, um die dargereichte Portion ohne Mühe aufzunehmen, (was häufig vorfällt) so nimmt der Kirgise seinen Gastfreund mit der einen Hand bei'm Genick und stopft ihm mit der andern die Speise hinunter; der Beglückte macht mit vollgepfropftem Munde eine dankbare Verbeugung und kehrt zu seinem Sitze zurück. Welche Schwierigkeit es ihm auch verursachen mag, den Fleischklumpen zu verschlingen, er darf ihn nicht aus dem Munde nehmen, da er den Geber ernstlich dadurch beleidigen würde. Eine solche Bewirthung ist bei den Kirgisen etwas sehr Gewöhnliches und drückt gegenseitige Zuneigung oder öfter noch das Wohlwollen des Aelteren gegen den Jüngeren aus.

So ließ auch auf diesem Tui der alte Sultan diese Auszeichnung mehreren der in der Kibitke befindlichen Kirgisen zu Theil werden, und als er wahrnahm, daß Herr Kittara und sein Gefährte der Ceremonie mit großer Neugierde zusahen, würdigte er auch sie einer ähnlichen Gunstbezeigung. Glücklicherweise für Herrn Kittara erhielt er eine Portion Fett, die er allerdings ohne Appetit, aber doch ziemlich schnell hinunterwürgte. Nicht so gut erging es seinem Begleiter, denn als Herr Kittara ihn fragte, warum er so lange esse, erhielt er eine Handbewegung und ein Kopfschütteln zur Antwort, wodurch er zu verstehen gab, daß ihm der Mund voll sei, und er nicht sprechen könne. Der Arme hatte nämlich an den festen Theilen eines Pferdes zu kauen, womit die freigebige Hand des Sultans ihn beschenkt hatte.

Nach Beendigung des ersten Ganges wurden die leeren Schüsseln fortgetragen Bald traten jedoch von Neuem sechs Diener in die Kibitke, welche ähnliche Schaalen wie das erste Mal, aber jetzt mit Plow gefüllt, brachten.

Dieses Gericht wird aus Reis zubereitet, der Anfangs in Wasser abgekocht und dann, nachdem man das Wasser abgegossen, mit geschmolzenem Hammelsfett vermischt und durch einander gerührt wird. Ein Leckerbissen für die gemeinen Kirgisen, ist der Plow auf den Tafeln der Sultane eine gewöhnliche Erscheinung und kann dort bei der trefflichen Qualität des Reises und der Menge Rosinen, mit der er gewürzt wird, auch dem verwöhntesten Gaumen zusagen. Auf dem Tui Ak-Bulats zeichnete sich der Plow keineswegs durch solche Eigenschaften aus, da der Reis nicht gewaschen, ohne Rosinen und mit bitterschmeckendem Fette gemischt war, aber nichts desto weniger erschien er Herrn Kittara nach dem harten Fleische ganz delicat. Bei'm Genuß dieser Speise wurden die mangelnden Löffel durch die rechte Hand ersetzt.

Nach diesem zweiten und letzten Gericht hatten sich die Hände der Gäste und der untere Theil ihres Antlitzes mit einer Lage Fett bedeckt, bei einigen, die dem Plow wohl mit besonderem Appetit zugesetzt, in solcher Masse, daß es ihnen in Strömen vom Munde auf den Bart und von hier in die Schüssel zurücktröpfelte. In diesem unangenehmen Zustand wartete jeder Gast mit Ungeduld auf die nachmittägliche Abwaschung, die ebenso wie vor dem Essen vollzogen wurde, nur daß jetzt die meiste Aufmerksamkeit auf Gesicht und Hände verwendet wurde. Die Mahlzeit ward mit einem kurzen muhamedanischen Gebet beschlossen, nach welchem abermals Kumyß herumgereicht wurde. Als sie einen Becher dieses Nationalgetränks zu sich genommen, legten viele Gäste sich hin, um nach den Anstrengungen des Mahles ein wohlverdientes Schläfchen zu genießen, während andere, zu welchen auch Herr Kittara gehörte, es vorzogen, einen Spaziergang durch den Aul Ak-Bulats zu machen.

Dieser bestand aus fünfzehn unordentlich aufgestellten Kibitken, deren zwölf mit Gästen männlichen Geschlechts angefüllt waren; nur in der Nähe einer einzigen wimmelte es von Frauen. Uebrigens hatten nicht alle Gäste in den Kibitken Platz gefunden, es waren ihrer sehr viele, und der größte Theil saß daher im Freien. Manche waren auch zu Pferde, unter welchen man ziemlich viele Kinder bemerkte, unter andern eins von nicht viel über drei Jahren, welches in der einen Hand den Zügel, in der andern eine Reitpeitsche hielt, die fast länger war als es selbst. Für Kinder dieses Alters haben die Kirgisen eigene Sättel, welche sich von den gewöhn-

lichen dadurch unterscheiden, daß jeder Bogen aus zwei kreuzweise gelegten und in der Regel roth angestrichenen Brettchen besteht, an deren oberem Ende Löcher angebracht sind, durch welche ein Riemen gesteckt ist, der den vordern mit dem hinteren Bogen verbindet. Hier sitzt das Kind wie in einem Käfig und kann nicht herausfallen. So lernt der Kirgise von früh auf das Reiten, und mit sechs, acht, höchstens mit zehn Jahren ist das Kind ein flinker Reiter, der mit seinem Rosse wie angeklebt über die Steppen dahinfliegt.

Mit dem genossenen Mittagsmahle waren die Festlichkeiten noch nicht beendigt, denn Ak-Bulat gab seinen Gästen noch ein großes Wettrennen zur Schau, das ächte Vergnügen eines Reitervolks.

Eine halbe Werste vor dem Aul war ein Kreis gezogen, dessen Umfang fünf Werst (ein Werst = 3375 Wiener Fuß) betrug. Jede Werst war durch einen langen Pfahl mit einem Stück Filz an der Spitze bezeichnet, und zwischen diesen Pfählen stand immer ein Kirgise, der ein Reitpferd am Zügel hielt. Nicht weniger als dreihundert Personen waren versammelt, alle zu Pferde; an der Spitze bemerkte man die ganze kirgisische Aristokratie in prächtiger Kleidung auf herrlichen, mit reichen Sätteln versehenen Rossen. Die Rennpferde waren in einer Reihe aufgestellt; es waren ihrer dreizehn, und auf jedem saß in einem gewöhnlichen kirgisischen Sattel ein leicht gekleideter Knabe von zehn bis zwölf Jahren; die linke Hand hielt neben dem Zügel ein rothes Tuch, mit welchem er im Nothfall das Pferd scheuchen und dessen Lauf beschleunigen konnte, und die rechte war mit einer Peitsche bewaffnet.

Auf den Ruf „Djor!“ (Vorwärts) begann das Rennen mit einem betäubenden Geschrei, das von den Jockeien, den Eigenthümern der Pferde und ihren Stallknechten angestimmt wurde, welche, mit erhobener Peitsche hinter den Rennern stehend, nur das Signal erwarteten, um auf sie loszuschlagen. Die Berittenen begleiteten sogar ihre Pferde zum Theil bis an den ersten Rennpfahl, indem sie dieselben unterwegs mit Schlägen bedienten.

Ueberhaupt hört das Pferd während des ganzen Rennens das Schwirren der Peitsche und fühlt mitunter auch deren Hiebe, die von einem durchdringenden Geschrei begleitet werden.

Nach fünf Minuten war der erste Umritt beendigt, und wie jedes von den Pferden sich der Zielstange näherte, lief dessen Eigenthümer oder sein Stallknecht heraus, überhäufte das arme Thier zur Aufmunterung mit Schlägen und gab dabei dem Jockei schnell einige gute Rathschläge, die mitunter auch wohl durch einen kräftigen Hieb unterstützt wurden. Es versteht sich von selbst, daß alles dieß im schnellsten Laufe stattfand.

In der zweiten Tour, welche ebenfalls gerade fünf Minuten dauerte, theilten sich die Renner definitiv in zwei Gruppen: fünf Pferde waren den andern weit voraus und machten sich den Sieg streitig, während die übrigen acht fast um eine halbe Distanz hinter ihnen zurückblieben.

Zu Anfang der dritten und vierten Tour wiederholte sich die vorige Scene, nur daß Einige, die mit den Rennern zufrieden waren, die Jockeie mit freundlichen Worten ermuthigten, während Andere, die keine Hoffnung auf Erfolg sahen, ihre Pferde anhielten oder, von einem leicht begreiflichen Gefühl des Unmuths hingerissen, ihren Rennern mit Schimpfreden und erhobener Peitsche nachritten.

Die Preise, welche von vier Pferden gewonnen wurden, waren von Ak-Bulat ausgesetzt und bestanden erstens aus einem Kosjak oder einer Heerde von neun Stuten und einem Hengste (Werth 500 Rubel Assignat), zweitens aus einem Kameel (Werth 80 Rubel), drittens aus drei Schafen (18 Rubel) und aus einem buchanischen Chalot (15 Rubel).

Die Kirgisen haben hierbei eine höchst bemerkenswerthe Sitte, denn wer etwas gewinnt, behält in der Regel den Preis nicht für sich, sondern macht ihn einer ältern oder vornehmeren Person zum Geschenk als Zeichen der Dankbarkeit und Achtung, oder auch um sich der Protection des Beschenkten zu versichern. Der Gewinner des Kameels, ein äußerst dürftiger Kirgise, zog indessen vor, sich der allgemeinen Landessitte zu entziehen, und war mit seinem Preise schon auf und davon gejagt,

als die Sultane ihm gratuliren und seinen Gewinn in Augenschein nehmen wollten. Dieses Intermezzo gab zu vielem Gerede Anlaß, und die Gäste kehrten unter lautem, lärmendem Gespräche nach dem Aul zurück. —

Noch andere Spiele folgten dem Wettrennen, die theils von der Reitfertigkeit der Kirgisen, theils von der Rohheit ihrer Sitten Zeugniß ablegten. Die Anwesenden stellten sich in zwei Reihen auf, zwischen welchen ein neun Ellen breiter Zwischenraum blieb, in dessen Mitte durch Abpflücken des Grases eine kleine Bahn gebildet wurde; hier wurde eine kleine Silbermünze hingelegt, und der Wirth forderte die jungen Leute auf, sie im vollen Galopp von der Erde aufzunehmen. Es fanden sich ungefähr fünfzehn Liebhaber, von denen viele, als sie sich nach dem Geldstücke bückten, ganz aus dem Sattel flogen; ungefähr fünf waren indessen so gewandt, daß es ihnen fast nie fehlschlug. In der Regel wirft sich der Kirgise, wenn er sich dem Preise nähert, von dem Sattel hinab, indem er sich mit dem rechten Fuß im Steigbügel, mit dem linken am hintern Sattelbogen hält. Die linke Hand faßt den Hals oder auch die Mähne des Pferdes, während die rechte die Erde streift und sich so des Geldstückes bemächtigt.

Noch geschickter in diesem Spiele sollen die Kalmücken sein, und die amerikanischen Gaucho's sind gleichfalls darin geübt, kleine Gegenstände in vollem Galopp von der Erde aufzuraffen. So erzeugt in den verschiedensten Gegenden eine gleiche Lebensweise eine ähnliche Gewandtheit.

Auf demselben Platz, wo das Geldstück gelegen hatte, wurde nun ein gewöhnlicher eiserner Kessel hingestellt, der zu zwei Dritteln mit warmem Wasser, ziemlich dick mit Mehl vermischt, gefüllt war. In diesen warf Ak-Bulat eine große silberne Münze und forderte die Umstehenden auf, sie von dem Boden des Gefäßes mit den Lippen herauszuholen. Zu diesem nicht sehr einladenden Spiele meldeten sich nur zwei der ärmsten Kirgisen, denen es weniger um die Ehre als um den Gewinn zu thun war. Jeder von ihnen warf zuerst Mütze, Chalot und Hemde ab und suchte dann mit der Hand nach der Geldmünze, um sich von ihrer Anwesenheit im Kessel sowie vom Werthe zu überzeugen; hierauf ließ er sie wieder zurückfallen und tauchte den Kopf in die dicke Flüssigkeit. Durch das Hin- und Herwogen der Oberfläche des Wassers war es leicht, den Bewegungen des Kopfes zu folgen, welcher endlich die Münze fand und sie vom Boden des Kessels gegen die Seite hindrängte, um sie besser mit den Lippen fassen zu können. Kaum aber öffnete sich der Mund, als der in denselben fließende Brei den ganzen Plan vereitelte. Nur nach drei oder vier mißlungenen Versuchen konnte die Münze gewonnen werden, und jedesmal, wenn der Suchende den Kopf aus dem Kessel emporhob, schlugen die Gäste ein schallendes Gelächter auf, so spaßhaft war der Anblick des ganz mit Teig überklebten Gesichts. Nachdem er sich des Geldes bemächtigt, eilte der Glückliche, sich in einer benachbarten Kibitke zu waschen; aber der Haufen von jungen Leuten hielt ihn mit Fleiß zurück, um dem Teige Zeit zu geben, auf seinem Kopfe zu trocknen, und sich dann an seinen Bemühungen, ihn abzuwaschen, um so mehr zu belustigen. Der Kirgise, der aus Erfahrung das ihm bevorstehende Schicksal kannte, war keineswegs darüber erzürnt, im Gegentheil scherzte und lachte er, krähte wie ein Hahn, miaute und suchte auf alle Weise das Publikum zu erheitern.

Reichliches Thee- und Kumyßtrinken beschloß die Festlichkeiten des Tages, die den Gastgeber im Ganzen an die 1200 Rubel gekostet haben mochten, ein Beweis, daß es auch unter den Kirgisen Leute gibt, die ihr Geld zu verthun wissen, und daß, wenn ihre Feste auch keinen sehr feinen Charakter haben, sie dennoch ihnen wohl ebenso theuer zu stehen kommen als der feinste Thée-dansant in den gebildeten Kreisen unserer Hauptstädte.

In den letzten Jahren haben die Russen so bedeutende Fortschritte in Central-Asien gemacht, daß die Kirgisenhorden ihnen gegenwärtig fast sämmtlich unterthan sind, und ihre Kosackenlinien und Niederlassungen sogar bis zum Alpensee Issykul ($42\frac{1}{2}^0$ N. B. 97^0 O. L.) am Fuße des Himmelsgebirges sich vorgedrängt haben. Dieses ist aber für die Kirgisen äußerst

vortheilhaft, denn obgleich der Kosacke in unsern Augen eben nicht durch Bildung glänzt, so ist er doch im Vergleich zum Kirgisen ein sehr civilisirter Mensch, so daß dieser durch seine nähere Bekanntschaft nur gewinnen kann.

Die kleinen Forts oder Colonieen, welche die Russen an besonders vortheilhaft gelegenen fruchtbaren Stellen gegründet haben, sind wahrhafte Keime der Cultur, die ihren Eindruck auf die benachbarten Kirgisen nicht verfehlen. Diese Barbaren lernen dadurch allmählig den Ackerbau, die Vortheile eines festen Wohnorts, den Schutz des Gesetzes kennen, und mehrere haben schon die nomadische Jurte mit der dauerhaften Hütte vertauscht.

Von persönlichen Abgaben sind sie gänzlich befreit und haben von jedem hundert Stück Vieh nur eins als Tribut zu entrichten, eine Steuer, die durch die anderweitigen Vortheile, welche ihnen die Verbindung mit Rußland bringt, reichlich aufgewogen wird. Die Regierung, die hier nach einer sehr weisen Politik handelt, sucht sie durch Wohlthaten zu gewinnen, nicht durch Druck zu verfeinden, — und so wollen wir den Russen als Trägern der Bildung in Mittelasien alles Glück wünschen mit der Bitte, uns Westeuropäer, die wir ihres Beispiels nicht sosehr bedürfen, etwas weniger mit ihrer Aufmerksamkeit zu beehren.

Das Gleichgewicht und die Polizei in der Natur.

Von Dr. Theod. Meyer-Merian.

II.

Es geht aus dem über das Gleichgewicht in der Natur Mitgetheilten klar genug hervor, wie alle Geschöpfe selber für die Erhaltung desselben, das heißt der gemeinsamen Ordnung, thätig sind. Aber wie in einem wohlgeordneten Staate, wo ja auch jeder Bürger zum Gesammtwohl beitragen und der Störung der Ordnung wehren soll, nebenher gleichwohl noch eine besondere Polizei besteht, deren eigentlichstes und ausschließliches Geschäft es ist, die öffentliche Sicherheit aufrecht zu erhalten, indem sie Ueberschreitungen entgegentritt und Alles das möglichst schnell und gründlich wegräumt, was dem gemeinen Besten hindernd im Wege steht, so ist es auch in der Natur. Daß die mit diesem Dienste Betrauten zugleich ihre eigne Rechnung finden, ist ihnen nur zu gönnen und leistet gerade die sicherste Garantie für den Eifer, womit sie ihrem Amte obliegen.

Es dürfte nun nicht ohne Interesse sein, dieses Polizeicorps etwas genauer anzusehen und sich mit seinen Verrichtungen ein wenig bekannt zu machen. Zuvor aber wird hier die Stelle sein, in Kürze noch Einiges nachzuholen über diejenige Polizei, welche gleichsam die Natur selber, kraft ihrer allgemeinen Gesetze, ausübt.

Mit wie freigebiger Hand sie das Leben schafft in den verborgensten Theilen ihres Gebietes, wie mütterlich und sinnreich sie es zu erhalten weiß unter hunderten von Gefahren, ihre Liebe ist gleichwohl nicht blind, sondern beobachtet in weiser Selbstbeschränkung die Grenze des allein Dauer versprechenden Gleichgewichtes. Hierbei sinkt ihr weitaus die größte Hälfte des Geschaffenen wieder in den Schooß zurück, ehe es noch zur Entwicklung und Reife gelangt, ohne daß es deßhalb unnütz oder verloren zu nennen wäre; ist sein Dasein und sein Untergang doch gerade die Bedingung der Erhaltung seiner Mitgeschöpfe. Ihre ernste und weise Schranke, die sie von vorn herein allem von ihr Erzeugten gezogen, der natürliche Tod, ist dem verschiednen Leben in den verschiedensten Entfernungen aufgerichtet, von der kurzen Spanne eines Tages an bis zur langen Reihe von Jahren. Die Eintagsfliege entsteht am Abend, sie durchtanzt in fröhlichem Hochzeitsreigen die laue Sommernacht, und am Morgen treibt ihre Leiche auf der Welle des Baches, während der Elephant, der Papagei, der Rabe, der Karpfen und der Hecht vom Ende eines Jahrhunderts auf dessen Anfang zurücksehen können. Eine Menge Thiere indeß verfallen einem ge-

waltsamen Tode und erreichen nicht dieß natürliche Ziel ihres Daseins. Jedenfalls möchte dieses nicht durchweg das Wünschenswerthere für sie sein. Das allmählige Schwinden der organischen Kräfte und Fähigkeiten, das Erlöschen der Sinne (Erblinden), das Ausfallen der Zähne, das Steifwerden der Muskeln und Gelenke, womit das Thier seine Beute erreicht und verzehrt, mit einem Worte die Hinfälligkeit des Alters, gegenüber einem raschen Tode im Vollgefühle des Lebens und Wohlseins, ist gewiß mehr bedauernswerth als beneidenswürdig. Namentlich das Erlöschen des Lebens bei den niederen Thieren (Insekten) fällt häufig mit dem Wechsel der Jahreszeiten, dem Eintritte des Herbstes und Winters zusammen. Das alte Thier verkriecht sich in die Erde, unter Gras und Laub, es steigt damit selber in sein Grab, aus dem es nicht mehr erstehen wird.

Neben der Jahreszeit ist auch das Clima eine Schranke, womit die Natur ihre Geschöpfe ebensowohl vor Ueberfluthen im Zaume hält, als sie beschützt. Denn ist das kältere Clima der Höhen dem Leben in mancher Beziehung nicht sehr förderlich (vergl. Maje 1863 das organische Leben an seinen Grenzen), so ist andrerseits für die Erhaltung derjenigen Organismen, welche sich daselbst noch vorfinden, Sorge getroffen. In der Höhe von 3000 bis 3300 Fuß über dem Meeresspiegel verlieren sich z. B. der Maikäfer, der Frostspanner, der Erdkrebs (Schlaginweit), welche in der Niederung die Vegetation gefährden, während die Raubthiere in den Alpen vorwiegen und diejenigen Insekten u. s. f. vermindern, die der spärlichen Pflanzenwelt nachtheilig werden könnten. Diese hat dort oben schon sonst genug zu kämpfen mit den großen climatischen Hindernissen, weßhalb sie von den Angriffen der ihr schädlichen Thiere verschont bleiben muß. Die Staubinsekten helfen ihr, diese in Schranken zu halten. So hört man denn auch selbst in niedrigern Alpengegenden nie von Insekten- und Schneckenverheerungen wie im Tieflande (O. Heer). Hitze und Frost, Trockne und Nässe, der Gluthhauch der Wüste und der Eissturm des Nordpols üben ebensowohl einen beschränkenden als theilweise begünstigenden Einfluß auf das organische Leben, und welche Verhältnisse immer vorwalten, aus allen tritt uns als das oberste Gesetz wieder das des Gleichgewichts entgegen und schließlich als dessen Wirkung jene wundervolle Harmonie, die das Spiegelbild der schöpferischen Weisheit ist. Es wird sich in der Folge noch mehr als ein Beispiel hiervon darbieten. Ja sosehr ist jenes Gleichgewicht der Schwerpunkt in der organischen Natur, daß das Uebergreifen und Ueberwuchern eines Theiles für sich schon dahin zurückstrebt, indem die Reaction im eignen Lager losbricht. Die Ernährung der Uebermenge wird erschwert, ungenügend, theilweise unmöglich, ein Theil der Individuen verkümmert, verhungert, Krankheiten brechen aus und werden epidemisch, ruiniren rasch die Massen, oder auch diese lichten und zerstreuen sich durch Auswanderungen und erliegen den feindlichen Einwirkungen, die Heuschreckenzüge z. B. einem Sturme, der sie in's Meer oder in die nördlicheren Gegenden weht, deren Clima ihnen verderblich wird. Ein Reisender erzählt von Gegenden am Cap, deren Sträucher, ausdauernde Pflanzen und harte, ungenießbare Gräser von Heuschreckenschwärmen gänzlich waren verheert worden, in denen nun aber nach der Verwüstung neue Kräuter, Lilien, Gräser und saftige Sprößlinge aus dem gedüngten Boden lustig emporwuchsen, zur trefflichen Waide für Hausthiere und Wild. (Kirby und Spence). Und wer hätte nicht selber schon beobachtet, daß Bäume, die im ersten Frühling fast gänzlich von den Maikäfern entlaubt werden, in einem um so kräftigern nachfolgenden Triebe junger Blätter den Schaden mehr oder weniger wieder ersetzt haben?

So hält, hier fördernd, dort zurückhaltend, die Natur in ihrem reichen Gebiete die Ordnung aufrecht, besorgt, bei aller Freiheit, die sie gewährt, daß der Hausfriede nie ernstlich oder auf die Dauer gestört werde.

Es ist nun aber an der Zeit, von ihren elementaren Hülfsmitteln ab und den Dienern uns zuzuwenden, welche sie aus der Reihe der ihr angehörigen Organismen besonders ausgewählt hat, ihre Absicht in

Erhaltung des Gleichgewichtes zu unterstützen. Auch hier werden wir freilich keiner scharfen Grenze begegnen, sondern vor mehr als Einem stehen bleiben, ungewiß ob er ein guter Bürger sei, der als solcher Polizei übt, oder ein Polizeidiener, der sich in's unverfänglichere bürgerliche Kleid versteckt hat. Indeß wird weder durch die Ungewißheit, noch durch einen Irrthum das praktische Ergebniß in irgend einer Weise beeinträchtigt, indem wir es ja hauptsächlich mit der Leistung und weniger mit der Person zu thun haben. Darauf müssen wir von vornherein gefaßt sein, daß uns ein sehr mannichfaltiges und verschiedenartiges Personal vor die Augen treten wird, wie es jedenfalls der ausgebildetste Polizeistaat nicht vielseitiger aufzuweisen hat.

Schon in ihren Dienstbedingnissen giebt sich die Abweichung kund, indem sich Einzelne ihre Leistungen vom Menschen, — der sich nun einmal als Mittelpunkt der Schöpfung betrachtet, — bezahlen lassen, wie z. B. der Spatz, die Drossel, die Amsel neben den Insekten, deren Uebermenge sie steuern, sich noch einen Theil der beschützten Kirschen und Getreidesamen aneignen, während dagegen die Schwalbe ihre guten Dienste unentgeldlich verrichtet. Noch mannichfacher aber sind Aussehen, Abzeichen, Uniformen, Waffen, Dienstreglements und Manieren Unsichtbar sind die Einen überall, während Andre grade durch das Bewältigende ihrer Erscheinung imponiren. Hier begegnen wir einem grimmigen Schnurrbarte, dort einem Gelbschnabel, dem man es nimmer ansieht, wie manchem verwegnen Schelmen er schon den Garaus gemacht. Während diese wehrlos erscheinen, starren Andre bis an die Zähne in Waffen, Dritte tragen nur im Verborgnen den mordenden Stahl. Gewaltsam überstürzen Manche ihr Opfer, Andre bringen ihnen spielend, tanzend das Verderben oder überlisten sie tückisch und legen ihnen Schlingen und Fallgruben. Grob, unverschämt und zudringlich, oder höflich, gewandt und sanft tritt diese thierische Polizei ebenfalls auf und fängt so große und kleine Diebe oder auch nur die letztern und läßt erstere entwischen, grade wie die Polizei aller Lande. Das aber ist unbedingt an ihr zu rühmen, daß jedes ihrer zahlreichen Glieder ebenso eifrig und genau seinem Dienste obliegt, sei es bei Tag oder Nacht, als es sich hütet, seine Competenz zu überschreiten.

Diejenige Thierklasse, welche die wohlthätigen Schranken im Haushalte der Natur zu übersteigen vielleicht die ausgesprochenste Neigung hat, ist wohl die der Insekten. Wie diese am engsten an bestimmte Arten andrer organischen Bildungen geknüpft sind, so wird Angesichts ihrer großen Zahl, 80,000 Arten, und ihrer übergreifenden Fruchtbarkeit bei ihnen auch eine polizeiliche Beschränkung am erforderlichsten sein. Wir finden eine solche in der That auch aus den übrigen Thierklassen wie aus ihrer eignen Mitte auf die mannichfachste Weise wirksam. Vergegenwärtigen wir uns aber zuerst einige der hauptsächlichsten Repräsentanten in ihren Ausschreitungen.

Wenn ein Bild die Bedeutung der vereinten Kräfte, freilich nicht eben von der Lichtseite, veranschaulichen kann, so sind es die Verheerungen dieser kleinen und einzeln so schwachen Thiere, die so große Geschäfte machen. Vermögen doch die mächtigsten Bäume: Eichen und Fichten, nicht, ihnen zu widerstehen, sondern über ausgedehnte Waldstrecken hin erliegen die Riesenstämme, die den Stürmen und Wechselfällen von Jahrhunderten zu trotzen im Stande sind, dem Angriffe eines Käferchens von kaum ein paar Linien. Denn nicht größer ist der Borkenkäfer, der z. B. im Jahre 1783 im Harze anderthalb Millionen Fichtenstämme zerstörte und auch in unserem Jahrhunderte in Ostpreußen, zu drei- und vierhundert auf den Quadratfuß eines Stammes gerechnet, brütete, im Durchschnitte auf einen Baum 23,000 Paare, in einzelnen Fällen aber auch 80,000 Stück. In Vincennes zerstörte derselbe Käfer die Rinde von 50,000 Eichen im Alter von 25 bis 30 Jahren in dem Maße, daß sie mußten umgeschlagen werden. In den ersten warmen Frühlingstagen machen sich die Thiere aus ihrem Winterquartiere hinter den Borken und aus den Ritzen der Bäume hervor, bohren in die Fichtenrinde ein senkrechtes liniengroßes Loch bis auf den Bast und von da hinauf die Weibchen

einen zwei bis vier Zoll langen und zwei Linien weiten, graden Canal, zu dessen beiden Seiten sie einzeln 60 bis 80 kleine weißliche Eier legen und mit dem Wurmmehl, (ihrem Excremente) bedecken. Innerhalb zwei Wochen schon kriechen die fußlosen Maden draus hervor und nagen sich zu beiden Seiten des Mutterkanals geschlängelte Gänge, immer weitere, je mehr die Larve selbst an Wachsthum zunimmt. Da diese Minierer auf dem ganzen Umfange des Stammes thätig sind, so erscheint die durch sie unterhöhlte Borke wie von gefiederten Kanälen überdeckt. Nach drei oder vier Wochen verpuppt sich die Larve und gräbt zu dem Zwecke am Ende ihres Ganges eine Höhle, aus der nach vierzehn Tagen der Käfer hervorkriecht und die unterbrochne Wühlerei auch in seinem höheren Stande fortsetzt, die unordentlich angelegten Gänge mit dem unverdauten Holzmehle (Mulme) ausfüllend. Nachher kommt er an's Tageslicht, wählt sich eine Lebensgefährtin und beginnt nun, auf eigne Faust sein Haus oder seine Colonie zu gründen. Zufolge der Zerstörung des Bastes aber steht der Baum ab, verliert die Nadeln; der Stamm selbst kann kaum noch zum Verbrennen benutzt werden. Da auf ein Jahr zwei Bruten des Borkenkäfers fallen, so wird damit die Vermehrung und ihre Folge, die Zerstörung, nur verdoppelt.

Allgemeiner noch und jedem Kinde bekannt ist aber der weit größere Maikäfer. Umschwebt die ersten, die durch die laue Abendluft dahinsurren als lebendige Boten des Frühlings, namentlich im Gemüthe der Jugend ein gewisser poetischer Reiz, so zerstört die nachfolgende Uebermenge und ihre eckelhafte Gefräßigkeit nur zu bald wieder denselben. Und schon lange genug, bevor der Käfer das Licht des Tages erblickt, ist er ein leidiger Geselle genug. Die vier vollen Jahre, die er zu seiner Ausbildung braucht, sind eine ebensolange Zeit seiner Verwüstungen. Ist doch seine speckige, nackte und halb durchsichtige Larve mit dem gelbbraunen, hornigen Kopfe, — bis die sich von dem wenige Linien langen Würmchen zum anderthalbzölligen Engerlinge heran gefressen hat — den Wurzeln der Gräser und Feldfrüchte, ja den Bäumen fast noch verderblicher, als der Käfer dem Laube und dem Kraut. Hier die absterbenden Pflänzlinge, die gelben Flecke in den Wiesen, dort die bis auf die Blattrippen kahlgefressenen Baumkronen und Büsche, — es ist derselbe traurige Anblick. Und das betrifft nicht etwa nur einzelne Stellen und Bäume, — vielmehr Strecken, ganze Baumgärten und Laubholzbestände, deren Zweige den Tag über von den Zerstörern förmlich bedeckt sind. Das einzelne Weibchen gräbt sich darauf im Mai und Juni in die Erde, darin seine Eier zu legen. Wie gut aber diese gerathen, zeigt am richtigsten die über alle Berechnung ansteigende Zahl der braunen Gesellen in einem Maikäferjahr, welche in einer Gegend nach Hunderten von Millionen veranschlagt werden muß.

Die Ausschreitungen über das heilsame Maß von Seiten der Nonne und Processionsraupe sind bereits an andrem Orte (Maje 1861 die Eiche) berührt worden. Der Frostspanner (Obstspannraupe), der es auf die Blüthen und Blätter der Obstbäume abgesehen, schließt sich ihnen würdig an. Sein Schmetterling entschlüpft an wärmeren Tagen von October bis December der Puppe; in der Abenddämmerung kriecht das Weibchen mit seinen Flügelstummeln an den Baumstämmen zu den Knospen hinan, seine Eier auf diese zu legen, damit ja die vom ersten Frühling ausgebrütete Raupe ihre Nahrung gleich bei der Hand finde. Und zu Millionen lassen sich's dieselben dann auch schmecken, sodaß im Juni der schönste Obstbaum nicht anders aussieht wie mitten im December.

Kaum rücksichtsvoller geht gelegentlich die Larve der Kieferblattwespe mit den Nadelhölzern um, wodurch sie zu einem gefährlichen Nebenbuhler des Borkenkäfers wird. In dem einzigen Forstamtsbezirk Kirchschönbach in Franken betrug 1820 das abständige Holz über 3000 Klafter. Da mußte zur Zeit, als die Blattwespen ihre Eier gelegt und diese ausgeschlüpft, auch warmes und sonniges Wetter gewesen sein, daß sie alle so wohl gerathen.

Die Maulwurfsgrille (Erdkrebs), die Kohlraupe, der Grasspinner, die Wiesen-

schnecke und der Erbsenkäfer, der 1786 im Ertrag der weißen Rüben in Devonshire einen Ausfall von 100,000 Pfund Sterling verursachte, die Schildlaus, trotz ihrer vornehmen Verwandtschaft, der Cochenille, — sie alle verdienten zwar hinsichtlich ihrer Fruchtbarkeit wie ihrer schädigenden Uebergriffe eine ausführliche Erwähnung, indeß müssen sie schon der Blattlaus und dem Kornwurm gegenüber etwas zurücktreten. Von der Nachkommenschaft der ersten war bereits die Rede, und es wird Niemand erstaunen, daß die Erträgnisse ganzer Landstriche ihnen zur Beute fallen, seien diese der Hopfen oder der Mohn, die Bohnen, Erbsen oder was immer sie mit ihrer Aufmerksamkeit heimsuchen. Zu ihrer Ehrenrettung muß indeß beigefügt werden, daß sie keineswegs die schlimmsten Gäste auf den Ackergewächsen sind; der Waizen z. B. hat an einigen Käfern weit gefährlichere Feinde oder vielmehr Liebhaber. Und wer hat nicht schon davon gehört, daß ein ganzes Magazin voll Waizen „lebendig geworden und davon geflogen sei?" — nämlich nicht der Waizen selbst, wie die Volksmeinung annimmt, sondern die Motte des sogenannten weißen Kornwurms (Kornschabe), der ihn verzehrt hat. Der schwarze Kornwurm zeigt trotz seiner abweichenden Farbe doch dieselbe Leidenschaft für das Getreide, und daß ein einziges Individuum es in einem Jahre zu 600,000 Abkömmlingen bringen kann, ist in diesem Falle gewiß ebenso wenig eine Empfehlung für ihn und ersetzt genügend die Kürze seiner Lebensdauer, welche einen Monat nicht übersteigt.

Von andern Motten der Verwandtschaft ist wenig Günstigeres zu sagen, als daß ihre Fruchtbarkeit und Wirksamkeit ein etwas bescheidneres Maß inne halten, was zwar mancher Hausfrau, die im Herbst mit Schrecken an ihrem Pelzwerke und Wollzeuge wahrnimmt, daß diese ihre Schätze keineswegs zu denjenigen gehören, welche Motten und Rost nicht fressen, ein schlechter Trost ist.

Aber je länger wir uns mit unserm polizeiwidrigen Gegenstande beschäftigen, um so üppiger scheint er aus allen Ecken und Enden hervorzubringen und uns zuzuströmen. Schon verdunkelt sich der Himmel, ein Getöse wie das Brausen des Sturmes im Takelwerke eines Schiffes, wie das Rauschen eines Stromes dringt gegen unser Ohr, die meilenlange Wolke, die uns so plötzlich bei heiterem Himmel überzogen, läßt sich auf die Erde nieder, es knistert und rasselt um uns her, der Boden bedeckt sich handhoch mit einem Gewimmel, unter dem jeder grüne Halm, jedes Blatt alsbald verschwindet, und zwischen Erde und Himmel flattert's und wirbelt's wie Schneegestöber hinauf, hinunter und findet keinen Platz mehr, weder in der Luft, noch auf dem Grunde. Ein Heuschreckenschwarm, nein eine unzählbare Völkerwanderung, eine lebendige Wolke von 4 bis 6 Stunden Länge und über eine deutsche Meile breit hat uns überfallen, aus Asien, Afrika, vom südöstlichen Europa durch den Wind hergeweht. Ueberall dringen die Thiere hin, in Zimmer, durch Thüren und Fenster und bis in die verborgensten Räume, ja mit dem Bissen zwischen die Zähne oder in den Mund; sie hängen sich in die Kleider, fliegen in's Gesicht, sodaß nach einem Berichte der Petersburger Zeitung aus Sympheropol die Damen nicht ausgehen konnten, aus Furcht, augenblicklich von den ungebetenen Gästen überdeckt zu werden. Wie sie als eine der ägyptischen Plagen zu Mosis Zeiten die Freigebung der Juden erzwingen halfen, ist bekannt. „Und des Morgens führte der Ostwind die Heuschrecken her, und sie kamen über ganz Aegyptenland und ließen sich nieder an allen Orten in Aegypten, so sehr viel, daß zuvor dergleichen nie gewesen ist, noch hinfort sein wird. Denn sie bedeckten das Land und verfinsterten es. Und sie frassen alles Kraut im Lande auf und alle Früchte auf den Bäumen, die dem Hagel waren übrig geblieben, und ließen nichts Grünes an den Bäumen und am Kraut auf dem Felde in ganz Aegyptenland." (2. B. Mosis 10, 14 und 15).

Gleichfalls in prophetischer Erhabenheit schildert, auch als ein Strafgericht, Joel die Heuschrecken: „Ein finstrer Tag, ein wolkiger Tag, ein nebliger Tag, gleichwie sich die Morgenröthe ausbreitet über die Berge, nämlich ein großes und mächtiges Volk, desgleichen

vorhin nicht gewesen ist. Vor ihm her gehet ein verzehrend Feuer und nach ihm eine brennende Flamme. Das Land ist vor ihm wie ein Lustgarten, aber nach ihm wie eine wüste Einöde, und Niemand wird ihm entgehen. Sie sind gestaltet wie Rosse und rennen wie die Reiter. Sie sprengen daher oben auf den Bergen, wie die Wagen rasseln, und wie eine Flamme lodert im Stroh, wie ein mächtiges Volk, das zum Streit gerüstet ist. Die Völker werden sich vor ihm entsetzen, Aller Angesichter sind so bleich wie die Töpfe. Sie werden laufen wie die Riesen und die Mauern ersteigen wie die Krieger; ein Jeglicher wird stracks vor sich daherziehen und sich nicht säumen. Keiner wird den andern irren, sondern ein Jeglicher wird in seiner Ordnung daherfahren, und werden durch die Waffen brechen und nicht verwundet werden. Sie werden in der Stadt umherreiten, auf der Mauer laufen und in die Häuser steigen und wie ein Dieb durch die Fenster hineinkommen. Vor ihm erzittert das Land und bebet der Himmel; Sonne und Mond werden finster, und die Sterne verhüllen ihren Schein." — (Joel 2, 2—10) *).

In der That, keine Menschenmacht hilft gegen die Eindringlinge, weder List noch Gewalt; man mag sie zu Tausenden tödten, ersticken oder todtschlagen, man wird höchstens eine Pest erzeugen. Vergebens wurden im südlichen Frankreich förmliche Aufgebote gegen die Heuschrecken erlassen, vergebens führten schon die Römer und Türken ihre Heere gegen sie in's Feld, und ebenso erfolglos wurden sie von der katholischen Geistlichkeit in den Bann gethan; sie kümmerten sich weder um geistliche, noch um weltliche Obrigkeit. Höchstens ein frischer Wind, der ihre Schwärme in's Meer wehte, oder nasse und kühle Witterung waren im Stande, den lästigen Gästen vor der Zeit ihres natürlichen Todes im Herbste ein Ende zu machen. Joel läßt Jehova zu dem reuigen Volke Israel sprechen: „Ich will euch nicht mehr lassen unter den Heiden zu Schanden werden, und will den von Mitternacht ferne von euch treiben und ihn in ein dürres und wüstes Land verstossen, nämlich sein Angesicht hin zu dem Meere gegen Morgen und sein Ende hin zu dem äußersten Meer. Er soll verfaulen und stinken; denn er hat große Dinge gethan."

Ihren Verheerungen gegenüber ist es für die Heuschrecken eine geringe Entschuldigung, daß die Araber um Marocco sie mit Salz bestreut kochen oder braten und verspeisen, und nicht jeder europäische Gaumen wird ihren Geschmack, wenn man sie mit Oel schmort, dem eines Gemisches von Krebs und Sardellen vergleichen wollen, wie es geschehen ist.

Wird durch solche Uebergriffe nicht allein die Pflanzenwelt gefährdet, sondern wenigstens mittelbar auch das Thierreich, indem ihm sein Futter verkümmert und Hungersnoth erzeugt wird oder durch die todten und verwesenden Heuschrecken gar eine verderbliche Seuche, so haben es andre Insektenarten noch viel directer auf das thierische Leben abgesehen. Es braucht nur der blutgierigen Schnaken und andren ähnlichen Gesindels gedacht zu werden, dessen zahllose Schwärme bei Tag und Nacht, am Ufer und auf der Waide mit ihren spitzen Mordinstrumenten das warme Blut von Menschen und Vieh in unabtreibbarer Hartnäckigkeit abzapfen. Und nicht befriedigt dadurch legen die Bremsfliegen ihre Eier in die Haut der größren Säugethiere, namentlich der verschiednen Hausthiere, Kameel und Rennthier inbegriffen, indeß auch des Hirsches, der Hasen, Kaninchen u. s. f.; hat ja beinahe jede Thierart ihre eignen Peiniger, das Pferd sogar deren vier. Die Entwicklung des zwischen die Haare abgelegten Eies zur Larve verursacht in der Haut eine Beule, ein Geschwür, indem das auskriechende Insekt sich in's Fell hineinbohrt, gelegentlich auch in die Stirnhöhle, den Schlund, Magen und Darm dringt. Und die Mücken

*) Die erschreckte orientalische Phantasie malt die Heuschrecken so: „Sie haben den Kopf des Pferdes, die Augen des Elephanten, den Nacken des Stiers, das Geweih des Hirsches, die Brust des Löwen, den Bauch des Scorpions, die Flügel des Adlers, die Schenkel des Kameels, die Füße des Straußes und den Schwanz der Schlange." Die Araber lassen eine Heuschrecke zu Mahomed sagen: „Wir sind die Heerschaar des großen Gottes; wir bringen 99 Eier hervor; wenn das Hundert voll würde, so würden wir die ganze Erde und Alles in derselben verzehren."

und ihre Blutarbeit kennen zu lernen, brauchen wir uns nicht erst an den Orinoko und Magdalenenstrom zu begeben, wo jeder Cubikfuß Luft bis zu drei, vier Klafter Höhe (nach Humboldt) mit einer Million dieser Thiere erfüllt ist (vergl. Maje 1859: Nachtleben in der Natur), eine laue Nacht in einer Sumpfgegend, an einem überschwemmten Flußufer wird uns schon einen hinlänglichen Begriff von ihrer Blutgier verschaffen. Sind doch selbst die hohen Alpen und der hohe Norden, Lappland und Grönland, nicht verschont von ihnen. Sollen übrigens die Unschuldigen mit den Schuldigen zusammengeworfen werden, so ist zu bemerken, daß nur die Weibchen stechen und auch zugleich so lästig summen, die Männchen dagegen unschuldig und stille sind. Es ist das allerdings kein gar großer Trost, denn das Weibchen kann in einem Jahre an 300 Eier legen, die nach zwei Tagen schon auskriechen, nach mehrfacher Häutung in etwa 14 Tagen sich verpuppen, um nach 8 Tagen als vollendete Mücken das blutige mütterliche Gewerbe zu beginnen. Réaumur schreibt von ihnen: „Es giebt wenige Insekten, über die wir uns so zu beschweren hätten, als über die Mücken. Wenn uns andre noch empfindlicher, ja gefährlicher stechen, so sind sie doch nicht so auf unsre Verfolgung versessen. Wo auf dem Lande sind im Sommer die Mücken nicht beschwerlich? Kaum ist man in der Stadt vor ihnen geborgen. Wir könnten von Glück sagen, wenn es Alles wäre, nur ihr störendes Gesumme während der Nacht zu hören und selbst ihnen das erforderliche Blut abzulassen, wonach sie so begierig sind. Denn wie unbedeutend an sich die mit äußerst feinem Stachel gemachten Verwundungen sind, es erfolgen oft Geschwülste darnach, die mehrere Tage andauern und zuweilen sehr beträchtlich werden. Ich habe Leute in sumpfigen Gegenden der Küste gesehen, deren Beine oder Arme durch die wiederholten Mückenstiche ganz entstellt aussahen, ja bei denen die Glieder so beschaffen waren, daß Gefahr war, sie abnehmen zu müssen."

Aber auch ein anderes Thier, das sonst in der Moralfabel eine nur achtungswerthe Rolle spielt, überschreitet zuweilen in der Natur die Schranken eines verträglichen Zusammenlebens mit andern Geschöpfen. Das Bild des Fleißes und der Arbeit, die **Ameise**, kann gelegentlich recht lästig werden. Es ist zwar vom Standpunkt des menschlichen Nutzens nur löblich von ihr, wenn sie in ihrer Umgebung die Raupen und besonders die Erdflöhe vertilgt, und sie wird deßhalb mit allem Rechte in den Wäldern gerne gesehen. Auch daß die Visitenameise in Amerika in ungeheuern Schwärmen in die Plantagen und Wohnungen der Menschen dringt und darin alles Ungezieser vertilgt, daß die Zuckerameise in ihrer Ueberzahl auf Mäuse, Frösche und Schlangen erfolgreiche Jagd macht, mag ihr soweit ebenfalls hingehen; indeß daß dieselbe Ameisengattung auch schlafende Negerkinder in Westindien überfiel, die Zuckerpflanzungen um ihren Ertrag brachte und in ihrem meilenlangen Strome sich weder durch Feuer, noch durch Wasser aufhalten ließ, bis ein Orkan sie endlich ersäufte, das war doch der eifrigen Wirksamkeit zu viel und muß als Uebertretung der naturbürgerlichen Ordnung angeschrieben werden.

Freilich ihre Namensgenossin, die **weiße Ameise** oder Termite, ist in ihren Millionen noch weit schuldiger und in ihrer unterschiedslosen Gefräßigkeit barbarisch obendrein. Denn nicht blos verheert sie Baumstämme, Pfosten, Balken, Wände, Geräthe aller Art, ja Landhäuser und 1814 sogar, respectlos genug, den ganzen Palast des General-Gouverneurs von Calcutta; Humboldt erzählt auch, daß die Termite in Indien die aus Europa eingeführten musikalischen Instrumente vielfach zu Grunde richteten. Und bei'm Lichte betrachtet tragen sie sogar die Schuld an der neuesten französischen Invasion in Mexico, die im Interesse der Civilisation mußte unternommen werden, der Civilisation, welche in Folge der Zerstörung aller mehr als anderthalb Jahrhunderte alten geschichtlichen Documente durch Termitenfraß offenbar namhaften Schaden genommen hatte.

Damit uns aber zuletzt nicht gar bange werde, dürfte es an der Zeit sein, sich nach der Abhülfe gegen all' diese Uebergriffe und Störungen des Gleichgewichts umzuschauen. Es mag darum ebensowohl

von zahlreichen andern Insekten, die hier noch anzuführen wären, abgesehen werden, als auch von den Repräsentanten aus sonstigen Thierklassen, wie z. B. der Schnecken, Würmer, Mäuse u. s. w., die unter der gleichen Anklage stehen, in der Voraussetzung, ihnen vielleicht in der Folge noch sonstwo auf dem Wege zu begegnen.

Die abwehrenden und ausgleichenden Naturgewalten sind schon früher in Kürze zur Sprache gekommen; es bleiben hier uns schließlich die persönlichen Feinde zur Besprechung übrig.

Wenn schon bei den Infusorien die höheren Gattungen die Vermehrung der niedrigen in Schranken halten, so ist dieß bei den Insekten noch weit eingreifender der Fall. Die verschiedenen Spinnen, Wasser- wie Landspinnen, leben ausschließlich von ihrem polizeilichen Berufe. Sei es unter der Erde oder im Wasser, in Winkeln, Ritzen, verdumpften Räumen, oder hoch in der freien Luft, auf Bäumen und Büschen, auf Blumen und Stoppelfeldern, im dichten Walde und in staubiger Kammer, wie auf der hohen Alp in der Umgebung des ewigen Schnee's, sie spannen überall ihre Netze aus, buchstäblich über die ganze Erde. Die meisten Spinnen sind leidenschaftlich und so muthig als grausam, stets bereit zum tödtlichen Sprunge auf die mit List gefangene Beute, alle aber kunstfertig und intelligent, dazu kraft ihrer zarten Organisation geborne Wetterpropheten. Wer kann diese Thiere ihre Netze ausspannen sehen, ohne nicht immer und immer wieder über dem uralten, stets neuen Kunstwerke, das mit ebenso großem Aufwande von technischer Fertigkeit als Ueberlegung ausgeführt wird, in Staunen und Nachdenken zu versinken? Wie manche leichtfertige Mücke, manche arglose Fliege oder lichtscheue Assel, ja wie mancher geharnischte Käfer wird nicht das Jahr hindurch in den nach allen Richtungen ausgespannten Netzen, den flachen oder den trichterförmigen Gespinnsten gefangen und gehangen? Verschwendet doch nicht selten die kräftige und heftige Wespe ihre Anstrengungen, um sich der Schlinge zu entwinden, und fällt, erschöpft und stets von neuen Fäden umschlungen, zuletzt dem schwächeren aber schlauen Gegner zur Beute.

Daß indeß die Polizeithiere nicht ihrerseits etwa das richtige Maß überschreiten und im Diensteifer nachtheilig und störend wirken, so sind von andrer Seite wieder ihnen Schranken gesetzt. Ob die Spinne darum im warmen Sommer bei 7mal Eier legt und oft gegen hundert, ihre kurze, meist nur einjährige Lebenszeit sichert gegen das Ueberwuchern ihres Geschlechts, wie andrerseits ihre große Empfindlichkeit und Verwundbarkeit. Und unter ihren persönlichen Feinden zählt sie nicht allein die Eidechse, den Frosch, die Fangheuschrecke und Schlupfwespe, in der Luft aber die Vögel, sondern auch ihr eignes Geschlecht, indem eine der andern spinnenfeind ist, und sie gegenseitig sich bekämpfen. So zeigt sich auch hier, was schon so oft übersehen worden, daß die Welt nicht um der Polizei willen, sondern diese um der Welt willen vorhanden ist.

Höchst merkwürdig ist das intime Verhältniß, in welches verschiedene Insekten zu einander gewiesen sind, indem sie sowohl für sich und ihre Nachkommen sorgen, als gleichzeitig ihrer Aufgabe nachkommen, die übermäßige Vermehrung fremder Arten zu beschränken. Aus der Familie der Raupentödter graben sich die Grabwespe und Sandwespe Gänge in die Erde, machen auf eine oft große Raupe oder Spinne Jagd, stechen sie halb todt und schleppen sie in ihre Höhle, wo sie ein Ei daneben oder darauf legen und das Loch vorsichtig verstopfen. Kriecht in der Folge die Larve aus, so findet sie ihre Nahrung gleich in der Nähe, sie zehrt erst das Fett und dann das Uebrige des Opfers auf und verpuppt sich schließlich. Die Glieder aus der zahlreichen Familie der Schlupfwespen, bei 2000 Arten, bohren gar mit ihrem Legestachel die Larven andrer Insekten an und legen ein oder mehrere Eier, ja dutzende, in die Oeffnung hinein. Weder die Spinne in ihrem mörderischen Netze, noch die Brut der Zollwespe in ihrer zugangslosen Feste, oder die Larven der Cecidomya (Mücke) in dem Spelze des Weizens und die Made der Holzbiene in der Tiefe ihres hölzernen Canals sind sicher vor dem Angriffe der Schlupfwespe. Die auskriechende Larve arbeitet sich dann tiefer in den fremden Körper und zehrt davon, mit ihm und von

ihm gleichzeitig lebend, indem sie weislich diejenigen Organe ihres Wirthes schont, die zu dessen Lebensunterhaltung unerläßlich sind. Die gastfreie Raupe frißt darum auch immer drauf los und verpuppt sich zugleich mit dem Eindringling. Während aber die Schlupfwespe schließlich ausschlüpft, geht das andere Thier als Opfer seiner erzwungenen Gastfreundschaft zu Grunde. Der Kohlweißling und sein Vetter, der Baumweißling, die in gewissen Jahren zu Hunderttausenden in der Luft herumflattern, und deren Weibchen 150 bis 200 Eier an die Blätter der Aepfel- und Pflaumenbäume, oder an die Kohlblätter legen, werden durch ihre Zahl und die Gefräßigkeit ihrer Raupen oft zu einer Landplage. Der Mensch wäre nicht im Stande, sich ihrer zu erwehren, käme ihm nicht die Schlupfwespe in der eben angedeuteten Weise zu Hülfe. Freilich ist der Dank ein geringer; die Schlupfwespeneier sieht er in seinem Unverstande meist für schädliche Raupenbrut an und vertilgt in ihnen seine treuesten Verbündeten, wo er sie an Mauern und Gartenwänden vorfindet.

Man hat beobachtet, daß Wälder auf weite Strecken hin von Millionen Schmetterlingsraupen kahlgefressen wurden. Ehe aber diese zu den vollkommnen Insekten sich entwickeln und wieder Eier legen konnten, waren sie von Schlupfwespen bereits in Anspruch genommen, mit der sicheren Aussicht, daß die Hälfte ihrer Millionen durch die noch stärkere Zahl ihrer Feinde würde vertilgt werden. Nun drohte aber andrerseits die Unzahl der Schlupfwespen, Störungen herbeizuführen. Es hatte sich jedoch, durch die Schmetterlingsraupen angelockt, gleichzeitig eine beträchtliche Zahl von Krähen in der Waldung eingefunden, von denen jede wohl zu Hunderten täglich die gefräßige Raupe verzehrte. Die Vögel aber suchten, gleichsam als eine höhere Polizei, vorzugsweise solche Puppen zum Mahle sich aus, welche mit jungen Schlupfwespen erfüllt waren, und indem sie Wirth und Gast zusammt sich schmecken ließen, beugten sie auch einer zu einseitigen Vermehrung der Schlupfwespen vor.

Jener blutgierigen, zudringlichen und unabtreibbaren Brut, welche die heißen Sonnenstrahlen in der feuchten Umgebung der stehenden Gewässer zu Milliarden in's Dasein rufen, ist ebenfalls nicht unbedingte Zügellosigkeit eingeräumt, wie weitgesteckt auch ihre Schranken erscheinen. Wo die Schwärme der Mücken die Luft allzu ungebührlich erfüllen, da finden sich auch die in seidenen Flor gekleideten dünnleibigen und großaugigen Libellen in vermehrter Zahl ein und machen Jagd auf das leichtfertige Volk.

Diese Vermehrung und Verstärkung der Polizei, gerade an dem Orte und zu der Zeit, wo die Ueberschreitung am drohendsten auftritt, wird indeß später noch zu weiterem Eingehen den Anlaß bieten.

Es wäre noch des Dienstes der rüstigen Laufkäfer, der gefräßigen Schwimmkäfer, der mit furchtbarem Gebisse ausgerüsteten schnellläufigen und leichtgeflügelten Sandkäfer (cicindela) und andrer zu gedenken, welche unter dem Namen Laubkäfer zusammengefaßt werden, die wir aber als wichtige Glieder unserer natürlichen Polizei hochschätzen müssen, wie es ja auch in dem Staate der Menschen vorkommt, daß die tauglichsten Polizeibeamten gerade die sind, welche der Classe jener entnommen werden, deretwegen die Polizei überhaupt vorhanden ist. Indeß mag es an den aufgeführten Vertretern genügen, da von einer erschöpfenden Behandlung des Stoffes doch nie die Rede sein kann. Wir wenden uns darum der zweiten großen Abtheilung des animalen Gebietes zu, den Wirbelthieren: Fischen, Reptilien, Vögeln und Säugethieren, die ein gar ansehnliches Corps in den Dienst der Wohlordnung und des allgemeinen Gleichgewichtes auf der Erde stellen.

(Fortsetzung folgt).

Schildkröten und Eidechsen.

(Mit einer Abbildung.)

Von Dr. M. Bach.

Eine saubere Gesellschaft das! wird vielleicht ein oder der andere Leser dieser Blätter bei'm Anblick dieses Bildes ausrufen. In der That ist das Gebiß des Thiers, welches in die Mitte des Bildes gestellt ist, nicht geeignet, dem Beschauer Vertrauen und Zuneigung einzuflößen. Ueberhaupt ist die ganze Gesellschaft, wie sie sich hier zusammengefunden hat, der Art, daß die meisten Menschen einen gewissen Abscheu vor ihr empfinden. Ob mit oder ohne Grund, wollen wir hier nicht untersuchen, wenn gleich feststeht, daß wenigstens einige dieser Thiere wirklich schön zu nennen sind. Da sie indeß einmal nach des Schöpfers Willen vorhanden und mit der heiligen Berechtigung seines Willens da sind, so müssen wir Kenntniß von ihnen nehmen, wenn sie uns auch widerlich sind, und werden es nicht ohne Gewinn thun. Wir wollen daher die abgebildeten Thiere einer näheren Betrachtung und Besprechung unterziehen.

1 und 2. Im Hintergrunde sehen wir zwei Schildkröten, eine Land- und eine Seeschildkröte. Außerdem gibt es auch noch Flußschildkröten. Eine solche kommt selbst, als die einzige ihrer Art, in Deutschland vor und zwar in Mecklenburg und Preußen. Sie hält sich hier in sumpfigen, morastigen Orten, in See'n, Teichen und andern stillstehenden Wassern auf und lebt von Wasserinsekten, Regenwürmern, Schnecken, kleinen Fischen und von Pflanzen. Sie wird indeß auch häufig gezähmt, in feuchten Kellern oder in Gärten gehalten, in welchen letzteren aber kleine Teiche angelegt sein oder Bäche fließen müssen. In der Gefangenschaft füttert man sie mit Brod, Salat, zarten Haferblättern und verschiedenen Pflanzen. Das Fleisch ist wohlschmeckend, die Brühe davon wird Schwindsüchtigen empfohlen. Die abgebildete Meerschildkröte ist eine Riesenschildkröte, die sich auf dem Lande, wo sie hinkommt, ihre Eier abzulegen, hat erwischen lassen. Sie ist die größte und schwerste ihres Geschlechts. Man fand sie schon von sechs bis sieben Fuß Länge und 700 bis 800 ℔ Gewicht. Ja man will am weißen Vorgebirge Riesenschildkröten gesehen haben, deren Scheibe fünfzehn Fuß im Umfang hatte, und das Fleisch einer solchen soll hingereicht haben, um dreisig Menschen zu sättigen. Die Abbildung zeigt, wie sie gefangen worden ist. Die Leute mit den Stangen haben sie nämlich auf den Rücken gelegt. Sie kann sich durch eigene Kraft nicht wieder umkehren und wird dann auf einem Wagen weiter geschafft. In den europäischen Colonien auf den Antillen, auf Isle de France und auf Jamaika unterhält man diese Schildkröten in eigenen Umzäunungen und verkauft das Fleisch auf dem Markte wie Rindfleisch. Aus Jamaika werden viele dieser Thiere nach London gebracht, wo die Schildkrötensuppe für die Feinschmecker ein sehr gesuchtes und theuer bezahltes Gerichte ist. Alle Jahre gehen Schiffe nach den Inseln des grünen Vorgebirges auf den Schildkrötenfang; man salzt das Fleisch ein, um es nach Amerika zu bringen. Diese Schildkröte ist für Seefahrer ein sehr wichtiges Thier, da sie ihnen eine ebenso angenehme als gesunde Speise darbietet, welche trefflich gegen den Scorbut schützt. Selbst in Krankheiten, besonders in der Lungensucht, bei Flechten u. s. w. soll das Fleisch sehr heilsam und besonders die Brühe davon sehr nährend sein. Auch das Fett benutzt man; es ist dunkelgrün, aber vom Geschmack der besten Butter.

3. Das große Thier in der Mitte des Bildes ist ein Nilkrokodil. Es lebte sonst in ganz Egypten am Nil; heutzutage findet es sich aber sicher nur in Oberegypten bei Theben, sowohl unterhalb als oberhalb der Wasserfälle, häufiger jedoch in dem Theil des Nilstroms, der durch Nubien, Dongola und Abyssinien fließt. Außerdem ist es auch noch in den meisten Flüssen von Mittelafrika, z. B. in Gambia, Sierra Leone u. s. w. zu Hause und auch in Madagaskar.

Sie leben in großen Gesellschaften an den zahlreichen Inseln des Nils und halten sich den Tag über mehr auf dem Lande, des Nachts im Wasser auf. Sie fischen zu gewissen Zeiten des Tages und schlafen dann in der Sonne. Bei einem Geräusch,



SCHILDKRÖTEN UND ECHSEN.

Verlag und Eigenthum von Julius Niedner in Wiesbaden.

oder wenn Menschen sich nähern, gehen sie in's Wasser, sie können aber kaum zehn Minuten unter Wasser bleiben, ohne zu athmen, sie strecken deßwegen fast immer die Nase aus dem Wasser hervor, suchen aber dabei eine seichte Stelle in demselben, wo sie sich mit dem Bauche auf den Sand legen, um in dieser Lage bequem athmen zu können.

Die Hauptnahrung des Nilkrokodils besteht in Fischen; die Menschen flieht es auf dem Lande, im Wasser greift es sie aber oft an und überfällt selbst solche, welche sich dem Ufer nähern. So erzählen Hasselquist und Geoffroy, daß man in der Gegend von Theben nicht selten Menschen antreffe, denen ein Arm oder Bein fehle, welche sie durch den Biß eines Krokodils verloren haben.

Das Nilkrokodil legt seine Eier an das Flußufer in den Sand, wo sie durch die Sonnenwärme ausgebrütet werden. Dieses soll ungefähr in der Zeit eines Monats geschehen. Die Jungen sind etwa acht bis neun Zoll lang und begeben sich sogleich in's Wasser. Viele werden vom Ichneumon, von verschiedenen Raub- und Sumpfvögeln und selbst von andern Reptilien verzehrt, und dadurch wird die allzugefährliche Vermehrung des schädlichen Thiers beschränkt.

Die Jagd des Nilkrokodils in Dongola wird von den dortigen Fischern, einer eigenthümlichen Kaste oder Zunft, betrieben. Von dieser Jagd gibt Rüppel folgende Beschreibung: Die günstigste Jahreszeit hierzu ist der Winter, wo das Thier gewöhnlich auf sandigen Strecken in der Sonne schläft, oder der Frühling nach der Begattungszeit, wenn das Weibchen regelmäßig die Sandinseln bewacht, wo es seine Eier eingescharrt hat. Der Fischer merkt sich den Ort. Auf der Südseite desselben, das heißt unter dem Winde gräbt er sich ein Loch in den Sand mit einem Erdaufwurf nach der Seite, woher man das Krokodil erwartet. Der Jäger verbirgt sich in dem Loche; bleibt er unbemerkt, so kommt das Krokodil auf seinen gewöhnlichen Lagerplatz, wo es bald bei der Wärme den Sonnenstrahlen einschläft. Nun wirft der Jäger mit kraftvollem Arme das Thier mit der Harpune an. Das Eisen muß, um den Zweck zu erreichen, wenigstens vier Zoll in den Körper des Krokodils eindringen, damit der Widerhacken gehörig fassen kann. Das verwundete Thier eilt in's Wasser, und der Jäger sucht den Kahn zu gewinnen, welchen ihm ein Gehülfe so schnell wie möglich zuführt. Ein an der Harpune durch ein langes Seil befestigtes Holz schwimmt auf dem Wasser und zeigt den Weg, welchen das Krokodil geht. Der Jäger faßt den Strick und zieht das Thier an die Oberfläche des Wassers, wo es bald ein zweiter Wurfspieß verwundet. Die Geschicklichkeit bei dieser Jagd besteht darin, der Lanze die gehörige Kraft zu geben, um die harte Panzerhaut zu durchbohren. Das verwundete Krokodil bleibt nicht müßig, es gibt derbe Schläge mit seinem Schwanze und sucht den Strick der Harpune zu zerbeissen. Um letzterem vorzubeugen, besteht dieser aus etwa dreisig neben einander liegenden einzelnen Strickchen, die alle zwei Schuh lang zusammengebunden sind. Die dünnen Stricke fügen sich im Rachen des Thieres in die Lücken zwischen den Zähnen, können folglich nicht zerbissen werden. Nun suchen die Jäger das Krokodil aus dem Wasser an's Land zu ziehen, wobei sehr oft die Harpunen aus der Fleischmasse herausgerissen werden, in welchem Falle das Thier entweicht. „Hätte ich es nicht mit eigenen Augen gesehen, sagt Rüppel, so würde es mir unglaublich vorkommen, daß zwei Menschen ein vierzehn Fuß langes Krokodil aus dem Wasser schleifen, ihm dann zuerst die Schnauze zubinden, dann die Füße über dem Rücken zusammenknebeln, endlich mit einem scharfen Eisen in den Nacken des Thieres stossen und es durch die Theilung des Nervenstrangs der Wirbelsäule tödten."

„Die zur Krokodiljagd in Dongola übliche Eisenharpune ist spannenlang, nach der Spitze zu messerförmig, am Ende und an der einen Seite zugeschärft. Ein starker Widerhacken ist gleich an der Schneide, und am andern Ende ist ein Vorsprung zur Befestigung des Seils. Dieses Eisen steckt man an eine acht Fuß lange hölzerne Wurflanze. Das Fleisch und Fett der Krokodile wird von den Berbern (Einwohner von Dongola) gegessen und gilt selbst für

einen Leckerbissen. Beides hat immer einen moschusartigen Geruch. So oft ich dieses Fleisch kostete, habe ich es immer von mir brechen müssen, vermuthlich wegen dieses ungewöhnlichen Geruches. Die vier Moschusdrüsen des Krokodils sind ein Hauptgewinn bei dieser Jagd. Zwei öffnen sich am Unterkiefer zu Seiten des Zungenbeins und zwei an der Mündung des Afters. Die Berbern bezahlen für diese Drüsen oft zwei Speciesthaler und bedienen sich derselben zur wohlriechenden Einreibung des Haupthaares."

4. In dem größten Theile des tropischen südlichen Amerika's lebt der Alligator oder Kaiman. Er wird zehn bis zwölf Fuß lang. Man trifft ihn in den meisten Flüssen und Landsee'n an, besonders da, wo der Strom nicht schnell ist. So lange er nicht hungrig ist, liegt er den größten Theil des Tages ruhig im Wasser verborgen und lauert auf eine Beute; man sieht von ihm nur den vordern Theil der Schnauze bis zu den Augen, mit welchen er umherspäht. Hat er eine Beute erhascht, so würgt er dieselbe ganz hinab, wobei er den Kopf ganz über Wasser hält, und ruht, wenn er gesättigt ist, gerne am Ufer an einer einsamen Stelle oder auf einem im Wasser befindlichen, von der Sonne erwärmten Steinblocke. Am liebsten verbergen sich diese Thiere unter den breiten Blättern einiger Wasserpflanzen; werden sie beunruhigt, so tauchen sie unter, kommen aber bald wieder an einem andern Orte zum Vorschein.

Ihre Nahrung besteht in allen denjenigen Thieren, die sie erhaschen können. Sie ergreifen Hunde, Schweine, Schafe und mehrere andere auch kleinere Thiere, die ihnen zur Beute werden, wenn sie über Flüsse schwimmen oder zum Wasser kommen, um zu trinken. In Brasilien sind sie sehr schüchtern und tauchen oft schon bei einer Annäherung von vierzig Schritten unter. Im Orinoko, im Guayaquil und anderwärts sind sie viel größer und gefährlicher, indem sie selbst schwimmende oder badende Menschen angreifen. Im Allgemeinen aber sind sie dem Menschen nicht gefährlich, indem sie ihn vielmehr fürchten.

Die Eier sind von der Größe der Gänseeier, haben eine weiche Schaale, und ihre Zahl wird auf sechsundzwanzig bis dreißig angegeben. Sie legen ihre Eier in ausgescharrte Löcher und bedecken sie mit trockenem Grase. Die ausgekrochenen Jungen gehen sogleich in's Wasser, haben aber an verschiedenen Raub- und Sumpfvögeln große Feinde.

Der Alligator ist schwer zu tödten, da er ein zähes Leben hat; schießt man auf ihn, so taucht er gewöhnlich unbeschädigt unter, nur ein Schuß in den Nacken kann ihn leicht tödten. Auf dem Lande bewegt er sich sehr langsam und ungeschickt; überrascht man ihn, so kann man ihn ohne Widerstand tödten. Merkwürdig ist die doppelte Art der Jagd auf diesen Alligator, die man an den Ufern des Flusses Guayaquil ausübt, wo er in einer solchen Menge gefunden wird, daß man eine Reihe von Balken zu sehen glaubt, wenn er in der Sonne in zahlreichen Gruppen liegt. Nach dem Berichte des Reisenden Stevenson ist es eine Art von Lustbarkeit, diese Thiere lebendig zu fangen, und er beschreibt diese Jagd auf folgende Weise: „Ein Mann nimmt in die rechte Hand einen etwa zwei Fuß langen Knittel von starkem Holze, an dessen Ende zwei Kugeln mit eisernen Harpunen, in seiner Mitte aber ein flach aufliegender Riemen angebracht ist. An diesem faßt der Mann den Knittel, geht in's Wasser und hält ihn wagrecht über der Wasserfläche, indem er zugleich mit derselben Hand ein todtes Huhn emporhält und mit der andern schwimmt. Er stellt sich dem Alligator gerade gegenüber, welcher fast jedesmal auf das Huhn losschießt. In dem Augenblick, wo er, um dasselbe zu verschlingen, die Kinnlade öffnet, wird der Knittel in einer senkrechten Richtung ihm dergestalt in den Rachen gestossen, daß die zufallenden Kinnladen sich selbst in die Harpunen verfangen, worauf das Thier mit einem am Knittel befestigten Stricke an das Ufer gezogen wird. Der Anblick daselbst ist in der That furchtbar. Sein ungeheurer ausgespannter Rachen mit den Reihen der großen und spitzen Zähne, seine beinahe aus dem Kopfe herausgetretenen Augen, die blaßrothe Farbe seines Schlundes, sein undurchdringlicher Schuppenpanzer, seine ungeheuren Pfoten und sein mächtiger

Schwanz, dieß Alles trägt dazu bei, das Schauspiel schauerlicher zu machen. Die Eingebornen umringen nun das Thier und reizen es wie einen Stier durch vorgehaltene rothe Gegenstände, auf welche es losrennt, so weit es ihm der Strick gestattet. Ist man man müde, das arme Thier auf diese Weise zu quälen, so wird es mit einer Lanze getödtet, die man ihm in seine weichen Theile stößt. Die zweite Art des Fangens besteht darin, daß ein kühner und entschlossener Mann ein Huhn in die eine Hand und ein großes, scharfes Messer in die andere nimmt und damit schwimmt, bis er einem Alligator gegenüber ist. In dem Augenblicke, wo dieser letztere auf das Huhn losstürmt, taucht der Mann unter, indem er das Huhn oben auf dem Wasser läßt, und versetzt dem Thier einen Stich mit dem Messer in den Bauch, worauf sich dasselbe sogleich todt auf den Rücken umwendet. Der Muth und die Geschicklichkeit, womit beide Arten des Fanges der Alligatoren ausgeführt werden, übertrifft Alles, was mir (Stevenson) je der Art in meinem Leben zu Gesicht gekommen ist. Aus den Zähnen des Alligators macht man oft kleine Büchsen zur Aufbewahrung der Taschenfeuerzeuge. Diese Büchsen sind ausnehmend weiß und schön, manche an vier Zoll lang."

Bei Ueberschwemmungen kommen die Alligatoren selbst in Städte, und nach Humboldt kommen sie auf diese Weise auch nach Angostura. Er erzählt folgende traurige Begebenheit: Ein Indianer wollte in einer nur drei Fuß tiefen Bucht sein Boot festmachen. Ein wilder Alligator packte ihn an einem Beine und schleppte ihn vom Ufer hinweg. Auf das Geschrei des Indianers kamen mehrere Leute herbei. Man bemerkte, wie der Unglückliche die Entschlossenheit hatte, zuerst in seiner Tasche ein Messer zu suchen, und als er dieses nicht fand, das Krokodil bei'm Kopfe zu ergreifen, um ihm die Finger in die Augen zu drücken. Allein das Thier fuhr jetzt, vom Schmerz gepeinigt, in die Tiefe und ersäufte den Indianer, kam dann mit dem Leichname wieder hervor und schleppte denselben auf eine benachbarte Insel, um ihn dort zu verschlingen.

5. Der gemeine Leguan erreicht eine Länge von fünf Fuß. Seine gewöhnliche Farbe ist grün, mit gelb gemischt, oder heller und dunkler blau. Er lebt im tropischen Amerika in Wäldern und hält sich auf Bäumen auf, die in der Nähe von Gewässern stehen. Die Bewegungen seines Schwanzes sind schnell und lebhaft, und er kann damit heftige und schmerzhafte Schläge versetzen. Sein Biß ist zwar nicht giftig, aber schmerzhaft, und wenn er einmal angebissen hat, so läßt er nicht mehr los. Sein Leben ist zähe, und starke Stockschläge tödten ihn noch nicht.

Die Leguanweibchen legen eine bedeutende Zahl von Eiern, nämlich zwischen sechzig und siebenzig; diese haben die Größe von Taubeneiern, sind auf beiden Enden zugerundet und besitzen eine weiße und weiche Schaale sowie einen guten Geschmack. Man bemerkt darin nur Dotter, kein Eiweiß, und wenn man sie kocht, so werden sie nicht hart und behalten ihren guten Geschmack. Man speist sie in Amerika sehr gerne und benützt sie oft zur Bereitung der Brühen an das Fleisch des Leguans. Das Fleisch selbst ist weiß, zart und von vortrefflichem Geschmack; es soll aber zuweilen ungesund sein und, während einiger Krankheiten genossen, deren Zufälle vermehren. Wegen dieses wohlschmeckenden Fleisches werden die Leguane häufig aufgesucht und zur Speise verwendet, ja man bringt sie sogar nach Europa, namentlich nach London, wo sie ein seltenes und schmackhaftes Gericht abgeben.

Ueber die Nahrung des gemeinen Leguans ist noch nichts Genaues bekannt, man vermuthet aber, daß sie sich von Insecten und fleischigen Pflanzenfrüchten ernähren.

6. Das Chamäleon. Dieses Thier hat zwei Eigenschaften, wodurch es besonders merkwürdig wird. Die eine ist der schnelle Wechsel seiner Farbe, wodurch es zum Sprüchwort geworden ist, einen charakterlosen Menschen Chamäleon zu nennen. Man versteht also einen Menschen darunter, der den Mantel nach dem Winde hängt oder jeden Augenblick, und so oft es sein Vortheil wünschenswerth macht, seine Farbe wechselt.

Die Ordnung, nach welcher die verschiedenen Farben bei'm Chamäleon vorkommen, ist folgende: citronengelb, apfelgrün,

braun mit gelben, rosenrothen, schwarzen und dunkelgrauen Flecken. In der letzten Färbung, welche nebst schwarz, eisengrau und gelb die gewöhnlichste ist, erscheint das Thier am muntersten, und der Körper ist schlank.

Die zweite merkwürdige Eigenschaft ist der eigenthümliche Bau der Augen, der unter den übrigen Knochenthieren ganz beispiellos ist. Jeder Augapfel kann sich nach einer beliebigen Richtung bewegen, und er ragt in der Gestalt eines Kegels so arg hervor, daß das Thier nach allen Seiten zu sehen im Stande ist, wobei zugleich keine Uebereinstimmung zwischen den Augen stattfindet, sodaß es mit dem einen Auge aufwärts, mit dem andern abwärts, oder mit dem einen vorwärts und mit dem andern rückwärts sehen kann. Bei der Trägheit des Thieres kommt ihm dieser Umstand sehr zu statten; denn es kann, ohne sich zu bewegen, sehen, was hinter und vor ihm geschieht, und jedes Insekt beobachten, das in seiner Nähe über oder unter, vor oder hinter ihm sitzt.

Die Chamäleone sind Baumthiere, welche sehr selten auf den Erdboden herabkommen. Alle Arten sind den warmen Gegenden der alten Welt eigen, und zwei Arten leben im südlichsten Europa. Sie nähren sich blos von Insekten, und zwar von lebenden; einige Arten werden oft in Zimmern zum Fliegenfangen gehalten.

7. Gefleckter Drache. Die Arten dieser Gattung sind kleine, unschuldige, mit angenehmen Farben gezierte Thiere. Zwischen den Vorder- und Hinterbeinen haben sie eine Flughaut, welche als ein Fallschirm dient, womit das Thier wohl große Sprünge oder höchstens ein schräges Herabflattern von einem Baume zu einem andern unternehmen kann.

Die Schriftsteller des Mittelalters erdichteten unter dem Namen Drachen mehrere fabelhafte Thiere und bildeten sie sogar ab. So hatten sie z. B. einen siebenköpfigen, zweibeinigen Drachen, der aber wie alle anderen der Art in der Natur niemals vorkam. Die Vorwelt scheint aber große Drachen gehabt zu haben, welche gleich den Fledermäusen fliegen konnten und vermöge ihres weiten Rachens und starker, großer Zähne sehr gefährliche Thiere sein mochten. Von dieser vorweltlichen Dracheneidechse findet man nur an wenigen Orten die Ueberreste, weßhalb sie auch noch nicht vollständig enträthselt werden konnte.

Der hier abgebildete Drache findet sich auf Bäumen in den Wäldern der Insel Java. Er ist ein unschädliches, harmloses Thier, das man ohne alle Gefahr berühren darf. Seine Nahrung besteht in Fliegen und andern Insekten.

8. bis 12. sind Eidechsenarten, und zwar 8. die Krausen-, 9. die Dorn-, 10. die Basilisk-, 11. die Gürteleidechse und 12. der Blätterzeher.

Diese sowie die in Deutschland einheimischen Eidechsen sind harmlose und nützliche Thiere. Keine einzige Eidechse ist giftig, und sollte eine einmal beissen, so vermag sie mit ihren kleinen Zähnchen kaum die Haut zu ritzen. Sie leben von Insekten und verzehren viele der schädlichsten derselben. Man sollte daher keine tödten.

13. Erzschleiche, 14. Walzenschleiche. Dies sind Thiere, welche mit unserer Blindschleiche die nächste Verwandtschaft haben, dabei ebenso harmlos und unschädlich sind wie diese. Sie machen den Uebergang von den Eidechsen zu den Schlangen, indem ihre äußere Form sie zu den letzteren stellt, während ihr inneres Knochengerüste sie mehr den Eidechsen beigesellt.

15 — 17. sind wieder Eidechsen, und zwar die erste davon eine Schwanzeidechse, die andere ein Breitzeher und die letzte die Tejueidechse.

Dies und Das.

Die Kronjuwelen Frankreichs belaufen sich, ohne die Fassung in Anschlag zu bringen, auf den Werth von 20,900,260 Franks. Ihre Zahl beträgt 61,312 Stück und ihr Gewicht 18,751 Karat. Bei solchen Dingen kommt mir allemal der freilich gewaltig hausbackene Gedanke: Was könnte das Geld eine Quelle des Segens werden, wenn man damit wohlthätige, dem Volke ersprießliche Anstalten gründete?

So liegt's todt, bleibt todt, schmückt einmal, heute oder morgen, einen Krönungsornat, und dann? – todt! todt! todt!

Es kommen Einem dabei noch allerlei andre Gedanken, — die aber zu den unterdrückten gefügt werden müssen!

Ein verhängnißvoller Carneval.

(Schluß.)

Sechstes Capitel.

Ein Kirchgang.

Am Aschermittwoch lagerte sich eine schlaffe Ruhe über der mächtigen Stadt, man hatte ausgetobt und wurde nüchtern. Es war Abend geworden; auf den Straßen war es ruhiger, nur wenige Nachzügler schwärmten noch umher. Die verlassenen Kirchen füllten sich wieder, ihre hohen erleuchteten Fenster schienen Manchem in's Herz, ihre brausenden Orgeln und mächtigen Glocken lockten in's Innere. Andächtige zogen still vorüber, den geöffneten Portalen zu; wie Viele mit reuigem Herzen! Da erblickten wir auch alte Bekannte wieder: Grethchen mit ihrer Mutter. Beide waren in einfacher bürgerlicher Tracht, nur die Mutter trug alter Erinnerung halber noch den standesmäßigen Hut, wenn er auch noch so alt und einfach war. Das schöne Grethchen aber hatte nur ein farbiges, zierliches Kaputzchen umgeknüpft, das ihr feines Oval so gefällig einrahmte.

Sie führte die schwache, kranke Mutter, die theilnahmlos einherging, ohne sich umzuschau'n. Da schoß eine schlanke Männergestalt an ihnen vorüber und warf dabei einen forschenden Blick in Beider Gesicht. Grethchens Mutter fühlte die Hand ihrer Tochter beben und sah sie den Gruß des Vorübergehenden erwiedern. „Wer war das, Grethchen?" frug sie. „Das war der Herr vom Balle, — Herr Aldenhoven; sahst Du Mutter, wie freundlich er grüßte?" — „Nein, ich sah ihn nicht, wünsche ihn auch nicht zu sehen, ich wollte, Du kenntest ihn auch nicht," sprach die Mutter verstimmt. Sie traten in die Kirche. Der junge Mann war vor ihnen eingetreten und trat hinter eine breite Säule, von wo aus er beobachtete, welchen Platz die Beiden einnahmen. Dann eilte er rasch in den Schatten eines Bogenganges, wo er sie unbemerkt sehen konnte. Dort sah er nur zwei Herrn stehen, die ihn nicht störten, ein Mann mit grau gemischtem Haar und blassem Gesichte, das den Südländer verrieth, und ein alter geistlicher Herr. Der erste von Beiden ergriff hastig den Arm seines Begleiters und sprach mit bebender Stimme: „Ist sie das? Das Mädchen hab' ich schon gesehen und gleich für ihre Tochter gehalten." Der Andre nickte bedeutungsvoll: „Sie ist's!" — „O Gott, wie verändert! — thun Sorge und Kummer so viel?" murmelte er, — „die ist kaum mehr zu erkennen. Wo sind Schönheit und Anmuth geblieben?" Er fühlte seine Kniee zittern, — der trockene Husten kam wieder, und besorgt führte ihn der alte Herr zu einem Sitzplatz, der im Schatten stand. So beobachteten zwei Männer der verschiedenartigsten Art zwei so verschiedene Frauen, — der eine mit Gedanken und Phantasien der hoffenden Liebe das junge Mädchen, der andere mit dem Schmerz der tiefsten Reue und fast bitterem Mitleid die gebrochene Gestalt eines einst so schönen Weibes. In Beider Ohr tönte die Predigt von der Kanzel, wo der Geistliche von ewiger Vergeltung und von göttlicher Liebe und Erbarmung sprach. — Die Frau dachte an vergangene Zeiten und hoffte auf die Vergeltung. Grethchen dachte an den nahen Freund und hoffte auf eine schöne Zukunft, auf die Güte Gottes, der ihre Liebe segnen und sie zu einem glücklichen Ziele führen werde.

Predigt und Gesang gingen vorüber, der Segen ward Allen zu Theil und begleitete sie hinaus in die kühle Nachtluft, wo vielleicht bei Manchem die guten Entschlüsse gar bald verwehten. Nicht so bei den Hauptpersonen dieser Geschichte.

Schweigsam gingen Mutter und Tochter aus der Kirche. Der ernste Fremde schaute ihnen starren Blickes nach. „S'ist gut" — sprach er für sich, „daß ich sie gesehen, diese arme Leidensgestalt wird mich Tag und Nacht an meine Pflicht mahnen. Uud Du, liebliches Kind, sollst mir nicht fluchen. Du verjüngtes Ebenbild der jetzt

verwelkten Mutter, sei mir ein freundliches Bild meiner Vergeltung!" Er folgte langsam. Draußen sah er, wie ein junger Mann hastig die Beiden zu erreichen suchte, dann sich mit tiefem Gruß zu ihnen herabbeugte und um etwas zu bitten schien. „Schon ein Verehrer?" murmelte er leise und frug dann den Canonikus: „Kennen Sie den da?" — „Still," sagte dieser, „irre ich nicht, so ist das der junge Aldenhoven, er scheint das Mädchen gerne zu haben, s'wär' eine merkwürdige Fügung." — Jetzt verschwanden die drei Personen in einer engen Gasse, die der Richtung der beiden Männer ganz entgegen war. Wir aber folgen den Frauen noch eine Weile. Frau Worringer hatte einen forschenden Blick auf den jungen Begleiter geworfen; sein Gesicht fand sie angenehm und gut, aber sein Name weckte so schmerzliche Erinnerungen in ihr, daß sie in ihrer jetzigen demüthigen Stellung in seiner Freundlichkeit nur eine Gefahr für die Tochter sah. — Wußte er von dem Geheimniß, das zwischen ihnen lag? — Unmöglich! Doch der Gedanke machte sie schon einsilbig und scheinbar unfreundlich, obgleich sie seine Bitte, sie begleiten zu dürfen, nicht abschlug. Er schien dieß indeß nicht zu bemerken, — er sah und hörte nur Grethchen und war in ihren Anblick ganz verloren.

Siebentes Capitel.

Sechs Wochen waren vergangen, die alte Stadt hatte ihr schmutziges Regengewand abgestreift, der graue Himmel hatte sich in ein tiefes Blau verwandelt, — der Frühling war in's Land gekommen. Der weckte in den Herzen der Menschen ein andres Sehnen, der ließ die Sucht nach Winterfreuden, mit denen die Menschen den Mangel der Natur zu vergessen suchen, — in den Hintergrund treten, weckte alte Lieder, alte Liebe, die Wanderlust und reine Freude am Leben. Mit dem milden Hauche seiner Luft zieht auch ein milder Hauch durch's Herz, es thaut wieder auf! Rings umher treibt Alles neue Knospen und Keime, selbst der älteste, halb verwitterte Baum; ebenso schießen neue Hoffnungen, die über altem Leid ein frisches, strebendes Grün weben, in jedem Herzen empor. Aus dem Gewirre der Strassen treibt es den Sinn in's Freie, da spricht die Natur zum Herzen ihre alte Wundersprache.

Ehe auch wir diesem Zuge folgen und von der alten Stadt und ihrem Leben scheiden, wollen wir flüchtig die bekannten Personen aufsuchen, die wir dort zurücklassen müssen. Wir gehen zu dem Canonikus. Dort sitzt im offenen Fenster, das in den Garten führt, im hohen Sessel ein Genesender, auf dessen bleichem Gesicht noch der Ausdruck des Leidens und überstandener Gefahr zu lesen ist. Aber der bittre, Alles verachtende Zug um den Mund ist gewichen, Ruhe und Frieden liegen auf den Zügen. Das Haar ist fast weiß und licht geworden, seine Hand hält ein Buch, aber er liest nicht darin, sein Auge schweift in's Freie, in den Garten. Da wandelt mit dem Sammtkäppchen auf dem Kopfe der ehrwürdige Canonikus, sein wahrhaft väterlicher Freund, der den Irrenden, am Leben Verzweifelnden wie ein Vater an sich gezogen und geheilt hatte. Er hat aus dem Herzen des Verstossenen die Bitterkeit genommen; er hat die Worte der Liebe zu ihm gesprochen, nach der das kranke, ewig darbende Herz verlangt, und als ächter Christ und barmherziger Samariter den Kranken aufgenommen. Als dieser das verlangte Bekenntniß schriftlich niedergelegt, war in dem demüthigenden Gefühle der Schuld seine Kraft zusammengebrochen. Sein geistlicher Freund hatte in seiner Seele gelesen, er wollte in doppelter Beziehung sein Arzt sein, er ließ ihn nicht wieder von sich. Während der Krankheit des Mannes hatte er vor Allem das Herz zu heilen und eine Kraft hineinzuhauchen gesucht, die allein gefehlt: den Glauben. Der war nach langen Kämpfen gekommen, wie ein Sonnenstrahl hatte er Licht und Wärme und Leben gebracht. Dann hatte der Mann geglaubt, sterben zu müssen. Als die Schwäche nach dem Fieber kam, da verlangte er mit aller Gewalt, die Verzeihung der Frau zu erlangen, deren Glück er zerstört; er wollte diese Verzeihung mit hinübernehmen in die andre Welt! Und auch das übernahm sein Freund, — er ging zu ihr, um ihr Alles mitzutheilen.

Bei Mittheilung solcher bittrer Wahrheiten kommt es sehr darauf an, wer das übernimmt, — ob Liebe oder Haß den Mund beseelen, der die schweren Worte spricht. — Die Darstellung kann schon die Verzeihung in sich tragen und als nöthige Folge herbeiführen, ebensogut wie sie zur Verdammung führen kann. Wie der milde, sanfte Mann seine Sache vortrug, kann der Leser errathen; er war der beste Anwalt.

Er fand Frau Worringer allein, Grethchen war fort. Auf seine Frage nach ihr erfuhr der Geistliche, daß sie von der ängstlichen Mutter zu entfernten Verwandten in's Siebengebirge geschickt worden sei, weil, — da stockte sie mit der Antwort. — Nach dem Kirchgange hatte eine bange Sorge die Mutter ergriffen, die durch ihr Unglück auch zu denen gehörte, die von jedem kleinen Ereigniß ernste Folgen fürchten, die den Schatten der Wolke schon sehen, ehe Andre ihr Nahen bemerken. Ihrem Grethchen drohte die Liebe; — bei der Verschiedenheit der Verhältnisse sah sie nur eine Gefahr für den Ruhm und die Ehre ihres einzigen Schatzes in der offenbaren Neigung eines Mannes, der wiederholte, oft gescheiterte Versuche gemacht hatte, das Mädchen zu sehen und zu sprechen. Herr Aloysius Lyskirchen war ein Menschenkenner, er durchschaute Frau Worringer, wußte aber Grethchens Aufenthalt genau zu erforschen, er hatte seine Pläne. Als er mit schonender Milde die Frage erst auf vergangene Zeiten gebracht und mühsam ihre scheue Zurückhaltung besiegt hatte, wußte er zuerst die Liebe seines Clienten in so ergreifendem, rührendem Lichte darzustellen, daß das weibliche Herz in ihr weich wurde und für den Sünder sprach.

Dann sprach er von der Liebe als Leidenschaft, die verblendet, den Verstand betäubt, den Edelsten oft auf Abwege führt. Nach dieser Einleitung erschien der Andre minder schlecht. Gleichwohl erbebte die Frau, barg das Gesicht in die Hände, um die Thränen zu verbergen, die überströmten. Aber mitten aus all' dem Leid hob sich ein Gedanke, der sich leuchtend, jubelnd aufwärts schwang: der Beweis von ihres Mannes Unschuld, die Rechtfertigung seines Namens selbst nach seinem Tode. Die Liebe des Andern hatte sie schon damals erkannt, — ein leiser Vorwurf war oft durch ihr Herz gezogen, wenn sie des stillen, schwermüthigen Mannes gedachte, dessen Liebe sie doch verstanden, während sie dennoch den Heitern, Glücklichen so rasch begünstigt hatte. — Da war in ihrem Herzen die Verzeihung beschlossen, ehe sie verlangt wurde. — Das Unglück wich von ihr, das ihr das Herz eng und arm gemacht; ihre Gestalt hob sich noch einmal stolzer empor, das Auge leuchtete. „Und nun wird Alles klar? Nun wird die Schande von uns genommen?“ fragte sie leise mit bebendem Ton. „Bringen Sie dem Manne meine Verzeihung, — sehen kann ich ihn nicht; möge dieß Wort aber seine Seele stärken, wenn er scheiden muß, um vor den ewigen Richter zu treten, — möge es ihm Kraft geben, zu bleiben, wenn es ihm noch vergönnt ist, ein neues Leben zu führen!“ — Als der alte Herr von ihr Abschied nahm, blitzte ein Funke alter Heiterkeit in ihr auf. Sie ergriff ein Veilchenbouquet, das vor ihr stand. „Nehmen Sie ihm das mit,“ sprach sie schmerzlich lächelnd, „sie sind noch nicht welk wie unsre Jugend, — sie duften und erfreuen noch, — sagen Sie ihm, welche welke Pflanze die Frau geworden, um die er einst eine große Sünde begangen!“

Vor diesen Blumen saß der Genesende nun; mit tiefer, ernster Rührung sah er sie an; — das ganze freundliche, von Blumenduft durchzogene Zimmer, der Gedanke an das Erlebte der letzten Zeit hob sein Herz. Tausend Gedanken wachten auf, neue geistige Kraft regte sich in ihm, — er wollte dem Leben wieder angehören als ganzer Mann. Aber mit der erwachenden Kraft kehrte auch der Stolz zurück, sich vor Menschen nicht wie ein Sünder zu demüthigen. Er wollte Keinen sehen von denen, die er geliebt, um die er gelitten. — Die milde Sonne, die in's Zimmer schien, die rosigen Wölkchen, die vorüberzogen am tiefblauen Himmel, führten sein Herz mit sich fort in die Heimath. Dort wollte er ein neues Leben beginnen. Die Heimath ist dem verwaisten Herzen wie dem Kinde die Mutter, die es wieder tröstet, wenn Alles verloren; dort findet es die Töne und Bilder wieder, die ihm ver-

traut waren; — dort vermißt es weniger die Liebe, die es verlassen. Je älter der Mensch wird, je mehr der Glanz erlischt, den Fremdes über seine Tage goß, — je mehr macht sie ihre Rechte geltend und lockt und fordert ihr Kind zurück. — Sein Plan stand fest, doch sagte er selbst dem neuen Freunde nichts davon.

Der alte Herr trat eben in's Zimmer. „Kann ich Sie allein lassen, lieber Freund?" sprach er freundlich, „dann mache ich draußen eben ein Geschäft ab." „Wo wollen Sie hin?" fragte der Andre, dem eine Ahnung durch die Seele ging, die eine heiße Gluth auf seine Stirne jagte. Da legte der Canonikus sanft die Hand auf seine Schulter: „Seien Sie ruhig, Freund, — ich bringe Alles in's Reine! ja, ich gehe zu Aldenhoven, aber nimmer erfährt er, wo Sie sind, darüber schweigen wir, Sie sollen so frei sein wie bisher!" — Mit einem tiefen Athemzuge setzte sich der Fremde wieder, stützte den Kopf in die Hand und sprach: „Gott geleite Sie!" Wir aber geleiten den alten Herrn auf seinem Gange.

Achtes Capitel.

Bei'm Banquier.

Ein prächtiges Haus öffnete sich dem geistlichen Herrn. Aus der großen Vorhalle schritt er über teppich-belegte breite Treppen in das Empfangszimmer des reichen Mannes. Dieser war nicht allein, sein Sohn war bei ihm, mit dem Vater im lebhaftesten Gespräch begriffen. — Als der Canonikus etwas schüchtern, aber mit Bestimmtheit äußerte, daß er den Herrn ganz allein zu sprechen wünsche, wollte Paul sich entfernen, doch sein Vater sprach freundlich: „Bleibe noch, Paul!" Dann wandte er sich an den alten Herrn: „Seien Sie unbesorgt, mein Herr, mein Sohn und ich haben keine Geheimnisse vor einander, es müßten denn seine Herzensangelegenheiten sein, — von denen weiß kein Mensch ein Wort, — in Geschäften aber ist er mein erster Vertrauter und Gehülfe." — Der Besucher sann nach. Er prüfte den jungen Mann mit den Augen, dann fuhr ein Gedanke ihm durch den Kopf, als könne es gut sein, wenn er Alles gleich mit erfahre. Er nahm das Schreiben seines Clienten hervor und sprach: „Der Inhalt dieser Papiere führt mich zu Ihnen, ich werde weit ausholen müssen und Ihnen dann das Wesentlichste mittheilen. Das Uebrige lesen Sie selbst. Es ist das Bekenntniß eines Menschen, der schwer gesündigt, dessen Reue aber ebenso groß ist." Als er einleitend den Banquier an den Namen seines Buchhalters erinnerte, winkte dieser hastig mit der Hand: „Lassen Sie das, berühren wir diese Zeit nicht weiter, sie weckt widerwärtige, schmerzliche Erinnerungen in mir." — „Und doch muß ich Sie eben an diese Zeit erinnern," sprach der Canonikus sanft, „eben darüber hat die Zeit späte, doch nicht zu späte Aufklärungen gebracht. Der im tiefsten Kummer über den Verlust seiner Ehre gestorbene Mann ist rein, unschuldig; um seiner Familie willen muß dieß an's Licht gebracht werden." Da trat Paul, der sich bescheiden in eine Fensternische zurückgezogen hatte, als wolle er dem Gespräche keine Aufmerksamkeit schenken, mit einer raschen Bewegung näher. Er legte das Buch, in dem er scheinbar gelesen, aus der Hand und sah mit gespannter Aufmerksamkeit in das Gesicht des alten Herrn. — Er hatte einen Namen gehört, den er nur einmal von den Lippen eines lieblichen Mädchens vernommen, den sein Vater ihm nie genannt, der doch offenbar ein so lebhaftes, wenn auch peinliches Interesse daran zu nehmen schien. — „Erlauben Sie", fuhr der Geistliche fort, als der Banquier aufgeregt nach den Papieren griff, als sollten sie ihm Aufklärung bringen, — „erst einige Worte." Dann erzählte er in möglichster Kürze von dem Collegen und Rivalen des Verstorbenen, erinnerte an das Mädchen, das zu jener Zeit als liebe Nachbarin so oft in dem Hause gewesen, und ging dann direkt auf die Liebe der beiden jungen Männer, wie auf die ganze übrige Erzählung über. Der Banquier und sein Sohn hörten mit steigender Spannung zu, ersterer mit sichtbarer Unruhe, oft mit Fragen, Ausrufungen den alten Herrn unterbrechend. — „Ein Teufelsstreich," murmelte er, als er den richtigen

Zusammenhang des geheimen Ueberfalls hörte. Als der Geistliche geendet, sprang er auf und ging mit großen Schritten auf und ab. „Also Du warst doch unschuldig, armer Worringer? Konnte ich Dich doch nie recht für einen Verbrecher halten, mich kaum überzeugen lassen! Wie oft hat Dein Bild anklagend vor meiner Seele gestanden!“ — „O das muß wieder gut gemacht werden an dem armen Weibe, ich werde Alles thun, sie ihrem früheren Stande zurückzugeben!“ — „Und mich,“ rief der Sohn lebhaft aus, machst Du zum Bevollmächtigten, die arme Familie aufzusuchen, ihr das Glück zu bringen!“

Der Canonikus sah den jungen Mann mit einem langen, prüfenden Blicke an, ein verstohlenes Lächeln glitt über seine Züge. Aber auch der Banquier schien von dem Eifer seines Sohnes überrascht.

„Du scheinst die Familie zu kennen, hast Du vielleicht das Mädchen schon gesehen, von dem man sagt, daß es so schön sei? — Du interessirst Dich sonst ja so wenig für Damenbekanntschaften?“. Diese Worte wurden in einem freundlichen, halb neckischen Tone gesprochen. Aber dem Sohne trieben sie alles Blut in's Gesicht. „Ja, Vater,“ sagte er etwas verwirrt, „ich kenne sie allerdings und werde Dir nachher mehr davon erzählen.

Der Canonikus stand auf und griff nach Hut und Stock. „Erlauben Sie, geehrter Herr,“ sprach Paul rasch, „daß ich Sie bis zu Ihrer Wohnung geleite, ich habe etwas mit Ihnen zu sprechen“. „Du lieber Vater hast ja nichts dagegen; — wenn ich zurück bin, dann erzähle ich Dir auch eine Carnevalsgeschichte, die Dich intressiren wird. Bisher war sie mein Geheimniß, jetzt darf sie's nicht länger mehr sein!“ Damit reichte er dem verwundert aufschauenden Vater die Hand und trat bald darauf mit dem geistlichen Herrn aus dem Hause. Beider Herzen waren voll, das des jungen Mannes mächtig bewegt von tausend neuen Hoffnungen und Plänen. Wir überlassen ihm den alten Herrn und stören sie Beide nicht in ihren Mittheilungen.

Neuntes Capitel.

Im Siebengebirge.

Es war an einem duftigen Frühlingsabend auf dem Siebengebirge. Ein klarer Himmel wölbte sich über dem Strom und seinen Inseln und hob die burggekrönten Bergriesen doppelt schön hervor. In den vielen Fenstern des Klosters Nonnenwerth spiegelte sich die Abendsonne, die sich eben zum Rande des Horizonts hernieder neigte und bereits einen rosigen Hauch in alle Farben mischte. Ueber Bäumen und Sträuchern lag nur erst ein grüner Schimmer, hier und dort blühte an den Felsenhängen ein rother Mandelbaum, und in geschützten Thälchen schimmerten die ersten weißen Kirschbäume hervor. Dieses erste Knospen und Blühen der erwachenden Natur erfüllt gerade das Herz mit jenen weichen Frühlings- und Hoffnungsträumen, die so manche Eisrinde schmelzen, so manches Erstarrte wieder auflösen. Der Duft der verborgenen Veilchen, der ihm auf seinen stillen Wegen begegnet, die ersten Blumen und Blüthen, die das Auge erfreuen, die milde Luft, die die Brust erweitert, — Alles, Alles führt glückliche Stunden in's Gedächtniß zurück, giebt jedem Blick in die Zukunft seine Färbung.

Der Großstädter, der in diese Natur tritt, lebt neu auf; hinter ihm liegt das Geräusch der großen Stadt, — hinter ihm ihre Schatten, ihre Geschäfte und ihr leidenschaftliches Treiben. Gottes Größe spricht aus diesen ihn umgebenden Bildern, die in unwandelbarer Schönheit ewig sich erneuern!

Am herrlichsten siehst Du, lieber Leser, die Bilder dieser Schöpfung sich entfalten, wenn Du am linken Stromufer entlang gehst, dem Rolandseck zu. Willst Du diese durch ihre Schönheit weltberühmte Höhe ersteigen, so hast Du vor und unter Dir Gemälde, die sich auf ewig dem Gemüthe einprägen. Die prächtige Kette der sieben Berge mit dem kühn und phantastisch vorspringenden Drachenfelsen, von dessen Ruinen aus hohen Fensterbogen die alte Rit-

terzeit herniederschaut, die sanften Formen des Oelberges und der Wolkenburg, der Petersberg mit dem kleinen Kirchlein auf der waldigen Höhe, — tief zu den Füßen der Berge die freundlichen Städte und Dörfer, die schimmernden Landhäuser und Obstfluren, — und dann fällt das Auge auf den mächtig fluthenden Rhein, der mit gewaltigen Armen die sagenreichen Inseln umfaßt, und stromauf, stromab ein Gemälde schöner als das andre. Ueber Dir wölbt sich der Rolandsbogen, den das Lied eines deutschen Dichters vom Verfalle rettete *), — von den zackigen Klippen seines Felsens fällt der Blick in die duftige Tiefe, und über Allem, über Berg und Thal weht der Geist der Sage!

Mit diesen Gedanken überschaute ein junger Wanderer das ihm so liebe, bekannte Land. Er war auch ein Großstädter, ein Cölner, und die Frühlingsträume hoben sein Herz mit ihrer ganzen Macht.

Wir kennen ihn, es ist der Ritter vom Gürzenich, der wohlachtbare Sohn des Cölner Banquiers. Ihn führte die L i e b e in die hoffnungsreiche Frühlingsnatur. Er hatte das Mädchen aufsuchen wollen, dessen Schicksal in den Händen seiner Familie lag. In der Wohnung der Verwandten hatte er sie nicht gefunden, — sie sei auf dem Nonnenwerth, hieß es, wohin sie oft zu einer bekannten Familie gehe, — und kehre vor Abend nicht heim. Zu dieser Zeit war das Kloster auf der Insel noch ein Wirthshaus, oder vielmehr ein Gasthof, der Deutschen und Ausländern seine Hallen öffnete für gutes Geld. Dort hatte Grethchen auch heute im Auftrage der Verwandten Manches zu besorgen.

Ein scheues Gefühl hielt Paul zurück, sie dort gleich aufzusuchen, und deßhalb schlug er den Weg nach der Ruine Rolandseck ein, um von dort aus den Ort zu überschauen, an welchem sie weilte. Die umbuschte Insel lag frei vor seinen Augen, die winzigen Gestalten der Menschen bewegten sich kaum erkennbar, unter den hohen Bäumen. Eine weibliche Gestalt im dunklen Kleide und einem runden Strohhut schritt eben aus dem Wohngebäude dem Ufer zu. Gesichtszüge konnte Niemand bei der Entfernung erkennen, und doch schlug das Herz des Mannes da oben rascher. Auf einer schlichten Moosbank, am Rande der Insel, wo hohe Bäume ein verborgenes, schattiges Plätzchen bildeten, setzte sie sich nieder. Der Landungsplatz lag entfernt von da, und auch fremde Beschauer schienen den mit einem Grasschimmer bewachsenen Platz nicht zu suchen. Sinnend sah die Gestalt den Rhein hinab. Da kam von dort herauf ein voller Nachen mit raschen Ruderschlägen. Durch die Entfernung lieblich gedämpft, drang ein Männerchor hinauf und herüber: „Gaudeamus igitur." Das waren Studenten von Bonn! Der Zuschauer oben wurde unruhig. — Als sie der Insel nahe kamen, stimmten sie ein altes Rheinlied an, dessen Schluß ungefähr also lautete:

Am Rhein im hellen Sonnenschein
Ein Gläschen ächten Feuerwein,
Im Arm ein schönes Mägdelein,
Da mußt du, Bursch, wohl fröhlich sein!
Drum schenkt mir voll den Römer ein;
Ich trink' dir zu, du Maid am Rhein!

Dicht schoß der Nachen auf das überhangende Weidengebüsch am Ufer zu, — Grethchen wollte sich schnell entfernen, doch fürchtete sie, aufstehend sich noch eher zu verrathen. Da fuhr der Nachen unter den Zweigen an ihrer Stelle vorüber. Die Sitzenden würden sie nicht bemerkt haben, aber der am Steuerruder stehende schlanke Student hatte sie gesehen. — „Holla," rief er — „da ist ja die Nymphe vom Rhein, gegrüßet sei, Du schönes Jungfräulein!" — Nun erhoben sich rasch Mehrere im Nachen, ein Stoß mit dem Bootshacken brachte diesen dicht zum Ufer, ein Student sprang heraus und zog mit der Kette den Nachen vollends heran, daß alle Bursche leicht durch's Gezweig an's Ufer sprangen. — Grethchens einfache bürgerliche Tracht machte die Studenten kühner, Einer ging auf sie zu und sagte mit einer komischen Miene und Verbeugung, als sie vergeblich zu entrinnen versucht (denn die Andern versperrten ihr den Weg): — „Schöne Prinzessin von Nonnenwerth, verschmähe nicht die Gegenwart edler Musensöhne; bei meiner Ehre, Niemand soll

* Freiligraths Lied, das zu einer Sammlung aufforderte, um den einstürzenden Rolandsbogen zu restauriren.

Dich beleidigen! Bei den Manen des großen Roland dort oben, — damit zeigte er mit dem Stocke auf die Ruine — geloben wir, Dir nur wie getreue Palatine zu dienen und in bescheidener Ehrfurcht nach Deinem holdseligen Antlitz zu schauen." — Nun trat ein Andrer auf das verwirrte, erzürnte Mädchen zu: „Nimm Platz, schöne Adelgund, auf Deiner Rasenbank, fürchte uns nicht, sondern freu' Dich mit uns! Deine Nonnenzeit ist vorüber, Dein Kloster ist frei und aller Welt geöffnet, und ein neuer Roland ist leicht unter uns zu finden, — wähle nur! — wir wollen Dich leben lassen und Dir zu Ehren ein Lied singen!" — Schon nahten Andere mit Flaschen und mit Gläsern aus dem Nachen. Grethchen, die nicht wußte, was sie thun sollte, war ganz verwirrt auf ihre Rasenbank gesunken und hatte das Gesicht mit den Händen bedeckt. Da sangen die Studenten im Chor: „Du, Du liegst mir im Herzen," und während der Gesang geregelt und wohlklingend erklang, beruhigte sie sich, zog langsam die Hände vom Gesicht und blickte schüchtern den Kreis entlang. Keiner trat ihr zu nah', aber Entrinnen war unmöglich. Da trat der jüngste Bursch auf sie zu mit dem Glase in der Hand, kniete vor ihr nieder und reichte ihr den Römer mit den Worten:

„O nimm den Kelch aus meinen Händen,
„Er soll Dein Leid in Freude wenden."

Sie sah in das knabenhaft junge, treue Gesicht, ihre Furcht verschwand gänzlich, sie nahm das Glas.

Die Sache kam ihr harmlos und komisch vor. Ein schönes, jugendfrisches Lied wurde nach dem andern gesungen. Da theilte sich plötzlich der Kreis, — mit glühendem Gesicht drängte sich ein junger Mann zu ihr hin: „Meine Herren," sprach er fast athemlos und hastig, „ich will nicht hoffen, daß Sie meine Schwester anders als mit aller Achtung behandelt haben. Es wäre sonst unehrenhaft, ja schlecht von Ihnen, ein einzelnes Mädchen zu belästigen!"

Die Studenten sahen sich verblüfft an. „Seine Schwester," murmelten Einige ungläubig, und Andere: „Donnerwetter, wo bleibt die Familienähnlichkeit?" — Grethchen aber sprang mit einem Freudenschrei auf ihn zu und hing sich an seinen Arm, — ihm vertraute sie, — er war ja stets ihr Beschützer gewesen. — Da hatte Niemand mehr Lust, die Verwandtschaft näher zu untersuchen, und der Aelteste warf sich in die Brust und sprach, indem er sein Cerevis zog: „Beantworten Sie wenigstens die Frage des Herrn: Haben wir Sie beleidigt?" „Nein, nein, wahrhaftig nicht," sprach da Grethchen mit freundlichem Ton und schalkhaftem Lächeln, „die Herrn haben mich ja wie eine Prinzessin behandelt und geehrt, — ich sage Allen meinen Dank."

Damit schritt sie grüßend und gesenkten Kopfes aus dem Kreise der ehrerbietig zurücktretenden Studenten. — Nach flüchtigem Abschied von den Klosterbewohnern trat sie mit dem Freunde in den am Landungsplatze bereit liegenden Nachen, der ihn so rasch vom andern Ufer herübergeführt hatte.

Eine Wasserfahrt.

Als die Beiden allein im schwankenden Boote saßen und den nachschauenden Studenten ferner und ferner dahinglitten auf der leicht sich kräuselnden Wasserfläche, da fanden die Beiden erst Zeit, sich über ihr unerwartetes Wiedersehen zu verständigen. Paul, der das Alleinsein mit ihr der Gegenwart lästiger Verwandten vorzog, bestimmte sie, nicht gleich nach dem Ufer überzusetzen, sondern an dem herrlichen Abend weiter stromabwärts zu fahren, und das vertrauende Mädchen hatte ihre liebende Aufmerksamkeit ganz dem schönen Jüngling zugewendet, der so unerwartet in ihre Nähe gekommen war. So fuhren sie dahin; im purpurnem Lichte glänzten die Felsenkuppen, während längere Schatten sich schon über die Thäler senkten, und ein kühlerer Wind von den Bergen herab über's Wasser strich. Paul hatte dem Mädchen bald mitgetheilt, was ihn hierhergeführt, daß sein Vater von Herzen danach verlange, sie bald zu begrüßen, damit er an Mutter und Tochter

entgelten könne, was er einst am Vater gefehlt. Mit welchen Gefühlen ein junger Mann dieß vortrug, der liebt, kann der Leser leicht denken. Er konnte seine eignen Wünsche und Hoffnungen an diesem Abende nicht verbergen, und Grethchen hatte schon in manchem Traume diese Sprache gehört und lauschte ihr nur zu gerne. Doch ich will meine Leser mit dem Gespräche zweier Liebenden nicht langweilen, sie sind in der Regel weder geistreich, noch originell, es möge genügen, zu sagen, daß ihre Herzen sich verstanden und fanden, ebenso wie die Hände sich gefunden und sich nicht trennen konnten, während der Kahn, dem Spiel der Wellen überlassen, hinabtrieb. Da mahnte ein kühler Wind, der von den dunkeln Höhen mit den schon in tiefem Schatten ruhenden Ruinen herabfuhr, an die Heimkehr. An ihnen vorüber brauste ein stolzes Dampfschiff, mächtige Wellen schlagend, die den Kahn zu überstürzen drohten. Aber Paul hielt sie bei dem mächtigen Schwanken mit starkem Arm gestützt, und die Passagiere auf dem Verdecke sahen auf das junge Paar herab mit mancherlei Gedanken. Da trat rasch an den Radkasten, wo der Gischt des emporgeworfenen Wassers Jeden bespritzt, ein Mann, der sorgfältig in einen Mantel gehüllt war. Er sah die Beiden, Grethchen sah ihn und erkannte in ihm ein Gesicht, das sich ihr für alle Zeiten eingeprägt hatte. Es war der Mann mit der schwarzen Maske, der ihr als ihr Beschützer erschienen war an einem Abend, wo ihr Leben an seinem Wendepunkte stand. — „Glückliche Fahrt," rief er ihr zu und schwenkte ein weißes Tuch, das Grethchen noch flattern sah, als das Schiff schon weit vorübergebraust war.

Durch ihr Herz zog eine wundervolle Ahnung, der Mann sei mit ihrem Geschicke verknüpft. Wer war er? — Vielleicht der Arme selbst, durch den ihre Familie vor ihrer Zeit so viel Leid erfahren, und der nun gekommen war, zu sühnen und ihr alles reiche, liebe Glück zu bringen? — Noch lange dachte sie an ihn, während Paul eifriger die Ruder führen, das Steuer lenken ließ. So fuhren sie langsam stromaufwärts, das Abendroth war längst verblaßt, und die Mondsichel stand am Himmel.

Als es in Königswinter und Rolandseck acht Uhr schlug, und der Mond bereits ein mattes Licht verbreitete, traten sie an's Land. Er begleitete sie bis an das Haus der Verwandten und nahm dort erst Abschied.

Schluß.

In Cöln hatte sich in dieser Zeit unter den bekannten Personen mancherlei ereignet. Vergeblich hatte der Banquier den Aufenthalt Mazzoni's zu erforschen gesucht, der Canonikus hatte gegen Jeden davon geschwiegen. Solange derselbe krank bei ihm lag, galt er für den Neffen des geistlichen Herrn, dessen liebreiche Theilnahme auch kaum auf die Person eines Fremden schließen ließ. Unter dieser Pflege, unter dem Einfluß eines milden, religiösen Gemüths erholte sich nicht nur der Körper, sondern vor Allem das verstörte Gemüth eines Mannes, der überall ein Fremdling gewesen, dem segnende Liebe fast nie entgegengetreten war.

Der eben so theilnehmende Arzt, der ein Freund des alten Herrn war, trug noch dazu bei, durch freundlichen Zuspruch dem Patienten Lust und Liebe zum Leben einzuflößen. Mit klarem Blick durchschaute er die ganze leibliche Beschaffenheit des Südländers und hielt nur seine milde Heimathluft für geeignet, die drohenden Leiden noch eine Zeit lang entfernt zu halten. Sie lenkten Beide die Interessen ihres Pfleglings auf Natur und Kunst, die am ersten einem ernsten, tiefgehenden Gemüthe Nahrung und Zerstreuung gewähren müssen. — Beide kannten die sonnigen Städte Italiens, die mit dem Fuß im Meer alle geistige und natürliche Zauberei vereinigen.

Die Vermögensverhältnisse Mazzoni's waren ja gut, er konnte sie zu seiner und Andrer Freude verwenden. Eine Sühne für die von ihm in's Unglück gebrachte Familie war längst in seinem Herzen beschlossen. — Nichts konnte ihn zurückhalten.

Als Grethchen, aus dem Siebengebirge heimgekehrt, in freudiger Aufregung zu ih-

rer Mutter eilte, fand sie bei dieser einen vornehm aussehenden ältlichen Herrn, der ihr sofort freundlich entgegenging und ihr die Hand bot. „Es freut mich," sprach er, „daß mein Paul Sie gefunden, wie er gedacht." — Eine dunkle Röthe stieg in Grethchens Gesicht, als sie erfuhr, daß ihres Freundes Vater vor ihr stehe. Der alte Herr prüfte mit forschendem Blick die ganze Erscheinung und knüpfte schnell ein Gespräch an, in welchem er das Zutrauen des jungen Mädchens zu erwecken, sowie ihre Art und Weise kennen zu lernen suchte. Schüchtern warf Grethchen zuweilen einen Blick auf die Mutter, deren Gesicht sie nie so freudig belebt gesehen. — Wußte der alte Herr von ihrem Verhältnisse zu seinem Sohne? Konnten die veränderten Umstände ihn vergessen lassen, daß sie nur wie ein schlichtes Bürgermädchen erzogen war? — Aber der Herr hatte eine so schalkhafte Vertraulichkeit gegen sie, daß sie Alles für verrathen hielt. Es war ihr in dieser Stunde peinlich, ihn zu treffen, ehe sie die Mutter gesprochen und sich selbst gesammelt hatte, und das machte sie doppelt befangen und unruhig. Mit niedergeschlagenen Augen stand sie vor ihm, als er ihre Hand festhielt, und ahnte nicht, daß sie gerade in diesem Augenblick schöner aussah als je, und daß nichts mehr ein Herz erobert als grade die schüchterne Bescheidenheit bei allem äußern Reiz der Jugend.

Als Grethchen endlich Zeit gefunden, auf ihr kleines Stübchen zu flüchten, um dort ihrem bewegten Herzen Ruhe und Frieden wiederzugeben, grüßte sie alle Gegenstände in der kleinen reinlichen Kammer wie alte Freunde, die an der Schwelle eines neuen Lebensabschnittes stehen und nicht wissen, ob sie nun von uns scheiden müssen, oder uns in neue Kreise begleiten dürfen. Das von Glück und Liebe gehobene Herz sah das ganze frühere arme Leben an der Seite einer von Gram gebeugten Mutter frohen, glücklichen Tagen weichen, wo die Mutter das Haupt wieder hob, glücklich und gesund wurde. — „O Gott," sprach sie leise, — „ich will mein Glück verdienen." — Aber eine neue Sorge erhob sich wieder. „Darf denn der Sohn eines so vornehmen Mannes dem armen Mädchen die Hand reichen, — darf ich sie annehmen? — O Gott, ich habe ja gar nichts!" — Traurig griff sie nach einem Körbchen, das auf dem Tische stand und ihre Arbeit enthielt: „Das war ja mein Reichthum: die Arbeit!"

Aber sieh', nur halb bedeckt blickte ihr aus demselben ein großer Brief entgegen, sorgfältig mit 5 Siegeln geschlossen. Da durchfuhr ein Schrecken ihre Glieder, mit zitternder Hand erbrach sie den Brief, der nur wenige Worte enthielt.

„Empfangen Sie beifolgende Summe als Sühne von einem Manne, der schwer an Ihrer Familie gefrevelt, dessen Unrecht aber sein eigenes bisheriges Leben vergiftet hat. Er war gekommen, wieder gut zu machen, für Einen zu spät. Nur an Ihnen kann er noch vergelten, Ihrem jungen Leben noch Freude bringen!

Möge dieses Geld, an dem kein Fluch klebt, zu Ihrem Glücke beitragen, — betrachten Sie es als Gabe zu Ihrer Ausstattung! Ich bedarf desselben nicht mehr. — Suchen Sie mich nicht auf, ich war Ihnen einst nahe und durfte Sie beschützen. Denken Sie an Ihren Führer am Faschingsabend, der jetzt fern ist. Der Name Ihres Vaters ist gerechtfertigt, Ihnen bleibt es überlassen, ob Sie den meinigen jetzt dem Publikum preisgeben wollen. — Möge ein neues Glück das Herz Ihrer Mutter heilen und den Schatten heben, den ich einst darüber warf!

Beten Sie für mich!

Antonio Mazzoni."

Jetzt erst öffnete Grethchen das beiliegende Päckchen, das in Banknoten die Summe von 10,000 Thalern enthielt. Sie bedeckte das Gesicht mit den Händen, ein Schwindel ergriff sie. Da öffnete sich leise die Thür, und ihre Mutter blickte hinein. Besorgt eilte sie auf die Tochter zu, und als sie Alles erfahren, traten Thränen auch in ihre Augen. „Ist das nicht Sündengeld, Kind?" sprach sie langsam. — „Nein, Mutter, das ist's nicht, o laß den Gedanken fahren, Gott hat ja Alles zum Besten gelenkt, laß uns das Glück nicht von uns weisen!" Die Mutter weinte leise vor sich hin, dann sprach sie, indem sie aufstand: „In Gottes Namen denn, Kind, es gehört ja Dir, bestimme Du darüber,

ich kann's nicht anrühren! — Aber ihm habe ich verziehen!"

Der Leser wird wohl kaum mehr zweifeln, daß die Geschichte, welche hier erzählt ward, — ganz befriedigend endigt. — Obgleich der alte Banquier Anfangs widerstrebt hatte, allen stolzen Plänen in Betreff der künftigen Schwiegertochter zu entsagen, obgleich er es versucht, den Ehrgeiz des Sohnes zu wecken, und ihm allen Vortheil höherer Verbindungen vor die Seele stellte, — so fühlte er doch wieder zu oft, daß er ein schlechter Redner sei, daß tief in seinem Herzen eine Stimme für die Verbindung sprach. Er dachte an die Frau, die er in ihrer glücklichen Jugend gekannt, die zu seinem verstorbenen Weibe vertrauend wie zu einer Mutter aufgeschaut, dann trat deren armes, bitteres Leben vor sein Herz und weckte den Wunsch, sie glücklich zu sehen.

Als er Grethchen erst kennen gelernt, da sprach eine andere Stimme in ihm laut für das liebliche Mädchen, dessen stiller, weiblicher Zauber sein Herz besiegt. Und dann sein Sohn! Er gehörte nicht zu den Vätern, die das Glück ihrer Kinder in Aeußerlichkeiten suchen, die nur die eigenen Interessen verfolgen, indem sie sich und Andern vorspiegeln, sie sorgten für das Glück ihrer Kinder. Er dachte an das, was er selbst erfahren hatte, als er ein Mädchen ohne Vermögen gefreit, und der Segen mit ihr in's neue Haus zog, das ihr Fleiß bauen und erweitern half. — Nun besaß Grethchen eine anständige Aussteuer, — ihr Gemüth und Geist bürgte dafür, daß sie allen Ansprüchen der höheren Gesellschaft bald genügen werde. Als sie noch im Sommer desselben Jahres Frau Aldenhoven wurde, bewunderten die Cölner die wunderhübsche Braut, die schöne Frau, deren natürliche Anmuth und ungekünstelte Liebenswürdigkeit mehr zum Herzen sprach als die gewandte Haltung der vollendeten Weltdame, die so kalt läßt. Ihr Mann Paul, der eigentlich nur eine Nebenrolle in unsrer Geschichte gespielt, war eine jener kernigen, einfachen deutschen Naturen, deren Leben ohne große gewaltige Bewegungen dahinfließt, die aber im Stillen beglücken, und deren Herz ein ruhiger Hafen des Friedens dem ist, der es redlich sucht. —

Und nun noch einen Blick auf eine Hauptperson meiner Geschichte. Das junge Paar unternahm nach mehreren Jahren eine Reise nach Italien. Nachdem sie die herrlichen Städte dieses Vaterlandes der Kunst bewundert, suchten sie einen stillen Landaufenthalt in einer reizenden Gegend des Südens, wo das mittelländische Meer seine Träume und Düfte vom Morgenlande herüberträgt. Von dort machten sie kleine Streifzüge in die zaubervolle Umgebung. Da bewunderten Beide in einem stillen Thale, dessen Berge dem Auge einen Seitenblick auf das Meer öffneten, ein großes, schönes Gebäude, umgeben von selten schön geordneten blühenden Gärten. Eine kleine Kapelle rief eben mit silberhellen Glockentönen zur Andacht, und Kinder von jeder Größe, jedem Alter eilten aus der hohen Pforte des Hauses, gleichwie aus den Gebüschen dem Eingange der Capelle zu, aus deren Innerm die sanften Töne einer Orgel erklangen. Beide beschlossen, dem so anziehend aussehenden Gebäude einen Besuch abzustatten, und wanderten bewundernd in den Gärten mit den schattigen Laubgängen umher, die sich an sanften Anhöhen hinanzogen. Sie warteten hier den Schluß der Abendandacht ab und traten dann ein in das schöne Gebäude, das in italienischer Sprache die Aufschrift führte: „Waisenhaus." Ein wohlthuender Geist wehte ihnen aus Allem entgegen, ein freundlicher Führer geleitete sie mit sichtbarem Stolz durch alle Theile der schönen Anstalt, wo über 100 Waisen eine liebe Heimath gefunden, wo ihr Geist entwickelt, ihr Herz durch thätige Liebe warm gehalten, erweitert und zu Gott geführt, und wo jede körperliche und geistige Kraft gehegt, gepflegt und auf's Schönste entwickelt wurde, bis die Zöglinge, ausgestattet mit der Fähigkeit, sich überall selbst eine Heimath zu gründen, dieselbe verließen. Erwachsene Mädchen aber, die selbst verwaist waren, sorgten für die Bewirthschaftung und Pflege und fanden selbst eine Heimath dort; tüchtige Lehrer, die nichts als ihre Kenntnisse und ihre Armuth mitgebracht, — wirkten freudig und dankbar nach den schönen Gesetzen des



Schloſs Johannisberg.

Gründers dieser Anstalt, von dem Alle mit Verehrung sprachen. In dem Hauptsaale des Gebäudes zeigte man sein Bild; ein leichter Flor hing darüber, grüne Kränze umgaben es. Mit einer Thräne im Auge hob der Führer den schwarzen Flor, — da zeigte sich das Antlitz eines ergrauten Mannes, auf dessen scharf gezeichneten Zügen ein sanfter, schwermüthiger Ernst lag. Grethchen zuckte zusammen, eine mächtige Erinnerung hatte diese Züge unauslöschlich in ihre Seele geprägt. Unter dem Bilde stand der Name des Gründers des Waisenhauses: „Antonio Mazzoni," der Vater der Waisen. — Er hatte gewußt, was es heißt, verwaist, freudlos — heimathlos zu sein, — er wußte, was dem Herzen noth thut, und sein späteres Leben war ein Segen geworden für Alle, die ihm nahe traten. Vor Kurzem war er gestorben, sein Grab wurde den Beiden gezeigt, es war ein Blumenhügel mit Kränzen überdeckt, die die Hand dankbarer Liebe gewunden, sein Grab war das erste auf dem neuen Friedhofe des Waisenhauses. Die junge Frau pflückte Blumen im Garten und streute sie auf das Grab, und mit leisem Hauche lösten sich die Worte aus tiefster Brust: Friede mit Dir! — Der Gatte verstand sie und drückte, tief bewegt, ihre Hand.

Der Johannisberg.

Von W. O. von Horn.

(Mit einer Abbildung.)

„Benedicts Söhne, sie lieben sonnige Höhen", sagt der lateinische Vers eines Rheinischen Dichters, während er den andern bedeutenden Orden der Mönche je nach Art und Ordenszwecken die Lage ihrer Klöster in scharfer Prägung nachweist.

Es ist wahr; wenn Du auf aussichtsreichen, sonnenbeleuchteten Höhen ein klosterartiges, älteres oder neueres Gebäude erblickst, umgeben von fruchtbarem Gelände, es ist entweder ein Benedictinerkloster gewesen oder ist es noch. Ein geläuterter Geschmack, ein tiefwurzelnder Schönheitssinn ist's, der den gelehrten Orden, dem die Wissenschaft und Bildung so unendlich viel verdankt, solche schönen Plätzlein wählen lehrte, und es scheint hinwiederum ein traditionelles Erbe des Ordens zu sein, da man's eben überall seit seinem Beginn bis auf unsre Tage findet, vom Monte Cassino *) bis zur herrlich gelegenen Abtei Mölk (deren Reichthum allein Oesterreichs Geldnoth heilen könnte!) an der Donau, und vom schönen, noch blühenden Mölk bis zum sehr weltlich gewordenen Johannisberg, wo nur noch die alte Kirche, an die sich das moderne Schloß anlehnt, von vergangener Zeit und einstiger Bestimmung redet, — doch nur demüthig und bescheiden neben der prunkenden Weltlichkeit.

Ein Bedenken ist's aber, das die Seele beschleicht bei so herrlicher Klosterlage, das nämlich, ob sie günstiger gewesen tieferntstem Studium oder heiterem Lebensgenusse? — Und wenn das Auge auf dem Weinberge am Fuße des Berges bis herauf zur Terrasse des jetzigen Schlosses weilt und an das flüssige Gold, die süßduftende Würze, die Seele erinnert wird, an den Wein, der heutzutage nur Fürstengaumen wohlthut, dann — ja dann — möchte man denken, jeder Mönch im alten Kloster sei ein Dichter gewesen oder geworden, und — der schwarzblütige Trübsinn habe nie hier oben Wurzel geschlagen, und weggescheucht sei die heimliche, aufzehrende Sehnsucht nach der Welt geworden, die draußen lag in der sonnigen, blühenden Verklärung. Doch — das sind Vorstellungen, die nicht Raum greifen dürfen in unsrer Seele, wenn wir hier oben stehen, ja es kaum können, und mit Tiecks Schäfer sprechen wir: „Vorüber, ihr Schafe, vorüber! —

*) Nicht ohne einen scharfen Seitenblick ist dieser Name die Wurzel der Benennung unsrer geselligen, plaudernden, lesenden, trinkenden und spielenden Männervereine mit selbstständiger Verwaltung. Der, welcher zuerst solche Vereine Casino's nannte, war — mindestens — ein Schalk!

Woher Du auch kommen magst, herab vom alten, „goldenen" Mainz, oder herauf vom kirchreichen und darum „hilligen" Cöln, oder drüben herüber von den Ausläufern der Vogesen, — ob getragen vom schaufelnden Dampfer oder hindurchrasend mit der schnaubenden Locomotive durch Deutschlands Eden, den Rheingau, oder nach alter, allein poetischer Weise den Wanderstab in der Hand daherwandernd, — schon aus weiter Ferne ruht Dein Blick auf der vom Sonnengolde umflossenen Höhe, wo ein prunkendes Wappenschild zurückstrahlt, und aus Deiner Seele löst sich leise der Ausruf, den einst der Herzog von Valmy, der Marschall Kellermann ebenfalls, laut werden ließ, als er den Johannisberg sah: „Wie schön!" Freilich Du bist nicht so glücklich, daß solch ein Ausruf das Ohr eines Gewaltigen berührt, der Königreiche verschenkte und Kronen hinwarf in den Schooß der Begnadigten, als seien es Bonbons, und der dann rasch sich zu Dir wendete und spräche: „Willst Du es? Nun es sei Dein!" wie er es damals gethan, als Kellermanns bewundernder Ausruf sein Ohr berührte. Nun es ist gut, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, denn es gibt — Gottlob — nicht viele solcher Kronenvertheiler und — nicht viele Johannisberge! Noch einmal werde ich aber hierbei an Tiecks Schäfer erinnert! — Und ich knüpfe wieder an! —

Wenn Du, lieber Leser, aber einmal so glücklich warst, hier oben Dich an die Ballustrade der Terrasse zu lehnen, und Dein Auge schweifen ließest über den Aussichtskreis vom alten, g o l d e n e n Mainz zur Linken bis zum langgestreckten, dunkelbewaldeten Vorwächter der Vogesen, dem Donnersberge, und weiterhin über das bergige, waldreiche Land, aus dem hoch oben, wo der „Hochwald" seine Glieder weit ausreckt, die Wildenburg auf schier dreitausendfüßiger Kuppe Dich grüßte, und hinüberblicktest, wo im blauen Nebel die Umrisse der Eifel-Pyramiden sich nur halb verhüllen, dann, vom Idar geleitet, Dein Auge auf Koppenstein weilte und sich, dem dunkeln Höhenzuge des Soon folgend, rechts wieder dem nähern Umkreise zuwendete, wo Bingen ruht, wo der alte Mausthurm unten in der brandenden Fluth, Ehrenfels oben am Berge Wache hält, die Rochuskapelle drüben einsam auf kahler Höhe steht, wie — die ächte Herzensfrömmigkeit im Leben dieser Zeit; wenn Du, sage ich, dem Silberstrome und seinen smaragdgrünen Inseln, mit vollem, uraltsprachlichem Rechte — „Auen" genannt, folgtest, hüben das paradiesische Land überschautest, wo die goldene Rebe wächst, wo das Leben heiter dahinrauscht, wo die blühenden Städtchen und Dörfer am grünen Ufer sich wohlig lagern, und dann sinnend auf Ingelheim drüben den Blick ausruhen ließest, wo Carl der Große geweilt und gewaltet, so mußtest Du sagen, daß Gottes schöne, weite Welt nicht Vieles dem Menschenauge biete, das schöner wäre als diese Perle Deutschlands.

Und reißest Du endlich Deine Seele heraus aus dem Zauberkreise, in den sie sich gebannt fühlt, und Du gedenkst der Stelle zunächst, auf der Dein Fuß steht, und Du kennst nur obenhin die Geschicke dieses Fleckchens der schönen Erde, dann wirst Du zugestehen, daß dieß Fleckchen Erde, abgesehen von dem flüssigen Golde, das da unten in den sehenswerthen Gewölben, von eisernen Treuringen umschlossen, ruht, eine große Bedeutung habe, ja daß diese Bedeutung in neuerer Zeit gewichtiger, weitaussehender, weitgreifender wurde, als sie es jemals gewesen, und h i e r, h i e r auf des Berges Scheitel die Geschicke der Länder und Völker Europa's erwogen, vielleicht entschieden oder doch ihrer endgiltigen Entscheidung näher zugeführt wurden.

Ich setze voraus, lieber Leser, daß Du einer von den Glücklichen bist, die hier oben geweilt, und bitte Dich dann, Dich zu mir zu setzen und Dein Ohr mir zu leihen, daß ich Dir in gedrängter Kürze von den Begebenheiten Bericht erstatte, welche im Laufe langer Jahrhunderte sich an den Johannisberg knüpften oder ihn berührten, soweit geschichtliche Kunde es gestattet — und der Raum dieser Blätter.

Weilen wir zuerst bei dem Namen, denn die Taufe ist ja bei'm beginnenden Erdenlaufe eine hochwichtige Begebenheit. Leider hat sie bei'm Johannisberge nicht die sonnenklare Gewißheit wie die D e i n e,

die Dir in Deinem Geschlechte durch den bezeichnenden Namen die nicht zu raubende Stelle anweist.

Wenn ich mir denke, daß Carl der Große da drüben in seinem Palaste zu Ingelheim saß, und die Sonne schier vom Aufgange an bis zum Hinabsinken hinter den waldigen Höhen an der westlichen Grenze des Gesichtskreises diesen Berg vergoldete; wenn ich mir denke, wie der große Kaiser die Pflanzung der edlen Rebe begünstigte, so ist es mir, als müßte er zu seinem Hausmeier im Ingelheimer Palaste gesagt haben: „Pflanze mir Reben da drüben! Die Sonne stellt dem Berge die Urkunde aus, daß er der Rebe edelstes Gewächs hervorbringe! Solche Verheißung haben wenige diesseits der Alpen!"

Wie gesagt, es ist mir so, als hörte ich den gewaltigen Kaiser so reden, dem die Bodencultur seines Reiches so sehr am Herzen lag; es ist mir so, als könne es nicht anders sein, wenn ich an die Rebenanlage in Ingelheim denke, die weniger begünstigt erscheint als die des Johannisbergs; aber man wird mir antworten: Bilder der Einbildungskraft sind keine pergamentene Urkunden, und ich muß es zugeben. Sie wissen's halt nicht, wie wir — Vieles nicht wissen — wie den Satz, daß zweimal zwei vier ist, — und — doch —!

Daß aber frühe, gewiß so frühe und wohl auch früher als anderwärts im Rheingau hier Reben grünten, gediehen und Frucht trugen; ob, wie drüben auf Ingelheims sanften Abhängen „fränkische" oder „hunnische" Trauben sich hier von der Sonne reifen ließen, wer weiß es? — wer könnte es sattsam widerlegen? —

Der Name des Berges — er tritt zuerst mit dem Namen: „Bischofsberg" auf und führt ihn, bis er die Wiedertaufe erhielt, ohne jedoch mit „Wiedertäufern" in Berührung zu kommen, — der Name scheint mir von Wichtigkeit für seinen Anbau mit Reben. —

Die erste christliche Zeit — und wir wissen, daß sie sich nahe an die sinkende Römerherrschaft am Rheine anlehnt — bedurfte des Weines zu der heiligsten, bedeutsamsten, tiefinnerlichsten Feier des christlichen Glaubens und Lebens. Fand sie ihn nicht vor am Rheine, so mußte sie ihn aus weiter Ferne, vielleicht aus Gallien oder über die Alpen herüber beziehen, — eine schwierige, theure Bezugsquelle ohne Zweifel!

Wein und Kastanien waren der sich schnell heimisch machenden Römer erste Anpflanzungen da, wo sie festen Boden zum „Bleiben" gewonnen hatten oder doch zu haben glaubten. Kastanien und Reben sind römische Urkunden.

Sollten sie es nicht hier, im sonnigen, wonnigen Rheingau versucht haben, wo die Gunst der Lage fast unwiderstehlich dazu einlud? wo die sichere Wehr des nicht fernen Schutzwalles vor deutscher Barbaren Einfällen sicherte, und also folgerichtig die Pflanzung eine Zukunftshoffnung bot?

Das sind Fragen, die sich dem aufdrängen, der jener Zeiten und ihrer Erscheinungen nicht unkundig ist. Fand aber der Mainzer Erzbischof Hrabanus, als er von Fulda herüberkam, um den „Krummstab" von Mainz in seine Hand zu nehmen, hier der Reben Pflanzung vor, — oder — pflanzte er sie an, da nach andern Nachrichten ihm der Berg schon gehörte, als er noch Abt in Fulda war? Hatte er von dort aus hier schon gepflanzt oder geerndtet, — im Ganzen ist es ziemlich gleich;—so viel aber ist begreiflich, daß er, nun näher, den Weinstock mehr hegte und pflegte, und der Name: Bischofsberg etwa so viel bedeutete als: des Bischofs Weinberg. Ich wiederhole mit besonderem Nachdruck: das kirchliche, das religiöse Bedürfniß gab solcher Pflanzung Werth, Bedeutung und Nachdruck, und ein Anderes kann für's Erste nicht als maßgebend gelten.

Hrabanus's frommer, christlicher Sinn drückte auch sehr bald seinem Berge ein heiliges, kirchliches Siegel auf. Wie er die schönen Höhen um Fulda herum mit Capellen geschmückt und den frommen und bedrängten Menschenherzen heilige Stätten gegründet hatte, wo sie betend sich über das niedere Treiben der Erde erheben und des Himmels Trost und Frieden in die sturmbewegte Brust herabrufen konnten, so sollte auch dieser Berg weithin verkünden, nicht dem Lebensgenusse diene

die Pflanzung der Rebe an seinem Fuße und seiner Brust, sondern dem heiligsten Bedürfnisse der Kirche und — des Menschenherzens, und zwar geschah dieß durch ein Kirchlein, eine Capelle, auf seiner Stirne. Er erbaute es, und in der Folge erscheint Berg und Capelle als des Erzstifts werthvolles Besitzthum.

Das Erzstift, wie es nun von Hrabanus damit begabt wurde, hegte und pflegte die Reben mit großer Sorgfalt weiter.

Unter Hrabans Herrschaft hieß der Berg: Bischofsberg, und die Capelle war dem heiligen Nicolaus geweiht. Daher kommt es wohl auch, daß später, nachdem die Wiedertaufe schon vollendete Thatsache war, die Mönche des neuerstandenen Klosters noch einmal „Brüder vom heiligen Nicolaus" genannt wurden.

Die Neu- oder Wiedertaufe des Berges um das Jahr 1130 fesselt unsre Aufmerksamkeit zunächst und erheischt eine Umschau in Gebiete, welche zunächst dem Leser weitab zu liegen scheinen dürften, uns aber doch an der Hand der Geschichte sicher zu dem Berge zurückleiten, auf dem unsre Blicke ruhen, und der unsre Theilnahme sich erworben.

Es gehört unstreitig zu den räthselhaftesten Erscheinungen in unsrer Rheinischen Geschichte und zu den Punkten, die der Forscher Fleiß und Sorgfalt vorzugsweise in Anspruch zu nehmen ein nicht abzuweisendes Recht haben, daß schon in frühester Zeit die Juden in großer Zahl am Rheine erscheinen, seßhaft sind, Synagogen haben und Synagogengemeinden bilden.

Führt doch die israelitische Gemeinde von Worms ihren Ursprung zurück auf die erste Zeit nach der römischen Zerstörung Jerusalems, und — das sichere Kennzeichen hohen Gemeindealters — ihre uralten, ehrwürdigen Gesetzes-Rollen — geben dafür kein historisch verwerfliches Zeugniß.

Der „Rabbi von Tudela", dessen Reisebeschreibung in der neuesten Zeit erst wieder als reiche Quelle geschichtlich-geographischer Kunde anerkannt worden ist, zählt eine ansehnliche Reihe Rheinischer Städte auf, in denen bedeutende Judengemeinden sich befanden; aber die „hebräischen Namen, welche er den Städten beilegt, deren Wurzeldeutung so unendlich schwierig ist, zugleich historisch unsrer Kenntniß entrückt, sie bereiten selbst dem rabbinisch gebildeten Israeliten kaum überwindliche Schwierigkeiten. Und dennoch ist seine historische Treue nicht anzufechten. Er schildert diese Judengemeinden als „uralte", aber frisch und lebendig blühende zur Zeit seiner Anwesenheit an den Gestaden des Rheines.

Es ist kaum eine Landschaft, „soweit die deutsche Zunge klingt," deren heimischer Dialekt reicher an hebräischen und hebraisirenden Worten und Redensarten ist als der in den Rheinischen Landen; ja nicht leicht dürfte sich eine Landschaft in Deutschland finden, wo sich jüdische Einflüsse auf die Lebensweise und die Volksgebräuche so zahlreich nachwiesen ließen als grade hier, in diesen gesegneten Uferstrichen. Diese Behauptung ist nicht arm an Grundlagen.

Anlehnend an diese Thatsachen möchte man fragen, ob nicht Rom, das damals noch heidnische Rom, das aus- und in seine Lande einwandernde jüdische Volk hierher, an die äußersten Grenzen seiner Herrschaft wies, um durch deren Beschützung sich eine befreundete Bevölkerung zu schaffen und zugleich andere Bildungsstoffe den rauhen Ripuariern, Uferbewohnern (Ubiern, von Ob-Fluß, Ob, Ube, Aue — auch Flußufer) zuzuführen? Und weiter vorschreitend im Laufe der Zeit, weisen uns nicht die „salische Erde", die zahlreichen Kaiserburgen auf den Rheinischen Höhen, die Kaiserhöfe und Palatien in den Städten, verbunden mit der „Präsenz der Kaiser", welche durch das ganze Mittelalter hindurch die hohen christlichen Feste in einer der Rheinischen Bischofsstädte feiern, darauf hin, daß das Rheinland — selbst die Schenkungen der Ottonen sprachen dafür — Kaiserdotation, Kaiserliches Tafelgut, Kaiserliche Pfalz war, und daher der Juden so zahlreiche Ansiedelung auch noch in der mittelalterlichen Zeit abzuleiten sein möchte? Waren sie doch den Kaisern allein zinsbar, „Kaiserliche Kammerknechte"!

Dieser Name und diese Stellung reich-

ten freilich nicht immer hin, dem unglücklichen, aus der geheiligten Heimath verpflanzten Volke Frieden und Sicherheit zu geben. Der stille, verborgene, und doch denen, die ihr Gold brauchten und suchten, bekannte Reichthum der Juden, die kostbaren Pfänder, die sie besassen, und die nicht selten von denen, die sie versetzt, ihnen zum Eigenthum überlassen wurden, leichtfertig oder gezwungen, — weil sie nicht an die Auslösung durch Erlegung der Schuld dachten oder denken konnten, in Summa ihr Besitz, den die Einbildungskraft noch um Vieles über die Grenzen der Wirklichkeit hinaus steigerte, das Alles machte die „Herren" weltlichen und geistlichen Standes so gut wie das Volk lüstern nach des rührigen und doch so sparsamen Volkes — Beerbung, die aber allemal ein vorheriges Sterben erheischt. Daher die blutigen Verfolgungen im Mittelalter oder, um es genauer und mit dem rechten Namen zu bezeichnen, der Meuchelmord und das schauderhafte gemeinschaftliche Abschlachten der bedauernswürdigen Juden. Nur so schwiegen die Kläger; nur so war die Beerbung sicher, denn wollte auch der Kaiser strafen und das Gut zurückfordern, wer nannte ihm die Mörder und ihren Gewinn?

Als der fanatische Pfälzer Mönch Gottschalk als ein zweiter Peter von Amiens den Kreuzzug im Elsaß und am Oberrhein zu predigen begann, hatten seine Predigten einen außerordentlichen Erfolg. Menschen aller Stände, aller Altersstufen ließen sich das rothe Kreuz auf die linke Achsel heften, und auf allen Wegen und Stegen begegnete man Haufen, bewaffnet auf die verschiedenartigste Weise, die zu den Sammelplätzen eilten. Es waren Menschen, auf's Aeußerste aufgeregt, wild, fanatisch, die nur eben eiligst fortwollten, um ihren Muth im Blute der Sarazenen zu kühlen. An ihre Spitze stellte sich Emicho, Graf von Leiningen, ein Sprößling des riesigen Gaugrafengeschlechtes im Nahgau, das wir unter dem Namen der Emichonen kennen in langer Geschlechtsfolge.

Auf ihrem Zuge rheinabwärts nahten sie sich den Städten, wo vorzugsweise die reichen Juden saßen, und es bedurfte nur eines Funkens, um ihrem Glaubenseifer die Richtung gegen diejenigen zu geben, deren unauslöschliche Schuld es in ihren Augen war, daß ihre Vorfahren einst den Herrn gekreuzigt hatten und ihn fortwährend verschmähten.

Woher der zündende Funke kam, ob von Gottschalk, das ist schwer nachzuweisen, aber er sprühte auf und — zündete, und der zerschmetternde Schlag traf das unglückliche Volk.

Mit einer Wuth, die nur nach Blut und — Gold lechzte, fielen die wilden und zuchtlosen Horden über die armen Juden her. Ströme ihres Blutes flossen, wohin sie kamen. Für die Führer war nur Eine Wahl; — denn sie zügeln zu wollen, wäre vergebliche Mühe, selbst Gefahr gewesen, auch wenn man es ernstlich gewollt, und diese Wahl war, entweder unbetheiligt zu bleiben bei der reichen Beute, oder sich den Löwenantheil zu sichern. Sie wählten das letztere, weil einträglichste. So wälzte sich, einer wachsenden Lawine gleich, das blutbefleckte Heer gegen Mainz. Dort grade waren die Juden ihres Wuchers wegen verhaßt, dort ihres Reichthums wegen berufen. Wie konnten die Kreuzfahrer zögern?

Der Erzbischof Ruthard und der in Lorch sitzende Rheingraf Richolf waren verschwägert und Beide dem das Kreuzheer führenden Emicho von Leiningen verwandt; der Reichthum, den Emicho bereits gesammelt, mochte seine lockende Macht ausüben, — oder Emicho mochte sie zur leichten Erwerbung aufstacheln, kurz: der Erzbischof, der Rheingraf und Emicho von Leiningen schlossen den Dreimännerbund, den Judenmord im Erzbisthum und in der Rheingrafschaft zu leiten und zu ihrem Vortheile auszubeuten. Es geschah, und ungeheure Reichthümer flossen in ihre Säckel.

Ob man sich damit tröstete, die ganze Wucht der Schuld auf die wilden Horden des Kreuzzuges zu werfen, die Niemand habe bändigen können? Oder ob man glaubte, die Lage des Kaisers lasse keine ernste Bestrafung zu? Wer kann es sagen?

Das aber ist sicher, daß die Strafe der Greuel nicht ausblieb.

An Emicho von Leiningen und seinen Horden übernahm der die Strafe, der da spricht: Ich will vergelten! Mein ist die Rache.— Ihr Untergang ist bekannt. Die Umstände, unter denen er erfolgte, waren schrecklich und schauderhaft.

Emicho entging der Rache des Kaisers, nicht aber Ruthard und Richolf. Auf ihre Häupter mußte die ganze Wucht kaiserlichen Zornes fallen, da ihre Schuld erwiesen, allgemein anerkannt war; nur das ist nicht ganz klar, ob sie flohen und sich in Thüringens Wäldern in irgend einem Kloster verbargen, oder ob der Kaiser sie dorthin verwies. Dort verschwanden sie, und sieben Jahre lag ein Dunkel auf ihrem Verweilen. Erst dann kehrten sie wieder, als auf Klopp bei Bingen (nie und nimmermehr auf der Reichsburg Böckelnheim im Nahthale) der ruchlose Sohn den Vater betrogen und ihn entthront hatte. Heinrich IV. war mit gebrochenem Herzen rheinabwärts geflohen, um endlich trostlos seinen irren Lauf zu enden und — doch kein christlich Grab zu finden; und nun, wo der entartete Sohn nach Stützen sich umsah, und so ein „Bischen Judenmord" nichts auf sich hatte, kehrten Beide zurück und zwar in ihre frühere Stellung, ohne weitere Gefährde.

Ob in der stillen Einsamkeit — wahrscheinlich war ein Kloster ihr Zufluchts- oder Verbannungsort in Thüringen — die Reue über die begünstigten Greuelthaten die Thüre zum Innersten des Herzens geöffnet? Wir wollen es gerne glauben!

Bußwerke hatten sie gelobt, (ob sie ihnen der neue Kaiser auferlegt? Es möchte zweifelhaft erscheinen!) und sie auszuführen, war nun ihre erste Sorge.

Und welche waren es? Kirchen und Klöster erbauen und dotiren, das heißt mit Gütern und Einnahmen begaben, war ein lösendes, tilgendes Bußwerk jener Tage. Es erinnert freilich an den heil. Crispinus!

Da erblicken wir denn bald den Erzbischof Ruthard im Nahthale, da, wo auf der Höhe, an deren Fuß Nahe und Glan sich verbinden, in sonnigster Lage das Benedictinerkloster Disibodenberg ruht, das einst der fromme Bischof Disibod gründete, der seinen bischöflichen Stuhl in Irland verließ, um den Heiden in Aquitanien, Gallien und Deutschland das Heil in Christo Jesu zu verkündigen, diese Länder durchwanderte, und hier sein Ruheziel fand.

Dort auf der sonnigen Höhe wimmelt's von thätigen Menschen; da gräbt man die tiefen Fundamente zu dem gewaltigen Dome, den Ruthard erbauen will; dort meißeln die Steinmetzen an den seltsam gewundenen Säulen, und die Maurer fügen die Bausteine, die der fromme Sinn der Umwohnenden herbeischafft. Und von Hunderten von Händen gefördert erhebt sich bald ein Gotteshaus, dem an Schönheit und Erhabenheit weit und breit keins gleichkommt; das dann, als es fertig, von ihm geweiht wird, und in dessen Haupt- und Hochaltar in silbernem Schrein des Heiligen Disibod modernd Gebein gebettet wird.

Das ist die Sühnekirche, deren Ueberreste noch heute über die Erde ragen, und deren Steinmetzarbeiten wir bewundern, deren von einem längst schon geschiedenen Protestanten mit liebender Sorgfalt aufgedeckte Grundlagen uns ihre Größe erkennen lassen.

Fast gleichzeitig finden wir den Erzbischof beschäftigt, auf dem „Bischofsberge" im Rheingau ein Kloster, wenn auch nicht von außerordentlicher Ausdehnung, zu erbauen, das er zu einem Benedictiner-Kloster bestimmt, vielleicht aus Dankbarkeit, weil er in einem Kloster dieses Ordens die sieben Jahre der Entfernung von seinem erzbischöflichen Stuhle verlebte. Er weihet es dem Täufer Johannes, und zwar am 24. Juni als dem Gedächtnißtage des grauenhaften Judenmordes in Mainz, und tauft das Kloster „Johannisberg". Das ist die Wiedertaufe und ihr Grund.

Ob solche Stiftung die Schuld sühnte, welche ihn drückte? — Er glaubte es gewiß! — Wir gönnen ihm den gewonnenen Frieden.

Und was that Richolf? fragen meine Leser. Er war ja gleicher Schuld theil-

haftig! Die Geschichte erzählt uns, daß er an Ruthards Stiftung auf dem Bischofsberge sehr eingreifenden Antheil genommen, daß er aber auch eine eigene Stiftung hinzugefügt, und zwar an der Westseite des Berges, nämlich eine Frauenkirche zur Ehre des h. Ritters Georg. Der Zweck derselben war, daß darin unter der Aufsicht des Propstes von Johannisberg Jungfrauen adeligen Geschlechtes zu frommer Zucht und Sitte angeleitet werden sollten. Er begabte diese Klause reichlich; aber damit war sein Werk noch nicht zu Ende; er stiftete auch dabei ein „Siechenhaus" und schenkte ihm die Mittel zu seinem Bestehen, er baute ferner am Fuße des Berges eine Kirche, die er dem heiligen Bartholomäus weihte, und beschenkte auch sie reichlich. Sie lag bei Klingelmünde, unweit Winkel.

Es wird hinzugefügt, daß seine blühende Tochter den Schleier in der Klause genommen habe, und sein Sohn sei Mönch im Kloster Johannisberg geworden. Das geschah doch nicht alsbald, sondern erst später. Er selbst aber und seine Gemahlin Dankmud nahmen in späteren Jahren ebenfalls Kutte und Schleier, ersterer im Kloster Johannisberg, letztere in der Klause. Da indessen sein Sohn vor ihm noch Mönch geworden war, so wurde, als er endlich starb, der Schild mit seinem Wappen auf seinem Grabe zerbrochen, zum Zeichen, daß sein Stamm mit ihm für die Welt erloschen sei.

Wem unter meinen aufmerksamen Lesern schaudert's nicht bei dem Gedanken an die ruchlose That der grausamen Judenmörder und ihre Folgen?

Das Kloster und die Klause bestanden neben einander; allein es trat später eine Zeit ein, wo diese gefährliche Nachbarschaft, grade wie auf dem Disibodenberge und anderwärts, aufgehoben und die Frauenklause entfernt werden mußte, weil das sittliche Gefühl es gebot.

Erzbischof Ruthard dachte nicht daran, in's Kloster sich zurückzuziehen. Er blieb auf dem erzbischöflichen Stuhle von Mainz. Er hatte mit den Bauten sein Gewissen entlastet. Mochten Andre sehen, wie sie thaten!

Das Kloster Johannisberg aber stellte er als ein Propstei unter den Abt von Sanct Alban bei Mainz und dachte damit recht gut für sein Pflegekind zu sorgen.

Zu allen diesen Stiftungen kam von Ruthards Hand noch eine, die einen zweideutigen Werth für das Kloster hatte, für's Erste aber ihm große Vortheile verhieß. Er verordnete, daß die Kaufleute von Mainz und anderswoher am Tage Johannis-Sonnenwende, also wieder am Gedenktage des Mainzer Judenmordes, bei dem Kloster und seiner Kirche einen großen Jahrmarkt, eine „Messe", halten sollten. Die Abgaben der Kaufleute für das Meßhalten flossen in das Kloster.

Ruthard konnte nun seine Stiftung gutes Muthes ihrem Entwicklungsgange überlassen. Hatte er sie ja doch selbst nicht nur unter seinen Augen, sondern auch den Abt von Sanct Alban zum Wächter über sie bestellt.

Es war aber noch eine andere Seite, die überall unter gleichen Umständen sich bewährt hatte. Ich meine die frische Jugendkraft der Anstalt, die Zeit ihrer frischen Begeisterung, ihrer schaffenden Lebenskraft. Noch waltete nicht in ihr das lässige Behagen, welches das Bewußtsein des sicher gegründeten Bestehens hervorbringt; noch machte sich nicht jene Ueppigkeit geltend, die aus Reichthum und Ueberfluß hervorbricht, und die alle reichen Klöster jener Tage zur Schau stellten. Es galt eben noch ein Ringen und Werben um das Dasein, welches alle inneren und äußeren Kräfte anstrengt und erfrischt. Und dieser warme Hauch eines frommen Lebens, dieser allverbreitete Ruf einer unablässigen segensreichen Thätigkeit besonders in der Wissenschaft erwarb dem Kloster allgemeine Achtung und Liebe. Es lag im Geiste jener Tage, daß der begüterte Adel solchen Stiftungen helfend mit seinem Ueberflusse unter die Arme griff. Wenn auf der einen Seite wirklich frommer Sinn die Gebenden leitete bei ihren Stiftungen, so ist auf der andern nicht zu verkennen, daß eben jene Ueberzeugung in ihnen sich geltend machte, welche Ruthards Stiftungen zum Grunde lag, daß nämlich solche Liebe gegen Kir-

chen und Klöster — der Sünden Menge zudecke. Ueberdieß aber sorgten sie damit für ihre nachgeborenen Söhne, die ihr Schild und Wappen leichter zur Abtswürde hob, als zu ihr auf der Stufenleiter wahrer Verdienste und sittlicher sowie gelehrter Auszeichnung zu gelangen war.

Wie dem sein mochte, dem Kloster flossen reiche Schenkungen von allen Seiten zu.

Zu der Bevorzugung des Klosters trug aber noch ein Anderes bei, nämlich das Siechenhaus, Krankenhaus, Pflegehaus schwer Leidender. Es war eins der ersten dieser Art in Deutschland und eine um so mehr in die Augen fallende Wohlthat, als die Kreuzzüge ein Erbübel des Morgenlandes in die deutsche Heimath brachten, nämlich den morgenländischen Aussatz. — Das war eine schreckliche, unaussprechlich ansteckende, langsam und quälend dem Tode zuführende Krankheit, da von ihr keine Heilung und Rettung war.

Schon die heilige Schrift führt uns im tiefsten Alterthume diese unheilbare Krankheit bei dem jüdischen Volke vor. Eben weil sie so ansteckend und völlig unheilbar war, zeigt uns das alte wie das neue Testament als das einzige Mittel, der Verbreitung der schreckenvollen Krankheit vorzubeugen, das völlige Ausschließen der Aussätzigen von der menschlichen Gesellschaft. Die Anzahl der Aussätzigen war im dreizehnten und selbst noch im vierzehnten Jahrhundert in Deutschland und besonders in den Rheinischen Landen sehr groß. Erwägt man die Rohheit der Zeit, so ist es klar, daß für diese Unglückseligsten nicht zum Besten gesorgt war. Wie mag es um sie gestanden haben, namentlich in winterlicher Jahreszeit in unserem rauheren Klima?

In dem Begriffe eines Siechenhauses in jenen Tagen lag es aber, daß es für die Aussätzigen besonders bestimmt war; denn sie wurden vorzugsweise die „Siechen“ genannt. So mußte diese Anstalt als eine unsägliche Wohlthat anerkannt werden. Dem Orden aber, der sich der „Siechen“ helfend und pflegend annahm, mußten sich die Herzen der Zeitgenossen vorzugsweise zuwenden, und es lag in dieser Stiftung ein mächtiger Beweggrund zu reichlicher Unterstützung der Anstalt, die mit dem Kloster verbunden war, bei Vornehm und Geringe.

Wenn ich oben die „Messe“ oder den großen Jahrmarkt auf dem Johannisberge ein zweideutiges Geschenk Ruthards an das Kloster nannte, so hat das seinen zureichenden Grund in dem, was uns aus jenen rohen Tagen von dieser Volksherrlichkeit überliefert ist; denn die Jahrmärkte bei Wallfahrtskirchen, wie z. B. bei der Klause am Karwendel im baierischen Hochgebirge, bei der großen Wallfahrt in Walbüren zeigen uns ein Treiben, das alle Eindrücke des Heiligen vernichtet, und zwar noch in unsern Tagen.

Und dennoch war es eine Quelle der Bereicherung des Klosters, aus welchem Gesichtspunkte ohne Zweifel Ruthard diese Einrichtung allein ansah. Der Jahrmarkt begann mit einer heiligen Messe. Die Menge der herbeigeströmten Menschen war zum Opfern gestimmt, und es ging eine solche Festlichkeit nicht ohne reiche Gaben ab; allein auch das Meß- oder Standrecht forderte eine ansehnliche Abgabe an das Kloster, das auch den Gottesfrieden lieh.

Kein Wunder also, wenn das Alles zusammenwirkte, die Propstei Johannisberg über die Maßen reich zu machen und dadurch ihr Ansehen zu heben.

Bald genug zeigte sich in diesem Reichthume und in ihrer Abhängigkeit von Sanct Alban ein Widerspruch, wie er kaum größer in jenen Tagen erscheinen konnte. Daher lag es in den Wünschen des Convents, befreit zu werden von den Fesseln der Abhängigkeit, und Adalbert I. war ein viel zu großer Freund klösterlicher Stiftungen, als daß er hätte gegen dieses Abhängigkeitsverhältniß und die Wünsche der Mönche von Johannisberg sich gleichgültig verhalten können. In der Zeit, als Adalbert die mißglückte Stiftung von Eberbach dem Johannisberge schenkte, scheint er ein besonderer Gönner Johannisbergs gewesen zu sein, denn er war es, der das Band löste, welches dieses Kloster mit Sanct Alban verband. Es gelang ihm indessen nicht so ganz leicht, den Johannisberg zu einer freien Abtei des Benedictiner-Ordens zu erheben. Doch er brachte es zu Stande.

Jetzt konnte sich die Abtei stolz bewegen, ihren eignen Abt wählen, ihre Angelegenheiten ordnen und tausend Vortheile genießen, welche früher erst die Gutheißung von Sankt Alban erforderlich machten. Die Aufsicht war auch anderweitig lästig gewesen.

In der Mönchsgemeinde war große Freude; denn das Aufsichtsrecht war in der Zeit so auffallend wachsenden Reichthums des Johannisbergs strenger von Sanct Alban geübt worden, als es hier gefiel, und als nun Adalbert auch sich herbeiließ, dem Kloster das Recht, zu taufen und zu beerdigen, zu ertheilen, und damit stillschweigend das Dörflein Johannisberg dem Kloster pfarramtlich anheimfiel, so konnten sie schon guter Dinge sein auf ihrer schönen Höhe. Ihre, nämlich der Mönche Dankbarkeit gegen den Erzbischof Adalbert erwies sich glänzend, als sie ihm das ihnen geschenkte, von ihm geschenkte Eberbach für ein Sümmchen wieder abtraten, dessen anständige Höhe den Werth des damals nicht eben sehr lockenden Eberbachs um ein Bedeutendes überragte.

Wenn Adalbert seine ganze Liebe Eberbach zuwandte, so brauchte man kaum zu fragen, woher das gekommen! Sah ja doch ohnehin die reiche Abtei auf der Höhe stolz herab auf die arbeitenden grauen Brüder im Thale da unten und schien zeitweise kaum sie zu beachten, obgleich ihr Beistand heilsam gewesen wäre, dem bald sinkenden Wohlstande aufzuhelfen.

Es muß ein Wohlleben in der Abtei geherrscht haben, wie es kaum höher irgendwo sonst vorkam, und die Grenzen, welche die Regel des Ordens setzte, müssen arg übertreten worden sein, daß ein so gewaltiger Reichthum so schnell zerrinnen konnte. Hätte die stolze Abtei Johannisberg den prüfenden Blick hinabgeworfen auf die „bescheidene, demüthig dienende Magd“ da unten im Wald- und Wiesenthale, sie hätte etwas von ihr lernen können, das ihr heilsamer gewesen wäre als ein — dem Finden der heil. Lanze abgelerntes Stücklein, das nicht einmal in dem Rheingau verfangen wollte, dessen scharfe Augen die Voranzeigen der Witterung den ziehenden Wolken des Himmels abgelauscht und dadurch wetterkundig geworden waren.

Es ging noch Manches dem raschen Verfalle voran, das den Abzugskanal ihm graben half.

Kaiser Conrad III. hatte Johannisberg sonderlich bevorzugt, ihm Fischereirecht am Rheine und Jagd in den Wäldern gegeben, es mit Freiheiten und Gnaden reichlich bedacht und dadurch Andern den Weg gebahnt, seinem leuchtenden Vorbilde zu folgen, bis die „Mitra“ als erzbischöfliches Geschenk, die Auszeichnung der Prälatur, nach oben hin den Würdenabschluß machte. Mußte nicht Johannisberg stolz herabsehen auf das stille, betriebsame Eberbach, wo Bauern, Winzer, Maurer, Zimmerleute, Architekten, spekulirende Kaufleute, Summa Summarum — alles Mögliche mit und bei den Mönchen in der grauen Kutte steckte? Dort oben ein Abt mit der Mitra, nur Gelehrsamkeit, aber besseres Essen und Trinken; hier unten — damals wenigstens noch — Arbeiten und im Schweiße des Angesichts das Brod essen und magere Genüsse! — das waren schroffe und unvereinbare Gegensätze!

Trotzdem wurden beide reich: Johannisberg sich sonnend in hoher Gunst, Eberbach sich plagend in eifriger Betriebsamkeit; — dort „faule Bäuche“, hier fleißige Arbeiter. Wohin mußte die Gunst sich wenden?

Aber auf Johannisberg war kein rechter Haushalt. Man aß gut und trank gut; man sah oft hohen Besuch und war auf eine noble Gastfreundschaft angewiesen. Die Schenkungen kamen nicht mehr haufenweise, und es nahte die Stunde, wo Abt und Convent mit Schrecken sahen, daß, wenn es so fortgehe, der völlige Ruin der Abtei mit Riesenschritten nahe.

Statt nach Eberbachs Weise haushalten, sich zu beschränken und besonders dem Wohlleben ein Ziel zu setzen, griff man zu einem Mittel, das anderwärts helfen mochte, das auch wohl schon vielfach erprobt, aber — möglicherweise abgenutzt, jedenfalls zweifelhaft war, das aber besonders im Rheingau auf ersprießliche Folgen kaum rechnen durfte. Es war dieses

Mittelchen verwandt mit der Kunst, uralte Dompläne auf verhältnißmäßig neuen Gasthofspeichern zu finden. Auf dem Johannisberge versprach man sich mehr davon als von den Bemühungen des Erzbischofs Peter, die Schulden der Abtei in ehrlicher und rechtlicher Weise zu tilgen. In jenen Tagen einer wachsenden Noth und abnehmenden Barmherzigkeit gegen das Kloster Johannisberg fand — wer denkt nicht an den Fund der heiligen Lanze? — ein alter Mönch in einer Ecke, wo sonst keine Menschenseele etwas gesehen, urplötzlich eine „uralte Kiste". Diese Ecke war — und das war eben noch wunderbarer — in der nicht eben großen, täglich betretenen Sakristei. Der Finder ahnte ein Wunder und eilte zum Abte Hermann, ihm seinen Fund zu melden. Der Abt eilt klopfenden Herzens zur Sakristei und sieht nun auch die niegesehene Kiste in der Ecke. Die Mönche des Convents waren natürlich nachgeströmt, das Wunder zu sehen. Die Kiste wurde geöffnet, und — Geld enthielt sie nicht, wohl aber eine große Zahl von Reliquien von unbekannten Heiligen. Glückte es, so war das ein Capital, das reiche Zinsen trug. Die wonnetrunkenen Mönche trugen den kostbaren Schatz in die Kirche und stellten die Truhe auf dem Altare nieder, wo eine Menge Kerzen drum herumgestellt wurden und die betenden Mönche Wache hielten.

Wie ein Lauffeuer durchlief die Kunde den Rheingau und gelangte gen Mainz. Der Erzbischof eilte herbei, die Mähr zu untersuchen, und als er sich von dem Wunder überzeugt, ertheilte er Allen, die zum Ornate des Heiligthums Schenkungen machen würden, einen Ablaß und Antheilnahme an dem Verdienste aller guten Werke der Johannisberger Mönche.

Der letzte Punkt mochte den klarsehenden Rheingauern Bedenken verursacht haben, da sie gar häufig und hinlänglich Zeugen dieser guten Werke waren und ihr Verdienst zu würdigen verstanden. Jeder kannte den Grund des Herabgekommenseins eines der reichsten Klöster. Kurz es gab wohl noch Leichtgläubige, die nach dem Johannisberge zogen und Gaben spendeten, aber ihre Zahl war nicht groß, ihre Gaben halfen nicht über die Gefahren hinaus, und besonders hielt die Gabenzeit nicht lange vor. Das Kloster stand bald wieder da, wo es sich befunden, als der wunderbare, aber im Volke sehr angezweifelte Fund ihm aus der Noth helfen sollte.

Die Mönche sahen mit Schrecken die sieben mageren Jahre Aegyptens nahen; aber das Beispiel Eberbachs, sich durch Sparsamkeit und tüchtigen Haushalt zu helfen, blieb ohne Nachahmung. Im Jahre 1383 stand Johannisberg da, wo der Kaufmann von „Zahlungseinstellung", das Volk vom Bankerutte zu reden anfängt.

Jetzt war die Noth und Verlegenheit groß! Als auf dem Disibodenberge im Nahthale der schlechte Haushalt der Benedictiner es ebensoweit gebracht wie ihre Ordensbrüder auf dem Johannisberge, da rief der Mainzer Erzbischof die grauen Mönche von Eberbach zur Rettung herbei, und ihnen gelang es, des Klosters Nothstände zu heben und den Haushalt in ein erfreulich Gleise zu rücken. Warum geschah das hier nicht, wo man die Hülfe so nahe hatte, und wo es sogar hätte ohne ein großes Aufsehen vor der Welt geschehen können?

Wer könnte es in Abrede stellen, daß die stolzen Johannisberger sich nicht herbeilassen mochten, von den „Bauernmönchen" sich helfen zu lassen, wie man in früheren Tagen die Eberbacher genannt? War doch je und je eine große Scheidewand zwischen den so nahe sich liegenden Klöstern gewesen; wie sollte sie jetzt niedergerissen werden, wo es unter so demüthigenden Umständen hätte geschehen müssen? Mochte auch vielleicht Erzbischof Adolph I. daran gedacht haben, so ist es gewiß, daß man von Seiten der Johannisberger sich mit aller Macht dagegen sträubte. Es blieb also dem Erzbischof keine andre Wahl, wollte er das Kloster retten, als die Verwaltung des Klosters in seine Hand zu nehmen, beziehungsweise den Vicedom im Rheingau, Ulrich von Cronberg, damit zu beauftragen und ihm den erfahrenen Unter-Vicedom Hermann Hebel zur Seite zu stellen.

Da gab es indessen auch harte Nüsse zu kracken, wie das Volk sagt, und der

arme Hebel mußte manchen Kampf mit den Mönchen bestehen, die aus „Rand und Band" gegangen waren und eine Verkürzung ihrer reichbesetzten Tafeln und vollen Humpen sich nicht wollten gefallen lassen. Das aber, was hier als Haupthinderniß entgegenstand, war das zucht- und sittenlose Verhältniß zur Frauenklause.

Der Vicedominus und sein Gehülfe richteten nichts aus und scheinen muthlos geworden zu sein, und da mittlerweile der Inhaber des erzbischöflichen Stuhles gewechselt hatte, so wurde nun mit größerem Nachdrucke eingeschritten.

Erzbischof Dieterich betraute den Domdechanten von Worms, Rudolph von Rüdesheim, und den Prior von Sanct Jacob in Mainz mit einer gründlichen Visitation, deren Ergebniß die Grundschäden aufdeckte.

Da brach das Gericht herein über das entartete Kloster und die entsittlichte Klause. Der erzürnte Erzbischof ernannte eine Commission, welche aus dem Abte Lubert vom Sanct Jacobsberge, dem Domdechanten von Worms, Rudolph von Rüdesheim, dem Scholaster des Stiftes „Unserer lieben Frauen" zu Mainz, Hermann Rosenberg, und dem Sigillifer Menzer zu Dorla bestand, und diesen Männern trug er auf, die Klause abzuschaffen und ihre Güter und Einkünfte zu denen des Mönchsklosters zu schlagen, noch einmal und urgründlich dieses Kloster zu visitiren, die jetzt darin lebenden Mönche fortzuschaffen und an ihre Stelle zwölf Mönche aus dem Convent von Sanct Jacob in das Kloster zu setzen und das also erneuerte Kloster der Bursfelder Reformation zu unterstellen. Um aber dem nun zu hoffenden neuen Leben in der Abtei Johannisberg Dauer und Bestand zu verleihen, stellte er sie unwiderruflich und für aller Zeiten Folge unter die Oberaufsicht des jeweiligen Abtes auf dem Sanct Jacobsberge.

Es war nicht nothwendig, die Mönche fortzuweisen. Als sie die veränderten Umstände erwogen, welche mit ihren bisherigen Gewohnheiten nicht mehr im Einklang standen, verliessen sie freiwillig den Schauplatz ihrer Verdienste und suchten sich Unterkunft, wo sie sie fanden; eine kleine Zahl war widerspenstig, und gegen sie mußte nothwendig ein summarisches Verfahren befolgt werden. Dennoch blieb eine Anzahl alter Insassen zurück, die heuchlerisch Buße gelobten. Die Ordner vertrauten ihnen zu viel und legten dadurch, daß sie sich täuschen ließen, den Grund zu vielseitiger Zwietracht und später hervortretenden Zerwürfnissen und Uebelständen zwischen diesen Verbliebenen und den neuen Ankömmlingen vom St. Jacobsberge.

Das Jahr 1525, welches der Abtei Eberbach durch seinen Bauernaufstand so tiefe Wunden schlug, konnte an Johannisberg ebensowenig spurlos vorübergehen. Wie hätten die Rheingauer, die auf dem „Wachholder-Hofe" sich ein so großes Bene am edlen Steinberger angethan, nicht Lust tragen sollen, sich des Johannisbergers zu erfreuen und der vollen Speisekammer? War auch das Kloster heruntergekommen, so konnte ja doch immer eine Brandschatzung mehr abwerfen als eine erstiegene Ritterburg. Da war des lockenden Gutes genug, und der Ueberfall der Abtei erwies sich in dem Grade vortheilhaft für die Aufständischen, als er lebensgefährlich für die Abtei wurde. Sie konnte sich nach diesem unwillkommnen Besuche, der die Bauern eben recht aufreizte, auch Eberbach heimzusuchen, nicht mehr anders retten, als daß sie einen beträchtlichen Theil ihrer Güter verkaufte.

Welch ein Wechsel der Zeit und der Verhältnisse! — Wie mußte der Heiligenschein erloschen sein, der früher diese „Hallen der Frömmigkeit, heiligen Sinnes und Wandels" schmückte? Und wer trug die Schuld an solchen veränderten Zuständen?

Die Zeit des Wachsens an Ansehen und Reichthum war vorüber, die Zeit des Umschlags war da, und nach der schiefen Ebene war nun kein Aufhalten mehr. Siebenundzwanzig Jahre waren der kränkelnden Abtei gegönnt, wenn es möglich, die Schäden des Bauernkrieges auszuheilen, da zog ein neuer Sturm heran. Albrecht von Brandenburg nahte mit seinen wilden Horden sich dem Kloster. Der Soldat und der Mönch waren viel zu grelle Ge-

gensätze, als daß da, wo sie aufeinanderplatzten, der Letztere ohne Beweise der Abneigung des Erstern hätte bleiben können. Die „fetten Bäuche", wie man die Mönche in jenen Tagen gewöhnlich nannte, konnten von ihrem Ueberflusse abgeben, und die Sehnsucht nach den „Fleischtöpfen Aegyptens" war zu groß, als daß sie nicht sich hätte nach Befriedigung sehnen müssen, auch wenn eine bessere Mannszucht sie hätte in den Schranken gehalten, als es bei gewordenem Gesindel möglich war. Da wurden denn zuerst die Mönche mit Hohn, Spott und Mißhandlung weggejagt, und dann ging es an ein Schwelgen, Prassen, Rauben, dem auch das Heiligste nicht mehr heilig war. Wäre es noch dabei geblieben! Aber Johannisbergs Gebäude gingen in Feuer auf, und als die Flammensäule weithin von dem ruchlosen Treiben auf dem schönen Berge die Kunde trug, da zogen sie triumphirend ab, und Johannisbergs Sterbeglocke hallte hinaus in den schönen Gau.

Wenn auch die nicht weniger schwer heimgesuchten Bewohner des Dörfleins Johannisberg oder die Bewohner des umliegenden Landes hätten „in alten Treuen" löschen wollen, sofern es ihnen bei dem Ueberfalle des wilden Volkes möglich gewesen, es fehlte auf des Berges Höhe an Wasser. Nur der umspringende Wind bewahrte die Kirche und einen Theil der Gebäude vor dem Untergang, und diese gewährten den Mönchen die Rückkehr in leere Räume und in eine ausgeraubte und verwüstete Kirche.

Von diesem Wetterschlage konnte sich die Abtei nicht mehr erholen; aber es wäre doch noch Manches zu retten gewesen, denn die dem Kloster zustehenden, vor dem Verkaufe vor 27 Jahren noch übrig gebliebenen Güter hätten immer noch einen Halt gegeben, wenn der Abt der rechte Mann gewesen wäre. Unglücklicherweise war Valentin Horn, ein Alzeier und früher schon in Würden zu Sanct Jacob, ein träger, sorgloser und leichtfertiger Mann. Die nach uns kommen, mögen zusehen, wie sie durchkommen, dachte er und ließ sich und seinem wohl ohne Zweifel mit ihm gleichdenkenden Convente nichts abgehen. Um dieß aber zu erzielen, verpfändete und verkaufte er Güter und Gefälle, wo und wie sich dazu eine günstige Gelegenheit darbot.

Von dieser losen Wirthschaft mußte sich indessen doch die Kunde verbreitet haben; denn nicht blos der Abt von Sanct Jacob in Mainz, der den rechten Beruf dazu hatte, sondern auch der Abt des Klosters Laach, drunten, wo die Eifelberge ihre Basaltkuppen zu erheben anfangen, schritten mit Ermahnungen und Warnungen ein; aber die glitten ab an dem gemüthlich sich pflegenden Pfälzer, und es ging immer mehr abwärts.

Da fanden es die in Werthen versammelten Benedictiner Aebte unausweichlich, einen entscheidenden Schritt zu thun, und dieser bestand in nichts Geringerem als in der Amtsentsetzung des Abtes, der so gewissenlos an dem ohnehin siechenden Ordenshause handelte. Das mochte Valentin nicht erwartet haben; er mochte auch auf Mittel denken, dem drohenden Wetterstrahle zu entgehen, aber eine feste Faust hatte die von den Aebten dargebotenen Zügel gefaßt, der Erzbischof Daniel von Mainz. Abt Valentin mußte als einfacher Mönch in das Sanct Jacobskloster in Mainz zurückwandern, wo er einst Prior des Conventes gewesen war. Das geschah etwa 1555, und das Leid nagte von da an in dem Grade an ihm, daß er kaum nach Ablauf zweier Jahre erlag; unbetrauert schied er aus der Reihe der Lebenden, und kein Denkmal zeigte, wo seine Gebeine ruhten.

Die Mönche, welche nun eine Zeit kommen sahen, die ihnen statt des behaglichen Lebens mit dem Abte Valentin strenge Zucht und magere Kost zu bringen verhieß, dachten an ein Entgehen solcher Bußtage durch's ganze Jahr und — liefen davon, der Eine hier-, der Andre dorthin. So stand das Kloster bis auf wenige alte gichtbrüchige Leute leer. War es ja doch ohnehin seit dem Brande ein halber Schutthaufen, in dem vollends nun nicht mehr gut sein war, und man dachte im Rheingaue, man werde es dem Verfalle überlassen; allein das ließ Erzbischof Daniel doch nicht zu. Er ernannte einen Verwalter und ließ es auf Rechnung des

Erzstiftes sorglich verwalten. Das war der einzige Weg, das Letzte noch zu retten und zu erhalten. Leider aber zehrte die Verwaltung die Einkünfte bis auf ein so geringes Maß des Uebrigbleibenden auf, daß es nur noch der Schweden bedurfte, um ein Ende zu machen mit dem Kloster. Vier Jahre hatten die Schweden im Erzstifte ihre Wirthschaft gehabt und das Land, namentlich auch die Klöster, in außerordentlichem Grade ausgesogen, daß nun aufgeräumt werden mußte und gespart, um nur ein dürftiges Dasein zu fristen. Was sollte man mit einem Schutthaufen anfangen, dem nur noch tieferer Verfall übrig blieb?

Man mußte daran denken, das Kloster und seine noch übrigen Güter zur Nutzung zu verpfänden, und sah sich nach einem Manne um, der sich dazu willig fände; allein das war schwer in dieser Zeit allgemeinen Verfalls und Elends.

Hubert von Bleymann, des Reiches Ober-Pfännigmeister, ließ sich endlich willig dazu finden. Man machte es ihm so leicht als möglich. Gegen einen einmaligen Pfandschilling von dreisigtausend Gulden übergab ihm das Erzstift alle Güter und Gefälle des Klosters, die er nutzen und eintreiben durfte, ohne irgend Jemanden Rechenschaft davon zu geben. Das Inventarium wies immer noch eine schöne Morgenzahl an Gütern, darunter 40 Morgen Weinberge, auch die Renten, Zinsen ꝛc. wiesen noch eine schöne Summe nach, die freilich nicht zur Erhaltung eines Mönchconventes ausreichen konnte, wohl aber eines solchen Pfandschillings reichlich werth war.

Bleymann hatte kein übles Geschäft gemacht. Dennoch klagten, als er gestorben war, seine Erben, daß sie schweren Verlust litten, und kündigten den Pfandschilling auf. Diese Kündigung kam von zwei Seiten der Churfürstlichen Hofkammer in Mainz äußerst ungelegen; denn erstlich fehlte es an landesüblicher Münze, und zweitens entstand die höchst unliebsame Frage, was man mit dem Kloster und was drum und dran hing anfangen solle?

Es wurde nun nach allen Seiten hin ausgeboten, ohne daß Jemand Lust zeigte, in den entwertheten Besitz einzutreten. Da gedachte die Abtei Fulda der einstigen geistlichen Verbrüderung mit Johannisberg und enthob die Hofkammer zu Mainz der schweren Sorge der Zahlung des Pfandschillings, wozu sie die Mittel noch immer nicht hatte erschwingen können. Freudig trat die Hofkammer in die Verhandlungen mit Fulda ein, und die Abtei einigte sich mit der Hofkammer dahin, daß Erst'rer nach Abtragung des Pfandschillings und noch einer geringeren Summe das Kloster und seine Güter für immer als Eigenthum bleiben solle.

Dieser Handel wurde 1716 abgeschlossen.

Trotz dem, daß ein geistliches Stift wieder in den Besitz trat, erlebte das Kloster als Kloster keinen Auferstehungsmorgen mehr, sondern es entstand aus den Trümmern des Klosters ein Fürstlich Walderdorfisches Schloß, das sich an die alte, noch erhaltene Kirche anlehnte.

So schwand ein Kloster, das zu den reichsten in Deutschland gehörte. Der Rheingau legte keinen Trauerflor an, als die letzten Reste seiner Gebäude fielen, um auf ihrer Stätte ein weltliches Schloß erstehen zu sehen. Nie hatte es einen bedeutenden Einfluß auf die Cultur des Landes geübt, wenigstens niemals so, wie es von Eberbach aus geschah. Obgleich seine Mönche Benedictiner waren, so lag ihnen die Pflege der Wissenschaften auch nicht sehr nahe am Herzen, wenigstens weiß die Geschichte davon nichts zu erzählen, was erheblich war. Es scheint, daß das „lustige Leben am Rhein“ dazu wenig Zeit ließ, und das üppige Leben im Kloster dem Gegensatze des geistigen Lebens mehr Vorschub leistete.

Für die herrliche Lage des Weinbergs war der Wechsel der Dinge sehr ersprießlich; denn jetzt erst wurde er zu dem, was er hätte sein können, und wurde der Grund gelegt zu dem, was er ist.

Bis zum Jahre 1802 besaß den Johannisberg die Abtei Fulda; dann ging er an Oranien-Fulda über und blieb in diesem Besitze bis 1805. Da gefiel es Napoleon, ihn an sich zu ziehen und ihn dem

Marschall Kellermann, Herzog von Valmy, zu schenken, der das schöne Besitzthum bis 1813 behielt. Es fiel, als der französische Herzog nichts mehr am Rheine zu suchen hatte, einstweilen als eingeschlossenes Gebiet an Nassau. 1815 nahm Oesterreich es in Besitz. Kaiser Franz verlieh den Johannisberg 1816 dem Fürsten Metternich als Mannesleben.

Man erzählt, daß einst, als unter den drei verbündeten Monarchen von dem Johannisberge die Rede gewesen, und der Kaiser Alexander gesagt habe: Ich dächte, wir geben das schöne Besitzthum unserm wackeren Stein, der „biderbe Ritter", heftig ausrufend, vorgetreten sei: Majestät, ich mag den Johannisberg nicht: denn ein deutsches Sprüchwort sagt: „der Hehler ist so gut wie der Stehler!"

Das Gut, bestehend in 55 Morgen des herrlichsten Weinbergs, 70 Morgen Wiesen, 450 Morgen Ackerlandes und 400 Morgen Wald, ist ein Lehen der fürstlichen Familie von Metternich. Der verstorbene Fürst Staatskanzler von Metternich hat das schöne Schloß erbaut, welches jetzt den Gipfel des Berges beherrscht. Höchst sehenswerth sind die schönen Keller, worin die großen Fässer liegen, in denen einer der edelsten Weine Deutschlands ruht; und dieser köstliche Wein reift an dem Berge, auf dem das Schloß steht, welches die Blicke aller Reisenden fesselt und die reiche Aussicht beherrscht, deren Eingangs gedacht wurde.

Das Gleichgewicht und die Polizei in der Natur.

Von Dr. Theod. Meyer-Merian.

(Fortsetzung.)

Wohl zwei Drittheile der Erdfläche sind mit Meer überdeckt. Rechnet man die Tiefe des Meeres durchschnittlich zu vier Meilen und denkt sich den ganzen Raum mit einer Schöpfung erfüllt, die reicher ist als die des Festlandes, so drängt sich gleich die Vermuthung mit auf, es werde auch hier die Polizei ihr reiches Arbeitsfeld finden. Dieß ist der Fall, und sie wird ausgeübt namentlich durch die 8000 Arten der sehr gefräßigen und nicht sehr wählerischen Fische, die beinahe alle von Thiernahrung leben, indem sie vorzüglich des Nachts ihrem Gewerbe in dem stummen Reiche der Wasser nachgehen. Gedenken wir dabei der 100,000, ja der Million von Eiern dieser Ordnungswächter und stellen uns einen hundertjährigen Hecht oder Karpfen vor, so wird ferner kein Zweifel aufkommen über die Wirksamkeit einer solchen Polizei, selbst unter dem unentwirrbarsten Gewimmel von Wasserthieren.

Aber auch jene ewig tanzenden, zarten, ungreifbaren wie unabtreibbaren Luftbewohner in der Nähe der Süßwasserufer, jene Schmetterlingsfliegen, Eintagsfliegen und Mücken finden an der großbäuchigen, an ein schweres Element gebundenen Fischmannschaft ihre sehr nachdrückliche Polizei, die ihnen selbst zwar weniger erfolgreich nachstellt, als vielmehr ihren an's Wasser gebundenen Larven.

Den Wasserinsekten überhaupt neben Würmern und Schnecken gilt die besondere Aufmerksamkeit der Süßwasserfische in Bächen, Seen und Flüssen. Der Barsch, der Kaulkopf, der Karpfen, sie sind in diesem Dienst ganz unermüdlich. Der chinesische Klippfisch und der javanische Schießfisch stellen es obendrein bei ihrer Jagd noch listig genug an. Sehen sie am Ufer ein Insekt, das sie natürlich nicht zu erreichen vermögen, so nahen sie sich demselben vorsichtig und bespritzen es mit Wasser, wodurch es nicht nur an der Flucht verhindert, sondern in ihren Bereich heruntergespühlt wird. Ihr

Wasserstrahl erreicht oft die Höhe von drei bis vier Fuß und verfehlt seines Zieles nur selten. Der krötenartige, großköpfige Meerteufel dagegen liegt an der Untiefe des Mittelmeeres faul im Schlamme auf der Lauer. Um den scheußlich breiten Rachen spielen die langen, wurmähnlichen Bartfäden der Unterlippe, die bethörte Beute anzulocken, welche dann mit einem hastigen Schnapp erreicht wird. Andere Fische hinwieder brauchen mehr ihre Kraft als ihre List. Der Klippfisch des nördlichen Oceans, der den Krebsen und Muscheln nachgeht, erreicht sein Ziel durch die Stärke seines Gebisses, womit er die harten Schalen zerbricht; vermag er doch ein hingehaltenes Messer zu zerbeissen, während der tyrannische Hecht seine Schnelligkeit und offene Gewalt geltend macht. Dieser Hai des Süßwassers verschlingt in seiner bodenlosen Gefräßigkeit, die die 700 Zähne seines Rachens trefflich manifestirt, nahezu Alles, außer Insekten und Gewürmern auch Frösche, Schlangen, Kröten und Ratten; ja selbst weder Seinesgleichen, noch andere Fische ist er nicht gewohnt, zu schonen. Ein Ziehbrunnen kann darum nicht gründlicher sowohl von allen Wasserinsekten, als allem Lebenden überhaupt in Kürze gereinigt werden, als wenn ein Hecht hineingesetzt wird. Vermag ja ein einziges großes Exemplar, einen ganzen Teich zu entvölkern. Und wie bei mehr als einem See die Volkssage von dem „großen Hechte", der als Alleinherrscher grauenhaften Spuck darin ausübt, mit Vorliebe zu erzählen weiß, ist bekannt genug. Der Hecht verzehrt Seinesgleichen und andre Fische; daß die kleineren Gattungen der Fische überhaupt von den größeren verfolgt und gelegentlich aufgefressen werden, daß namentlich die immense Menge des Fischlaiches der gegenseitigen Aufmerksamkeit sich erfreut, ist jener Zug in der Handhabung des natürlichen Gleichgewichts, dem wir bereits begegnet sind, nämlich daß die Polizei selber wieder am Ausschreiten durch eine Gegenpolizei verhindert wird.

Der Gründling, der Schmerling dienen den Raubfischen zur Nahrung, der dickköpfige, schuppenlose Kaulkopf, der sich in allen Kieselbächen findet, der Karpfen u. s. w., sorgen dem allzu reichlichen Laiche andrer Fische gegenüber mit derselben Unparteilichkeit für das erforderliche Gleichgewicht, wie sie der übermäßigen Fruchtbarkeit der Insekten und Würmer und dergl. steuern, während z. B. die Zahl der Kaulköpfe wieder vom Aal in Schranken gehalten wird.

Auch der Stockfisch und der Häring darf hier nicht vergessen werden. Beide sind, bei aller Verschiedenheit, doch gewissermaßen Concurrenten. Der gefräßige Stockfisch, der sich besonders von kleinen Fischen, Mollusken und Krebsen und kleinerem Gethiere nährt, findet sich in so ungeheuren Mengen, namentlich an den nordamerikanischen Küsten, daß ganze Flotten zu seinem Fange ausziehen im Dienste des eigenen Vortheils wie des allgemeinen Gleichgewichts, das der Mensch sonst mehr zu stören als zu fördern beflissen ist. Die Hauptnahrung des Härings, der den ganzen nördlichen Ocean bewohnt, besteht in kleinen Krabben und andern Crustaceen. Wie weitgreifend unter diesem kriechenden Gethiere seine Wirksamkeit sein muß, bezeugt am augenfälligsten seine Fruchtbarkeit. Es werden jetzt alljährlich ungefähr tausend Mill. gefangen, immer wieder ziehen dieselben mit Beginn des Frühlings in den gleichen gedrängten Schaaren heran, sodaß sie mit Gefässen und den bloßen Händen zu schöpfen sind. Es ist bekannt, wie im 17. Jahrhundert der Häringsfang Holland zu einer Blüthe erhob, die es mit den mächtigsten Reichen Europa's wetteifern ließ sowohl im Reichthum seiner Schätze, als in seiner Kriegsmacht. Der geringe Fisch beschäftigte 450,000 Menschen und trug hundert Millionen Gulden des Jahres ein; schon die Knaben wurden durch ihn mit der See vertraut und gaben tüchtige und unerschrockene Matrosen ab. Nicht umsonst ging die Rede, Amsterdam sei auf Häringe gebaut! Indem so diese Fische das kleine Sumpfland, welches dem Meere gegenüber nur mühsam seine Schollen behauptet, mit den größten Reichen in's Gleichgewicht setzten, übten sie dann freilich nach einer andern Seite hin wieder ein Stück wunderbarer Polizei aus.

Aber verlassen wir das Meer und die Fluth und nähern uns dem Ufer, das ein

austretender Fluß oder See vielleicht eben überschwemmt hat; betreten wir ein Gebiet, von dem es schwer ist zu sagen, ob es zum größten Theile dem Wasser oder aber dem Festlande zugehöre.

Sind jene feuchten, sumpfigen Gegenden, namentlich unter dem befruchtenden Einflusse einer warmen Sonne oder auch nur der von anhaltenden Regengüssen getränkte Landstrich die Hauptbrutstätte unzähliger Insekten und Weichthiere, so ist auch für diese ein eigenes Polizeicorps organisirt, das, den Verhältnissen angepaßt, den Dienst zwischen Wasser und Land versieht. Schon der ältere Name der hierzu bestimmten Thiere: Amphibien, deutet auf diese Doppelstellung hin. Man könnte sie auch noch in andern Gegensätzen der hierher gehörigen Thiere finden: in Verschiedenheiten der Form und des Charakters, die kaum weniger entgegengesetzt sind als Erde und Wasser. Stelle man nur die langgestreckte Schlange der klumpigen Kröte gegenüber, das bis an und über seine 64 Zähne gepanzerte Krokodil dem nackten, zahnlosen Frosche, die gleichmüthig stumpfe, centnerschwere Schildkröte der geschmeidigen und beweglichen Eidechse oder der reizbaren und zornmüthigen Giftschlange. Das Doppelleben scheint sich sogar in dem einzelnen Thiere wiederzuspiegeln, denn so gefräßig und unersättlich dasselbe auch ist, es erhält sich ebenso leicht Monate und Jahre lang ohne alle Nahrung, und an die ausgeprägteste Lebensregsamkeit schließt sich ein Zurücksinken aller Kräfte, das (im Winter- und Sommerschlafe) bis zur Erstarrung geht. Diese Amphibien oder Reptile werden durch ihre Dienstordnung vorzüglich auf die niedern Thierclassen und gegen deren einseitige Vermehrung angewiesen. Denn daß die Giftschlangen nicht selten Menschen tödten, das Krokodil in seinem Heißhunger gleichfalls den Einen oder den Andern wegschnappt, soll hier nicht als polizeiliche Aufgabe der Amphibien gerühmt werden, ebensowenig wie der Untergang eines harmlosen Vogels, eines armen Hasen oder einer Gazelle im Rachen der südlichen Ungeheuer, wohl aber die Vertilgung zahlloser Insekten, Schnecken, Würmer und Mäuse. Die grüne Eidechse, die besonders im Sommer sehr gefräßig ist, wo ja auch die Beute am reichlichsten, verschlingt hinter einander ohne alle Unbequemlichkeit über ein Dutzend Schwebfliegen, Nachtschmetterlinge oder Feldgrillen, und während die furchtsame, unter Laub und Steinen versteckte Blindschleiche sich mit kleinen Insekten und Würmern behilft, da sie nicht vermag, den Rachen weit zu öffnen, so macht sich die Ringelnatter neben ihrer Insektenkost hinter Mäuse, Frösche, Kröten und Maulwürfe her und hält so die Polizei selber wieder im Zaume. Dieß thun auch die amerikanische wie die Nil-Schildkröten, indem sie nicht allein die Eier des ihnen weit überlegenen Krokodils verzehren, sondern auch die eben ausgekrochenen Jungen, während die Flußschildkröte sich mit Wassergewürm begnügt.

Wie fleißig und in unsern Gegenden auch wie harmlos die Amphibien ihren nützlichen Dienst ausüben, so gar wenig zu Dank vermögen sie es dem Herrn der Schöpfung damit zu machen. Denn wenig andere Thiere stehen bei dem Menschen in so geringem Ansehen, ja in feindseliger Verachtung wie diese allerdings den Anforderungen der Schönheit nicht durchweg nachkommenden, nacktkalten Geschöpfe, die bald mühselig sich fortschieben, bald abentheuerlich hüpfen, blitzschnell dahin huschen oder durch ihre Bewegungslosigkeit ihre Ungefährlichkeit verdächtig machen, abgesehen von der wirklichen Gefahr einiger, die allerdings Grund genug zu unheimlicher Besorgniß bieten. Denn bei all ihren körperlichen Mißverhältnissen blickt ihr Auge so klar und starr, so bewußt und kalt, als müßten die Thiere ihre eigene Ueberlegung, ihre auf nichts Gutes abzielenden Gedanken haben. Wie sehr die Welt nach dem Scheine urtheilt, bezeugt aber Niemand trauriger als die Kröte. Der helfen um ihres wenig gewinnenden Aeußern willen die höchsten Tugenden nicht viel; denn wer, wenn er sie auch nicht roh verfolgt, wendet sich nicht mit Ekel und Abscheu von dem braungrauen, warzigen und schmierigen Diener der Weltordnung ab, dessen unförmlicher Bauch mit dem dicken, breitmauligen Kopfe und den schlaffen, kraftlosen Beinen durch die unvortheilhafte Livree allerdings wenig gehoben wird. Nur

das kluge, in der Ruhe selbst schöne Auge mit seiner goldfarbenen gespaltenen Iris, das dem häßlichen Körper scheint entfliehen zu wollen, läßt etwas von einem Kerne errathen, der die Schale Lügen zeiht. Zu seinem Glücke hat das Thier eine Zähigkeit und Unempfindlichkeit als Ausstattung mit erhalten, die noch manchem Andern, der sich mit Polizei beschäftigt, wohl zu gönnen wäre, während andrerseits ihr erzürnter Blick nichts weniger als ermuthigend wirkt. Wer es aber mit den Schnecken und Würmern und andern Schmarotzern unsrer Gärten nicht besonders gut meint, der sollte vor der Kröte doch ein wenig Respekt haben, denn nachdrücklicher und unermüdlicher geht nicht leicht ein anderes Thier solchem Ungeziefer nach. Die kleine nackte Schnecke, welche in einer Woche bei zweihundert Eier absetzt, und vor welcher alle Hausmittel und das fleißigste Nachsuchen des Menschen die Bohnen, Kraut-, Kohl- und Salatstauden nicht zu schützen vermögen, dieser gefährliche Gemüsefeind ist das Lieblingsgericht jenes verachteten Amphibes, dem dasselbe mit seiner ganzen kaltblütig beharrlichen Gefräßigkeit nachstellt. Dergleichen Aufmerksamkeit erfreut sich auch der kleine Rüsselkäfer, welcher die Rebberge beschädigt, und wovon eine einzige Kröte innerhalb einer Stunde bei dreisig Stücke verschlingt. So wirkt dieses Thier bei allem Undanke doch unverdrossen fort und kann selbst, zum Troste für verkannte Tugend, ein hohes Alter erreichen, wenn seiner Thätigkeit außer dem Menschen nicht ein Bussard oder ein Igel vorzeitig Schranken setzt; denn kein Raubthier sonst wagt sich an die Kröte, so wenig als an den Salamander. Die Engländer, die überall zuerst auf's Praktische sehen, haben sich auch hier von dem allgemeinen Vorurtheile freigemacht und Kröten mit bestem Erfolge als Wächter in ihre Gärten gesetzt. Da nun aber dieselben in London nicht sehr häufig sind, so lassen sie sich ihren Bedarf über den Canal in Fässern aus Frankreich herüberkommen und bezahlen bei dem Handel das Dutzend mit fünf Franken.

Indeß bei allen guten Diensten der Amphibien und Fische, wie viele Insekten kommen gar nicht, oder nur sehr theilweise in den Bereich dieser Beschirmer und Erhalter der Ordnung und des natürlichen Gleichgewichts! gerade auch diejenigen nicht, welche der Pflanzenwelt am meisten Eintrag thun durch ihre übergreifende Fruchtbarkeit wie durch ihre verheerende Gefräßigkeit, sodaß die Gewächse doch gar bald erheblichen Schaden leiden müßten und mit ihnen Alles, was auf sie mit der Ernährung angewiesen ist, d. h. schließlich das gesammte Thierreich. Weder der hüpfende Frosch, noch die bewegliche Eidechse oder die kriechende Schlange, geschweige denn die schwerfällige Schildkröte vermögen gegen die flüchtige Allgegenwart der in den Lüften tanzenden Insekten nachdrücklich genug einzuschreiten, namentlich nicht gegen die Arten, die auf den Blüthen und Blättern der Bäume sich tummeln, wenn sie mit ihrer lauernden List auch einzelne davon erhaschen. Es bedarf hierzu einer Polizei, ebenso leicht, ebenso beweglich und schnell wie das leichtfertige Vagabundenvolk selber, einer solchen, welche nicht an die Scholle gebunden ist, sondern ihre Nachstellungen in das Reich der Lüfte fortzusetzen im Stande ist. Dieß vermag allein der V o g e l. Der ist denn auch allerdings mit einem Apparate von erfindungsreichen Werkzeugen, geschickten Manipulationen und unwiderstehlichen Neigungen ausgerüstet, die ihn zu dem vorzüglichsten Vollstrecker des großen Gesetzes der Naturharmonie stempeln, sodaß alles Beginnen und aller Witz des Menschen selber nur stümperhaft und ohnmächtig sich dagegen ausnimmt. Denn wie geeignet sind sein lebhaftes Temperament, das scharfe Auge, der gewandte Flügel, der spitze Schnabel, die Kletterfüße oder die Wasserstelzen, namentlich der kräftige Magen selbst des kleinsten Vogels, der in 24 Stunden an Nahrung das Gewicht des eigenen Körpers zu verdauen vermag! Und wo dränge der geflügelte Ordnungsmann nicht hin? In der Luft hascht die Schwalbe Mücken und Schmetterlinge, die eigentliche Schwalbe bei Tag, die Mauerschwalbe bis in die Dämmerung und die Nachtschwalbe (Ziegenmelker) bis Nachts. In der schwarzen Scholle sucht die Saatkrähe den Engerling; der Staar, die Bachstelze, die Haidelerche hüpfen und laufen auf der Erde des freien Feldes ih-

rer Beute nach; der Staar, indem er die Schnecken im Grase sammelt, die Blätter des Krautes aufhebt, unter welche das Ungeziefer sich vor den Sonnenstrahlen geflüchtet. Die Nachtigall, das Roth- und Blaukehlchen säubern die Büsche und Wälder; die Grasmücke steigt fast nie zur Erde, sondern verfolgt die Insekten, indem sie rubelos in den Zweigen und hohen Halmen herumhüpft; der Zaunkönig, wie eine Maus in alle Oeffnungen kriechend, durchsucht den Boden zwischen den großen Bäumen und die niedrigen, aber dichten Gebüsche und Dornhecken. Unter der Rinde der alten Baumstämme hervor hackt der Baumläufer, der Specht die Larven, aus den Knospen die Meise die Raupenbrut als ihre Beute, indem sie, an den dünnsten äußersten Aestchen schwebend und hängend, in allen möglichen Lagen sich herumbewegt und mit dem feinen Geruch und dem scharfen Auge die verborgensten Insekteneier herausfindet und mit dem harten und schneidenden Schnabel sie an's Tageslicht schafft. Und da übernimmt die langschwänzige Meise die Gebüsche und niedern Laubhölzer; die Kohlmeise, die Blau- und Sumpfmeise dagegen arbeiten in ältern Wäldern, erstere in trockener, letztere in sumpfiger Gegend, die Fichtenmeise endlich im Fichtenwalde. Wie reichlich ihre Jagd ausgiebt, mag nebenbei folgendes auf Beobachtung gegründete Rechnungsexempel darthun: Die Blaumeise sucht mit Vorliebe die Eier des verderblichen Nonnenfalters, deren 20,000 ein Loth wiegen. Sie frißt mindestens ein halbes Loth den Tag über. Als unstäter Vogel hält sie sich in einer Gegend nur etwa 30 Tage auf, während welcher Zeit sie also 15 Loth oder 300,000 Eier wegschafft. Vielleicht wäre $1/3$ dieser Eier auch ohne die Meise zu Grunde gegangen, ein zweites Dritttheil mag für männliche, das letzte Dritttheil endlich für weibliche Eier gelten. Wenn die 100,000 weiblichen Eier nun ausgekrochen wären, und in der Folge jedes Individuum wieder seine 120 Eier gelegt hätte, so hat die kleine Meise die Gärten für das kommende Jahr von 12 Millionen schädlicher Raupen befreit.

Im Schlamme findet der Sumpfvogel das Gewürme, der Fink, der Emmerling liest seine Nahrung von der Landstraße auf. Feld und Wald, Garten und Weinberg, Haide und Wasser, das höchste Gebirge, das tiefste Flachland, diese verschiedenen Oertlichkeiten alle sind ebensoviele Quartiere, in denen der Vogel seine Thätigkeit in wirksamstem Maße entfaltet. Ja sein Flügel umspannt zwei Welten, den Süden und den Norden. Wenn in der einen die strenge Natur selber dem Ungeziefer das Thor schließt, verläßt der Wandervogel seinen gewohnten Bezirk, durchfliegt weite Länder und Meere und übt als kosmopolitischer Landjäger in einer neuen Welt mit demselben Nachdrucke sein Hüteramt des vegetabilischen Reiches. Nur wenige bleiben im Vaterlande zurück als Garnison, nicht sowohl wegen einer verirrten matten Fliege, einer noch lebenden Spinne, eines Wurmes, der sich bei sonnigem Wetter aus der aufgethauten Scholle wagt, oder eines Käfers, einer Assel, die ihr Laublager, den schützenden Stein verlassen, als vielmehr der überwinternden Insektenbrut halber, gemäß dem Grundsatze, das Uebel in seinen Anfängen zu bekämpfen. Sie sind die treuen Hüter, die im Beginnen des ersten Frühlings schon in voller Ausübung ihres Amtes stehen, ehe noch das fliegende Polizeicorps von dem fernen Streifzuge zurückgekehrt, und der Sicherheitsdienst im Großen und Ganzen wieder organisirt ist.

Keine Insektenart, überhaupt fast keiner der kleinen, aber durch ihre Zahl mächtigen Verwüster der Vegetation wird von der unerbittlichen Vogelpolizei verschont, wenn auch hier im Interesse der Ordnung und des bessern Erfolges eine Theilung der Arbeit stattfindet. Die Singvögel, der Kuckuk, der Specht und der Drehhals z. B. haben die Ueberwachung der laufenden Insekten, der Puppen und Eier übernommen; die Drossel untersucht besonders die Unterseite des gefallenen Laubes nach den Schneckeneiern, die an den verwesenden Blättern haften. Die Rothdrossel stellt den Insekten der Weinberge nach, eine andere Drossel und der Grillenfresser hat es vornehmlich auf die Heuschrecken abgesehen; letzterer fängt auch, gleich dem amerikanischen Madenfresser, die Larven auf den Rücken der Rindviehheerden weg und eine zweite Gattung, neben den Heu-

schrecken, ebenso leidenschaftlich Wanzen und Schaben. Der Wespenfalke und der Bienenfresser jagen, neben den Maikäfern und Heuschrecken, besonders auch Wespen, Hummeln und Hornisse, ohne von ihnen gestochen zu werden; der Wespenfalke beißt der Hornisse den Stachel mit der Wurzel ab und verschluckt das Uebrige, die Nester aber trägt er mit der Brut darin seinen Jungen zu. Der Wiedehopf ist der gefährliche Freund der Käfer und Larven des Düngers; die dünnschnäblige Schnepfe sucht sich Würmer und Erdmaden; die größeren Sumpfvögel, wie Reiher, Storch, Flamingo und Ibis räumen mit Schlangen, Fröschen und Fischen auf, Eulen, Bussarde und andere Raubvögel besonders mit Mäusen und noch größeren Säugethieren u. s. w.

Indeß die so große Classe der gefiederten Polizei, die mächtigen und allgegenwärtigen Beschützerinnen der Pflanzenwelt, verdienen es wohl, daß wir wenigstens einige ihrer Glieder in der Ausübung ihres wichtigen Dienstes etwas genauer beobachten, wenn es hier auch nicht der Ort sein kann, von ihrem oft wunderbar künstlichen Nestbau, der unglaublichen Dauer und Schnelligkeit ihres Fluges, dem räthselhaften Ortssinne und dem geheimnißvollen Wandertriebe und andern ihrer ausgezeichneten Eigenschaften zu sprechen.

Den Häusern und wohl auch den Herzen der Menschen am nächsten finden wir wohl vor allen Vögeln der Freiheit die Schwalbe. Freier und weniger an die Erde gebunden ist wohl kaum ein anderes Thier; hat die Mauerschwalbe doch nicht einmal ordentliche Füße, darauf zu fussen; Alles ist Flügel und Schwung, ohne Anstrengung wie ohne Ermüdung. Jedes Geschäft wird fliegend abgemacht: die Schwalbe sättigt sich fliegend, badet fliegend, baut ihr Nest fliegend; blos zum Singen und Brüten setzt sie sich und vor der großen Wanderung.

Aber neben dieser Freiheit, und beide in schönster Harmonie, zugleich welche Häuslichkeit, welche Liebe im Zusammenleben der Schwalben, welcher Heimathsinn, welche Zutraulichkeit zu den Menschen bei großer Ungebundenheit! Wer hätte noch nie unter dem vorspringenden Dache das Leben in einem Schwalbenneste beobachtet, das fröhliche Gezwitscher, die zärtliche Treue und Hingebung der Gatten, die unermüdliche Liebe der Eltern und wieder die Anhänglichkeit der Jungen, die gegenseitige Theilnahme der Verwandten und Nachbarn bei Freud und Leid?

Eine Schwalbe, der wahrscheinlich ein Kind einen Faden an das Füßchen gebunden, verwickelte sich damit auf dem Giebel eines Daches und wurde festgehalten. Auf ihr Geschrei stellten sich wohl alle Schwalben der Umgegend ein und zupften eifrig an dem Faden, richteten aber mit ihren schwachen Schnäbeln nicht viel aus. Als sie die Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen einsahen, beschränkten sie sich darauf, in Erwartung naher und wirksamerer Hülfe ihre Schwester wenigstens zu ernähren. Die Erlösung erfolgte erst nach vier Tagen: ein Dachdecker, nach dem man geschickt, gab die arme Gefangene der Freiheit und ihren jubilirenden Gefährten wieder, die sie inzwischen genährt, getröstet und ermuthigt hatten. Die Pärchen der Schwalben bleiben auch für's ganze Leben, nicht nur über die Flitter- und Brütezeit, beisammen, und wenn ein Gatte stirbt, so überlebt ihn der andere selten viele Tage; wer also eine Schwalbe tödtet, nimmt zweien das Leben.

Die unermüdliche Sorgfalt der alten Schwalben thut ihrem polizeilichen Wirken nichts weniger als Eintrag. Die Eltern kehren vielmehr alle drei Minuten während eines langen Theils des Tages mit Nahrung nach dem Neste zurück, mit einer leichtverdaulichen Mücke im Schnabel oder mit einem kräftigen, ausgesuchten Käferbraten. Die Jungen, die das Nest verlassen, sitzen während mehrerer Tage auf dem Hute eines Kamins oder der First des Daches und werden da von den Alten gefüttert. Ihr erster Versuch zu fliegen besteht darin, einen blattleeren Ast zu erreichen, auf dem sie sich in der Reihe hinsetzen und so ihr Futter empfangen. Bald lernen sie, sich ihrer Flügel bedienen, aber die Kunst des Beutehaschens muß noch geübt werden. Sie machen ihre Künste in der Nähe des Ortes, wo ihre Eltern sich der Mückenjagd ergeben, folgen deren Bewegungen, begegnen ihnen und empfangen aus ihrem Schna-

bel im Fluge das dargebotene Futter, bis endlich die ganze Erziehung vollendet ist.

In England wurden einige Schwalben in Gefangenschaft aufgezogen und waren so vollständig zahm. Da aber der Herbst nahte und die Wanderzeit, geriethen die bisher ruhigen und zufriedenen Thierchen in ihrem Käfige in Bewegung, eine fieberhafte Unruhe schien sie plötzlich zu ergreifen. Die Erregung wuchs von Tag zu Tag in dem Maße, als die Stunde der Abreise für ihre freien Genossen nahte. Einige der armen Gefangenen nahmen nun keine Nahrung mehr und verhungerten, andere stiessen sich am Käfiggitter den Schädel ein, und alle übrigen bezeugten durch ihr Betragen ein unerklärliches Mißbehagen. So mächtig ist der Wandertrieb in der Brust des kleinen Geschöpfs. Seine Liebe zu den Jungen aber ist gleichwohl noch stärker. Gegen die ersten Tage des ersten Augusts verließen alle Mauerschwalben das Land bis auf ein Paar. Nach 2 bis 3 Tagen war nur ein einziger Vogel noch da; der Grund seines Zurückbleibens, der auch allein den Drang zum Auswandern zu überwinden vermögend war, lag in der Zärtlichkeit gegen die noch nicht flügge gewordenen Jungen. Das Thierchen wurde bis den 24. August beobachtet, dann gewahrte man es unter dem Rande eines Kirchendaches, um zwei Junge besorgt, die aus einer Mauerspalte eben ihr kleines weißes Kinn hervorstreckten. Von Tag zu Tag wurden die Kleinen munterer, flogen in Begleitung der Mutter um den Thurm und versuchten die Flügel, nicht ohne Zeichen von Ungeduld, bis eines Morgens Alte und Junge mit einander verschwunden waren.

Die auswandernden Schwalben verliessen Paris den 30. September trotz des warmen und schönen Wetters. Von da zogen sie über die Gebirge, das mittelländische Meer und weiter nach den Sandebenen der Sahara, bis an die Küste des Senegal. Dort langten sie gegen Ende der Regenzeit an, in einer Zeit, wo die Stechmücken und andere geflügelte Insekten, von der feuchten warmen Luft in unzähligen Schwärmen ausgebrütet, diese Gegenden unbewohnbar machen würden, wenn nicht die eben angelangten Vögel mit ihrem guten Reiseappetit einige Ordnung schafften. Adanson, der am sechsten Weinmonat die Schwalben am Senegal anlangen sah, überzeugte sich, daß sie daselbst nicht nisteten (also nur in Europa) und lediglich in polizeilicher Mission sich daselbst aufhielten. Aber nicht nur am Senegal, auch bei uns würde die Luft von Insekten wimmeln, zur Plage und Qual von Menschen und Thieren wie zum Verderben der Pflanzenwelt, wenn die Schwalben einen einzigen Frühling nicht zu uns zurückkehrten; denn eine einzige derselben hascht in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine unglaubliche Menge Insekten weg. Man fand deren im Innern einer todten Schwalbe so viele zusammengepreßt, daß ein Eßlöffel sie zu fassen kaum groß genug war; Schnabel und Schlund waren noch mit halbtodten Thieren gefüllt, sodaß die Beute jedenfalls erst ganz kurze Zeit vorher gefangen worden war. Ein andermal zählte man im Kropfe einer Mauerschwalbe 680 Mücken und Käferchen. Der Vogel war gegen Abend getödtet worden, und die Insekten noch unversehrt. Da die Mauerschwalbe aber zweimal täglich jagt, ein wenig vor Sonnenaufgang und etwas vor der Abenddämmerung, so ist die Annahme nicht übertrieben, eine einzige bringe wöchentlich ihre 10 bis 11,000 Insekten auf die Seite.

Mit Recht wird die Schwalbe vom Volke heilig gehalten und ihre Einkehr unter ein Dach als ein Segen betrachtet. Das Volk sieht mit dem Auge des Herzens und dem gesunden Menschenverstande das, was der Gebildete nicht immer mit seinem durch verkünstelte Erziehung abgestumpften Blicke zu erkennen vermag. Darum bringt auch nach dem Volksglauben das Tödten einer Schwalbe ein Unglück, denn es ist nicht allein der Bruch der Gastfreundschaft, sondern ebensowohl auch der Mord eines Unschuldigen, ja eines uneigennützigen Freundes und Wohlthäters, was darin das tiefe Gefühl verletzt. Und wie freut sich nicht der Landmann der ersten Schwalben als eines wichtigen Ereignisses! Sind sie ihm doch die Boten des Frühlings und bezeugen das Erwachen der Natur; sie sind die Bürgen des Sprossens und Blühens, denn die Glücklichen wissen ja nichts von Winter und Schnee.

Nicht weniger wunderbar zweckmäßig eingerichtet für seine Arbeit: die Beschränkung der Insekten, und doch so ganz verschieden von dem der Schwalben, ja ihm entgegengesetzt ist der Körperbau des Spechtes. Der weiche, schwache Schnabel, der dürftige Fuß von jener sind hier gerade in die entwickelten und stärksten Glieder umgewandelt, denn der Schnabel soll ja nicht nur im Fluge leicht die Mücken weghaschen, noch ist der Fuß durch den unermüdlichen Flügel überflüssig gemacht. Im Gegentheil ist der Schnabel bei'm Spechte das einzige Werkzeug zur Gewinnung der Beute, und unter vieler und harter Arbeit wird damit die Raupe oder Puppe unter der harten borkigen Baumrinde herausgefördert. Deßhalb ist dieser Schnabel lang, gerade, keilförmig, hart und scharfkantig und wird, wie der Hammer durch den Stiel, so mittelst des Halses im rechten Winkel zum Körper gehalten. Die Beute nun, die dieser kräftige und unermüdliche Meisel aus der Baumrinde hervorhackt oder jagt, spießt eine schmale, wurmartige, spitze Zunge, weit ausreckbar durch das lange Zungenbein und den Muskelapparat, sofort an und verschluckt sie. Daß eins der gefangenen Insekten etwa wieder zurückriecht, verhindern die rückwärts gerichteten Borsten, mit denen die Zunge besetzt ist. Dem derben Schnabel aber dient zur sichern und festen Grundlage ein dicker und derber Kopf, der auf einem muskelreichen Halse sitzt.

Man hat den Specht nicht ohne Grund mit einem fleißigen Arbeiter verglichen, der's gar ernst nimmt mit seinem Tagewerke. Auch hierin ist er das Widerspiel der Schwalbe, die Alles leicht und im Fluge abthut. Er sitzt oder steht den ganzen Tag bis in die Nacht zu seiner Arbeit am senkrechten Stamme, denn seine Feierstunde ist die Frühstunde. Das macht müde; darum kommen ihm die langen, krummen und scharfen Krallen seiner kurzen Füße wohl zu Statten, mit ihnen hackt er sich leicht in die Baumrinde ein. Der steife Schwanz ist ihm nicht minder behülflich, das beweisen dessen abgenutzte Federn, deren Fahne bis auf den Schaft abgerieben ist, denn er stemmt sich damit gegen den Baum, um auf Füßen und Steiß einen möglichst festen Halt zu gewinnen. Für diese Stellung ist denn der Specht so trefflich eingerichtet, daß er sogar senkrecht ruht und schläft. Behend, ja leidenschaftlich klettert er an Baumstämmen, Mauern und Felsen heran und herum und pocht und sondirt hier und dort angelegentlich mit seinem Schnabel. Manchen Baum, den das Auge des Menschen vielleicht als in seiner Kraft und Schönheit bewundert, erkennt das erfahrene Ohr des Spechtes bei'm Anpochen sofort als krank, als durchwühlt und angefressen vom zerstörenden Wurme oder Käfer. Er hackt den Stamm an, und unter der scheinbar gesunden Rinde wühlt's und grabelt's im Mulme. Der Specht deckt den Schaden auf, bemeistert sich des verheerenden Insekts, indem er den verborgenen Schächer an's Licht zieht, Späne und Holzmehl fallen dabei natürlich zu Boden, und nun kommt der unverständige Mensch und beschuldigt das verständige Thier, es schädige ihm seine besten Bäume, während es doch allein beschäftigt war, ihm die gesunden zu erhalten durch Vertilgen der Käfer und Raupen, die sie sicher auch bald angreifen würden. Der Specht frißt wahrlich kein Holz und ist auch kein leichtsinniger Waldfrevler; ihm ist's um die Realität zu thun: die fette, weiche Larve, den knusperigen Käfer, das schmackhafte Raupenei, welche der kranke und auch der gesunde Baum beherbergt. Am meisten setzt er dem kleinen Frostspanner und der Obstmade zu, verzehrt leicht 20 der ersteren des Tages,— das macht vom Mai bis zum Heumonat 1200 Raupen. Der Frostspanner legt aber 200 bis 300 Eier, davon kröchen 150 im Durchschnitte aus; sind von den 1200 Raupen die Hälfte (600) Weibchen, so sorgt der Specht in zwei Monaten dafür, daß 600mal 150 oder 90,000 Eier des Frostspanners weniger sind.

Der große, fast eine Elle lange Königsspecht in Südamerika hämmert mit seinem elfenbeinernen Schnabel an dem moosbewachsenen Wipfel des höchsten Cypressenbaumes mit solchem Eifer, daß am Fuße sich bald ganze Waldungen von Rinde und Splittern anhäufen, nicht anders als ob ein halbes Dutzend der rüstigsten Holzhauer den ganzen Morgen gearbeitet hätten.

Aber gerade diese Verwüstung ist das lobenswürdigste Werk des Vogels, denn dadurch vertilgt er ein Ungeziefer, das nur zu bald Tausende von Ackern der kräftigsten, anderthalb Ellen dicken und anderthalb hundert Fuß hohen Fichtenstämme zerstören könnte. Mit richtigem Gefühle verehren darum die nordamerikanischen Indianer diesen Specht und schmücken sich mit seinem Kopf und Schnabel, um die Kraft und den Muth des Vogels auf sich selber zu übertragen.

Freilich, so ein wackerer und geschickter Arbeiter der Specht ist, als Liebhaber bietet er allerdings einen etwas komischen Anblick, er zeigt sich da ziemlich linkisch, denn bei seiner einsamen und angestrengten Thätigkeit im dunkeln Forste geht ihm die gesellige Tugend der Schwalbe ab. Entbehrt er aber auch der heiteren Freundschaft der letzteren, ein zufriedenes und häusliches Leben ist ihm deßhalb noch keineswegs fremd, und sein Nest könnte ein Drechsler kaum sorgfältiger bohren und runder ausdrehen, als er es thut ohne Bohrer und Zirkel und Drehbank. Auch überläßt er dasselbe, weniger eigensüchtig als die Schwalbe, welche den eingedrungenen Sperling einmauert und dem Hungertode preisgiebt, an andere Vögel, sobald nur mit dem Frühling sein Brütegeschäft zu Ende ist, damit sie darin ihre Wohnstätte aufschlagen können.

Kaum ein minder thätiger Arbeiter als der Specht ist die Saatkrähe. Ihr Hauptwerkzeug ist ebenfalls der Schnabel, und doch wieder in so ganz verschiedener Anwendung, wie sie die abweichende Natur ihres Dienstes im großen Naturhaushalte erfordert. Wie der Specht der Freund des Forstmannes, ist sie die nützliche Gehülfin des Ackersmanns, und wenn ihr derselbe das Bischen Naschen während der kurzen Zeit der Aussaat und Ernde nicht gönnt, so schadet er mit der Verweigerung des geringen Lohnes jedenfalls sich selbst am meisten. Denn neun Zehntheile des Futters der Saatkrähen bestehen in Insekten, Raupen und Würmern und nur ein Zehntheil in pflanzlicher Beikost. Neunzehntheil Pfund des gefräßigsten Ungeziefers aber wiegen doch jedem Vernünftigen eine kleine Hand voll Korn auf. Der schwarze Polizeidiener richtet indeß das Auge und namentlich den Schnabel vor Allem auf die Engerlinge und Maikäfer. Er hackt aber die Larven nicht wie andere Vögel aus dem Boden; der Schnabel ist ihm nicht ein Hammer, sondern eher eine Zange oder noch richtiger ein Korkzieher. Selbst in bedeutender Tiefe wittert er die Beute, steckt nach ihr sein spitziges Werkzeug kräftig in den Grund hinein bis an die Stirne und die Kehle und zieht sie nun geschickt hervor. Will es einmal damit nicht gelingen, so hackt und sticht er allerdings eine Weile, wie die Krähen sonst thun, fängt jedoch sofort wieder an, zu bohren. Auch der Saatkrähe sieht man ihre Arbeit an den Federn an, indeß nicht an denen des Schwanzes, sondern vielmehr der Nasenlöcher, die ursprünglich dicht befiedert sind, durch das fleißige Bohren aber schon im ersten Jahre sich abnützen, selbst bis um Stirne und Kehle, und nicht wieder nachwachsen. Es sind dieß die ehrenden Schwielen der Arbeitsvögel. Die wackere Saatkrähe geht besonders den Maikäferlarven nach, während sie noch klein sind, und in der warmen Jahreszeit, wo sie nicht tief im Boden stecken; später verfallen diese dann einer andern Gerichtsbarkeit (wovon später). Indeß auch der ausgebildete Käfer ist vor der feinen Nase dieses Vogels nicht sicher. Wenn die Maikäfersaison, — wird erzählt, — gekommen ist, so setzen sich die klugen Krähen schaarenweise auf die mit dem Ungeziefer bedeckten Bäume. Eine Anzahl von ihnen wiegt sich auf den Aesten, und indem sie darauf herumflattern und hüpfen und die Flügel schlagen, suchen sie die trägen Käfer zu Falle zu bringen. Der übrige Theil der schwarzen Bande aber steht unter dem Baume schon bereit und erwartet die herunterstürzenden Insekten. Wie es nur billig ist, so wechseln die beiden Parteien mit Schütteln und Auflesen ab.

Vor einigen Jahren wurde eine Gegend in England von einem Schwarme Heuschrecken überzogen, und was nur grün war, schien von den gefräßigen Eindringlingen zerstört werden zu sollen. Da kamen aber unerwartet noch fernere Gäste, nämlich von allen Gegenden her Saatkrähen in großen Schaaren; wie man ja zu

großen Festlichkeiten und Volksversammlungen zu der Ortspolizei auch noch extra Polizei hinsendet, damit die Zahl der Taschendiebe keine zu unverhältmäßig große und übergreifende werde. Richtig vertilgten die Krähen in kurzer Zeit die hochbeinigen Vielfraße und befreiten den ehrlichen Landmann damit von großer Sorge.

Eines weiteren und zwar ganz eigenthümlichen Repräsentanten der gegen die Ueberschreitungen der Insektenwelt angelegten Naturpolizei ist hiernach zu gedenken, der, wie kein anderer Vogel, eine Ausnahmestellung behauptet und in der allgemeinen Harmonie als ein grelles Schlaglicht erscheint, wodurch der Gesammteindruck zwar verstärkt, aber nicht zerstört wird. Es ist dieß der **Kukuk**, gleichsam der Schalk in der Natur.

Wie eifrig die Schwalbe, der Specht, die Krähe und hundert andere insektenfressende Vögel hinter Würmern, Mücken, Larven und Käfern her sind und selbst den widerlichen Erdkrebs nicht scheuen, gegen einzelne und namentlich sehr behaarte Raupen sperrt sich ihr Geschmack gleichwohl. Die steifen, langen und oft giftigen Borsten vertragen sich weder mit ihrem Gaumen, noch ihrem Magen. Da wäre denn Gefahr, daß z. B. die große braune Bärenraupe, die Processionsraupe und andre in günstigen Sommern über Maß und Ziel sich vermehren möchten, wenn nicht eben der Kukuk als sonderbarer und dabei störrischer und stürmischer Kauz mit seinem Appetit gerade auf solche, von andern Vögeln gemiedene Raupen es abgesehen hätte und, die Lücke in der Polizei ausfüllend, gerade die rauhesten und borstigsten am allerschmackhaftesten fände. Wie Ernst es ihm übrigens hiebei ist, beweist, daß 1847 in Pommern ein großer Kiefernwald, durch den Fraß der großen Kieferspinnraupen schon an den Rand des Verderbens gebracht, von vorüberziehenden Kukuken noch rechtzeitig gerettet wurde, indem die Vögel auf ihrer Wanderung, dem reichen Futter zu Liebe, einen Halt von drei Wochen machten und die Bäume reinigten.

Die bizarre Liebhaberei fällt dem Kukuksmagen auch keineswegs unbequem, mögen die verschluckten steifen Haare mit ihren Widerhacken sich immerhin an den Wandungen festhängen, ja durch die regelmäßige Bewegung bei'm Verdauen in einen Strich gelegt, dem Eingeweide ein Aussehen geben, als ob es eher ein Stück Säugethierfell wäre. Der junge Kukuk freilich mag diese rauhe Nahrung noch nicht vertragen, er bedarf für seine zarte Natur leicht verdaulicher nackter Raupen. Das Kukuksweibchen legt ferner nicht allein sechs bis acht sehr kleine Eier, die sich nur langsam ausbilden, es thut dieß auch in Zwischenräumen von ebensovielen Wochen, sodaß bis zur Legung des letzten Eies die ersten leicht zu Grunde gehen könnten. Der alte Kukuk endlich ist ein äußerst gefräßiges Thier, und da er von seiner Beute lebt, und dieselbe ihn wenig nährt, so bringt er viele Zeit auf der Jagd zu. Noch gefräßiger als die Alten sind indeß die Jungen; wie wäre es da bei all' den Familieneigenheiten der Mutter nur möglich, das langwierige und bindende Brütegeschäft selber zu besorgen! Darum, wie unnatürlich es scheint, daß der Kukuk sein Ei in's fremde Nest legt, es geschieht doch im Gegentheil aus der vorurtheilsfreisten mütterlichen Liebe. Indem die Alte sich des sonst so mächtigen Zuges der Mutterfreude begiebt, weiß sie doch wohl, daß die gutmüthige Pflegemutter für den fremden Nimmersatt sich eher zu Tode suchen wird, als daß sie ihm etwas abgehen ließe, ja daß sie geduldig ihre eigenen Kinder von dem bengelhaften Eindringling aus dem Neste werfen läßt. So kann man denn nicht sagen, der Kukuk sorge nicht für seine Brut, er thut dieß vielmehr sehr gewissenhaft, blos auf anderer Vögel Kosten.

Soll auch hier eine muthmaßliche Berechnung über die polizeilichen Leistungen dieses merkwürdigen Vogels aufgestellt werden, so ist es z. B. Thatsache, daß ein einzelnes Individuum täglich an 160 Raupen des Borkenkäfers oder der Processionsraupe, die im Mai anzutreffen sind, verzehrt, somit in einem Monate 4800 Raupen. Angenommen, ein Dritttheil derselben wäre zu Weibchen ausgekrochen, deren eins wieder 150 Eier legt, so ergäbe nur der einzige Monat für's nächste Jahr einen Ausfall von 240,000 Insekten, immerhin eine Zahl, um derentwillen manche

andere weniger löbliche Seite des Kukuks wenigstens im Auge des Menschen wird zu entschuldigen sein.

Führen wir, um auch das Element des Wassers nicht zu übergehen und der schwimmenden Polizei gerecht zu werden, in der **Ente** uns einen würdigen Vertreter vor's Auge.

In kleinen Zügen, zu regelmäßigen Dreiecken geordnet, kommt im Herbste dieser Zugvogel von Norden her in die gemäßigten Gegenden und läßt sich an Flüssen, Seeen und Sümpfen nieder, darin die Jagd auf Schnecken, Würmer, Muscheln und Insekten, kurz alles mögliche Eßbare, was sie enthalten mögen, zu eröffnen. Sie bleiben, bis das Gewässer zufriert und ihnen ihre Nahrungskammer verschließt, und ziehen dann weiter nach Süden, ihre Thätigkeit fortzusetzen. Die Ente ist indeß vielseitig in ihrer Gefräßigkeit, denn neben dem thierischen Ungeziefer räumt sie auch mit allerhand Samen von Unkräutern auf, namentlich dem von Pflanzen, die kein Vogel sonst anrührt, z. B. der wilden Wicke, Kornblume, Rade u. s. f. Im Kropfe einer jungen Ente wurden 2000 — 2500 Samenkörner der wilden Wicke gefunden, und das war nur eine einzige Mahlzeit. Was auch kein anderes Thier ungestraft thut, das darf die kecke Ente wagen, nämlich die Frucht von Giftpflanzen verschlingen, wie die Samen der verschiedenen Wolfsmilcharten. — Die zahme Ente bleibt hinter ihrer wilden Base nicht zurück; wer sich überzeugen will, folge ihr nur in den Garten, wo gerade der Baum umgespatet wird. Leidenschaftlich drängt sie sich fast bis unter die Spate, um die zu Tage kommenden Regenwürmer und Engerlinge aus dem schwarzen Grunde wegzuschnappen, und kehret so am Abend noch wackliger und schwerfälliger als gewöhnlich nach ihrem Stalle, vor sich den hängenden Kropf voll der Beute.

Die bisher geschilderten Vollstrecker der natürlichen Polizei boten ein zwar verschiedenartiges, dabei aber unverfängliches Aussehen dar. Verrichten sie doch ihren Dienst tadellos und dem Menschen zum ungetheilten Danke. Es giebt aber auch eine Klasse, welcher von diesem Nützlichkeitsstandpunkte aus das Sittenzeugniß Nummer 1 nicht mit gleich gutem Gewissen kann ertheilt werden, indem hinter ihrer Amtsmiene eine gewisse Spitzbubenphysiognomie wenigstens gelegentlich hervorblickt, und man versucht sein möchte, bei mehr als Einem zu fragen, ob die guten Dienste nicht vielleicht durch eine starke Zuthat von Schelmerei aufgewogen werden, und Vorkehrungen gegen die zweideutige Polizei nicht ebensosehr am Platze wären als gegen die Uebergriffe, vor denen sie uns anderswie zu beschützen sich das Ansehen giebt? Es geht schon hieraus mittelbar hervor, daß die Betreffenden es nicht allein mit den Insekten zu thun haben, sondern z. B. auch mit der vegetabilen Welt, die für den Menschen praktisch von so großer Bedeutung ist.

Die **Amsel** und die **Lerche** gehören kaum hierher, denn erstere bezahlt die paar Beeren, die sie des Sommers in Gärten etwa nascht, reichlich mit der Vertilgung der Insekten in der warmen Jahreszeit und mit dem Ablesen der Schnecken am Fuße von Mauern und Hecken im Winter. Die Lerche aber frißt allerdings Hafer- und Weizenkörner, aber nur solche, die auf die Erde gefallen, hingegen weit häufiger noch die Samen von Unkräutern, wodurch sie allein schon von anderer Seite wieder ersetzt, was sie dem Menschen, der Alles sein nennt, etwa wegnimmt. Daß sie ihre Jungen mit Insekten auffüttert, namentlich mit Heuschreckenlarven, und so viel Uebel im Keime erstickt, kommt nun auch ferner zu ihrer Entlastung hinzu. Auch ist ja sie es besonders, welche den verheerenden Umtrieben der Korn- und Waizenmücken mit Erfolg Schranken setzt, deren Larven die jungen Getreidestengel vom Wurzelstock weit hinauf aushöhlen, in dem Umfange, daß ein Gutsbesitzer in Posen im Frühling 1862 über hundert Morgen so verdorbener Waizensaat mußte umackern lassen. Diese Tugenden mögen die beiden Vögel frei sprechen auch vor Richtern, deren unerbittliches Ohr sich durch den Zauber ihres frischen und lieblichen Gesanges, der als poetischer Prolog den Vorfrühling und Frühling einführt, nicht sollte bestechen lassen.

Größerer Verdacht indeß dürfte auf der zahlreichen Familie der **Finken** und **Emmerlinge** lasten. Buchfink, Hänf-

ling, Distelfink, Zeisig, Kornbeisser, Ammer u. s. w. nähren sich allerdings von Früchten und Samen, die der Mensch eigentlich zu seinem Gebrauche und nicht für die gefiederten und ungebetenen Gäste angepflanzt; doch sind sie daneben auch so treffliche Insektenjäger und nähren überdieß ihre Jungen so fast ausschließlich mit thierischer Nahrung, daß bei genauerem Abwägen der Nutzen doch entschieden überwiegt. Der Distelfink z. B. hat die polizeiliche Ueberwachung vorzüglich der Unkräuter übernommen, der Same des Wegerichs, der Disteln vor allem, ist so sein Leibgericht, daß er seinen Namen davon herschreibt, und in diesem seinem Gefühle der Nützlichkeit baut er denn auch sein Nest furchtlos in die Nähe menschlicher Wohnungen und glaubt den Salatsamen ungestraft als Entgelt für seine Dienste mit in die Rechnung setzen zu dürfen.

In wirklich schlimmem Rufe steht von der ganzen Sippschaft eigentlich doch nur der Sperling, in so schlimmem freilich, daß seine Vertilgung vielfältig als ein gutes Werk angesehen, ja wiederholt mit schwerem Gelde zu erzielen gesucht worden ist. Sein freches, diebisches Wesen, seine gemeinen Manieren, die tagtägliche Ertappung auf der bösen That scheinen diese Beurtheilung nur zu rechtfertigen, und doch ist der Schelm besser als sein Ruf: er ist Dieb und Polizeidiener in der innigsten Verquickung, die sich denken läßt. Wenn darum von vorn herein soll zugegeben sein, daß dem naschhaften Sperling zur Reifezeit der Baum- Feldfrüchte sich wenig Gutes nachsagen läßt, so darf über dem frechen Kirschen-, Trauben- und Fruchtdiebstahl doch auch das Gute nicht außer Anschlag gelassen werden, das eine ruhige und gerechte Beobachtung an ihm entdeckt. Hierzu ist es gut, sich die Unzahl und den Schaden der Maikäfer in Erinnerung zu rufen. Zwei Spatzen nun, welche 3 bis 5 Junge im Neste haben, bringen diesen Tag für Tag ungefähr 60 Maikäfer zu, während sie 40 für den eigenen Bedarf wegfangen mögen. Somit würden während der fünf Wochen, darin sie die Jungen äßen, 3500 Stück der verderblichen Käfer bei Seite geschafft. Dieß scheint fast unmöglich, aber nur so lange, bis man erfährt, daß der Spatz das Ungeziefer nicht so kurzweg mit Haut und Haaren verfüttert, sondern als Feinschmecker, trotz dem gelehrtesten Garkoche, Flügel, Kopf und Brustschild wegschneidet und nur den weichen, saftigen und gemästeten Bauch als Braten auftischt und verzehrt. Sodann brütet der Spatz des Jahres nicht weniger als dreimal, und gibt's auch nicht immer Maikäfer, so begnügt er und seine Brut sich auch mit Erdflöhen, Raupen, Würmern und anderem Ungeziefer, — dem Menschen gleichfalls nicht zum Schaden. Besonders der Baumweißling, dessen Weibchen 200 Eier, und der Ringelspinner, der 300 Eier legt, sind ihm gar willkommene Gerichte. Berechnet man, daß ein brütendes Spatzenpaar wöchentlich 2000 Raupen bedarf, so erforderten zwei Bruten von fünf Wochen 20,000 Raupen. 2000 davon mag man bei der Verwandlung verunglücken lassen und die lebenden 18,000 unter Baumweißling und Ringelspinner gleichmäßig vertheilen, wobei etwa die Hälfte als weibliche Thiere angenommen sind, die wieder Eier legen, so ergibt sich folgende Rechnung: 4500 Baumweißlinge legen je 200 Eier, somit zusammen 900,000 Eier, und 4500 weibliche Ringelspinner je 300 Eier oder zusammen 1,350,000 Eier, also nur für zwei Bruten (von dreien) 2¼ Millionen schädlicher Insekteneier, die ein einziges Spatzenpaar beseitigt.

Diese guten Dienste werden aber bald vergessen, und wenn dann die Maikäfer verschwunden und die Kirschen reif sind, und der Landmann sieht die Spatzen dran herum schnabuliren, so mag ihm wohl der Gedanke durch den Kopf fahren: es sei ein Schelm wie der andere, und der Spatz habe dem Maikäfer nur deßhalb so eifrig zugesetzt, um selber das Obst zu fressen. Das ist freilich soweit richtig, allein nun zeige der Mensch nur, daß er nicht einfältiger, sondern noch pfiffiger sei als so ein Spatzenkopf und auf solche Abrechnung sich nicht einlasse. Dazu reichen ein paar bunte Lappen hin, die man an Ruthen auf den Kirschbaum steckt, an das Spalier oder in das Erbsenfeld, wo's eben noth thut. Noch besser sind Stückchen Spiegelglas, an Fäden aufgehängt, die in der Sonne

recht glitzern, wenn sie der Wind bewegt. Denn wie unverschämt die Spatzen sind, so sind sie doch noch größere Hasenfüsse und fürchten sich vor all dergleichen Ungewöhnlichem.

Auf diese Weise kann man sich der Dienste des kecken Gesindels versichern, ohne dieselben zu theuer bezahlen zu müssen. Etwas freilich werden sie immer kosten, und das ist auch nicht unbillig: muß man ja auch den Taglöhner bezahlen, der die Käfer einsammelt oder Raupennester vertilgt, und für dieses Geld ließe sich doch manche Kirsche oder Erbse kaufen.

Läßt sich schon der Sperling nicht völlig von dem Scheltnamen eines Schelmen rein waschen, so gibt es nun auch geradezu notorische Räuber, die rothes warmes Blut vergießen, obgleich sie theilweise nebenzu auch noch der Insektenwelt den Krieg machen. Denn die mächtige Classe der Raubvögel, vom königlichen Adler und dem Condor der Anden, der in einer Höhe von 20,000 Fuß kreist, bis zum Zwergkäuzchen, steht im Solde der natürlichen Polizei, die sie als ihre rüstigsten Diener, mit eiserner Kralle und ehernem Schnabel bewehrt, den größeren und stärkeren Thieren gegenüber ausübt, deren allzugroßer Vermehrung sie Einhalt zu thun bestimmt sind. Da wir uns einmal mit unsern Beispielen dem praktischen Standpunkt des Menschen nahe halten, so mögen zu unserer Betrachtung besonders zwei aus der großen Zahl der Raubvögel hervorgezogen werden, wovon der eine seine Dienste bei Tage versieht, der andere dagegen Nachts thätig ist; es sind dieß der Mäusebussard und die Eule.

Man hat die Eule nicht mit Unrecht eine geflügelte Katze genannt. Wie diese hat sie neben den scharfen Krallen den runden Kopf, die lichtscheuen Augen, die Geschwindigkeit des Leibes, und als Vogel statt des leise schleichenden Ganges den sanften, geräuschlosen Flug durch die Dunkelheit. So ist sie nicht allein für ihren Polizeidienst überhaupt, sondern insbesondere für den bei Nacht zweckmäßig ausgerüstet und theilt sich mit der Katze in die beiden gemeinsame Beute. Sie macht zwar auch den Nachtschmetterlingen und ihren Raupen den Krieg, besonders den Processionsraupen, deren sie 60 täglich einfängt, in den zwei Monaten des Bestehens dieses Insektes also 3600 Stück. Es ist dieß jedoch nicht das Hauptverdienst der Eule. Die Verfolgung von Mäusen und Ratten, die als diebisches Nachtgesindel von ihr weggefangen werden, ist noch von größerer Bedeutung. Denn in der Nähe eines Eulennestes z. B., das erst ein Jahr lang bestand, wurden $15^1/_2$ Littres Knochen von Ratten, Mäusen und Feldmäusen vorgefunden. Nach mäßigem Anschlag frißt so eine Eule des Jahres ihre 6000 Mäuse auf, ein Pärlein das Doppelte, die Nachtraupen, die als Zukost mitlaufen, nicht gerechnet.

Und das verwandte Käuzchen bleibt hinter seiner größeren Muhme nicht zurück. Mit Recht verdient es seinen Volksnamen „Todtenvogel“; freilich nicht für den abergläubischen Menschen, den es mit seinem Geschrei des Nachts erschreckt, wohl aber für das Geschlecht der Mäuse, davon es alle 12 bis 15 Minuten eine seiner jungen Brut in's Nest zuträgt. In seinem Schlupfwinkel pflegt es Kugeln oder Ballen herauszuwürgen, in deren jedem 4 bis 7 Mäusegerippe eingehüllt sind; innerhalb sechzehn Monaten aber wurden in einem Neste über einen Scheffel solcher Kugeln gefunden.

Meinten indeß die pfiffigen Mäuse, ihren nächtlichen, lichtscheuen Todtfeinden damit zu entgehen, daß sie ihre Gänge bei Tage vornehmen, so machen sie die Rechnung ohne den Wirth, denn dieser lauert schon hoch in der Luft droben. Auf den ausgebreiteten Schwingen schwebt dort mit scharfen Augen und noch schärferen Krallen die Moosweihe (Mäusebussard) und zeigt sich um so unerbittlicher, als Mäusefleisch fast seine ausschließliche Nahrung ausmacht. Eine Weile flattert sie mit kurzem, zitterndem Flügelschlage über dem kaum sichtbaren Opfer, bis sie scheitelrecht über ihm hängt und nun plötzlich wie ein fallender Stein herunterstürzt, die Beute sicher zu erfassen. Die Moosweihe frißt 2 bis 3 mal des Tages, und wie ihr Appetit, ist auch ihre Verdauung in trefflichstem Stande. Wenn man nun in dem Kropfe des Vogels auf's Mahl 20 bis 30 Mäuse gefunden hat, so läßt sich hieraus mit Wahrscheinlichkeit folgern, daß

das Jahr über ganze Schaaren in diese lebendige Mäusefalle spazieren werden, die weder Speck kostet noch erfordert, ausgebrütet zu werden. Die aufmerksamen Vögel verlangen nichts, als daß der Mensch sie nur nicht störe.

Wenden wir uns nun zu der letzten großen Abtheilung unsrer für das natürliche Gleichgewicht thätigen Polizei, der der warmblütigen Vierfüßler, so begegnen wir, bevor wir die Fläche des festen Erdbodens betreten, oder gar in seine Tiefe dringen, einer Classe, die sich äußerlich am nächsten den Vögeln anschließt, jener der Fledermäuse. Diese Zwittergeschöpfe zwischen Vogel und Säugethier, wie zwischen Tag und Nacht, nehmen zugleich als eifrige Insektenvertilger eine der ersten Stellen ein. Das große, weite Maul unter der seltsam gestalteten Nase eignet sich trefflich zum Wegschnappen der Nachtschmetterlinge, Mücken und Käfer, während das kleine, lebhafte Auge im Gegensatz zu diesem Organe bei andern Nachtthieren steht. Es wird durch einen außerordentlichen Grad von Fühlfähigkeit, namentlich der Ohren- und Nasenhaut, sosehr unterstützt, daß selbst die blinde Fledermaus in ihrem Fluge geschickt allen Hindernissen ausweicht. Ehe noch ihre Feindin, die Eule, ausfliegt, durchflattert sie im Bogenfluge wie die Schwalbe die dämmernde warme Abendluft, gewandt die Zweige der Bäume und Büsche vermeidend, in deren Nähe sie ihre Beute erhascht, welche sie, um nur auf der Jagd nicht angehalten zu werden, in ihren Backentaschen aufsammelt. Ueber Sümpfen und Gewässern schwirrend, fängt sie ebenso die Wasserinsekten und Mücken in zahlreicher Menge weg. Sie vermindert so die Ueberzahl gerade der Insekten, die des Tages, wo andre Jäger (z. B. die Vögel) thätig sind, unbeweglich im Verborgenen sitzen und nur im Zwielichte sich in's Freie wagen. Eine mittlere Fledermaus verzehrt hinter einander ein Paar Dutzend Maikäfer, ohne sich zu überladen, indem sie nur die leckeren weichen Theile verzehrt, die saftlosen Flügel, Beine und Brustschilde aber wegwirft. Zur Zeit, wo dieses schädliche Käfervolk aus dem Boden kriecht, schafft eine einzige Fledermaus innerhalb Monatsfrist wenigstens an 900 Stück auf diese Weise aus der Welt.

Kein geringes Verdienst erwirbt sich ein zweiter mächtiger Wächter, der in gewisser Beziehung ein Gegenfüßler der durch die Lüfte schwärmenden Fledermaus heißen kann, der im Schooße der Erde wühlende und jagende Maulwurf, welcher wie kein anderes Thier das Uebel, dem er zu wehren bestimmt ist, an der Wurzel angreift und es da verfolgt, wo sonst der Arm der Polizei nicht mehr hinreicht. Wohl fangen Vögel und Fledermäuse die Maikäfer weg, und die Saatkrähe bohrt selbst den Engerling aus der schwarzen Scholle, solange derselbe an der Oberfläche sich aufhält, d. h. im Sommer. Des Winters dagegen sind nicht allein die Vögel ausgewandert, auch die schädlichen Larven, Würmer und Schnecken entfliehen der Kälte, indem sie tiefer in die wärmere Erde hineindringen. Da ist es nun allein der rastlos emsige Maulwurf, der dem Ungeziefer von unten herauf noch beikommt. Seine Jagd ist zugleich eine wahre Arbeit; man betrachte nur seine derben, schwieligen Schaufelhände! Denn nicht blos gilt es, verzweigte Gänge zu graben, da und dort muß auch die aufgewühlte Erde ausgeworfen, die unterirdische Wohnung zu eigner Bequemlichkeit mit Moos ausgepolstert werden. Begegnet dem Maulwurf hierbei eine Feldmaus in gleicher Thätigkeit, oder meint diese gar, seine Arbeit für sich benützen zu können, und schleicht sich in den gegrabenen Gang, so entbrennt alsbald ein blutiger Kampf, der indeß stets mit dem Siege des Maulwurfs endet, Dank seinen Wolfszähnen, mit denen er die Feindin zerreißt und auffrißt. Aber aus bloßer Minierlust oder Bequemlichkeitsrücksicht gräbt das flüchtige Thier nicht, seine Kanäle nehmen immer die Richtung nach dem Aufenthalte der Beute, die er wittert und verfolgt. Und mit dieser ist es ihm um so größerer Ernst, als es sich dabei um eine Lebensfrage für ihn handelt. Bliebe sein Magen nur zwölf Stunden leer, so verfiele das Thier dem Hungertode. Da gilt's denn, sich zu rühren. Und in der That, ein rechtschaffener Maulwurf verzehrt auch täglich 3 bis 4 mal das Gewicht seines eignen Körpers in Regenwürmern und Engerlingen, wobei

er erst noch die ihm nicht zusagenden pflanzlichen und erdigen Nahrungstheile aus dem Leibe seiner Beute auspreßt. Das Jahr hindurch mag die (thierische) Futtermenge immerhin einige Scheffel betragen; ein Scheffel Würmer aber würde zweifelsohne zwölf Scheffel Wurzeln verzehrt und jedenfalls drei bis viermal mehr Pflanzen verderbt haben, indem das Ungeziefer gar viele Wurzeln nur abbeißt, ohne die Enden zu verzehren. Jedermann kennt die Maulwurfshügel; sie sind ansehnlich genug; so ein Hügel aber mag kaum viel kleiner sein als der Haufe Engerlinge, der bei seinem Auswerfen verzehrt worden. Läge nun statt des schwarzen, rein geworfelten Erdhügels so ein nackter zappelnder Würmerklumpen im Felde, der mißtrauische Landmann würde ersteren schwerlich mit so verdrießlichem Auge ansehen, sondern mit dem Tausche wohl zufrieden sein. Denn obschon kein Thier so vielfach und mit so überzeugenden Gründen vertheidigt worden ist, so wird der nützliche, nur von Fleisch und nimmer von Pflanzen sich nährende Maulwurf dennoch immerfort auf's Nachdrücklichste verfolgt als schuldloses Opfer des blindesten Vorurtheils. In Sitten (Canton Wallis) klagten die Leute, daß ihnen der Maulwurf großen Schaden zufüge. Sie bezahlten getödtete Maulwürfe so gut, daß sie bald von ihnen befreit waren. Nach einigen Jahren indeß sahen sie sich genöthigt, lebende Maulwürfe aus dem Unterwallis wieder anzukaufen und in ihre Wiesen zu versetzen, darin unterdessen die Engerlinge sich ungeheuer vermehrt hatten. Während auf dem Continent fast allgemein die Maulwürfe noch wacker gehängt werden, haben die praktischen Engländer die Verfolgung längst eingestellt und begnügen sich damit, die aufgeworfenen Erdhaufen einfach wieder zu verebnen.

Aber zwischen der Fledermaus in der Luft und dem Maulwurf unter der Erde läuft und schleicht und springt eine zahlreiche Schaar von Thieren, die ebenfalls verschiedenartige Polizeidienste leisten, die einen unter Anwendung von List, die anderen mit offener Gewalt. Hierher gehören namentlich die Raubthiere, die zwar dem einseitigen menschlichen Interesse gegenüber meist nur feindlich sich verhalten, im größern Interesse der Natur jedoch ihre polizeilich wichtige Stellung einnehmen. Indeß auch hier gibt es mehrere, welche nicht gegen die Schützlinge, sondern gegen die Feinde des Menschen ihre blutigen Dienste kehren. Daß der Fuchs neben Hühnern und dergl. auch Mäuse und im Nothfalle anderes Ungeziefer, selbst Insekten frißt, soll dem Erzschelmen freilich keine besondere Schonung erwirken, wie solche dagegen für das Wieselgeschlecht mit vollem Rechte in Anspruch zu nehmen ist. Geht der Iltis den Mäusen und Ratten, besonders Wasserratten und Hamstern, mit löblichem Eifer nach, so ist das kleine, geschmeidige Wiesel in seinem unersättlichen Durste nach dem Blute dieser Erbfeinde der Feldfrüchte und namentlich ihrer Brut geradezu unschätzbar. Dieß beweist nichts einleuchtender als die unglaubliche Vermehrung der Feldmäuse in trocknen Sommern da, wo Wiesel, Eulen und Bussarde verfolgt und ausgerottet worden. In Holland waren von 1852 bis 1858 auf Prämien hin 88,449 Wiesel als jagdschädliche Thiere getödtet worden, jährlich 14,741 im Durchschnitt zu 4422 fl. Von 1860 an wurden die Wiesel leben gelassen und dabei nicht nur das Kopfgeld gespart, sondern, was noch von größerem Belange war, dem Ueberhandnehmen der Mäuse zu Gunsten der Landwirthschaft ein ebenso wirksamer als wohlfeiler Damm entgegengesetzt.

Harmloser noch sind die Spitzmaus und der Igel. Erstere muß freilich ihre Aehnlichkeit mit der gewöhnlichen Maus oft schwer genug büßen, indem sie bei der Erndte und auch sonst im Felde statt dieser getödtet wird, und lebt doch nur von Raupen und Würmern, Schnecken und Engerlingen. Jener, wie ihn sein Stachelkleid gegen äußere Angriffe schützt, so ist er auch innerlich gegen das verderbliche Gift gewappnet; mag ihn die Viper, die er leidenschaftlich verfolgt, in die Zunge beissen, es schadet ihm so wenig als das Gift der spanischen Fliege, welche er mit besonderem Appetite dutzendweise verzehrt.

So sehen wir überall den Thieren, welche durch ihre Vermehrung am ehesten zum Ueberschreiten der ihnen im Naturstaate angewiesenen Grenze hinneigen, auch die zahlreichsten und rüstigsten Feinde

als Vertheidiger dieser Schranke entgegengestellt. Die schöpferische Weisheit weiß da auch immer das richtige Gleichgewicht zu behaupten und, wo es zu leiden droht, wieder herzustellen, sodaß andrerseits auch keine völlige Ausrottung zu befürchten steht, indem die Polizei zu übermüthig wird, sondern vielmehr die richtige Erhaltung alles Geschaffenen das schließliche Ergebniß bleibt.

Vermehren sich im warmen und trockenen Frühling und Sommer die Insekten in ungewöhnlichem Maße, so gilt dieß von Fliegen und Mücken nicht mehr als auch von den Spinnen, welchen sie zur Beute fallen. Die Brut der Vögel geräth nicht minder wohl; es gibt bei dem reichlichen Futter sowohl mehr Eier und werden mehr derselben ausgebrütet, als gehen auch von den Jungen bei der günstigen Witterung eine weit kleinere Zahl zu Grunde als in kalten und nassen Jahren. Der milde Herbst, der den Schnecken so förderlich, lockt zugleich eine größere Menge Raben, Staare, Brachvögel, Kibitze u. s. w. herbei und veranlaßt sie, mit ihrer Abreise länger zu warten, bis die Reifen eintreten, welche dann der Wirthschaft der Schnecken gleichfalls ein Ziel stecken. Wo hingegen Frühling und Sommer naß sind, kommt mit den Raupen und Maikäfern allerdings manch Vögelein um, während Regenwürmer und Schnecken das große Wort führen würden, wenn deren Todfeinde: Frösche und Kröten, in dem feuchten Elemente nicht ihrerseits wieder den Vortheil fänden.

Im Spätjahr, wenn nach günstigem Sommer die Feldmäuse besonders überhand genommen, finden sich, von Norden einwandernd, auch ihre heftigsten Verfolger, die Bussarde, in ganzen Schwärmen ein, von der weisen Regierung gesendet, die das Ganze überblickt und leitet. Wo in Wäldern schädliche Raupen in ungewöhnlicher Anzahl ausgekrochen sind, macht sich gewöhnlich eine Vermehrung der Tausendfüßler, Spinnen und einiger ihnen feindlicher Käfer und Wanzen, besonders aber der Schlupfwespen mit bemerkbar, deren Millionen über die Millionen der Schmetterlinge herfallen und sie zur Hälfte zu Grunde richten. Als in Dombsel 1811 bei allzugroßer Trockne die Insekten ausblieben, da sollen auch die Schwalben gefehlt haben, beide indeß stellten sich im folgenden Jahre mit einander wieder ein. Und als in den dreisiger Jahren die Feldmäuse daselbst zur Landplage geworden, da erschienen mit einmal in der Gegend gewöhnlich nicht häufige Wiesel in großer Anzahl und bekriegten die Mäuse.

Anderntheils wandern nicht nur die Heuschrecken und Schmetterlinge weiter, wenn sie alles Futter verzehrt, es ist dieses antogonistische Zurückweichen überhaupt die Rückseite des bisher entrollten Bildes. Der Maulwurf bleibt nicht länger in einem Felde, als er hinreichende Nahrung findet; nehmen die Würmer und Engerlinge ab, so zieht er weiter; man braucht seiner übergroßen Vermehrung also nicht durch die Schnellruthen des Schermäusers zu wehren, sondern es wird genügen, daß der Landmann einen Rechen ergreift und die Erdhaufen zertheile.

(Schluß folgt.)

Johannes Keppler.

Von H. W. Stoll.

Johannes Keppler *), der große Mathematiker und Astronom, gilt mit Recht für den eigentlichen Begründer der neuen Stern- und Himmelskunde. Von alter Zeit her glaubte man, dem Augenscheine folgend, daß die Erde die Grundfeste der Welt sei, daß das ganze Himmelsgewölbe mit Sonne, Mond und allen Sternen sich täglich einmal um diesen gemeinsamen Mittelpunkt drehe. Das sogenannte Ptolomäische Weltsystem war der wissenschaftliche Ausdruck dieser Meinung, ein Gewebe von Scharfsinn,

*) So schrieb er selbst seinen Namen in deutscher Sprache, in lateinischer dagegen Joannes Kepleras.

Spitzfindigkeit und Verblendung. Da sprach Copernicus in Königsberg sein: Sonne, stehe still! und erklärte: um die stillstehende Sonne drehen sich die Erde und die übrigen Planeten, die Fixsterne aber stehen hoch über dieser unserer Sonnenwelt. Copernicus starb in demselben Jahre 1543, wo er seine Schrift mit diesen revolutionären Gedanken in die Welt schickte, und das verwaiste Werk erlitt von allen Seiten die heftigsten Angriffe von Astronomen und Philosophen und am meisten von den Kirchenlehrern aller Confessionen, die in seiner als einer mit der heil. Schrift in Widerspruch stehenden Behauptung eine verdammliche Ketzerei sahen. Nur einzelne erleuchtete Geister würdigten und pflegten die neue Lehre, aber im Stillen und mit Vorsicht; denn ihre Vertheidigung brachte Gefahr.

Da trat Keppler mit dem Muthe heiliger Ueberzeugung als Sachwalter der angegriffenen Lehre des Copernicus auf, und was bei diesem nur Hypothese, unerwiesene Annahme gewesen, das that er, gestützt auf die sorgfältigsten Untersuchungen, mit genialem Scharfsinne als unumstößliche Wahrheit dar; die Erscheinungen im Laufe der Gestirne, welche dem Copernicus noch ein unlösbares Räthsel waren, führte Keppler auf einfache Gesetze zurück und schuf so ein wissenschaftliches System, dessen Wahrheit kein Vernünftiger mehr bestreiten kann. „Unser jetziges, von Keppler begründetes System — sagt Lichtenberg in seiner Lebensbeschreibung des Copernicus — ist nicht das Copernicanische, es ist sehr davon verschieden, und diese Verschiedenheit besteht nicht etwa blos in Einschiebseln, Verbesserungen, welche die größere Vollkommenheit der Werkzeuge und der Kunst zu observiren an die Hand geben mußte, sie ist viel wesentlicher und ist, wie der große Gedanke des Copernicus, selbst das Werk des Genies." Daß dieses System das Copernicanische und nicht das Keppler'sche heißt, hat seinen Grund in der Bescheidenheit Kepplers, der sich stets nur als Vertheidiger des Copernicanischen Systems hinstellte und der Meinung war, „dem Astronomen müsse es nicht um sein eigen Lob, um Bewunderung seines Scharfsinns zu thun sein, er müsse das Lob des Schöpfers zum Augenmerk haben."

Und dieser große Mann von unvergänglichem Verdienst und Ruhm, den heute die Welt unter die hervorragendsten Größen im Reich des Geistes zählt, den wir Deutschen heute mit Stolz als einen der größten und besten Söhne unseres Vaterlandes feiern, wie ward er von seiner Mitwelt verkannt, verketzert und verfolgt, wie hat er gerungen, gedarbt und gelitten! Aber ein unbesieglicher Muth, ein edles Vertrauen auf sich selbst und auf Gott, die Beschäftigung mit großen, erhabenen Dingen hat ihn aufrecht erhalten in allen Widerwärtigkeiten und Mißgeschicken des Lebens. Wir wollen in einem kurzen Bilde sein vielbewegtes Leben an dem Leser vorüberführen; zwar vermögen wir nicht, den Gang seiner wissenschaftlichen Thätigkeit mit ihren großen Erfolgen dem Leser hier vor Augen zu stellen, — der Ruhm seiner Leistungen, die Bewunderung seiner Größe ist ihm ja längst gesichert — wir wollen nur durch Darlegung des äußern Lebens dem bewunderten Mann der Wissenschaft auch die Achtung, die Liebe und die Theilnahme der Herzen erwecken; denn deren ist seine edle Seele würdig.

Johannes Keppler stammte aus dem adeligen, aber durch mancherlei Mißgeschicke herabgekommenem Geschlechte der von Kappel. Sein Großvater, Sebald K., war Bürgermeister in der schwäbischen Reichsstadt Weil. Dessen Sohn Heinrich, der Vater des großen Astronomen, hatte eine Wirthstochter aus dem zwei Stunden von Weil entfernten Dorfe Eltingen zur Ehefrau und wohnte auch Anfangs in Weil. Der älteste Sohn dieser Ehe aber, unser Johannes Keppler, ward durch einen Zufall in dem eine Stunde von Weil entlegenen Würtembergischen Dorfe Magstatt geboren, wohin seine Mutter gegangen war, um Verwandte zu besuchen, am 27. December 1571.

Heinrich Keppler, ein unruhiger, leichtsinniger Mann, verließ kurze Zeit nach der Geburt seines Erstgebornen Haus und Familie; er begab sich in die Dienste des Königs von Spanien, der damals von dem Herzog Christian von Würtemberg die Erlaubniß erhalten hatte, in seinem Lande Kriegsvolk zu werben, und focht in Belgien unter den Fahnen des Herzogs Alba.

Seine Frau zog ihm nach, indem sie ihr Kind der Pflege der Großeltern zu Weil überließ. Im Jahr 1575 kehrten beide Eheleute aus Belgien zurück und nahmen ihren Wohnsitz in dem nahe bei Weil gelegenen Städtchen Leonberg, wo sie sich ein Haus gekauft hatten. So kam es, daß später die drei jetzt Würtembergischen Orte: Weil, Magstatt und Leonberg Ansprüche auf die Ehre machten, Geburtsort des großen Mannes zu sein; Keppler selbst sah Weil als seine eigentliche Vaterstadt an

Nach drei Jahren sah sich Heinrich Keppler durch eine unvorsichtig übernommene Bürgschaft genöthigt, von Leonberg wegzuziehen und zu Elmendingen (Emmendingen) im Badnischen eine Wirthschaft zu pachten. Im Jahr 1589 aber verließ er seine Frau und 4 Kinder auf immer; er nahm Oesterreichische Kriegsdienste und kam wahrscheinlich auf einem Feldzuge gegen die Türken um. Seine Familie erfuhr nie, wann und wo er gestorben. Zerrüttete Vermögensverhältnisse mögen für den leichtsinnigen Mann ein Hauptgrund seiner Entfernung gewesen sein; Uebelwollende aber behaupteten wohl nicht ohne Grund, daß seine Hausfrau, ein Weib von rauhen, seltsamen Sitten, ihn durch ihr unverträgliches Wesen von Haus und Hof vertrieben habe.

Zu Elmendingen begann für den jungen Keppler der erste Jugendunterricht, der jedoch durch ländliche Arbeiten häufig unterbrochen wurde. Da aber der schwächliche Knabe für schwerere Arbeiten nicht tauglich schien und eine große Lernbegierde zeigte, so entschlossen sich endlich die Eltern, ihn der Theologie zu widmen. Kepplers Eltern gehörten der lutherischen Confession an; es gelang ihnen, den Sohn im Jahr 1586 in der Klosterschule zu Maulbronn und drei Jahre später in dem Herzoglich Würtembergischen Collegium zu Tübingen unterzubringen, wo er auf öffentliche Kosten studiren durfte.

Das Leben Kepplers fällt in eine Zeit, wo nach dem großen Aufschwung, den das religiöse Leben durch die Reformation genommen, die Religion in den Händen der Theologen ein Gegenstand des widrigsten Streites geworden, der Kampf um das Heiligste der Menschheit in gehaltlose Schulstreitigkeiten ausgeartet war. Unter solchem Gezänke war die evangelische Freiheit verloren gegangen, erkaltete der Eifer für das Wesentliche des Christenthums; zwischen Lutheranern und Calvinisten entstand eine immer größere Kluft; der Haß der drei Religionsparteien stieg von Tag zu Tag und schlug endlich in dem dreißigjährigen Kriege zur verderblichsten Flamme auf. Die Würtembergischen Theologen an der Universität zu Tübingen, deren Händen der junge Keppler übergeben war, waren eifrige Vertheidiger des lutherischen Lehrbegriffs, die namentlich im Streite mit den Calvinisten über die Lehre vom heil. Abendmahl sich großen Ruf erworben hatten. Sie forderten von ihren Schülern strenge lutherische Rechtgläubigkeit und treues Festhalten an den Artikeln der Concordienformel, welche durch ihre Mitwirkung dem Augsburgischen Bekenntniß für die Lutheraner als Glaubensnorm hinzugefügt worden war.

Keppler, der das Christenthum in kindlichen Glauben und gottseligen Wandel, nicht in wissenschaftliche Lehrbegriffe setzte, fand an den Schulstreitigkeiten seiner Lehrer wenig Gefallen, und obgleich er ihr Wohlwollen und ihre Sorgfalt für ihn stets dankbar anerkannte, so war es ihm doch nicht möglich, ihrer Meinung unbedingt zu folgen und ihren Eifer gegen Andersdenkende zu theilen. Vermöge der evangelischen Freiheit hielt er sich für berechtigt, die vorgebrachten Lehren selbst zu prüfen. „Ich ehre — sagte er — in allen drei christlichen Religionsbekenntnissen das, was ich mit dem Worte Gottes übereinstimmend finde, protestire aber ebensowohl gegen neue Lehren, wie gegen alte Ketzereien.“ So verlassen und mittellos der Jüngling auch dastand, er hatte den Muth, offen und frei seine Meinung zu bekennen und sogar in einem Aufsatze de coena Domini, „über das Mahl des Herrn,“ seine von der Würtembergischen Orthodoxie abweichenden Ansichten seinen Lehrern zur Beurtheilung vorzulegen. Der Aufsatz ward von den Professoren unterdrückt, und der Verfasser erhielt nach Vollendung des theologischen Studiums kein anderes Zeugniß als, er habe sich durch rednerisches Talent

ausgezeichnet, ward aber für untauglich erklärt, Mitarbeiter in dem Würtembergischen Kirchendienst zu sein.

Den Muth, welchen Keppler in Glaubenssachen als Jüngling zu Tübingen zeigte, hat er sich in seinem ganzen Leben bewahrt. Was er als Wahrheit erkannt, daran hielt er fest und bekannte es ohne Scheu; fern von allen Religionsstreitigkeiten, voll Duldung gegen Andersgläubige, lebte er seinem Glauben getreu und scheute keine Gefahr.

Während seiner Studien zu Tübingen hatte K. nicht blos der Theologie obgelegen, er hatte auch Mathematik und Astronomie unter der Leitung des berühmten Mästlin mit Eifer und großem Erfolge betrieben. Mästlin mußte in Tübingen die Astronomie nach dem Ptolomäischen Systeme vortragen, doch machte er seine Schüler auch mit dem des Copernicus bekannt. Dieses hielt er für das richtige, und er hat auch auf einer Reise in Italien den berühmten Galilei von der Wahrheit desselben überzeugt. Keppler trat neben Mästlin und Galiläi als der Dritte und Größte ein zu dem schönen Bunde für die Vertheidigung einer großen, von der Welt verketzerten Wahrheit, und diese drei Männer sind ihr ganzes Leben hindurch zu treuer Freundschaft und gemeinsamem Wirken vereinigt geblieben. Die Welt muß es dem Glaubenseifer der Würtembergischen Theologie Dank wissen, daß sie den geistvollen Jüngling, der auf ihre Worte nicht schwören konnte, von ihrer Pforte verstießen und zu dem Auswege zwangen, sich fern von der Heimath mit der Wissenschaft, die er als Nebenzweig aus Liebhaberei betrieben, ein Stück Brod zu suchen. „Er sollte ein Priester Gottes im Tempel der Natur werden."

Erzherzog Karl von Oestreich, dem die Herzogthümer Steiermark, Kärnthen und Krain als Erbtheil zugefallen waren, hatte den Dynasten und Rittern seines Landes freie Religionsübung auf ihren Schlössern eingeräumt, was zur Folge hatte, daß nach und nach der größte Theil seiner Landstände sich zur Augsburgischen Confession bekannte und seine Lehrer an Kirchen und Schulen aus Würtemberg zog. Keppler ward im Jahr 1593 nach vollendeten theologischen Studien, noch nicht 22 Jahre alt, von Würtemberg den Ständen des Herzogthums Steiermark als Lehrer der Mathematik und Moral am Gymnasium zu Graetz gesandt. Er ging, wie er selbst schreibt, mit Widerstreben, durch das Ansehen seiner Lehrer gleichsam hingestossen. „Nicht die Entfernung des Ortes schreckte mich, sondern die unerwartete und verachtete Art des Berufs und meine geringen Kenntnisse in diesem Theil der Philosophie; ich ging, mehr mit Anlagen als mit Kenntnissen zu dieser Wissenschaft ausgerüstet, nur unter der ausdrücklichen Verwahrung, daß ich meinem Recht auf eine andere Laufbahn, die mir glänzender schien, nicht entsage." In Würtemberg hatte der auf öffentliche Kosten zum Theologen Erzogene einestheils die Pflicht, der Würtembergischen Kirche zu dienen, anderntheils aber auch das Recht auf eine theologische Anstellung im Lande; die Gottesgelehrten aber sahen damals stolz auf die Mathematiker herab, die Kalender schrieben und aus den Sternen weissagten.

Mit dem Amte Kepplers war die Verpflichtung verbunden, jährlich den Steierischen Kalender zu verfertigen. Er that das gleich für das Jahr 1594, und zwar, gewiß nicht zur Billigung der Würtembergischen Theologen, nach der Gregorianischen Zeitrechnung. Papst Gregor XIII hatte den noch heute bei den Russen und Griechen üblichen Julianischen Kalender verbessern lassen, und dieser Gregorianische Kalender war auf seinen Befehl im Jahr 1582 in der römisch-katholischen Welt eingeführt worden; die protestantischen Stände Deutschlands aber, obgleich von Kaiser Rudolph II. gebeten, sich der neuen Zeitrechnung zu accommodiren, wiesen auf den Rath ihrer Geistlichen hin das angebotene Geschenk standhaft von sich, aus Furcht, mit dem neuen Kalender des Papstes möchte auch bald wieder dessen Herrschaft über sie kommen. Erst im 18. Jahrhundert haben die Protestanten Deutschlands den Gregorianischen Kalender angenommen. Charakteristisch für die Haltung und den Geist der protestantischen Theologie der damaligen Zeit ist ein von dem academischen Senat zu Tübingen an Herzog Ludwig über die Einführung des neuen Kalen-

ders erstattetes Gutachten vom Jahr 1583, aus dem wir nachfolgende Stellen ausheben: „Eine christliche, verständige, gutherzige Obrigkeit weiß wohl, daß sie in dergleichen Reformationen die Kirchendiener zu Rathe zu ziehen hat. Solange die Könige in Juda dem Rathe der Propheten und andern hoch erleuchteten Kirchendienern folgten, regierten sie löblich und Gott wohlgefällig. Nur wenn die weltliche Obrigkeit ein Glied der wahren Kirche Gottes ist, hat sie Macht, mit Rath der Kirchendiener die äußeren Zeremonien der Kirche zu verändern. — Der neue Kalender ist offenbar zur Beförderung des abgöttischen päpstlichen Wesens gestellt, und wir halten den Papst billig für einen greulichen, reissenden Bärwolf. Nehmen wir seinen Kalender an, so müssen wir in die Kirche gehen, wenn er uns in dieselbe läuten läßt. Sollen wir uns mit dem Antichrist vergleichen? Sollte es ihm gelingen, uns seinen Kalender unter Kaiserlicher Autorität an den Hals zu werfen, so würde er uns das Band so an die Hörner bringen, daß wir uns seiner Tyrannei in der Kirche Gottes nicht lange erwehren möchten. Der Papst greift hiermit den Reichsfürsten nach ihren Fürstenhüten. — Der Satan ist aus der christlichen Kirche ausgetrieben, den wollen wir durch seinen Statthalter, den Papst, nicht wieder einschleichen lassen u. s. w."

Keppler ließ sich durch die Bedenken der lutherischen Theologen nicht beirren und hatte mit ihrem Hochmuthe und ihrer Herrschsucht nichts gemein; er folgte seiner Ueberzeugung von der Zweckmäßigkeit und relativen Richtigkeit der neuen Zeitrechnung und führte sie in seinen Steierischen Kalender ein. Er mußte nach der Sitte der damaligen Zeit, wo der Astronom auch zugleich Astrolog sein mußte, in seinen Kalender auch den Stand der Gestirne und ihren Einfluß auf die Witterung und die Geschicke der Menschen voraus verkündigen. Dieß nennt er in einem Briefe an einen Freund nichtswürdige Vermuthungen, die eitelste, aber nothwendigste Amtsarbeit, der er sich nicht entziehen konnte. Er benutzte aber in der Folge dieses Capitel des Kalenders, um den politischen und kirchlichen Machthabern mancherlei heilsame Erinnerungen und Warnungen in dem geheimnißvollen Schleier der Astrologie zukommen zu lassen. Die in seinem ersten Kalender prophezeiten Bauernunruhen in Oestreich und ein außerordentlich kalter Winter trafen glücklich ein und verschafften dem jungen Propheten Ruf und Beifall.

Zwei Jahre später ließ K. seine erste Schrift „Geheimniß des Weltbau's" erscheinen, eine von außerordentlichem Scharfsinn zeugende Schrift, welche großes Aufsehen in der gelehrten Welt machte und bei den ersten Astronomen der damaligen Zeit: Tycho, Mästlin, Galilei bewundernden Beifall fand. Keppler selbst war hocherfreut über die gefundenen Resultate, wodurch, wie er sich selbst in seiner Schrift ausdrückt, dem am Hochaltar opfernden Copernicus die Pforte zum Tempel des Ruhmes bewacht werde, das Copernicanische System erst festen Fuß gewinne. Der Senat von Tübingen hatte dem Druck des Werkes Schwierigkeiten in den Weg gelegt, da die der Bibel widersprechende Behauptung, die Erde drehe sich um die Sonne, den Theologen als eine verdammliche Ketzerei erschien. Keppler entgegnete: „Die Bibel spricht von Dingen des menschlichen Lebens mit dem Menschen, wie Menschen davon zu sprechen gewohnt sind. Sie ist kein Lehrbuch der Optik oder der Astronomie, sie will einen höheren Zweck erreichen. Es ist tadelnswerther Mißbrauch, wenn man die Beantwortung von Fragen über weltliche Dinge in ihr sucht. Josua wünschte die Verlängerung des Tages, Gott erhörte seinen Wunsch, wie? das war hier nicht zu untersuchen."

Keppler verließ in der Folge den in diesem Buche verfolgten Weg, durch Hypothesen und Vermuthungen die Geheimnisse der Natur zu erklären, und kam, obgleich er die Grundgedanken der Schrift nie aufzugeben Veranlassung fand, zu der Ueberzeugung, daß in dem Gebiete der Natur- und Sternkunde fortgesetzte Beobachtungen und Erfahrungen allein zu einem sicheren Ziele führen. Aber seine Mittel zur Beobachtung des Himmels waren äußerst gering. Man muß staunen, mit wie einfachen, ärmlichen Instrumenten dieser scharfsinnige Geist seine großartigen Entdeckungen machte. „Drei hölzerne Latten, in ein Dreieck zusammengesetzt, — sagt Je-

mand — waren das Zauberwerkzeug, womit Keppler der Muse Urania Geheimnisse entlockte, die dem ganzen Alterthume unbekannt waren, und auf welchem die ganze neue Astronomie beruht." Keppler selbst beschreibt uns dieses Werkzeug: „Da ich keine andern Materialien hatte als Holz, alle Holzarten aber schwellen, so verfertigte ich ein Instrument, dessen Seiten durch ihre Länge in gleichem Stand erhalten werden mußten, nämlich ein rechtwinkeliges Dreieck von 6, 8 und 10 Fuß. Dieses Dreieck hängte ich am rechten Winkel auf, ließ von demselben einen Faden mit dem Perpendikel herabfallen, theilte die 10 Fuß lange Seite in die kleinsten Theile und steckte Federspulen in die eine Seite des rechten Winkels. Das Dreieck lasse ich am Bindfaden frei hangen und halte es durch ein kleines Gewicht so lange im Gleichgewicht, bis der Stern in die Federlöcher eintritt. Dies ist mein ganzer Apparat. Freunde, die ihr es sehen dürft, lachet nicht."

Aussichten auf glücklichere Vermögensverhältnisse eröffneten sich Kepplern im J. 1597 durch seine Verheirathung mit Barbare Müller von Mühlegg, einer adeligen, in Steiermark reich begüterten Dame. Sie war schön, 23 Jahre alt, aber ging jetzt bereits die dritte Ehe ein; sie brachte ihm eine Tochter zu. Ihre Verwandten gestatteten die Heirath nicht eher, als bis Keppler durch in Würtemberg geholte Documente seinen Adel nachgewiesen hatte. Was er selbst von seinem Adel hielt, sehen wir aus einem Briefe an einen Venetianischen Grafen, der sich mit seiner hohen Abstammung gebrüstet hatte: „Ich meine, die Abstammung und Alles, was wir nicht selbst thun, können wir kaum als uns gehörig ansehen."

Keppler glaubte jetzt seiner Wissenschaft unbeengt und ungestört durch lästige Nebendienste leben zu können. Aber kaum hatte sich ihm diese frohe Aussicht eröffnet, so ging sie auch wieder zu nichte. Lutherische Schroffheit hatte ihn aus Würtemberg vertrieben, katholische Unduldsamkeit trieb ihn aus Steiermark. Bald nach Kepplers Vermählung trat Erzherzog Ferdinand die Regierung der Steierischen Lande an, ein eifriger Schüler der Jesuiten, der, wie er sagte, lieber über eine Wüste als über ein Land mit Protestanten herrschen wollte. Bei einer Wallfahrt nach Loretto hatte er der Jungfrau Maria gelobt, daß er in seinen Erblanden den Protestantismus mit der Wurzel ausrotten werde, und zu Rom empfing er hierzu vom Papst Clemens VIII den apostolischen Segen. Sobald der Fürst in sein Land eingezogen war, erklärte er den Ständen, daß die Protestanten, deren Geistliche die Katholiken durch Schmähungen auf der Kanzel gereizt hatten, den Frieden gebrochen hätten, und hob den Freiheitsbrief seines Vaters auf. Wer nicht zur katholischen Kirche zurückkehren wollte, mußte das Land verlassen. Am 17. September 1598 ließ Ferdinand den protestantischen Lehrern zu Grätz ankündigen, daß sie bei Todesstrafe die Stadt vor Sonnenuntergang zu räumen hätten. Keppler flüchtete mit seinen Collegen auf Rath ihrer Vorgesetzten an die Ungarische und Croatische Grenze. Nach einem Monat erhielt er aber durch einen Fürstlichen Schutzbrief die Erlaubniß, zurückzukehren. Er sollte der „Generalausschaffung" der Protestanten ungeachtet noch länger bleiben dürfen, „doch soll er gebührliche Bescheidenheit gebrauchen und sich also unverweislich verhalten, damit Ihro Durchlaucht nicht verursacht werden, solche Gnade wieder aufzuheben."

Diese Vergünstigung hat Keppler auf die Fürsprache der Jesuiten erhalten, die bei Ferdinand Alles vermochten. Die Jesuiten damaliger Zeit hatten neben dem vielen Unheil, das sie stifteten, doch wenigstens das Gute, daß sie die Wissenschaften schätzten und förderten; darum beschützten sie auch den lutherischen Keppler und suchten ihn sich zu erhalten, ja man hoffte, wie aus Briefen Kepplers zu schließen ist, ihn zum heimlichen Uebertritt zur katholischen Kirche zu bewegen, während er vor der Welt den lutherischen Glauben beibehielte; denn solche Ausnahmen bei wichtigen Personen hatte gerade damals Papst Clemens dem Jesuitengeneral Aquaviva gestattet. Aber Keppler schrieb an einen ihm befreundeten vielvermögenden Jesuiten: „Ich bin ein Christ, ich habe das augsburgische Glaubensbekenntniß aus dem elterlichen Unterricht, aus oftmals wiederholter genauer Prüfung, aus täg-

lichen Uebungen der Versuchungen geschöpft, ihm hange ich an, heucheln habe ich nicht gelernt, Glaubenssachen behandle ich mit Ernst, nicht wie ein Spiel; darum bekümmere ich mich auch ernstlich um die Uebung der Religion, um den Gebrauch der Sacramente." Als die Jesuiten bei Keppler, den sie an seiner schwachen Seite, seinem Enthusiasmus für die Astronomie, zu fassen hofften, ihren Zweck nicht erreichten, mußte auch er das Land verlassen. Er erhielt den Befehl, die Güter seiner Frau innerhalb 45 Tagen entweder zu verkaufen oder zu verpachten; er erwählte die Verpachtung, die ihm aber einen äußerst geringen Pachtschilling eintrug, und wanderte aus als armer Mann, ein Märtyrer seines Glaubens.

Keppler hätte am liebsten in seiner Heimath Würtemberg eine Stellung übernommen; aber obgleich er auf ein geistliches Amt keine Ansprüche machte, so ließen doch die Wächter des lutherischen Glaubens in Würtemberg den wegen desselben Glaubens aus Steiermark Verbannten unter keiner Bedingung in's Land; er war ja ein Abtrünniger, der die Calvinisten nicht verdammen wollte, der die Menschenliebe höher stellte als ihre Glaubensformeln. So begab sich denn Keppler im Jahr 1600 nach Prag an den Hof des Kaisers Rudolph II. Der große Astronom Tycho de Brahe, ein Däne, damals kaiserlicher Astronom zu Prag, hatte bei Rudolph erwirkt, daß er Keppler dorthin berufen durfte, um gemeinsam mit ihm zu arbeiten, namentlich die viele Zeit erfordernde Verbesserung der sogenannten Prutenischen Tafeln (die Preußischen von Copernicus verfaßten astronomischen Tabellen) zu besorgen. Tycho war im Besitze von trefflichen mathematischen Instrumenten und jahrelanger sorgfältiger Himmelsbeobachtungen, und da Keppler hoffte, beide unter kaiserlicher Unterstützung für seine Forschungen benutzen zu können, so folgte er dem Rufe, obgleich er Tycho's Stolz und des Kaisers zerrüttete Finanzen und astrologische Grillen genugsam kannte.

Man konnte von dem Zusammenwirken der beiden Herren der astronomischen Wissenschaft Großes erwarten; allein die Verhältnisse gestalteten sich leider anders. Keppler litt Anfangs an einem bösartigen Fieber und hatte von Tycho's stolzem Benehmen viel zu leiden, das Geld des Kaisers floß spärlich. In einem Briefe an Mästlin spricht sich Keppler über seine Lage aus: „Ich habe hier Alles unsicher angetroffen; Tycho ist ein Mann, mit dem man nicht leben kann, ohne sich den größten Beleidigungen auszusetzen. Die Besoldungen sind glänzend, aber man kann mit Mühe kaum die Hälfte herauspressen. Ich glaube, ich ergreife die Medicin, vielleicht gebt ihr mir alsdann eine kleine Anstellung. Ich hätte nicht geglaubt, daß in eben dem Grade, in welchem die Verfolgung steigt, die Freudigkeit zunimmt. Hierdurch wird es begreiflich, daß es leicht ist, für die Religion zu sterben."

Die Verhältnisse änderten sich einigermaßen, als Tycho am 24. October 1601 starb und Keppler in seine Stelle als kaiserlicher Mathematiker einrückte. Tycho hatte 3000 Goldgulden als Besoldung erhalten, der bescheidene Keppler forderte vom Kaiser nur die Hälfte. Aber auch diese mäßige Summe, die er mit seinem Gehülfen auf der Sternwarte theilen mußte, ward nicht vollständig ausbezahlt. „Ich stehe ganze Tage in der Hofkammer, schreibt er, und bin für die Studien nichts. Ich stärke mich jedoch mit dem Gedanken, daß ich nicht dem Kaiser allein, sondern dem ganzen menschlichen Geschlecht diene, daß ich nicht blos für die gegenwärtige Generation, sondern auch für die Nachwelt arbeite. Wenn Gott mir beisteht und wegen der Kosten Vorsehung thut, so hoffe ich, etwas zu leisten."

Keppler machte während seines 13jährigen Aufenthaltes in Prag, wo ihm die Sternwarte und gute Instrumente zu Gebote standen, die großartigsten Entdeckungen im Gebiete der Astronomie und Physik, welche seinen Ruhm für alle Zeiten festgestellt haben. Seine unermüdliche Thätigkeit blieb unbeirrt durch Unruhen und Waffenlärm, durch häusliches Mißgeschick, durch Mangel und Sorge verschiedenster Art. Seine schon längst melancholisch gewordene Frau ward von der Epilepsie befallen, die in Wahnsinn überging, als kaiserliche Truppen aufrührerisch in der Nähe seiner Wohnung plünderten und mordeten,

und starb 1611. In demselben Jahre starben ihm drei Kinder an den Pocken. Seine Stieftochter machte ihm die Erbschaft streitig. Um diese Zeit schrieb er auf die Anfrage, warum die Herausgabe der Prutenischen Tafeln so lange verzögert werde, einem kaiserlichen Rathe: „Damit die Ehre des Kaisers, bei dessen Kammerbefehlen ich verhungern müßte, geschont werde, schrieb ich nichtswerthe Kalender; dieß ist etwas besser als betteln. Als mein Mädchen starb, verließ ich die Tafeln und wendete mich zur Harmonie des Himmels!" —

Als 1612 Kaiser Rudolph starb, bestätigte dessen Nachfolger Matthias Keppler in dem Amte eines Mathematicus des Kaisers und des Reiches; aber der Gehalt wurde noch schlechter ausbezahlt als bisher. Der Rückstand, der bei Rudolphs Tode 4000 Thlr. betrug, wuchs während der kurzen Regierung des Kaisers Matthias auf 12,000 Thlr. an. Die Arbeiten auf der Sternwarte stockten aus Mangel an Unterstützung. Der Astronom des Kaisers und des Reichs sah sich endlich wegen Verkümmerung seiner Besoldung genöthigt, eine ihm von den Oesterreichischen Ständen ob der Ens angetragene Professur am Gymnasium zu Linz anzunehmen. In demselben Jahre 1613 vermählte er sich mit Susanne Rettinger aus Effertingen, um seinen Waisen eine Mutter zu geben. Sie beschenkte ihn mit noch 7 weiteren Kindern.

Während seines Aufenthaltes in Linz ruhte Kepplers Mißgeschick nicht. Die Geistlichkeit bedrängte ihn, weil er die Concordienformel nicht unterschreiben wollte, und schloß ihn vom h. Abendmahle aus; den meisten Gram aber verursachte ihm der Umstand, daß seine alte Mutter in Leonberg als Hexe und Zauberin vor Gericht gezogen ward. Keppler mußte selbst nach Würtemberg eilen, um das Leben der Mutter und die Ehre seiner Familie zu retten, und es gelang ihm erst durch viele Mühe und Zeitverlust, die endliche Freilassung der Verfolgten zu erwirken. Der Prozeß dauerte von 1614—20. Während dieser Zeit des Grams und der Sorge ruhte die wissenschaftliche Thätigkeit Kepplers keineswegs. Er schrieb neben vielem Andern sein epochemachendes Werk „über die Harmonie der Welt." Den Schluß dieses Werks bildet folgendes Gebet: „Ich sage dir Dank, Herr und Schöpfer, daß du mich erfreut hast durch deine Schöpfung, da ich entzückt war über die Werke deiner Hände. Ich habe den Ruhm deiner Werke den Menschen offenbart, so viel mein beschränkter Geist deine Unendlichkeit fassen konnte. Ist etwas von mir vollbracht worden, das deiner unwürdig ist, oder habe ich eigene Ehre gesucht, so verzeihe mir gnädiglich."

Endlich im Jahr 1627 erschienen die längst ersehnten astronomischen Tafeln, die Rudolphischen Tafeln, weil sie Keppler nicht nach dem damaligen Kaiser Ferdinand nannte, sondern nach dem, welchem der Ruhm der Stiftung gebührte, die Frucht 25jähriger Anstrengung, nach Laplace's Urtheil ein ewig merkwürdiges Werk. Der im Namen des Kaisers besorgte Druck war nur möglich durch Kepplers eigne Vorschüsse. Nach Beendigung des Drucks, mit der zugleich der für die Vollendung der Tafeln ihm gestattete Urlaub abgelaufen war, wußte Keppler abermals nicht, wo er Zuflucht und Wohnsitz finden sollte. Denn in Linz konnte er nicht bleiben, da der Kaiser Ferdinand, derselbe, der ihn aus Steiermark vertrieben, jetzt, nachdem er auch das Erzherzogthum Oestreich geerbt, hier ebenfalls eine Vertreibung der Protestanten in's Werk gesetzt hatte. Die Lage Kepplers wurde in seinen letzten Lebensjahren, welche in die schwere Zeit des 30jährigen Krieges fallen, immer unsicherer und trauriger. Da der Kaiser ihn mit seinen Geldforderungen los sein wollte, so brachten es dessen Unterhändler, die Jesuiten, dahin, daß der Lästige dem kaiserlichen Feldherrn Wallenstein, Herzog von Friedland und Sagan, der ein Kenner der Astronomie und ein Freund der Astrologie war, überlassen wurde. Wallenstein versprach, die Besoldung Kepplers und die Auszahlung seiner Rückstände von 12,000 Thalern zu übernehmen. Keppler zog also im Jahr 1628 nach Sagan in Schlesien, in die Besitzung Wallensteins; allein hier verlebte er traurige Tage. Seine astronomischen Forschungen wurden bald durch Aufträge des Kaisers, bald durch die astro-

logischen Grillen Wallensteins gestört, und da dieser neben Keppler auch noch den Astronomen Zeno (gewöhnlich Seni genannt) theuer bezahlen mußte, so hatte er wenig Neigung, die Rückstände Kepplers zu berichtigen. Als daher 1630 ein Reichstag nach Regensburg ausgeschrieben ward, zog Keppler dorthin, um die Auszahlung seiner Rückstände bei dem Kaiser, seinem Hauptschuldner, in Person zu betreiben. Von den Mühseligkeiten der Reise entkräftet und durch Zurücksetzung gekränkt, verfiel er in Regensburg bald nach seiner Ankunft in ein heftiges Fieber, das nach 6 Tagen seinem Leben ein Ende machte. Er starb den 15. November 1630 im 59. Lebensjahre.

Der Vielumhergetriebene fand seine Ruhestätte auf dem Kirchhofe zu St. Peter an den Außenwerken der Stadt; sein Grabstein trug die von ihm selbst gefertigte Inschrift:

Mensus eram coelos, nunc terrae metior umbras.
Mens coelestis erat, corporis umbra jacet.

Lebend maß ich den Himmel, jetzt meß' ich das Dunkel der Erde.
Himmelab stammte der Geist, hier liegt der Schatten des Leibs.

Als im Jahr 1633 die Schweden bei der Belagerung von Regensburg die Außenwerke der Stadt zerstörten, ward Kepplers Grab von Trümmern der Festungswerke verschüttet. Erst 1808 ward von dem Fürst Primas Carl von Dalberg, der damals Bischof von Regensburg war, dem unsterblichen Manne an jener Stelle ein Denkmal errichtet. Gegenwärtig beabsichtigt man, Kepplern in seiner Vaterstadt Weil ein Standbild aufzustellen.

Kästner hatte einst geschrieben:

So hoch war noch kein Sterblicher gestiegen,
als Keppler stieg — und starb den Hungertod;

und Mancher hat ihm dieß nachgesprochen. Allein soweit war es mit dem vielgeprüften Manne doch nicht gekommen. Es existirt noch ein von Keppler selbst aufgestelltes und von demselben Kästner später bekannt gemachtes Verzeichniß seiner sämmtlichen Habe, die er auf seiner letzten Reise mit sich führte, da er Willens war, von Regensburg aus nach Straßburg zu seinem Freunde Bernecker überzusiedeln. Aus diesem ergibt sich, daß Keppler noch im Besitze eines nicht ganz unbedeutenden Vermögens war, von welchem allerdings ein großer Theil in bloßen Anweisungen bestand, ein andrer Theil seinen Kindern erster Ehe gehörte; auch muß man bedenken, daß die vorhandene Baarschaft größtentheils der Erlös von den jüngst herausgegebenen, von ihm selbst verkauften Rudolphischen Tafeln war.

Deine Achtung, lieber Leser, gebühret dem Manne, der sein ganzes Leben und alle seine Kräfte mit Begeisterung dem Erforschen der Wahrheit gewidmet, nicht die eigene Ehre suchend, sondern das Lob seines Schöpfers; der ohne Furcht vor Gefahr, trüb gegen die Lockungen des Vortheils, treu und gewissenhaft an dem Glauben festhielt, den er für den wahren erkannt hatte, und mit unerschütterlichem Muthe für denselben jedes Mißgeschick ertrug. Unsere Liebe gewinnt er durch seine edle Bescheidenheit bei aller Größe, durch die Milde seiner Gesinnung und seines Urtheils in einer Zeit religiöser Zwietracht und des Parteihasses; mitleidsvolle Theilnahme aber können wir dem nicht versagen, der von seiner Jugend an bis zum Grabe mit einem widrigen Geschicke rang, das er nicht verdient.

Kepplers Wittwe zog mit 4 unmündigen Kindern und einem noch ungedruckten Buche des Verstorbenen zu dem Sohn erster Ehe Ludwig, einem Candidaten der Medicin, welcher später Arzt zu Königsberg in Ostpreußen ward. Dessen Familie ist bald nach ihm ausgestorben. Die Kinder zweiter Ehe starben alle in frühen Jahren. Nur von Kepplers Tochter erster Ehe, Susanne, sind jetzt noch directe Nachkommen vorhanden. Es sind dieß die 5 Kinder des Rechtsgelehrten Schnieber zu Lauban in der Preußischen Lausitz. Sie besitzen noch die Originalporträts von Keppler und seiner ersten Frau. Ueber dieses Porträt lesen wir im Schwäbischen Mercur Folgendes: „Es zeigt den feurigen, 26 Jahre alten Gelehrten in seiner vollen Kraft und Blüthe als glücklichen Bräutigam der adligen, sehr reichen und schönen Barbara von Mühlegg. Dieses einzige, aus jener Zeit vorhandene Porträt weicht von allen andern Bildern ziemlich ab; denn letztere rühren aus späterer Zeit her und zeigen

den mit so vielen Mißgeschicken kämpfenden Mann vorgerückteren Alters. Doch in der Hauptsache stimmen sie mit einander überein. Die hohe, edle Stirn, das scharfe Auge, der energisch kühne Ausdruck des Gesichts kennzeichnen auf allen Bildern den großen Denker, den unerschrockenen Kämpfer für Unabhängigkeit wissenschaftlicher Forschung. Aber neben dem Muthe, wie er aus allen Zügen spricht, wie ihn Keppler in den schwierigsten Lagen des Lebens, selbst dem fast allmächtigen Wallenstein gegenüber bewiesen, prägt sich doch wieder die ihm eigen gewesene Milde und Sanftmuth aus. Sein ganzes Gesicht ist wahrhaft schön und blühend. Das reiche nußbraune Haar ist auf der Stirne leicht aufgeworfen und auf die Seiten zurückgelegt."

Ein Bildniß Kepplers aus seinen späteren Jahren befindet sich in der academischen Bibliothek zu Straßburg. Keppler hatte es für seinen Freund Bernecker machen lassen; ein zweites ward vor nicht langer Zeit zu Regensburg entdeckt und durch eine Denkschrift des historischen Vereins der Oberpfalz und von Regensburg (Johann Keppler, kaiserlicher Mathematiker. Regensburg 1842) bekannt gemacht.

Dies und Das.

Daß „Dies und Das" auch einmal etwas bringe, was den Gelehrten ein Stein auf dem Herzen war, — warum nicht? Der alte Geographe Ptolemaeus sagt: unter dem 28. Grade der Länge und 50. der Breite ergieße sich der Fluß Obringa in den Rhein. Dieser Obringa (auch Obrincus, Obringas, Obricca geschrieben) machte den Geschichtschreibern und Geographen des alten Deutschlands viel Herzeleid, und sie suchten durch die seltsamsten Vermuthungen Licht in die Sache zu bringen. Der Eine sagte: es ist die Mosel, der Andere: der in den Oberrhein sich ergießende Neckar, der Dritte: der Main, der Vierte endlich: die Aar. Am nächsten kamen offenbar Schöpflin und Serrarius, wenn sie den Namen so erklärten: Ob heißt Fluß (daher Uwi, Aue ein Land am Fluße, eine Insel, wie sie noch heute im Rheingau heißt; Ubier Flußbewohner, wie man denn sie auch später Ripuarier, von Ripa das Ufer, nannte) und Ringa nennen noch heute die Rheingauer ihr schönes Rheinuferland. Ptolemaeus theilt Germanien in das obere und untere und läßt dieses mit dem Obringa beginnen, wo das Gebiet der Nemeter lag. Bei dem Maine fängt abwärts der Rheingau an, und die Benennung paßt ganz genau, da der Obringa grade dort liegt, wo der Rheingau anhebt. Man wendet ein, daß Plinius und Ammianus und noch andere römische Geographen ihn Moenus nennen, und daß, wie Minola sagt, der Name Gau noch nicht gebräuchlich gewesen von dem Uferlande des Rheines; ja freilich nicht in der Weise, wie später das Land in Gaue eingetheilt wurde, sondern als Bezeichnung einer Landesgegend, und in dieser ist das Wort Gaw oder Gau uralt. Wie leicht konnte es daher sein, daß man den Main Obringa, d. i. Fluß des Rheinischen Gaues nannte!

Burton, der englische Reisende im Innern Afrika's, theilt uns über die Wegepolizei etwas mit, das mitunter auch im gebildeten Europa Seinesgleichen hat.

Begegnen sich zwei Handelszüge d. h. Handelscaravanen, deren eine einen Araber zum Führer hat, so weicht die andere aus, deren Führer ein Neger ist. Denn der Araber ist ein vornehmer Mann. Begegnen sich aber zwei Karavanen, deren Führer Beide Araber sind, so rücken sie bis hart an einander vor, weil keine den Vorrang der andern zugesteht. Man steigt ab, legt seine Traglast bei Seite, und es beginnt nun eine sehr gemüthliche Prügelei. Die Besiegten weichen aus, und die Leibes- und Fäuste-Uebung hat keine weiteren Folgen. Lachend und freundlich trennt man sich. Der Europäische Brauch ist herber, — wie Beispiele darthun.

Bei Montafun in Voralberg saß der Schreiber dieser Zeilen in einem Einspänner, und ein ebensolcher kam ihm entgegen.

Keiner der Kutscher wich aus. Als sie vor einander hielten, begann ein Wortkampf in unübersetzbaren, unaussprechlichen Schimpfwörtern, wie er dergleichen nie gehört. Ein Wort gab das andre. Vergeblich legte sich der Reisende drein, bis ihm der eigene Kutscher zornig zurief: Halt' Dain' Goschen! Di geht's nix a!

Flugs waren Beide vom Bocke herunter und bearbeiteten sich mit den Peitschenstielen, bis endlich Voralberger dazu kamen und den Kampf schlichteten. Sie griffen die Pferde am Zügel und führten sie an einander vorüber. Solange sich beide Kutscher sehen konnten, sandten sie sich unliebsame Grüße zu, bei denen alle Gemüthlichkeit aufhörte. Im ähnlichen Falle empfehle ich ein fischartiges Schweigen, wie ich es beobachtete, sonst könnte es üble Folgen für ihn selbst haben, bei denen eben auch die Gemüthlichkeit aufhörte!

Der Reimschmied von Hainichen.

Von M. v. E.

In dem kleinen Landstädtchen Hainichen, im sächsischen Erzgebirge, saß an einem Augustabend des Jahres 1734 die Frau Magisterin Gellert auf dem etwas schwerfälligen Sitzstein neben der Thüre der alten Pfarrwohnung und strickte an dem lang herabhängenden blauen Strumpfe gar emsig darauf los. Der Abend war nach einem schwülen Erndtetage heiter und warm, und die Sonne war noch nicht lange hinter den nächsten Bergkuppen hinabgesunken, so daß sie diese und einige darüber hängende kleine Wölkchen mit einem röthlichen Schimmer säumte. Kein Blatt regte sich an der alten nahen Linde, ein lieblicher Duft durchzog bisweilen die laue Luft, der aus dem kleinen, wohlgepflegten Hausgärtchen herüberwehte, in dem die Levkojen, die Reseda, die Astern und andere Spätlinge des Sommers noch herrlich blühten. In der Natur und unter den Menschen war noch Leben; Käfer summten und Nachtfalter strichen schwirrend herum, die Grille zirpte ihr eintöniges Abendlied, und um den hohen Kirchthurm schoß in pfeilschnellem Fluge die Mauerschwalbe, mit ihrem scharfen Gekreisch die junge Brut im schützenden Nestchen begrüßend, wenn sie an diesem vorüberstrich. Unter der breitästigen Linde trieb sich lärmend und ausgelassen die liebe Jugend herum, die Abwesenheit des nahe wohnenden gestrengen Cantors benutzend, der heute just über Land gegangen war.

Die ältern Leute, meist arme Wollenweber, saßen oder standen mit den Ihren oder einem Nachbar vor den Thüren und hielten da nach des Tages Last und Mühen über Das und Jenes, was im Städtchen, im Lande oder sonst in der großen, weiten Welt vorkam, einen traulichen Schwatz, denn damals waren die schlichten Leute noch nicht so an die Schenken gewöhnt wie die heutige Generation, und Zeitungen, die jetzt immer etwas Neues brühwarm bringen, gab's zu jener Zeit auch nur wenige und nur in größern Städten, sodaß der Kleinstädter und Landbewohner fast nur auf das beschränkt war, was er durch den Mund Anderer hörte.

War das Leben in dem guten und fleißigen Städtchen Hainichen auch ein einförmiges, vielleicht auch ein etwas spießbürgerliches, so war und blieb es doch immer ein trauliches und gemüthliches, denn die Leute lebten unter sich in Ruhe und Frieden und waren bei dem Wenigen, was ihnen die Vorsehung beschieden, in ihrer Weise glücklich und zufrieden, was sich auch auf fast allen Gesichtern der Herumstehenden ausprägte.

Nur die emsig strickende Frau Magisterin schien eine Ausnahme zu machen. Sie saß da allein, den Kopf nach den fleißigen Händen gesenkt, und Alles, was um sie vorging, schien sie nicht zu berühren. In ihren einst gewiß schönen Zügen drückte sich ein milder Ernst aus, und aus der Brust rang sich zuweilen ein leiser Seufzer. Eine stille Wehmuth schien die gute Frau zu drücken.

Eine feine und näselnde Stimme bot jetzt in nächster Nähe einen guten Abend. Die Magisterin fuhr wie aus einem Traume und etwas überrascht mit dem Kopfe in die Höhe, und vor ihr stand die Frau Nachbarin Cantorin, die sich mit einem zierlichen Knix verneigte. Es war eine lange, hagere Figur, die wohl schon ein halb Jahrhundert in der Welt herumgewandelt war und doch noch an allerlei Putz und Tand Gefallen zu finden schien. Eine mächtige Spitzenhaube umrahmte das zerfurchte, schmale Gesicht, aus dem eine scharfe Habichtsnase weit hervorsproßte, und schwarze Filethandschuhe reichten bis fast an die Ellenbogen der rappeldürren Arme. Der weite und gestreifte buntbeblümte Rock rauschte bei jeder Bewegung, und eine mächtige Cartusche fiel auf die Hälfte über ihn herab. An ihrem linken Arme hing ein zierlicher Korb, der das dicke Knaul des Strumpfes barg, an dem sie, herumspazierend, ebenfalls flink strickte. Sie hatte, da ihre Ehehälfte nicht daheim war und keine Kinder nach ihr verlangten, ihre Wohnung verlassen und hatte bereits ein gut Stück die Runde herum gemacht, um mit ihren scharfen Ohren und Augen Stoff für ihre noch schärfere Zunge zu sam-

meln, die im ganzen Städtchen die gefürchtetetste war. Die gute Frau hatte sich darob manche Feindschaft zugezogen; sie zählte aber mit zu den Honeratioren und wußte sich in dieser Stellung ihren Rang zu behaupten. Die gute und harmlose Frau Magisterin Gellert, die in ihrem Hause genug zu schaffen hatte und wenig mit der Außenwelt in Berührung kam, kannte die Schwäche ihrer Nachbarin weniger und hatte gegen sie kein Arg; deßhalb erwiederte sie auf den gebotenen Gruß freundlich, sie rückte von der Mitte des Steins mehr auf die Seite und lud die Cantorin ein, neben ihr Platz zu nehmen. Diese ließ sich das nicht zweimal sagen und rauschte neben der Sitzenden nieder.

Das Gespräch wollte heute nicht wie sonst in Zug kommen. Die Magisterin, auch eine Tochter Eva's, liebte wohl trauliche Gespräche, aber heute war sie wortkarger denn je und antwortete auch hie und da zerstreut. Die Nachbarin witterte etwas Ungewöhnliches, denn sie verstand sich auf Menschenkenntniß. Aha — dachte sie bei sich — da steckt was, und da muß ich dahinter kommen. Ob sie wohl etwas mit ihrem Eheherrn oder mit der Magd gehabt hat? Wissen mußte sie's um jeden Preis, es hätte ihr sonst eine schlaflose Nacht gemacht. Sie spannte deßhalb alle Segel auf, um eine günstige Brise abzuwarten und so auf ihr Ziel loszusteuern, denn mit der Thüre durfte sie hier nicht in's Haus fallen, das verbot ihr der Respect, denn obgleich sie sich auch mit zur „Geistlichkeit" zählte, so betrachtete sie doch die Magisterin als ihre Vorgesetzte und wußte gar wohl, daß jene bei aller Einfachheit und Anspruchslosigkeit eine recht kluge und taktvolle Frau war, die sich nicht leicht zu nahe treten ließ.

Die Schlaue suchte erst das Gespräch in den rechten Fluß zu bringen, dann, meinte sie, würde schon ein Wort das andere geben. Sie klopfte leise da und dort an, und ihr stechendes Auge beobachtete jeden Zug auf dem Gesicht der Nebensitzenden. Die ersten Versuche fielen nicht nach Erwartung aus, aber Consequenz führt zum Ziele. Die Magisterin gab erst auf Das und Jenes nur ausweichende, dann halbe und zuletzt ganze Antworten. Das gedrückte Herz wird leichter, wenn es sich Luft machen kann, und da die gute Predigersfrau eben keine andere Seele zur Hand hatte, sich dieser zu vertrauen, so ging sie nach und nach mehr mit der Sprache heraus. Aber noch immer war die Cantorin nicht im rechten Fahrwasser, und der Geduldsfaden der Neugierigen drohte zu zerreissen. Sie hüstelte und rückte unruhig auf der Steinbank hin und her und beschloß endlich, den letzten Sturm zu wagen.

„Ihr liegt was auf dem Herzen, geehrte Frau Magisterin, das merke ich Ihr an. Sie weiß ja, bei mir ist Alles gut aufgehoben, und ich kann verschwiegen sein wie das Grab. Den Verdruß darf man nicht so in sich hineinwürgen, es schadet dem Leibe wie der Seele."

Die Angeredete blickte von ihrem Strumpfe auf und sah mit ihren noch immer schönen dunkeln Augen unter der weißen Spitze der Haube hervor die Sprechende eine Weile ruhig und fest an, als wollte sie fragen: ist's auch wahr?

Die Cantorin verstand diesen fragenden Blick und zugleich auch ihren Sieg, denn hastig sagte sie weiter: „Sie kann sich heilig und gewiß auf mich verlassen, Frau Magisterin, ich werde ja nicht ...!"

„Sie hat recht, Frau Nachbarin, — seufzte die Angeredete, und eine Thräne zitterte ihr im Auge — das Herz möchte mir zerspringen. Sie versteht sich auf die Menschen und liest es mir schon halb aus diesem heraus. Ich möchte Ihr wohl etwas anvertrauen, aber es muß verschwiegen bleiben, ganz verschwiegen. Geben Sie mir die Hand darauf!"

Die Cantorin war mit einem raschen Ruck dichter an der Seite der Magisterin, ihre knöcherne Rechte verließ eiligst die Stricknadel und lag mit einem Schlage in der der Magisterin, sodaß sie dabei einige Maschen hatte fallen lassen, was ihr sonst selten passirte.

„Auf Handschlag, — rief sie mit freudefunkelnden Augen — nichts Lebendes soll je ein Sterbenswörtchen wieder erfahren. Sie weiß ja, daß das Klatschen und Ausplaudern meine Sache gar nicht ist. Pfui!" Dabei hielt sie ihr Ohr näher an das Gesicht der Magisterin, nachdem diese den Kopf erst nach den Fenstern des Oberstocks

gedreht hatte, ob von daher die Luft auch rein sei. Dann hielt sie den Mund dichter an das längst bereite Ohr der Nachbarin und lispelte:

„Ach, denke Sie sich nur, Frau Nachbarin, was ich Alles noch erleben muß, und was mir mein sonst so guter Fürchtegott für Kummer macht!“....

„Was, Ihr Fürchtegott, der liebe, fromme, stille und fleißige Junge, den die ganze Stadt gern hat, und der kein Wässerchen trübt? Der —“

„Ja, ja! der stille, fromme Fürchtegott! Ach, es ist schrecklich!“

Die gute Frau senkte das Haupt, das Weinen erstickte ihre Stimme. Der innere Sturm mußte erst austoben. Die Cantorin suchte die fallen gelassenen Maschen wieder aufzunehmen, während Frau Gellert wieder in stilles Nachdenken zu verfallen schien.

Die auf der Folter sitzende Nachbarin mußte das Eisen schmieden, solange es noch warm war; sie nahm daher einen abermaligen Anlauf.

„Aber, Frau Magisterin, was ist es denn nur mit Ihrem Fürchtegott? Ich bin ganz außer mir!“

„Ach! ich möchte in die Erde sinken und schäme mich fast, es zu sagen. Es will mir gar nicht über die Zunge.“

„Was Sie sagt! Er wird doch nicht?“

„Was wird er?“ fragte die Magisterin mit einem ernsten Blick.

„Das will mir auch nicht über die Zunge. So ein stiller, gottesfürchtiger Musje und noch dazu der Sohn eines ehrwürdigen geistlichen Herrn!“

„Was meint Sie denn eigentlich, — herrschte die Magisterin mit einem mehr strengen als fragenden Blick — was denkt Sie denn?“

„Nun, ich meine vielleicht so eine kleine Liebschaft, oder, oder —“

„Oder?“

„Nun — — ich meine vielleicht so einen kleinen Handel mit einem Studenten, denn die sollen sich ja dort in Leipzig auf Tod und Leben stechen, hauen und fechten. Purer Mord und Todtschlag.“

„Ach, schwätze Sie doch nicht so in den Tag hinein, es ist etwas ganz Anderes.“

„Und das wäre?“

Die Frau Magisterin hielt ihren Mund so nahe sie konnte an das lauschende Ohr der Nachbarin und raunte ihr mit gedämpfter Stimme zu: „Ach, denke Sie nur, der Fürchtegott macht — Reime — —“

„Reime?!“ — fuhr die wie von einer Natter gestochene Cantorin plötzlich auf und schlug die dürren Hände zusammen, sodaß der Strumpf zu Boden fiel. — „Das ist ja fürchterlich, entsetzlich!“

„Pst, Pst! nicht so laut, man könnte es hören, und die Leute sollen und dürfen es nicht erfahren, sonst wäre es um Fürchtegotts Ruf geschehen. Ja, Ihr habt recht, gute Frau, fürchterlich, entsetzlich! Nun denke Sie sich in meine Lage, und Sie wird meinen Harm begreiflich finden.“

Die Cantorin schien sich noch schwerer beruhigen zu können als die bekümmerte Mutter. Sie war eine ausgemachte Feindin aller Neuerungen, wozu sie auch das Reimen zählte, dem sie besonders noch darum so aufsässig geworden war, weil ihrem ehrbaren Namen die Schmach widerfahren war, mit einem schändlichen Pasquill besudelt zu werden, das ein schändlicher Reimschmied gefertigt hatte, der darin die bösen Zungen eines Kaffeekränzchens in Knittelversen besungen hatte, worin die Cantorin namentlich mitfigurirte. Sie hatte all der unnützen Menschen, die sich mit der edeln Reimkunst beschäftigen, Tod und Rache geschworen, und so wird uns ihr jäher Schrecken und Zorn erklärlich, der sie erfaßte, als sie das Wort Reimen aussprechen hörte. Eine Liebschaft, einen Raufhandel, jedes Andere hätte sie dem Fürchtegott verzeihen können, seine Reimsucht nimmermehr.

Eine Pause trat ein; beide Frauen, von verschiedenen Gefühlen bestürmt, bedurften der Erholung und des Sammelns. Die Cantorin regte sich zuerst wieder, sie mußte sich Luft machen.

„Aber ich bitte Sie um Alles in der Welt, Frau Magisterin, wie ist der Musje Fürchtegott nur auf so gottlose Gedanken gekommen?“

„Weiß ich's? Wir Eltern sind nicht schuld daran, drinnen in Leipzig haben sie ihn verdorben, die lockeren Gesellen. Höre Sie weiter, aber sage Sie keiner Men-

schenseele etwas davon. In Leipzig sind die gestrengen Herrn Professoren und Magister dahinter gekommen, daß sich eine Parthie junger Brauseköpfe zusammengethan hat, die um die Wette Reime, schändliche weltliche Reime fabriciren, wobei sie weder Gott, noch die Menschen, ja sogar die unvernünftigen Geschöpfe nicht verschonen. Hohe, angesehene Herren, altes, gutes Herkommen, eine von Gott eingesetzte hohe Obrigkeit, kurz Alles wird bekrittelt und und sogar bespöttelt. So ist's meinem Mann geschrieben worden. Das Nest soll ausgenommen werden und ein strenges Strafgericht über die Frevler ergehen. Der Fürchtegott soll auch mit zu dieser Sippschaft gehören, denn er soll Reime machen, worin er die unvernünftigen Thiere wie Menschen sprechen und thun läßt, und worin die Herrn Anspielungen auf sich und andere ehrbare und hochgestellte Leute finden, und worüber einem die Haare zu Berge stehen. Auch ist's herausgekommen, daß er auf einen der gelahrten Herrn ein Spottgedicht fertigte, in dem er über dessen großen Haarbeutel sich lustig machte. Einige der lockern Vögel sind bereits weggejagt worden. Hätten's die Herrn dem Vater nicht zu lieb gethan, so wäre dem Fürchtegott vielleicht ein gleiches Loos geworden. Sie weiß, wie ich mir Alles abgespart und jeden Pfennig zu Rathe gehalten habe, die Jungen zu tüchtigen Menschen zu erziehen, und nun muß es so kommen. Aber wir sind nicht schuld daran und der Fürchtegott auch nicht, der ist von Andern verleitet worden, denn böse Gesellschaft verdirbt gute Sitten, das ist ein altes, aber wahres Sprichwort. Der Herr Rector hat an meinen Mann noch von zwei losen Vögeln geschrieben, der eine, denke ich, heißt Rabener, der andere Gärtner, die auch lieber unnütze Dinge treiben, als ihre Nase in die Bücher zu stecken."

Erschöpft sank die Klagende mit dem Rücken und Kopf an die Wand zurück, die Hände sanken sammt Strickstrumpf in den Schooß, und das halbgeschlossene Auge blickte hinauf zum reinen Himmel, an dem bereits der Abendstern hell schimmerte.

Eine Pause trat ein. Selbst die redselige Cantorin konnte nicht gleich passende Worte zu einer Erwiederung finden, sie schüttelte nur mit dem Kopfe, daß die große Haube wackelte, fuhr dann mit einer der Nadeln an den zusammengekneifsten Mund und schien, den Blick zum Boden geheftet, über etwas nachzusinnen. Im Grunde war die Frau doch nicht so böse, als vielleicht nach ihrem bisherigen Benehmen scheinen möchte, und der leidende Zustand der Magisterin ging ihr jetzt wirklich zu Herzen, sodaß der kurz vorher erst aufbrausende Zorn über den jungen Reimschmied vorerst in den Hintergrund gedrängt wurde.

Die Magisterin nahm zuerst das Wort und den Strumpf wieder auf. Sie setzte sich wieder zurecht, und leicht mit dem Haupte nickend, sagte sie mit etwas zitternder Stimme: „Ja, ja, Frau Nachbarin, so ist's! Den Vater verzehrt der Zorn und mich der Gram. Der arme, sonst gute Junge dauert mich doch, wenn er auch auf Abwege gerathen ist. Sein Empfang bei'm Vater war nicht der beste, als er vorige Woche zu den Ferien hier eintraf. Dieser wollte von keiner Ausrede hören, als es zur Sprache kam, und meinte: er wollte, er hätte ihm das erste Gereimsel, das er ihm vor 4 Jahren an seinem Geburtstag überreicht, vor die Füße geworfen, statt sich darüber zu freuen."

„Ei, was war denn das?" fiel neugierig fragend die Nebensitzende ein.

„I nun, der Fürchtegott machte zu des Vaters Geburtstag ein Gedicht, worin er sich sammt seinen zwölf Geschwistern und den beiden Enkelchen, die zusammen ein Mandel ausmachen, mit den fünfzehn Strebern verglich, die unsre alte Pfarrwohnung stützen. So, meinte er, wollten die dankbaren Kinder uns auch stützen und erhalten, wenn wir alt und wackelig würden. Es war Alles gar drollig und schön zusammengereimt, bald zum Weinen, bald zum Lachen, sodaß es der Vater Anfangs gar nicht glauben wollte, daß es der Junge allein gemacht habe. Wie freuten wir uns dazumal Alle sehr darüber, und nun mußte es so zum Verdruß ausschlagen! Damals weinte ich Thränen vor Freude und meinte Wunder, was aus dem Fürchtegott werden würde, und jetzt fließen die Zähren des Kummers. — Ach, Sie glaubt nicht, wie schwer es uns wird, unsere vielen Kinder, namentlich die Jungen, so heranzuziehen,

daß sie dereinst in Ehren bestehen können. Mit den andern ist das Schwerste überstanden, aber den Fürchtegott noch durchzubringen, geht fast über unsere Kräfte. Und wenn er nun gar aus der Art schlüge!"

„Ja, verehrte Frau Magisterin, — erwiederte die Andere, die wieder emsig fortstrickte und gleich die Spitze des Strumpfes zu hatte — da ist guter Rath theuer; ich denke aber doch, der gestrenge Herr Papa wird dem Herrn Sohne noch bei guter Zeit den verdrehten Kopf wieder zurecht setzen."

Noch wurde Das und Jenes gesprochen und geklagt, bis endlich die Cantorin den vollendeten Strumpf über das noch dicke Knaul wickelte, die Nadel hineinsteckte und Alles in ihrem Armkästchen sorgsam unterbrachte. Dann erhob sie ihre lange Gestalt, beugte diese wieder zu einem wohlanständigen Knix zusammen, wünschte eine gute Nacht, sowie daß wegen des Musje Fürchtegott noch Alles zum Besten gehen möge. Sie schritt eiligst und rauschend dem alterthümlichen Schulhause zu, denn es brannte ihr unter den Sohlen und auf der Zunge, das ihr eben anvertraute und schon schwer drückende Geheimniß los zu werden, sei es vorerst auch nur gegen ihren Mann, der unterdeß nach Hause gekommen sein mußte. — Mann und Weib — dachte sie bei sich — sollen ein Leib und eine Seele sein, deßhalb soll auch keines der beiden gegen das Andere etwas verschweigen. Sie hielt solches jetzt sogar für eine Pflicht und vergaß doch, daß sie dem Eheherrn schon gar manches Geständniß schuldig geblieben war. Als sie jedoch eben hinter der Kirche und außer Sicht war, begegnete ihr just ihre beste Freundin mit einem fetten kleinen Mops auf dem Arme, die eben von einem Abendspaziergange nach Hause gehen wollte. Nach dem Gruße und etlichen gewöhnlichen Fragen kam es natürlich zu einem längeren Gespräche, und da die Cantorin jetzt wieder bei sich dachte, auch gegen eine Freundin kein Geheimniß haben zu dürfen, so erfuhr die Frau Stadt- und Rathsschreiberin Alles brühheiß, was eben die bekümmerte Magisterin der Geschwätzigen anvertraut hatte. „Aber, Frau Gevatter, ich bitte Sie nochmals um des Himmels Willen, sage Sie es ja Niemand weiter, ich könnte sonst in einen schönen Verdruß kommen!" „Was denkt Sie von mir, Gevatterin, — erwiederte das dicke Weiblein — meint Sie, ich wüßte nichts auf dem Herzen zu behalten oder ein anvertrautes Geheimniß zu ehren? Ich dächte, Sie kennte mich!" Die beiden Frauen trennten sich, die eine froh, etwas Neues, Wichtiges erfahren, die Andere, ihr Herz erleichtert zu haben. —

Mancher Leser wird sich die Alteration der beiden Frauen über einen Gegenstand, der an und für sich geringfügig zu sein scheint, nicht erklären können, wenn ein junger Mann Verse macht, den aber die Welt ehrt und hoch über Andere stellt, wenn er ein wahrer Dichter ist. Aus diesem Gesichtspunkte sehen wir die Sache heutigen Tages an, zu jener Zeit aber dachte man ganz anders darüber. In arger Förmlichkeit waren die Männer der Wissenschaft erstarrt, nach strengen Grundsätzen und Regeln wurde gelehrt, Alles in e i n e m Guß und in e i n e r Form, und wehe Dem, der seinen eignen Weg wandeln und mithin eine Ausnahme machen wollte! Wie ein Schwarm gereizter Hornissen fiel der Schwarm Perücken über den Neuling her, bis er zahm oder müde war. Auf den Hochschulen, von denen die wahre Erleuchtung ausströmen sollte, wurde das Licht unter den Scheffel gestellt, man sah mehr hinter sich als vor sich. Die Studirenden wurden mit Latein und Griechisch überfüttert, und es galt unter der Würde eines solchen, sich in gelehrten Dingen der deutschen Sprache zu bedienen. Verse und größere Aufsätze durften nur in den alten Sprachen niedergeschrieben sein, wenn sie bei der gelehrten Welt Gnade und Anerkennung finden sollten. Man fand es sogar eines Studirenden unwürdig, sich mit seiner Muttersprache allzusehr zu befassen oder deutsche Bücher denen der alten Römer und Griechen vorzuziehen.

Unter solchen erschwerenden Umständen und bei der Unbehülflichkeit der damaligen deutschen Sprache mußte die jetzt so hoch gehobene Dichtkunst zu jener Zeit noch sehr im Argen liegen. Die Blüthezeit des einst so gefeierten Minnesangs war längst vorüber und abgestorben. Wie alles Liebliche

und Schöne der Wissenschaft und der Kunst erstarrt oder in Fesseln lag, so auch die edle Dichtkunst. Diejenigen, die damals als Dichter galten, befaßten sich fast nur mit geistlichen Liedern oder Lobhudeleien auf fürstliche oder sonst hervorragende Personen, eine andere Sorte brachte Tagesgeschichten, außergewöhnliche Ereignisse und sonst dergleichen in meist elenden Reimen für das gewöhnliche ungebildete Volk, das nur derbe Kost vorgesetzt haben wollte. Sie gehörten mehr in die Klasse der Bänkelsänger, die die fromme und gebildet sein wollende Welt gewöhnlich unter die unnützen Leute zählte.

Wer sich nicht streng an das Religiöse nach der Denkweise damaliger Zeit hielt oder etwas anders als nach der hergebrachten Weise auslegte, galt als freigeistig und gotteslästerlich, wer seinen Gefühlen und seiner Einbildungskraft einen zu weiten Spielraum ließ, als sinnlich und weltlich; Eins so schlimm wie das Andere. Ein Jünger der Wissenschaft, namentlich Einer, der sich der Gottesgelahrtheit widmen wollte, durfte nicht auf solche Abwege gerathen, wenn er zu Amt und Würden kommen wollte.

Und doch begannen unter diesem Drucke und dieser Geringschätzung bereits einzelne Sterne am Himmel der Deutschen zu schimmern, die ihre eigene, noch ungemessene Bahn wandelten und später ihr Licht und ihre Wärme über die bisher finstere Welt ergossen. Ihre Namen werden von der dankbaren Nachwelt noch mit Liebe und Verehrung genannt. Es waren die wackern Vorkämpfer einer neu beginnenden Zeit.

Die würdige Pfarrfrau saß noch, in tiefe Gedanken versunken, auf der Steinbank, das so fleißig gehandhabte Strickzeug lag unbeachtet im Schooße, und sie blickte hinauf zum mehr und mehr sich dunkelnden Himmel, an dem ein Sternlein nach dem andern sichtbar wurde. Der Lärm der tobenden Jugend wurde schwächer, und das Gekreisch der Schwalben verstummte allmählig. Da kam um die Ecke des Hauses ein schwächlicher und blasser Jüngling langsam geschritten, gekleidet in die steife, beengende Tracht seiner Zeit, die außer dem weißen Halstuche und den langen Spitzenmanschetten ganz schwarz war. Er las aufmerksam und tiefsinnend in einem dicht vor das Gesicht gehaltenen Buche, denn es mochte schwer halten, in der bereits stärker eingetretenen Dämmerung noch zu lesen. Er war so tief in sein Lesen versunken, daß er nicht zu merken schien, was neben ihm vorging, und er würde an der vor ihm sitzenden Mutter, ohne sie zu bemerken, vorübergegangen sein, deren Auge jetzt traurig mild auf ihm ruhte, wenn diese ihn nicht angesprochen hätte.

„Ei, Fürchtegott, — sagte sie mit ruhiger, klangvoller Stimme, die halb zärtlich, aber vorwurfsvoll lautete — Du bist ja so in Dein Lesen vertieft, daß Du über dem Buch die Mutter gar nicht siehst. Ist Dir denn dieses lieber?"

Der Sohn blickte überrascht auf, klappte das Buch schnell zusammen und saß im nächsten Augenblicke an der Mutter Seite, deren Hand er hastig faßte und zärtlich drückte, während er mit seinen sanften, seelenvollen Augen ruhig in die der Mutter sah. Nach einer Weile sagte er leise und etwas schüchtern:

„Will mir denn die liebe, gute Mutter nicht mehr zürnen? Habe ich denn so sehr gefehlt, daß man mich in diesem Hause mehr als einen Fremdling behandelt, denn als Sohn?"

„Warum machst Du uns auch den Kummer und bringst den Vater, die Herrn Professoren und andere Menschen, die es wohl mit Dir meinen, so gegen Dich auf! Du bist zum Gottesgelahrten bestimmt und befassest Dich mehr mit weltlichen, sündlichen Dingen. Sag' mir nun offen, mein Fürchtegott, wie kommst Du dazu?"

So offen und traulich hatte die Mutter noch nicht in den wenigen Tagen mit ihm gesprochen, da er wieder im elterlichen Hause war. Die Gelegenheit war ihm erwünscht, und er erwiederte:

„Sollst Alles wissen, lieb Mütterchen, und will Dir mein bedrängtes Herz ausschütten, als ob es vor Gott wäre, dem ja doch nichts von unserm Thun und Treiben entgeht. Ich habe nichts versäumt, wie Du und der gute Vater glauben möget, um mich zu dem Berufe vorzubereiten, zu dem mich dieser bestimmt hat. Tag und Nacht habe ich gearbeitet, um

mit fortzukommen und das etwa Versäumte nachzuholen, denn Du weißt ja, daß mir das Lernen von jeher etwas schwer fiel, und ich mehr Zeit darauf verwenden muß als mancher Andere und Fähigere. Ueber meinen Fleiß werden mir die Lehrer gewiß das beste Zeugniß geben müssen. An Nachtwachen bin ich gewöhnt, und es ist mir zur zweiten Natur geworden, immer thätig zu sein. Als ich noch bei Euch im Hause war, schrieb ich, wie Du weißt, nachdem ich meine Tagesaufgaben hinter mir hatte, für Advocaten Streitschriften und für Kaufleute Verträge und Rechnungen ab, die mir einige Groschen eintrugen, wofür mir aber die große Freude wurde, auch meinen Theil, wenn auch nur einen geringen, zur Erhaltung des Hauswesens mit beizusteuern, weil's immer so knapp bei uns herging. Ich saß oft noch bis nach Mitternacht oben in meinem Kämmerlein hinter der düster brennenden Lampe und schrieb das langweilige Zeug nieder, während Alles im Hause im tiefen Schlaf lag, und Ihr wohl meintet, auch ich ruhe sanft."

Die Mutter drückte dem Sohne gerührt die Hand, während eine Thräne in ihrem Auge perlte. Dieser fuhr fort:

„Ich will mich keineswegs damit rühmen, sondern nur damit sagen, daß ich an's Arbeiten gewöhnt bin, und so wird mir später auch das Schaffen nicht schwer werden. Seitdem ich nun in Leipzig bin, muß ich freilich mehr lernen als zu der Zeit, wo ich noch daheim war, aber ich finde noch immer Zeit genug, mich mit etwas Anderem zu beschäftigen."

„Ach, leider ja!" sagte die Pastorin mit einem tiefen Seufzer dazwischen.

„Höre mich weiter, gut Mütterchen. Meine übrige Zeit habe ich nicht so unnütz und gottlos vergeudet, als Ihr vielleicht meint. Ich habe manches schöne Buch kennen gelernt, das ich lieber gewann als die mitunter recht langweiligen Lehrbücher, und ein neues, göttliches Licht leuchtete in meinem Innern auf. Auch aus einem bessern Buche wußten die hochweisen Herren nichts zu machen, da sie nur nach dem todten Buchstaben lehrten, nicht nach dem Geiste, der in ihm waltete. Wenn ich nun über solch ein Buch kam, das mir zusagte, da konnte ich nicht wieder davon loskommen und habe mir daraus manchen Schatz für mein ganzes Leben zu eigen gemacht. Weiter stieg nun in mir ein anderer Gedanke auf: ich meinte bei mir, ob es denn gar nicht möglich sei, auch in unsrer Muttersprache Schönes und Ansprechendes zu schaffen, woran ein größerer Theil des Publikums Theil nehmen könnte, und befleißigte mich dieser daher besonders. Ich meinte, an dem, woran ich Freude und Genuß fände, könnten auch Andere mit theilnehmen. Ein fester Plan war in mir noch nicht zur Reife gediehen, aber ich fand Bekannte und Freunde, die gleiche Ansichten und Ueberzeugungen mit mir hatten und auf dasselbe Ziel lossteuerten, und so thaten wir uns denn mehr zusammen, tauschten unsere Ideen aus und gingen endlich unsern eignen Weg in der einmal eingeschlagenen Richtung weiter. Wir wagten unsere Kräfte, Einer theilte dem Andern mit, was er geschaffen, und so versahen wir unter uns das Richteramt. Dieser Bund, der für das ganze Leben zusammenhalten soll, wurde schon auf der Fürstenschule zu Meissen geschlossen und, ich muß es offen bekennen, die Stunden, die ich mit diesen Freunden oder hinter einem schönen Buche in stiller Einsamkeit verlebte, waren bisher meine glücklichsten und mir natürlich werther als die in den dumpfen Hörsälen."

„Aber wie kommst Du nur auf die weltlichen, gottlosen Reime, die den Vater sosehr aufbrachten?"

„Ist auch nicht so schlimm, gut Mütterchen, als Du Dir vorstellen magst, und ich will Dir auch darüber Aufschluß geben. Sieh' wenn man etwas Gutes und Gediegenes sagen will, kann man's ebenso gut im Reime oder Vers, als in der andern, gewöhnlichen Schreibart. Aber — unter uns gesagt — die gar sehr gelahrten Herren verstehen jenes in deutscher Sprache nicht, weil sie diese selbst weniger kennen als die griechische und lateinische, die für gewöhnlich doch nicht gesprochen werden. Da nun unsere Arbeiten hie und da großen Beifall fanden, so reizte das zunächst die Eifersucht dieser Herrn, die es nicht zugeben wollten, daß das Ei klüger sein könne als die Henne. Aber noch An-

deres kam hinzu. Jugendliche Laune riß den Einen oder den Andern auch zu einem Scherze hin, mitunter auch zu einem beissenden Witz. Stoff dazu gab's in nächster Nähe genug. Namentlich führte Rabener zuweilen eine etwas spitze Feder. Das war nun vollends der Rest, der den Boden hinausgestossen. Was der Eine that, traf die Andern. Die gestrengen Herren wurden uns aufsässiger, nannten unsere Vereinigung ein gefährliches Complott und unser Streben ein neuerungssüchtiges, gottloses, dem ein Ende so oder so gemacht werden müsse. Sie hatten uns arg auf dem Zuge. Ich kam noch so ziemlich gnädig weg, einigen Andern erging es übler. Damit meine guten Eltern aber auch sehen, daß ich mich nicht mit weltlichen Dingen am liebsten beschäftige, sondern auch meinem künftigen Berufe lebe, so werde ich Euch, sobald der Vater wieder etwas ruhiger und zugänglicher geworden ist, auch einige geistliche Lieder vorlesen, die ich dichtete, und die Euch, wenn sie auch in der Form noch Manches zu wünschen übrig lassen mögen, doch wohl nicht ganz mißfallen dürften."

„Aber — fiel die Mutter ein — es war auch von andern Liedern die Rede, die nicht in's geistliche Fach einschlagen. Du sollst auch solche gemacht haben, in denen unvernünftige Thiere wie die Menschen reden und sich gebärden. Man versündigt sich aber an diesen, indem man ein rohes, unvernünftiges Geschöpf Gottes Ebenbild gleich stellt; dazu sollst Du durch Thiere auch Dinge aussprechen lassen, die gegen die bisherige Ordnung sind, Den und Jenen tief verletzen und Vielen ein Aergerniß geben."

„Auch dieses Räthsel will ich Dir zu lösen suchen, Mütterchen. Dabei hatte ich nun wieder meine eigenen Gedanken. Bei den wiederholten Versuchen, ob es denn nicht möglich wäre, in unsrer Muttersprache auch bessere und gefälligere Verse zu schaffen als bisher, und zwar auch solche, die auch der Niedere verstehen und lieb gewinnen könne, kam ich auf den Gedanken, einen Weg einzuschlagen, den schon die Alten mit Erfolg betreten hatten. Diese ließen auch Thiere, ja Pflanzen und Steine mit einander sprechen. Man nennt dieses die Fabel. In dieser kann man Vieles gefälliger und ergötzlicher behandeln als in jeder andern Erzählweise. Aber die Fabel soll nicht nur erheitern und kitzeln, sie soll hauptsächlich auch belehren. Man kann hier in Vieles einen tieferen sittlichen Sinn, eine treffende Wahrheit legen, die in den anscheinend leicht hingeworfenen Zeilen der aufmerksame Leser leicht herausfinden und sich zu nutze machen kann. So kann, meiner Ueberzeugung nach, die Gotteswahrheit auf die Seele des Menschen ebenso segensreich wirken wie durch Predigt und andere Ermahnung. Es ist ihr dadurch noch ein weites Feld gegeben, das aus der ausgestreuten Saat gute Früchte tragen kann. Hat sich der Eine oder Andere durch eine Wahrheit verletzt gefühlt, so trägt er die Schuld, denn ein Reiner und Schuldloser hat diese nie zu fürchten. Das ist Alles, was ich verbrochen habe, und worüber man mir sosehr zürnt. In meinem Innern bin ich darüber ruhig; das Einzige nur, was mich kränkt, ist: meine so lieben und guten Eltern betrübt zu haben." —

Das Haupt des Jünglings neigte sich, und die Hand der Mutter erfassend küßte er diese inbrünstig. Diese aber legte die Rechte wie segnend auf sein Haupt und sagte mit weicher Stimme:

„Ich habe Dir nicht gezürnt, mein Fürchtegott, und den etwaigen Kummer, den Du mir gemacht, vergessen, seit Dein offenes Geständniß über die Lippen ist. Ein großer Stein ist mir vom Herzen gewälzt, und der Himmel wird ja das Weitere zum Besten lenken. Wer mit sich und seinem Innern im Klaren ist, hat die Welt nicht zu fürchten."

Noch ein Weilchen plauderten Mutter und Sohn mit einander, dann sagte jene: „komm', Fürchtegott, und laß uns hineingehen, denn es wird dunkler und kühler, und der Vater hat auch schon längst die Lampe in seiner Studierstube angezündet."

Der junge Gellert folgte, indem er das neben ihm liegende Buch aufnahm und es in eine der großen Seitentaschen seines schäbigen und verwachsenen Rockes steckte, der, nebenbei gesagt, an Sonn- und Werktagen sein Ein und sein Alles war,

und er so in der That nur einen Gott und einen Rock hatte. —

Im alten Pfarrhause wurde es bald stiller und stiller. Man durfte nicht unnöthig Licht brennen, deßhalb ging man zeitig zur Ruhe. Nur oben im kleinen und ärmlichen Zimmer ging der Pastor und Magister im langen, einst geblümten und nun verwaschenen Schlafrock und die weiße Zipfelmütze auf dem Kopfe, leise vor sich hinmurmelnd herum, zuweilen vor der Lampe stehend und in ein Papier schauend, das er in der einen Hand hielt, während die andere einen schönen, großen Meerschaumkopf faßte, aus dem der Geistliche Herr von Zeit zu Zeit dichte Wolken stieß, sodaß der enge Raum des Stübchens in einen ziemlichen Nebel gehüllt war. Es war heute Freitag, und der würdige Seelsorger memorirte schon auf den nächsten Sonntag seine etwas lange und wohlgesetzte Predigt, mit der er seine andächtige und ihm treu ergebene Gemeinde erbauen wollte.

Der Magister Gellert war ganz der strenge, sittliche und in seinem Glauben fest überzeugte Gottesgelehrte seiner Zeit, der nur seinem heiligen Berufe und seiner Familie, dann aber zunächst den geistlichen Büchern und namentlich den Kirchenvätern lebte, die ihre weitschweifenden Ansichten und Disputationen meist in mächtigen Folianten der Nachwelt hinterliessen. Auch in Vater Gellerts Studierstube waren, nebst andern Büchern, einige solche Prachtexemplare zu finden, und wir hätten dieser hier wohl mehr gesehen, wenn es der fast immer schwindsüchtige Geldbeutel des Magisters erlaubt hätte.

Der Vater hielt auch jetzt den Fürchtegott streng zum Studieren an und schrieb ihm den Weg dabei genau vor. So waren denn die Ferien für den jungen Mann weniger eine Erholung als für andere heimgekehrte Studiosen, und er wäre so gern in der schönen Gebirgsgegend herumgestreift, was ihm auch wohl geistig und leiblich besser bekommen wäre als das viele Sitzen und Lernen, denn der junge Mann war von frühster Kindheit an ein zärtliches und häufig kränkelndes Pflänzchen gewesen, das nur unter der zärtlichsten Mutterpflege noch so gediehen war.

Wohl mochte sich der junge Mann in seinem kühn angesetzten Fluge gehemmt fühlen, wenn er über so manchem trockenen Buche sitzen mußte, das ihm der Vater ausgewählt; aber sein kindlicher Gehorsam fügte sich in Alles. Hatte er ein freies Stündchen, so las er in einem seiner Lieblingsbücher oder schrieb auch Das und Jenes für sich nieder. Er hatte dabei so sein eigenes stilles Treiben und kümmerte sich um die Außenwelt wenig.

Wir haben aus dem Vorhergehenden bereits ersehen, daß des jungen Fürchtegott Empfang im elterlichen Hause in Folge einiger Beschwerden seiner pedantischen Lehrer nicht der freundlichste war. Der Vater nahm ihn scharf in's Gebet und zeigte sich eine Weile etwas kurz und brummig. Zu seiner Entschuldigung fand der Sohn bei'm Vater nicht so leichtes Spiel als bei der Mutter. Aber die Zeit glich doch Alles wieder aus, und als die Ferien vorüber waren, und Fürchtegott wieder aus dem Hause schied, gab ihm der Vater noch eine wohlgemeinte Ermahnung und die Mutter ihren Segen mit.

Mit etwas frugalen Mundvorräthen und etlichen Groschen in der Tasche schritt der junge Mann dem stolzen Leipzig wieder zu, das schon damals als einer der Hauptorte glänzte, in dem der Reichthum des Handels und des Wissens seinen Thron aufgeschlagen hatte. Der junge Gellert spielte dort neben dem Glanz und Luxus Anderer freilich eine gar bescheidene Rolle, und nur Wenige wußten dort von seinem Dasein. Gar kümmerlich und jämmerlich mußte er sich behelfen, sein ärmliches Dasein zu fristen, und Hunger und Kälte traten nicht selten als peinigende Gäste zu ihm heran. Aber in dem schwächlichen Körper wohnte eine starke und Gott vertrauende Seele, die alles Ungemach und alle Hindernisse überwand, und so ging auch diese Prüfungszeit vorüber. Ihm wurde noch die Genugthuung, daß die finsteren, pedantischen und am Alten klebenden Lehrer, die ihm so manchen Kummer bereitet und bei seinem Vater ihn angeschwärzt hatten, von den klar aufstrebenden Geistern nach und nach in den Hintergrund gedrängt wurden. Eine andere Zeit war im Anzuge, und das Neuere begann sich vom Aelteren zu klären.

Nach vierjährigem Aufenthalt in Leipzig kehrte Fürchtegott Gellert wieder in's väterliche Haus zurück. Er hatte das zu seinem Berufe Nöthige tüchtig und gründlich gelernt, was ihm der Feind und Neider hätte lassen müssen, wenn er deren gehabt hätte. Die Bewohner der Vaterstadt begegneten ihm von nun an mit mehr Respect und nannten ihn nicht mehr „Musje Fürchtegott," sondern „Herr Candidat." Alles freute sich auf das Meisterstück, das er nächstens ablegen sollte, nemlich die Probepredigt. Nur der, den das Alles zunächst anging, der junge Candidat, war am wenigsten freudig gestimmt, denn er hatte vor allem öffentlichen Auftreten eine arge, nicht zu überwindende Scheu. Ueberhaupt war das, was man gemeinhin Courage nennt, eben kein hervorragender Charakterzug des sanftmüthigen jungen Mannes, der mit der Welt und ihren Anforderungen noch so wenig vertraut war, obgleich sich unter seinem schüchternen Wesen in gewissen Fällen eine große Seelenstärke verbarg.

Je näher der Tag, an dem der junge Candidat zum ersten Male predigen sollte, heranrückte, um so wärmer wurde es ihm um's Herz. Er konnte eine unsägliche Angst mit all seiner zusammengenommenen Willenskraft nicht überwinden. Zeit hatte er genug gehabt, seine Predigt gehörig auszuarbeiten und diese zu memoriren; der Vater hatte ihn noch selbst überhört und ihm da und dort noch Weisungen gegeben. Der größter Stolz desselben war, aus dem Fürchtegott einen tüchtigen Kanzelredner zu machen.

Endlich war der verhängnißvolle Sonntag erschienen. Die Frühlingssonne schien freundlich vom klaren Himmel herunter. Es war einer der heitersten Sonntagsmorgen. Die Vögel zwitscherten munter in den alten Linden, deren Knospen eben wieder das junge Laub hervortrieben. Feierlich klangen die Töne der Glocken über das kleine, friedliche Städtchen, deren Bewohner zur Andacht und Erbauung in den Gottestempel zu rufen. Dieser füllte sich heute mehr denn je, er wurde überfüllt, sodaß noch bis zu den Thüren hinaus Andächtige oder Neugierige standen. Der junge Gellert war wegen seiner Sanftmuth und Bescheidenheit gar beliebt im ganzen Städtchen, man hatte seine Reimlust wieder vergessen, und Aller Herzen hatten sich ihm längst wieder zugewendet. Daher die große Theilnahme, die sich an diesem Tage für ihn zeigte.

Freundlich schien die Sonne durch die hohen Fenster und erhellte wie mit einem magischen Lichte den sonst dürftern Raum des alten Gotteshauses und die Menge, die schon saß oder stand, oder nach ihren Plätzen drängte. Kaum war das Läuten verklungen, so rauschten die Töne der Orgel durch die heiligen Räume. Bald fiel die Menge singend ein, und der feierliche Gottesdienst hatte begonnen.

Der letzte Vers des zweiten Liedes wurde mit voller Orgelbegleitung angestimmt. Bleich und gesenkten Blickes, die Bibel an die Brust gedrückt, schritt der junge Prediger aus dem Thürchen der Sakristei und die schmalen, steilen Stufen der Kanzel hinauf. Alle Blicke folgten ihm zu diesem ersten Gange, aber hinein in sein Inneres konnte Niemand sehen und Keiner merken, wie es da innen tobte und stürmte. Der furchtsame Rekrut konnte nicht zagender der ersten Schlacht entgegengehen, als der seinen Beruf liebende und gottesfürchtige Gellert der Kanzelprobe.

Orgel und Sang schwiegen, eine feierliche Stille trat ein. Der junge Prediger begann mit sichtlicher Anstrengung zu sprechen und seine Worte mit Gesten zu begleiten, aber bald wurde die Stimme schwächer, dann stockend, und zuletzt versagte sie den Dienst. Das ohnedieß bleiche Gesicht wurde weiß wie eine Kalkwand, die zarte Gestalt wankte, und krampfhaft hielt sich die Rechte an der Kanzelbrüstung. Für den größten Theil der versammelten Menge war der Zustand ebenso peinigend als für den Betroffenen, und wohl noch nie mögen in diesem Raume so viele Menschenherzen auf einmal so beklommen zusammen geschlagen haben, als in diesen quälenden Momenten.

Die Besinnung schwand dem auf der Kanzel bis zum Tode Geängstigten mehr und mehr; doch behielt er noch so viel, um seinen Zustand zu ermessen und den Rückzug anzutreten. Man kam dem fast Zusammenbrechenden zu Hülfe und führte

ihn in die Sakristei. Während das geschah, hörte man in den vordern Reihen der Frauenbänke einen kurzen Schrei. Er kam aus der Brust der gefolterten Mutter des verunglückten Predigers, die ohnmächtig von ihrem Sitze sank.

Der gefaßtere Magister, der sich in der Sakristei befand, verlor die Ruhe in diesem kritischen Momente nicht. Er übergab den leidenden Sohn, den man in einen alten, halbzerfetzten Ledersessel gesetzt hatte, andern Händen und bestieg statt dessen die Kanzel. Er entschuldigte in einigen Worten die Störung durch das plötzlich eingetretene Unwohlsein des Sohnes und hielt dann, mehr aus dem Stegreif, eine kurze Predigt. Die Kirche, die heute länger währen mußte, wurde viel früher aus als sonst.

Wenige Stunden, ja Augenblicke, können große Veränderungen herbeiführen. Das sah man heute deutlich im Pfarrhause des zweiten Predigers zu Hainichen. In den Morgenstunden Freude und Zuversicht, jetzt trostlose Niedergeschlagenheit. Der heutige Tag sollte eine Feier sein. Alles im Hause hatte sich festlicher geputzt, Eltern und Geschwister hatten mit einer Art Stolz den Sohn und Bruder zur Kirche begleitet. Aus der Küche duftete wohl auch ein herrlicher Bratengeruch, denn man wollte heute etwas besser essen als an sonstigen Sonntagen, und auch ein paar Flaschen Grüneberger standen bereit, auf das Wohl und Gedeihen des beginnenden Predigers nach der wohlbestandenen Probe zu trinken. Man hatte einige befreundete Pfarrherrn und auch den Cantor nebst dessen Ehehälfte dazu geladen. Und nun war all die Freude und vorbereitete Herrlichkeit zu nichte geworden. Eine schreckliche Enttäuschung war an die Stelle hoffnungsvoller Erwartung getreten.

Der Sohn war rein durchgefallen, und es handelte sich jetzt um eine Existenz, um ein zerstörtes Lebensglück. So nahe am Ziele wieder umzukehren, mußte wohl für den armen Fürchtegott, seine Eltern und Alle die, welche es wohl mit ihm meinten, kummererregend sein.

Die Gäste konnten nicht abgewiesen werden, das einmal bereitete Mittagsmahl wurde aufgetragen; aber der Bissen quoll fast Allen im Munde, und eine ordentliche Unterhaltung wollte auch nicht in den Zug kommen. Man stand daher, so bald es ging, vom Tische auf und ging aus einander. Wir überlassen die Predigerfamilie ihrem gerechten Schmerze, den nur die Zeit allmählig lindern kann.

Mit einem dünnen Bündelchen und Beutelchen, aber mit vollem und schwerem Herzen verläßt der junge Predigerssohn das elterliche Haus abermals, sich jetzt ein selbstständiges Unterkommen in Gottes weiter Welt zu suchen. Er hatte den Weg eingeschlagen, den schon Viele seines Gleichen vor und nach ihm betraten: er hatte eine Informatorstelle bei einer in der Nähe von Dresden wohnenden adligen Familie angenommen. Sie sollte ihm in der Zeit, in welcher er mit neuen Lebensplanen umging, das Dasein fristen, vielleicht kümmerlich und erbärmlich genug, denn das Loos eines Informators war damals ein wenig beneidenswerthes. Bei kargem Gehalt oder vielmehr Lohn muthete man einem solchen Unglücklichen nebst seinem gewöhnlich schweren Berufe Dinge zu, die heutigen Tages ein einigermaßen anständiger Bedienter zurückweisen würde. Man machte, namentlich auf dem Lande, aus einem solchen Individuum ein Faktotum in allen häuslichen Angelegenheiten, und nicht selten waren in einem solchen der Schreiber, der Handlanger, der Bote, ja die Kindermagd und Gott weiß welche Thätigkeiten noch vereinigt.

Es war ein herrlicher, frischer Morgen, als der junge Gellert durch die gebirgige Landschaft, die so manche, wenn auch einfache, doch liebliche Naturbilder bot, seinen Wanderstab setzte. Noch waren die Halmen und Blätter da bethaut, wo die Sonne den Morgenkuß noch nicht gegeben hatte. Der jugendliche Wanderer war frühe aus dem elterlichen Hause und dem Städtchen gezogen, als kaum der erste Morgen graute und dort noch Alles im Schlummer lag, denn seit jenem unglücklichen Sonntage war er halb leutscheu geworden und er suchte daher auch so unbemerkt als möglich aus dem Orte zu kommen. Anfangs eilte er hastig vorwärts, als könne ihm noch der oder jener ehrbare Bürger begegnen, je weiter er aber das Städtchen hinter sich ließ, desto mehr

mäßigte sich der rasche Schritt. Das Herz wurde allmälig leichter, und wie sollte es nicht in dieser freundlichen Umgebung? Mit dem Höhersteigen des prachtvollen Tagesgestirns wurde die Landschaft immer herrlicher erleuchtet, wurde das Leben reger. Die kleinen befiederten Sänger begrüßten aus Büschen und von den Kronen der Bäume herab den jugendlichen Tag; in der Ferne hörte man das Knarren eines schweren Wagens und dazu das Knallen der Peitsche, dort seitwärts das Klingeln vieler Glöckchen und das Blöcken einer Heerde, die vom Berge unten im Thale herauf auf die Weide der Gebirgswiesen getrieben wurde. Immer belebter wurde die Landstraße mit Fußgängern, Trägern, Kärnern, die ihr alltägliches mühsames Geschäft wieder von Neuem begannen, die wenigen Groschen für ihren kümmerlichen Unterhalt sich sauer genug zu erwerben. Hier, in dem armen Gebirgsland, begegnete man keiner glänzenden Carosse, keinem vornehmen Reiter.

Der Wanderer war ein gut Stück seines Weges gezogen, und die Mittagszeit war herangekommen. Hier und da, näher oder ferner, läutete ein Glöcklein, dem neue Anschläge einer schwereren Glocke folgten. Die eherne Stimme rief die in Feld und Wald zerstreuten Arbeiter zu frugalem Mahl oder kurzer Rast. Gellert war einer kleinen Ortschaft nahe, als er von einem Manne überholt wurde, der pfeifend seines Weges rüstig dahergeschritten kam. Es war ein Bergmann, der von seiner nächtlichen Grubenarbeit heimkehrte, und schien ein munterer Cumpan zu sein, der, wenn er nicht pfiff, plaudern mußte. Er grüßte den jungen Fremden freundlich, redete ihn an, und bald gab ein Wort das andere. Man plauderte über Das und Jenes, wie's eben kam. Gellert that die zunehmende Vertraulichkeit des schlichten Mannes wohl, und er ließ sich gern ein Geschichtchen nach dem andern von diesem erzählen. Da kam es auch auf Tagesneuigkeiten. Man war bis dicht vor den Ort gekommen, da erzählte der Gesprächige auch noch von einem jungen Candidaten, der neulich in Hainichen durch die Kanzel gefallen sei, was weit und breit und auch in diesem Orte nicht wenig Aufsehen gemacht habe. In seiner Weise machte er dazu noch einige mehr gutmüthige als verletzende Scherze.

Gut, daß sich gleich darauf der Mann verabschiedete und dem nicht wenig Betroffenen eine glückliche Reise wünschte. Gellert rannte, wie von einem bösen Geiste getrieben, durch den Ort, meinend, Jeder hier wisse, daß er der durchgefallene Pfarrsohn von Hainichen sei, und Alles müßte mit Fingern auf ihn deuten. Aber die Leute, die auf der Straße oder an den Fenstern waren, schauten nur dem ihnen ganz fremden und jungen Mann nach, der so blaß und etwas verstimmt aussah und so große Eile hatte. Ein kluger Nachbar, der eben unter der Thüre stand, schüttelte sein weises Haupt mit der langen Zipfelmütze und sagte mit wichtiger Miene zu einem Andern, der ebenfalls Betrachtungen über den sonderbaren Fremdling anzustellen schien: mit dem scheine es auch nicht ganz richtig zu sein. —

Hinter dem Orte erreichte Gellert eine Waldung. Er ging vom Wege ab und seitwärts ein Stück in diesen hinein. Wo es am dichtesten und schattigsten war, warf er sich unter eine breitästige Buche und überließ sich hier seinen Gedanken und Gefühlen.

Es gibt Momente im Leben, wo wir auch die gelindeste Berührung einer in unserm Innern wunden Stelle auf das Schmerzlichste empfinden, mehr als wenn diese unter andern Umständen rücksichtsloser angetastet wird. Der ehrliche Bergmann hatte es gewiß in seiner Art nicht so gemeint, als es der schwer Verletzte hinnahm. Dieser war ganz niedergeschmettert, die wenigen Hoffnungsstrahlen, die eben das Düstere seiner Stimmung wieder erhellen wollten, waren plötzlich von einer schwarzen Wolke wieder aufgefangen worden. Also auch hier wußte man von seinem Unglück, und was das Herbste war, man machte es zum Gespött. Der eben etwas fester betretene Boden schwankte unter seinen Füßen, er glaubte, in diesen versinken zu müssen. Der sonst nicht leicht zu erschütternde Gellert bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und weinte bitterlich.

Es war still umher im Walde, hier war Ruhe und Frieden, kein menschliches Wesen störte. Im nahen Busche sang

das Rothkehlchen sein melancholisches Lied, und etwas weiter rieselte der Quell. Die Wärme war zur Schwüle geworden, die zarten Glieder des Daliegenden waren vom ungewohnten Marsche ermüdet; das Lager von Gras und Moos war weich und einladend zu längerer Ruhe. Die Aufregung ließ im stillen Hinbrüten allmählig nach, die Natur machte ihre Rechte geltend. Sie lullte den Ermatteten allmählig in ruhigen Schlaf, den Sorgenbrecher so vieler Mühseligen und Beladenen.

Den Schlummernden umgaukelten bald freundliche Traumbilder in mannichfachem Wechsel; aber nur eins erregte und hob ihn mächtig. Es rauschte leicht im Gebüsche, und heraus trat eine wunderbar schöne, jugendliche Gestalt im langem, weißem, duftigem Gewand, zusammengehalten durch einen goldenen Gürtel. Die Stirne und das lang wallende blonde Haar umschloß ein ebenfalls goldener Reif, der so hell im Sonnenlicht glänzte, daß lange Strahlen von ihm ausgingen und das liebliche Haupt mit einer Glorie umfaßten. Die Gestalt trat einige Schritte näher heran, hob wie segnend die Hand und hauchte mit weicher Stimme: Fürchte Dich nicht, ich bin bei Dir!

Der so Angeredete wollte aufspringen und sich der himmlischen Erscheinung dankend zu Füßen stürzen, aber die Glieder des Körpers folgten dem Willen des Geistes nicht, sie waren wie Blei an den irdischen Boden gefesselt; er wollte wenigstens sprechen und seinen Dank ausdrücken, aber auch die schwerfällige Zunge versagte ihren Dienst, wie damals auf der Kanzel. Die liebliche Erscheinung schien ihn seiner weitern Anstrengungen überheben zu wollen, denn noch einmal lächelte sie ihn wie tröstend und ermunternd an, sie hob die Rechte, gen Himmel zeigend, und zerfloß allmählig vor seinen Augen wie ein Nebelbild vor den Strahlen der Sonne.

Der Schlafende erwachte bald nach dieser Vision, der rege Geist rüttelte endlich die schwerfälligen Glieder auf. Das entzückte Auge blickte starr nach der Stelle hin, wo jene Gestalt erschienen, aber er mochte dieses reiben, wie er wollte, er sah weiter nichts, als was er vorher noch im wachen Zustand erblickte. Aber von seinem eben noch so bedrückten Gemüth war eine Zentnerlast gehoben, er fühlte sich so leicht wie lange nicht. Er erhob sich auf die Kniee, faltete die Hände, blickte feuchten Auges nach oben und verrichtete hier im freien Tempel der Natur ein kurzes, aber heißes Dankgebet.

Jetzt erst dachte der Neugestärkte wieder an seine äußere Lage. Die Sonne war tiefer gesunken, und hastig griff er nach seiner Uhr, einem alten, schwerfälligen, tombackenen Gehäuse mit langer Stahlkette. Die Zeiger standen zu seiner nicht geringen Verwunderung auf Vier. Halb erschrocken sprang er auf, das neben liegende Bündel und den Wanderstab wieder zu ergreifen. Aber der angegriffene Körper machte jetzt auch seine Forderung geltend, der lechzende Gaumen verlangte nach Labung. Der murmelnde Quell, den er unfern von seiner Lagerstätte in einem kleinen Gründchen hell wie Krystall aus einem Felsspalt hervorsprudeln gefunden hatte, bot ihm diese zunächst. Ein Paar wilder Tauben, das eben auch seinen Durst kühlen wollte, flog erschreckt auf, und im eiligen Fluge strichen sie hinweg über die hohen Tannen und Buchen, daß man noch eine Weile den eigenthümlichen, dem Pfeifen ähnlichen Ton ihrer Schwingen hörte.

Der Schmachtende labte sich am herrlichen Quell, als aber der Durst gestillt war, machte sich auch sein Gefährte, der Appetit, bemerklich. G e l l e r t setzte sich auf ein bemoostes Felsstück, holte aus seinem Bündelchen etwas von der frugalen Mitgabe hervor, die die sorgliche Mutter beigeschlossen hatte, und verzehrte an diesem traulichen Plätzchen sein Mittagsmahl, das er heute, mehr nach Brauch vornehmer Leute, etwas spät einnahm. Einige kleine befiederte Sänger, die sich in der Nähe der Tränke einfanden, waren so freundlich, ihm hierzu die Tafelmusik gratis zu machen, während der Quell seinen eintönigen Monolog ruhig fort murmelte.

Neu gestärkt an Geist und Körper setzte der jugendliche Wanderer den Stab weiter. Sein frommer Sinn verstand die Mahnung im Traume, der er aufrichtig und fest vertraute.

Wir wollen hier die Einzelheiten der weitern Wanderung, die nichts Besonderes

mehr bieten, nicht weiter anführen und nur noch bemerken, daß der Informator am dritten Tage, wenn auch etwas ermüdet, doch wohlbehalten an seinem Reiseziele und dem Orte seiner neuen Bestimmung anlangte. Seine Aufnahme war hier freundlicher, als er erwartet hatte.

Der junge Mann hatte die fremde Schwelle, eine abermalige Sprosse auf seiner steilen Lebensleiter, überschritten. Er war nun eigentlich erst hinaus in die fremde Welt getreten, um hier auf eigenen Füßen zu stehen.

Das Loos eines Informators bleibt auch unter den günstigsten Umständen kein beneidenswerthes. Werden ihm auch die Demüthigungen durch Zumuthung gemeiner Handlangerdienste erspart, so spürt der Fühlende in den meisten Fällen doch, daß er in eine fremde Sphäre versetzt worden ist. Schon der Unterschied des Standes macht dieses fühlbar. Gewöhnlich sind es vornehme oder wohlhabende Familien, die in der Lage sind, sich einen Hauslehrer zu halten, und dieser befindet sich gerade in der entgegengesetzten: er sucht, solange ihm kein Amt zufällt, auf diese Weise seine einstweilige Existenz zu fristen. Die Armuth ist hier gewöhnlich mitten in Wohlleben und Luxus hineingesetzt. Der Informator lebt mit der Familie und ist und bleibt dieser doch ein Fremder, mag er von dieser auch noch so rücksichtsvoll behandelt werden.

In einer ähnlichen Lage war auch Gellert. Die adlige Familie, die ihm ihre beiden Söhne anvertraute, bewohnte in der Nähe der damals auf der Höhe ihres Glanzes stehenden Residenz Dresden einen angenehmen Landsitz. Die Herrschaften waren gegen ihn freundlich, oder wie man damals sagte, gnädig, die Zöglinge folgsam und dem so guten und mildfreundlichen Lehrer ergeben. Ihm wurde nichts zugemuthet, was seiner Stellung nicht angemessen gewesen wäre. Er hatte auch hinreichend Zeit, seinen eigenen Beschäftigungen und Vergnügungen nachgehen zu können. In der schönen Jahreszeit streifte er gern in den lieblichen Umgebungen herum, sich an der Natur, dem ländlichen Leben oder an einem Buche erfreuend, wenn er allein einen Ausflug machte. Sein von jeher etwas scheues Wesen war nicht dazu geeignet, sich im Strome des gewöhnlichen geselligen Lebens behaglich zu fühlen. Sein Thun und Treiben hatte damals, bei aller Natürlichkeit und Offenheit seines Charakters, doch zugleich auch etwas geheimnißvolles. Die Gewohnheit, bis tief in die Nacht hinein bei'm Buche oder am Schreibtisch zu sitzen, setzte er auch hier fort. Er schrieb viel, das wußte man im ganzen Hause; aber was? keine Seele. Die beschriebenen Blätter verbarg er sorgfältig hinter Schloß und Riegel. Einigen Fragen, die man Anfangs an ihn richtete, wich er geschickt aus, und später belästigte man ihn nicht weiter damit.

Ein Jahr blieb Gellert in diesem Hause. Er hatte keine Klage über irgend etwas zu führen, aber behaglich hatte er sich bisher auch nicht gefunden. Mit dem Vorgeben, einen jungen Anverwandten auf die Hochschule nach Leipzig begleiten zu wollen, schied er aus dem adligen Hause, das ihm bisher ein Unterkommen gewährt hatte. Er nahm die Liebe und Achtung Aller mit und auch ein paar Thaler, die ihm von seinem kärglichen Gehalt noch übrig geblieben waren.

Wir finden Gellert in Leipzig in dem Dachstübchen einer entlegenen Straße wieder, das er mit seinem jungen Vetter theilte. Das jetzige Leben stach freilich gegen das im adligen Schlosse nicht wenig ab, wo ein guter Tisch jeden Tag für ihn gedeckt und überhaupt für alle die nächsten Bedürfnisse reichlich gesorgt war, denn hier hieß es: wieder selbst wirthschaften und sich nach der Decke strecken. Aber Gellert fiel es weniger schwer als manchem Andern, dieses zu thun, denn er war in seinen Ansprüchen zur Erhaltung des Lebens gar bescheiden und wußte sich mit Wenigem zu begnügen. Der Spruch seiner in diesem Punkte gar praktischen Mutter: „Mit Vielem hält man Haus, mit Wenigem kommt man auch aus" blieb ihm immer im Gedächtniß. Die beiden Vettern theilten in ihrer Verträglichkeit des Lebens Freuden und Leiden und bildeten sich ihre eigene kleine Welt, wenn auch beide verschiedene Richtungen verfolgten.

Was Gellert zu seinem Lebensunterhalte bedurfte, war zwar wenig, aber es

wollte doch beschafft sein, und so mußte er wieder zu dem früheren Erwerbszweig greifen: dem Stundengeben. Die übrige Zeit verwendete er zu seiner weitern Fortbildung. Er mußte sich zu einem andern Lebensberufe vorbereiten, da er zur Kanzel verunglückt war, und er wollte sich nun dem höheren Lehrfach widmen. Aber nebst dem dazu erforderlichen Wissen beschäftigte seinen Geist noch eine andere Neigung, die ihm zugleich das Herz erfreute und erwärmte: das war die edle Dichtkunst, die er bisher, wenn auch im Stillen, gar sorglich pflegte. Hatten ihm dabei seine ersten Versuche auch manchen Verdruß gemacht, so konnte er doch diesem Zuge seines Innern, in das die Vorsehung diesen herrlichen Keim hineingelegt hatte, unmöglich widerstehen. Er sollte sich zur herrlichsten Blüthe entfalten, die mit ihrem lieblichen Dufte die fühlende Menschheit erquickte.

Die frühern Freunde, die sich zu einem ähnlichen Streben begeistert fühlten, waren bereits ihre Bahnen gewandelt, die durch Nacht und Nebel höher hinauf zum Licht führten. Ihre bisher nicht gekannten Namen dämmerten allmählig aus dem Dunkel auf. Gellert schloß sich den alten Bekannten von Neuem an, die den Bescheidenen und Zagenden anregten und ermuthigten, sein Licht nicht länger unter den Scheffel zu stellen, sondern es in der Welt leuchten zu lassen. Der Vorsichtige zögerte lange, ehe er diesem Wunsche nachkam, denn er war weniger mißtrauisch gegen die Welt als gegen sich selbst. Er gehörte zu den Menschen, die nichts halb gethan haben wollen, und daß sein bisheriges stilles Schaffen etwas Ganzes und Tüchtiges erzielt habe, wollte er nicht glauben. Aber er wurde auch überzeugt, daß er doch einmal vor die Welt treten müsse, wenn sein bisheriges Schaffen nicht ein todtes bleiben sollte, und so gab er denn endlich dem Drängen der Freunde nach.

Heutigen Tages ist es demjenigen, der die Erzeugnisse des Geistes der Welt zuführen will, um Vieles mehr erleichtert als zu Gellerts Zeit. Tausende von Kanälen sind jetzt geöffnet, das aufzunehmen und den größern Massen zuzuführen, was berufene wie unberufene Federn auf's Papier bringen, und das ist nicht wenig. Zu jener Zeit hielt es schwerer. Die Vorkämpfer mußten sich meist selbst Bahn brechen und durften hierbei Opfer und Mühe nicht scheuen. Der Buchhandel war damals noch in seiner Entwicklung begriffen, das lesende Publikum noch ein sehr beschränktes.

In einer damaligen erscheinenden Zeitschrift, die nach unsern heutigen Begriffen Vieles zu wünschen übrig ließ, dafür aber nach dem damals noch wenig geläuterten Geschmacke manches Süßliche und Gezierte brachte, erschienen zuerst Beiträge von Gellert, kleine Erzählungen und Dichtungen, die, zwar ohne Aufsehen, doch mit Beifall aufgenommen wurden. Erst in einer andern Zeitschrift, den „Bremischen Beiträgen," die mehrere seiner ältern Freunde zu Mitbegründern hatte, erschienen weitere derartige Beiträge, darunter auch Fabeln.

Nur Wenige hatten bisher gewußt, daß ein schwächliches und bescheidenes junges Männchen auf Gottes weiter Erde existirte, das sich Fürchtegott Gellert nannte, das stolze, in Reichthum und Ueppigkeit lebende Leipzig am allerwenigsten. Man wurde jetzt hier und da auf dieses Menschenkind aufmerksam und erkundigte sich da und dort nach seinen nähern Umständen. Die Theilnahme für dieses stieg, je mehr aus seiner Feder floß, und je mehr sein Name genannt wurde. Die Welt erfuhr mehr und mehr, daß der beliebte Erzähler ein junger Gelehrter sei, der an der Leipziger Hochschule docire, nebenbei auch, daß es ihm gar kümmerlich gehe. Letzteres fiel am wenigsten auf, denn damals war das Sprüchwort gang und gäbe: er ist arm wie ein Dichter. — Deutschland war von jeher gewohnt, seine großen Männer hungern und verkümmern zu lassen.

Gellert war es endlich gelungen, die Würde eines Magisters zu erlangen und als Docent an der berühmten Universität Leipzig Vorträge halten zu dürfen. Er war somit auf seiner Leiter abermals eine Sprosse weiter gestiegen und hatte sich eine selbstständige Stellung in der Welt erworben. Gellert wurde bald der beliebteste Lehrer an der Hochschule, seine Hörer feierten ihn hoch. Die ängstliche Scheu, vor

einem Publikum zu sprechen, hatte ihn verlassen, frei und faßlich waren seine Vorträge, und wie Honigseim floß es von seinen Lippen. Wenig älter als mancher der lebenslustigen, ja wilden Studiosen, wußte er sich diesen gegenüber eine Achtung und Ergebenheit zu erwerben, um die ihn die ältesten und gelehrtesten Professoren beneiden mußten.

Gellert hielt vorzugsweise Vorträge über die schönen Wissenschaften, den guten Geschmack und die Sittenlehre, und zwar in einer so eigenthümlichen Weise und mit solcher Frische, wie man solche bisher nicht gekannt hatte.

Was bisher Lobenswerthes über Gellert gesprochen und geschrieben worden war, sollte nur ein schwaches Vorspiel von dem sein, was jetzt kommen sollte. Es erschien nämlich der erste Theil seiner so berühmten Fabeln und Erzählungen. Deutschland hat kein zweites Beispiel aufzuweisen, daß je ein von seinen Söhnen erzeugtes geistiges Product mit solcher Theilnahme, ja Begeisterung aufgenommen worden wäre wie eben diese Fabeln. Von allen Schichten der Bevölkerung wurde das Buch freudig, ja enthusiastisch begrüßt, der Vornehmste wie der Aermste, der Gebildete wie der gewöhnliche Mann, Alt und Jung griffen begierig nach diesem. Der erquickende Thau war auf einen dürren Boden gefallen, der längst nach diesem lechzte. Geist und Gemüth konnten sich an diesen Gaben gleich erfrischen. Der Name Gellert wurde in Kurzem ein gefeierter. So etwas war bis jetzt im heiligen römischen Reiche noch gar nicht erlebt worden. —

Auch in das stille und entlegene Hainichen war des jungen Dichters Ruf längst gedrungen. Der Vater hatte wohl so Manches schon in den erwähnten Zeitschriften gelesen, das aus des Sohnes Feder geflossen, und das nach sorgsamer Prüfung und Erwägung erst Gnade vor seinen Augen, dann seinen vollen Beifall gefunden hatte. Schmunzelnd hatte er's wohl hie und da seinem lieben „Mütterchen" und den im Hause noch anwesenden Kindern mitgetheilt, welches Ereigniß bei diesen natürlich jedesmal großen Jubel erregte. Vater Gellert begann mit einem gewissen Stolz von seinem braven Fürchtegott zu sprechen, den er vor wenigen Jahren erst in seiner Erregung einen gottvergessenen Reimschmied genannt hatte.

Doch der höchste Freudentag war der, als der Sohn den Eltern und Geschwistern ein saubergebundenes Exemplar seiner Fabeln und Erzählungen zuschickte, die er eben in die Welt hinausschickte, woraus nun der Magister seiner Frau und den Kindern Das und Jenes vorlas. Ja dieses Herrliche, Erfrischende und Erhebende hatte der Fürchtegott geschaffen, und sein Name prangte auch klar und schön auf dem Titelblatte. Was mußte die Welt dazu sagen! — Bald genug schüttete sie ihr Lob und ihre Anerkennung in vollem Maße über den Dichter aus.

Auch das sonst so stille und indolente Spießbürgerthum in Hainichen war bei dieser Gelegenheit aufgerüttelt und in eine gewisse Extase versetzt worden. Des Magisters Fürchtegott, wie man ihn bisher gemeinhin noch immer nannte, war ja ein Stadtkind, und der Glanz seines Namens mußte auch seine Strahlen auf das Städtchen mit werfen, das ohne den Fürchtegott Gellert gewiß weit weniger in der Welt genannt worden wäre.

Nur eine Seele im ganzen Städtchen, wohl die einzige, konnte sich mit „Musje Fürchtegotts" Richtung noch immer nicht befreunden: es war die verehrte Frau Cantorin, die seit jenem oben besprochenen Augustabend womöglich noch etwas magerer geworden war, und dadurch auch nun ein Stück länger geworden schien, sodaß sie einer wandelnden Stange glich, wenn sie im Bewußtsein ihrer Würde steif auf der Straße einherstolzirte.

Mit Glück und Glanz beschritt fortan der Gefeierte die neu betretene schriftstellerische Bahn weiter. Bald erschien der zweite Theil seiner lieblichen Fabeln und Erzählungen, dann folgten einige Lustspiele und Romane, aber auch geistliche Lieder und Hymnen. Seine Stücke, die er für die Bühne bearbeitete, sowie seine Romane waren bei aller Heiterkeit und Frische auch so sittlichen Gehalts, daß sie nicht minder zur Veredlung des Herzens wirkten als seine geistlichen Schriften.

Die Grenzen des Vaterlandes, zu enge, den Ruhm des Gefeierten zu fassen, dieser

drang weit über diese hinaus. Selbst in dem so leichtfertigen und gegen alles Fremde sich überschätzenden Frankreich war Gellerts Name geehrt.

Der so allgemein Verehrte, man kann sagen der Stolz der Deutschen, erhielt erst im Jahre 1751 eine sichere Stellung, er wurde außerordentlicher Professor mit jährlich hundert Thalern Gehalt!!

War diese Summe auch damals eine bedeutendere als gegenwärtig, wo das Geld mehr in seinem Werthe gesunken, das Bedürfniß aber gestiegen ist, so war ein solcher Gehalt für einen solchen Mann gewiß gering genug. — Bei allem Ruhme und allem Glück, das Gellert durch das Zuströmen seiner Hörer bei seinen Vorlesungen hatte, blieb er doch immer in dürftigen Umständen. Durch seine Schriften wurden nur die Buchhändler reich; von den Studenten nahm er kein Honorar, und mit dem Wenigen, über das er zu verfügen hatte, unterstützte er noch bedürftige Verwandte und andere Nothleidende. Die Armuth fand seine Hand immer offen.

Der von jeher an Entsagen gewöhnte Mann machte gar wenig Ansprüche an das Leben und kannte nur geringe Bedürfnisse. Er bewohnte im letzten Stocke eines Hauses ein Stübchen, das ärmlich meublirt, aber reich an Büchern und Schriften war. Aus diesem kleinen, stillen Studierstübchen ging Vieles hinaus in die große, weite Welt, das diese mit Dank und Bewunderung hinnahm. Eine alte, halbtaube Haushälterin besorgte das, was zu dem kleinen Hauswesen gehörte, um das sich in der Regel der in Poesie beschäftigte Herr gar nicht bekümmerte. Da er dabei auch in gewissen Dingen sehr vergessen war und die Alte ihn immer an Das und Jenes zu erinnern, an seinem Anzuge immer etwas zu tadeln, und wenn bei seiner offenen Hand in der kleinen Casse nicht selten Ebbe war, immer was zu brummen hatte, so erlangte sie eine gewisse Herrschaft über den Gelehrten, der sich nach und nach diesem weiblichen Scepter ganz unterwarf. Gut war es, daß diese Person sonst brav und ehrlich und immer auf das Beste ihres Herrn bedacht war.

Mit der angebornen Genügsamkeit verließ auch die natürliche Bescheidenheit den so berühmt gewordenen Mann nicht. Er blieb gegen alle Menschen leutselig und gefällig, und nicht das Geringste ließ er merken, daß er über so Viele erhaben war. So kam es denn auch, daß er nicht einen einzigen Feind oder Neider hatte, sondern ihm Alles zugethan war: ein Glück, dessen sich nur wenige Sterbliche erfreuen können, die sich in der Welt einen Namen machen.

(Schluß folgt).

Das Gleichgewicht und die Polizei in der Natur.

Von Dr. Theod. Meyer-Merian.

(Schluß).

III.

Die Gesundheitspolizei.

Wäre es auch gelungen, in dem Vorhergegangenen — ob zwar nur in einzelnen dürftigen Umrissen — von der wunderbar weisen gegenseitigen Beschränkung zum Zwecke der allgemeinen Erhaltung des Geschaffnen eine Anschauung zu geben und eine Ahnung zu erwecken von der Mannichfaltigkeit der Formen und der Mittel, womit diese schöpferische Absicht erreicht wird, so ist damit doch immer nur die eine Seite der natürlichen Polizei erledigt. Die Aufgabe derselben ist aber, wie schon angedeutet, eine doppelte. Denn nicht blos dem einseitigen Ueberschreiten der geordneten Schranken soll gewehrt werden durch Verminderung der Uebermenge, neben dieser Sicherheitspolizei ist eine zweite Obliegenheit, die dem Leben überhaupt schädlich werdenden Einflüsse von Seiten der in ihrem Untergange befindlichen organischen Welt wegzuräumen, den überall und jeden Augenblick eintretenden Tod mit seinem Auflösungsprocesse für die Ueberbleibenden unschädlich zu machen, mit einem Worte: die Gesundheitspolizei zu üben. Der schöpferischen Weisheit entspricht es vollkommen, daß mit diesem Wegschaffen zu-

gleich auch ein Verwerthen, ein Nutzbarmachen des Schädlichen Hand in Hand geht.

Eine besondere Polizeiabtheilung ist hierfür angestellt, die unter allen Thierformen Vertreter zählt, theilweise solche, die wir bereits bei der Sicherheitswache angetroffen. Diese so nützlichen Diener entfalten in ihrem Amte der Vermittlung des ewigen Kreislaufes der Natur vom Tode zum Leben gleichfalls die größte Rührigkeit, und es lohnt sich wohl, ihre Reihen mit einem Blicke zu überfliegen und sie in ihrer wenig scheinbaren, aber unentbehrlichen Thätigkeit zu belauschen.

Wie schon an andren Orten (Maje 1862 „Untergang in der Natur") besprochen worden, in welchem Maße überhaupt die Verwesung eine Bedingung des Lebens sei, so war auch bereits von der gemeinnützlichen Weise die Rede, in welcher die Pflanzenthiere durch ihre Korallenbauten, die Kieselthierchen durch ihre Panzerablagerung im Dienste der natürlichen Wohlordnung beschäftigt sind und die dem Meere von den Strömen zugeführte Kalk- und Kieselerde ausscheiden und verwerthen. Verweilen wir noch einen Augenblick bei den kleinsten und unscheinbarsten thierischen Formen, so finden wir die Infusionsthierchen mit keiner weniger wichtigen Aufgabe betraut.

Alle organischen Bildungen bestehen aus einfachen Stoffen, namentlich aus Kohlenstoff, Sauerstoff, Stickstoff, Wasserstoff und Schwefel. Die Verbindung dieser Elemente zu dem organischen Gebilde wird gleich nach dem Absterben dieses letztern aufgelöst. In der beginnenden Verwesung streben die einzelnen Grundtheile aus und von einander, wobei sie gasförmige Verbindungen unter sich eingehen: Kohlenstoffsäure, Kohlenwasserstoff, Ammoniak und Schwefelwasserstoff, Verbindungen, die sämmtlich dem thierischen Leben unzuträglich sind.

Ehe nun diese neuen Verbindungen sich bilden (und somit die Luft verderben), tritt nun eben die natürliche Polizei dazwischen, und zwar in verschiedner Gestalt, und beseitigt die gefährlichen Stoffe. Die kleinsten hierzu verwandten Thierformen, die Infusionsthierchen, sind keineswegs die läßigsten, indem sie sich als Nahrung die Theile aneignen, die sonst in Gasform entweichen würden. Man kennt bei 1600 Arten Infusorien, und sie alle erhalten sich lediglich durch den organischen Verwesungsproceß. Zwar die Körpergröße des Einzelnen ist sehr gering: in einem Tropfen vom Gehalt einer Cubiklinie können noch einmal so viele sich aufhalten, als Menschen auf der ganzen Erde existiren — tausend Millionen. Ein Cubikzoll faßt 41,000 Millionen. Was werden diese Winzigsten ausrichten, auch nur gegen die kleinsten der verwesenden Pflanzen und Thiere? Wohl ist der Körper des einzelnen Infusionsthiers für das bloße Auge unsichtbar, aber die unglaublich schnelle Entwicklung und Vermehrung schafft doch eine Macht aus ihnen, die die wichtigsten Dienste zu leisten vermag, und die mit ihren vereinten Kräften der Verunreinigung der Luft wirksamer entgegenarbeitet als weit größre Thiere, die minder zahlreich vorhanden sind. Viele Infusorien erzeugen schon am Tag nach ihrem eignen Entstehen wieder Eier, und die 2 bis 3 Eier, die sie täglich zu legen im Stande sind, entwickeln sich nicht weniger rasch, sodaß man in 11 Tagen bereits von dem einzigen Ei her eine Million Abkömmlinge zählen kann. Und wo die Fortpflanzung durch Theilung vor sich geht, sodaß immer ein Individuum sich in zwei spaltet (bei den Bacillarien und Vorticellen), welche Verdoppelung stündlich sich wiederholt, wie unendlich ist da erst die Vermehrung! Schon in 24 Stunden können 5000 Individuen von einer einzigen Mutter abstammen, die in 2 Tagen zu 8 Millionen, in 4 Tagen zu 140 Billionen anwachsen. Eine solche Zahl auch kleiner Wesen mag dann mit ihren Leistungen doch in einigen Betracht kommen und gar manches im Wasser zerstreute organische Molekül sich aneignen.

Die Verrichtungen, welche in der thierischen Welt den Infusorien zukommen, sind in der vegetabilischen den Conferven übertragen; denn auch sie sind thätig im Vereine mit den Infusorien, das Wasser frisch zu erhalten und vor dem Verderben zu bewahren. Desgleichen dienen sie nicht nur äußerlich andren Wasserpflanzen als erste Grundlage und helfen so einen unfruchtbaren Boden anpflanzen, son-

dern sie beschaffen — wieder mit den Infusorien zusammen — die erste organische Materie zur Ernährung höherer Thierorganismen, indem sie sowohl von größeren Infusorienarten, als namentlich auch von Muschelthieren, Polypen und Radiaten verzehrt werden.

Nähren sich unter den Weichthieren die Schnecken wie von frischen, so auch von abgestorbenen Pflanzen, so fressen ebenso die Muschelthiere neben lebenden Wasserthieren auch verwesende animalische Körper, und der räuberische Krebs geht hastig alles todte Fleisch, selbst Aas an und verschlingt es. Daß die Milben nicht allein auf lebenden Pflanzen und Thieren oder in deren Nestern (Hühnerställen, Vogelkäfigen) sich aufhalten, sondern auch von sich zersetzenden organischen Stoffen mit Vorliebe ihre Nahrung ziehen, ist bekannt genug; mehrjährige gedörrte Pflanzen mit ihrem weißen, wie Zucker aussehenden Ueberzuge, oder ein Stück alten Käses, verlegnes Mehl u. s. w. sind Lieblingsstätten für diese kleinen Schmarotzer.

In der Ostsee, zwischen Wismar und Pöl, liegt eine kleine, unbewohnte Insel, überwuchert von Hollunder und Gartengleisse. Unzählige graugeflügelte Fliegen wohnen in dem Buschwerk, sodaß bei'm ersten Schritt in dasselbe der Körper ganz davon bedeckt und das Athmen erschwert wird. Aufgestört erheben sie sich und bilden eine kleine, über der Insel schwebende Wolke. Ganze Schwärme dieser Mücken ertrinken im Meere, das die Leichen in Masse an den Strand spült und bei'm Zurücktreten dort liegen läßt. Nun kommt eine rothe, spitzköpfige, schnellfüßige Milbe, die am Ufer im feuchten Sande und unter Steinen zu Millionen wohnt, eilig herbei, klettert hastig über das Gerölle und den feuchten Tang und macht sich hinter die todten Mücken her, mit ihnen aufzuräumen. *)

Unter den lichtscheuen Tausendfüßlern sind die Julusarten schon durch ihre mangelhaften Freßwerkzeuge ausschließlich auf verwesende Stoffe angewiesen, wie denn faules Holz und Moder unter abgestorbner Baumrinde, dichtem, verfilztem Moose und feuchten Steinen der Lieblingsaufenthalt der meisten dieses Geschlechtes ist.

Noch merkwürdigere und thätigere Repräsentanten stellen aber unstreitig die eigentlichen Insekten in die Reihen der Gesundheitspolizei.

Bis die thierischen Excremente vom Regen aufgelöst und von der Erde aufgeschluckt wären, möchte es oft lange anstehen. Sehr verdienstlich ist es darum, daß gleich bei ihrem Fallen Insekten bereit sind, welche die flüssigen und eckelhaftesten Bestandtheile davon entheben und nur das unverdauteund trockne Ueberbleibsel zurücklassen; oder daß andre ihre Eier in den Unrath legen, aus denen bald Larven kriechen, die durch ihre Menge und Gefräßigkeit die kurze Frist, welche das Ausbrüten erforderte, reichlich einholen. Noch pesthafter riechen die verwesenden Thierkörper, aber nur um so stärker auch scheint der Zudrang von eifrigen Dienern zu sein, das Verderbliche rasch bei Seite zu schaffen.

Das Geschlecht der Fliegen, die über den ganzen Erdboden sich ausbreiten, im Süden wie im Norden, in der alten und neuen Welt, hoch im Gebirge und in der tiefen Niederung, ist um seiner lästigen Zudringlichkeit und Uebermenge willen zwar überall ein wenig willkommner Gast; allein es zählt in seiner Verwandtschaft Glieder, die durch ihre Beschäftigung wie ihre Erfolge die höchste Anerkennung verdienen. Empfehlen sie sich gleichwohl damit nur sehr unvollkommen für die Nähe des Menschen, so theilen sie darin das Loos der nützlichsten und unentbehrlichsten Arbeiter. Die Schmeißfliege z. B. legt ihre Eier in's Fleisch todter Thiere; eine einzelne kann 20,000 Maden zur Welt bringen, die bei reichlicher Nahrung in 24 Stunden an Gewicht zweihundertfach zunehmen und in 5 Tagen ausgewachsen sind. Linné übertreibt daher kaum, wenn er behauptet, wenige Individuen würden ein todtes Pferd ebenso schnell auffressen als ein Löwe! Die Aasfliege, die Dungfliege liegen ihrem freilich nicht ästhetischen Berufe mit gleichem Eifer ob, und wenn irgendwo, so tritt hier die vortheilhafte Seite der Thatsache in's Licht, daß nicht alle Geschmäcke gleich sind.

Die Käfer liefern gleichfalls ein zahlreiches und tüchtiges Contingent dieser Rein-

*) Zoologischer Garten.

lichkeitspolizei, so die Familien der Raubkäfer, vorzüglich aber die Aaskäfer (hister. Silpha), darunter den bekannten Todtengräber, der sich richtig und regelmäßig einzustellen pflegt, wo eine todte Maus oder ein todter Maulwurf liegt, und sich wohl mit drei, vier Seinesgleichen verbindet, um den Leichnam eines Thieres unter die Erde zu bringen. Man sieht zwar nicht, aber man riecht dem reinlichen Insekt seine verdienstliche Beschäftigung an, auch wird es dabei noch arg genug von Milben geplagt, was Alles indeß es weder entmuthigt, noch lässiger zu machen im Stande ist.

Gleich werfen sich über das todte Thier die Stutzkäfer (hister) her und durchbohren dessen Haut; ihnen folgen die Fleischfliegen; die einen legen eilfertig ihre bereits ausgekrochenen Jungen hinein, andere zunächst die Eier, indeß zu hunderttausenden, welchen in ein bis zwei Tagen ebensoviele unersättliche Fresser entschlüpfen. Sind durch diese Legionen die weicheren Theile zumeist verzehrt, so rücken an die derberen Ueberreste zahlreiche Käferarten heran, die Todtengräber, Silphen, Speckkäfer (dermestes) und Staphylinen; Wespen und Hornisse verschmähen einen tüchtigen Bissen gleichfalls nicht, und zwischen den größeren Schmarotzern kriechen geschäftige Ameisen in die Kreuz und Quer, irgend einen Vorrath zum Besten ihrer Colonie abzukneipen und mit Riesenanstrengung dahin zu schleppen. So kommt es denn, daß von dem todten Körper gar bald wenig mehr übrig bleibt als das blanke Skelet, ein leuchtendes Denkmal des Eifers und der Rüstigkeit der natürlichen Reinlichkeitspolizei. Daß aber der Speckkäfer in seinem Diensteifer sich auch in den Vorrathskammern über Fleischwaaren und in Naturaliensammlungen über trockne thierische Theile hermacht und mit ihnen gleichfalls aufräumen will, daß der Pelzkäfer das Gleiche mit Pelzwaaren und wollnen Kleidern vornimmt, damit ist freilich vom praktisch menschlichen Standpunkte aus für die Gesundheitspflege am unrechten Ort gesorgt, es kann aber den pflichteifrizen Thierchen wenigstens nicht als Inconsequenz zugerechnet werden.

Von den Käfern leben die Larven einiger in faulen Baumstämmen, so die des Hirschkäfers, andre, z. B. die Mistkäfer, auf dem Kothe der Thiere, während ihr Vetter, der metallisch glänzende Rosenkäfer, wie sein Name verräth, sich allerdings einen wohlriechenderen Aufenthaltsort erwählt hat.

Von der Classe der **Vögel**, die im Sicherheitsdienste eine so hervorragende Stelle einnehmen, finden wir einige Vertreter auch bei der Gesundheitspolizei wieder wesentlich beschäftigt. Sehen wir uns in unsern Umgebungen um, so begegnen wir zum Theil sogar alten Bekannten wieder: der gefräßigen **Ente**, die nicht allein der Uebermenge des lebenden Ungeziefers steuert, sondern auch mit derselben Beharrlichkeit verwesende Stoffe des Pflanzen- und des Thierreiches vom Trocknen, wie auch aus dem Wasser und Schlamme aufschnappt und in ihrem Kropfe zum Guten umzuwandeln versteht. Die **Krähe**, das Schwein unter den Vögeln, macht ebensowenig einen wählerischen Unterschied zwischen Lebendem und Todtem. Besonders aber ist es der **Rabe**, der mit seinem scharfen Geruche, seiner feinen Aufmerksamkeit, die ihn stundenweit den leckern Bissen wittern lassen, sich überall einstellt, wo in Fäulniß übergehendes Fleisch sich findet. Wer kennt nicht den unheimlichen Gast der Richtstätten, die nach ihm den Namen führen (Rabensteine)! Wo im Hochgebirge, in einem Abgrunde, in der verborgenen Tiefe des Waldes ein Thier verendet, da kreisen die schwarzen, heiseren Gesellen darüber her; sie sind die schauerlichen Begleiter der in den Krieg ziehenden Heere (1813), wahre Weltbürger, die überall dasselbe Lied krächzen und dieselben Gewohnheiten beibehalten, in der traurigen nebligen Schneewüste des Nordpols wie unter den glühenden Sonnenstrahlen des Aequators, über der höchsten Felsspitze der Alpen wie auf der entlegenen Insel des stillen Oceans. Sein schwarzes Kleid, seine Stimme, sein ernstes Aussehen schon machen den Raben nicht weniger als sein Geschmack zum eigentlichen Leichenvogel. Nur der Geier bestreitet ihm in der heißen Zone den Rang. In der Nähe des Erdgürtels, wo die scheitelrecht brennende Sonne den Verwesungsproceß beschleunigt und die Gifte rascher und verderblicher daraus hervorkocht, ist auch die Abwendung der daraus für das umgebende Leben erstehenden Ge-

fahr um so dringender. Schneller und gründlicher müssen da die schädlichen Ueberreste bei Seite geschafft werden, zahlreichere, raschere und geschäftigere Diener sind darum nöthig. Keiner übertrifft den Geier. Wo mitten in der endlosen africanischen Wüste, darin kein Halm grünt, kein Tropfen den glühenden Sand befruchtet, um ein lebendes Wesen anzuziehen, das ein Raubvogel verfolgen könnte, — wo da ein Kameel oder ein andres Thier der vorüberziehenden Carawane auf dem Wege erliegt, da zeigen sich in weniger als einer halben Stunde in Tiefe des ehernen Himmels eine Menge kleiner Punkte, die sich langsam in Kreisen bewegen, wachsen, von Augenblick zu Augenblick, indem sie sich spiralförmig der Erde nähern. Es sind Geier, die sich auf das verendete Thier stürzen und in kürzester Frist bis auf das weiße Knochengerippe jede Faser von der Leiche mit den hackenförmigen Schnäbeln herunterreissen und heißhungrig verschlingen. Ein Reisender in Africa hatte zwei Büffel getödtet, die Thiere wurden zerstückt, um an den Bäumen, welche die Zelte umgaben, ihr Fleisch in der Sonnengluth zu trocknen. Plötzlich sieht er sich von einer Schaar Geier umgeben, die die Stücke wegnehmen, trotz allem Schießen und Scheuchen. Wo einer der Räuber von der Kugel fällt, nimmt gleich ein andrer seine Stelle auf dem blutigen Fraße ein. Selbst nicht einmal den Unrath in den Gedärmen der Beute verschmäht der Vogel in seiner Gier. Während in Europa die Geier scheu in den einsamsten und unzugänglichsten Bergen horsten, nähern sie sich in Aegypten und sonst in Asien, Afrika und Amerika (Georgien, Carolina, Buenos-Ayres, Peru ꝛc.) furchtlos den menschlichen Wohnungen, lassen sich des Morgens von den Dächern auf Straßen und Plätze der Städte und Dörfer nieder, ihr widriges Mahl ruhig inmitten der Bevölkerung zu verzehren, bevor noch die Sonne aus dem Aase Moder und giftige Dünste braut. Sie scheinen die Wichtigkeit ihres Amtes wohl zu kennen, zu wissen, daß sie zum öffentlichen Dienste gehören, den sie dem trägen Orientalen abnehmen, und der darum sie unangefochten läßt, ja sie achtet und schützt und selbst hohe Strafen auf die Tödtung eines dieser wohlthätigen Thiere setzt, ohne welche die bevölkertsten Städte nur zu bald durch Pest und Seuchen sich lichten würden. Wenn in Bengalen und Afghanistan der religiöse Wahn die menschlichen Leichen zu beerdigen verbietet, sondern sie in den geheiligten Strom wirft, und die aufgeschwollnen Körper auf der Oberfläche des Wassers dahintreiben, läßt sich der Geier auf sie nieder und verhütet durch seine Gefräßigkeit die schädlichen Folgen der Verwesung in dem heißen Clima. Eine afrikanische Geierart besucht auch abgelegene Gegenden des Strandes und reinigt das Ufer von den abgestandenen Fischen, Krabben und Weichthieren, welche das Meer in der Fluth ausgeworfen und, in der Ebbe zurücktretend, liegen gelassen. Die Unersättlichkeit der verschiedenen Geier macht dieselben zwar nicht sehr geeignet zu Vorbildern der Mäßigkeit, wohl aber vermehrt sie den Werth und die Bedeutung ihres Dienstes. Denn da ist kein Aas zu groß für sie, kein Stadium der Fäulniß für ihren Heißhunger und ihre Verdauungskraft zu abschreckend. Ein Albatroß, der an dreisig Pfund wiegt und die Größe eines Schwans hat, gilt dem Geier als eine einfache Mahlzeit, die er mit Fleisch und Knochen auffrißt. An einem in Fäulniß zerfallenden Krokodile, einem Nilpferde oder Elephanten dagegen frißt er sich so voll, daß er nachher nicht mehr aufzufliegen vermag, weil er hierzu immer eines kleinen Anlaufs bedarf. So sitzt er denn oft stundenlang beinahe unbeweglich am gleichen Flecke, nur zuweilen sich schüttelnd, wobei der Kopf träge auf dem vollgestopften, halbkugelig vorstehenden Kropfe ruht. Indeß die Sättigung hält nicht lange an, die angeborne Gier erwacht wieder, der Vogel erhebt sich, er gewahrt einen neuen Fraß und stürzt im Gefolge seiner Gefährden über ihn her mit einer Leidenschaft, als ob er die längsten und strengsten Fasten gehalten.

Eine wichtigere Amtsmine als der Geier weiß sich in seinem sonst nicht verschiedenen Dienste in Indien, Java und Sumatra der Marabu oder schwarze Storch zu geben. In beinahe priesterlicher Feierlichkeit spaziert der 6 bis 7 Fuß hohe Riesenstorch mit seinem kahlen Kopfe und Halse, den Steiß mit den großen, feinen, weißen und

bläulichen Flaumfedern geschmückt, in der Nähe und selbst in den Straßen Calcutta's herum. Den obrigkeitlichen Schutz, den er genießt, vergilt er freilich im Uebermuthe nicht selten mit derben Schnabelhieben auf die Vorübergehenden. Wie es dabei mit seinem Appetite steht, läßt sich einigermaßen aus der Thatsache ermessen, daß man einst im Kopfe eines Marabu's eine fußlange Schildkröte fand und weiter unten im Magen eine schwarze Katze; einem andern wieder ragte das Ende einer Pferderippe, die er diensteifrig aufgelesen und verschluckt hatte, weit aus dem Schnabel hervor.

Weniger friedlicher Natur sind die Vollstrecker der Gesundheitspolizei aus der Classe der Säugethiere, die neben dem Reinigungsgeschäfte zugleich auch ein blutiges Räuberwesen betreiben, welchem das nächtliche Dunkel ihrer Arbeitszeit gerade so förderlich ist, als es sich sonst wohl ziemt für das Wegschaffen des Unreinen und Schädlichen.

Außer den offenbaren Mördern, dem Wolfe und Fuchse, die allerdings auch das Aas nicht verschmähen, wenn ihnen die Trauben nicht zu hoch hängen, ist es vor allen die übel berüchtigte Hyäne, welche geradezu das Todte dem Lebendigen, das Faulende dem Blutigen vorzieht und in ihrem häßlichen Aeußern nicht nur ihre Gefräßigkeit und Gier wiederspiegelt, sondern auch den Charakter ihrer mit so großer Hingebung betriebenen Beschäftigung. Die nach Leichen gierige Hyäne ist noch mehr gefräßig als wild und unbändig, indem sie heißhungrig verzehrt, was andre wilde Thiere verabscheuen. Bei einbrechender Nacht folgt sie in Schaaren, zugleich mit dem Schakal, dem Raubzuge des Löwen und des Tigers, auf die Beutereste sich werfend, welche die mächtigeren Thiere verschmähen, oder die ihnen die Marodeurs zu entwenden wissen, sodaß die aufgehende Sonne wenig Anderes mehr bescheint als die weißgenagten härtesten Knochen der Beute. Denn Schakal und Hyäne sind weniger die Spürhunde von Löwen und Tiger, für welche sie angesehen wurden, als weit eher die Aehrenleser bei deren blutiger Schnitterarbeit. In Südafrika werden nach einer Schlacht die Erschlagenen nicht beerdigt, die Ebengenannten übernehmen mit den Geiern die Sorge, alles Todte wegzuschaffen und die Luft vor Verpestung zu bewahren, indem sie dabei selber am grausigen Siegesmahle schwelgen. Desselben Amtes warten die Hyänen in der Nähe der barbarischen Städte und Dörfer, die sie mit einbrechender Dunkelheit lüstern umschwärmen und bis an die Häuser dringen, das, was sie einmal gepackt, nur mit dem Leben wieder loslassend und selbst der Begräbnißstätten nicht schonend, auf denen sie die Leichen unter den Grabsteinen hervorscharren. Es liegt am Tage, wie förderlich für die allgemeinen Absichten der Natur diese Eigenschaften sind, die im Besondern dem einseitigen Standpunkte des Menschen allerdings weit mehr ihre abschreckende Seite zukehren und diese Thiere zu verhaßten und gefürchteten Gästen machen. Daß aber ihr Ruf übler ist als ihr Charakter, deuten schon einige Züge an, mit welchen selbst die menschliche Beurtheilung sich befreunden mag; läßt sich doch die Hyäne nicht gar schwer zähmen und aus der Wüste in die Wohnung verpflanzen und zu einem anhänglichen Hausthiere umwandeln.

Weniger abstossend und gewaltthätig als sie ist freilich der Schakal, dafür aber nur um so zudringlicher und diebischer; dringt er doch in die Ställe, ja Zelte und Gemächer hinein und stiehlt nicht allein kleines Vieh und Eßwaaren, sondern selbst Schuh- und anderes Lederwerk von der Seite des Menschen, den einzelnen Reisenden wie Carawanen und Heereszügen gleich der Hyäne weite Strecken hin nachfolgend und auf todtes, sich zersetzendes Fleisch vor allem Andern erpicht. Aus einer Felsschlucht, einem Gebüsche oder sonst einem Schlupfwinkel erschallt mit einbrechender Nacht nicht sobald das Geheul eines einzelnen Schakals, daß nicht in Kurzem von überallher der schauerliche Chor der Genossen mit einfällt, oft in Schaaren von Hunderten, und immer näher dringt an die Lagerplätze und Feuer, bis durch den qualmenden Rauch bald hier, bald da die funkelnden, beutegierigen Augen den Reisenden unheimlich entgegenleuchten und ihn zur vorsichtigsten Wache mahnen.

Als der Dritte des Kleeblattes, neben

Hyäne und Schakal, ist der **Hund** aufzuführen, freilich gelöst von seiner Verbindung mit dem Menschen, die so veredelnd auf ihn wirkt, indem sie seine schlummernden höheren Fähigkeiten der Art entwickelt und vervollkommnet, daß er zum Range des treuesten Freundes und willigsten Dieners erhoben wird. Bei dem verwilderten, dem Menschen entfremdeten Hunde tritt einseitig der ursprüngliche thierische Charakter an's Licht, seine hervorragenden sinnlichen Eigenschaften sind gefangen von dem blinden Naturtriebe. Die Gefräßigkeit vor Allem überwuchert jede andre leibliche wie geistige Thätigkeit, und der gesellige Hang verbindet ihn zur Diebsgenossenschaft. Statt daß er schmeichelnd sich an seinen Herrn schmiegt, jeden Wink mit dem verständigen treuen Auge zu erspähen, lungert er umher und beißt sich mit Schakal und Hyäne um seinen Fraß, oder zehrt mit dem Geier um die Wette an demselben Aase. Der Asienreisende Dr. **Buchanan** schreibt von seinem Aufenthalte in Juggernaut: „Ich besuchte die sandigen „Ebenen an der See, die an manchen Stel„len von den Gebeinen der Pilger ganz „weiß sind, und noch einen andern Platz, „nicht weit von der Stadt, wo die Leich„name gewöhnlich hingeworfen werden, und „wo Hunde und Geier gesehen werden „können. Die Geier finden gewöhnlich die „Beute zuerst auf und fangen mit den „Eingeweiden an, denn das Fleisch ist „gleich nach dem Absterben für ihre Schnä„bel zu fest. Bei Annäherung der Hunde „weichen die Geier ein Paar Schritte zu„rück und warten so lange, bis der Leich„nam genugsam zerrissen ist, um leicht „verschlungen zu werden. Die Geier und „Hunde fressen oft mit einander, und oft „machen sie schon ihren Angriff, bevor der „Pilger todt ist. Bisweilen können vier „Thiere an einer Leiche gesehen werden: „Hund, Schakal, Geier und Riesenstorch „(Marabu)."

Wie in orientalischen Städten, z. B. in Constantinopel, Heerden herrenloser Hunde die Straßen durchziehen und darin alles das viele Unreine und Aashafte als die einzige hierfür bestehende Polizei heißhungrig wegschaffen, ist bekannt genug, und den Bewohnern erscheint dieser Dienst auch so wichtig, daß sie sich dafür die nächtlichen Angriffe der verwilderten, durch keine Furcht, noch Anhänglichkeit in Zaum gehaltnen Heerden gefallen lassen. Die Neigung, herumzuschweifen, noch mehr aber die Liebhaberei für aashaftes Fleisch, ja selbst den ekelhaften Unrath, hat der Hund übrigens auch in seinen Culturstand mit hinübergenommen. Das verzärteltste Schooßhündchen wird zum Entsetzen seiner vornehmen Gönnerin den delikatesten Leckerbissen einem Stücke stinkenden Fleisches entschieden nachsetzen, — so mächtig wirkt in dem verhätschelten Thierchen noch der von der Natur ertheilte Beruf nach!

Neben der Wegschaffung und Vertilgung des Gemeinschädlichen wäre nun auch noch das unmittelbar Nützliche zu erwähnen, das im Haushalte der Natur zur Förderung von dessen gedeihlichem Fortbestande wirkt: die Vegetationsbeförderung durch Düngung, die Verbreitung von Pflanzensamen an entfernte Orte, entlegene Inseln, namentlich durch die locomobilen Vögel. Doch es ist hiervon einestheils schon an anderem Orte die Rede gewesen (Maje: das organischen Leben an seinen Grenzen), anderntheils fällt diese Seite über den dießmal gezogenen Gesichtskreis zusehr hinaus. Letzteres gilt auch von den Diensten der Hausthiere für den Menschen und von der Culturfähigkeit von Pflanzen und Thieren. Dagegen sind wir in unseren Betrachtungen doch nach und nach so hart an den Menschen herangerückt und haben auch unterwegs so vielfach auf ihn und sein Interesse hingeblickt, daß es nahe liegt, zu fragen: wie denn nun aber dieses letzte und höchste Glied der so mannichfach durch die Schöpfung geschlungnen Kette organischer Wesen zu dem allgemein in der Natur gültigen Gesetze des Gleichgewichts und der harmonischen Erhaltung sich stelle? Eine einläßliche Antwort würde zwar eine weitgreifende Untersuchung erfordern, einige Gedanken und Hinweise jedoch möchten vielleicht als der geeignetste Schluß der bisherigen Mittheilungen am Platze sein.

Die **Cultur** im Allgemeinen ist der harmonischen Erhaltung alles Geschaffenen, dem Gesetze des Gleichgewichts, keineswegs förderlich. Die Herrschaft des Menschen

tritt hier eingreifend und beeinträchtigend zwischen die allgemeine Naturordnung, welche das menschliche Interesse nicht als das allein maßgebende anerkannt hat, sondern der das Wohl jedes ihrer Geschöpfe gleich nahe liegt. Da der Mensch seine Ansprüche aber überall voranstellt, so ist eine Reibung, ein Aufeinanderplatzen der einseitigen menschlichen und der allgemeinen Interessen unvermeidlich und ein anhaltender Kampf unausbleiblich. Zweifelsohne ist die Natur die stärkere, und mit offnem Widerstande allein richtet der Mensch nichts aus. Dadurch aber, daß er gewandt und mit forschendem Auge sich in's Lager der Gegnerin schlich und sich Kunde verschaffte von ihren Anordnungen, ja ihrer ganzen Taktik, und sich selber dieselbe aneignete, daß er ihre ewigen Gesetze gegen ihre eigenen Einrichtungen anwandte, dadurch erreichte er sowohl seine egoistische Absicht, als überlistete er den ursprünglichen Plan der großen Gegnerin. Und so sehen wir denn durch die stets mehr und mehr um sich greifende Cultur das Gebiet der freien Natur immer mehr beschränkt und beeinflußt werden. Das ursprüngliche Gleichgewichtsverhältniß wird gestört, hier durch Beschränkung, dort durch einseitiges Vorwalten, an drittem Orte durch Verschiebung der verschiedenen Faktoren. Das Holzbedürfniß des Menschen z. B. lichtet und fällt die Wälder; Gräser, Halm- und Feldfrüchten überdecken den Erdboden und verdrängen die übrige Vegetation; der Obstbaum verdrängt den Waldbaum, das Gebüsch verschwindet aus dem offenen Felde; mit einem Worte: das äussere Gewand der Erde verändert sich, indem es durchweg uniformer wird, indem die individuelle Localtracht mit der allgemeinen Culturtracht wechselt. Ebenso wird das Raubthier, das freie Wild überhaupt, verfolgt, vermindert und vertilgt; es zieht auch von selbst sich zurück aus der bebauten und bewohnten offenen Gegend und kehrt auch nicht wieder, da ihm sein Versteck fehlt, und die eigensüchtige Feindschaft des Menschen ihm auflauert. Dagegen vermehren sich einseitig unter dem oberherrlichen Schutze die Classen der hülflosen, aber nutzbaren Hausthiere, der Wiederkäuer, der Dickhäuter unter den Säugethieren, der Hühnerarten und Gänsearten unter den Vögeln.

Da aber auch dem abgerungenen Gebiete die unwandelbaren Naturgesetze gleichwohl innewohnen, indem sie jeder Scholle, jedem Halme unlöschlich aufgeprägt sind, so kann es nicht fehlen, daß gelegentlich Rückschläge erfolgen, Cultur und Naturgesetz, die sich nicht völlig durchdrungen haben, im offnem Bruche sich trennen, immer zum Nachtheile der listigeren, aber schwächeren und unweisen Cultur.

Wohl versteht der Mensch mit allen Hülfsmitteln seine Absicht durchzuführen; mit künstlichen Dungmitteln, mit vervollkommneten Geräthen, mit klugem Wechsel innerhalb des Kreises des ihm Nützlichen weiß er die einseitige Vermehrung zu begünstigen und zu behaupten, sodaß seine Aecker und Wiesen sich immer weiter und üppiger über die Erde ausdehnen, deren wilden Boden der künstliche Pflug aufgebrochen und der natürlichen Pflanzendecke entkleidet hat. Systematische Mästung, besondere Pflege, künstliche Zucht, wie sie theilweise die Lebensgewohnheiten der untergebenen Thiere abändern: so vermehren sie dieselbe andrerseits auch der Zahl nach und in einem Verhältnisse zu der übrigen Thier- und Pflanzenwelt, das bei Weitem nicht mehr das natürliche ist.

Wenn schon durch diese vorwiegende Zunahme auf der einen Seite und durch die Verminderung auf der andern die harmonische Aeußerung der verschiedenen natürlichen Gleichgewichte nothwendig aufgehoben wird, und in der weisen Einrichtung des Ganzen Lücken, Schwankungen eintreten, so geschieht solches noch in erhöhtem Maße dadurch, daß die einseitige Cultur z. B. der Halm- und Feld- und Baumfrüchte auch eine einseitige Vermehrung der auf sie angewiesenen Thiere, zumeist der Insekten und Nager, zur Folge hat, indem deren natürlicher Gegner: die Sicherheitspolizei, nicht nur nicht in gleichem Maße zahlreicher auftritt, sondern im Gegentheil mit der zurückgetretenen natürlichen Vegetation sich vermindert hat, die Vögel z. B., die den Insecten Schranken gesetzt haben, mit den gefällten Bäumen und ausgereuteten Gesträuchen verschwunden sind. Da erwächst

denn dem Menschen doppelt die Aufgabe, die mißlichen Folgen der hieraus sich ergebenden Gleichgewichtsstörung zu verringern. Leider helfen ihm hierzu seine Cultur und sein Witz nur wenig. Alle Vervollkommnung der Agricultur und Industrie reicht gegen die unzähligen und oft ungreifbaren Feinde nicht aus; die Preise, die er auf das Einfangen der schädlichen Feldmäuse setzt, bezeugen nur deren unendliche Menge; die Verordnungen, Maikäfer und andere schädliche Insecten zu sammeln, zu tödten, zeigen sich ohnmächtig; mag mit Feuer und Schwert gewüthet werden, die zahllosen Heere der Feinde seiner Cultur spotten nur der Unzulänglichkeit solcher Aushülfe. Mit welchem Erfolge immer der Mensch als Herr der Natur auftreten mag, was die Polizei darin betrifft, so reicht seine Hand nicht sehr weit, ja sie greift sogar oft genug fehl, sobald er darin einen andern Weg einschlagen will als den, welchen die Natur selber vorgezeichnet hat.

Dieser natürliche Weg aber ist, sich mit den Freunden seiner Cultur, das heißt den Feinden der ihr schädlichen Thiere zu verbünden, sie zu schützen und ihre Zahl auf jede Weise mehren zu helfen. Welches die Feinde und welches die Freunde sind, haben wir bereits gesehen; leider aber auch hat sich an mehr als einem Orte der Argwohn aufdringen müssen, daß in Wirklichkeit diese heilsame Verbündung nicht überall bestehe, vielmehr einer verkehrten und nachtheiligen Verfolgung der natürlichen Alliirten Platz gemacht habe. Letzteres wird der Fall sein, wenn der Mensch, wozu er allerdings die souveräne Macht hat, die Polizei so versteht und ausübt, daß er die kleinen Singvögel und ihre Brut aus dem Neste nimmt und in den Käfig setzt oder erschießt, Eule und Käuzchen und Moosweihe verfolgt, an's Scheunenthor nagelt zur Abschreckung für Andere, die ihm etwa denselben Dienst durch Verfolgung des Ungeziefers leisten möchten; daß er die nützliche Kröte steinigt, die Blindschleiche zertritt, das Wiesel erschlägt und den Todfeind der Engerlinge, den Maulwurf hängt. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hatte der König von Preußen, welcher von den Spatzen eine sehr schlechte Meinung hegte, auf jeden ihrer Köpfe einen Preis setzen lassen. Es regnete Spatzenköpfe, und bald gehörte ein preußischer Spatz zu den Seltenheiten. Andres aber, nämlich Maikäfer und Raupen, gediehen dafür um so besser und gehörten gewiß unter die dankbarsten Unterthanen in Anbetracht des gewährten allerhöchsten Schutzes. Indeß so war's eigentlich doch nicht gemeint gewesen; man kratzte sich bald obrigkeitlich in den Haaren und mußte sich am Ende dazu verstehen, aus den benachbarten Ländern um Geld und gute Worte wieder neue Spatzen zu beziehen und in's Staatsbürgerrecht aufzunehmen. Seither hat man in Preußen die Spatzen, die es nicht nachgetragen, in Ruhe gelassen und ihnen zu den Käfern und dem Ungeziefer auch ein bescheidenes Theil der geretteten Früchte als Zugemüse wohl gegönnt. In Wien war man übrigens um kein Haar gescheidter. Dort wurden vor etlichen dreisig Jahren von jedem Bewohner um die Kaiserstadt herum je 2 Spatzenköpfe zu der üblichen Abgabe verlangt. Auf's Gewissenhafteste wurde die Steuer auch entrichtet, und wer gar ein loyaler Unterthan sein wollte, der lieferte den Zuschlag sogar dutzendweise. Die Spatzen verschwanden natürlich, die Blüthen und Blätter der Obstbäume aber, welche ihre natürlichen Wächter und Hüter verloren, hatten, mit ihnen, denn die Raupen verzehrten sie. Schleunig wurde die neue Abgabe wieder aufgehoben und die Vermehrung der Spatzen einige Jahre auf alle mögliche Weise begünstigt.

Die großmüthige Natur ist immer bereit, das unterbrochene Gleichgewicht wieder herstellen zu helfen, auch wo es den einseitigen Vortheil des Menschen betrifft, und wo derselbe mit seiner Cultur störend in ihren ursprünglichen Plan eingedrungen ist. Aber wenn es ihr nicht überall gelingt, wenn die Rebberge von Insecten verheert werden, der Kornwurm die Getreidefelder, der Erdfloh die Kohlpflanzungen und Rübäcker beschädigt, der Erdkrebs und der Engerling auf ihren unterirdischen Gängen die Wurzeln zerschneiden und in der Höhe droben die Raupen Blätter und Blüthen der Fruchtbäume und die Würmer das reifende Obst anbohren und mit ihrem Unrathe füllen,

wenn die Schnecken den besten Theil der Küchengewächse sich aneignen, Bohnen, Erbsen und Linsen benagen und ungenießbar machen, und dann am Ende Mäuse, Ratten und ähnliche Gäste in Feld und Scheune mit dem Menschen die Erndte theilen, — wahrlich dann darf der Natur wenigstens nicht der Vorwurf gemacht werden, da ist es vielmehr der Mensch allein, welcher in eigensinniger Verkennung und in blindem Vorurtheile die angebotene Hülfe der Natur ablehnte, indem er ihrer Polizei feindlich entgegentrat. So muß er sich denn auch allein die Folgen davon zuschreiben, wenn ihr schönes und weises Gesetz des Gleichgewichtes und der harmonischen Erhaltung des Geschaffenen nicht die volle Wirkung ausübt, wie es auch unter dem despotischen Scepter der Culturherrschaft noch möglich wäre. —

Aus der Geschichte Siziliens.

Von Franz Löher.

I.

Blicke in die sizilianische Geschichte.

Wer zwei oder drei Tage in Palermo ist, steigt auch zum Monte Pellegrino hinauf. Dieser Berg hat etwas seltsam Anziehendes. Er schaut gleichsam in alle Fenster Palermo's, und obwohl seine letzte Höhe von der Stadt aus schon in anderthalb Stunden sich ersteigen läßt, ist die ganze Masse doch so schön und steil gethürmt, daß sie sich selbst in unsern Alpen stattlich ausnähme. Was aber könnte die Herrlichkeit des weitlichten Meeres ersetzen? Und wo sind die Farben glühender als im Süden? Breit und stolz ragt der Berg mit seinen nackten Gipfeln und Zacken in die endlose Meerfluth hinaus; bei hellem Tagesglanze prangt er im blauen Duft, und jeden Morgen und Abend umzieht ihn liebliche Rosengluth. Noch wundervoller schmückt die Sage den geliebten Berg. Weltbekannt ist, wie einst im hohen Mittelalter eine junge, schöne Fürstentochter aus Zwang und Herrlichkeit des Hoflebens flüchtete, um in Einöden ihrer Andacht zu leben. Hier auf dieser reinen, erhabenen Höhe stand ihr Herz still, und noch immer strahlt die hohe Gluth der Gottesliebe, die es erfüllte, auf zahllose Gläubige nieder, welche zu ihrer Grotte den Pilgerberg hinaufsteigen. Die Grotte öffnet sich dunkel und ahnungsreich unter dem höchsten steinigen Gypfel, ungeheure Cactus-Aeste klammern sich an die Decke der Felsenhöhle, und unter einem Seitenaltar ruht das zarte, weiße Marmorbild in holder Natürlichkeit, im Haar den vollen Rosenkranz. Rosen zieren ihr Haupt, Rosalia ist wieder die Heilige des Frühlingsfestes und der Blumen, wie hier es die Göttinnen waren in grauer Vorzeit.

Vor ihrer kühlen Grotte breitet sich unabsehlich die Bergwildniß aus, ringsum bleiche Steinfelder, kahle Gypfel, eine unsägliche Oede. Wenn der karthagische Feldherr Hamilkar, wie berichtet wird, auf dieser Höhe sein befestigtes Lager gegen die heranstürmenden Römer vertheidigen, wenn er hier Jahre lang Korn säen und erndten konnte, dann mußte damals oben noch Waldung stehen, in derem Schutze sich feuchtes Erdreich festhielt. Jetzt sproßt zwischen den zahllosen Steinbrocken nur noch kurzes würziges Gras und Kraut, die Weide von prächtigen Schaf- und Rinderheerden, die auf diesem weiten Gebiete umherschweifen.

Dort aber, wo sich der Berg senkrecht in's Meer stürzt, wo das Steinbild der schönen Rosenheiligen die Schiffe grüßt, die drunten vorüberziehen, — welch' ein Blick da hinunter auf das Meer mit seinem tiefblauen Glanze, mit seiner endlos anrauschenden Brandung! Wie viele uralte Geschichten umflattern diese erhabene Steilküste, wie viele Schiffszüge kamen dort unten vorüber, Fahrzeuge aus aller Völker Ländern! Dreien Welttheilen kehrt die Insel ihre Langseiten zu: die eine der großen Völkerwiege des Orients, die andere dem heißen Afrika, die dritte dem lebhaft bewegten Europa. Aus allen Ecken ruderten und segelten die Abentheurer heran, die glückverheißende Insel zu besetzen.

An diesen herrlichen Gestaden, auf diesen blühenden Fruchtfeldern sollten die Bildungsströme von Osten und von Westen sich begegnen, sollten sie auch von afrikanischem Wüstensturm durchkreuzt werden. All' die Völker des Mittelmeeres haben in Sizilien sich abgelöst, jedes hat seine Spuren Land und Leuten eingeprägt.

Altgriechisch ist das erste und schönste Blatt von Siziliens Geschichte. Als die große Handelsstadt Troja, nach deren Schätzen die griechischen kleinen Raubkönige so lange lüstern gewesen, endlich erobert war, belebte sich mächtig der eigene Handel Griechenlands. Auf weite Fahrten ging es hinaus, an der einen Küste wurde geplündert, an der andern Handel getrieben, und die Rückkehrenden hatten Abentheuer erlebt in Hülle und Fülle. Faßt doch schon die Odyssee die wunderbaren Geschichten von fremden Ländern, welche damals das griechische Kriegs- und Schiffsvolk aufregten, zum köstlichen Gemälde zusammen, dessen weite Linien sich kunstvoll um die geliebte Heimath ziehen: immer näher dämmert ihre ersehnte Küste dem Helden über den Meereswüsten. Doch bald hatte man sicher erkundet, wo gute Häfen seien, wo üppige Thäler, wo tiefe Gebirgswaldung voll Wild und Erzen. Da dauerte es nicht mehr lange, und kleine Flotten steuerten aus den griechischen Häfen und suchten auf langer, mühevoller Fahrt den Weg nach Unteritalien und Sizilien, bis sie den früher erspähten Landungsplatz entdeckten. Dort sprangen die Männer mit ihren Waffen an's Land, zogen ihre Schiffe aus dem Meere und errichteten in Eile einen Altar „dem Führer Apollo;" ihrem irdischen Führer aber, sich selbst zum Schutz und Hort, bauten sie auf der Berghöhe eine Burg. Denn unter den Mauern der Burg bauten sie sich kleine Blockhütten und umzogen die neue Wohnstätte mit einer Mauer. Es folgten mit den halbwilden Bewohnern der Gegend Scharmützel, Unterhandlungen, Friedensschlüsse; dabei wurden die Urbesitzer des Bodens, die es mit den gebildeten Fremdlingen nicht aufnahmen, beständig zurückgedrängt.

Im Mutterlande war unterdessen auf die heroische Zeit die der bürgerlichen Kämpfe gefolgt. Jahrhunderte lang waren die griechischen Stadtgebiete von Bürgerkriegen erfüllt zwischen König, Adel und Volk, zwischen Guts- und Waffenreichen, die sich zu Herrschern aufwarfen, und Bürgern, die nach dem Leben der Tyrannen dürsteten. Jeder Parteisieg trieb fluchende Haufen der Besiegten in die Verbannung. Doch mit ihnen zogen nach den italischen Colonien auch Staatsweise, welche die Lieblingswissenschaft der Alten, wie nämlich ein Volk groß und glücklich zu machen sei, am gründlichsten betrieben, — zogen philosophische Köpfe, die für ihre Ideale noch jungfräulichen Boden suchten, — geistreiche Weltwanderer, die neues und anregendes Leben wollten. Sizilien und Unteritalien waren ja damals für die Griechen, was für uns heute Amerika und Neuholland sind, das Land der Jugend, der Hoffnung, der unendlichen Pläne, sowie des freien Erwerbes. Und ganz wie heutzutage unsere überseeischen Colonien, wuchsen die altgriechischen rasch zu großen Städten an, füllten sich mit Handel und Gewerben, mit Reichthum und Bildung. Ihre unternehmenden jungen Leute aber gingen die Flüsse hinauf oder weiter am Seerande und machten, wo Handel, Fischfang und anmuthige Gegenden lockten, neue Ansiedelungen. Das Land bedeckte sich mit griechischen Städten, und die Ureinwohner zogen sich in das unwegsame Gebirge zurück oder verloren sich im griechischen Volke. „Großgriechenland" aber ging jetzt die langgestreckten Küsten Unteritaliens hinauf bis fast in die Nähe Roms.

Das war die Grundlage der Cultur, und dieser griechische Stempel Siziliens blickt unverlöschlich durch alle die Geschicke hindurch, welche über die schöne und so oft unglückliche Insel hinrollten. Ja welch' ein Wechsel der Geschicke! Kein Land in Europa, auch nicht England, auch nicht Unteritalien erfuhr jemals so viele wechselnde Herren, Eroberer, Einwanderer.

Etwa dreihundert Jahre bestand die schöne Blüthezeit der griechischen Colonien; Agrigent, Messana, vor allen Syracus waren weltberühmte Städte. Da segelten die Flotten der Punier heran. Der schlaue Kaufmann, der flinke Bogenschütze: beide bethätigen gleiche afrikanische Raub-

sucht. Der finstere Moloch der Semiten setzt sich neben die lichten arischen Götterideen. Anderthalbhundert Jahre behaupten die Karthager den größten Theil der Insel; Panormus (Palermo) hatten sie zu ihrer Hauptstadt gemacht.

Aber es kommen Mächtigere als sie. Nach langen und fürchterlichen Kämpfen müssen die Karthager Sizilien an die Römer abgeben. Es erscheinen die Prätoren mit Blicken voll stolzer Ruhe und weiter Habsucht. Sizilien wird arm und erniedrigt, es ist bloßes Waizenland der römischen Lords. An siebenhundert Jahre lastet die schwere Herrschaft der Despoten an der Tiber auf dem Lande, dennoch bleibt es griechischer Bildung.

Die Springfluthen der Völkerwanderung rollen von zwei Seiten an Siziliens Küsten. Die langen Germanen mit den langen Schwertern schauen sich auf der Insel um, und allen gefällt sie über die Maßen. Genserich reißt sie nach Afrika hinüber, Odoaker und Theodorich ketten sie wieder an Italien. Der feinere Justinian aber zieht sechzig Jahre später Sizilien wieder in die Geschicke des Ostens hinein; wieder strömen vom alten Mutterlande griechische, jetzt byzantinische Sprache und Sitte herüber, selbst die Kirche muß griechische Färbung annehmen.

Allein noch einmal fallen dunkle Schatten von Afrika herüber. Die Raubschiffe der Araber fliegen durch das Mittelmeer, sie dringen in die sizilischen Häfen und weichen nicht wieder. Der Muezzin besteigt die Thürme und läßt den Allahruf erschallen, durch die Straßen wallen Kaufleute in langen, seidenen Gewändern, in den Orangengärten tanzen die Mädchen bei Cymbelklang zum üppigen Gastmahl der Corsaren. Sizilien schwimmt wie eine einzige, große Raubfestung im Mittelmeer. In seinen Häfen und Schlössern wird kostbare Beute abgelagert, doch seine Cultur verdorrt, und nicht weniger seine alten, lebensvollen Städte verfallen und werden öde.

Germanische Abentheurer sind es, welche die Sarazenen vertreiben und die christliche Kirche wieder aufrichten, — lachende Gesellen mit blanker Streitaxt und stählernem Herzen, die Normannen. Sie und ihre Nachfolger, die deutschen Hohenstaufen, wenden Kraft und Liebe an Sizilien, und von Neuem wird es das blühendste Land der Welt, das Hauptland für Unteritalien, zugleich der Stützpunkt für weitreichende Eroberungspläne. Diese zweihundert Jahre der Normannen und Hohenstaufen stellen sich der altgriechischen Zeit zur Seite, sie folgten auf die dritthalbhundert Jahre der Araber, denen eine noch längere Zeit der byzantinischen Herrschaft vorherging. Seit den Normannen aber wird Sizilien für immer mit Europa verknüpft; europäische Sprachen, Einrichtungen, Sitten bürgern sich immer weiter ein.

Die Normannen waren auch die letzten, welche mit vollen Schaaren sich auf Sizilien ansiedelten. Von da an wechselten nur noch die Königshäuser; die Völkermischung war auf der Insel vollendet. Aber was war nicht Alles von Völkerstücken schon in diesen Schmelztiegel eingeworfen! Die Bestandtheile des sizilianischen Volkes sind sikulisch, altgriechisch, punisch, römisch, gothisch, byzantinisch, arabisch, normannisch.

Von der Sitte und Art all dieser Völker ist etwas in Sizilien hängen geblieben. Seit der Normannenherrschaft blieb Sizilien, wie gesagt, an Europa geknüpft, aber merkwürdig genug, jetzt schickte fast jedes Land ihm vorübergehend Könige.

Schwaben, Franzosen, Arragonier, Castilianer, Oesterreicher, Neapolitaner, Engländer und Piemontesen: sie schienen sich das Wort gegeben zu haben, auch einmal auf der schönen Insel zu herrschen. Die ersten hundert Jahre behält Sizilien noch seine eigenen Könige, die auf der Insel residiren; diese Zeit ist noch eine Art von Nachblüthe. Dann wird und bleibt Sizilien Anhängsel eines größeren Reiches und geräth und bleibt im Verfall, bis es zuletzt mit der Krone von Neapel vereinigt wird. Weit hinter ihm aber liegt noch seine altgriechische und seine normannisch-hohenstaufen'sche Blüthezeit.

In diesem ganzen Verlauf der Geschichte stechen ein paar Erfahrungen hervor, die immer wiederkehren und eigenthümlich sind.

Sizilien ist das Land des raschen Schicksalswechsels. Es erscheint wie eine schwebende Insel im Ozean, auf welcher nichts

Festes haften will; Blüthe und Abwelken wechseln wie Ebbe und Fluth. Sizilien hat sich so häufig aus tiefem Verfall mit großer Schnelligkeit wieder zu Wohlstand und Bedeutung erhoben, warum soll das jetzt für immer unmöglich sein?

Sizilien blühte jedesmal auf, jedesmal diente es zum Angelpunkt für größere Pläne, sobald Genie und Fleiß eines Fürsten sich geradezu seinen Fluren und Häfen zuwandte. So glücklich ist die Lage dieser Insel, so voll unerschöpflicher Triebkraft ihre Landesnatur. Sobald aber dieses lebenschaffende Herrscherwort verhallt, folgt auf der Stelle Zusammensinken der blühenden Kräfte.

Sizilien, diese Perle im Mittelmeer, die nach all seinen Küsten hinüber glänzt, wird jedesmal magnetisch von demjenigen Volke angezogen, das in Europa das mächtigste oder lebendigste ist. Sizilien gehört nach einander den Griechen, den Römern, Byzantinern, den Arabern, den Normannen, den Deutschen, den Spaniern, den Oesterreichern. Nur in den letzten hundert Jahren scheint es sich lediglich nach den Geschicken von Italien zu richten.

Sizilien wollte trotzdem immer ein Eigenland sein. Das Volk hat so verschiedene Bestandtheile, die Lage der Insel ist so eigenartig, daß Sizilien sich nicht als bloße Provinz eines andern Reiches behandeln läßt. Es war immer am glücklichsten, wenn seine Fürsten selbst auf der Insel wohnten; es kränkelte jedesmal, es war jedesmal unlenksam, wenn es aus der Ferne regiert wurde. Selbst dann, wenn Sizilien einem größern Reiche einverleibt wurde, mußte es seine besonderen Statthalter mit königlicher Gewalt haben, mochten sie Prätoren, und Emirs und sonstwie oder mochten sie Vicekönige heißen. Der größte Fehler der Bourbons war, Sizilien von Neapel aus zu regieren, noch heilloser war der Mißgriff, als man es förmlich seine provinzielle Abhängigkeit wollte fühlen lassen. Das hat sich gerächt; Sizilien war zweimal der große Zünder für den Ausbruch der neapolitanischen Revolution. Sizilien wird erst dann wieder aufblüh'n, wenn es seine eigene Regierung im Lande hat, und wenn sein König wenigstens alle Jahre eine Zeit lang in Palermo Hof hält.

II.

Sizilien im Alterthum.

Die Ruinen und die großen Denkmale Siziliens erklären sich auch durch seine Geschichte. Heben wir einige leuchtende Punkte daraus hervor.

Etwa anderthalbhundert Jahre kann man auf die Gründung der Griechenstädte in Sizilien rechnen, von dem Tage an, wo der Athener Theokles mit einer größeren Schaar Ansiedler bei Taormina an's Land stieg, bis zum Jahr 582 vor Christus, wo zwei Adelige aus dem sizilischen Gela den ersten Tempel von Agrigent bauten. Nun folgten die zweiten anderthalbhundert Jahre, und diese waren erfüllt von Freiheit, frischer That und herrlichen Erfolgen. Sizilien überholte selbst den blühenden Städtekranz am Tarenter Meerbusen. Wie es scheint, hatte die Insel längere Zeit das Beste vom Welthandel des Mittelmeeres in Händen. Wie wäre sonst das ungeheure Anschwellen ihrer Städte denkbar? Denn auch die üppigste Fruchtbarkeit des Bodens hätte solche Menschenmassen nicht ernährt. Welche Bedeutung üben nicht jetzt in Europa Städte, die ihre Bevölkerung nach einer ganzen oder halben oder viertels Million zählen! Es hatte aber Syrakus weit über, Agrigent nahezu eine Million Einwohner. Die eine Stadt war durch den orientalischen, die andere durch den afrikanischen Handel emporgeschossen. Doch Syrakus und Agrigent waren nicht die einzigen Großstädte. Die Mauern von Sagesta und Saliunt mußten ebenfalls einige hunderttausend Menschen einschließen, ihre Ruinen sind zu groß für geringe Städte. Dann gab es auch noch viele berühmte Namen: Messana, Catana, Leontium, Gela, Himera, Ibla, Taphos und noch mehrere Städte. Sie alle hatten das volle Bewußtsein ihrer Macht und Schätze, aber es belebte sie auch der schöne griechische Geist; sie hatten Freude an edler Bildung, Freude an Kunst und Schmuck des Lebens. Dichter, Redner, Geschichtsschreiber ließen sich hören, Mathematiker und Philosophen offenbarten tiefe Naturgesetze, Staatsweise gründeten treffliche Einrichtungen, Künstler jeder Art schmückten die Vaterstadt. Sizilien offenbarte, welche strömende Fülle

von Kraft und Glück in seiner Natur und bevorzugten Lage enthalten sei. Soweit das Mittelmeer an seine Küsten schlug, soweit trugen die Wellen den strahlenden Ruhm der sizilischen Städte. Auch aus Griechenland kamen die Architekten, Bildhauer und Erzgießer herüber, sie fanden hier Luft und Gelder, um Werke auszuführen, deren Größe bisher undenkbar schien. Und je höher im Mutterlande ein Dichter und Philosoph glänzte, um so gewisser machte er einen Rundzug durch Sizilien, um von den reichbelebten Städten und Fürstenhöfen goldene Weihgeschenke und unsterbliche Ehre zu empfangen.

In dieses vollblühende Leben griffen allmählig drei Ursachen lähmend und bald auch zerstörend ein: Nachbarkriege, Parteisucht, Ueppigkeit.

Im Alterthum konnte man es nicht anders denken, als daß eine Stadtgemeinde, welche zur Größe aufstrebe, ihre Nachbarstädte vernichten müsse. Die Kriege gingen drauf los, die feindliche Stadt zu zertrümmern, ihre Reichthümer und schönen Weiber da an sich zu nehmen, und das übrige Volk in die Sklaverei zu verkaufen. Solche Kriege wütheten unter den sizilischen Griechenstädten. Innerhalb ihrer Mauern aber bekämpften sich die Parteien. Stolze Adelsherrschaft, roher Uebermuth der Volksmasse, Auftreten eines Mächtigen, der Gold, Söldner und Muth hatte, als Fürst, und wieder Verschwörung und Aufstände, das folgte sich in ruhelosem Wechsel. Gewiß hätte das rege politische Treiben und Ringen die Kräfte in gesunder Bewegung erhalten, allein das Unglück wollte, daß der Sizilianer nichts ohne maßlose Leidenschaft that, daß seine innern und äußern Kriege mörderisch blieben, daß sie viel Leben und Macht zerstörten, ohne auf anderen Punkten Ersatz zu schaffen. Die glücklichsten Zeiten hatten die sizilischen Städte, wenn sich die Fürsten in ihnen behaupteten, und man kann nicht verkennen, daß ebenso häufig hochsinnige Männer zur Herrschaft aufstrebten, als das Volk sie sich gefallen ließ. Dann aber nahm unter ihrer Herrschaft der Luxus überhand. Dieser schadet keinem Volke, solange er nicht seine Nerven matt und weichlich macht. Das war aber in Sizilien der Fall. Zwar werden von seinen Städten nicht Beispiele erzählt wie von den Sybariten, die auch ihre Rosse an Tanzmelodien gewöhnten und im Stande waren, unwillig zu werden, wenn ein Rosenblatt das weiche Lager störte. Indessen bewährte sich auch hier die allgemeine Erfahrung, daß Handelsstädte, welche rasch zu Gold und Reichthümern gelangen, ebenso leicht in ein übermüthiges Prunken und Schwelgen gerathen.

Natürlich erwachte jetzt in kräftigern Völkern die Lust, sich des reichen Landes zu bemächtigen, dessen Bewohner in Hader und Ueppigkeit verloren schienen. Es folgten auf die dreihundert Jahre des Aufblühens noch zweihundert, deren Geschichte hauptsächlich die fremden Angriffe auf Sizilien bilden. Zuerst versuchten es die Athener. Weil sie aber gleich das starke Haupt der Insel, Syrakus, zu fassen suchten, so gingen ihre Flotten und Kriegsheere nur in's Verderben. Drauf schickte Afrika seine raubgierigen Schaaren. Denn es war unterdessen auf der Küste, die Sizilien im Süden gerade gegenüber liegt, Karthago eine gewaltige Kriegs- und Handelsmacht geworden. Die Punier mischten sich in die Streitigkeiten der Städte, kamen mit ihren Flotten, Elephanten und wilden Numidiern, halfen der einen Stadt, schleiften die andere und machten eine ganze Reihe zu unterwürfigen Verbündeten. Zwar Syrakus schlug alle Angriffe tapfer zurück, und sein heldenkühner Agathokles trug den König selbst nach Afrika. Dennoch wurde die hartnäckige punische List und Kraft Herr über den größten Theil der Insel, und da Syrakus unbezwungen blieb, machten die Karthager Panormus zur neuen Hauptstadt. Die hundertundfünfzig Jahre der punischen Besetzung waren für Sizilien höchst unglücklich. Die Karthager waren grausame Herren und verstanden die Kunst, ein Land bis auf den Grund auszubeuten. Endlich wurden sie durch ein Volk vertrieben, dessen Charakter noch eiserner, noch unbarmherziger war, — die Römer.

In dem Kriege, den Rom und Karthago mit einander auf Tod und Leben kämpften, lag Sizilien mitten zwischen beiden. Seine Behauptung mußte für die Karthager, seine Eroberung mußte für die Römer die Entscheidung bringen. Die

ganze Insel wurde fünfzig Jahre lang schrecklich verheert, und am Ende des zweiten punischen Krieges, als endlich auch das heldenmüthige Syrakus von des Marcellus Cohorten erstürmt und ausgemordet war, gehörte Sizilien den Römern. Sieben Jahrhunderte lang blieb es römisch, — lange Jahrhunderte voll zeitweiser Verheerung, beständiger Ausbeutung, hülflosen Niedergangs. Die Römer haben Sizilien nichts gebracht und haben ihm Alles genommen, was sie ihm nehmen konnten. Noch heute leidet die Insel unter den römischen Spuren. Ihr Landbau kann nicht emporkommen, weil der Boden aus übermäßig großen geschlossenen Gütern besteht. Das rührt aber schon von den römischen Herren her, welche aus Sizilien große Waizengüter machten, die sie unter einander vertheilten und mit Sklaven besetzten. Viele Tausende von Sklaven dienten einem einzigen Herrn, der ihren blutigen Schweiß in Rom verschwelgte und ihnen wie Arbeitsthieren mit glühenden Eisen seinen Stempel vor die Stirne drückte. Achtzig Jahre lang sah Sizilien diese Gräuel, da brachen schreckliche Aufstände unter den Sklaven aus. Ein Heer von zweihunderttausend Sklaven eroberte Taormina, in ihrer Verzweiflung zertrümmerten sie ein römisches Heer nach dem andern.

Jeder der beiden Sklavenkriege dauerte drei Jahre, und die wilde Flamme der Empörung wurde nicht anders gestillt als in weiten Blutlachen.

Der letzte Sklavenkrieg wurde einhundert Jahre vor Christus beendigt. Von da an lag Sizilien gleichsam leblos unter den Geiergriffen römischer Prätoren. Als einer derselben, Varres, sogar die heiligen Götterbilder von den Altären riß, blos um sich an Kunst oder Pracht daheim in Rom zu ergötzen, wagten die Sizilianer nur noch, Cicero's Beredtsamkeit anzuflehen, daß er den Tempelschänder vor Gericht belange. Die römischen Bürgerkriege brachten neues, unsägliches Elend; vor Siziliens Küsten wurden die furchtbaren Seeschlachten geschlagen; Sieger und Besiegte plünderten. Nicht umsonst fanden Seeräuberflotten in Sizilien Schlupfwinkel und Ausrüstung. Schon Cicero fand Syrakus so verödet, daß er das Grab des Archimedes nur zufällig unter Trümmern entdeckte. Augustus mußte nach Syrakus und sechs andern Städten, um sie wieder zu bevölkern, römische Ansiedler schicken. Natürlich konnte die Despotie der Kaiserzeit Siziliens Leiden nur vermehren.

III.

Fall des christlichen Syrakus.

Die Römer gaben Sizilien eine einheitliche Verwaltung. Das war ihr bedeutendster Nachlaß. Mit großen Bauwerken haben sie Sizilien nicht verschönert, eher das Vorhandene verdorben. Diese römische Vernachlässigung Siziliens ist auffallend im Vergleich zur Provençe und zu Oberitalien. Es fühlten sich aber die Römer in Sizilien noch beständig als Fremdlinge, sie konnten dort Griechenlands Sitte und Sprache nicht verdrängen. Nun sollten noch einmal die Zuströmungen aus dem griechischen Osten sich erneuern und Jahrhunderte andauern.

Als die Römerwelt zusammenbrach, blieb Sizilien lange Zeit von dem Gewoge der Völkerwanderung verschont. Sobald aber die Vandalen ihr afrikanisches Reich gegründet hatten, setzten sie nach der lockenden Insel über. Sechs Jahre später mußten sie dieselbe an Odoaker abtreten. Dieser, noch mehr sein Besieger, der große Ostgothe Theodorich, schaffte wieder einigermaßen Ruhe für Handel und Wandel. Während aber die Ostgothen auf die entlegene Insel nur geringe Kraft verwendeten, suchte der Papst sie möglichst in sein Eigengebiet zu verwandeln. Weite Landstrecken wurden St. Peters Erbgut einverleibt, der Papst selbst weihte als Siziliens Metropolit die Bischöfe, berief sie zweimal im Jahre nach Rom zum Concil und übte die Kirchenzucht über Sizilien. Ihm aber wie dem sizilischen Volke selbst blieben die arianischen Gothen verhaßt, und als Belisar das Vandalenreich in Afrika gestürzt hatte, ging er mit siegreicher Flotte nach Sizilien. Das Volk sprach noch griechisch, und leichter Mühe fiel es dem Kaiser Justinian zu. Nur Palermo leistete Widerstand. Die Gothen hatten die Stadt von der Landseite unüberwindlich gemacht. Belisar aber brach mit seinen Schiffen in den Hafen ein und legte sich dicht vor die

Mauer mit seinen Mastbäumen, die er mit Bogenschützen besetzt hatte. Ein mörderischer Pfeilregen fegte die Mauern rein, und die Stadt war genommen. Vergebens nahm Totilas noch einmal die Insel ein. Seit 551 gehörte sie beinahe drei Jahrhunderte lang, wie einst zum griechischen, jetzt zum byzantinischen Gebiete. Wieder strömte griechische Sprache und Sitte hinüber. Byzantinische Kunst in ihrer ganzen Breite und Strenge setzte sich in Sizilien fest. Selbst dessen Kirche wurde schließlich von Rom ab und zur griechischen gezogen, als Kaiser und Patriarch zu Constantinopel sich wider den Papst setzten.

Die Prätoren, welche jetzt der Kaiser vom Bosporus herschickte, suchten sich auf gut römische Art Reichthümer zu machen. Sie verkauften die Aemter, und die Unsittlichkeit der griechischen Beamten drang in die Städte und Klöster ein. Die Verwaltung war schlecht, allein sie hatte auch ihr Gutes. Wenn sie nur Steuergelder nach Constantinopel schickten, ließ der Kaiser den Prätoren freie Hand. Sizilien hatte an ihnen eine Art von Vicekönigen, die jedoch des Landes eigene Interessen eher förderten, als lähmten. Auch für die Gemeinden galt der Grundsatz der Selbstregierung. Die Vermögenden wählten mit dem Bischof die Gemeindebeamten, welche auch die niedere Gerichtsbarkeit hatten. Besonders belebend wirkte der Aufschwung des Handels. Die großen Handelsstädte in Afrika, Oberitalien und Frankreich hatten sich von den Schlägen, die sie in der Völkerwanderung erlitten, noch nicht erholt, daher fiel der Handel im Mittelmeer hauptsächlich den Städten in Sizilien, wie in Unteritalien zu. Insbesondere hob sich die alte Weltstadt Syrakus wieder zu großer Einwohnerzahl und Reichthum. Die ganze Ostseite Siziliens, welche nach dem Orient hinschaut, fühlte den wohlthätigen Einfluß des Handels, der auch die Afrika zugewandte Südküste belebte.

Allein weit hinten in den arabischen Wüsten ballten sich Wolken zusammen, welche der Christenheit schrecklich verheerende Gewitter bringen sollten. Die arabischen Beduinen, angefeuert durch den Heldengeist und die wüthenden Ergüsse ihres Propheten, sammelten sich und brachen in wilden Schaaren über Syrien und Aegypten herein; auch Cypern, Rhodus und die Cycladen fielen in ihre Hände. Schon flogen nach Sizilien, nach der stets empfindlich zitternden Spitze unseres Welttheils, zuerst unter den europäischen Ländern die Lanzen mit dem Pferdehaarbüschel. Vorübergehend setzten sich die Araber an seinem Rande fest, wandten sich dann aber nach Afrika, um all seine christlichen Küstenlande bis nach Spanien hin und zuletzt dieses selbst zu erobern. Ganz Sizilien empfand die Schwere dieser unheilvollen Ereignisse. Korsarenschiffe umschwärmten seine Meere und fingen die Schiffe weg. Der Handel nach Afrika ließ im selben Grade nach, als die Nordküste von Afrika mehr und mehr aus der lebendigen Kulturströmung auf's Trockene gerieth. Als der Wüstensand ungehemmt in die afrikanischen Städte wehte, als er unter seinen todten Wellen die Straßen und Plätze begrub, welche noch die streitende junge Kraft des Christenthums gesehen, da bröckelte auch langsam zusammen, was von Städten und Ortschaften der sizilischen Südküste im Meere wiederglänzte.

Unglücklicher Weise mußten zur selben Zeit, als die arabische Gefahr näher drohte, die Gemüther der Sizilianer sich wider ihre byzantinischen Herrscher empören. Kaiser Constanz, ein merkwürdiger Mensch, faßte den Gedanken, das alte Römerreich zu erneuern, und kam nach Rom, dorthin wieder den Sitz der Herrschaft zu verlegen. Denn noch immer durfte der Kaiser auch Italien als ein Land betrachten, das ihm von Rechtswegen gehöre. Weil ihm aber in Rom die Nähe der Langobarden zu drohend erschien, nahm er, was noch von silbernen und goldenen Götter- und Heiligenbildern in Rom zu finden war, ging im Jahre 563 nach Syrakus und machte diese zweitberühmte Stadt im Westen zu seiner Residenz. Nun hatten die Sizilianer ihren Kaiser in ihrer Mitte, aber es war einer, der vom Teufel des Geizes und der Habsucht besessen war. Was Gold und Goldeswerth war, das wußte er zu finden und zu halten. Seine Hofbeamten folgten seinem Beispiel;

das seidene byzantiner Gesindel, das mit prunkenden Gewändern und Redensarten einherging, warf sich hungrig auf Sizilien, und die Erpressungen stiegen in's Unerhörte. Fünf Jahre lang ertrugen die Sizilianer diese Geissel, da aber ergrimmten sie, und unwiderstehlich griff der Gedanke um sich, um jeden Preis müsse man sich von den Byzantinern befreien. Eine Verschwörung entstand, und Graf Mezentius, der von Geburt ein Armenier war, stellte sich an die Spitze. Der Sohn eines andern vornehmen Hofherrn übernahm es, den Kaiser, bei dem er als Kammerjunker Dienste leistete, aus der Welt zu schaffen. Als eines Morgens Constanz im Bade saß, goß jener ihm erst das heiße Wasser über den Leib, schlug ihm dann mit dem Wassereimer auf den Schädel, bis er genug hatte, und ließ ihn liegen. Lange wartete die Leibwache auf das Wiedererscheinen des Kaisers, endlich fand man ihn todt im Wasser und Blut. Mezentius wurde zum Kaiser ausgerufen, ein großer Theil des Volkes fiel ihm zu. Wirklich dauerte seine Herrlichkeit über ein Jahr. Dann aber kam der Sohn des Erschlagenen aus Constantinopel, trieb die Aufständischen zu Paaren und hielt Gericht. Kaum aber hatte er Sizilien mit seiner Flotte verlassen, als die sarazenische in Sicht kam. Denn es waren von den Aufständischen die Sarazenen herbeigerufen, und sie drangen in Syrakus ein, richteten ein großes Blutbad an und raubten ungeheure Schätze zusammen. Unter diesen befanden sich auch die goldenen und silbernen Götterbilder, welche Constanz aus Rom weggeführt hatte. Die Sarazenen schickten sie an den großen Kalifen in Bagdad, und dieser verkaufte sie um hohen Preis nach Indien, wo sie vielleicht mit veränderten Zierrathen und Zusätzen noch in manchen Brahma- und Buddha-Tempeln ihre Stelle gefunden haben.

Nun behaupteten zwar die Byzantiner Sizilien noch hundertundfünfzig Jahre lang und ließen rings um die Insel Wachtthürme bauen; allein sie blieb ein unsicheres Besitzthum. Die Araber plünderten, und die Sizilianer konnten ihrer Erbitterung gegen die Byzantiner nicht mehr Herr werden. Wie gewaltig blühte das Frankenreich empor, und mit welch armseligen Dingen beschäftigte man sich im Kaiserpalast zu Constantinopel! Man steigerte die Kopfsteuer der Sizilianer, weil sie im Bilderstreit die Statuen nicht aus den Kirchen warfen. Hundertmal mehr als die Tüchtigkeit des Fürsten und Feldherrn hielten das byzantinische Reich zusammen der uralte Glanz des römischen Kaisernamens, der die Unterthanen schreckte, und die ererbten Reichthümer, aus denen man Heere und Flotten rüstete. Ein griechischer Christ sollte endlich die Sarazenen als Herrn nach Sizilien führen.

Dieser war Eufemios, ein kühner, trotziger Mann, wie ihn die wilden Raubzüge jener Zeiten groß zogen. Als Admiral der sizilianischen Flotte hatte er mit Geschick und Erfolg wider die Sarazenen gekreuzt, ihre Schiffe vom Meere gefegt, in ihre Küstenstädte Feuer geworfen und war der Abgott der Matrosen und Soldaten. Nun fiel er in Leidenschaft für eine junge Syrakusanerin, Omonize mit Namen, und man mußte sie ihm zur Gemahlin versprechen. Ihre Brüder aber, welche den Uebermüthigen haßten, verlobten sie in der Stille mit einem Andern und brachten sie einstweilen in ein Kloster. Da kam Eufemios des Nachts mit seinen Soldaten, umstellte die heiligen Mauern, erstieg die Zelle seiner Geliebten und raubte sie. Die Brüder gingen zum Kaiser und forderten Rache für den Kirchenfrevel. Da berief der Kaiser den Gefürchteten nach Constantinopel, sich zu verantworten. Auf der Stelle erhob Eufemios Aufruhr und bemächtigte sich der Stadt Syrakus. Der Prätor verlor im Gefechte Sieg und Leben, und Eufemios ließ sich zum Kaiser von Sizilien ausrufen. Allein nicht alle seine Soldaten waren Sizilianer, diese trennten sich von Eufemios' Anhängern und vertrieben ihn endlich aus Syrakus. Jetzt begab er sich zu den Sarazenen nach Afrika und verlangte Heer und Flotte von ihnen; er wolle Sizilien für sie erobern und regieren. Das war den Arabern neu; ganz Sizilien zu gewinnen, diesen Gedanken hatten sie noch nicht gefaßt, soviel Köstliches auch ihnen vor den Augen funkelte, wenn sie an Sizilien dachten. Hin und

her beriethen sie, endlich gab der greise Kadi Ased ben Forat den Ausschlag und übernahm selbst den Oberbefehl. Abentheurer aus Aegypten, Syrien, Afrika, selbst aus Persien und Spanien strömten herbei; eine Flotte mit 10,000 Mann Fußsoldaten und 700 Reitern, sämmtlich kriegsharte Gesellen, verließ den Hafen von Susa und landete im Jahre 827 bei Mazzara. Hier stieß die sizilianische Reiterei zu ihnen. Unter Eufemios' Anführung wurde der Prätor in blutiger Schlacht auf das Haupt geschlagen, und Alle gingen auf Syrakus los, das sie zu Lande und zu Wasser umschlossen. Die Einwohner wollten sich an Eufemios ergeben, wenn man ihnen Leben, Religion und Besitz verbürge. Ased wollte darauf eingehen, sein wildes Kriegsvolk aber lechzte nach Plünderung der volkreichen Stadt. Da erhoben sich die Syrakusaner zu ihrem weltberühmten Heldenmuthe. Ein Jahr lang vereitelten sie Alles, was der Feind versuchte; Pest und Seuche brachen im Lager der Araber aus, und zuletzt kam eine griechische Flotte und schloß die feindliche im Hafen ein. Da konnten sich die Afrikaner nicht mehr halten, sie warfen Feuer auf ihre Schiffe und zogen sich, von Eufemios geführt, in's Innere des Landes zurück, denselben Weg, den die Punier gezogen waren, als auch ihr Heer vor Syrakus den Seuchen und der Tapferkeit der Einwohner erlegen war. Die Araber befestigten sich in Mineo, und auch Girgenti fiel in ihre Hände. Eufemios aber ließ sich von angeblichen Freunden in einen Hinterhalt locken und wurde erschlagen. Das kaiserliche Heer rückte heran und schloß die Araber in Mineo ein. Sie wären vernichtet worden, hätten nicht Muselmänner aus Spanien, die auf Raubzüge ausgesegelt waren, ihnen in der Noth Hülfe gebracht. Jetzt nahmen die Araber den Angriff wieder auf, eroberten 831 Messina, bald auch Palermo und bemächtigten sich, schrittweise vordringend, des größten Theiles der Insel. Verrath wüthete in den Reihen der Sizilianer, die Sarazenen ließen keine Lockung unversucht, die verhaßten Byzantiner brachten geringe Hülfe. Dennoch dauerte der hartnäckige Widerstand der Christen noch neunzehn Jahre lang.

Und noch immer war Syrakus unbezwungen, die mächtigste Stadt, halb Sizilien werth, und der offene Hafen für die christlichen Flotten. Wie einst die Punier, machten die Araber Palermo zu ihrem Hauptplatze, weil sie Syrakus nicht haben konnten. Endlich erging von Sizilien der Ruf in die mohamedanischen Länder, man müsse dem Islam, der Religion Mohameds, die berühmte Stadt Syrakus erobern, wer eine Lanze schwingen könne, solle kommen und Theil haben an der unermeßlichen Beute. Im Jahre 877, fünfzig Jahre nach dem ersten Eindringen der Araber in die Insel, sahen die Syrakusaner sich umringt von zahllosen Segeln und Zelten.

Sie verzagten nicht. Sie erinnerten einander, wie vor ihren heiligen Mauern einst die Heere der glorreichen Athener, der grimmigen Punier zu nichte geworden, und wie selbst die mächtigen Römer Syrakus nicht anders bezwingen konnten als durch List und nach dreijähriger Belagerung. Ob man jetzt vor ungläubigen Horden bebe, die schon einmal mit Schimpf und Schande hätten abziehen müssen? Alle Bürger gelobten Gott und ihrer guten Stadt Treue bis in den Tod, und an ihrer Spitze standen tapfere und kriegsgeübte Befehlshaber. Noch einmal sollte die Stadt, welche schon so viele großartige Belagerungen erlebt hatte, im alten Heldenglanze strahlen. Das Arbeiten, das Stürmen und Wüthen der Araber war unablässig, ihre Ueberzahl groß. Die Steingeschosse kamen wie ein Gewitter, die Maschinen stiessen fort und fort auf die Mauern, die Sturmhaufen drangen von oben durch die Breschen, unten durch unterirdische Gänge. Waren sie des Tags zurückgeschlagen, griffen sie des Nachts wieder an. Doch in Allem widerstanden die Christen; ihr Heldenmuth war nicht zu brechen, ihre Wachsamkeit nicht zu ermüden, und die uralten, schon mit so vielem Blute begossenen Mauern standen noch fest.

Die Syrakusaner hofften auf Ersatz. Kaiser Basilius hatte eine große Flotte rüsten lassen. Allein der Admiral Adrian glaubte sich noch immer nicht stark genug, um die Massen der Ungläubigen anzugreifen. Unterdessen verging Woche um Woche, Monat um Monat; bald ein Jahr dauerte die schreckensvolle Belagerung. Die Lebensmittel waren längst aufgezehrt, man

aß wilde Kräuter und Zugthiere, schon kostete ein Rind zehn Goldstücke, ein Pferd fünfzehn, auch wohl zwanzig, Eselsfleisch aber galt als Leckerbissen. Die Armen fingen an, altes Leder zu kochen, sie suchten bleichende Thierknochen aus dem Sande, zermalmten sie und sprengten etwas Wasser darüber, um dieses Knochenmehl zu essen. Ja der grimme Hunger fiel über Leichen her, und man sagte, es würden Kinder geschlachtet, um Speise zu geben. Pest und Seuchen konnten nicht ausbleiben. Die seltsamsten Krankheitsformen erschienen. Einigen wurde plötzlich der halbe Körper lahm und wie abgestorben, Andere waren mit Beulen bedeckt, wieder Andere fielen plötzlich todt zur Erde.

Da begannen die Streiter auf den Mauern zu fehlen, und welche noch bei dem Waffenruf erschienen, konnten ihre Waffen kaum schleppen. Die unglückselige, von der christlichen Welt verlassene Stadt nahte ihrem Ende. In allen Ländern sprach man von ihrem Todeskampfe. Zum Admiral Adrianos, so wurde erzählt, dessen Flotte noch fern an der Küste von Elis lag, kamen Hirten und erzählten: die bösen Geister in den Sümpfen schrieen, Syrakus werde untergehen. Der Admiral ließ sich an die Stelle führen und hörte ebenfalls die schrecklichen Stimmen, welche verkündigten, am 21. Mai werde Syrakus untergehen.

Am selben Tage drangen endlich die Sarazenen in die Stadt, nichts widerstand mehr ihrem stürmischen Andrängen. Sie mordeten und wütheten wie wilde Thiere, die aus ihren Wüsten hervorbrechen. Den ganzen Tag dauerte das Gemetzel, das Plündern, das Brennen. Andern Tags wurde, was von Christen noch lebte, zusammengeholt und auf die Schiffe getrieben, um nach Afrika in die Sklaverei verkauft zu werden. Auch der Commandant, der mit siebzig Mann die Burg noch hielt, mußte sich ergeben. Acht Tage lagen die Sieger in der eroberten Stadt. Da war die Beute gesammelt und vertheilt. Ein Theil der Gefangenen wurde zum Richtplatze geführt. Der Commandant wurde enthauptet, er ging so hohen und freudigen Muthes zum Tode, daß selbst die Ungläubigen ihn bewunderten. Ein anderer Anführer, dessen Kriegskunde ihnen zu schaffen gemacht, hatte Mohamed geschmäht. Diesen fingen sie erst von Mitte des Leibes an zu schinden, rissen ihm die Eingeweide aus dem Leibe und frassen sein Herz, dann warfen sie ihn, da er noch lebte, zur Erde und tödteten ihn vollends mit Steinwürfen. Auch bei andern Gelegenheiten in Sizilien wird die Sitte der Araber erzählt, daß sie dem getödteten Feinde als den Sitz der Tapferkeit das Herz ausrissen und jeder ein Stückchen davon aß, als wollten sie damit die Tapferkeit des Todten auf sich selbst übertragen. Vor ihrem Abzuge schleiften die Araber die Stadt. Sie arbeiteten mit Feuer und Brecheisen, daß all die hohen Gebäude und Mauern stürzten, und daß sie ihren alten Haß gegen die christliche Hauptstadt vollends befriedigten. Die Syrakusaner Prälaten wurden meist vor den Emir nach Palermo geführt. Unter ihnen war auch der Diakon Theodosius, dessen Bericht uns die Belagerung schildert. Als das Heer vor Palermo ankam, zog ihnen alles Volk mit Siegesliedern entgegen. Die ganze Welt des Islam schien auf den Beinen zu sein, und Alles strahlte vor Freude. Besonders frohlockten die Araber über die unermeßliche Beute. In so vielen Ländern, über welche das arabische Roß schon dahin flog, hatten sie in keiner Stadt so große Reichthümer gefunden, es sei denn in Madihn in Persien, der Residenz der großen Sassaniden.

So ging Syrakus unter. Anderthalb Jahrtausende hatte diese Stadt die Welt erfüllt mit dem Ruhm ihrer Million Bevölkerung, ihrer Bildung, Schätze und Ueppigkeit; anderthalb Jahrtausende war sie die große Weltstadt und der Sitz griechischer Sprache und Sitte, griechischer Kunst und Literatur gewesen. Noch immer war sie voll reichen Lebens, noch immer die große Niederlage griechischer Geistesschätze, die Großstadt, welche mit Sprache, Sitte und Handel den Osten an den Westen knüpfte. Was die Römer nie erreichten, erfolgte jetzt mit dem Untergange von Syrakus. Das Griechenthum ging unter, ganz Sizilien wurde arabisch, für immer war das Land vom Orient losgerissen.

(Fortsetzung folgt).

Die Heft- und Jochzeher.

Von F. H. Snell zu Hohenstein in Nassau.

(Mit einer Abbildung.)

Die Vogelordnung der Joch- und Heftzeher, welche wir jetzt zu betrachten haben, schließt sich unmittelbar an die von uns zuletzt besprochene Ordnung der Hocker oder Singvögel an. Beide Ordnungen laufen gleichsam in einander, sodaß von den Naturforschern einige Vögel bald zu dieser, bald zu jener gezogen, oder auch alle zu einer einzigen Ordnung zusammengefaßt werden.

Die Vögel, die wir hier zu betrachten haben, sind ohne Singmuskeln. Bei den meisten sind zwei Zehen nach vorn und zwei Zehen nach hinten gerichtet, sodaß sie gleichsam ein Joch bilden. Bei andern sind zwar drei Zehen nach vorn gerichtet, aber die beiden äußersten bis zum zweiten Gelenke zusammengeheftet oder verwachsen. Einige Arten haben überhaupt nur drei Zehen. Der Schwanz hat meist nur zehn Federn.

Der Schnabel ist sehr verschieden geformt: z. B. bei den Spechten grade eckig, vorn zusammengedrückt und mit einer widerhackigen und elastisch vorschnellbaren Zunge versehen, dagegen bei den Papageien fast halbkugelig mit übergekrümmtem Oberkiefer und mit einer kurzen, breiten, fleischigen Zunge.

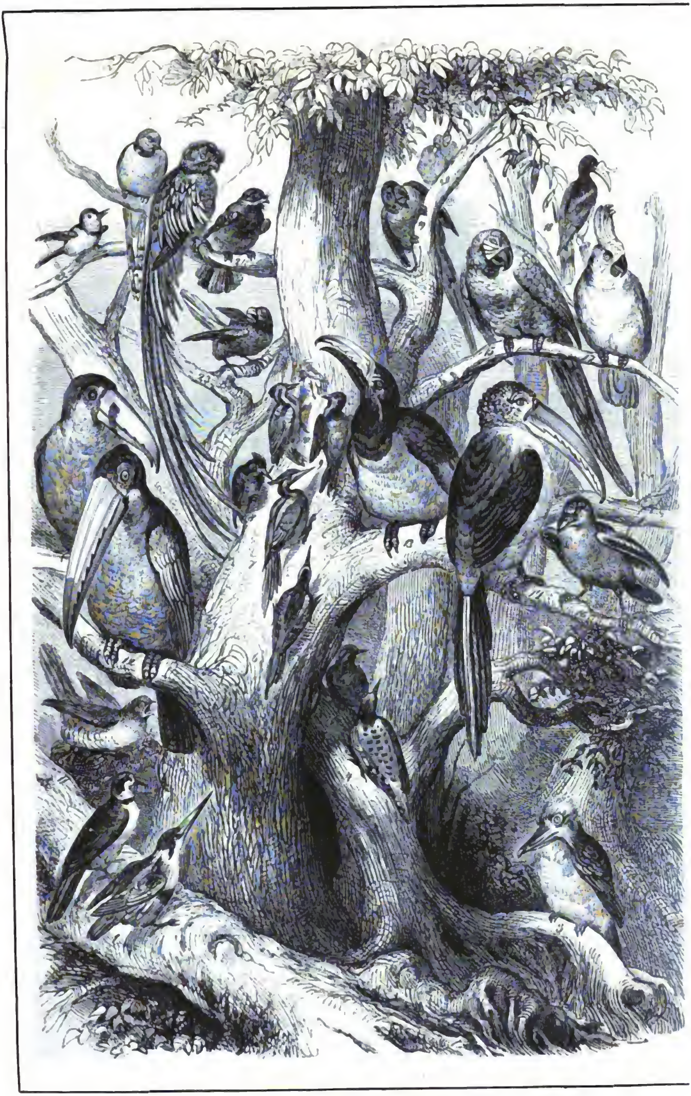
Die in Deutschland einheimischen Gattungen sind nicht zahlreich, nämlich nur folgende: Bienenfresser (Merops), Eisvogel (Alcedo), Kuckuk (Cuculus), Specht (Picus), Wendehals (Jynx). Von ausländischen Gattungen sind bemerkenswerth: Papagei (Psittacus), Kakadu (Cacadua), Nashornvogel (Buceros), Tukan (Pfefferfresser, Ramphastos) ꝛc.

Die Vögel unserer Ordnung bilden die Fortsetzung der vorigen; so setzen sie auch, was ihren Nutzen betrifft, das Werk der Hocker fort. Wir haben z. B., wie sich der Leser erinnert, unter jenen einige Vögel aufgezählt, welche vorzugsweise die grüne Krautraupe verfolgen. Aber es gibt noch eine andere noch schädlichere Krautraupe (Papilio brassicae), welche etwas größer, bunt gestreift und schon mehr behaart ist und deßhalb von jenen kleinen Vögelchen nicht gern gefressen wird. Nun diese hat unter den Vögeln unserer Ordnung ihre Feinde.

Vor Allem ist hier der Kuckuk (Cuculus canorus) zu nennen. Dieser merkwürdige Kamerad nährt sich fast ausschließlich von behaarten Raupen, sodaß die Wände seines Magens oft mit Raupenhaaren, die bekanntlich zum Theil sehr spitz sind und zwischen den Fingern heftiges Jucken erregen, ganz gespickt sind, weßhalb, ehe man der Sache auf den Grund kam, der Naturforscher Brehm (der Aeltere) auf die Meinung gerieth, „bei'm Weibchen sei vielleicht zur Erleichterung der Verdauung der Magen auf der inneren Seite mit Haaren besetzt!" *) (d. h. von Natur mit einem Pelze bekleidet!) „Ein dieses Frühjahr von einem Apfelbaum heruntergeschossener Kuckuk (der Besitzer des Baums glaubte eine große Heldenthat verübt zu haben) hatte 173 Stück 7 Linien lange Raupen, resp. deren Bälge im Magen," — so berichtet Apotheker Brucklacher. **) Zum Lohne für diese seine überaus nützliche Wirksamkeit hat das Volk dem unschuldigen Vogel den bösen Namen gemacht, er fresse Vögel und Vogeleier, indem es denselben mit dem Sperber (Falco Nisus) verwechselt, welchem er aber freilich auch von Weitem im Fluge sosehr ähnelt, daß er sogar von den kleinen Vögelchen z. B. der weißen Bechstelze mit jenem verwechselt und als vermeintlicher Raubvogel mit großem Geschrei verfolgt wird, — wenn dieß nicht etwa die Vögel deßhalb thun, weil er ihnen seine Eier in die Nester legt. Jedenfalls sollten es solche Jäger, die sich zu den „Gebildeten" rechnen, nicht thun. Leider gibt es aber unter denselben noch Viele, welchen Kuckuk und Sperber Eins

*) Christ. Ludw. Brehm, Lehrb. der Naturgeschichte der europäischen Vögel. Jena 1823. Thl. I, S. 126.

**) In Dr. Weinlands „Zool. Garten." Jahrg. 1863. Nro. 9. S. 198.



HEFT- UND JOCHZEHER.

Verlag und Eigenthum von Julius Niedner in Wiesbaden.

und Dasselbe ist, und deren einer sich einmal gegen einen Bekannten von mir rühmte, er habe in einem Frühling 9 dieser Bösewichte geschossen.

Doch kehren wir zu unsern Krautraupen, die zu der schädlichsten aller Raupen gehören, zurück! Diejenigen, welche ihren Verfolgern entgangen sind, wandern, wenn sie ausgewachsen sind, von den Krautbeeten fort, um sich ein passendes Plätzchen zum Verpuppen aufzusuchen. Man sieht sie dann, wie bekannt, zu Hunderten über die Straßen und Wege und an den Wänden oder Baumstämmen hinaufkriechen, um da als Puppen zu überwintern und im nächsten Sommer als vollkommene Insekten (Kohlweißlinge) wieder aufzuerstehen. Da sind aber nun die Spechte bei der Hand, um ihnen einen Strich durch die Rechnung zu machen, indem sie sich in der harten Winterszeit an den saftigen fetten Puppen gütlich thun. Besonders sind es zwei einander ähnliche Arten dieser Gattung, welche sie nicht allein an den Baumstämmen, sondern im Winter auch an den Wänden der Gebäude bis mitten in die Dörfer hinein eifrig aufsuchen. Es ist dieß der Grünspecht (Picus viridis) und der etwas kleinere Grauspecht (P. canus). Weil sie aber bei diesem Geschäfte an schadhaften Wänden, in deren Fugen sie zugleich nach den im Winterschlafe liegenden Fliegen und Spinnen suchen, bisweilen etwas Lehm herunterwerfen, werden sie nicht selten todt geschossen!

Es hatten überhaupt sämmtliche Spechte vor noch nicht langer Zeit ein schlimmes Loos und haben das, soviel ich weiß, in manchen Ländern noch. Es wurde Schußgeld für die erlegten bezahlt, weil man sie als Forstfrevler ansah, welche die Bäume zerhackten!

Wir müssen, um hierüber in's Reine zu kommen, die ganze, so höchst eigenthümliche Thätigkeit dieser Vögel näher in's Auge fassen. Die Spechte zerhacken allerdings das Holz; sie sind dazu geschaffen, um an den Bäumen herumzuklettern und das Holz zu zerhacken. Dazu sind ihnen gegeben die kurzen, starken Kletterfüße, die steifen, elastischen Schwanzfedern, mit welchen sie sich gegen die Baumstämme anstemmen, und der steinharte, vorn seitlich zusammengedrückte Schnabel, mit welchem sie starke Holzsplitter herauszuhauen vermögen. Aber welches Holz zerhacken sie? und zu welchem Zwecke? Das erstere richtet sich nach dem letzteren. Sie verfolgen aber zweierlei Zwecke bei ihrer Arbeit. Einmal hacken sie die unter der Rinde oder im Holze lebenden Larven der Holzkäfer und Schmetterlinge heraus, um sie zu verzehren. Wo aber diese Larven leben, da ist das Holz nicht gesund, sondern entweder schon längst faul, oder durch die Larven selbst zerfressen und beschädigt. Weit entfernt also, den Bäumen zu schaden, befreien sie dieselben vielmehr von ihren Zerstörern.

Der zweite Zweck, den sie bei ihrer Arbeit verfolgen, ist der, daß sie sich zum Nisten und zum Schlafen Höhlen hacken. Sie vermögen dieß aber nur im faulen Holze, weil ihnen das gesunde zu fest ist *), Also stiften sie auch damit keinen Schaden, — aber einen außerordentlichen Nutzen! Da sie nämlich auf ihren Streifereien im Herbst und Winter sich überall, wohin sie kommen, solche Schlafstätten ausmeisseln, so bereiten sie viel mehrere, als sie selbst brauchen, und die überschüssigen werden dann begierig von den andern Höhlenbewohnern zum Schlafen und Brüten eingenommen. Wenn sich die Meisen, die Spechtmeisen, die Baumläufer, die Staaren, die Wiedehopfe, die Hohltauben, kurz alle übrigen Höhlenbrüter mit den von selbst ausgefaulten Astlöchern begnügen müßten, dann sähe es schlimm um dieselben aus. Wenn man aber durch einen alten Hochwald geht und die vorhandenen Höhlen betrachtet, so wird man finden, daß die meisten derselben sauber und rund in faule Stämme oder Aeste hineingemeisselt sind, wie es nur die Spechte thun können. Selbst die natürlichen Astlöcher sind meist unbrauchbar, wenn sie nicht vorher von diesen unentbehrlichen Künstlern von hervorstehenden Splittern gereinigt und schön ausgerundet worden sind.

Das ist das wichtige Amt, welches die Spechte in dem wundervollen Reiche der Vögel zu verwalten haben! Es sind die

*) Deßhalb gibt es in Australien keine Spechte, da die dort wachsenden Bäume eine glatte Rinde und äußerst festes Holz haben.

Reichszimmerleute, wie denn auch Ein Specht, nämlich der größte von allen, der Schwarzspecht, (Picus martius) in vielen Gegenden wirklich der Zimmermann genannt wird.

Was dem civilisirten Menschen die Bauhandwerker, das sind den höhlenbewohnenden Vögeln (und diese gehören gerade zu den nützlichsten) die Spechte — völlig unentbehrlich. Selbst also, wenn dieselben auch durch ihre Ernährungsweise nichts als Schaden anrichteten, so würden sie doch zu den nützlichsten aller Vögel gezählt werden müssen. Aber sie bringen auch in dieser Beziehung keinen Schaden, sondern Nutzen, indem sie, wie wir gesehen haben, die schädlichen Forstinsecten da verfolgen, wo kein andrer Vogel an dieselben gelangen kann. Was will es da heißen, daß die Buntspechte (unter welchem Namen man mehrere Arten von Spechten zusammenfaßt) sich im Herbste bisweilen auf den Wälschnußbäumen einfinden und dünnschalige Nüsse aufhacken? Noch viel weniger aber wird man ihnen einen Vorwurf daraus machen können, daß sie im Winter, wo die Insektennahrung oft spärlich ist, und wo sie doch auch leben wollen, den Nadelholzsamen fressen. Vielmehr wird der Naturfreund hierbei ihre wunderbare Kunstfertigkeit bewundern, mit welcher sie aus den festen Kieferuzapfen die Samenkerne herauszubekommen wissen. Sie suchen oder hauen sich nämlich in einer angefaulten Kiefer oder in einer Astgabel ein Loch, in welches die Samenzapfen genau passen. Dahin schleppen sie nun jeden Zapfen, den sie ausfressen wollen, keilen ihn fest ein, splittern die harten Schuppen ab, fressen die Samen aus und werfen dann den ausgeleerten Zapfen herunter, um einen andern zu holen. Diese Zapfenlöcher sind mit solchem Augenmaße bereitet, daß die Kieferzapfen (immer mit dem dicken Theil nach unten) so fest darin sitzen, daß sie der Specht bisweilen selbst nicht wieder herausbringen kann und sich dann ein neues Loch aushauen muß, wie ich deren noch vor wenigen Tagen vier nahe bei einander gefunden habe. Man kann diese Spechttische, wie man sie nennen könnte, in den Wäldern leicht an den Haufen von Zapfen entdecken, welche unter denselben liegen, wie auch an den weißen Kothspritzen des Spechtes.

Ebenso wenig hat es auf sich mit den Anklagen, welche man gegen die s. g. „Ameisenspechte“ (unter welchem Namen man die andere Abtheilung der Gattung, nämlich den Grün- und Grauspecht zusammengefaßt hat) erheben könnte. Diese heißen nämlich so, weil sie Ameisen fressen; die Ameisen sind aber nützlich, namentlich in den Wäldern. Es verhält sich aber damit nach meinen Beobachtungen folgendermaßen: die genannten Spechte fangen für's Erste solche Ameisen, welche sie fern von deren Nestern auf den Bäumen antreffen, indem sie dieselben an ihre lange, wurmförmige, klebrige Zunge ankleben oder mit der hornartigen, widerhackigen Spitze derselben aufspießen. Für's Zweite suchen sie, und zwar besonders im Herbst und Winter, die Ameisen in ihren Nestern auf. Das können sie aber nur bei solchen Arten, deren Nester leicht zugänglich sind und leicht in die Augen fallen. Es sind dieß nur zwei Arten, nämlich die Waldameise (Formica rufa *L.*), welche in den Wäldern die großen Haufen macht, aus welchen die s. g. Ameiseneier zur Fütterung der Nachtigallen gesammelt werden, und die empfindlich beissende gelbe Ameise (Formica flava *L.*), welche auf trocknen Wiesen und begrasten Waldblösen feste, meist mit Gras bewachsene Haufen *), von der Größe der Maulwurfshaufen, baut. Diese halbkugeligen Haufen (von den Landleuten „Ameisengipfel“ genannt) sind bei'm Mähen des Grases sehr lästig. Die Spechte nun hauen mit ihrem starken Schnabel diese Haufen auf, um im Herbst und Winter die tief unten verborgenen, in Wintererstarrung liegenden Ameisen hervorzuholen. Sie ebnen so die Wiesen, indem sie mit ihrem Schnabel die Arbeit verrichten, die sonst der Landmann mit der Hacke vollbringen müßte, und vertilgen zugleich die Ameisen. Dieser Nutzen wird wohl den Schaden, welchen die Spechte durch Verfolgung der Waldameisen anrichten, aufwiegen.

---

*) Nach Schenck „nisten jedoch nicht selten in und unter solchen Haufen zwei bis drei verschiedene Arten Ameisen.“ Jahrb. des Nassauischen Vereins für Naturkunde. Heft VIII. Abth. 1. S. 58.

Der insektenkundige Leser, der es weiß, daß die Ameisen und die Bienen zu einer und derselben Insektengruppe, nämlich zu den Stachelträgern (Aculeata) gehören, und daß beide im Winter erstarren und daher ihren Feinden keinen Widerstand leisten können, wird aus dem bisher Gesagten vielleicht schon auf die Vermuthung kommen, daß die Ameisenspechte auch Bienen fressen. Und sie thun das wirklich. Wenn einer im Winter an einen Bienenstock geräth und die Entdeckung macht, daß Bienen darin wohnen, so sucht er dieselben durch Klopfen herauszulocken und frißt sie. Wer aber weiß, welche scheue Vögel die Ameisenspechte sind, der wird uns zustimmen, wenn wir sagen, daß die meist dicht bei den menschlichen Wohnungen angebrachten Bienenstände doch vor diesen Feinden ziemlich sicher sind. Ohnehin läßt ein ächter Bienenvater seine Lieblinge keinen Tag aus den Augen und wird es deßhalb sogleich selbst entdecken, wenn ein Grünspecht seine oben erwähnte Entdeckung gemacht hat, und wird dann auf einen leicht zu treffenden Schutz für die Bienen bedacht sein. Im Sommer aber, wenn die Bienen fliegen, geht meines Wissens kein Specht dieselben an, sei es, weil er dann Ueberfluß an sonstigen Nahrungsmitteln hat, oder weil er sich dann vor ihrem Stachel fürchtet.

Noch ein Vorzug der Ameisenspechte besteht darin, daß sie auch allerlei schädliche Insektenlarven aus der Erde heraushacken.

Endlich sei, um die Nahrung derselben vollständig anzugeben, noch erwähnt, daß wenigstens der eine derselben, nämlich der Grauspecht, im Herbst auch Beeren frißt. Ich selbst habe deren zwei in der Vogelschneiße bei vorgehängten Vogelbeeren gefangen, und zwar waren dieselben nicht, wie etwa ein Leser einwerfen könnte, durch Zufall in die Schlingen gerathen, sondern sie hatten, als ich sie untersuchte, den Kropf voll Beeren.

Den Spechten sehr nahe steht der Wendehals (Jynx torquilla), welcher aber weder klettert, noch hackt, sondern hüpfend, meist am Boden, die Insekten aufsucht und mit seiner Wurmzunge spießt oder anklebt und ein durchaus nützlicher Vogel ist.

Indem wir bei Betrachtung des Nutzens und Schadens der Vögel unserer Ordnung den Bienenfresser (Merops apiaster) und die Racke (Corracias garrulus), als sehr seltene Vögel übergehen, haben wir noch einen überwiegend schädlichen Vogel zu erwähnen. Es ist der Eisvogel (Alcedo ispida). Die Hauptnahrung desselben besteht nämlich in kleinen Fischen, welche er, mit geschlossenen Flügeln in das Wasser stürzend, mit dem Schnabel ergreift und, den Kopf voran, ganz verschluckt. Blutegel, Wasserinsekten und deren Larven frißt er nur bei Mangel an Fischen, z. B. wenn das Wasser sehr trübe ist, füttert aber seine kleinen Jungen ausschließlich damit.

Der Eisvogel thut demnach der Fischerei Schaden und zwar bedeutend mehr als der in der vorigen Vogelordnung von uns betrachtete Wasserschmätzer. Indessen ist es auch bei ihm noch zu erforschen, ob nicht auch solche Wasserinsekten zu seinen Nahrungsmitteln gehören, welche selbst den Fischlaich verzehren, in welchem Falle vielleicht der Nutzen den Schaden aufwiegen würde.

Dann aber gehört der Eisvogel zu den wenigen Vögeln Deutschlands, deren Gefieder die Farbenpracht der Tropenwelt zeigt. Obenher prachtvoll lasurblau und dunkelgrün, untenher schön zimmtfarbig, schießt er wie ein schimmernder Edelstein über die Wasserfläche dahin. Und einen solchen Vogel, der ohnehin in strengen Wintern, wenn alle Gewässer zufrieren, häufig verhungert und deßhalb nirgends häufig ist, wollte man verfolgen? Das wäre doch wahrlich Barbarei! Leider werden immer viele dieser Vögel von Jägern geschossen, um sie auszustopfen und zum Zierrath im Zimmer aufzustellen.

Da wir auf die Schönheit des Gefieders der Vögel gekommen sind, so wollen wir hier gleich einen Blick auf unsere ganze Ordnung thun. Wir haben in derselben noch zwei bereits genannte Vögel, welche in dieser Beziehung an die Farbenpracht der Bewohner der heißen Länder erinnern: es ist die Blauracke und der Bienenfresser. Wirklich kommen diese, ganz besonders der letztere, nur in Oestreich vor, wo schon das innerkontinentale

Klima beginnt, wo unsere häufigen Sommerregen fehlen, wo dagegen die Sonne vom wolkenlosen Himmel herab jene Lichtfülle und Gluthhitze entsendet, mit welchen die Bildung der lebhaften brennenden Farben in ursächlichem Zusammenhange steht.

Aber auch die übrigen Vögel unserer Ordnung tragen, wenigstens an einzelnen Theilen ihres Körpers und gleichsam zur Entschädigung für den ihnen fehlenden Gesang, solche Farben. So haben z. B. fast alle Spechte auf dem Scheitel, einige auch an den Schwanzdeckfedern, ein lebhaftes Scharlachroth, wozu bei den s. g Ameisenspechten noch das Grün kommt.

Doch aber stumm sind unsere Vögel nicht! Oder freut sich nicht Alles bis zum Bauernmädchen, wenn es im Waldthal einsam mit dem Rechen die hervorsprossende Wiese säubert und nun am Kukuksrufe wieder zählen kann: wie lange noch . . . ? Und die glockenartigen Frühlingstöne einiger Spechte, — machen sie nicht gleichsam die Cymbel in dem großen Waldconcerte der Vögel? Am allerkünstlichsten aber sind die Buntspechte und der Schwarzspecht! Mit ihrer Kehle können sie zwar nichts Liedähnliches hervorbringen, aber sie wissen Rath. Sie steigen auf den höchsten Gipfel einer alten Eiche, suchen sich da eine dürre, von der Rinde entblöste Astzinke und beginnen nun, mit ihrem Schnabel aus Leibeskräften darauf zu trommeln, sodaß zugleich der dürre Ast in eine zitternde Bewegung geräth und einen eigenthümlichen schnurrenden Ton von sich giebt. Es sind die Trommler bei dem großen Concert, und sie schlagen einen Wirbel, wie es der behendeste Tambour nicht vermag. Daß das nicht, wie vielleicht mancher Leser wähnen könnte, zufällig erregte Töne sind, sondern daß dieselben wirklich eine Musik vorstellen sollen, das geht daraus hervor, daß die Spechte nur zur Zeit der Liebe und in den Stunden des Tages, wo die übrigen Vögel hauptsächlich singen, trommeln. Der Kenner vermag an der Höhe oder Tiefe dieser Töne zu unterscheiden, ob der Schwarzspecht der große, der mittlere, oder der kleine Buntspecht (Picus major, medius, minor) der Trommler ist; denn je nach seiner Größe wählt sich der Specht eine dickere oder dünnere Astzinke als Trommel aus.

Fast alle Vögel unserer Ordnung sind höchst ungesellig und futterneidisch und leben außer der Fortpflanzungszeit einzeln. Auch mit andern Vögeln lassen sie sich nicht ein. Um so auffallender ist es, daß man oft einen Buntspecht in der Gesellschaft der Meisen, Goldhähnchen, Baumläufer und Kleiber antrifft. Bei näherer Beobachtung findet man, daß der Specht es nicht ist, welcher diese gemischte Gesellschaften aufsucht, sondern daß diese ihm, der sich gar nicht um sie kümmert, nachfolgen, weil sie die gleiche Nahrung haben, und weil die kleineren Vögel gern bei einem größeren Schutz suchen, (welcher Schutz aber freilich oft nur ein eingebildeter ist).

Zur Nistzeit duldet kein Paar ein anderes seiner Art in seinem Nistrevier; selbst zwischen dem Grünspecht und dem Grauspecht findet dieses feindselige Verhältniß statt. Doch habe ich einmal beobachtet, daß ein Grünspecht- und Grauspechtpaar täglich zusammenkamen und zusammen auf dem Boden herumhüpften, — ein merkwürdiges Beispiel von besonderer Vogelfreundschaft!

Die Joch- und Heftzeher legen fast alle rein weiße Eier und zwar fast alle ohne besonderes Nest in Höhlen, die meisten in Baumhöhlen, die Eisvögel und Bienenfresser in Erdhöhlen, die sie oft selbst graben. Die Kukuke (unser europäischer, wie die fremdländischen Arten) machen hiervon, wie überhaupt von der Brutweise aller übrigen Vögel, eine Ausnahme. Sie bauen keine Nester und brüten keine Jungen aus, sondern legen, wie bekannt, ihre Eier in fremde Nester und zu den fremden Eiern. Die Eier entwickeln sich nämlich so langsam, daß sie in Zwischenräumen von 8 Tagen gelegt werden. Wollte sie also der Vogel ausbrüten, so würden die zuerst gelegten schon verdorben sein, bis das letzte gelegt wäre. Es gibt wohl auch Vögel (Schwimmvögel), welche nur Ein Ei legen und ausbrüten; aber der Kukuk muß sich stärker vermehren, weil sein Leben viel mehreren Gefahren ausgesetzt ist.

Der Kukuk legt daher nur je Ein Ei in ein Nest; wenn dasselbe offen ist, legt

er es grade hinein; wenn es in einer Höhle steht, trägt er sein Ei im Schlund hinein.

Er wählt solche Nester, deren Eier noch nicht vollzählig oder wenigstens noch nicht bebrütet sind, und von solchen Vögeln aus der Ordnung der Hocker, welche Insekten fressen, meist von Rothkehlchen, Grasmücken, Rohrsängern, Bachstelzen. Aeußerst selten findet man das Kukuksei bei verbrüteten Eiern oder in einem Neste von Körnerfressern, z. B. Stockfinken (Hänflingen), ein Fehlgriff, zu welchem der Kukuk ohne allen Zweifel nur dadurch kommt, daß er kein passendes Nest hat finden können. Aeußerst merkwürdig ist hierbei, daß die Kukukseier, welche sehr verschieden gefärbt sind, allemal den Eiern des andern Vogels, in dessen Nest sie gelegt werden, an Farbe ähneln, offenbar damit der Vogel den Betrug nicht merken soll. Man hat diese unleugbare Thatsache zwar angezweifelt, weil man sie für physiologisch unerklärlich hält; aber sie läßt sich durch Annahme eines sogen. „Versehens" des Kukuksweibchens, welches an dem von ihm ausgewählten Neste immer ab- und zufliegt und die darin schon befindlichen Eier betrachtet, einigermaßen erklären, wie ich an einem andern Orte *) ausführlich nachzuweisen versucht habe.

Das Kukuksei, welches wunderbarer Weise auch an Größe den Eiern der kleinen, Insekten fressenden Vögelchen fast gleicht, obgleich der Kukuk so vielmal größer ist als diese, wird nun von der Pflegemutter mit ihren eignen Eiern ausgebrütet. Der Wechselbalg aber, welcher schon etwas stärker als die rechten Kinder auf die Welt kommt und sich sehr schnell entwickelt, nimmt jenen alle Nahrung weg und drängt bald die geschwächten und verkümmerten aus dem Nest hinaus. Gelingt ihm das nicht durch eigene Anstrengung, so kommt ihm seine Mutter, welche die verschiedenen Nester, in welche sie je ein Ei gelegt hat, sorgfältig überwacht, dabei zu Hülfe und wirft die Stiefgeschwister ihres Kindes hinaus, die dann erfrieren. Sie alle müssen sterben, damit das Leben des einen, so überaus nützlichen und in seiner nützlichen Thätigkeit unersetzlichen Vogels, der aber soviel Nahrung nöthig hat wie die Kleinen alle zusammen gefressen haben würden, erhalten wird! So fehlt es nicht an Härten und Grausamkeiten in der Natur, *) — auch da, wo „der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual." Aber zwecklos sind doch diese Qualen nicht. Sich zwecklos unter einander zu quälen, das ist das Privilegium der Menschen!

Der kleine Schlingel von Kukuk wird übrigens unter der sorgsamen und überaus liebevollen Wartung seiner Pflegeeltern bald groß, wird auch, wenn er ausgeflogen ist, noch eine Zeit lang gefüttert und lernt dann, selbst die Raupen aufzusuchen. Wie groß die Liebe der kleinen Vögel zu diesem ihrem Pflegekind ist, davon hat der Naturforscher Bechstein einen merkwürdigen Fall beobachtet. Er entdeckte nämlich noch spät im Herbst einen jungen Kukuk in einer Höhle, die so eng war, daß er nicht heraus konnte, und er wurde, obgleich längst erwachsen, noch immer von den Bachstelzen, die seine Pflegeeltern waren, mit Nahrung versorgt!

Die Erziehung des Kukuks durch Pflegeeltern erinnert uns an das „Pflegeelternwesen" überhaupt und damit an eine Seite des Lebens der Vögel, welche mit der vorhin erwähnten Härte wieder auszusöhnen vermag Es kommt nämlich, wie natürlich, häufig vor, daß junge Vögel, die noch im Neste sitzen oder schon ausgeflogen, aber noch unselbstständig sind, ihre Eltern verlieren. In solchen Fällen, zumal wenn beide Eltern umkommen, sollte man meinen, die Jungen seien rettungslos dem Hungertode verfallen. Dieß ist aber, wenigstens wenn die Jungen nicht mehr ganz klein sind, in der Regel nicht der Fall. Vielmehr werden durch das unaufhörliche Schreien und Lamentiren der Verwaisten andere Vögel herbeigerufen, die sich ihrer annehmen und förmlich Elternstelle an ihnen vertreten. Sogar Vögel einer andern Art unterziehen sich oft diesem Liebesdienste. So hat man beobach-

*) „Zur Hypothese über die verschiedene Färbung und langsame Entwicklung der Eier des Kukuks" in Cabanis' Journal für Ornithologie. Jahrg. 1859. Heft III. S. 206 211.

*) Der Tod selbst indessen ist, wenn er, wie hier, durch Erstarrung vor Kälte eintritt, völlig schmerzlos.

tet, daß junge Rothschwänzchen von Bachstelzen, Zaunkönige von Rothkehlchen 2c. gefüttert wurden!

Und der Leser denke nicht, daß dieß einzelne Ausnahmefälle seien; nein es herrscht diese liebliche Sitte ganz allgemein, besonders unter den Vögeln der Ordnung, die wir gegenwärtig betrachten, und derjenigen, die wir vor dieser betrachtet haben. Selbst Vögel, die selbst noch jung und kaum selbstständig geworden sind, unterziehen sich schon dieser Pflegeelternpflicht. Die Vogelfänger der hiesigen Gegend wissen das wohl und ersparen sich die Mühe, junge Vögel selbst aufzuziehen, indem sie dieselben, wie z. B. junge Singdrosseln oder Rothkehlchen, zu einem älteren Vogel dieser Art in einen Käfig setzen und von diesem auffüttern lassen.

Brehm, der Aeltere, hat wiederholt auf diese merkwürdige Seite des Vogellebens aufmerksam gemacht. Schon in Eckermanns „Gesprächen mit Göthe" sind einige Fälle dieser Art erzählt *), welche den großen Dichter, der zugleich auch ein bedeutender Naturforscher war, zu der lebhaftesten Verwunderung hinrissen, sodaß er ausrief: „Wer das hört und nicht an Gott glaubt, dem helfen nicht Moses und die Propheten!" **) —

Unter den ausländischen Vögeln unserer Ordnung sind die merkwürdigsten die Papageie, auf welche wir deßhalb, und weil sie als sehr schöne und leicht zu haltende Vögel bei uns häufig als Stubenvögel gehalten werden, noch einen Blick werfen müssen. Man kennt jetzt über 200 Arten und hat dieselben in viele Gattungen zerlegt, als Cacadu, Sittich, Lori, Aras u. s. w. Alle kennzeichnen sich als Jochzeher durch die Zehen, von welchen zwar in der frühen Jugend eine nach hinten und drei nach vorn gerichtet sind, von welchen letzteren aber, sobald die Jungen erwachsen sind, sich noch eine nach hinten wendet. Ebenso ist der Schnabel in der Jugend grade, und erst später krümmt sich der obere Kiefer über den untern. Bei einigen Gattungen erinnert auch die Zunge an diejenige der Spechte und des Wendehalses, indem dieselbe vorn mit Borsten versehen ist und zum Tasten sowie zum Lecken und Aufnehmen von Nahrungsmitteln dient. Man nennt diese Zungen Pinselzungen *).

Diese Papageie lecken nämlich unter Anderem auch den süßen Honigsaft aus den Blumen. Ihre Hauptnahrung ist aber dieß, wie sich von selbst versteht, nicht; vielmehr besteht dieselbe in Früchten und Körnern, als Reis, Hirsen und andern Grassämereien. In der Gefangenschaft gewöhnen sich die meisten auch an Fleisch, wovon man ihnen jedoch nicht zuviel geben darf, wenn sie gesund bleiben sollen.

Die Papageie haben zwar meist eine unangenehm klingende Stimme, wie sie auch dadurch, daß sie mit ihrem starken Schnabel Alles zernagen, oft lästig werden. Allein ihre Farbenpracht, ihre außerordentliche Zahmheit und die Leichtigkeit, mit welcher sie Worte nachsprechen lernen, empfiehlt sie vielen Vogelfreunden. Man hat sie jetzt in der Gefangenschaft sogar verschiedentlich zum Nisten gebracht und dadurch über ihre Fortpflanzung die schönsten Beobachtungen gemacht. So hat z. B. W. Neubert in Stuttgart solche Beobachtungen über die Fortpflanzung des australischen Zebrapapageies (Melopsittacus undulatus) veröffentlicht, woraus man unter Andern die Art und Weise kennen lernt, wie die Jungen aufgefüttert werden. „Als Futter für die Jungen — schreibt dieser Beobachter **) — war auch (nämlich außer dem Kanariensamen) weiße Hirse in der Voliere, welche die Alten Anfangs unberührt ließen; als aber ein Junges zur Welt kam, fraß das Männchen auf einmal vorzugsweise Hirse, die es später in breiiger Masse dem Weibchen zubrachte, welches diese Atzung bis zu einer schleimigen Masse weiter verdauete und dann erst dem Jungen in den Mund einträufelte. Nach wenigen Tagen, nachdem die Jungen mehr Nahrung bedürfen, bleibt nicht mehr so viel Zeit, daß Männchen und Weibchen die Körner bis zu breiiger

*) Theil 3. S. 217—221.

**) Vgl. Gloger in Heyers „Allgem. Forst- und Jagdzeitung," Jahrg. 1854. S 193.

*) Vgl. „Ueber die Pinselzunge der Papageie, von Dr. Weinland" in Cabanis' „Journal für Ornithologie." 1854. Heft VI. Beilage. p. LXIX ff.

**) Dr. Weinlands Zoologischer Garten, Jahrg. 1862. Nro. 4, S. 77.

oder schleimiger Masse verdauen können, sondern sie werden im Kropfe blos erweicht und unzerbissen den Jungen gegeben, sodaß man das runde Körnerfutter ganz deutlich durch die feine Haut im Kropf der Jungen liegen sieht."

Der aufmerksame Leser, welcher sich unserer Abhandlung über die Hühner- und Laufvögel und dessen, was wir dort über die Fütterung der jungen Tauben gesagt haben, noch erinnert, wird in dieser Beobachtung Neuberts (zufolge des Schlusses aus der Analogie) eine Bestätigung dafür finden, daß die jungen Tauben nicht, wie die meisten Naturforscher annehmen, blos mit der aus den Kropfdrüsen der Alten abgesonderten Milch, sondern bald auch mit dem zu einer breiigen Masse verdauten Körnerfutter geatzt werden, — daß also dieser Futterbrei wirklich aus dem Magen herauf durch den Kropf hindurch in den Schnabel wandert *).

Der Leser hat hier zugleich ein schlagendes Beispiel, wie durch die wirkliche Beobachtung fremdländischer Thiere die Lebensweise unserer einheimischen, worauf es uns vor Allem ankommen muß, beleuchtet wird.

Wir müssen nur noch etwas über die Schonung, Hegung und Beschützung der nützlichen Vögel unserer Ordnung sagen, wobei wir aber zugleich einen Theil der Vögel der vorigen Ordnung, der Hocker, mitberücksichtigen müssen. Wir haben nämlich bei Betrachtung der Spechte gesehen, daß sie nicht nur selbst Hauptfeinde der schädlichen Insekten sind, sondern daß sie auch für andere, ebenso nützliche Vögel die Wohnungen bereiten, — daß sie die Zimmerleute in der großen Vogelgemeinde sind. Diese Zimmerleute haben aber nicht nur selbst, infolge der so lange fortgesetzten unvernünftigen Verfolgung derselben, beträchtlich an Zahl abgenommen, sondern es fehlt ihnen auch in vielen Gegenden an Baumaterial, weil man in den Forsten die alten, angefaulten Stämme, die sich allein hierzu eignen, nicht mehr gern duldet. Dadurch ist ein allgemeiner „Nahrungsmangel" für sämmtliche Höhlenbewohner entstanden. Wer da meint, dieß werde von uns blos so vorausgesetzt, ohne daß wir die Sache erforscht hätten, dem legen wir von vielen nur folgenden Einen Fall zur Erwägung vor. Ein hiesiger Einwohner hatte auf unsere Veranlassung zwei hohle Baumäste zu Vogelwohnungen zurechtgemacht und in seinem Garten auf einem Baume auf einander gesetzt. Gleich im Frühling siedelte sich in der einen Wohnung ein Kohlmeisenpaar (Parus major), in der andern ein Baumläuferpaar (Certhia familiaris) an. Beides sind bekanntlich Standvögel. Als nun die Wendehälse, welches Zugvögel sind, im April ankamen, nahm ein Pärchen derselben von der einen Höhle Besitz, indem es die Baumläufer vertrieb. Doch die Freude währte nicht lange. Ein Staarenpaar, das schon lange umhergezogen war und keinen Nistplatz hatte finden können, entdeckte die Höhlen, vertrieb aus beiden die Bewohner, warf die Eier hinaus und siedelte sich in der einen selbst an. Und das thaten diese Staare, obgleich diese Vögel sonst nur hoch oben zu nisten pflegen, und diese Bruthöhlen kaum 3 Ellen über dem Boden sich befanden! So groß war die Wohnungsnoth!

Was ist nun die Folge dieses Wohnungsmangels? Keine geringere, als daß ein Vogel dem andern das Nest zerstört, und daß viele, welche keine Nisthöhle finden können, sich in dem Jahre gar nicht fortpflanzen, (wovon ich specielle Beispiele beobachtet habe) — daß also die Wohnungsnoth zur fortwährenden Verminderung der nützlichen Höhlenbrüter beiträgt.

Dem muß also begegnet werden. Das geschieht für's Erste dadurch, daß man überall in den Wäldern einzelne angefaulte Bäume stehen läßt, die, wenn auch bei ihnen selbst ein jährlicher Holzzuwachs nicht mehr stattfindet, dennoch der Holzerzeugung dienen, indem sie den Feinden der schädlichen Forstinsekten Bruthöhlen bieten.

Das Zweite, was geschehen muß, ist die Aufstellung künstlicher Bruthöhlen, welche sich besonders für Gärten, Obstpflanzungen, Parkanlagen und dgl. eignen. Das Natürlichste sind hohle Aststücke, welche man oft von Holzhauern erhalten kann. Man schließt sie auf beiden Seiten mit Brettchen und macht an dem obersten

*) Ich habe diese Entdeckung zuerst veröffentlicht und bewiesen in Dr. Ule's „Natur." Halle. Jahrg. 1859. Nro. 17. S. 136.

Ende eine runde Seitenöffnung, wenn nicht schon eine solche vorhanden ist.

Leichter und handlicher sind die von Schreinern gefertigten Brutkästchen. Auch von Thon hat man sie bereits gebildet. Immer aber müssen sie mit Moos oder Baumrinde überzogen sein, damit sie dem mißtrauischen Auge der soviel verfolgten Vögel nichts Auffallendes bieten.

Alle diese Bruthöhlen werden an den Aesten der Bäume oder auch an hohen, über dieselben hinausragenden Stangen mit Draht befestigt, und zwar so, daß die Eingangsöffnung nicht nach der Wetterseite, sondern nach Nordost gerichtet ist.

Es trägt nicht wenig zur Erhöhung der Freude über die erwachende Frühlingsnatur bei, wenn man so in seinem Garten die verschiedenen Bruthöhlen, einige groß, einige klein, einige hoch, andre niedrig, beobachten kann. Da kommen aus der Fremde die lieben alten Bekannten, einer nach dem andern, und begrüßen mit Freude die altbekannte Wohnung. Oder es finden sich neue Ansiedler ein, die dann oft um eine Nisthöhle mit andern hart kämpfen müssen. Die Meisen und der Baumläufer, der Wendehals und der Gartenrothschwanz (Sylvia phoenicurus), der Staar, der Trauerfliegenschnäpper (Muscicapa luctuosa), die weiße Bachstelze und der Ringelsperling, — sie alle lieben die Nähe der Menschen und nehmen gern in Gärten und Obstpflanzungen die ihnen gebotenen Bruthöhlen an.

Oft aber wird unsere Freude über die Ansiedlung dieser schönen und nützlichen Vögelchen durch die Unarten unserer Katzen auf die grausamste Weise gestört. Diese nämlich, wenn sie in den Gärten umherschleichen, fangen nicht blos die Mäuse, sondern sie horchen auch beständig auf das Zwitschern der jungen Vögel, die ihnen viel lieber sind als Mäuse. Ja alte, erfahrene Katzen merken es schon, wenn alte Vögel in einer Höhle beständig aus- und einfliegen. Sie klettern deßhalb auf die Bäume und häckeln mit ihren Krallen nicht nur die Jungen, sondern auch schon die brütenden Alten aus den Höhlen heraus. Da, wo Katzen umhergehen, ist es deßhalb durchaus nothwendig, daß man die Baumstämme, auf welchen sich Bruthöhlen befinden, mit Dornen gegen dieselben schützt. Sonst lockt man mit all' seiner Kunst die armen Vögelchen nur für diese unbarmherzigen Räuber an. Solche Dornbündel, unterhalb der Aeste und der Stämme der Obstbäume fest gebunden, bilden zugleich auch einen Schutz gegen andere unberufene Kletterer. In öffentlichen Parkanlagen, Promenaden, Alleen u. s. w., wo sich selten Katzen einfinden, ist eine solche Schutzwehr nicht nöthig. Da aber grade sollten solche Bruthöhlen für die Vögel nirgends fehlen. Wie vielmehr würden dann solche öffentliche Erholungsorte durch den Gesang und das muntere Treiben des befiederten Völkchens der Lüfte belebt werden! Selbst Vögel, die sonst scheu sind, als Hohltauben, Spechte, Blauspechte, Wiedehopfe 2c. lassen sich durch das Aufhängen von geeigneten Brut- und Schlafhöhlen an solche Orte locken und gewöhnen sich, wenn sie unbehelligt bleiben, an den Verkehr der Menschen.

Vor Allem sollten die Zoologischen Gärten, welche ja dazu da sind, um das Leben der Thiere der Beachtung und dem Verständniß des Volkes näher zu bringen, und welchen schattige Baumgruppen und Alleen nicht fehlen dürfen, auch hierin mit gutem Beispiele vorangehen, damit die Tausende von Besuchern nebenbei auch Gelegenheit hätten, die zweckmäßigste Einrichtung und den Erfolg solcher Brutvorrichtungen durch eigene Anschauung kennen zu lernen und diese für so Viele noch ganz neue Sache in der Heimath bekannt werden zu lassen *).

Wir sind überzeugt, wenn diese Kunst, die Vögel im Freien anzulocken, zu hegen zu pflegen und kirre zu machen, allgemein bekannt wäre und geübt würde, dann würde auch die Liebhaberei, Vögel in Gefangenschaft zu halten, mehr und mehr verschwinden. Denn es ist doch wahrlich ein größeres Vergnügen, einen Vogel im Garten zu haben, wo man ihn

*) Einen genauen Unterricht über diese Sache ertheilt folgendes Schriftchen: Dr. E. Löffler, die Höhlenbrüter im Dienste der Land- und Forstwissenschaft als Bekämpfer der Ungeziefersch äden. Anweisung zu ihrer Hegung, sowie zur Anfertigung und Anbringung der Nistkästen. Berlin. E. Schotte. 1863.

in seinem natürlichen Leben und Treiben beobachten kann, als einen armen Gefangenen im Käfig, wo er Jahr aus, Jahr ein nichts thut, als von einem Springholz auf's andere zu hüpfen! Den Vogel, den ich an mein Haus oder auf meinen Kirschbaum angelockt habe, der jedes Jahr, wenn der Lenz erscheint, sich wieder einfindet, — ihn kann ich auch (wenn denn dieß die menschliche Selbstsucht einmal fordert) in gewissem Sinne m e i n nennen, ich brauche ihn dazu nicht in meinen Käfig zu sperren.

Aber grade die Vögel der beiden von uns zuletzt betrachteten Ordnungen sind es, welche vorzugsweise diesem traurigen Geschick anheimfallen. Deßhalb wird hier der Ort sein, noch einige Worte darüber zu reden.

Es verhält sich aber damit näher so: Man hält in Käfigen theils inländische, theils ausländische Vögel. Die inländischen Vögel werden fast sämmtlich aus der Ordnung der Hocker- oder Singvögel gewählt, wiewohl man sich auch schon die Mühe gegeben hat, Spechte an die Gefangenschaft zu gewöhnen, die man dann wegen ihrer Störrigkeit und Wildheit an ein Kettchen legen muß. Die ausländischen Stubenvögel, die aber viel Geld kosten und daher meist nur von reichen Leuten gehalten werden, gehören theils ebenfalls der genannten Ordnung an, wie z. B. viele ausländische Finken und Kernbeisser, theils der Ordnung der Joch- und Heftzeher, wie die schon erwähnten Papageie. Als Stubenvogel allgemein verbreitet ist von den ausländischen nur der Kanarienvogel (Fringilla canariensis), weil sich derselbe so leicht wie kein anderer der hier in Betracht kommenden Vögel in der Gefangenschaft fortpflanzt.

Wir sind nun der Ansicht, man solle im Allgemeinen nur a u s l ä n d i s c h e Vögel zu Stubenvögeln machen, weil man diese eben nicht anders kennen lernen und beobachten kann. Die i n l ä n d i s c h e n Vögel aber kann man viel besser kennen lernen, wenn man sie in der Freiheit beobachtet. Wem's aber um Beobachtung und Erkenntniß nicht zu thun ist (und das ist leider bei den meisten Menschen der Fall!), wer also, wie man sich ausdrückt, blos zum Vergnügen einen Vogel haben will (wiewohl eigentlich die Beobachtung und Erkenntniß das höchste Vergnügen gewährt), der halte sich einen Kanarienvogel, welcher nicht viel kostet, leicht zu unterhalten ist, angenehm singt, und weil er in der Gefangenschaft geboren ist, die Freiheit nicht vermißt. Das so weit verbreitete Halten einheimischer Stubenvögel hat schon so vielen Schaden gebracht, daß man endlich davon abstehen sollte. Die Nachtigallen z. B. sind durch die Vogelsteller an manchen Orten ganz oder fast ganz ausgerottet. An meinem Wohnorte z. B. erschallte vor 30 Jahren das Nachtigallenlied aus jedem Busche, — jetzt sind weithin durch das Aarthal noch zwei bis drei Pärchen zu finden, und das, wie ich bestimmt weiß, infolge des Wegfangens dieser herrlichsten aller Sänger.

Nach den Nachtigallen wird wohl am meisten den Distelfinken (Stieglitzen) nachgestellt. An vielen Orten haben die Landleute, zumal die Schneider und Schuhmacher, eine wahre Leidenschaft, diese Vögel, sowie sie im Nachwinter oder Frühling sich blicken lassen, mit Sprenkeln oder Haarschlingen sämmtlich wegzufangen, sodaß dieselben, die ohnehin nur einmal im Jahre nisten, in vielen Gegenden selten geworden sind.

Und welche Menge von Meisen wird jeden Winter von den Knaben in den Meisenkasten weggefangen und in kurzer Zeit einem schmählichen Tod überliefert!

Das ist eine wahre Versündigung an der Natur. Darum wiederholen wir: wenn der Schneider, Schuhmacher oder sonst ein Handwerker, der durch sein Geschäft an das Zimmer gefesselt ist, einen befiederten Gesellschafter und Zeitvertreiber haben will, so halte er sich einen Kanarienvogel, den einheimischen aber lasse er die Freiheit.

Man glaube nur nicht, daß mit der Vogelliebhaberei auch immer ein Trieb nach Erforschung und Erkenntniß der Natur oder auch nur eine wirkliche Liebe zu den Vögeln verbunden sein müsse. Ich habe einen Mann gekannt, welcher eine große Kanarienvogelhecke und daneben noch Stock-, Distel- und Blutfinken in Käfigen unterhielt, und derselbe „Vogelfreund“ machte sich kein Gewissen daraus, seine Speicherläden zu einer Zeit zu schließen, wo im Speicher in einem Schwalbenneste

Junge waren, die nun elendiglich verhungern mußten! Diese Art von „Vogelfreunden" also sollte sich darauf beschränken, Kanarienvögel zu züchten, aus deren Verkauf sie auch noch Geld lösen können, worum es vielen derselben bei ihrer Liebhaberei doch hauptsächlich zu thun ist.

Das blose Belehren und Ermahnen reicht freilich hier nicht aus. Deßhalb sollten die Gesetze aller Staaten nicht nur das Fangen und Ausnehmen der Vögel, von welchen wir sprechen, verbieten, sondern auch das Halten aller Stubenvögel, mit Ausnahme der ausländischen, mit einer Steuer belegen.

Eine ganz andere Sache ist es dagegen, wenn Jemand zu wissenschaftlichen Zwecken Vögel fängt und in der Gefangenschaft unterhält. Der Wissenschaft ist gegen die Thiere Alles erlaubt, d. h. was zum Behufe einer wissenschaftlichen Forschung mit den Thieren vorzunehmen wirklich nothwendig ist, das ist auch erlaubt, da ja die Resultate der Wissenschaft der Thierwelt selbst wieder zu gute kommen. Wie hätte man z. B. den Nutzen der Singvögel so genau erforschen können, als dieß geschehen ist, wenn man nicht einzelne geschossen und den Inhalt ihres Magens genau untersucht hätte? Ebenso kann Manches aus dem Leben der Vögel nur an gefangenen beobachtet werden, wie wir oben von dem Zebrapapagei ein schlagendes Beispiel angeführt haben.

Darum dürfen die Gesetze zum Schutze der nützlichen Vögel nie so gefaßt werden, daß sie der Wissenschaft hemmend in den Weg treten, dieser müssen sie vielmehr freie Hand lassen.

Es ist dabei nicht zu besorgen, daß durch die Wissenschaft und ihre Pfleger die Vögel vermindert werden möchten. Denn wie dafür gesorgt ist, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, so auch durch die Trägheit und Selbstsucht der menschlichen Natur dafür, daß die Wissenschaft niemals allzuviele Jünger haben wird.

Dies und Das.

Federmosaik war eins der vorzüglichsten Kunsterzeugnisse der alten Mexikaner. Die wundervoll lebhaft gefärbten und glänzenden Federchen der kleinen Vögelein, die man Kolibri nennt, wurden so geordnet, daß die eine Farbe in den leisesten Uebergängen geordnet, und dann nach vorliegenden Zeichnungen zusammengesetzt, auf Leinwand oder Kupferplatten befestigt wurden, daß es ein Gemälde darstellte, bei dem kaum zu unterscheiden war, ob es in den glänzendsten Farben gemalt, oder ein Federmosaik, das heißt eine Zusammensetzung aus einzelnen Federchen sei. Der Papst Sixtus V. erhielt einst ein Bild des heiligen Franziscus zum Geschenk, das er für ein unendlich feines Gemälde hielt, bis er es mit den Fingern befühlte und nun zu seiner größten Verwunderung erst entdeckte, daß das ganze Bild aus Kolibrifedern kunstvoll zusammengesetzt war. Diese Kunst wird jetzt in Mexiko nicht mehr geübt.

Das Reisen auf einem Kameele hat für einen Europäer etwas Unerträgliches, wenn er nicht ein Reitkameel finden kann, das eigens zugeritten ist. Das Pack-Kameel macht ihn völlig gliederlahm, und seine Brust muß gut sein, wenn er's lange aushält. Das Reitkameel hat dagegen einen gleichmäßigen Schritt und Tritt und stößt nicht, wie das andere.

Dieser regelmäßige Schritt, besonders in der lauen, arabischen Nacht, hat etwas so Einschläferndes, wie eine Wiege. Indessen muß der Reisende festsitzen oder sich anbinden, damit er nicht schlafend die Mutter Erde küßt und sich beschädigt; denn der Sturz ist hoch. Der Araber sitzt niet- und nagelfest unangebunden und schläft, wie man sagt, wie ein Sack. Daß sein Kameel aus dem Wege komme, hat er nicht zu fürchten, denn die Thiere der ganzen Karawane gehen im sogenannten Gänsemarsche, indem eins mit dem Halfter an das Tragriemenwerk des vorhergehenden befestigt ist. Alle Führer schlafen, nur der Vorderste muß wachen und wird daher von Zeit zu Zeit abgelöst. Auf sehr bekannten Wegen und solchen, welche das Leitkameel kennt, fällt auch er in sanften Schlummer, und die todtstille Karawane geht fürbaß. Steht sie stille, — so ist man entweder an Ort und Stelle, oder da, wo gewöhnlich die Kameele rasten, Futter oder Wasser erhalten. Dann gibt's auf einmal Leben. Die Kameeltreiber und Führer oder Daud's springen herab, und der Todtenstille folgt ein Lärmen, das grell gegen jene absticht.

Um den Japanesischen Kaiser ist es ein verwunderlich Ding. Mikado ist der Titel des göttlich verehrten Kaisers. Die weltliche Macht und Regierung hat ein Anderer; der Mikado hat nur noch die geistliche Herrschaft im Lande. Sobald er den Thron bestiegen hat, nennt ihn das Volk: Kame, das heißt: Gott. Einer, der nicht ein Priester ist, darf ihn bei Todesstrafe nicht

ansehen, weil er zu heilig ist. Um diese Heiligkeit zu behaupten, darf er nie gehen, sondern er muß auf einem Tragsessel getragen werden. Nicht einmal die Sonne darf ihn bescheinen. Er wird sorgfältig davor behütet. Nur im Schlafe werden ihm die Nägel an Händen und Füßen und der Bart beschnitten. Nur im Schlafe wird sein Leib gereinigt. Alle Speisen werden ihm jedesmal in neuen Porzellain-Gefäßen dargebracht, und nach dem einmaligen Gebrauche werden sie zerbrochen, damit kein unheiliger Mund daraus speise. Kraft seiner Heiligkeit kann er auch andere, ehrliche oder auch unehrliche Leute, unter die Götter versetzen. Niemals verläßt er seinen Palast in Miako anders, als wenn er einen der Haupttempel des Landes besuchen will. Dann aber ist die Sänfte, darinnen er getragen wird, so dicht verhängt, daß kein Sonnenstrahl, geschweige denn ein Menschenauge hineindringen kann. Wer das Unglück hat, ihm zu begegnen, muß sich auf Mund und Nase niederwerfen, um ja nicht nach ihm zu blicken.

Die herrliche Farbe des Smaragds war die Farbe der Herrscher von Mexico, als Cortez in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts Neu-Spanien, wie man das Reich Montezuma's nannte, eroberte. Daher befanden sich eine Menge dieser Edelsteine im Schatze des genannten Kaisers, meist aber in höchst künstlicher Weise geschnitten und gefaßt, welche er zu verschiedenen Zeiten Cortez schenkte. Die Künstler unter den Atzteken hatten es, gleich den Hindu's in Asien, zu einer höchst bewundernswürdigen Geschicklichkeit nicht nur im Schleifen und Schneiden dieser edeln, kostbaren Steine gebracht, sondern auch in deren Fassung in Gold. Mexico lieferte in der mächtigen Kette seiner Gebirge den Smaragd in außerordentlicher Größe und Schönheit, was die Künstler veranlaßte, nach ihrem besondern Geschmack sie in allerlei seltsame Formen zu schneiden.

Cortez besaß zwei Smaragde von außerordentlicher Größe. Genuesische Kaufleute boten ihm für einen derselben 40,000 Golddukaten. Gomara erzählt in seiner Chronica von Mexico, daß einer der großen Smaragde im Besitze von Cortez die Gestalt einer erblühten Rose, ein anderer die eines Hornes, ein dritter die eines Fisches mit goldenen Augen, ein vierter die einer Glocke gehabt habe, deren Klöpfel eine kostbare Perle gewesen sei, die aus dem Meere an der Küste Californiens stammte, auf deren Rande die Inschrift in lateinischer Sprache deutlich und leserlich eingeschnitten stand: „Gelobt sei der, der Dich erschaffen!“ Ein fünfter — der größte von allen, hatte die Gestalt einer Schaale, die auf goldenem Fuße ruhte, von deren Rande vier Goldkettchen aus- und, als in ihrem Vereinigungspunkte, in einer großen, kostbaren Perle zusammenliefen, und auf dem Rande der Schaale befand sich die Inschrift (ebenfalls lateinisch): „Unter den von Weibern Geborenen ist kein Größerer erstanden!“ — Wohin mögen im Laufe der Jahrhunderte diese Schätze gekommen sein?

Erwägt man aber die unermeßlichen Schätze an Gold, Edelsteinen und Perlen, welche Cortez in dem geheimen Gewölbe des alten Palastes fand, in dem er bei seinem ersten Aufenthalte in Mexico mit Montezuma wohnte, und die ihm Montezuma geschenkt haben soll, und — die alle bei der Flucht aus der Stadt entweder in die See versenkt worden sind oder in die Hände Guatemozins fielen, der sie höchst wahrscheinlich auch wieder in den See versenkte, um sie den goldgierigen Spaniern zu entziehen, so wird man den Gedanken eines englischen Ingenieurs nicht toll und faselig finden, — den See abzulassen, um diese Schätze zu heben, die er — ohne allen Zweifel — in seinem Schooße birgt. Die Schwierigkeiten erschienen zu groß — oder vielmehr die Kosten, und so unterblieb's. Wenn einmal die spekulirenden Nordamerikaner das jetzt neu zu stiftende Kaiserreich Mexcio — in getreuer Nachahmung des glorreichen Stifters — sich werden — annektirt haben, — ist es leicht möglich, daß dieser Plan noch ausgeführt wird. Qui vivra, verra, sagt der Franzose, was zu deutsch heißt: Wer's erlebt, wird es sehen! Ohne auf Prophetengabe Anspruch zu machen, meint Unser-Einer, es brauche Einer dazu nicht das Alter Methusalems zu erreichen. —

Der Elfenbeinhandel gewinnt in unsern Tagen, besonders in England und von da in's Ausland, nämlich auf das Festland, eine immer erweitertere Ausdehnung, da für Schmucksachen. Stockgriffe, Verzierungen aller Art, Instrumente, besonders musikalische, der Verbrauch sich außerordentlich vermehrt. Die Bezugsquellen haben sich aber auch ungemein vermehrt.

Richten wir unsere Blicke zunächst nach den Welttheilen, wo der Elephant lebt, dessen gewaltige Stoßzähne von dem Anfang des Verbrauches an das kostbare und schöne Material geliefert haben, so setzt es uns in Erstaunen, daß, sehr sicher gepriesenen Angaben nach, Englands Elfenbeinhandel sich seit dem Beginne unseres Jahrhunderts um das Fünffache vermehrt hat, und man jetzt dort jährlich eine Million Pfund Elfenbein verbraucht, und daß für diesen Verbrauch jährlich achttausenddreihundertunddreiunddreißig Elephanten getödtet werden müssen, wenn man das Durchschnittsgewicht eines Elephantenzahnes auf sechzig Pfund annähme, was keineswegs hoch gegriffen ist. Bei diesem Abschlachten dieses edeln Thieres wäre dessen gänzliche Vertilgung in einer nicht fernen Zeit in sicherer Aussicht, wenn nicht zuvörderst diese Jagd so gefährlich wäre; denn man hat berechnet, daß jährlich viertausend Menschen bei der Elephantenjagd das Leben einbüßen. Nun aber fällt offenbar diese Berechnung der 8333 Elephanten etwas stark ab, wenn man eine zweite Bezugsquelle, und wahrlich keine unbedeutende, in Betracht zieht. In Sibirien findet man nämlich die Zähne des urweltlichen Elephanten, des Mammuth, in Nestern beisammen in der Erde und in sehr verschiedener Tiefe in äusserst großer Zahl und in ungeheuerer Größe, sowie andere Knochen des ungeheuren Thieres, die sich als Elfenbein verarbeiten lassen. Wie es an der Ostsee Bernsteinsucher gibt, so dort Mammuthszahnsucher. Die Funde sind so reich, daß von Arch-

angel jährlich zwischen 10 und 20 Schiffsladungen davon größtentheils nach England ausgeführt werden. Wunderbar ist es, daß diese urweltlichen Reste noch in einem vollkommen brauchbaren Zustande zu jeglicher Verarbeitung sind und dasselbe vollkommen dem indischen Elfenbein von frisch getödteten Elephanten entspricht. Wir können also unbedenklich die Zahl 8333 der getödteten Elephanten hierdurch um ein Ansehnliches vermindern. Dazu kommt, daß der Milchsaft einer brasilianischen (auch sonst in Südamerika vorkommenden) Palme zu einer Masse verhärtet, die dem Elfenbein an Schönheit und Dauer nichts nachgibt, dabei weniger spröde und leichter verarbeitbar ist. Man bringt dieses „Pflanzen-Elfenbein" seit Jahren in großer Menge nach England und verwendet und verwerthet es als — Elephantenzahn. Die beiden letztgenannten Bezugsquellen bringen also die Elephantenleichen und, was mehr ist, die 4000 Menschenleichen, als ihrer Jagd schauerliches Resultat, abermals um ein Bedeutendes in geringeren Ansatz, den wir aber nicht in feste Zahlen bringen wollen, wie es die Handelsstatistiker in ihrer sichern(?) Weise thun.

Es ist etwas sehr Schönes um die Statistik, aber an Keckheit der Behauptungen fehlt's ihr nicht, und bei ihren Zahlenreihen ist denn doch ein sehr bescheidener Zweifel, wie Figura zeigt, erlaubt.

Summa: Vom Aussterben der Elephanten in Afrika, Asien, der Insel Ceylon 2c. sind wir noch ziemlich entfernt, und — die Windbeutelei stirbt auch so leicht nicht aus. —

„Kindtaufen und Leichen sind kostspielig Armen und Reichen" sagt ein Sprüchwort, aber das wurde doch nicht sichtbar bei dem Leichenbegängnisse des Königs Jakob I. von England, und dabei ging's ein Bischen über die Schnur. An die Armen im Kirchsprengel des Palastes wurden Trauerkleider verabreicht. Das war eine schöne Handlung, denn trauerten sie vielleicht nicht alle, so erhielten sie doch Trauerkleider, wie denn auch heutzutage, tief unter der Region der Könige, Trauerkleider die Trauer ersetzen; aber dabei blieb's nicht. Auch die reichsten und höchstgestellten Beamten des Hofes, Minister, und wie sie alle hießen, — nahmen keinen Anstand, für sich und ihren gesammten Hausstand Trauerkleider, natürlich nach Stand und Würden kostbare, aus dem Staatssäckel zu fordern, — und wer trat entgegen? — Sie erhielten sie. Natürlich ahmten alle tiefer stehenden Diener das nach. So verlangten die Kanoniere des Königs (es waren ihrer freilich nicht so viele wie heutzutage) schwarze Röcke, da man ihnen bei der Krönung des Königs rothe gegeben, in denen sie doch nicht dem Könige zu Grabe gehen könnten. Kurzum — es blieb Keiner zurück bis zum äußersten Zipfel des Hofstaates, und — die schwarzen Röcke kosteten den Staatsschatz — es waren ihrer 900 nöthig! — 50,000 Pfund Sterling.

Das war der Mühe werth, sagt der liebe Leser, und ich sag's auch, und wenn man Englands Staatsschuld kennt, mag man etwa an die Wahrheit denken, die ein deutsches Sprüchwort so ausdrückt: Mit Wasser backt man keine Pfannenkuchen

Die Gänseleberpasteten Straßburgs sind ein Ausfuhrartikel dieser Stadt von nicht geringer Bedeutung, denn in den sechs Monaten, in welchen sie der Wärme wegen allein versendet werden können, setzen sie eine Summe von 2 Millionen Francs in Umlauf, welche, als Abgabe, mehrere sehr würdige Feinschmecker an Frankreichs deutsche Stadt zahlen. Es gewährt indessen diese Summe vielen Leuten aus der Arbeiterklasse, die größtentheils im Winter feiern müssen, ein gutes Auskommen, da die Frauen derselben die Gänsemästung als ein sehr blühendes Geschäft betreiben und nicht ohne einen schönen, wenn auch mühsamen Verdienst. Man mästet jährlich (mit Saubohnen und Wälschkorn) 150,000 Gänse in Straßburg, deren Lebern die Pastetenbäcker in Pasteten verbacken und in die Welt senden, selbst bis Amerika und in die fernsten Städte Rußlands. Wir reden hier nur von den Lebern, aber auch die Federn, die Schreibkiele, der Flaum, das Fleisch, das Fett sind außerdem Gegenstände des Verdienstes und des Handels. Begreiflich ist die Rückwirkung auf die Gänsezucht auf dem Lande, welche dem Landmann auch etwas Hübsches einbringt.

Alles hat aber seinen Anfang, und so muß auch der Erfinder der Gänseleberpasteten genannt werden. Der Cardinal von Rohann, Fürstbischof von Straßburg, hatte einen Koch, Namens Matthieu, der zuerst eine Gänseleberpastete backte. Sie gerieth vortrefflich und schmeckte auch so. Er ist der Erfinder, und — das dankbare Straßburg sollte ihm ein Denkmal setzen!

Ein Kutscher, welcher seinen Herrn, einen Kaufmann, täglich spazieren fuhr, sagte zu diesem: — der mehrere recht geschickt angelegte Bankrutte gemacht hatte — Herr, ich kann mit Ehren nicht mehr in Ihren Diensten bleiben!

Warum denn, Caspar? rief dieser aus. Bist Du unzufrieden mit Deinem Lohne?

Nein!

Mit der Behandlung?

Nein!

Aber ich begreife denn doch nicht, was Dich zum Weggehen bewegen könnte.

Sehen Sie, lieber Herr, fuhr darauf der Kutscher fort, wenn wir so an den Leuten vorüberfahren, so hör' ich sie sagen: „Seht, da fährt wieder der Spitzbube! Da weiß nun Mancher so wenig wie ich selbst, wem das gilt, mir oder Ihnen, und das ertrag' ich nicht länger!

Namensverzeichniß zur Abbildung.

1. Jawanischer Ceyx. — 2. Bienenfresser. — 3. Eisvogel. — 4. Dreizehiger Specht. — 5. Grünspecht. — 6. Glanzvogel. — 7. Königsspecht. — 8. Schwarzspecht. — 9. Rothkopfiger Specht. — 10. Buntspecht. — 11. Kukuk. — 12. Tukane. — 13. Cuviers Tukan. — 14. Krausfedriger Arassari. — 15. Papagei. — 16. Javanischer Kellenschnabel. — 17. Kakadu. — 18. Nashornvogel. — 19. Alexander Perrusche. — 20. Zwergpapagei. — 21. Trogonen. — 22. Bartvogel. — 23. Der Ani.

Der Reimschmied von Hainichen.

Von M. v. E.

(Schluß.)

So lebte der Bewunderte nach wie vor einfach und zurückgezogen in dem regen Leipzig, wo geistiges und materielles Streben sich den Rang abliefen und jedes in seiner Weise dem vorgesteckten Ziele zueilte. Leipzig war schon damals die erste deutsche Hochschule und der erste deutsche Markt, der Knotenpunkt für Wissenschaft und Handel. Der eine Theil jagte hier nach den Schätzen des Wissens, der andere nach denen des Mammons. All dieses Jagen und Treiben einer größern und belebtern Stadt ging aber spurlos an Gellert vorüber wie die andern Ereignisse in der Welt, denn er las weder eine politische Zeitschrift, noch suchte er Gesellschaften auf. Er trug seine Welt in sich, was kümmerte ihn die äußere! —

Der Winter von 1755 bis 56 war kalt. In dem überhaupt etwas theuern Leipzig war Holz einer der kostspieligsten Artikel, denn in der holzarmen Gegend mußte dieses weit hergeschafft werden. Gellert, an die Stube gewöhnt, liebte diese behaglich warm. Aber seit einiger Zeit verspürte er eine merkliche Abnahme der gewöhnlichen Zimmertemperatur, sodaß es ihn bisweilen am Schreibtisch schüttelte, und die vom Frost an das Fenster gemalten Blumen von Früh bis Abends in all ihrer natürlichen Schönheit fortblühten. Der Herr Professor fand sich, so ungern er auch daran ging, veranlaßt, seiner Alten darüber einige Bemerkungen zu machen. Diese sagte rund heraus, daß das Holz bald und die Casse ganz zu Ende sei. Bis zum Ersten des Monats, also beinahe noch 8 Tage, müßte mit dem noch vorhandenen Quantum ausgereicht werden. Der Gelehrte wußte gegen solche Argumente keinen Einwand und meinte lächelnd, aber auch mit einem leisen Seufzer: in das Unvermeidliche müsse man sich wohl fügen. Die Alte ließ diese Gelegenheit nicht vorübergehen, dem Herrn Professor abermals eine Vorlesung über wohlangewendete Oeconomie zu halten und ihn wiederholt daran zu erinnern, erst für die laufenden Ausgaben zu sorgen und nicht, mir nichts dir nichts, jedem Vagabunden oder Verkommenen unter die Arme zu greifen. Gellert war gewohnt, die einmal in Eifer Gerathene gewähren und sich aussprechen zu lassen, da sie für Gegenvorstellungen ganz taube Ohren hatte.

Das lebende Hauswesen hatte sich kaum in ihr Heiligthum, die Küche, wieder zurückgezogen und brummelte für sich noch etwas in das spitze Kinn, so hörte sie unten auf der Straße ein Geräusch, als wenn Holz abgeladen würde. Da sie ihrem Gehör nicht ganz traute, so nahm sie das Auge zu Hülfe; sie öffnete das Fenster und sah hier richtig einen Bauer mit seinem Geschirr, der herrliche Scheite vor die Hausthüre herabwarf. Das Bäuerlein sah zuweilen auf und gerade hinauf zum dritten Stock. Im Hause wohnten mehrere Familien. Die Alte beneidete die, für welche das schöne Holz bestimmt war.

Diese hatte bereits das Fenster eine Weile wieder geschlossen, als plumpe Tritte sich die Treppe herauf hören ließen, und als die Alte den Kopf zur Thüre hinaussteckte, um nachzusehen, wer da sei, stand ein freundliches, vollbackiges Bäuerlein, auf dem Kopfe den Dreispitz und in der Hand die Peitsche, vor ihr und fragte: ob hier der Herr Professor Gellert wohne? Als dieses bejaht und gefragt wurde, was man wünsche, meinte das Bäuerlein, es habe da unten für den Herrn eine Klafter Holz abgeladen. Die Alte protestirte dagegen und meinte: das müsse ein Versehen sein, denn man habe hier kein Holz gehandelt, das Bäuerlein aber meinte: wenn hier der Herr Professor wohne, so habe es doch seine Richtigkeit, und man möge nur das Holz einthun. So entspann sich denn ein lauter Wortwechsel, der mehr wie Zank lautete, sodaß sich Gellert auch bewogen fand, seinen Kopf zur Thüre herauszustecken, um zu sehen, was da vorgeht.

„Was gibt's denn da außen?“ fragte er mit freundlicher Stimme.

„Ei — meinte die Haushälterin ärgerlich — der Mann da will uns durchaus eine

Fuhre Holz aufhängen, und Sie wissen doch" —

„Komme Er herein, lieber Mann," sagte Gellert, und der Bauer folgte, der seinen Dreispitz ehrerbietig abgenommen hatte. Letzterer blieb an der Thüre stehen und blickte verwundert bald den Professor, bald die Umgebung an. Vor ihm stand ein bleiches, mageres Männchen in gebückter Haltung, in einen verschossenen Schlafrock gehüllt und eine weiße Nachtmütze auf dem Kopfe. Aus dem kränklichen Gesicht leuchteten ein Paar helle und freundliche Augen, die Liebe und Vertrauen einflößten. Der Bauer schien in dem berühmten Professor eine andere Erscheinung erwartet zu haben, denn er fragte etwas verwundert und gedehnt:

„Also Er ist der Herr Professor Gellert?"

„Der bin ich, lieber Mann, und was wünscht Ihr?"

Das Bäuerlein blickte etwas verlegen auf den in der Hand ruhenden Dreispitz, drehte diesen um und um und meinte endlich:

„Ich — ich hab' mir, mit Verlaub, die Freiheit genommen und dem Herrn eine Fuhre Holz gebracht. Möge Er sie recht gesund verbrennen!"

„Aber, lieber Mann, ich habe sie ja nicht bestellt und kann sie jetzt auch nicht gebrauchen."

Das Bäuerlein warf einen schlauen Blick nach den blumernen Fenstern und meinte schmunzelnd:

„Jenes ist wohl wahr, was aber das Andere betrifft, so möchte es doch so, so sein. Der Herr macht mir gewiß die Freude und nimmt das Wenige an. Das Holz ist übrigens schon abgeladen und liegt vor der Thüre. Man wird mir doch das Wiederaufladen ersparen wollen?"

„Das war etwas voreilig, lieber Mann, ich kann jetzt wirklich kein Holz kaufen."

„Ih, wer redet denn von Kaufen? Der Herr wird mir doch die Freude machen und es so von mir annehmen, mit Verlaub?"

Der Gelehrte machte ein verwundertes Gesicht. Er hielt das Anerbieten für eine Spendage zu irgend einer Beziehung, denn der Bauer war damals noch an das Sprüchwort gewöhnt: Wer gut schmiert, fährt gut. Gellert fragte daher ernst und kurz:

„Wozu das? Die Mühe und Gabe konnte Er sich sparen, denn ich bin nicht der Mann, der irgend einen Einfluß übt, und könnte ich es, Eure Zumuthung müßte mich beleidigen."

Der Bauer sah den sonst so sanften Gelehrten lächelnd an und blinzelte mit den kleinen pfiffigen Augen, schüttelte dann etwas seinen Kopf und erwiederte:

„Ei, so ist's ja nicht gemeint, bestes Herrchen! Bei meiner geringen Gabe habe ich keine Hintergedanken. Es soll mir nur eine große Freude sein, wenn der Herr sie annehmen wollte." Dabei machte er einen plumpen Bückling und kratzte mit dem einen Bein hinten aus.

Dem Gelehrten kam die Sache immer noch räthselhaft, aber in der Art und Weise, wie der Bauer sie vortrug, auch zugleich drollig vor. Er konnte sich nicht denken, wie er Veranlassung zu einem solchen Geschenk gegeben habe. Daher sagte er freundlich zu dem Bauer:

„Lieber Mann, ich kann nicht begreifen, wie ich dazu komme, Euer Wohlwollen in dieser Weise verdient zu haben; ich bitte daher, erklärt Euch deutlicher!"

„Nun, wenn Er's durchaus will, die Sache ist kurz und bündig so: Vor etlicher Zeit kamen mir Seine schönen Fabeln und Erzählungen in die Hände. Ohne Ihm ein Compliment zu machen, muß ich sagen, daß ich in meinem ganzen Leben noch nichts Schöneres gelesen habe, und auch Allen, welchen ich daraus vorlas, hat's ebenso gefallen wie mir. Da dachte ich so in meinen dummen Gedanken: wenn du doch dem lieben Mann, der sie geschrieben hat, und der den Menschen dadurch so viel Freude machte, auch wieder eine Freude machen könntest! Der Gedanke ging immer mit mir herum, aber ich wußte nicht, wie ich es anfangen sollte. Nun fuhr ich heute mit einem Wagen Holz in die Stadt. Draußen bei'm Thore hielt ich an einem Wirthshause an. Da traf ich einen Vetter von mir aus unserm Dorfe, der hier auf's Geistliche studirt, und wir kamen in einen Schwatz. So kam auch die Rede auf Euch, lieber Herr, und das Student-

chen konnte Eures Lobes gar nicht satt werden. Er mußte mir weiter erzählen, wie's Euch sonst geht, was Ihr für Liebhabereien habt und sonst dergleichen. Da hörte ich denn auch, — nehmt mir's aber nicht übel — daß es Euch mit dem Holze etwas knapp ginge. Das ist ja prächtig, dachte ich, da hast du gleich eine Gelegenheit, dem Herrn eine kleine Freude zu machen, und nun — da unten liegt's."

Gellert war, während der Bauer so sprach, mit den Händen auf dem Rücken in seinem Stübchen auf und abgegangen. Jetzt blieb er vor diesem stehen und schaute freundlich in dessen ehrliches und offenes Gesicht. Da konnte nichts Arges dahinter stecken; was der gutmüthige Landmann bot, war eine freiwillige, wohlgemeinte Liebesgabe. Diese zurückzuweisen, mußte den guten Mann kränken. Gellert sprach noch von Bezahlen, von einer Vergütung, aber der Bauer wies alles Derartige entschieden zurück.

Gerührt stand der Gelehrte dem schlichten Landmann gegenüber, er legte die schmächtige weiße Hand in die derbe und schwielige des Bauers und sagte:

„Ich nehme Euer Geschenk an und danke Euch dafür von Herzen, aber eine Bedingung knüpfe ich daran."

Gellert ging an eine der Repposituren und nahm da ein schön gebundenes, mit Goldschnitt verziertes neues Buch heraus. Es waren die geistlichen Oden und Lieder, die damals eben gedruckt, aber noch nicht in's Publikum gekommen waren. Das Exemplar, das er eben vom Büchergestell heruntergenommen hatte, war zwar für einen Freund bestimmt, er händigte es aber jetzt dem Bauern ein.

„Nehmt das Geringe hin — sagte er dazu — als einen Beweis meiner Erkenntlichkeit. Ich kann nur wenig geben, denn ich bin ein armer Dichter. Die Bedingung, die ich vorhin stellte, ist die: wenn ich wieder etwas herausgeben sollte, so werde ich es Euch zuschicken, Ihr werdet es annehmen, und es soll mich freuen, wenn Ihr Euer Herz daran erwärmt, wie ich meinen elenden und frostigen Leib an Eurem Holze."

Der Bauer zeigte ein ganz verklärtes Gesicht, und nachdem er dem Gelehrten noch seinen Namen und Wohnort hatte nennen müssen, empfahl er sich unter vielen Danksagungen und Bücklingen, nicht wenig stolz darauf, mit dem berühmten Manne nicht nur so vertraulich gesprochen zu haben, sondern auch von diesem beschenkt worden zu sein.

Der Fabeldichter hat nachher oft gesagt, daß ihm Anerkennungen berühmter und hochgestellter Persönlichkeiten in den schmeichelhaftesten Beweisen nicht die Freude verursacht hätten wie die Holzfuhre des Bauern und die Art und Weise, wie er seine Gabe dargebracht hatte. Es hatte sich späterhin herausgestellt, daß dieser nicht einmal zu den Bemittelteren gehörte.

Aber der „gute Professor," wie er im Munde des Volkes genannt wurde, ließ sich nicht nur geben, er gab auch gern und reichlich wieder, wo es seine Verhältnisse gestatteten. Das Geld hatte nur insofern Werth für ihn, als es dazu diente, Andern zu nützen und die Lage Bedrängter damit zu erleichtern. Konnte er auf diese Weise selbst nicht helfen, so hatte sein an ehrlichen Erfindungsmitteln reicher Geist doch immer etwas, dem Drange seines Gefühls folgen zu können. Hier nur ein Beispiel.

An einem unfreundlichen Nachmittag machte der Dichter seinen gewöhnlichen Spaziergang. Er befand sich bereits auf dem Heimweg, als er hinter sich das Schluchzen einer Frau hörte. Als sie herangekommen war, blieb er stehen und fragte sie, was ihr fehle. Ohne zu antworten, eilte die Frau vorüber.

„So hören Sie doch, gute Frau!" rief ihr Gellert nach.

Sie blieb jetzt stehen.

„Was ist Ihr denn?"

„Ach du lieber Gott! dort hinten in der Straße an der Mauer liegen im elenden Schindelhäuschen mein armer Mann und die Kinder schon lange krank, und ich habe in fünf Wochen nichts verdienen können. Der Kaufmann P. hat uns dreisig Thaler auf das Häuschen geborgt und will bezahlt sein. Ich war eben bei ihm, ihn um eine Fristverlängerung zu bitten, der harte Mann will sich aber nicht barmherzig finden lassen und hat uns sogar mit Hinauswerfen gedroht. Ach, wenn wir

doch schon Alle tief unter der Erde lägen!"

Die Geängstigte brach in einen neuen Thränenstrom aus, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen, geschweige denn unsern so weichherzigen Gellert. Die Augen standen ihm voll Wasser, und die Stimme versagte ihm voll tiefer Rührung, er konnte erst nur mit den Händen einige beruhigende Gebärden gegen die Hülflose machen. Er winkte ihr, ihm zu folgen, was sie that. In seinem Zimmer mit ihr angekommen, schloß er sofort ein Fach seiner Schreibkomode auf und gab ihr dreisig Thaler, eine Summe, die er selten zusammen hatte, und die ihm der Buchhändler vorgestern als Honorar zugeschickt.

Es war auch sein Alles.

„Hier, gute Frau! Gehe Sie und bezahle Sie den Herrn P., aber nur erst in einer Stunde, nicht eher. Hört Sie? aber genau in einer Stunde!" Die Beschenkte versprach es und entfernte sich mit vielem Danke und heißen Segenswünschen für den edeln Helfer, den sie nicht kannte und in ihrer Aufregung auch nicht nach seinem Namen fragte.

Gellert verließ darauf auch seine Wohnung und ging stracks zu dem reichen Kaufmann P., den er wohl kannte, aber noch nicht so von der harten Seite, die er gegen die arme Familie gezeigt. Das kleine, runde Männchen saß eben vor einem Tische, mit Zählen eines großen Geldhaufens beschäftigt, als nach seinem kurzen „Herein!" Gellert eintrat.

Der Dicke wandte sein vollwangiges Haupt langsam etwas seitwärts, während seine Hände beschäftigt waren, einen Theil des Geldes in einen Kasten zu streichen. Er war nicht wenig erstaunt, den berühmten Gelehrten und Dichter bei sich zu sehen. Er stand auf und begrüßte den Eintretenden ehrerbietig. Schon schwebte ihm die gewöhnliche Frage auf den Lippen: womit kann ich dienen? denn der Geldmann konnte sich nicht denken, daß Jemand in einer andern Absicht zu ihm kommen könne, als ein Geschäft mit ihm abzumachen. Aber vor dem ehrwürdigen Professor verschluckte er doch die Frage und fand eine andere Höflichkeitsformel zur Begrüßung.

Der sonst schüchterne Dichter ging jetzt fest und sicher auf ihn los. Nachdem er sich auf den dargebotenen Stuhl gesetzt hatte, sagte er zum Kaufmann:

„Von Ihnen läßt sich gewiß Manches lernen, denn ein so gesegneter Mann weiß gewiß den schönsten Gebrauch von seinem Reichthum zu machen. Sie können uns, Bedürftigen wahrhaft wohl zu thun, gewiß manche praktische Lehre geben."

Der Kaufmann, auf so eine Anrede nichts weniger als vorbereitet, rückte auf seinem Sitze etwas verlegen herum und stotterte dann: „Schon recht, ja, ja!" —

Gellert sprach nun mit Wärme von den Freuden des Wohlthuns und der Menschenliebe. Er redete so lange fort, bis der Kaufmann immer aufmerksamer zuhörte, und ihm eine Thräne im Auge glänzte, vielleicht die erste derartige. Jetzt trat die Frau, die Gellert beschenkt, hastig ein, zählte schnell das Geld auf den Tisch und sagte: „Da haben Sie's nun, geben Sie mir aber auch den Schein, daß man uns nicht aus dem Hause wirft!" —

Der Kaufmann wurde sehr verlegen. „Ei ei! das hätte ja Zeit gehabt! — Ich habe jetzt gerade Besuch; sieht Sie denn nicht?" Aber die Fassung kehrte bei'm Anblick des Geldes bald wieder zurück; er zählte die Summe nach und sagte: „Richtig!"

Unterdessen gewahrte die Frau ihren Wohlthäter. Sie wendete sich zu ihm und wollte ihn anreden. Gellert winkte ihr, zu schweigen, sie ließ sich aber nicht irre machen und sagte:

„Wenn Sie mir auch winken, heraus muß es doch!"

Und zu dem Kaufmann gewendet:

„Dem Herrn da bin ich begegnet, und der hat mir das Geld gegeben!"

Der Dicke macht ein verblüfftes Gesicht, er zog die Hand vom Gelde, das er eben einstrich, und sah bald dieses, bald den Dichter an; er schien mit einem Entschluß zu kämpfen: Nehmen, oder Geben? —

Das Bessere im Manne siegte; er gab der Frau den quittirten Schein zurück und die dreisig Thaler dazu.

„Da nehme Sie und pflege Sie ihren Mann und ihre Kinder!"

Die Frau entfernte sich, unter Thränen dankend, und nun wendete sich der Kaufmann an Gellert und sagte:

„Herr Professor, ich sehe, daß Sie nicht

blos schöne Reden im Munde führen und drucken lassen, sondern daß Sie auch edel handeln können. Um nun das, worin ich gefehlt, wieder gut zu machen, so erlauben Sie mir, Sie zu der armen Familie zu begleiten und zu sehen, wie weiter zu helfen ist."

Beide gingen nun hin und fanden Alles so, wie die Frau gesagt. Der Professor versprach, für ärztlichen Beistand, der Kaufmann für stärkende Speisen und Getränke zu sorgen. Für die Kinder übernahm er noch das Schulgeld und versprach, für sie weiter zu sorgen. Dem Professor dankte er noch bei'm Scheiden mit einem herzlichen Händedruck, daß er sein dem Verhärten nahes Herz wieder erweicht und ihn wieder zu einem Menschen gemacht habe.

Fortan erhielt der Professor alljährlich am Neujahrstage eine Summe zugeschickt, der ein anonymes Zettelchen beigefügt war mit den Worten: „Zur Ausgabe für Arme." Der Zusender war leicht zu errathen.

Was der reiche Kaufmann der armen Familie zugesagt, hat er auch ehrlich gehalten. —

Es geschahen in diesem Winter am Himmel Zeichen und Wunder, die auf Krieg und Plage hindeuteten. Man hatte feurige Kugeln, Schwerter und Anderes am Himmel mit leiblichen Augen sehen wollen.

Der Aberglaube behauptete dießmal sein sonst sehr zweifelhaftes Recht, der Krieg mit all seinem gefürchteten Gefolge zog in's Land. Der Preußenkönig fiel auf einmal im August so unvermuthet mit seinem Heere in Sachsen ein, daß Alles vom Hofe bis in die ärmste Hütte herab den Kopf verloren zu haben schien. Das so schöne und blühende Land war in Kurzem des Siegers Beute, der es von nun an zu seinen weitern Zwecken ausbeutete. Als die rauhe Jahreszeit eingetreten war und alle Operationen im freien Felde hemmte, nahm der König sein Winterquartier in der schönen sächsischen Residenz.

Der einsam lebende Dichter, sonst dem Treiben der Welt so fremd und den Kriegsereignissen so fern stehend, hatte unter diesen doch zunächst mit zu leiden. Der Preußenkönig, der möglichst mit dem Gelde seiner Gegner den Krieg fortführen wollte, hatte alle sächsischen Cassen sofort in Beschlag genommen, und so sah sich auch Gellert seiner sonst kärglichen Besoldung beraubt, die er jetzt um so fühlbarer vermißte, als die Lebensmittel und alle Bedürfnisse gleichzeitig mehr und mehr in die Höhe stiegen. Dazu kam noch die sich steigernde Kränklichkeit, da ein sich stärker entwickelndes Brustübel ihm immer lästiger wurde. Der dießjährige Winter verging auf diese Weise für Gellert recht traurig. Seine Kränklichkeit, die drückende Lage des Vaterlandes, dem er als treuer Sohn mit inniger Liebe anhing, der trübe Blick in die Zukunft umdüsterten den sonst so frischen Geist immer mehr. Eine drückende Schwermuth umlagerte das trauernde Gemüth.

Der Geängstigte suchte diesem unheimlichen Zustande zu entfliehen. Er schränkte sich in seinen Mitteln möglichst ein, um etwas für eine Badereise zu erübrigen. Den übrigen Theil des Sommers wollte er bei einigen Freunden auf dem Lande zubringen. Der Plan wurde auch durchgeführt, und wenn dem Siechenden die Heilquellen auch wenig Linderung und Stärkung brachten, so erheiterten dafür Freunde und Natur sein Gemüth wieder. Gellert blieb immer ein hoher Verehrer aller Naturschönheiten, sein frommes und reines Gemüth sah auch in dem Kleinsten die Weisheit und Güte des Allmächtigen walten. War sein Herz recht bedrückt, so verließ er die beengenden Räume seines Stübchens und das Getöse der Stadt. Weiter und weiter schritt er hinaus in's Freie, und es wurde ihm wohler und leichter, je weiter er das menschliche Treiben hinter sich hatte. In diesem Gefühle sang der begeisterte Dichter die einfach schönen Worte:

„Natur führt unsern Geist zur Tugend,
Und Tugend führt ihn zur Natur."

Wir sehen Gellert im Herbste 1758 wieder in Leipzig.

Das unglückliche Sachsen wurde immer mehr der Tummelplatz eines verheerenden Krieges und hatte unter dieser Geisel unsäglich zu leiden. Freund und Feind,

je nachdem die eine oder andere Partei die Oberhand behielt, sog an dem Herzblute des Landes. Die Oesterreicher und die Reichsvölker, des Landesherrn Verbündete, hausten oft übler als die feindlichen Preußen.

Handel und Gewerbe stockten zwar in dem sonst so regen Leipzig, das jetzt von Truppen wimmelte, da immer der oder jener General sein Hauptquartier dort hatte, aber die dasige Hochschule blühte fort. Der Kunst und Wissenschaft stets hoch ehrende Friedrich II. hatte dieser seinen ganz besondern Schutz zugesagt. In gleichem Sinne handelte sein hochherziger Bruder, der Prinz Heinrich, nach dem Könige der beste General in der preußischen Armee. Letzterer commandirte im Jahre 1758 in Sachsen und hatte für den Professor Gellert eine besondere Zuneigung und Achtung bewiesen. Nicht minder folgte diesem Beispiele ein großer Theil der dortigen preußischen Offiziere, die in Menge den Vorlesungen des berühmten Mannes beiwohnten, und so sah man in dem gedrängt vollen Hörsaale nächst den dunkeln Röcken der Studenten auch die verschiedenartigsten bunten Uniformen. Die Krieger lauschten mit gleicher Aufmerksamkeit und mit gleichem Entzücken den goldenen Worten des Vortragenden wie die angehenden Jünger der Wissenschaft.

Im Winter 1759 hatte der große König auf einige Zeit sein Hauptquartier in Leipzig genommen. Das kriegerische Treiben zeigte sich jetzt lebendiger denn je. Ein buntes Gewimmel von allerlei Uniformen gewahrte man auf den ohnedieß belebten Straßen und Plätzen, da mit dem Könige ein großes Gefolge von Oberoffizieren mit eingezogen war, und die Truppen in der Stadt verstärkt wurden. Auch dieses ging an dem so zurückgezogen lebenden Professor bis jetzt ziemlich spurlos vorüber.

So saß er an einem frischen Decembermorgen in Schlafrock und Pantoffeln an seinem Schreibtische, auf dem allerlei Papiere und Bücher unordentlich durcheinander lagen. Die weiße Nachtmütze schien schon längere Zeit nicht unter der reibenden Hand der Waschfrau gewesen zu sein, und das Scheermesser war wohl mehrere Tage nicht über das Kinn und die eingefallenen Wangen geführt worden, denn ein ziemlich langer, grau und dunkel melirter Bart stach wuchernd hervor. Der in diesem Negligé dasitzende Mann war daher eben nicht in der Verfassung, einen Besuch von Distinction zu empfangen, der nicht selten bei dem berühmten Manne erschien. Dieser wurde aber gewöhnlich von der alten Dienerin angemeldet, und der Empfänger hatte immer noch Zeit, seinen Anzug bei diesen Gelegenheiten noch etwas zu verbessern. Heute aber wurde er auf sonderbare Weise überrascht.

Es klopfte kräftig an die Thüre. Der Professor, in's Schreiben vertieft, fuhr mit dem Kopfe in die Höhe, blickte nach der Thüre und rief mit schwacher, aber wohlklingender Stimme: Herein! — Ein stattlicher preußischer Offizier, an seiner Uniformsauszeichnung als einer von des Königs Adjutanten kenntlich, trat mit etwas kecker Haltung ein. Der Professor erhob sich von seinem alten Rohrstuhle mit hoher Lehne, sprützte die Feder an der Tischkante aus und zog die Nachtmütze vom Kopfe. Nachdem der Offizier auf ziemlich kurze Soldatenweise gegrüßt hatte, fragte er, wie etwas zweifelnd:

„Er ist der Professor Gellert?"

„Zu dienen, — erwiederte Jener. — Doch wem habe ich die Ehre dieses Besuches zu danken?"

„Ich bin der Major Quintus Icilius und freue mich recht sehr, Ihn kennen zu lernen. Doch zur Sache: Der König, mein gnädigster Herr, will Ihn sehen und sprechen und hat mich deßhalb hergeschickt, Ihm solches mitzutheilen und Ihn gleich mit zu Seiner Majestät zu bringen!"

Der sonst ruhige und gelassene Gellert machte einen Moment ein ziemlich verwundertes Gesicht und trat einen Schritt zurück, als befürchte er, der Kriegsmann möchte ihn gleich fassen und mitnehmen. Aber schnell erhielt er seine Fassung wieder, und mit einem freundlichen Lächeln erwiederte er:

„Sehr verbunden für die Ehre! Aber der Herr Major werden mir doch wohl ansehen, daß ich leidend und schwach bin, und was kann Seine Majestät an einem

so kranken und schwächlichen Manne gelegen sein? In der Verfassung, in der Sie mich finden, dürfte ich wohl auch am wenigsten geeignet sein, vor einem gekrönten Haupte zu erscheinen." Dabei zeigte der Fabeldichter auf seine Pantoffeln und seinen sehr bemerklichen Bart

Ueber des Kriegers ernstes Gesicht flog ein flüchtiges Lächeln, aber bald legte es sich wieder in ernste Falten. Der Major hatte sich eines Auftrags seines Königs zu entledigen, und er war gewohnt, bei solchen Gelegenheiten nur das Dienstgesicht zu zeigen. Dieses nahm jetzt auf Augenblicke eine Gönnermiene an und betrachtete den Professor mit einem Blick von oben bis unten, wie er gewohnt war, bei einer Inspection seine Soldaten zu mustern.

„Wohl wahr, — meinte er dann — Er sieht allerdings nicht sehr frisch aus. Will Ihn auch daher nicht gerade zum Mitgehen nöthigen. Aber das will ich Ihm gleich sagen, daß es nicht faule Fische sind. Mit Excüsen kömmt Er hier nicht durch. In einer Stunde komme ich wieder!"

„Der Herr Major sind mir jederzeit willkommen. Es wird sich dann zeigen, wie ich mich befinde."

Als der Offizier sich entfernt hatte, schritt der Dichter, mit den Händen auf dem Rücken, in seiner Studirstube auf und ab. Der große und allgemein bewunderte König erzeigte ihm wohl eine große Ehre, aber **Gellert** war nicht ehrsüchtig. Auch kam es ihm doch etwas wunderbar vor, daß man über ihn hier wie über eine transportable Waare verfügen wollte. Andrerseits fühlte er sich aber auch angeregt, den seltenen Mann näher kennen zu lernen, und da er doch einmal in den für ihn sauern Apfel beissen mußte, so entschloß er sich kurz. Er rief seiner Haushälterin, ihm seinen besten Staat herbeizuholen. Das alte Möbel war nicht wenig erstaunt und erfreut, als es nach Befragen über dieses seltene Ereigniß erfuhr, welch eine Ehre und Auszeichnung ihrem Herrn zugedacht war. Während nun der Fabeldichter sich vor einem kleinen, am Fenster hangenden Spiegelchen mit einem ziemlich stumpfen Scheermesser den stachlichten Bart abkratzte, wobei er zuweilen sonderbare Gesichter schnitt, war die Alte eiligst bemüht, die Festkleider sauber zu bürsten, das Weißzeug zurechtzulegen und die großen silbernen Schuhschnallen blank zu putzen. Als nun der Professor in all diesem stack, hatte die Alte noch gar Manches zu bessern und zu ordnen: da den verkrüppelten Jabot wieder in das normale Gefältel zu bringen, dort eine Manschette zurechtzuzupfen, noch einige Striche mit der großen Bürste auf dem Rocke zu thun, den etwas seitwärts hängenden Zopf in die mehr perpendiculäre Lage zu bringen und schließlich noch ein mit Rosenöl parfümirtes Taschentuch in die Rockschöße zu stecken. Der Dichter hielt ruhig aus wie ein Opferlamm und ließ Alles mit sich geschehen. Die Alte ließ sich dieß bei solchen Gelegenheiten namentlich nicht nehmen, denn der gelehrte Professor und berühmte Dichter, der an ganz andere Dinge zu denken hatte, war mitunter sehr zerstreut und vergessen, und da er mit seinem Anzug sehr rasch fertig war, so passirte ihm mitunter die kleine Fatalität, daß er irgend etwas daran vergaß oder an den ungehörigen Platz brachte, was den gewöhnlichen Leuten auf der Straße etwas zu lachen gab.

Kaum hatten die Schläge der Uhr auf dem nahen Thurme, die die verabredete Stunde verkündeten, ausgebrummt, so pochte es wieder kräftig an die Thüre, und nach dem üblichen: Herein! erschien der Major **Quintus Icilius** im Zimmer. Die alte Haushälterin, die eben mit ihrem Putzgeschäft fertig war, empfahl sich dem ihr nicht wenig imponirenden Fremden durch einen wohlanständigen Knix und trippelte mit ihren Klötzchenpantoffeln zur Thüre hinaus.

Während der gegenseitigen Begrüßung warf der Militär einen flüchtigen Blick auf den Gelehrten, der vom Scheitel bis zur Zehe glitt, während ein leises Lächeln die etwas aufgeworfenen Lippen umspielte. Mit dem Professor war eine förmliche Umwandlung geschehen. Der leichte Schmetterling schien die plumpe Hülle der Puppe abgestreift zu haben. Schwarz und weiß war auch jetzt seine Tracht wie in den Jahren der Jugend, aber Alles feiner und sauberer. Den Kopf bedeckte jetzt statt der unsaubern Nachtmütze eine wohlfrisirte und gepuderte Perücke, von der ein langer Zopf

den Rücken herunterpampelte. An den Füßen gewahrte man statt der schlampigen Pantoffeln fein gewichste Schnallenschuhe, und die zarte Hand hielt jetzt statt der Feder ein langes spanisches Rohr mit versilbertem Knopf und einer Lederquaste. Das glatt rasirte Gesicht zeigte jetzt eine feine, fast durchsichtige Haut, die in Folge der leichten Erregung an den Wangen etwas geröthet war. Der Mann schien um ein Mandel Jahre jünger. Der Gelehrte griff nun nach dem auf dem Tische bereit liegenden kleinen dreieckigen Hütchen, und nachdem er noch einen faltigen kurzen Mantel umgeworfen hatte, verliessen Beide die bescheidene Wohnung.

Der Weg von Gellerts Wohnung nach dem Apel'schen Hause, das damals der große König bewohnte, war ein etwas weiter, man hatte daher Zeit und Gelegenheit, ein Gespräch zu unterhalten.

Der stattliche Kriegsmann hatte Wohlgefallen an dem bescheidenen, aber doch auch in seinem Wesen bestimmten Gelehrten gefunden. Jener wurde daher bald vertraulicher.

„Wir sind eigentlich Collegen, Herr Professor!“

Gellert sah den Major mit seinen hellen blauen Augen etwas verwundert an und erwiederte lächelnd: „Ei das wäre?“

„Wie gesagt, wir beide haben Gottes Wort studirt, aber die Vorsehung hat uns andere Wege angewiesen. Statt der Bibel gab sie mir das Schwert in die Hand, und aus meinem Munde strömen jetzt, statt Gott und der christlichen Gemeine wohlgefällige Worte, rauhe Commando's, und der Himmel verzeihe mir's, — gotteslästerliche Flüche, denn das wilde Kriegsvolk will im Zaume gehalten sein. Mein ganzer Wandel änderte sich mit dem Rocke. Im Feldlager geht das einmal so, man vergißt schnell das Gute und lernt leicht das Böse. Nur ein paar gelehrte Brocken sind an mir hängen geblieben, die mir jedoch die Gunst meines großen Königs verschafft haben, der mich auch umtaufte, sodaß nur Wenige meinen eigentlichen Namen kennen.“

„Dieser klingt allerdings merkwürdig, und offen gestanden, ich stellte bereits im Stillen meine Betrachtungen darüber an.“

„Ging Alles ganz einfach und natürlich und, interessirt es Ihn, ich will's Ihm erzählen.“

„Ich bin ganz Ohr!“

„Nun denn, mein eigentlicher Vorname Carl Gottlieb klingt etwas derb deutsch, mein Zuname Guischardt etwas französisch. Ich studirte erst Theologie und alte Sprachen, und mein höchstes Ziel war, ein wohlgelahrter Mann zu werden. Aber der Mensch denkt, und Gott lenkt. Mein Geschick trieb mich auf den rauhen Kriegspfad. Das schien meinem etwas unruhigen Geiste auch mehr zuzusagen, und in den Waffen hatte ich Glück, sodaß ich die Aufmerksamkeit des Königs erregte, der mir bald seine Gunst schenkte und mir sogar die Ehre erwies, mich seines nähern Umgangs zu würdigen. Das kam so: Der König führt gern gelehrte Gespräche. So kam auch auf die Kriegswissenschaft die Rede, und der König nannte einen ausgezeichneten römischen Legionenführer Quintus Icilius. Ich nahm mir die Freiheit, einen kleinen Fehler zu verbessern und zu bemerken, daß der Genannte nicht Icilius, sondern Ilicius geheißen habe. Seine Majestät wollte sich nicht gleich davon überzeugen lassen, und als ich auch bei meiner Ansicht verblieb, wurde ein Buch geholt, das das Nähere darüber enthielt. Ich hatte recht. Der König machte einen Scherz daraus und sagte: damit es nun doch einen Quintus Icilius in der Welt gibt, so soll Er nun so heißen! Und so geschah's denn auch. Alles nannte mich fortan so, und sogar in den Listen und Rapporten werde ich so geführt, sodaß mein ursprünglicher Name fast ganz in Vergessenheit gerathen ist. Mein bischen Wissen, das mir noch von der Studentenzeit her anklebt, und meine unverwüstlich gute Laune haben mich in der Gunst des Monarchen erhalten. Er machte mich zum Major und gab mir ein Freibataillon, mit dem ich im Felde genug zu thun habe; wenn aber die Winterruhe eintritt, bin ich meist um den König, der mich zu allerlei Dingen und Aufträgen verwendet. Doch wir sind zur Stelle. Erlaube Er, daß ich vorausgehe und Ihn dem Könige melde. Wünsche viel Glück. Auf Wiedersehen!“

Man befand sich vor dem Hause, das der König bewohnte. Vor diesem war

viel Leben, Militair und Civil drängte sich durch einander. Vor der Thüre standen zwei große bärtige Grenadiere, die den Eingang bewachten. Sie machten vor dem Major ihre Honneurs, als er mit dem Professor durch die Thüre trat. Man stieg die Treppe hinan, ging über den Vorplatz und dann in ein kleines Vorzimmer im zweiten Stock. Hier bat der Major den Gelehrten, einstweilen zu warten. Nach zwei Minuten stand er vor Preußens König, Friedrich dem Einzigen, zu dem ihn der Major geleitete.

Gellert machte eine ehrfurchsvolle, aber keineswegs demüthige Verbeugung vor dem Monarchen, der groß und erhaben vor der Welt stand, aber doch der Feind seines Vaterlands war. Der König stand im einfachen, hier und da sogar etwas unsaubern Anzuge in der Mitte eines großen Zimmers, die Hände über den Rücken gelegt. Sein großes lebendiges Auge heftete sich einige Secunden fest auf den Eintretenden, dessen Verbeugung er mit einem leichten Kopfnicken erwiederte. Dann trat er einige Schritte vor, und folgende Unterhaltung entspann sich zwischen dem damaligen großen Monarchen und dem berühmtesten und gefeiertsten Dichter:

„Er ist der Professor Gellert?"

„Ja, Majestät!"

„Man hat mir bereits viel Gutes von Ihm gesagt. Wo ist Er denn her?"

„Aus Hainichen bei Freiberg."

„Hat Er nicht einen Bruder in Freiberg?"

„Ja, Ihro Majestät."

Der König liebte es, im Gespräch von Einem zum Andern rasch überzuspringen. Er trat einige Schritte näher und fragte weiter:

„Sage Er mir doch, wie es kommt, daß wir gar keine guten deutschen Schriftsteller haben?"

Der Major Quintus Icilius, der bis jetzt ehrfurchtsvoll und schweigend entfernt zur Seite gestanden hatte, fühlte die für Gellert verletzende Frage, und da er sich bei'm Könige mehr herausnehmen durfte als mancher Andere und Höhergestellte, so mischte er sich unaufgefordert in das Gespräch. Ziemlich bestimmt sagte er:

„Ihro Majestät sehen ja einen vor sich. Sogar die Franzosen haben seine Werke übersetzt und nennen ihn den deutschen Lafontaine, vergleichen ihn also mit demjenigen ihrer Dichter, auf den sie am stolzesten sind."

„Ei, das ist viel! — meinte der König, und zu Gellert gewendet fuhr er fort: Hat Er denn auch den Lafontaine gelesen?"

„Ja, Ihro Majestät, aber nicht nachgeahmt. Man nennt mich ein Original, aber ich weiß nicht, ob ich ein gutes bin."

„Das wäre also doch Einer, — meinte der König, wobei er seinem neu geschaffenen Römer einen flüchtigen Seitenblick zuwarf, — aber warum haben wir nicht mehr?"

„Weil — erwiederte Gellert unbefangen — Ihro Majestät einmal gegen uns Deutsche so eingenommen sind."

„Das könnte ich eben nicht sagen."

„Aber doch gegen die deutschen Schriftsteller."

„Das ist wohl wahr. Aber sie machen's auch darnach. Warum haben wir zum Exempel keinen guten Geschichtschreiber?"

„Auch daran fehlt's nicht, aber Ihro Majestät lesen sie wahrscheinlich nicht."

Der König und der Professor entwickelten nun weitere verschiedene Ansichten. Gellert staunte wohl über das Wissen des Monarchen auch auf diesem Felde, aber seine deutschen Landsleute vertheidigte er tapfer gegen die geistreichen, aber seichten Franzosen, die der König besonders vorzog, sodaß er vorzugsweise nur deren Werke las und in deren Sprache sich ausdrückte. Der König wurde durch den schlichten, aber standhaften Gellert bisweilen so in die Enge getrieben, daß er mehr denn einmal sagen mußte: „da hat Er recht!" wobei der schlaue Major ein Lächeln nicht unterdrücken konnte. Der König sprang wieder auf ein anderes Thema über.

„Ist Er denn gar nicht aus Sachsen herausgekommen?"

„Ich bin nur einmal in Berlin gewesen.""

„Er sollte mehr reisen."

„„Dazu fehlt mir das Geld und die Gesundheit.""

„Was hat Er denn für eine Krankheit? etwa die gelehrte?"

„Weil sie Ihro Majestät so nennen, so mag sie so heißen, aus meinem Munde würde es zu dünkelhaft geklungen haben."

„Ich habe sie auch schon gehabt und will Ihn daher kuriren. Er muß tüchtig reiten und von Zeit zu Zeit Rhabarber nehmen."

„Diese Kur dürfte wohl neue Uebelstände bringen, denn wäre das Pferd gesünder als ich, so würde ich es nicht reiten können, und wäre es so krank als ich, so könnte ich die Glieder oder gar den Hals brechen."

„So muß Er fahren und sich etwas herumschütteln lassen."

„Dazu fehlt mir wieder das Geld."

„Ja das ist wohl wahr; daran fehlt's den deutschen Gelehrten immer! Es sind wohl jetzt recht böse Zeiten?"

Gellert nahm den günstigen Zeitpunkt wahr, für sein bedrücktes Vaterland vielleicht etwas erbitten zu dürfen. Sein Auge strahlte heller. Entschlossen erwiederte er:

„Ja wohl sind es recht böse und schwere Zeiten. Wenn doch Ihro Majestät Deutschland den Frieden wieder geben wollten, nach dem es die Arme sehnend ausstreckt!"

„Kann ich denn? Weiß Er denn nicht, daß Dreie wider mich sind?"

„„Ich wage es noch einmal zu wiederholen: wollte Gott, Sie gäben uns den Frieden!"

„Ja, ja!" erwiederte der König, mehr ausweichend und, wie es schien, etwas verstimmt. Er ging eine kurze Zeit in seinem Zimmer auf und ab, dann blieb er wieder vor dem Professor stehen und schlug das frühere Capitel wieder an. Plötzlich fragte er ihn:

„Will Er mir nicht etwas von Seinen Sachen vortragen?" Und als Gellert bescheiden entschuldigen wollte, fuhr der König fort:

„Besinne Er sich nur, es wird Ihm schon etwas einfallen. Ich will derweile meine Stubenpromenade fortsetzen."

Gellert konnte nicht mehr ausweichen; er trug eine Fabel, den Maler, vor. Der König hörte beifällig zu, und als der Dichter zu Ende war, lobte er das Gedicht sehr und wunderte sich, wo dieser so schreiben gelernt habe. Der Monarch entließ den Professor auf das Huldreichste und lud ihn sogar ein, öfter zu kommen. Als Gellert zur Thüre hinaus war, sagte der König zu dem zurückgebliebenen Quintus Icilius:

„Das ist doch ein ganz anderer Mann als der Gottsched!"

Der Letztgenannte hielt sich damals für den ersten deutschen Dichter und Gelehrten, war sehr eitel und drängte sich bei allen Gelegenheiten zum König.

Am andern Tage sagte der Monarch laut bei Tafel: „Der Gellert ist doch der tüchtigste unter allen deutschen Gelehrten." Einige Tage später saß er selbst an des Königs Tafel.

Mit der ganzen Welt, die sich über diese besondere Auszeichnung Gellerts freute, sodaß ihm von allen Seiten Glückwünschungeschreiben zukamen, stimmten natürlich die guten Hainicher voran mit ein. Waren sie schon vorher nicht wenig stolz auf ihr Stadtkind, so wurden sie es jetzt noch weit mehr. Hatte ihn doch der König auch gefragt, wo er her sei, und er hatte Hainichen genannt. Aber durch den berühmten Mann war dem guten Städtchen noch etwas Anderes zu gut gekommen, wodurch es noch besonders sich geehrt und dankbar fühlte: der König hatte seinen Truppen den gemessenen Befehl gegeben, das Städtchen Hainichen möglichst zu schonen, und so kam es, daß es die Lasten und Schrecken des Krieges weniger empfand als andre Orte. Bei Ertheilung des Befehls hatte der König ausdrücklich gesagt: Aus Achtung für den Dichter!

Am glücklichsten im ganzen Orte war des Dichters Mutter, die jetzt als betagte Wittwe dort lebte. Ein großer Theil der Achtung und Verehrung für den Sohn ging auch auf sie mit über.

Das Jahr 1762 neigte sich seinem Ende zu, und noch war die wilde Kriegsfurie nicht gebändigt, die mit verheerender Fackel über die sonst blühenden deutschen Gefilde hinzog. Prinz Heinrich von Preußen hatte Ende October die Kaiserlichen und Reichsvölker bei Freiberg so auf's Haupt geschlagen, daß sie für dieses Jahr genug hatten. Die guten Hainicher hatten also das Kriegsgetöse und die Schrecknisse einer Schlacht in nächster Nähe, aber durch ihren entfernt wohnenden Gellert auch einen Schutzgeist gehabt, denn diesem hatten

sie es wiederum zu danken, daß der edle und wohlgewogene Prinz seinen Truppen auf das Strengste geboten hatte, des Städtchens zu schonen.

Als der Prinz wieder nach Leipzig kam, dankte ihm Gellert gerührt für diese abermalige Gnade. Jener, der eine große Zuneigung zu dem Dichter hegte, ging bescheiden kurz darüber weg und brachte das Gespräch auf andere Gegenstände. Aber auch Gellert bezeigte gegen den Prinzen eine besondere Verehrung, da er nicht nur dessen große Talente als Feldherr und sein sonstiges umfangreiches Wissen, sondern auch seinen feinen Takt, sowie seine große Humanität ganz besonders schätzte. Man konnte sagen, er hatte eine gewisse Zuneigung zu dem Prinzen gefaßt, so weit es die weite Kluft des Standes gestattete, aber dennoch hielt er sich möglichst fern, sowohl vom Prinzen, als vom Könige, trotzdem ihn Beide aufgefordert hatten, öfter bei ihnen, namentlich in ihren Abendzirkeln, zu erscheinen. Er kam nur, wenn man nach ihm schickte, und da hatte er zuweilen eine Entschuldigung.

Der Prinz machte ihm darüber gelinde Vorwürfe und fragte endlich geradezu, warum er so wenig von ihm wissen wolle?

Gellert, eine gerade und offene Natur, antwortete: „Nun, weil es Ihro Königliche Hoheit durchaus wissen wollen, so muß ich mit der Farbe wohl oder übel heraus. Ich lebe gern nach den Lehren und Weisungen der Bibel, und da steht unter Andern auch: Dränge dich nicht nach den Königen, und ich dehne den Spruch etwas weiter aus und denke: Dränge dich nicht zu den Großen. Wir Deutsche haben auch noch ein Sprüchwort, das da sagt: Mit großen Herrn ist nicht gut Kirschen essen, sie werfen Einem die Kerne in's Gesicht. —

Der Prinz, weit entfernt, das offene Geständniß übel zu nehmen, lachte darüber und machte einen Scherz: „Ihr Gelehrten — meinte er — habt immer Eure Ideen und seid davon nicht abzubringen, und da macht mein guter Gellert, so klar er auch bei andern Dingen sieht, auch keine Ausnahme. Und mit seiner Hypochondrie sieht er auch Alles durch schwarz angelaufene Gläser. Aber apropos! Wie steht es mit der Gesundheit, seitdem wir uns nicht gesehen haben?"

„Noch schlecht genug, oder vielmehr immer schlechter."

„Das thut mir recht leid. Aber Er folgt den Leuten auch nicht, die es gut mit Ihm meinen. Er arbeitet zu viel und macht sich zu wenig Bewegung. Er kömmt ja fast gar nicht vor die Stadt hinaus."

„Das ist wohl wahr, aber ich habe jetzt mehr zu thun, denn je, ich habe Pflichten und Verbindlichkeiten zu erfüllen, und das Gehen fällt mir immer schwerer."

Eine Ordonnanz mit Depeschen wurde gemeldet. Der liebreiche Prinz entließ den Gelehrten auf das Freundlichste und rief ihm lachend nach:

„Wenn Er auch ein Feind der Großen ist und mir etwa die Ehre erzeigt, mich auch mit dazu zu zählen, so bitte ich, wenigstens mit mir eine Ausnahme zu machen! Darum auf baldiges Wiedersehen!"

Das rege und großstädtische Leipzig, das an so vieles Neue und Seltsame, namentlich während der Kriegszeit, gewöhnt war, schenkte seine besondere Aufmerksamkeit nur ganz außerordentlichen Ereignissen, an denen es freilich zu jener Zeit eben auch nicht fehlte. Es mußte daher schon ziemlich dick kommen, wenn aus dem Alltagsleben etwas auftauchte, das alle Zungen in Bewegung setzte. Zu einem solchen Ereigniß sollte gerade der friedfertigste, bescheidenste und am zurückgezogensten lebende Mann der Stadt, der Professor Gellert, Veranlassung geben. Der Fabeldichter war hoch zu Roß durch die Straßen geritten. Man wollte das Anfangs gar nicht glauben und meinte, man wolle Bären aufbinden. Diejenigen, die ihn kannten, blieben vor Erstaunen stumm stehen, als sie ihn in diesem Aufzuge sahen, und wollten ihren Augen kaum trauen; Andere, die nicht wußten, wer der ängstliche und schwarze Reiter war, schauten ihm besorgt nach, weil sie befürchteten, daß dieser bei der geringsten raschen Bewegung des Pferdes auf dem Pflaster liegen würde. Jeder mußte es dem Reiter ansehen, daß er noch nie ein Roß bestiegen, so ängstlich und unbehülflich saß er darauf. Und doch

lachten die Leute nicht, denn der kleine Mann, der ungeschickt genug im Sattel saß und einem wahren Apostelreiter glich, hatte dabei doch wiederum so etwas Edles und Gewinnendes in seinem Wesen, daß alle Lach- und Spottlust unterdrückt wurde. Selbst die ungezogene und rücksichtslose Straßenjugend, der unter andern Umständen ein solcher Aufzug ein Fest gewesen wäre, verhielt sich dabei äußerst ruhig und zog nicht einmal nach.

Der gemüthliche Fabeldichter stand keine geringe Angst aus während des Rittes durch die belebten Straßen, es war ihm fast zu Muthe, als wenn er Spießruthen laufen müsse. Aber er mußte durch die Stadt, wenn er hinaus in's Freie wollte, und das Pferd mußte er reiten, wenn er nicht unhöflich und undankbar sein wollte, denn es war ein Geschenk des guten Prinzen Heinrich. Das alte Grauschimmelchen war ein Lieblingspferd des Prinzen, das er jüngst noch in der Freiberger Schlacht geritten hatte, und das dadurch zu einer Art Berühmtheit gelangt war. Das Thierchen war musterhaft fromm und in letzterer Zeit noch so zugeritten worden, daß es sich durch einen falschen Wadendruck, einen Ruck mit dem Zügel und andere Verstöße gegen die edle Reitkunst nicht irre machen ließ und ruhig seines Weges daherschritt. Es war daher so ganz für einen Mann wie der Dichter geschaffen, der wohl den geflügelten Pegasus trefflich zu tummeln wußte, aber von der edlen Reitkunst auch nicht die mindeste Vorstellung hatte. Der Prinz hatte das nette Pferdchen dem Dichter mit herrlichem Sattel- und Zaumzeug als Geschenk zugeschickt, und für die nothwendige Fourage war auch gesorgt worden. Ganz Leipzig besprach nun dieses Ereigniß und freute sich über die abermalige Auszeichnung seines gefeiertsten Mannes.

Mit dem Frühling, wo alles Leben in der Natur wieder neu erwachte, grünte auch die Friedenspalme, die bald zur vollen Blüthe gedieh.

„Der König und die Kaiserin,
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn
Und machten endlich Friede."

Deutschland athmete wieder auf, es war von einem schwer drückenden Alp befreit. In Sachsen stellte sich die alte Ordnung allmählig wieder ein, der so lange vertriebene gewesene Hof bezog die hart mitgenommene Residenz wieder. In dem so schwer geprüften Lande erhob sich der Wohlstand allmählig wieder, und auch Gellerts Gehalt wurde durch eine bedeutende Zulage erhöht; aber er blieb dabei immer der arme Dichter. Wie der Gehalt oder das Honorar vom Buchhändler einging, war es auch bald wieder fort, denn der so edle Menschenfreund dachte mehr an Andere als an sich. Für die Armuth hatte er, wie schon gesagt, eine stets offene Hand, und mehrere seiner Geschwister sowie andere nähere Verwandten erhielten von ihm regelmäßige Unterstützungen.

Die äußern Verhältnisse des Dichters hatten sich wohl gebessert, aber der Gesundheitszustand mehr und mehr verschlechtert. Auch das Reiten brachte die gewünschte Hülfe nicht, wohl aber etwas Linderung und Zerstreuung. Gellert hatte sich daran gewöhnt und das gute und sanfte Grauschimmelchen lieb gewonnen. Da erkrankte es und fiel. Der empfindsame Dichter betrauerte es wie einen alten Freund und schenkte ihm sogar einige Thränen.

Aber bald erhielt der Kränkelnde und Trauernde einen Ersatz, indem ihm der Kurfürst von Sachsen eins seiner Lieblingspferde, das ruhigste und frömmste aus seinem wohlbesetzten Marstalle, zuschickte. Das edle Thier war so gezäumt und gesattelt, wie es der Monarch selbst geritten hatte. Sattel und Schabracken waren von himmelblauem Sammt, mit Goldborden reich besetzt, das Lederwerk war mit silbernen und stark vergoldeten Verzierungen reich geschmückt. Da es eben rauhe Jahreszeit war, so schickte der Kurfürst noch eine schöne Wildschur für den Dichter mit, die seinen gebrechlichen Leib gegen Sturm und Kälte schützen sollte. Der den Dichter so hoch schätzende Fürst war dabei so besorgt, daß er das Pferd vorher unter seinen Augen noch besonders hatte zureiten lassen, damit der des Reitens wenig kundige Gellert gegen einen Unfall möglichst gesichert sei.

Je hinfälliger der berühmte Fabeldichter wurde, desto mehr wurde der Wunsch in ihm rege, seine Vaterstadt, das immer

noch geliebte Hainichen, noch einmal zu sehen. An einem schönen Sommermorgen des Jahres 1769 setzte er sich in die bestellte Miethkutsche, und nachdem ihm seine Alte möglichst eingepackt und für alle etwaigen Reisebedürfnisse gesorgt hatte, rollte er in dem etwas schwerfälligen Fuhrwerk zur Stadt hinaus. Es war ein wundervoller, heller und frischer Morgen, ein Heer von Lerchen jubelte in den Lüften, ihrem Schöpfer das Morgenlied zu bringen, die Fluren prangten in üppigster Fülle, sie schienen das allmählig wieder beibringen zu wollen, was der wilde Krieg auf ihnen frech zertreten hatte.

In der Frische des Morgens, und so lange das Fuhrwerk noch auf der Landstraße in der Ebene blieb, war die Fahrt eine angenehme; je stärker aber die Sonne brannte, und je schlechter die Wege wurden, je mehr nahm sie für den ohnedieß so hinfälligen Reisenden an Beschwerden zu. Von Leipzig nach Hainichen mögen es ungefähr etliche dreisig Wegstunden sein. Der Dichter brauchte fast vier Tage, ehe er diese zurücklegte, so sehr war damals das Reisen durch die herzlich schlechten Wege, namentlich in Gebirgsgegenden, erschwert.

An einem Sonntag Abend, kurz vor Sonnenuntergang, ging ein bleicher, schwarz gekleideter Mann in gebückter Haltung und auf ein langes spanisches Rohr gestützt durch die Hauptstraße des Städtchens Hainichen langsam herauf, dem in einiger Entfernung eine leere Kutsche folgte. Die Straße war ziemlich leer, denn die guten Bürgersleute hatten am Ruhetage entweder einen Ausflug in benachbarte Ortschaften gemacht, gingen im Freien spazieren, oder saßen bei'm frugalen Abendbrode. Die Wenigen, die außer den Häusern oder an den Fenstern zu sehen waren, machten lange Hälse oder mit ihrem zum Fenster herausschauenden Nachbar ihre Glossen über die fremde Erscheinung, denn ein anständiger Fremder, der eine Kutsche hinter sich herfahren ließ, war ein Ereigniß in dem guten Städtchen. Einige Straßenbuben, die eben bei'm Spiel waren, unterbrachen dieses und folgten in einiger Entfernung mit neugierigen Gesichtern der schönen Kutsche, wie eine solche im Orte bisher nicht zu sehen gewesen war.

Der Fremde ging langsam und schien sich die Häuser und Leute genau zu besehen. Er erwiederte jeden dargebrachten Gruß höflich, und wer ihm keinen solchen brachte, dem gab er einen.

Während die Kutsche in die Thorfahrt des ersten Gasthofes einbog, schritt der Fremde weiter und kam so bis zur Kirche. Hier blieb er stehen und schaute sich die Umgebungen recht genau an.

Der Leser wird in dem Fremden unsern Gellert eher erkannt haben als die guten Hainicher, die ihn so lange nicht gesehen, daß er ihnen fremd geworden war. Wohl wunderte ihn solches und betrübte ihn, daß er jetzt in seiner immer geliebten Vaterstadt ein Fremdling war, aber auf der andern Seite war ihm solches jetzt auch nicht unlieb, da er sich seinen Betrachtungen und Eindrücken ungezwungener überlassen konnte.

Da stand der lebensmüde Pilger wieder an der Stätte seiner Kindheit; aber was lag Alles hinter ihm, wie hatte sich Alles so geändert! Es war ein Abend wie vor fünfunddreisig Jahren, als wir hier den Jüngling sahen. Wieder umkreiste die Schwalbe kreischend den Thurm, wieder zirpten die Spatzen in dem dichten Gezweig der alten Linde, summten die Käfer und spektakelte die Jugend, und doch war dem Beschauenden Alles anders geworden. Das alte Pfarrhaus mit seinen Nothstützen, seinem Gärtchen und seiner Laube war verschwunden, an seiner Stelle erhob sich ein neues, stattlicheres. Fremde Menschen bewohnten es jetzt. Eine Thräne rollte über die bleiche, eingefallene Wange des Dichters, und seine Lippen bewegten sich im stillen Gebet. Langsam schlich sich der Betrübte fort und lenkte seine Schritte zu einem Hause, in dem eine seiner Schwestern wohnte, die den Unerwarteten mit innigster Freude empfing.

Wie ein Lauffeuer ging bald die Kunde durch's Städtchen: „Unser Fürchtegott, der berühmte Professor ist da!“ Und Alles beeilte sich, ihn zu sehen, trotzdem die Dämmerung bereits stark vorgerückt war. Bald stand eine große Volksmenge, Groß und Klein, Alt und Jung, vor dem Hause, in dem der Dichter eingekehrt war, und ein lautes Vivat um's andere ertönte,

wobei man die Hüte schwenkte. Der Gefeierte trat aus der niedern Thüre heraus auf die Straße, und ein unendlicher Jubel brach los, Alles drängte sich an ihn, seine Hände zu fassen, sie zu drücken und zu küssen. Andere, die nicht dazu gelangen konnten, erzeigten seinen Rockzipfeln diese Huldigung. Als nun der erste Sturm verrauscht war, da sprach der Hochverehrte innige und freundliche Worte zu der rasch angeschwollenen Menge, die lauschend und freundlich aufgenommen wurden. Da erkannte der Dichter Den und Jenen aus früherer Zeit wohl wieder und schüttelte ihm die Hand, aber es waren nur Wenige; eine ganz andere Generation war inzwischen herangewachsen.

Der von der Reise ermüdete und von den so mannichfachen Eindrücken ergriffene Gellert, der ohnedieß die Abendluft nicht vertragen konnte, zog sich bald wieder in's Haus zurück, vor dem die Menge noch lange auf- und abwogte und sehnsüchtig hinauf nach den heller als sonst erleuchteten Fenstern schaute. Man sprach von einer besonderen Feier zur Anwesenheit des berühmten und geliebten Mannes, man sprach von Illumination, Festessen und Anderem, wobei man sich tüchtig sehen lassen wollte.

Am andern Morgen erschienen der Bürgermeister, die Geistlichen und die Väter der Stadt in stattlichem Aufzuge, den so ehrenwerthen Gast nach Würden zu bewillkommnen in der Wohnung von Gellerts Schwester. Es währte eine gute Weile, bis die würdigen Herren in den mächtigen Perrücken mit ihren langen und wohlgesetzten Anreden fertig wurden, und dem bescheidenen Gellert, der sich hier wie ein Fürst geehrt und empfangen sah, wurde es schier unheimlich. Als er nun endlich Alles geduldig angehört hatte und wieder zum Wort kommen konnte, dankte er herzlich für so viele Ehre und sagte schließlich noch:

„Ich bin hierher gekommen, meine geliebte Vaterstadt vor meinem Hinscheiden noch einmal zu sehen und die wenigen Lieben, die mir noch hier geblieben sind, zu umarmen. Meine Zeit ist gemessen, und ich bin ein schwächlicher, kränklicher Mann, wie Ihr wohl sehet, der der Ruhe bedarf! Wollt Ihr mir eine wahre Wohlthat erzeigen, so laßt mich ruhig meine stillen Gänge wandeln und thut, als wenn ich sonst auch unter Euch wäre. Eure Huldigungen des Herzens sind mir das Kostbarste, weiterer Beweise bedarf es nicht."

Die Herren zogen mit tiefen Bücklingen ab und versprachen, seinen Wunsch zu ehren.

Gellert blieb noch einen Tag in Hainichen. Vor dem Abgange besuchte er noch den Friedhof, wo seine Eltern, manche liebe Verwandten und viele seiner Jugendfreunde in kühler Erde schliefen. Wehmüthig verließ er die Stätte des Todes.

Am andern Morgen stand die Kutsche zur Abfahrt vor dem Hause bereit. Eine große Volksmenge umstand dieses, aber statt der Freude sah man jetzt eine stille Trauer auf den Gesichtern. Man sah den Allgeliebten ungern scheiden, vielleicht sah man ihn zum letzten Male.

Als Gellert am Arme der Schwester aus der Thüre trat, drängte sich ein altes gebeugtes Mütterchen durch die Menge; sie humpelte an ihrem Stocke dreist auf ihn zu und reichte ihm die knöcherne Hand. Sie richtete ihr runzliches Gesicht zu ihm empor und heftete das noch scharfe Auge auf ihn, während sie ihn fragte: „Musje Fürchtegott kennt mich wohl nicht mehr?"

Die Stimme klang Gellert bekannt, und aus den verwitterten Zügen erkannte er die Alte, die jetzt etwas Hexenartiges hatte.

„Ei — erwiederte er freundlich — ist das nicht die Frau Cantorin, unsere Nachbarin und Freundin unserer guten seligen Mutter?"

„Gewiß bin ich es, und es freut mich nicht wenig, daß der Musje, der jetzt ein so großer und berühmter Mann geworden ist, mich wieder erkennt." Nun ging's an ein Fragen und Schwatzen über Das und Jenes. Wenn auch die Beine der Alten nicht mehr recht fort wollten, so hatte doch in den fünfunddreisig Jahren die Zunge in ihrer Fertigkeit nichts verloren. Schließlich sagte die Alte noch schmunzelnd und den dürren Zeigefinger drohend gegen den Dichter erhoben:

„Ei, ei, Musje Fürchtegott! Wer hätte je gedacht, daß aus Ihm noch ein



Frimath gez. Stahlstich v. Carl Mayer's K.A. in Nürnberg

Klosterruine Disibodenberg.
(Nahethal)

Mann werden könnte, der so schöne Gesangbuchslieder macht! Weiß er wohl noch, wie Er uns als Reimschmied geärgert und geängstigt hat?"

Langsam fuhr der reichbekränzte Wagen zum Städtchen hinaus, in dem dessen größte Zierde saß. Von den reich besetzten Fenstern aus warf man dem Scheidenden noch Kußhände und Sträuße zu und wehte mit den Tüchern. Nach allen Seiten hin dankte und grüßte gerührt der Gefeierte, der, er wußte es wohl, Abschied auf Nimmerwiedersehen von der Vaterstadt und den biedern Bewohnern nahm.

Noch im Herbste des Jahres verschlimmerte sich der Zustand des leidenden Dichters mehr und mehr. Zu dem Brustübel gesellte sich noch ein hartnäckiges Unterleibsleiden. Was die Kunst der Aerzte und überhaupt menschliche Theilnahme vermochte, wurde gethan, das Allen so theure Leben zu erhalten. Selbst der Kurfürst schickte seinen Leibarzt zu dem Kranken. Alles blieb umsonst, der grimme Tod ließ das einmal gefaßte Opfer nicht wieder los. Christian Fürchtegott Gellert, der Lieblingsdichter seiner Zeit, ein reiner und achtungswerther Mensch wie Einer, der Stolz seiner Nation, starb gottergeben, wie er gelebt, zu Leipzig am 18. December 1769.

Die Klosterruine Disibodenberg im Nahethale.

Von W. O. von Horn.

Mit einer Abbildung.

Wenn bei der Fahrt von Kreuznach thalaufwärts der Eisenbahnzug aus dem dunkeln Tunnel von Boos hervorbraust, liegt im hellen Sonnenlichte, von frischem Grün auf den Bergen und in der Thalsohle freundlich geschmückt, ein anmuthiges Landschaftsbild vor dem Auge des Reisenden.

Es ist einer der abgerundeten Thalkessel, wie sie das vielgewundene Flußbett der Nahe in rascher Aufeinanderfolge vor das Auge führt, der sich hier ausbreitet. Und diese Thalkessel, in denen das Gestein bald aus rothem Feldsteinporphyr, bald aus Sandstein, bald aus Melaphyr besteht, begründen, abgesehen von der schönen Lage der menschlichen Wohnstätten, die sich bald näher, bald ferner von dem Ufer des allerdings im Sommer ziemlich seichten, im Herbste, Winter und Frühlinge aber oft wilden und sehr ungebärdigen Flusses lagern, durch schöne Gebirgsformen und den Schmuck mittelalterlicher Ruinen die Schönheit und den Reiz des mit Grund und Recht vielgepriesenen Nahethales.

Die hohen Berge — dort links sind die Höhen, welche den Glan begleiten, rechts die Sandsteinberge, welche hier zu beiden Seiten der Nahe sich erheben, alle mit Reben bekleidet auf der Sonnenseite, auf der andern theils mit Frucht- und Saatfeldern und Obstbäumen. Die Breite der Thalsohle nehmen die üppigsten Fruchtfelder ein. Grade in der Mitte dieses schönen Thalbeckens liegt rechts das wohlstehende Dorf Staudernheim und neben ihm da, wo der Glan und die Nahe sich vereinigen, steigt eine isolirte Höhe empor. Auf ihrem Abhange, gegen Nordost, ruht im Obstbaumgrün ein Hofgut, und den breiten Scheitel krönen stattliche, hochaufragende Ruinen. Es sind des einst reichen und wohlthätigen Klosters Disibodenberg noch übrige Reste. Welch ein fremdklingender Name, an den sich die deutsche bezeichnende Endsylbe anhängt! ruft der Reisende aus.

Geschichte und Sage treten bei diesem Ausrufe an uns heran. Lauschen wir, was uns Sage und Legende erzählt!

Auf Erins grüner Insel, wie die heimischen Dichter Irland nennen, in oder nahe der Hauptstadt, lebte im sechsten Jahrhundert nach unsres Herrn Geburt ein Bischof, welcher Disibod hieß und ein Mann war nach dem Herzen Gottes und seines Sohnes heiligem Vorbilde. Sein Leben war Frömmigkeit, sein Thun Liebe; die Leiden trug er in stiller Geduld und war unerschütterlich fest in dem

Harren auf die Hülfe dessen, der gesagt: Aus sechs Nöthen habe ich dich erlöset, und in der siebenten will ich dich nicht umkommen lassen.

Groß war der wohlverdiente Ruf seiner Heiligkeit, und ebenso groß die Liebe und das Vertrauen, welche das Volk ihm entgegentrug. Darob wurde ihm sein Erzbischof gram und verfolgte ihn, wo und wie er nur konnte; denn der Neid ist ein brennend Feuer, das nicht gelöscht werden kann, bis sein Gegenstand getilgt oder vertilgt ist.

Es kam so weit, daß der Erzbischof ihn selbst fälschlich bei dem Papste in Rom anschwärzte. Das Alles aber trug der fromme Disibod in Demuth und Ergebung, fest vertrauend, daß der Herr Wahrheit und Recht schirme und schütze; ja er küßte die Hand, die ihn schlug. Das Volk aber liebte und verehrte ihn nur noch mehr um seiner Trübsale willen. Und als nun die Abgesandten des Papstes Disibods Unschuld erkannten und nach genauer Prüfung verkündigten, da wuchs des Erzbischofs Grimm über die Massen und ließ nicht nach mit bitterer Kränkung und Verfolgung, also daß es der heilige Mann nimmer ertragen konnte und sich weit hinwegsehnte aus des grimmigen Feindes Nähe.

Da erschien ihm einst, als er müde von Weinen auf sein hartes Lager sank, ein Engel des Herrn im Traume und führte ihn auf eine Höhe, wo sein Auge über das wildbewegte Meer hinschweifte, an dessen fernem Saume eine felsige Küste aufstieg, weiß wie die Küste Englands.

Der Engel deutete auf diese ferne Küste und sprach: Auf, du Mann Gottes, besteige das Schifflein und segle hin zu jener Küste. Nimm mit dir die drei Gottesknechte: Salust, Gisbald und Clemens, die dich lieb haben und im Glauben stehen wie du; dort sollst du den blinden Heiden das Evangelium des Sohnes Gottes verkündigen; denn es ist, wie Er gesagt hat: „Das Feld ist weiß zur Erndte, aber es sind keine Schnitter da, die die Erndte einthun und die Garben sammeln.“ Da aber, wo du einst im fernen Lande deinen Wanderstab in die Erde steckest, und er beginnet alsobald zu grünen und Knospen und Blätter zu treiben, wo ein schneeweißes Reh sich dir zutraulich nahet und mit seinem Hufe den Boden scharret, daß ein Brünnlein lebendigen Wassers hervorquillet, da baue dir eine Hütte und weile; denn da ist gut sein. Und auf des Berges Gipfel, an dessen Fuße sich zwei Flüsse einen, da gründe ein Kloster zu gottgeweihetem Leben und zum Wachsthum des Reiches Gottes unter den Menschenkindern, die allda noch wandeln in Finsterniß und sitzen im Schatten des Todes!

Also sprach der Engel und verschwand; aber Disibod bewahrte des Engels Botschaft und Befehl in seinem treuen Herzen und dachte von da an nur, wie er es möchte ausführen. Nachdem er sich würdiglich vorbereitet durch Gebet und Fasten, griff er zum Wanderstabe, nahm Pilgerhut und Tasche und machte sich auf zur Küste der Insel, daß er ein Schifflein suche, das ihn um Gottes willen hinübertrage zur Küste, wo ihm sein Apostelberuf angewiesen war von dem Engel Gottes.

Seine Freunde staunten ob seines Thuns; als er ihnen aber des Herrn Weisung kundthat und ihnen sagte, ihre Namen habe der Engel genannt, da nahmen auch sie Hut und Stab und Tasche und folgten ihm freudig nach.

Während das Volk wehklagte über Disibods, seines Tröfters und Wohlthäters Scheiden, freute sich der Erzbischof baß. Haufen Volkes folgten den scheidenden Sendboten des Herrn bis zur Meeresküste, wo ein schwankes Schifflein vor Anker lag, das sie hinübertragen sollte zu Frankreichs Küste. Wild stürmte es auf dem Meere, und mächtig peitschte die Brandung die Felsen der Küste. Das Volk wehklagte laut, warf sich vor Disibod nieder und flehte ihn an, bei solchem Wetter sein theures Leben nicht dem gebrechlichen Boote anzuvertrauen; aber Disibod sprach glaubensfreudig: Ich bin in der Hand des Herrn, der mich zu solchem Zuge berufen hat. Heute wie damals auf dem See Genezareth hat Er Macht, dem Winde zu gebieten, daß es ganz stille wird! Ich folge seinem heiligen Rufe. Sein Wille geschehe jetzt und in Ewigkeit! Und festen Trittes bestieg

er das gebrechliche Fahrzeug, und seine Begleiter folgten ihm. Kaum aber war das Segel entfaltet, und das Schifflein tanzte auf den Wellen, da legte sich der Sturm, der See glättete sich gleich einem Spiegel, und eine leichte, frische Landbrise füllte das Segel, das Schifflein flog dahin, wie eine Möve mit weißen Schwingen über die Fluth streicht in raschem Fluge.

Solange es sichtbar war, lag das Volk auf seinen Knieen, es mit seinen Gebeten begleitend.

Nach glücklicher Fahrt landeten sie an einer Küste von Frankreich, die man die Landschaft Aquitanien nannte. Als sie das Ufer betraten, knieten sie nieder, dankend dem Herrn und seine Gnade preisend, und gelobten feierlich, als seine getreuen Sendboten dahin zu ziehen, wohin er sie weisen würde, rastlos und freudig, und sein Lebenswort zu verkünden zum Heile vieler Seelen, bis des Engels Verheißung ihre volle Erfüllung würde gefunden haben in ferner Zeit und fernem Lande.

Jahre kamen und gingen. Treu ihrem Gelöbniß folgten die Sendboten ihrem heiligen Berufe, und offene Ohren und Herzen sandte ihnen der Herr zu. Das Wort ihres Mundes kehrte nicht leer zurück, sondern richtete aus, dazu es ausgesandt war.

Solcher Früchte freuten sich ihre Seelen, und weiter zogen sie, streuend die heiligste Saat; sie durchwanderten Frankreich acht Jahre lang, und als das neunte schier um war, erreichten sie eine mächtige, schöne Stadt an dem Ufer der Mosel. Es war Trier, wo damals der fromme Magnerius Erzbischof war, zur Zeit, als Childebert der Zweite im Reiche herrschte.

Liebevoll nahm sie der Erzbischof auf und bat sie, zu rasten nach so mühe- und leidenvoller Wanderung und sich zu stärken in Ruhe, ehe sie weiter fortsetzten das heilige, von Gott gesegnete Werk; aber mit Nichten gab Disibod Gehör solchem fleischlich wohlgemeinten Rathe; vielmehr bat er den Erzbischof, daß er ihnen gestatte, in dem Lande, über das er zum Oberhirten gesetzt sei, das Evangelium der Gnade Gottes in Christo Jesu zu verkündigen.

Als der Trierer Erzbischof solche Selbstverleugnung um des Herrn und des Heiles der Heiden willen erkannte, sprach er mit gerührtem Herzen: Ziehet hin, Ihr Gesegneten des Herrn! Thuet, wie Euch der Geist treibt; der Herr gebe Euch viel Segen und Frucht des Wortes! Also verließen die vier Gottesmänner die Stadt Trier und durchzogen vier Jahre lang das waldreiche, aber noch menschenarme Land, überall weilend, wo sie Herzen fanden, die empfänglich waren für des Glaubens heilige und heiligende Saat.

Die Jahre aber des heiligen Disibod nahmen zu und seine Kräfte ab, und er seufzte oft zu dem Herrn, daß er ihm des mühsamen Wanderns Ziel zeige, wo er weilen könne nach des Engels Verheißung.

Oft hatte er den langen Pilgerstab in die weiche Erde gestoßen, aber gegrünt hatte er nicht; oft hatte er sehnsüchtig ausgeschaut nach dem weißen Rehe, wenn er an einer schönen Stelle die müden Glieder in der Rast erquickte, aber es kam nicht, daß sein Huf die lockende Quelle aus dem Boden scharre, und er wanderte weiter mit seinen Gefährten, wenn auch altersmatt und todtmüde, dennoch treu dem empfangenen Berufe.

So war nach langen Winterstürmen, Eis und Schnee der Frühling einmal wiedergekommen. Die Matten blühten in reichster Blumenpracht, die Wälder schmückten sich in dunklerem und hellerem Grün, die Vögelein sangen ihre mannichfachen Weisen, und die Sonne sandte Licht und Wärme auf die auflebende Erde, aus deren Schooß die krystallhellen Quellen hervorsprangen, umsäumt von blauen Vergißmeinnicht, schneeweißer Steinbrech und goldgelbem, saftigem Hahnenfuß. Die frommen Sendboten des Friedens zogen dem Höhenzuge entlang, der vom Hochwalde herab zu beiden Seiten der Nahe sich bis zum Rheine senkt, und gelangten endlich in ein Thalbecken, wo eine einzeln stehende Höhe sich erhob, an deren grün belaubtem Fuß der Glan und die Nahe sich einigten zum gemeinsamen Weiterströmen, bis der Rhein sie beide aufnimmt.

Da, wo gegen Osten hin die Höhe sich sanf-

ter abflacht, war ein Plätzlein, wo weiches Moos zur Rast einlud, wo die Sonne erquickend schien und der Blick auf den rings schirmenden Bergen ruhte. Sie waren müde von der Wanderung thalabwärts und betteten ihre ermatteten Glieder auf dem schwellenden Moose. Als nun der Durst sie plagte, gingen Sallust, Gisbald und Clemens hinab zum Flusse, ihre Kürbisflaschen zu füllen mit dem klaren Wasser seiner Wellen.

Bei ihrer Rückkehr aber zu der Stelle, wo Disibod rastete, bot sich ihnen ein Anblick dar, der sie staunen machte; denn der ehrwürdige Greis kniete betend und leuchtenden Antlitzes auf der Stelle, wo er geruht; sein langer Pilgerstab, den er in den Boden gesteckt, schlug aus in Blättergrün und kleine Zweiglein; ein schneeweißes Reh scharrte im Moose mit seinem kleinen Hufe, bis ein krystallheller Wasserstrahl herausquoll, der durch Moos und Gras hinabrieselte.

Hier ist die Stelle heilig! rief Disibod freudig. Lasset uns Hütten bauen; denn hier ist die Stätte, davon das Wort der Verheißung des Engels redete! Und sie baueten sich allda Hütten, aber auch dem Herrn eine, größer denn die ihrigen, daß er allda, nach seines Lieblingsjünger Verheißung, eine Hütte bei den Menschen habe, darinnen sie ihm dienten in heiliger Andacht.

Ja sie dienten dem Herrn mit Dank und Preis und predigten das Evangelium dem umherwohnenden Volke, das sich um die Boten des Friedens sammelte. Bald aber zeigte sich des Wortes heilige Frucht. Immer zahlreicher sammelte sich das Volk der Andächtigen, welche die Taufe begehrten. Die Hütte aus Baumzweigen wurde zu klein, um darin dem Herrn zu dienen, denn sie faßte die Schaaren nicht, die mit den Sendboten ihm in Andacht die Opfer ihrer Herzen darbringen wollten.

Da begann der Schlag der Axt durch das Thal zu hallen, welche die Eichen auf des Berges Gipfel fällte; da sah man Schaaren eifriger Arbeiter, welche Steine herbeibrachten, und ein Kirchlein entstand aus dem aufgehäuften, ungeordneten Gesteine, das sich fügte in kunstfertiger Hand. Die Edeln und Grafen des Landes begabten reichlich das Kirchlein, da der Herr Trost, Frieden und Heil spendete durch seine treuen Knechte.

Liebe und Dankbarkeit des Volkes aber mochte es nicht mehr länger dulden, daß die vier schwachgewordenen Greise in Laubhütten des Winters Unbill ertrügen, und als wieder der Frühling einzog in's Thal mit seinem Grün, seinen Blumen, seinem Sonnenschein und Vogelsang, da sah man wieder das rege Treiben auf des Berges Höhe wie vor einem Jahre, und ein Klösterlein entstand bei der Kapelle zur Wohnstätte der geliebten Sendboten; aber Disibod verließ seine Hütte nicht, die unter dem zum Baume gewordenen Pilgerstabe ruhte zur Seite des sprudelnden Quelles, den des weißen Rehes Huf hervorgescharrt.

Neben seiner Hütte grub er sich selbst mit zitternden Händen das Grab, wo er ruhen wollte, wenn der Herr ihn rufe zum ewigen Frieden. Als nun endlich die Stunde kam, da er das Zeitliche segnete und seine Seele in des Herrn Hand befahl, wurde er nach seinem Willen bestattet in selbstgegrabener Gruft. Als aber das Kloster wuchs und nach Jahren eine schöne würdigere Kirche erbaut wurde, da hob man unter heiligen Gesängen Disibods Gebeine aus seinem Grabe und bestattete sie unter dem Hochaltar der Kirche des Klosters, das man nach des heiligen Mannes Namen „Disibodenberg" nannte. Wo aber seine Hütte gestanden und seine Quelle rann, da wurde der Klosterhof erbaut, und da stehet er heute noch. Das Kloster aber liegt droben in seinen Trümmern, die eine glaubensarme, verweltlichte Zeit brach.

So erzählt die Legende gläubigen Herzens das Wunder der Gründung des Klosters, und ein kindlich gläubiges Gemüth lauscht gern den Worten ihres Mundes.

Fragst Du, mein Leser, was die nüchterne Geschichte von dem Kloster und seinen Anfängen erzählt, so soll Dir's nicht vorenthalten sein, wenn auch der Zauber fehlt, der die Legende so wundersam verklärt. —

Als ziemlich bekannt darf es vorausgesetzt werden, wie gegen das Ende des sechsten und durch das siebente Jahrhundert in England, Schottland und Ir-

land unter Mönchen und Weltgeistlichen ein wunderbarer Missionseifer entbrannte, nach dem noch heidnischen Festlande das Evangelium zu tragen.

Zahlreiche Sendboten gingen aus von diesen Inseln und betraten in weiter Ausdehnung die Küsten des Festlandes, um der dort lebenden Heidenwelt das Heil in Christo zu verkündigen. In der bezeichneten und etwas spätern Zeit begegnen wir ihnen an vielen Küstenplätzen Frankreichs und Deutschlands in weiter Ausdehnung, wie sie nach dem Innern vordringen und überall Panier aufwerfen in dem Namen des Gekreuzigten und Auferstandenen. Unter diesen von einem heiligen Eifer belebten Männern begegnen wir um 680 bis etwa 690 — da die Jahreszahl nicht genauer zu bestimmen ist — vier Missionären, deren Namen uns getreulich aufbewahrt sind. Sie hießen Disibod, Gisbald, Salust und Clemens, und die kirchlichen Nachrichten bezeichnen Disibod als einen irischen Bischof, der mancherlei Drangsalen in der Heimath ausweichend diesen Zug mit dreien seiner Freunde und Brüder unternommen. Jedenfalls war er ihr Haupt, denn willig gehorchten ihm die Dreie, die auch in ihrem Lebensgange an die Zahl seiner Jahre nicht hinaufreichten.

Als sie auf ihrer Wanderung von Trier her an den warm und sicher gelegenen Berg kamen, den rings höhere Berge schirmend umschlossen, da gefiel ihnen die Stätte, und sie bauten sich Hütten, Jedem eine, die aber nicht zusammenlagen. Ihr Leben war indessen ein recht kümmerliches; denn nur die Fische, welche ihnen Glan und Nahe lieferten, und Wurzeln und Beeren fristeten ihr Leben.

Durch das Aufsuchen der Bewohner des Landes in ihren Hütten und das liebreiche Verkündigen des Evangeliums von der Gnade Gottes in Jesu Christo, durch die Hülfe in Krankheiten und allerlei Noth gewann das Volk die Priester lieb und gleich ihnen die Edeln des Landes, deren Viele waren und Reichbegüterte. Nun erfolgen Schenkungen aller Art in einem reichlichen Maße, und der Bau einer würdigen Andachtsstätte findet durch des Volkes Liebeshülfe seine Befriedigung, aber auch das Bedürfniß einer der Witterung trotzenden Wohnung, eines Klosters, zumal aus des Volkes Reihen dienende Brüder sich den Priestern anschließen.

Sie beziehen das Kloster, nur Disibod nicht. Er bleibt, jeder Bequemlichkeit entsagend, in seiner Hütte, neben welcher er sich ein Grab mit eigner Hand gegraben.

Viele derer, welche den mit Wald bewachsenen Berg hatten ausstauden helfen, ließen sich am Fuße desselben häuslich nieder, um bei der Andachtsstätte ihres Glaubens zu weilen, und sie, die „Stauder", nannten das durch sie begründete Dorf: „Staudernheim."

Als sich die Schenkungen an das Kloster also mehrten, daß man an dessen Erweiterung denken mußte, und der Bischof von Mainz um diese fromme Gemeinschaft sich zu bekümmern begann, in dessen Sprengel sie lag, da rief dieser Brüder vom Orden des heiligen Benedict in's Kloster, verpflichtete die bereits darin wohnenden Brüder auf dieses Ordens Regel, und sie gaben dem neu erstandenen Benediktinerkloster den Namen Disibodenberg zum dankbaren Andenken an seinen frommen Stifter, dessen Namen es, blühend und in Ruinen, der späten Nachwelt überlieferte.

Disibod war mittlerweile, einundachtzig Jahre alt, gestorben. Sein Todestag, solange das Kloster stand ihm ein hoher Festtag, war der Tag Mariä Geburt, der achte September. Der Tag hat sich im Gedächtnisse lebendig erhalten, aber das Jahr seines Todes ist nicht mit Sicherheit anzugeben. Erst recht begann jetzt die Zeit der Schenkungen an das Kloster, dessen Bewohner nicht nur das Seelenheil derer wirkten, welche sich ihm verbunden, sondern sie auch vermochten, das herumschweifende Jagdleben mit festen Wohnsitzen zu vertauschen; sie lehrten Ackerbau, Obst- und Weinbau und die Künste des Friedens zu treiben. Andere aus der Klostergemeinschaft pflegten des Gottesdienstes, der Seelsorge und der Gelehrsamkeit, wie es des Ordens Bestimmung erheischt, besonders durch Abschreiben vorhandener Handschriften.

Nach den ersten zehn Jahren des Bestehens des „Klösterleins" war die Zahl seiner Mönche auf fünfzig gestiegen, und

es war kein Raum mehr für sie da. Es mußte erweitert werden und wurde es; allein mitten in dieses frische und fröhliche Aufblühen fielen wie ein verderbender Mehlthau kriegerische und unsichere Zeitverhältnisse mit verderblicher Wirkung für das Kloster. Die Könige hatten es bisher bereichert und sorglich beschirmt. Karl Martell aber trug des Krieges Fackel in die Nähe des friedlichen Klosters. Die aufrührerischen Herzöge von Schwaben, Baiern und Sachsen waren seine Gegner, und Freund und Feind bedrängte und brandschatzte die Klöster.

War es die Furcht vor Entweihung der Gebeine des heiligen Disibod oder wirkliche, drängende Noth, es ist nicht klar zu entscheiden, aber man fand es nothwendig, die heiligen Reste des Stifters aus der kleinen Capelle, welche am östlichen Abhange des Berges lag, wo sie bisher der Verehrung ausgesetzt waren, in die oben auf dem Berge erbaute Klosterkirche zu bringen. Dieß geschah um das Jahr 745 mit großer Feierlichkeit, und diese wurde dadurch außerordentlich erhöht, daß Bonifacius, der Apostel der Deutschen genannt, welcher damals auf dem erzbischöflichen Stuhle zu Mainz saß, die Feier persönlich leitete.

Die Kriegsdrangsale scheinen indessen hinter dem Bilde zurückgeblieben zu sein, welches die Furcht den geängsteten Mönchsgemüthern vorgemalt hatte.

Und wieder kam 882 ein gleicher, ja noch größerer Schrecken über die Bewohner des Disibodenbergs. Die wilden Normannen drangen den Rhein herauf; mit Feuer und Schwert verheerten sie Alles, wohin sie kamen, und Erbarmen kannten sie nicht. Auch in die Nahemündung drangen sie ein, und da ihre leichten Schiffe sie nicht trugen, wanderten sie der Kaiserlichen Burg, der „Osterburg“ zu, und als sie sie ausgeraubt hatten, wurde sie zerstört, also daß Niemand mehr ihre Stätte kennt. Jetzt flohen die Mönche, ihr Köstlichstes mitnehmend, weil sie jede Minute das Eintreffen der schrecklichen Feinde fürchteten. Die Bewohner der Dörfer aber, meinend, wenn sie durch Gräben das Kloster schützten, seien sie sicherer als in ihren offenen Orten, zogen mit Hab und Gut, mit Weib und Kind in das Kloster, gruben tiefe Gräben und rüsteten sich zur Wehr für Weib und Kinder und eigenes Leben.

Auch dieses Mal ging die Gefahr vorüber. Die Normannen erreichten das Kloster nicht; aber wie fanden die heimkehrenden Mönche das Kloster? — Die Vorräthe, sofern die Bauern sie entdeckt hatten, waren aufgezehrt, der Wein getrunken, die Frucht fortgeschafft, — und die Unreinlichkeit hatte kein Maß. Das ließ sich indessen noch ertragen und überwinden; aber die Verwüstung der Hunnen am Ende des neunten Jahrhunderts und der verwüstende Heereszug Carls des Einfältigen, der um den Elsaß zu erobern durch das Nahethal zog, räumten denn doch mit dem Letzten von dem, was man Wohlstand nennt, so gründlich auf, daß nichts mehr zu nehmen, aber auch für die Mönche nichts mehr zu leben war. Den Beispielen des Königs und seiner Großen folgte, keine Strafe erwartend und findend, der Adel des Landes, der vollkommen zu Straßenräubern herabgesunken war. Es kam mit dem Kloster so weit, daß die Mönche nichts mehr zu leben hatten und vollständig bettelnde Mönche wurden, ohne Bettelmönche zu sein.

Jetzt galt es, die Hand zur Rettung zu bieten, wenn noch eine möglich sein sollte, und die Häupter des Ordens und seine Freunde ließen es an bestgemeinter Thätigkeit nicht fehlen, die aber leider in einer Weise sich gestaltete, daß sie dem absichtlichen Vernichten ähnlicher sah als einer Rettung. Kaiser Otto I. war es, durch dessen Theilnahme für das zerrüttete Kloster die Hülfe gesucht wurde.

Auf dem erzbischöflichen Stuhle zu Mainz saß damals (im Jahre 969) Hatto II., ein Gegner der Klöster und Mönche und von ihnen in den Tod gehaßt. Dieser Haß zeigte sich besonders in dem Mährlein, das seinem Namen als Schmach angeheftet wurde: er habe zur Zeit arger Hungersnoth die armen und hungernden Mainzer in ein Gebäude gelockt, um ihnen Brod zu bieten, habe aber, statt dieß zu thun, das Gebäude angesteckt, und als die Unglücklichen in den Flammen ein unbeschreibliches Jammergeschrei

erhoben hätten, ausgerufen: „Hört, hört, wie die Kornmäuse pfeifen!" Da sei die Rache des Himmels über ihn hereingebrochen, Mäuse in zahlloser Menge hätten ihn überall verfolgt, seine Speisen vor seinem Munde verzehrt, sein eigen Fleisch angebissen, wenn er die Ruhe des Schlafes gesucht, und ihn so zur Verzweiflung gebracht, daß er den Thurm im wildem Wellengebrause des Rheines bei Bingen erbaut hätte; dort habe er ein freischwebendes Bett von Eisen sich einrichten lassen und Ruhe von der gottgesandten Qual und Plage gesucht; allein Schaaren der Mäuse seien kühn durch die Rheinfluth geschwommen, hätten den hohen Thurm erklettert und ihn mit solcher Macht überfallen in seinem ehernen Bette, daß er nicht mehr habe entfliehen können, und am Morgen habe man sein abgenagtes Gerippe im Bette gefunden. So rächten sich die Mönche, und der „Mäusethurm" bei Bingen steht als Denkmal solcher Rache mönchischer Bosheit, und die fortlebende Sage thut's folgenden Geschlechtern durch die Reihe von Jahrhunderten kund.

Hatto bewies auch am Disibodenberge seine Gesinnung; denn er vertheilte des Klosters Güter unter seine Hofleute. Nach seinem Tode standen nur noch verödete, leere Räume auf der Stätte, die in des Volkes Augen geheiligt war. Das reiche Maß des Unglücks floß über, als nun noch ein Brand, dessen Ursache nie klar ermittelt werden konnte, das Kloster in rauchende Trümmer verwandelte. — Da schien keine „Urständ" mehr zu hoffen.

Und doch sollte die Stunde noch nicht gekommen sein, welche diese Stätte, von der die religiöse Gesittung und der äußere Wohlstand des schönen Nahthals ausgegangen war, von der Erde vertilgt sehen sollte.

Auf den erzbischöflichen Stuhl im „goldenen Mainz" stieg 976 der fromme, demüthige Willigis, dem es Lebensaufgabe war, Hatto's Schuld zu sühnen. Und er sühnte sie vollkommen; denn das Kloster erstand auf's Neue; sein Gotteshaus ragte wieder mit stolzem Thurme hinauf in die Lüfte und blickte segnend in das reiche, fruchtbare, schöne Thal. Dadurch aber, daß es hergestellt war, konnte man noch nicht für sein ferneres Bestehen bürgen, wenn auch die Erfahrung sich bestätigt, daß mit einem solchen Erstehen auch stets die Lust des Gebens bei dem Volke hohen und niedern Standes sich neu belebte.

Was Hatto als Lehen vergeben und verschenkt, gewann Willigis, soweit es möglich war, dem Kloster wieder; allein auch das genügte nicht. Darum erbaute er Kirchen auf den Höhen des Soon und in den Thälern umher und wandte ihre Zehnten und Einkünfte dem Kloster zu, dem er dadurch, daß es diese Gotteshäuser bedienen lassen mußte, einen neuen Kreis segensvoller Thätigkeit zuwies. Um dieß zu können, wies er, statt der Benediktiner, regulirte Chorherren in's Kloster und in diese Wirksamkeit ein, beschenkte sie selbst sehr freigebig, Andern zum guten Beispiele, und bewirkte so ein neues geistiges Leben, das, wie er in treuer Seele hoffte, Ströme des Segens nach allen Seiten ergießen sollte. Zum Schutze seiner Stiftung bestellte er, um sein Werk abzuschließen, den Gaugrafen Emicho II. zum Schirmvogte des Klosters.

Des Willigis Nachfolger blieben im folgenden Jahrhundert in gleicher Gesinnung der Abtei zugethan. Unter ihnen glänzt, wenn man so sagen darf, Ruthard (1088) vor Allen.

Er war, ehe er Erzbischof wurde, Abt des Benedictinerordens zu St. Peter in Erfurt und fand, als er wegen seiner Betheiligung am Judenmord und Judenraub in Mainz, zur Zeit, da das Kreuzheer der Rhein herabzog und an den beklagenswerthen Juden seinen Glaubenseifer, mordend und raubend, bethätigen zu können meinte, Schutz während seiner Verweisung vom Erzbischofssitze in Mainz in einem Kloster seines Ordens. Daher kam es, daß er, als ihn Kaiser Heinrich V. wieder in seinen Amtskreis zurückrief, und er als Buße eine herrliche Kirche auf dem Disibodenberge erbaute, die in ihren noch sichtbaren Ruinen ahnen läßt, was sie einst war, Alles, was er vermochte, für das Kloster that. Schon ehe er in die Verbannung hatte gehen müssen, waren die Chorherrn, die freilich nicht das frömmste Leben geführt, durch ihn entfernt und den Benediktinern das Kloster eingeräumt worden. Als aber

der schützende Erzbischof, sieben Jahre ein Büßender, in Thüringen lebte, da schwoll den Chorherren der Kamm. Von äußrer Macht unterstützt, überfielen sie das Kloster, vertrieben die Benediktiner und setzten sich gemüthlich in das warme Nest, wo sie sich gütlich in der Fülle des neu begründeten Wohlstandes thaten, aber sich um den Gottesdienst in den zum Kloster gehörenden Pfarreien und um die bisher so treu geübte Seelsorge kein graues Haar wachsen ließen.

Ein solches schwelgerisches, pflichtvergessenes Treiben hatte eine doppelt schlimme Folge für das Kloster; denn diejenigen, welche das Kloster mit Schenkungen bedacht, zogen nun diese zurück, und dieß fand so ungetheilten Beifall in diesem Kreise, daß das Kloster wieder dem schon einmal durch die Chorherrn bereiteten Abgrund nahe stand.

So fand es Ruthard, als er endlich heimkehrte. Nichts war natürlicher, als daß sein gerechter Zorn gegen die Eindringlinge entbrannte. Die Chorherren wurden sofort vertrieben, und Benedicts Jünger zogen wieder ein. Ruthard hatte eine schwere Aufgabe. Die prachtvolle Kirche, die Kirche der Buße, mußte er bauen und dem vielfach beschädigten Kloster wieder aufhelfen; aber beides gelang seinem rastlosen Eifer, sein Gewissen zu entlasten. Nicht nur die dem Kloster entzogenen Schenkungen brachte er ihm zurück, sondern zu neuen und reicheren veranlaßte er die Geber.

Nun kam ein neues, geordnetes Leben im Dienste Gottes, der Kirche und den Wissenschaften in die durch die Chorherren entweiheten Räume und mit diesem ernsten, auch in der Bedienung und Seelsorge der eingepfarrten Orte treuen Streben kehrte der Wohlstand der Abtei für lange Zeiträume zurück. Und doch kam wieder ein Wendepunkt, und zwar mit dem Jahre 1240.

Mancherlei, in äußeren Staatsereignissen, wie in vielfach verwickelten, die Güter des Klosters betreffenden Verhältnissen wurzelnde Ereignisse wirkten zusammen, diesen Wendepunkt herbeizuführen; aber wirksamer als alle war das heillose nahe Zusammenleben von Mönchen und Nonnen desselben Ordens hier wie anderwärts auch.

Willigis hatte eine Nonnenklause des Benediktinerordens bei dem Disibodenberge gegründet. Sie lag östlich vom Kloster, am Ufer des Glan, also am Ende der mäßigen Anhöhe, auf deren Scheitel das Kloster stand. Die Mächtigen im Nahethale thaten ihre milde Hand nicht nur auf, sondern gestatteten, daß ihre Töchter und Verwandtinnen dort den Schleier nahmen. Unter diesen befand sich die Tochter des Ritters Hildebert von Schloß Böckelheim, die in ihrer Zeit eine hohe Bedeutung durch ihre Visionen und Schriften, aber auch durch ihr wahrhaft heiliges Wesen und Leben gewann. Es war die „heilige Hildegard,“ die fromme, reine „Magd des Herrn.“ Sie wurde Aebtissin der Nonnenklause; aber nicht Alle, die den Schleier und das Ordensgewand trugen, waren gleichen Sinnes mit ihr. Sie erkannte und schauderte vor der sittlichen Entartung, welche sich eingeschlichen hatte, und seitdem beherrschte sie nur noch Ein Gedanke, der, an einem andern Orte, fern von der mönchischen Gemeinschaft, ein Nonnenkloster zu stiften und einen Nonnenconvent nach ihrem Sinn und Geiste um sich zu sammeln. Auf die wunderschöne Stelle, wo einst des heiligen Ruperts Gebete zum Himmel emporstiegen, auf die Höhe, an deren Fuß sich die Nahe in den Rhein ergießt, lenkten sich ihre Blicke. Sie wußte alle Schwierigkeiten zu überwinden, welche sich diesem Gedanken gegenüber aufthürmten. Das Kloster Rupertsburg bei Bingen erstand, und sie siedelte mit ihren gleichgesinnten Ordensschwestern über. Vorher aber fand eine Vermögensauseinandersetzung mit dem Mönchskloster statt, und dieses war genöthigt, einen bedeutenden Theil seiner Güter an die scheidenden Nonnen herauszugeben.

Diese Vermögenstheilung schlug tiefe Wunden, die selbst durch die Vortheile, welche die Uebertragung der sterblichen Reste des heiligen Disibod in den Altar der vom Erzbischof Ruthard erbauten Domkirche brachten, welches bei ihrer höchst feierlichen Einweihung geschah, und die dadurch veranlaßten Schenkungen und Gaben nicht geheilt werden konnten.

So kam das Jahr 1240 endlich heran und mit ihm ein verhängnißvoller Krieg

zwischen dem Erzbischof Siegfried III. von Mainz und dem Wildgrafen Conrad II. von Kyrburg. Dreimal erneuerte sich dieser wilde Kampf, fast ein Kampf auf Leben und Tod. Auf beiden Seiten hatten sich Helfer und Helfershelfer geschaart aus den Reihen des raubsüchtigen und an Raub gewöhnten Ritterstandes, und während diese das Mainzer Gebiet verheerten, ließ der Erzbischof das Kloster auf dem Disibodenberge wehrhaft machen und besetzen, um von da aus des Feindes Gebiet leichter zu erreichen. Er hatte selbst eine Vorburg erbauen lassen, die nicht ohne eine bedeutende Widerstandskraft war. Dennoch eroberte der Wildgraf Burg und Kloster, und letzteres mußte büßen für seines geistlichen Oberhirten Schuld. — Es ist eben die alte, traurige Erfahrung, daß wenn die Fürsten streiten, das Volk dafür bluten und Opfer bringen muß, das meist die geheimen Triebfedern solcher Kämpfe nicht ahnt. Bald im Besitze des Wildgrafen, bald in dem des Erzbischofs, sah das arme Kloster sich zum Schauplatz eines Krieges und zum Gegenstand des Kampfes gemacht, an dem es doch so schuldlos war. Daß es dabei stets den Kürzern zog, wie man sagt, ist begreiflich.

War es so schon ausgezogen, so vollendete der wegelagernde Adel das Werk des Unterganges. Da waren es bald die Steinkallenfelser, bald die Sickingen von Rohfels, bald die Montforter mit ihrer Sippe aus dem Alsenzthale und vom Landsberge bei Moschel, welche die Zehnten wegschnappten oder herbe Brandschatzungen auferlegten und Lösegelder für eingefangene Glieder des Convents erpreßten.

Dießmal schien es, als sei dem entkräfteten Leibe der Lebensathem ausgegangen, denn die Schulden des Klosters hatten sich erstaunlich gehäuft, und die reichen Lombarden in Bingen wurden schwierig, neue Geldmittel herzuschießen, nachdem die Zahlung der frühern in Frage stand. Der Erzbischof von Mainz fand es darum nöthig, eine Art Pflegschaftsrath oder Vormundschaft zu errichten, welchen er aus vertrauten und erprobten Männern zusammensetzte. Die Tilgung der Schuldenlast des Klosters schien ihnen die erste Aufgabe; allein womit sollten sie getilgt werden, wenn man nicht Klostergüter veräußerte? Das geschah; aber den Männern schwindelte es, als sie sahen, wie wenig der Erlös darbot, die ungeheure Summe zu erschwingen, die sich aufgehäuft hatte im Laufe des Kampfes der Herrscher und bei dem beharrlichen Rauben und Plündern des aus Rand und Band gerathenen Ritterstandes, der fort und fort raubte und stahl. Der Pflegschaftsrath ließ muthlos die Arme sinken, und rettungslos ging's nun abwärts, bis die Mönche hungerten und nothgedrungen anderswo Brod suchten. Alle, die es noch konnten, verließen die leeren Mauern, nur der Abt und einige wenige Mönche blieben, weil sie zu alt waren und zu leidend, um wandernd eine Zufluchtstätte zu suchen. Die Bewohner von Staudernheim und Odernheim theilten ihr kärglich Stücklein Brod mit ihnen. — Jetzt war nur noch Eine Rettung übrig! Man mußte die fleißigen, klugen, ordnenden und neu schaffenden grauen Mönche, die von Eberbach im Rheingaue aus sich verbreitet hatten dies- und jenseits des Rheines, herbeirufen und ihnen das Kloster übergeben, Diese — die Cisterzienser — hatten das Kunststück der Rettung nicht blos heil- und rettungslos verschuldeter Klöster, sondern auch Ritterfamilien mit wunderbarem Erfolge fertig gebracht. Nur sie konnten hier, wenn es überhaupt möglich, noch helfen.

Sie zogen im Jahre 1259 ein zu Zwölfen mit einem Oberhaupte oder Prior, wie das so ihre Ordnung war, und — es war in der That kaum glaublich, sie retteten das Kloster, das immer noch Güter, aber schlecht verwaltete, hatte, vom Untergange nicht nur, sondern unter ihrer aufopfernden, anspruchslosen Thätigkeit blühte sein Wohlstand, nachdem alle Schulden bezahlt und selbst die verkauften Güter wieder eingelöst worden waren, wieder auf und erhielt sich dann auch bis in's fünfzehnte Jahrhundert ziemlich im Gleichgewichte mit geringeren oder bedeutenderen Schwankungen.

Im Jahre 1471 brach zwischen dem Herzoge Ludwig dem Schwarzen von Zweibrücken und dem Kurfürsten Friedrich I. von der Pfalz eine wilde Fehde aus, deren Schauplatz das Nahe-

thal war. Bald wüthete der Kampf nur in einer kleinen Entfernung vom Disibodenberge aufwärts, bald ebenso abwärts. Da konnte es nicht ausbleiben, daß das Kloster nach dem Grundsatz der Landsknechte: „Mönche — volle Schläuche und Bäuche" gehörig mitgenommen wurde, die Mönche aber nicht wußten, ob der Feind oder der Freund der Schlimmere wäre. Wenn auch der ersehnte Friede schneller, als es mochte erwartet werden, geschlossen wurde, so war doch dem Kloster nur eine an und für sich kurze Frist gestattet; denn schon 1504 brach zwischen Churpfalz und Zweibrücken auf's Neue der Krieg aus, verheerender noch wie der vorige. Mord und Brand wüthete bald im Lande des Zweibrückers, bald in der Pfalz. Braun von Schmiedburg, des Pfälzers Amtmann zu Kreuznach, rückte mit Hülfe des Landschad von Steinach gegen den Disibodenberg an, den der Herzog von Zweibrücken wehrhaft gemacht und mit fünfzig Reisigen besetzt hatte. Als diese aber die große Macht der Pfälzer sahen, flohen sie von dannen. Der Abt war bereits mit den meisten Mönchen entflohen, und mit den Zweibrückern flohen die übrigen auch bis auf Einen. Das Beste nahm zwar der Abt mit; aber er hatte doch auch Manches vergraben, und darum wußte der allein übrig gebliebene Pater Anselmus. Von ihm ist uns eine Geschichte überliefert, welche hier ihren Anschluß finden muß.

„Als der Braun von Schmiedburg „und der Landschad von Steinach von „Kreuznach heraufzogen und ihr Lager „aufschlugen am Ufer des Glan, nahe„zu am Fuße des Disibodenberges, und „der Zweibrücker Hauptmann Eisengrein, „der die fünfzig Landsknechte der Besatzung „unter sich hatte, die große Wehr der „Pfälzer ansahe, da war in ihm Angst und „Schreckens die Fülle und in seinem Volke, „das solcher Macht nicht gewachsen war."

„Der Abt, so schon mit den meisten „Mönchen fort war und viele Documente „und Schätze mit sich genommen, konnte „aber dennoch nicht Alles mitnehmen und „vergrub Kruzifix und Monstranzen „und Kelche von Silber und übergoldet, „und meinte, er alleine wisse drum."

„Damit aber war er in einem großen „Irrthume; denn dazumal war ein Mönch „im Kloster, mit Namen: Bruder An„selmus, der war aus Odernheim bürtig „und pflog des Pförtneramtes; war aber „innerlich, wie fromm er sich auch stellte, „ein ausgeheckt Weltkind, in Summa ein „Wolf im Schafskleide; hielt mehr auf ge„leerte Becher, als auf gelehrte Bücher, „mehr auf Braten, denn auf Beten, und „mehr auf einen Kuß, denn auf Buß. „Auch hatte er es an sich, Alles zu finden, „was Niemand verloren hatte, und sparte „sich's, denn er gedachte nicht in der Kutte „zu sterben."

„Da er wohl merkte, daß es bald an „das Verstecken der Kostbarkeiten ginge, „nach denen er gewaltiglich Verlangen trug, „da schlich er sich hinab in den Keller, „vorgebend, er ginge nach Odernheim, zu „seiner Sippe, die zu trösten. Dort ver„barg er sich, denn er hatte Schlüssel zu „allen Thüren des Klosters, die ihm sein „Schwäher in Odernheim, so ein Schmied „war, gemacht hatte."

„Als es etwa gen Mitternacht ging, „kam der Abt und noch einer von den „Alten mit einer Leuchte und einem Korbe, „unter dessen Last sie keucheten, bekreuzigten „sich und befahlen ihre Seele allen guten „Geistern, die da loben Gott den Herrn, „und dann fingen sie an, neben an der „Stirnmauer ein tief Loch zu graben. Und „als sie damit fertig waren, legten sie den „Korb mit dem kostbaren heiligen Geräthe „hinein, decketen ihn zu, schlossen das Loch „wieder mit Erde und machten sich eiligst „mit ihrer Laterne aus dem Staube."

„Des andern Tages flüchteten die Mön„che und ließen den Eisengrein mit sei„nen Reisigen im Kloster, nebst dem Pa„ter Anselmo und einigen Andern. In „der folgenden Nacht aber kam ein solch „groß Schrecken über die Zweibrücker, „daß sie Fersengeld gaben, und folgten „dem Hasenpanier, so ihnen ihr tapferer „Hauptmann Eisengrein vortrug. „Stand also das ganze Kloster leer, außer „dem Pater Anselmo und den Ratten „und Mäusen; denn die andern Mönche, „die noch geblieben waren, hatten die „tapferen Zweibrücker begleitet. Was „sollte er nun machen? Stahl er das,

„was der Abt verscharrt, so wußte er „nicht, wo er es unterbringen sollte, fürch„tete sich doch auch ein Weniges und hätte „lieber von den Pfälzern ein Theil ge„nommen, denn alleine das Ganze. Also „machte er sich auf und schlich dem Lager „des Pfälzers zu, wo die Landsknechte „um die Wachtfeuer lagen. Als er sich „aber nahete, überfiel ihn eine große Angst; „denn er wußte aus der Zeit der Binger „Marktfehde, daß mit dem Schmied„burger nicht gut Kirschen essen war. „Blieb daher stehen und dachte: geh' zu„rück und mach' dich nach Odernheim, „zu deiner Sippe, und wenn die Pfälzer „abziehen, holst du dir die Schätze mit „deinem Schwäher und theilest sie mit „ihm!"

„Leider hatte ihn aber ein Lands„knecht erblickt, sprang herzu, faßte ihn „und rief: Da hab' ich den Kundschafter „in der Kutte! Alsobald gab es ein Halloh „sonder Gleichen; fesselten ihn greulich „mit einem Stricke und schleppten ihn zu „des Schmiedburgers Zelt, allwo er noch „am Feldtische saß und mit dem Land„schad und einem von Gemmingen „knöchelte. Der Schmiedburger fuhr den „feisten Pfaffen wild an; als aber der „Pater Anselmus that sänftiglich und „sagte, er sei kein Kundschafter, sondern „er überbringe des Klosters Schlüssel, da „der Hauptmann Eisengrein Fersengeld „mit den Seinen gegeben habe, und er, „der Pater Anselmus nämlich, mutter„seelenallein im Kloster sei; er solle ihm „nur den schnürenden Strick abnehmen „lassen, so wolle er ihm den Klosterschlüs„sel schon überreichen, auch habe er ihm „noch Absonderliches zu sagen, so er ihm „alleine Gehör gebe."

„Also befahl der Schmiedburger, daß „man ihn losmache, und empfing den „Schlüssel mit Freuden."

„Auf, lasset uns sogleich das Kloster „nehmen! rief er frohlockend aus, ehe es „den Zweibrücker Hasen gereuet! Pfaff! „fuhr er fort, Du zeigest uns den Weg; „spielst Du aber den Falschen, so stoß' ich „Dir mein Schwert in den Leib, darauf „kannst Du Dich verlassen."

„Nun gab es einen Tumult im Lager; „aber sie waren alsobald zur Stelle und „zogen nun dem Anselmo nach, dem es „gar nicht geheuer war von wegen des „Schwertes, denn dem Schmiedburger „traute er keinen Fingerbreit."

„Als sie aber hinauf kamen, war Nie„mand in den Schanzen, und Anselmus „schloß das Thor und das Pförtlein zur „rechten Seite des Thores auf, und schrit„ten hinein und fanden es leer, wie An„selmus angesagt. Nachdem nun der „Schmiedburger Wachen ausgestellt und „die Schanzen der Zweibrücker besetzt „hatte, ging's in die Keller und hinter die „Fässer; traten und stiessen den Fässern „die Böden ein, daß man im Weine wa„dete, und Anselmus die wenigen Haare „seines Hauptes zu Berge standen, denn „er hatte die Tonsura Petri, das heißt, „sein ganzer Kopf war kahl, und nur ein „etwa zwei Finger breiter Streifen stand „noch und lief rings um seinen dicken „Kopf herum, und sah solches ganz abson„derlich und seltsam aus."

„Als nun der Schmiedburger baß„lich gezecht hatte, gedachte er des Wortes „Anselmi und ließ ihn rufen und sprach: „Sag' an, was Du mir kund zu thun hast. „Ist es ein Schatz, so rede; faselst Du aber, „so Gnade Dir Gott!"

„Sprach Anselmus: Es ist ein kost„barer Schatz, deß Stelle ich weiß. So „Ihr mir die Hälfte gebet, wollen wir „Zweie ihn heben. Also theilen willst Du, „Pfaff? fragte mit Lachen der Pfälzer „Feldhauptmann. Gut, ich gebe Dir Rit„terwort und Handschlag drauf, daß Dir „werden soll, was Du verdienest! „Schlug darauf in des Paters Hand, und „Anselmus, der auch mit den Andern „viel Weines getrunken, meinete, er habe „ihm zugesagt, wie er es zuvor ausgehal„ten, und holte eine Hacke und Schau„fel, und beide gingen selbander hinab ins „Gewölbe, und an der Stirnmauer be„gann Anselmus zu graben, und der „Schmiedburger schaufelte die Erde weg, „bis sie den Korb fanden, den sie hin„auftrugen in des Schmiedburgers Losa„ment."

„Und als nun der Pfälzer Feldhaupt„mann Eins um's Andere, und Eins köstlicher „als das Andere aus dem Korbe nahm und „die Erde abschüttelte, so sich drein ge=

„mischt hatte, sprühten des Anselmus „Judasaugen schier Funken, und sein Verrätherherz pochete, daß man es schier „hören konnte. Darauf gehet der Schmiedburger zur Thür und rufet dem Landschad von Steinach und erzählet ihm „Alles. Darauf theilet er nach seinem „Dafürhalten. Anselmus aber erbebet; „denn er siehet, daß der Schmiedburger „nur zwei Theile machet und dabei den „Landschad lachend ansiehet. Endlich war „der Schmiedburger fertig und sagt zum „Landschad, indem er ihn sich herumdrehen „heißet: Was willst Du, Bruder Landschad, Rücken oder Schneide? Schneide! „ruft der Landschad und erhält sein kostbar Häuflein."

„Da fasset sich Anselmus ein Herz und „ruft: Wo ist denn mein Theil, wie wir's „abgeredet und Ihr gelobet habt mit Ritterwort und Handschlag? — Der Schmiedburger hohnlachte laut auf und rief: Der „Braun von Schmiedburg hat niemals „sein Wort gebrochen. Wart's ab, Pfaff! „Ich halte auch Dir meinen Handel!"

„Darauf rufet er einem Rottmeister „und redet heimlich mit ihm, und der gehet schnell wieder von dannen, und alsogleich erscheinet der Profoß, und vier „Landsknechte ergreifen den Pater Anselmus und schleppen ihn hinaus. Der „sträubet sich, schimpfet den Feldhauptmann „einen Lügner und tobet greulich, bis ihn „der Profoß mit Fäusten also tractiret, „daß er gerne schweiget. Sie führen ihn „heraus zu dem Pförtlein, allwo der Profoß einen Strick herfür that, einen Schlupf „schürzet und ihn dem Pater Anselmus „um den Hals legt."

„Der Braun von Schmiedburg und „der Landschad von Steinach stehen dabei und lachen greulich über die Todesangst des Mönchs, zu dem der Schmiedburger spricht: „„Siehest Du, treuloser „„Pfaff, das ist Dein verdienter Lohn für „„Deinen Verrath, daß Du gehängt wirst „„unter das Pförtlein, das Du als Pater „„Pförtner uns geöffnet hast, zum Wahrzeichen dessen, was einem Verräther zukommt! Der verdiente Theil wird Dir; „„also hab' ich gelobt mit Mund und Handschlag! Profoß, thue, was Deines Amtes ist!""

„Darauf binden sie ihm schnell Hände „und Füße, und alsobald baumelte er unter dem Bogen des Pförtleins."

„Am andern Tage aber wird das Kloster vollends ausgeplündert, daß kein Löffel übrig geblieben ist; die Bauern von „Odernheim und Staudernheim, Duchrodt und Boos mußten die Beute sammt „dem Weine, der noch übrig war, gen „Kreuznach fahren, und ließen also die „Pfälzer das Kloster stehen und verbrannten „es nicht, wie doch der Herzog von Zweibrücken an dem Pfälzer Wilhelmiten-„Klösterlein zu Marienpforte gethan hatte."

„Der Pater Anselmus aber blieb unter „dem Pförtlein hängen, weil Niemand es „wagte, ihn abzuschneiden, vor Grauen und „Schrecken. Und gen Meisenheim, allwo der Abt und die Mönche sich heimlich hielten, drang noch an selbigem Tage „die Kunde, und als die Mönche endlich „heimkehrten, da hatten die Raben schon „ihr schrecklich Mahl gehalten an Pater „Anselmus, schnitten ihn aber doch ab und „scharreten ihn ein in einer Ecke des Kirchhofs, das seitdem den Namen: „das „Verräthereck lein" führte."

Kehren wir zu den Begebenheiten zurück, die solcher schweren Niederlage des Klosters folgten, so finden wir dasselbe in schrecklicher Noth und Drangsal; denn Alles war ausgeraubt von den Pfälzern nach des Hauptmanns Eisengrein schmählicher Flucht. Nicht einmal ein Tröpflein Wein war ihnen übrig geblieben. Mit dem Gelde, das der Abt mit dem Kostbarsten gerettet hatte, lebten sie knapp und kümmerlich.

Schlag auf Schlag folgte. Churpfalz wendete Alles an, das Kloster zu bewegen, ihm die Schirmvogtei zu übertragen. Im Kloster selbst herrschte Spaltung und Hader, und der Steit zwischen Churpfalz und Zweibrücken dauerte fort, bis von Wittenberg aus eine Zeit aufging, die gewaltiglich, ohne Wehr und Waffen, ohne Gewalt und Blutvergießen die Klöster brach, allein mit der Macht des Wortes, das Geist und Leben war. Ob die Nähe der Ebernburg und Ulrich von Huttens Wirksamkeit auf derselben oder Johannes Schwebels reformatorische Thätigkeit in Zweibrücken und deren überra-

schende Erfolge es bewirkten, daß auch in das Kloster Disibodenberg solcher Art Lichtstrahle drangen, dürfte wohl nicht einem dieser Faktoren allein zuzuschreiben sein, sondern allen den Einflüssen zusammen, die von allen Seiten gegen die andrangen, welche hinter den Klostermauern verschanzt, dennoch mit klaren Augen — oder lüsternen Herzen in die Welt blickten, wo die neuen Regungen überall sichtbar waren.

Des strengen und durch die Armuth beengten Lebens müde verließen die Mönche des Disibodenbergs die dumpfen Zellen, warfen die Kutten weg und eilten in die Arme, die ihnen das Weltleben weitgeöffnet entgegenbreitete. Der Abt Peter von Limbach und ein alter frommer Bruder, Johannes von Burg, blieben als Stammhalter zurück, aber dachten an ihre Zukunft und veräußerten, was nicht niet- und nagelfest war, und wofür sich Juden und christliche Juden als Käufer fanden. In diesen Tagen wanderte Manches in die Privatwohnungen der Nachbarorte, und manches gute Feldstück ging um ein „Billiges" ab an weltliche Käufer.

Schon war das Kloster Hornbach aufgehoben und in eine „gelehrte Schule" verwandelt worden, und hatte auch der Disibodenberg keine andre Aussicht als — ein nahes Ende. Vielleicht wußte der Herzog um die „Geschäfte," welche Peter und Johannes trotz ihrer apostolischen Namen und klösterlichen Stellung machten, und schritt rasch ein, indem er das Kloster aufhob und seine Güter der Schule zu Hornbach zuwies, ehe nichts mehr zuzuweisen war. — Die „Geschäftskundigen," Peter und Johannes, nahmen ihren Wohnsitz in dem nahen Odernheim und blickten ohne Sehnsucht nach ihren Zellen, behaglich lebend, hinauf nach den leeren Klostergebäuden, wo die Eulen krächzten statt des Gesanges der „Horen." Ein weltlicher Schaffner verwaltete, was noch zu verwalten war.

Der Cisterzienserorden aber sah kraus zu dem, was auf dem Disibodenberge geschah. Er bestritt des Abtes Recht, das Kloster abzutreten ohne des Ordens Zustimmung. Sie zogen dazu die Bestimmungen des Passauer Vertrags und des Religionsfriedens an; aber Herzog Wolfgang von Zweibrücken ließ die „grauen Mönche" schreien und ging seinen Weg. Alle Bestrebungen der Mönche blieben erfolglos.

Eine andere Gefahr, die nämlich, wie andere Klöster der Pfalz von den aufrührerischen Bauern zerstört zu werden, war schon früher durch die Niederlage der Bauern am Donnersberge und in der Schlacht von Pfeddersheim abgewendet worden, und Spinola's Besetzung der Pfalz, der Untergang der Churwürde Friedrich des Fünften und seiner Herrschaft, endlich die Verjagung aller evangelischen Geistlichen und die Besetzung der Stellen durch katholische Priester und Mönche hatte auch für den Disibodenberg eine scheinbar verjüngende Folge; er kam nämlich nun in den Besitz der Benedictiner, welche den Sieg über die Cisterzienser errangen. Der Kaiser hatte 1629 verfügt, daß alle Stifter u. s. w. ihren früheren Inhabern zurückgegeben werden sollten. Der Besitz wurde 1631 bestätigt, und es schien, als solle auf der Höhe des schönen Berges das klösterliche Leben sich wieder dauernd entfalten; aber es schien nur so. Das Schwedische Heer „die Schwedische Soldateska" nennen es zeitgenössische Schriftsteller, drang die Nahe herab unter dem Oberbefehle des tapfern Rheingrafen Otto Ludwig, nahm Städte und Burgen ein und verjagte die kaum im „alten Neste" warm gewordenen Benedictiner vom Kloster weg, oder vielmehr die greuliche Furcht vor dem mit Recht verrufenen „Schwedentrunke" ließ sie ihre Stelle nicht bis zum Aeußersten behaupten. Die Launen des Kriegsglückes machten indessen sich geltend; die Spanier kehrten zurück und mit ihnen die Benediktiner, welche voll Siegesfreude auf's Neue in die entleerten Hallen des Klosters einzogen.

Die Aebte Jongelin und Caramuel von Lobkowitz versuchten Alles mit der Spanier gewichtigem Beistande, um die Einkünfte des Klosters wieder flüssig zu machen.

Der Westphälische Frieden, die Feststellung des Normaljahres 1624, die Bestätigung des Besitzes durch die Bursfelder Congregation im Jahre 1650 — das Alles, so günstig es dem Orden der

Benediktiner zu Disibodenberg auch sein mochte, konnte den Sturm nicht abhalten, der dadurch verheerend über die neugewonnene Ordensstätte hereinbrach, daß Herzog Friedrich von Zweibrücken das Kloster in Besitz nehmen ließ und den Mönchen den Weg wies, den zu gehen freilich ihnen weder lieblich, noch zuträglich erschien. Des Ordens Hoffnungen erloschen für's Erste, der weltlichen Macht gegenüber, deren strenge Maßregeln sie sich nicht auszusetzen für gut fanden.

Noch einmal sollte ein Hoffnungsstrahl aufleuchten, als die begehrliche, durch Blut und Brand berüchtigte Hand des vierzehnten Ludwigs von Frankreich sich nach dem schönen Lande am Rheine ausreckte und seine sog. „Reunionskammern" ihre „Annexionsbestrebungen" siegreich geltend machten. Das Kloster wurde, natürlich „mit Recht", dem Herzog von Zweibrücken abgenommen und dem Doctor der Theologie, Louis Bergeret, übergeben.

Lustig ist die Art, wie er am 8. August 1690 den Disibodenberg in Besitz nehmen ließ. Von Kirn aus, wo Monsieur de la Goupillière Commandant Seiner Allerchristlichsten Majestät war, entsandte man eine Abtheilung Soldaten, welche mit dem Schultheißen von Sobernheim sich nach dem Disibodenberge begaben, sich dort niedersetzten, mit ihren blanken Säbeln die Thürpfosten berührten (anklangen, sagt ein zeitgenössischer Bericht), im Thorpförtlein ein Paar Männerschuhe aufhängten und Erde und Steinchen aus der Mauer in ein Säcklein thaten und mitnahmen. Der Schultheiß von Sobernheim hatte mit gewaltig in's Thal hinabhallender Stimme die Besitzergreifung im Namen des Königs von Frankreich ausgerufen, und damit war, wie ein Zeitgenosse sich ausdrückt: „der lustige Handel am Ende." Nachdem die Herren in Staudernheim ihren Leib erquickt, kehrten sie heim, und de la Goupillière übersandte dem Doctor Bergeret das Säcklein mit Steinen und Erde vom Disibodenberge, — dem Einzigen, was er jemals davon besaß.

Der Ryswick'sche Friede machte dem Spaß ein Ende. Die Bursfelder Congregation wollte sich die Abtei erhalten und übertrug einem Benediktiner die Verwaltung derselben. Allein das war ein eitler Versuch, der erfolglos bleiben mußte, weil die Berechtigung fehlte.

Als 1734 die Franzosen wieder in's Land kamen, versuchten die Benediktiner noch einmal, ihren Besitz zurückzuerhalten. Der Marschall de belle Isle bot willig die Hand dazu, und Oliverius Legipontius, der Bevollmächtigte des Ordens, setzte sich in dem Kloster fest. Er wurde zum „Verweser" des Klosters ernannt, hielt auch das Ganze im Besitze, hielt auch zu Ostern 1736 wieder Gottesdienst in Ruthards prächtiger Abteikirche als ernannter „Abt," konnte aber dennoch „die Verwesung" nicht aufhalten. Das Streben, die Mönchshöfe in Sobernheim (Priorhof — im Volksmunde in „Breuelhof" verwandelt) und Kreuznach von Churpfalz zurückzuerhalten, schlug nach dem alten Spruch: „Ein Quentlein Habich ist mehr werth als ein Zentner: Hättich," gänzlich fehl. Als nun endlich 1768 der Disibodenberg an Churpfalz kam, ging der Gang der „Verwesung" rasch vorwärts. Die Zweibrücker Verwaltung hatte die Gebäude vor Zerstörung geschützt, und noch 1790 stand ein noch ansehnlicher Theil der Klostergebäude, wie man sagt, „in Dach und Fach." Nun aber brach Jeder aus und ab, was ihm dienlich schien. Die Brücke, die alte nämlich, welche bei Staudernheim über die Nahe führte, wurde mit dem Abbruch erneuert; in Odernheim, Staudernheim und selbst in Orten größerer Entfernung holte man sich die Bausteine zu neuen Häusern „auf dem Kloster." Das Holzwerk wurde theils ebenso verwendet, theils im Winter zur Erwärmung benutzt, kurz, die schönen Gebäude verschwanden in reissender Schnelligkeit vom Berge, selbst vom Erdboden, bis auf einige noch heute stehende Gebäudereste. Haufen von Bauschutt bedeckten, was noch etwa am Boden übrig blieb, und Brombeer- und anderes Dorngeäste überwucherte im wüsten Graus die einst so bedeutsame Stätte.

Die schönen Glocken des Klosters fanden liebreiche Aufnahme in den Glockenthürmen von Odernheim und Meisenheim.

So lag wüste die Stätte, zerstört durch die frevelnden Hände der Thalbewohner, die

einst von ihr aus den Segen des Christenthums und der Gesittung, wie den des leiblichen Wohlbefindens und Wohlstandes empfangen hatten, ein ergreifend Denkmal, daß „Undank der Welt Lohn" ist. — Die Besitznahme des linken Rheinufers durch die Franzosen reihte den Disibodenberg den „Nationalgütern" ein, die bekanntlich um Spottpreise verschleudert wurden. So ging denn auch der Disibodenberg für einige hundert Franken in Privatbesitz über. Man versuchte stellenweise in den noch stehenden Mauern Frucht zu pflanzen, allein der Erfolg war nicht der Mühe werth, und man ließ dem überwuchernden Pflanzenwuchse den freiesten Spielraum.

Was Viele verschuldet, machte Einer gut, der an der Zerstörung keine Schuld trug, der aber einen feinen Sinn für landschaftliche Schönheit und Pietät genug besaß, die Stätte, die einst die Segensquelle des Nahthals war, würdig zu schmücken mit dem Schmucke, der dem Schooße der Natur entquillt, mit Hülfe der reichen Mittel, welche die Kunst und der gebildete Geschmack darreicht.

Durch Erbschaft war die Hälfte des Disibodenbergs an einen Herrn Wannenmann übergegangen, der nun, einen schönen Gedanken in sich tragend, auch die andere Hälfte an sich brachte. Mit dem ihm eigenen Eifer und das Herz voll Liebe zur Sache ging er mit aller Schonung und Vorsicht daran, den Schutt entfernen und die Gebäudereste bloslegen zu lassen. Es war in der guten Jahreszeit der Jahre 1841 und 1842, als hier, auf des Berges Gipfel, ein Leben sich entfaltete gleich dem rührigen Treiben eines Ameisenhaufens. Hunderte von Arbeitern waren beschäftigt, den Schutt auszuheben und an die Abhänge des Berges zu bringen. Die weit sich verzweigenden Keller wurden aufgedeckt und entleert, die Cisternen und ihre Rinnenleitung aufgefunden und die Thatsache festgestellt, daß das eigentliche Kloster in seinem weiten Beringe keinen Quellbrunnen hatte und die Mönche auf das entweder aus Nahe und Glan heraufzufördernde Wasser angewiesen waren oder auf das in den Cisternen sich ansammelnde Regenwasser. Zum Trinken reichte wohl nothdürftig die Quelle hin, die bei dem „Hinterberger Hofe" sich findet, die aber auch nicht mehr ist, was sie einst war, als dichter Hochwald die Höhe bedeckte. Bald stellte sich die „kleine Welt" dem Auge dar, die einst hier oben gewesen: Bäckereien, Schmiede und Wagnerwerkstätte, Wohngebäude und Vorrathshäuser, besonders aber die Kreuzgänge, in denen viele der Edeln des Landes ihre Grabstätten hatten, wie die Leichensteine auswiesen, und vor Allem die bedeutende Anzahl von Capellen und Kirchen, und endlich der große, stattliche Raum der „Bußkirche des Erzbischofs Ruthard," zuletzt der Gottesacker und der kleine Garten, der inmitten der zahlreichen Gebäude lag. Zahlreiche Sculpturreste der verschiedenen Kirchen und Capellen, oft von sehr schöner Steinmetzarbeit, fanden sich an verschiedenen Stellen, welche der Besitzer sorgfältig sammelte und aufbewahrte. Sie sind in einem geeigneten Raume aufbewahrt für den, der sie zu beaugenscheinigen Lust trägt. Sehenswerth sind sie jedenfalls.

Nicht zufrieden damit, die Ruinen von Schutt und wucherndem Geranke befreit zu haben, trug der Besitzer dem Gartendirector Metzger von Heidelberg auf, den Berg in eine Parkanlage zu verwandeln. Der mit Recht anerkannte Gartenkünstler entledigte sich dieses ehrenden Auftrags in einer trefflichen Weise, und so bietet, geschmückt von der Pietät eines Mannes, der selbst schwere Opfer nicht scheute, seinem Herzen zu genügen und die Schuld der Dankbarkeit für Tausende allein abzutragen, der Disibodenberg einen lieblichen, ehrwürdigen Ort für den Besucher dar; denn der Besitzer stellte sein schönes Werk vertrauensvoll Allen zum freien Dienste dar, die Sinn für landschaftliche Schönheit und historische Bedeutung haben. Ehre und dankbares Andenken ihm, der nun schon lange hinübergegangen ist, der aber wie durch seine Treue im Herzen seiner ächten Freunde, so für die Bewohner des schönen Nahethals sich ein unvergängliches Denkmal gestiftet hat in der herrlichen Anlage des ehrwürdigen Disibodenberges!

Um sich in dem großen Bereiche der Ruinen zurechtzufinden, mögen die nachfolgenden Angaben dienen.

Wenn man auf der Südseite, die beiden alten Eichen rechts lassend, hinaufsteigt, gelangt man zum alten Klosterthore, in dem noch die ausgefahrene Steinschwelle liegt, wo wir noch das alte Steinpflaster betreten. Rechts ist das kleine Eingangspförtlein, wo sich der Steinsitz des Pater Pförtners befindet. Links erblicken wir die Umfassungsmauern einer kleinen Capelle. Was ihre besondere Bestimmung an dieser Stelle war, ist bis jetzt nicht zu ermitteln gewesen. Eingetreten, erblicken wir im Grün der Gebüsche zwei helle Fensterlein. Sie beleuchten den Raum, wo die Bildhauerreste bewahrt werden, deren oben gedacht ist. Rechts liegt der kleine Gottesacker mit den Mauerresten der Grabcapelle. Der sinnige Besitzer hat diesen geheiligten Raum mit Cypressen bepflanzt. Wie viel Leid und Sehnsucht — nach der Erde und dem Himmel — mochte hier die Erde decken? — — Gerade aus nahen wir uns dem stattlichen Raume der Domkirche, welche Erzbischof Ruthard von 1108 bis 1112 erbaute. Sie ist genau nach der kirchlichen Orientirung erbaut und in Form des lateinischen Kreuzes. Sie war geweiht dem heiligen Kreuze, dem Evangelisten Johannes, den Aposteln Andreas und Jacobus, den vier Evangelisten, dem heiligen Stephanus, der heiligen Catharina, der heiligen Magdalena und endlich allen Heiligen in Summa. Durch einen Kreuzgang war sie mit dem Kloster verbunden. Zur rechten Seite dieses Kreuzganges befand sich die im Viereck erbaute Kapitelstube, an deren Seiten noch die Steinsitze umher sichtbar sind. Von den Kreuzgängen umschlossen befand sich der kleine Garten, vielleicht nur Blumengarten, da er für die Lebensbedürfnisse zu klein war und diese aus den Gärten und Pflanzungen des nahen Disibodenbergerhofes bezogen wurden und werden mußten.

Nach Westen hinaus stehen noch die Giebel und Wände der Abtswohnung, umrankt von wildem Weine. Sie boten die schönste Aussicht in das schöne Thal der Nahe, die in gewaltigen Krümmungen, wie eine silberglänzende Schlange, sich durch das üppige Pflanzenleben des gesegneten Thales herabwindet. Hier mochte der Blick auf dem schönen Vordergrunde mit der von Bäumen beschatteten Mühle, links auf dem Dorfe Staudernheim, rechts auf den Thürmen von Sobernheim, weiter auf dem in seinem Namen noch das Andenken an den vor Disibod schon hier das Werk der Bekehrung übenden Medardus erhaltenden Dorfe Meddersheim, ehemals Medardusheim, ruhen. Weiter oben schließt das dunkle Bergthor von Martinstein und vor ihm noch sichtbar das Dorf Merxheim die Aussicht, jedoch nicht so, daß nicht auf hohem Bergesscheitel ruhend die Ruinen der alten Burg Dhaun sichtbar wären. Hohe, bewaldete, an ihren Seiten mit Reben bekleidete Berge schließen das Ganze ein wie ein Rahmen, und von des Soon höchster Höhe schaut die Ruine der Burg Koppenstein in das schöne Land. Die Aussicht ist eine der schönsten des ganzen Thales. Der Blick, wenn man zu den Füßen der Gebäude steht oder auf der mit weitästigen Platanen bepflanzten Terrasse, vermag sich kaum davon zu trennen.

Auf der nordöstlichen Seite der Ruthardskirche liegt die Mariencapelle, wohl eine der ältesten des Berges. Ihr gegenüber stand der sogenannte Neubau, den gemeinschaftlichen Speisesaal und die Zellen der Mönche enthaltend. Noch ragen die hohen Giebel in die reine Luft. Gewaltige Gewölbe, zu Weinkellern benutzt, bilden die festen Grundlagen dieses großen, hohen Gebäudes. Weiter gegen Osten lagen die Wirthschaftsgebäude und eine große Cisterne. Es ist eine kleine Welt, die sich hier oben dem Beschauer entfaltet; aber lieber schaut er hinab in das blühende Thal. Gegen Nord und Nordosten, wo Nahe und Glan sich vereinigen, liegt, zunächst von Ackerland und Obstbäumen umgeben, der schon genannte Hof. Tiefer in's Thal säumen Wiesen die Ufer der beiden Flüsse; gegenüber sieht man an den Höhen Reben, in des Thales Schooß fruchtbares Ackerland. Dort oben blicken die Häuser von Duchrodt und über ihm der grün bewaldete Lemberg in's Thal herein, und gerade vor dem Standpunkte ist das dunkle Thor, aus dem der Eisenbahnzug aus den Eingeweiden des Berges mit schauerlichem Schnauben hervorbraust. In des Thales Sohle auf dem linken Ufer der Nahe liegen die Rui-

nen eines Römercastels, dessen von Ackerland überdeckte, leider noch nie untersuchte Mauerlinien sich in der frischgrünen Saat gelb — weil die Wurzeln des Getreides die Mauern berühren — im Frühlinge abzeichnen. Zahlreich hier ausgeackerte römische Münzen deuten auf den Ursprung genau hin. — Nach Süden hin liegt vor dem Blicke ein Theil des Glanthales, einen Kessel bildend, in dessen Schooße der Flecken Odernheim ruht und am Fuße des jähen Bergabhangs die ehemalige Klostermühle. Auch dieser Anblick ist schön. Die Berge haben andre Formen, weil anderes Gestein sie bildet als die in dem Nahethale, und durch die Wiesen seiner Ufer schleicht langsam der Glan seiner Mündung in die Nahe zu.

Mögen sich denn nun hier die Sagen anreihen, welche sich an die Klosterruinen knüpfen.

Wie an Gütern reich das Kloster in seinen besten Tagen war, geht aus dem Worte hervor, das noch heute im Munde des Volkes lebt, es habe nämlich alles Land dem Kloster angehört, welches der Abt aus den Fenstern seiner Wohnung habe überblicken können. So war es denn eins der reichsten Klöster des Rheinlandes geworden; aber nicht immer wohnte die rechte Frömmigkeit in seinen Mauern, ja es ist vorgekommen, daß der Böse bisweilen arg darinnen rumorte.

So war es zu Zeiten des Abtes Helinger. Der Böse quälte die Brüderschaft allnächtlich über die Maßen mit großem Schrecken; denn jedesmal um die Geisterstunde, nämlich zwischen Zwölf und Eins, fing es an, in den Kreuzgängen und Trepp' auf, Trepp' ab zu rasseln und zu rumoren, daß Einem die Haare zu Berge standen und das Blut schier in den Adern gerann. Es war das ein Schlurfen, als ob Einer furchtbare Ketten an den Füßen hätte und zöge sie über den Steinboden in den Kreuzgängen. Die Brüder beteten angstvoll ihr Brevier, schlugen Kreuze, und ihre Glieder bebten, weil sie meinten, der leibhaftige „Gottseibeiuns" habe sich häuslich im Kloster niedergelassen. Der Abt Helinger betete die Banngebete und trieb den bösen Geist aus mit Weihwasser und Wedel und Weihrauch, aber es half Alles nichts. — Jede Nacht derselbe Lärm und derselbe Schrecken. — Was aber das Allerschlimmste war, die Brüder gingen aus Angst nicht mehr in die Hora, und es wagte keiner, in seiner Zelle allein zu schlafen. So kam eine heillose Unordnung durch selbigen Spuck in das Kloster, und wußte gar Niemand, wie geholfen werden sollte, da nichts gegen den Bösen verfing.

Mit dem Teufelsspucke verhielt es sich aber so. Der Pater Kellermeister war ein Rheingauer Kind und litt viel vom Durste, hatte aber einen gründlichen Abscheu vor dem Wasser, wie alle Rheingauer; verstand wohl viel vom Weine und seiner Behandlung, aber noch viel mehr — vom — Trinken. Er war früher in Sanct Jacob bei Mainz, wo er auch Kellermeister gewesen war, und von dannen der Abt Helinger sich ihn erbeten hatte zu gleichem Dienste auf dem Disibodenberg. Dort war er allzeit an den guten Rheingauer gewöhnt, und da er meinte, auf dem Disibodenberge gäbe es nur Kühlefit und Sauracher, so bebte er bei dem Gedanken an seinen Durst, an die Keller von St. Jacob und an solch sauer Getränke auf dem Disibodenberge. Er mußte aber gehorchen.

Als er indessen den Nahwein versucht, der am Scharlachberge, in Norheim und Monzingen gewachsen war, da meinte er, sein Tausch sei nicht übel; denn so süß, mundlich und süffig hatte er noch keinen aus dem Rheingaue genossen, und war doch so mächtig und stark, daß er Schlag auf Schlag seinen Mann warf, daß es krachte.

Da hatte er denn ein Stückfaß Norheimer über die Maßen lieb gewonnen; aber sich mit dem kleinen Schöpplein begnügen zu lassen, welches ordnungsmäßig die Brüder bekamen, und keineswegs alle Tage aus seinem Lieblingsfasse, — das ging ihm nicht ein. Er sann vielmehr, wie er es doch anfangen möchte, zu seines Herzens Gelüsten zu kommen, nämlich zu etlichen Kannen täglich aus dem bewußten Fasse. Da er aber gar nichts zu ersinnen vermochte, was durchschlagen könnte, so fiel er endlich auf den Gedanken, sich Nachts schauerlich zu vermummen und den Mordrumor im Kloster zu machen, der

Jeden in seine Zelle voll Schrecken bannte, da er dann im Keller machen könne, was ihm beliebe.

Der Einfall war augenscheinlich gut und führte auch bei seiner Ausführung den Bruder Saufaus vollkommen zu seinem Ziele. Jedabendlich machte er sich schwere Ketten an die Beine und schlurfte damit im Kloster herum, und dann verlor sich der Rumor in der Tiefe, und — nun schliefen sie erst ein und dann auch recht tief, also daß er sich im Keller laben konnte und etliche große Kannen in seine Zelle tragen, wo er sie verbarg, um zwischenzeitlich nicht Noth zu leiden, wie ein Fisch auf dem Trockenen. So stand es denn schlimm bei den armen Mönchen, und durften es doch Niemanden klagen, weil es doch gar ein so schiefes Licht auf das Kloster würde geworfen haben, wenn es in's Volk gedrungen wäre, in den heiligen Räumen hause der „Gottseibeiuns.“ — —

Nach einem Sommer voll Gluth hatte man an der Nahe einen Wein gemacht, wie es seit Menschengedenken keinen gegeben hatte. Am herrlichsten aber war er in den Bergen von Norheim gewachsen. Da nun das Kloster allda viele Weinberge besaß, kam manch Fäßlein die Nahe herauf und wurde von dem Abt in ein besonderes Kellerlein gelegt, darinnen die Krone der Klosterweine zu liegen pflegte, und wozu der Abt allein die Schlüssel hatte, und es hieß im Kloster spottend: „die Abtszelle.“

Der Umstand quälte den Kellermeister baß; aber er war schlau, und als er einmal wieder mit dem Abte in selbigem Kellerlein allein war, und der Abt abgerufen wurde, drückte er sich alsobald den Schlüssel in Wachs ab und ließ sich danach einen Schlüssel machen, der so gut aufschloß wie der des Abtes.

Als nun der edle Norheimer selbigen Jahres, da der Sommer so gluthheiß gewesen, federweiß geworden war, gelüstete es den Abt, auch einmal mehr von dem milchweißen Edelwein zu trinken als sein gewöhnlich Deputat; da er sich aber fürchtete, später hinabzugehen und insbesondere nicht zu der Stunde, da der „Gottseibeiuns“ umging und rumorte im Kloster, so schlich er sich schon um zehn Uhr hinunter. Das ging gut, und der Norheimer „Federweißer“ war überaus köstlich. Er füllte sich seine Kanne und kam heiler Haut und ungesehen in seine Wohnung und — hatte sein Tröpflein in Sicherheit —

Mit dem Federweißen hat es nun die Bewandtniß, wie jedermänniglich weiß, daß der Zustand, darinnen er so überaus herrlich ist, nicht lange währet. Kam daher der gute Abt Helinger am andern Abende wieder ganz auf dieselben Gedanken. Wie sich's nun wohl einmal trifft, daß zwei Menschen ganz denselben Gedanken haben, so war es auch mit dem Abte Helinger und dem Bruder Kellermeister.

Selbiger verspürte nämlich ganz dasselbe Gelüste nach „Federweißem“, wie der Abt, und auch ganz zu derselben Zeit, besinnt sich aber und denkt: „Du kannst heute einmal deinen Teufelsspuck schon um eilf Uhr anfangen; dann gewinnst du Zeit und brauchst nicht so lange zu dursten!“ Gedacht, gethan! —

Hebt also an, zu rasseln und zu rumoren eine ganze Stunde früher als sonst. Die Patres geriethen in eine wahre Todesangst; denn so frühe war im Kloster noch niemals der Teufel losgewesen, wie heute! Was sollte das werden, wenn es so fortgehen sollte? — Der Schrecken bannte jeden an seine Zelle, und traute sich keiner heraus. Da nun überdieß der Abt sich am „Federweißen“ am vorigen Abende Eins angetrunken hatte, sagte er am Morgen, es habe sich ein „alter Umstand“ bei ihm geregt, also daß er nicht gut aus dem Bette könne und sein Morgensüpplein im Bette verzehren wolle, so dachte der Kellermeister vollends nun an keine Störung.

Der Abt saß schon seit zehn Uhr ganz behaglich auf einem Lagerholze und trank mit Lust. Sein Laternlein stand vor ihm, und ein guter Käse, den er zum Brode aß, machte, daß ihm der schäumende „Federweiße“ köstlich mundete.

Da hört er auf einmal den Teufelsspuck über sich im Kloster und meinte, es sei Mitternacht. Alsobald sprang er auf, schloß die Thüre ab und steckte den Schlüssel in seine Kaputze, meinte nun, er sei nach allen vier Winden sicher.

Aber wie wurde es dem Hochwürdigen zu Muthe, als der Spuck näher kam! Endlich war er vor der Thüre des Kellerleins, darunter er bei'm „Federweißen“ saß, und selbst unter dem Stoßgebetlein: „Alle guten Geister loben ihren Meister!“ rasselte ein Schlüssel in der Thüre. Er meinte, in die Erde zu versinken, als die Thüre aufging. Der Abt hatte sich hinter sein Lieblingsfaß geduckt und sein Laternchen ausgeblasen, weil er dachte, der böse Geist sähe und fände ihn nicht; aber eine Gänsehaut überzog seinen Leib, und kalter Schweiß drang aus allen Poren. Seine Hände waren krampfhaft gefaltet, und der angehende Rausch war spurlos verschwunden. Plötzlich aber wurde das Gewölblein taghelle, denn der Pater Kellermeister trug unter seiner Vermummung allemal eine Laterne, und glaubend, er sei mutterseelenallein, sagte er lautauflachend zu sich selber: So! Nun sollst du armes Gespenst dich auch einmal am federweißen Norheimer erquicken!

Als der Abt diese Worte hörte und die Stimme erkannte, fielen die Schuppen von seinen Augen und die Zentnerlast von seinem Herzen. Er richtete sich auf, erkannte vollends den Kellermeister in seiner Vermummung und rief: Aha, nun merke ich, wer der Teufel ist, der im Kloster rumoret und aller Bannung widersteht, wie ich denn auch merke, zu welchem Zwecke er also rumoret.

Obwohl der Kellermeister alsogleich heftiglich erschrak, so war er doch keiner von denen, die schnell den Kopf verlieren; denn er genas schnell von seinem jähen Schreck, überblickte das Laternlein, die frisch gefüllte Kanne voll „Fedweißen,“ noch ein Stück Käse und Brod, das auf dem Lagerholze nebst einem Messer lag, und sagte, listig lachend: Ich merke, der edle Norheimer von Anno Dießjahr hat noch andre Freunde als die Gespenster! Der Hochwürdige glüht ja wie ein Rubin, und die volle Silberkanne hier ist auch nicht zu Meßwein bestimmt, sintemal dazu Federweißer nicht leicht genommen wird, und Käs' und Brod sind eben auch nicht des Fastens wegen hierher mitgenommen. Auch ist der Sponden offen, was nicht von ungefähr kommen mag.

Item, als der Abt wahrnahm, daß ihm der Kellermeister gewachsen und auf der Fährte war, beschloß er heimlich, andere Saiten aufzuziehen, lachte und sprach: So denn der Norheimer den Teufel gebannt hat, so komm', Bruder Kellermeister, und laß uns ihm selbander die wohlverdiente Ehre anthun.

Beide wurden von da an ein Herz und eine Seele, tranken mit einander nach Herzenslust hinter des Convents Rücken, und war von da an der Teufel wirklich und gründlich gebannt. Statt aber, daß es früher in den Kreuzgängen rumort hatte, soll es allabendlich in den Köpfen des guten Abtes Helinger und des Bruders Kellermeister rumort und gespuckt haben. Die Brüder hatten indessen herzlich Mitleid mit Beiden; denn der Abt litt fast jeden Morgen an seinem „Umstand,“ und der Pater Kellermeister litt gar oft und sehr bedenklich an Schwindel.

In der Umgegend des Disibodenberges ist es allgemein bekannt, daß noch weit reichere Schätze in den Kellern des Klosters verborgen lagen, als die waren, welche der treulose Pförtner Pater Anselmus dem Braun von Schmiedburg und dem Landschad von Steinach verrathen, und insbesondere Reichthümer an baarem Gelde, welche die Klosteräbte gesammelt hatten in den „sieben Jahren des Reichthums“ für die „sieben Jahre des Mangels“ in schwerer, drangsalvoller Zeit. Diejenigen, welche um die Schätze wußten und die Merkzeichen kannten, daran die Orte kenntlich waren, wo die Schätze verborgen lagen, starben hin und nahmen ihr durch Schwüre besiegeltes Geheimniß mit in's Grab.

Wo aber der Mensch Schätze verborgen hat, da ist der Teufel Erbe und bewacht sie, und sein Gehülfe dabei ist ein greulicher schwarzer Hund, deß Athem in der Nacht feuergluthig ist. Der Teufel selbst aber sieht aus wie ein riesiger schwarzer Mann mit entsetzlichen Augen. Nur ein Frohnsonntagskind kann Beide sehen, vergißt's aber auch sein Lebtag nicht mehr. — So wachet er und weichet nimmer; doch nur in Einer Nacht hört sein Recht und Regiment auf dem Klosterberge auf, und das ist in der Nacht, da

der heilige Benedict von Nursia, der Ordensstifter und Patron, geboren wurde, und an seiner Statt sitzen alle zwölf Apostel, wie sie zur Lebzeit unsres Herrn ihn begleiteten, um einen gewaltigen Steintisch, darauf die Haufen Geldes, aus denen die Schätze bestehen, liegen. Sie harren dann des Glücklichen, daß sie ihm den Schatz geben können; aber um seiner theilhaftig zu werden, ist dreierlei nothwendig, und dieses Dreierlei hat eben seine Flausen und Mucken.

Erstlich nämlich muß die Hand, die den Schatz empfangen soll, rein sein von Unrecht und Betrug.

Zum Zweiten darf nicht Habsucht oder Geiz die Seele beherrschen, insonderheit darf nicht die Absicht, den Schatz zu heben, ihn in jener Nacht in den großen Keller geführt haben.

Zum Dritten endlich muß der, welcher des Schatzes theilhaftig werden soll, in jener Nacht ahnungslos in dem Keller schlafen; ihn muß unabsichtlich die Noth hineingetrieben haben, und er muß sich mit dem Allernothdürftigsten begnügen.

Da begreift sich's, daß der Teufel seiner Erbschaft sicher ist, sintemalen diesen Bedingungen zu genügen ja kaum einem Menschenkinde gelingen mag.

Wohl ist es vorgekommen, daß Viele von Boos, Odernheim, Duchrodt und Staudernheim, wohl auch ein goldhungriger Sobernheimer es versucht haben und schliefen in jener Nacht in dem Keller, wo sie meinten, es sei der rechte; aber außerdem, daß sie nichts davon trugen als Husten und Schnupfen von der feuchten Kellerluft, wollten sie nicht davon reden, was ihnen sonst noch begegnet war; aber ihr bleiches Aussehen und ihre Angst, wenn sie sich je wieder dem Klosterberg näherten, verkündete mehr von den Schrecken jener Nacht, als es Worte vermocht hätten.

Es war aber einmal vor vielen, vielen Jahren zu Odernheim ein Jude, der einen reichen Jacobssegen, das heißt viele Kinder hatte und wenig zu nagen und zu beissen, viele Schulden und kein Geld, sie zu tilgen. Was aber das Schlimmste war, er verstand das Schachern nicht und war daher ein Dorn in aller Juden Augen, die ihm darum auch nicht mehr forthalfen, weil Alles vergeblich war. Dumm und ehrlich, das sind zwei schlimme Dinge, und es folgen allemal „schofele Maßmatte." So kam es denn auch unausweichlich, daß jene Noth täglich wuchs, bis es endlich dahin kam, daß sie ihm sein bißchen Habe sammt seinem Häuslein nahmen und sich, so gut es ging, drein theilten; ihm aber blieb nichts übrig als der fadenscheinige, vielgeflickte Rock, den er auf dem Leibe trug, und ein Bettelsack. Sein armes Weib starb vor Kummer; seine Kindlein aber nahmen die Juden, die da herumwohnten, damit sie schachern lernten, was ihr Vater nicht verstand, der darum ein Bettler geworden war, zur Schande seines Volkes.

Der arme Schelm hieß: Izzik, und Izzik wollte verzweifeln; denn er hatte kein Brod, kein Obdach, kein Geld, und doch war er eine grundehrliche Seele, die nie betrogen hatte, weil sie das Schachern nicht verstand, und war bemitleidenswerth, denn der Winter mit Schnee und Eis rückte heran. Da kam ihm ein guter Gedanke: Bieten doch die Klostergewölbe Marder, Iltis und Wiesel, Käuzlein und Eulen freie Herberge, warum nicht auch dir, armer Izzik, der kein Plätzchen hat, dahin er sein müdes Haupt legen könnte? Und geben die Hecken nicht Laub und Bette und Moos zum Lager, und wenn's dich friert, Holz zu einem Feuer? Auf diese Fragen war die bejahende Antwort im Stillen gegeben. Nun ging er, ohne daß es Jemand sah, auf das Kloster, stöberte herum in den Kellern, bis er eine trockene Stelle in einem Winkel fand. Dahin trug er dürres Laub und Moos, bettelte sich Stroh auf den Mühlen und ein Stück Brod für den hungernden Magen und gründete sich so eine Wohnstätte, die, wenn sie auch nicht zum Beneiden war, ihm doch auch nicht streitig gemacht wurde. Holz gab's genug zu einem erwärmenden Feuer, und die Furcht kannte er nicht, weil er ein gut Gewissen hatte.

So bettelte er denn sein Brod und schlief im Klosterkeller ungefährdet, unbeneidet, ungestört, und alle die Geschichten von den Gespenstern hier oben und namentlich daß Nachts der von dem wilden

Braun von Schmiedburg aufgehängte Pförtner Ambrosius feurig gehe, quälten ihn nicht, denn er hatte noch nichts der Art gesehen, glaubte also nicht daran. Nichts störte seinen friedlichen Schlaf, als etwa einmal eine Fledermaus, und Gäste, die etwa bei ihm übernachten wollten, hatte er in keiner Weise zu erwarten, wenn er auch frei Quartier hätte füglich geben können.

Einmal, es war just in der Nacht, da am andern Morgen der Tag des heiligen Benedict einfiel, lag er müde und schlaftrunken auf — oder in seinem Moos- und Laublager, in das er sich, um zu erwärmen, hineinzuwühlen pflegte, als ihn ein seltener Traum beschlich, — oder — er wußte es selber nicht — war es ein klares Schauen und Erkennen mit dem Auge, was um ihn vorging? Soviel war gewiß, getrunken, Wein getrunken, hatte der Arme nicht; denn wer sollte ihm den gegeben haben? Die Bauern da herum trinken ihn lieber selber, als daß sie ihn einem armen Juden kredenzen, und Geld, sich einen Trunk zu kaufen, hatte er nicht; aber er war auch ein so nüchterner, entsagungsbereiter Mensch, daß ihm die Lust dazu nicht einmal ankam.

Er fuhr auf und glaubte sich umzuschauen; er rieb sich die Augen klar, — aber Alles blieb, wie er es im ersten Dusel des Halberwachens halbschlafend und träumend erblickt: nämlich das weite, hohe Gewölbe, sonst so dunkel wie eine herbstliche Neumondnacht, war helle, so helle, als ob tausend Kerzen von den Wänden strahlten, und doch war nirgends eine Kerze oder Ampel sichtbar. Im Hintergrunde des Gewölbes, aber doch völlig frei stand ein uralter, großer, runder Tisch aus Sandstein-Platte und Fuß, und drum herum saßen zwölf uralte Männer mit langen, schneeweißen Bärten, die bis zur Erde herabwallten, gehüllt in weite, dunkle Gewänder, alle freundlich und liebreich anzusehen, bis auf Einen, der brennfackelrothe Haare und Bart hatte und so falsch dreinschaute, daß es Einem grieselte an allen Gliedern, wenn man ihn ansah. Was aber die Augen Jzziks weit aufriß, das war der Anblick eines hohen Haufens blinkender Goldmünzen mitten auf dem Tische, so viel — so viel, daß Jzziks Auge nicht davon loskommen konnte. Dennoch überfiel ihn eine wahre Todesangst, daß seine Glieder zitterten wie das „Laub der Espe," wenn der frische Morgenwind durch die Aeste zieht. Gerne wäre er trotz der unheimlichen, dunkeln Nacht entflohen, wenn er es nur vermocht hätte; denn seine Gebeine versagten ihm den Dienst, und sein Kopf schwindelte.

Je genauer er aber, die Hand über die Augen haltend, die Männer ansah, desto mehr kam Ruhe in seine wild aufgeregte Brust; denn — das war nicht zu verkennen — alle zwölf Männer waren von „unsere Leut'." Die thun dir nichts, Jzzik, dachte und sagte er inwendig zu sich, und geben auch von ihrem Ueberfluß einem armen Jüd ein paar von den schönen Füchslein, um die sie herumsitzen. Aber der Eine? — und sein Blick ruhte wieder auf ihm mit einem geheimen Grauen. —

Daß diese Männer die zwölf Apostel waren und der Rothe mit dem falschen Blicke Niemand anders als der Judas, davon ahnete der Jzzik nichts; denn er war ja ein Jüd.

Da vernahm er ganz laut und deutlich die Worte: „Jzzik, steh' auf!"

Jzzik sprang auf, obwohl seine Beine schlotterten, machte einen tiefen Knix und sprach mit wankender Stimme: „Herr, „was befiehlst Du einem armen Jüd, „Deinem Knechte? — Ach thue ihm „nichts zu Leid!"

Der Rufende war aber Niemand anders als Petrus, denn er trug einen mächtigen Schlüssel in seiner Rechten. Der Rothe, der Judas nämlich, schoß aber giftige Blicke nach dem armen Jzzik, der das Schachern nicht verstand, wühlte auch mit seiner dürren, gelben Hand in dem Gelde, das ihm stets am Herzen gelegen, mehr denn Anderes, was ihm hätte frommen mögen ewiglich.

Tritt herzu, Jzzik, sprach Petrus freundlich und winkte mit dem großen Schlüssel. Dir soll kein Leid geschehen, sondern all' das Gold, so Du hier vor Dir siehst, soll Dein eigen sein, so Du dreimal hier um den Tisch läufst, ohne das Gold anzuse-

hen und ohne irgend etwas davon zu berühren! Kannst Du das?

Der Rothe schmunzelte greulich, als Petrus diese Worte sprach, grade als wüßte er etwas, das zu verhindern. Der Neidsack!

Wieder sah ihn Izzik an und dachte: O Du Neidsack! Gönnest dem Armen nicht, was der Andere ihm verheißt, und freuest Dich, daß er das nicht fertig bringen könnte! Sollst aber Dich irren! — Sein Herz begann zu hüpfen in der Brust wie ein jung Böcklein auf der grünen Frühlingsweide.

Mein, sagte er darauf beherzter, warum sollt' ich das nicht fertig bringen? Lauf' ich doch um ein Stücklein Brod nach „Böckellem" und bin schon nach dem weiten „Zallmochem" gelaufe, ohne daß ich Geld gesehen und sicherlich keins angerührt!

So versuch's! sprach ermuthigend Petrus.

Alsobald schickte sich Izzik an, den Lauf zu beginnen; aber es war doch seltsam, daß er schier keine Luft, keinen Athem hatte, so er doch niemals engbrüstig gewesen. Es schnürte ihm die Brust zusammen, als läge der ganze Lemberg darauf. Er keuchte, als sei er vier Meilen in dieser Nacht gelaufen, und der Schweiß rann stromweise von seiner Stirne; dennoch aber lief er um den Tisch, und die starren Blicke der bärtigen Männer folgten wohlwollend, nur die des Einen nicht!

Er mußte alle seine Kräfte aufbieten. Er preßte dabei die Augen fest zu, und da ihn die Milz zu stechen begann, schlug er fest die Daumen ein und die Fäuste zusammen. — Bald hier, bald dort stieß er an, weil er die Augen so fest zugepreßt hatte, daß er erst Alles blau und grün ansah und dann nur inwendig Feuer erblickte, und sie ihn brannten, als sei es wirklich Feuersgluth. —

Brav, brav! mein Sohn, rief Petrus, als Izzik mit schwerem Ringen den ersten Umlauf vollbracht. Petrus mochte gerne dem ehrlichen Izzik, der das Schachern nicht verstand, die Schätze gönnen; Judas aber grinselte höhnisch und lachte, wie der Teufel lacht, wenn er auf eine Menschenseele Jagd macht, die ihm nicht entgehen kann. Meine Stunde kommt noch, dachte er. —

Ermuthigt durch Petri Zuruf schöpfte Izzik tief Athem und begann den zweiten Umlauf; aber seine Beine knickten ihm schier in die Kniee, und er schnaufte, daß es von der Decke wiederhallte; er meinte, seine zugepreßten Augen sprüheten Feuer; aber die Goldhaufen sah er inwendig, und sein Herz schlug wider die Wände der Brust. Alle dein Elend ist vorüber, dachte er, und deine Kindlein kriegst du wieder! Das feuerte ihn an, daß er hastig und immer hastiger lief, wie auch der Athem stocken mochte und die Milz stach.

Endlich war auch der zweite Umlauf vollbracht. Herrlich, rief Petrus und klatschte die dürren, alten Knochenhände zusammen. Nun noch einmal, und Alles ist Dein, rief er ermuthigend dem schier bis auf die Neige seiner Kräfte erschöpften Izzik zu.

Dieser aber mußte einhalten. Er bog sich, so stach ihn die Milz, und er schlug doch die Daumen ein, daß alles Blut daraus wich und die Hände taub waren und pelzig. Er war aber doch so klug, daß er dem Tische den Rücken zukehrte, weil er die brennenden Augen einmal öffnen mußte, um der Qual, die sie ihm machten, eine Linderung zu gewähren.

Was hindert Dich, Izzik, den dritten Lauf zu beginnen? Eile, denn so es Eins schlägt, ist Alles vorbei, und es ist nicht mehr ferne von der ersten Tagesstunde! rief Petrus aus.

Da preßte Izzik noch einmal die Augen zu, lief, was er nur laufen konnte, und ächzte dazu, daß man ihn fast hätte in Staudernheim hören können.

Judas aber lächelte in sich hinein, denn er hatte den Schalk der Mißgunst und des Neides im Herzen und dachte, Izzik einen argen Streich zu spielen, so er ihm nahe käme.

Sosehr aber auch der arme Izzik seine letzte Kraft aufbot, es wollte doch zuletzt gar nicht mehr gehen, und es schien ihm der Weg um den Tisch länger als drei Meilen. Die Füße waren ihm schwer wie Blei und versagten schier den Dienst; die Lunge schien zugeschlossen; denn er konnte keinen Athem mehr holen, und das

Herz schlug greulich, während das Blut ihm wie siedende Gluth nach dem Kopfe stieg. Dennoch nahm er einen neuen Anlauf, wie stark oder schwach er auch war.

Als er aber nun gegen den Judas, den Erzschelm, kam, da stellet der ihm einen Fuß, und Izzik schlug der Länge nach auf das Steinpflaster des Bodens und stieß einen lauten Schrei des Schreckens und Schmerzes aus. Zugleich griff der Unhold in den Haufen Goldes, faßte eine Handvoll und schleuderte sie vor Izziks Nase auf die Steine, daß es hell erklang im Gewölbe, und man die Goldstücke rollen hörte am Boden in dem eigenthümlichen Laute.

Izzik hatte im Fallen unwillkührlich seine Augen aufgethan, und in dem Augenblick sah er das Geld, das Judas zur Erde geworfen, blinken. — Es war zuviel Versuchung für den Armen! Schnell griff er mit der Hand nach einem Goldstücke, das grade gegen ihn rollte, und faßte es.

In dem Augenblicke brummte die Glocke in Staudernheim Eins. — Ein Hohngelächter hallte im Gewölbe, deß Urheber Judas war, und Izzik empfing eine Maulschelle, an die er sein Lebtag dachte; stockfinstre Nacht umgab ihn, und — Alles war verschwunden. —

Das Goldstück aber hatte er doch erhascht; die Maulschelle rieb er sich ein und rannte taumelnd in seine Ecke, wo er sich in sein Laub und Stroh verkroch. Als er aber am andern Morgen suchte, fand er eine ganze Handvoll Goldstücke, und die hoben für's Erste seine Noth.

Seitdem aber hat's Keiner mehr so nahe gehabt, und der Schatz ruht noch zur Stunde an seinem Orte, und der Herr behüte jede Chistenseele vor dem, der ihn bewacht, und dem, der ihn Niemanden gönnt, nicht einmal Einem, der doch seines Stammes war!

Der heilige Disibod, den die Liebe Christi trieb, das Wort vom Kreuze als das Wort des Heils den Heiden zu verkündigen, ist noch heute nicht ferne von der Stätte, die ihm der Engel bezeichnend verheißen, und wo seine irdische Hülle ruhet. Wem er erscheint, dem bringet er Heil und Segen. Das erfuhren einmal fünf arme Würmlein, die einer darbenden Wittwe zu Odernheim wohlgeartete Kindlein waren. Das Geschick der Wittwe war ein sehr trauriges. Ihr Gatte war in einem Steinbruche, wo er gearbeitet, verunglückt, und da nun dessen täglicher Lohn mangelte, war das Elend über sie gekommen in reichlichem Maße; denn sie konnte kaum ihrer Kindlein Blöße decken, noch weniger aber ihnen das tägliche Brod geben, und zum Betteln konnte sie sich nur verstehen, wenn kein Ausweg mehr zu finden war. Der Fall kam leider oft; denn bei'm Spinnen verdient die fleißigste Hand ja kaum das Wasser, den Durst zu löschen. — Im Frühlinge pflückten die Kindlein Veilchen und banden sie in Sträusser, die sie gen Sobernheim trugen zum Verkaufe; im Sommer sammelten sie Erdbeeren, und da beide auf dem Disibodenberge häufig wuchsen, so sah man sie da oft und besonders Morgens, wenn die Sonne hinter den Bergen von Lettweiler hervortrat und das Thal zu vergolden begann.

Einmal kam nach lang andauerndem Winter der Frühling spät, und erst in den letzten Tagen des März hoben die Veilchen ihre blauen Knöpflein aus dem Blättergrün im Mobse. Das war eine harte Zeit für die arme Mutter und die hungernden Kindlein.

Ach, sagte sie, ihre Thränen unterdrückend, einst am Abende zu den Kindlein, stehet morgen doch frühe auf und pflücket Veilchen auf dem Kloster und sehet zu, ob Ihr so viel erlanget, daß Ihr möget ein Brod für uns kaufen und es heimbringen. Das versprachen die Kindlein, und der Hunger weckte sie, ehe noch die Sonne über die Berge schien. Als sie sich aufrafften und nach dem Disibodenberge gingen, ruhte das Morgengrauen noch auf dem Thale, und aus dem Flusse hoben sich lichte Nebel und schwebten über dem Wasser in seltsamen Gestalten, daß es den Kindlein ganz unheimlich wurde auf dem Berge von Trümmern und ohne aller Menschen Nähe. Man hörte noch keinen Laut menschlicher Thätigkeit, noch kein Regen des sonst so lebendigen Fleißes; nur die Hähne kräheten hell durch die Stille des kommenden Morgens. Jetzt erklang das Morgenglöcklein zuerst in

Odernheim, dann in Staudernheim, das die Menschen mahnet, des Herrn Segen sich zu erflehen für den neugeschenkten Lebenstag und ihm dafür zu danken. Jetzt sanken auch die Kindlein knieend in's weiche Moos, falteten ihre Händchen und beteten ein frommes Ave.

Als sie ihre Köpflein erhoben, sahen sie um sich alles Gelände mit tiefblauen Veilchen bedeckt und begannen, sie zu pflücken, neubelebt durch den köstlichsten Duft. Plötzlich aber stand in seltsamem Gewande, einen Stab in seiner Hand, ein Greis bei ihnen, der lächelnd ihrem Fleiße zusah. Sie erschracken nicht einmal, als sie ihn erblickten, denn er sah aus wie der Bruder Florian aus dem Kloster zu Kreuznach, der bettelnd nach Odernheim dann und wann kam und von Haus zu Hause ging und schöne Heiligenbildlein austheilte an fromme Kinder. In der linken Hand trug er auch ein ganz kleines Sträußlein Veilchen, und waren deren etwa nur sechs bis sieben. Die schenkte er ihnen und sagte, sie sollten sie nicht zu den andern thun, und ihre Mutter sollte sie alsogleich nach Kreuznach tragen und sie an den Goldschmied verkaufen, der suche solche.

Da machten sich die Kindlein auf und eilten heim zur Mutter, und als sie ihr das Sträußlein gaben, war es schwer, und die Veilchen waren gülden, und die blaue Farbe war kunstvoller Schmelz, wie auch das frische Grün der Blätter. Und als sie solche zu dem Goldschmied in Kreuznach brachte, kaufte er sie ihr um theures Geld ab, und die Noth der armen Wittwe war gehoben durch die liebreiche Hülfe das heiligen Disibod.

Der Disibodenberger Klosterhof, so gen Sonnenaufgang in der sanfteren Abdachung des Klosterberges lieget, ist grade auf der Stelle erbaut, wo Disibod's Hütte stand, darinnen er wohnte und starb, und der Brunnen ist ja der, welchen des Rehes Huf aus dem Boden grub. Darum hat auch allezeit, wenn die gottesfürchtig waren, die darin hauseten und wohnten, der Segen des heiligen Mannes darauf geruht und Gefahr abgewendet, die ihm etwa drohete und die Aernten geschützt vor Hagel und zerstörendem Wetter. Aber absonderlich erwies sich Sanct Disibod schützend, als die wilden Schweden im Lande hauseten und Malefiz trieben.

Also ist es denn auch einmal geschehen, daß ein Haufe Schweden, so von dem „gelben Regimente" waren, Reiter in festen Kollern und blanken, messingenen Helmen, nach dem Hofe kamen und dem Hofbauern zuriefen: Wein, Bauer, guten Wein her!

Der Hofbauer kannte seine Gäste, denn ihr Ruf war nicht fein; die Leute in den Dörfern und Städten umher hatten's reichlich erfahren, und sie waren doch als Freunde gekommen und nicht als Feinde.

Der Hofmann hatte also nichts eiliger zu thun, als daß er den großen Steinkrug nahm und ihn voll Wein zapfte, der gar sehr mundete, aber allemal seinen Mann warf, daß er sich kaum aufraffen konnte; denn er ist schwer hier herum.

Der schmeckte den Schweden, und sie hatten weite Gurgeln und heiße Lebern, tranken daher nicht aus einem Becher von Birkenrinde, den der Hofmann auf den Tisch setzte und „Proficiat!" sagte, was er noch von den Mönchen gelernt, sondern setzten den dickbauchigen Krug an den Hals und ließen den goldenen Wein laufen, so dick, als sie nur schlucken konnten. Und als er bald leer war, mußte der Bauer ihn wieder füllen und so fort, bis sie alle trunken waren über die Maßen.

Nun aber verlangten sie Geld. Ob dieß der Bauer hatte, oder nicht, wer weiß es? aber er sagte, er habe keins, die Spanier, die auf dem Schloß Böckelheim gesessen, hätten es ihm genommen, und er sei so arm wie eine Maus in den Klostermauern des Disibodenberges. Darauf zogen sie die Sarrasse und hieben nach ihm, daß er, sein Weib und Alles, was im Hause war, floh und sich verbarg im Felde weit weg von dem Hofe, wo nun die wilden trunkenen Gesellen alleine Herr waren.

Jetzt begannen sie Alles zu durchsuchen nach Geld, fanden aber keins; sie raubten Leinwand und was sie brauchen konnten, und da dessen auch nur ein Weniges da war, sintemal der Hofmann verborgen hatte, was er nur verbergen konnte, so

wuchs ihr Grimm, und der Rottmeister rief: Lasset uns den Hof anstecken, weil der Bauer uns nicht gab, was wir wollten! Er soll dafür büßen!

Solcher Anschlag gefiel den rauhen Gesellen, die an Raub, Blut und Brand gewöhnt waren, seit sie durch das arme Deutschland gezogen waren, und sie schickten sich dazu an. Der Rottmeister sagte: Lasset mich's alleine machen, ich verstehe mich darauf! Das war den Andern schon recht, und er ging, so gut er's vermochte, hinaus, nahm Feuer und Stroh und wankte die Treppe hinauf zum Speicher, wo allerlei Brennbares lag. Als er aber hinauf kam, siehe da stand plötzlich ein Greis im Mönchsgewande vor ihm und erhob seine Rechte drohend gegen den trunkenen Kriegsmann. Der erschrack dermaßen, daß ihm das Feuer entfiel und alsogleich erlosch. Er aber floh Hals über Kopf und Kopf über Hals die Treppe hinab, also daß er noch meist hinabkollerte, und schrie überlaut: fort! fort! allhier ist's nicht just und nicht geheuer; denn da droben stehet der Teufel mit feurigen Augen und hat eine Kutte an!

Als nun die Andern den Rottmeister sahen, wie er bleich und zitternd und am Kopfe blutend sich unten an der Treppe aufraffte und nach seinem Pferde rannte, so er an einen Maulbeerbaum angebunden, sich darauf schwang und im Galoppe hinwegeilte, kam auch über sie die Todesangst also heftig, daß sie sich davon machten und ihm nachjagten. Sie breiteten es auch unter ihren Kameraden aus, daß auf dem Hofe der Teufel spucke, und kam Keiner mehr auf den Hof, solange sie im Lande waren.

Als der Hofmann sie fliehen sah, eilte er zurück und meinte nicht anders, denn sie hätten Feuer angelegt, wie sie es zu thun gewohnt waren, lief im ganzen Hofe herum und fand endlich das schwarz angebrannte Strohbündel und die erloschenen Kohlen vor einem Haufen Stroh auf dem Speicher und erkannte, daß hier eine wunderbare Hülfe ihm zu Theil geworden war, ob er gleich nicht wußte, wie es gekommen, und dankte dem Herrn, der ihm die Hülfe gesendet.

Es laufen gar mancherlei Geschichten im Volke da herum, wie sich der heilige Disibod als ein Helfer und Segensbringer erwiesen habe in der Noth und im Elende, in den Tagen des dreisigjährigen Krieges und 1689, da die Franzosen die Pfalz verbrannten unter dem Melac, den sie heute noch, seinem Namen fluchend, den „Pfalzvergifter" nennen. Der greuliche Mensch muß sehr häßlich gewesen sein, weil sie heute noch demjenigen, so ein wüst Gesicht macht, zurufen: „Du machest ein Gesicht gerade wie der Pfalzvergifter!" Item, aus jenen Tagen klinget noch eine Geschichte herüber von dem heiligen Disibod.

Auch nach Odernheim waren die Franzosen gekommen und hatten Feuer gelegt an vier Stellen im Flecken, grade wie sie es auf Befehl des Grafen Montal, der an der Mosel hausete auf seiner Festung Montroyal, und der ein Helfershelfer des „Pfalzvergifters Melac" war, in Sobernheim gemacht hatten. Da, nämlich in Sobernheim, ging es aber besser, denn der Goupillière, der das Niederbrennen leitete, hatte noch ein Menschenherz im Leibe, aber nicht der Hauptmann Dofflet, der es in Odernheim that. Kurzum, mehr denn halb Odernheim brannte zu Schanden. — Der Winter war vor der Thür, denn es war October, und alle die armen Leute waren ohne Nahrung und Obdach. Das war ein Jammer, dessen sich ein steinern Herz hätte erbarmen mögen! — Wie es aber wohl vorzukommen pflegt, daß wenn der Mensch keine Rettung mehr sieht aus seinem Elende, er gleichgültig und lüderlich wird und denkt: es hilft doch einmal Alles nicht, so laß es denn gehen, wie es gehen mag! so ging es auch in Odernheim Vielen; sie legten sich auf die flache Seite und tranken Branntwein im Wirthshause und würfelten also, daß das Bißchen Verdienst drauf ging und Weiber und Kinder betteln mußten im Lande, wenn sie nicht verhungern wollten.

So war auch Einer im Orte, der zwar arm, und doch reich an Kindersegen, aber ein arbeitsamer, braver Mann gewesen war, lüderlich geworden, weil er weder Ausweg noch Hülfe sah. Zu einem Häuslein konnte er's nicht mehr bringen, und aus Verzweiflung wurde er ein Säufer

und lag Tag und Nacht im Wirthshause, wo er den kargen Taglohn verpraßte, den er verdiente durch das Steinbrechen auf dem Disibodenberge, an der großen Kirche nämlich, daraus die sich die Häuser wieder aufbaueten, die es vermochten. Sein armes Weib und seine Kindlein darbten, und die Thränen des armen, braven Weibes zählte der Herr im Himmel. Ihr Mann fragte nicht darnach, wenn er trunken am Abende heimkam, wovon sie ihren Hunger gestillt, und wenn das Weib Thränen vergoß, mißhandelte er sie, was er sonst nie gethan.

Einst brachen sie wieder Steine an der Kirche, und es war schon zwischen Neujahr und Weihnachten, in den Nächten, da mancherlei Dinge geschehen, von denen sich zu andern Zeiten Niemand träumen läßt. Sprachen sie unter einander von dem silbernen Sarge, darin die Gebeine des heiligen Disibod lägen, und wo der möchte liegen. Der Eine sagte: unter dem Hochaltar, der Andere: davor; Keiner aber wußte die Stelle genau. Darnach zu suchen, dünkte ihnen der Mühe werth und fürchteten sich auch nicht des Frevels, dessen sie sich dadurch schuldig machten, beschlossen also, in der nächsten Neujahrsnacht, wo alle Welt jubelt und prasset, selbfünf an's Werk zu gehen mit Pickeln und Brechstangen, sagten aber Niemand davon und schwuren sich's zu, es zu verheimlichen, und wenn sie den Silbersarg fänden, wollten sie ihn in Kreuznach den Juden verkaufen und den Erlös theilen. —

Viere davon waren wüste Gesellen. Nur der Eine, der die Frau und Kinder hatte, dachte noch mit Schrecken an den Frevel, sagte jedoch seiner Frau nichts. Als die Neujahrsnacht kam und es knallte von Neujahranschießen, und die Wirthshäuser voll trunkener Gesellen waren, tranken sich auch die Fünfe Muth zum unheimlichen Werke, das sie vorhatten, und borgten bei'm Wirthe, in Hoffnung des reichen Gewinnes an Sanct Disibods Silbersarg.

Die Neujahrsnacht war eisig kalt, und der Himmel hing voll dicker, schwarzer Schneewolken, die nur der heulende Sturm abhielt, sich deß zu entladen, was sie in ihrem Schooße trugen.

Als es etwa eilf Uhr war, blinzelten sich die Fünfe mit den Augen zu, und Einer nach dem Andern verschwand aus der Wirthsstube, fanden sich aber draußen, wo sie ihre Pickel und Brechstangen verborgen hatten; sie nahmen sie und wanderten stille zum Klosterberge hinauf; war ihnen aber doch nicht heimlich unter dem Wamms, sintemal es eine bedeutungsvolle und durch das Wetter doppelt schauerliche Nacht war.

Sie kamen hinauf, fanden die Stelle und fingen an, vor der Stelle, allwo der Hochaltar gestanden, zu graben und sich in die Tiefe zu arbeiten. Die Viere waren voll Hoffnung, denn es klang hohl, wenn sie gruben; nur der Eine zitterte, daß er schier den Pickel nicht halten konnte.

Hatten sie aber gedacht, ihre Arbeit ginge leicht von Statten, so war das ein arger Irrthum; denn es war zweifelhaft, was härter wäre, das Gestein oder der Mörtel, und ob auch der Schweiß von der Stirne rann, ihre Arbeit ging langsam von Statten und war mühsamer, denn die, welche sie bisher gethan. Die Viere fluchten und redeten gottlos. Der Eine schwieg aber beharrlich, weil es ihm die Brust zusammenschnürte, wie es ihm niemals geschehen war. Er gedachte des Frevels, die Todesruhe des heiligen Mannes zu stören; er war nüchtern geworden in der Kälte und dachte zum ersten Male, seit er sich auf die flache Seite gelegt, an sein wüstes Leben, an Weib und Kinder und das stille häusliche Glück, dessen er sich früher erfreut, und es kam ihm eine Sehnsucht darnach in das Herz, das ihm so schwer wurde. Wie er sich auch dagegen sträuben mochte, es kamen ihm Thränen in die Augen, die er heimlich wegwischte, obgleich die vier Unholde sie in der stockfinstern Nacht nicht sehen konnten.

Der Sturm brauste das Thal herab, und bei der Stille der Nacht, die nur von einzelnen Schüssen in den Orten umher unterbrochen wurde, hörte man es jetzt deutlich, wie die Uhr auf der Kirche in Sobernheim zwölf schlug. In diesem Augenblicke umleuchtete die fünf Frevler ein helles, wunderbares Licht.

Voll Entsetzen fuhren sie aus ihrer ge-

bückten Stellung auf und sahen da, wo das Tabernakel oder Häuslein gestanden, darin das Allerheiligste war, eine weiße Gestalt stehen mit wallenden Gewändern und langem Greisenhaar, die die Rechte drohend gegen sie erhob.

Laut heulend warfen sie Pickel und Brecheisen weg und flohen gen Odernheim, stürzten aber in Trümmergesteine alle paar Schritte und verfielen sich, daß sie bluteten und voll Striemen, Beulen und Schmarren waren an ihres Leibes Gliedern und absonderlich im Gesichte. Der Eine aber, dem das Herz in Reue so mächtig gepocht, lag ohnmächtig an der Stelle.

Wie kurz oder wie lange er also gelegen, wußte er nicht; aber er fühlte plötzlich, wie ihn eine Hand aufhob, und als er die Augen öffnete, sah er dieselbe leuchtende Gestalt vor sich stehen, die am Altare gestanden hatte, und es überkam ihn die Angst des Todes; er faltete seine Hände und rief bebend: Herr, sei mir Sünder gnädig!

Stehe auf! sprach milde die Gestalt. Der Herr hat Dir das Herz gewendet, und obgleich es steinhart war, ist es doch weich geworden! Sündige hinfort nicht mehr! Werde wieder ein ehrlicher Christenmensch und verlasse die Rotte der Uebelthäter und Spötter und Ungerechten. Sorge hinfort treu für Weib und Kinder und baue Dein Häuslein wieder auf, aber nicht von den Steinen, die Du vom Heiligthum raubest, und es sollen seine Mauern Dir unter den Händen wachsen!

Darauf drückte ihm die Gestalt ein Säckchen in die Hand und sprach: Nimm dieß Säcklein und halte Haus mit dem, was darinnen ist, und es wird Segen darauf ruhen für Dich und Deine Kindlein und Dein braves Weib! Nun gehe hin in Frieden! —

Mit diesen Worten verschwand die Gestalt; das Licht, das von ihr ausgegangen war, erlosch, und das rabenschwarze Dunkel der Nacht umgab ihn.

Kalter Schweiß bedeckte seine Stirne. Er zitterte am ganzen Leibe und es war ihm, als sei das Alles, was er erlebt, ein Traum gewesen; aber das Säcklein hielt er in der Hand. Der Sturm hatte sich plötzlich gelegt, und der Schnee fiel in reichem Maße und bedeckte alsbald die Erde, so daß er seinen Heimgang ungefährdet finden konnte. Er griff daher nach seinem Pickel und Brecheisen und machte sich eiligst auf den Heimweg.

Sein Weib hatte ein Lämplein brennen lassen, daß er nicht Schaden nähme, wenn er trunken heimkehrte. Sie hatte die ganze Nacht im Gebete für ihn gerungen, und das Kissen, worauf ihr Haupt geruht, war naß von ihren Thränen.

Als sie ihn kommen hörte, that sie, als schliefe sie, weil sie dem Trunkenen keine Vorwürfe machen wollte; aber er kam stille herein, und sie sah, daß er nüchtern war, und dankte ihrem Gotte. — Aber es mußte etwas von sonderlicher Art geschehen sein, denn er sah bleich aus; das Haar hing ihm wirre um den Kopf, und er zitterte vor Frost. Stille kleidete er sich aus, löschte das Lämplein und suchte das Bett. Schlafen konnte er nicht. Sie hörte ihn ächzen und seufzen und dann laut und inbrünstig beten um Gnade und Vergebung, und erst gegen Morgen schlief er ein. Sie aber dankte unter heißen Thränen dem Herrn, der ihm das Herz umgewendet hatte.

Am Morgen stand er frühe auf und erzählte ihr, was sich in der Sylvesternacht begeben, zeigte ihr das Säcklein, und als sie es öffneten, waren viele Goldgulden darinnen. Er gelobte ihr, wieder ein redlicher Gatte und Vater zu werden, und eilte zur Kirche, als die Glocken die Gläubigen an ihre Pflicht mahnten.

Er war ein anderer Mensch geworden. — Das stille, häusliche Glück vergangener Tage kehrte wieder. Er brach sich die Steine zu seinem Häuslein im nahen Steinbruche und baute es auf, und es war, wie die leuchtende Gestalt verheißen: Die Mauern wuchsen sichtbarlich unter seiner Hand. Als das Häuslein im folgenden Sommer fertig war, bezogen sie es, und er kaufte sich Güter und wurde, wie er ein gottesfürchtiger Mann wurde, auch ein wohlhäbiger, also daß es ihm und seiner Sippe wohlging bis an's Ende.

Die Andern sahen das Alles mit Neid

und Staunen, kamen aber nicht dahinter, wie es gekommen. Sie blieben, wie sie gewesen, und das wohlverdiente Elend wuchs ihnen über das Haupt. —

Die natürlichen Eisgrotten und Wetterlöcher der Schweizeralpen.

Eine naturgeschichtliche Scizze von M. Aug. Feierabend.

> Und kalt her bläst es aus dem Wetterloch.
> Fr. v. Schiller in Wilhelm Tell.

Sowohl im Jura, als vorzüglich in den Centralalpen der Schweiz und zwar hauptsächlich im Kalkgestein finden sich eine große Menge größerer und kleinerer Felsenhöhlen und Spalten, bei deren Ausgang je nach Verschiedenheit der Temperatur der äußern Luft ein starker Windzug heraus oder auch bisweilen hinein bemerkbar ist. Wegen dieses Luftzugs bezeichnen unsere Schweizerälpler diese Höhlen sehr richtig mit dem Namen: Wind- oder Wetterlöcher. Sie benutzen dieselben als Milchkeller, indem sie ein kleines Hüttchen vor die Oeffnung bauen, oder sie auch ganz einfach mit einer Thüre verschließen. Diese Milchkeller heissen die Bewohner der Urkantone dann Nidleren, weil in ihrer meist sehr niederen Temperatur der Rahm der Milch oder die Nidel sehr rasch und vollständig sich auf der Oberfläche der weiten hölzernen Milchgefäße — Gepfen oder Mutten ausscheidet.

Alle diese Windlöcher unserer Schweizeralpen finden sich größtentheils am Fuße einer mehr oder weniger steilen Schutthalde, welche sich an eine steile Felswand anlehnt, von deren Verwitterung sie eben herrührt. Rings um die Windlöcher findet sich nur spärlicher Pflanzenwuchs. Der Boden darum herum ist meist mit dürftigem Moos bekleidet, welches ein schwärzliches Ansehen hat und leicht aufliegt. Ja bisweilen ist der Boden rings herum von dem starken Luftzug wie mit einem Besen rein gefegt. So findet er sich bei'm Enziloch am Fuße des aussichtreichen Nepfs. Dort müssen die dahin verbannten Geister ungerechter und gewaltthätiger Menschen den Reinigungsdienst thun, wie eine uralte Sage in hundert Beispielen im Volksmund noch immer hier und da erzählt. Aus allen Windlöchern strömt an heißen Sommertagen stets ein kalter Luftstrom heraus. Im Winter dagegen geht der Luftstrom von außen in die Höhle hinein, was man deutlich wahrnehmen kann, wenn man eine brennende Kerze in die Oeffnung hält.

Die physikalische Erklärung dieser merkwürdigen Naturerscheinung ergibt sich ganz leicht aus einer ähnlichen im Minenbau. Wird nämlich ein Bergschacht in eine gewisse Tiefe geführt und unten mit einem Stollen in Verbindung gebracht, so ist in diesem Gange immer ein starker Luftzug bemerkbar, und zwar bei heißem Wetter von oben nach unten und außen, bei kaltem Wetter aber von außen nach innen und oben. In diesem Erdgang bleibt sich die Temperatur der Erde das ganze Jahr über so ziemlich gleich, während dagegen diejenige der äußern Luft je nach der Jahreszeit großem Wechsel unterworfen ist.

An heißen Sommertagen kühlt sich nämlich die äußere wärmere Luft in dem bedeutend kältern Erdgang ab, wird dadurch schwerer und dringt dann zur unteren Mündung desselben als kalter Luftzug heraus. Dieser kalte Luftzug dauert nun so lange an, bis endlich der Wärmegrad der äußern Luft demjenigen der Luft in dem Rohre oder Erdgang gleich ist. Umgekehrt verhält es sich, wie schon bemerkt, im Winter. Alsdann ist die äußere Luft kälter als diejenige im Erdgange, die daher ihre gleichmäßige und nun im Vergleiche mit der äußern Athmosphäre höhere Temperatur besitzt. Sie steigt daher wie in einem erwärmten Schornsteine aufwärts. Dadurch entsteht nun ein Luftzug in ganz entgegengesetzter Richtung, und wird daher nun ein Einströmen an der untern Oeffnung bemerkbar. Ist die Temperatur der Luft in dem Erdgange oder in dem Windloche gleich mit derjenigen außerhalb, was im Frühling und Herbst der Fall ist, so zeigt sich gar kein Luftzug. Die Stärke des Luft-

zuges steht immer im geraden Verhältnisse zur Größe des Temperaturunterschiedes innerhalb und außerhalb des Windlochs. Je größer und anhaltender die Hitze außerhalb ist, desto stärker ist auch der Luftzug aus dem Minengange. Ganz gleich wie mit den unterirdischen Gängen des Bergbau's verhält es sich auch mit den sogenannten Windlöchern unserer Schweizeralpen. Wie bereits erwähnt worden ist, befinden sich diese in zerklüftetem Kalkgestein oder im lose über einander gelagertem Kalkgeröll, das sich an eine mehr oder weniger steile Felsenwand anlehnt. Zwischen dem Steingeröll bilden sich eine Anzahl leerer Räume und kleiner Verbindungskanäle, die alle in einen gemeinsamen Kanal münden, welcher dann die physikalischen Naturerscheinungen des Windloches darbietet. In den leeren Zwischenräumen des Steingerölls verliert die eindringende Luft durch Verdunstung ihre Feuchtigkeit und zugleich ihren hohen Wärmegehalt, sodaß derselbe immer 2—3 Grad unter der mittleren Temperatur beträgt. Je lebhafter der Verdunstungsprozeß ist, desto größer die Abkühlung der Luft und desto stärker der Luftzug aus dem Windloch hinaus. Je feuchter aber umgekehrt die äußere Luft ist, desto geringer auch die Verdunstung und der Luftzug. Gestützt auf diese tagtägliche Erfahrung sagen daher unsere Schweizersennen, welche die Windlöcher benutzen: „Es blibt Schoon, so lang' der Blost goht;" und „es chumd Regä, es gohd kei Blost." (Es bleibt schön Wetter, solange der Luftzug im Niedler geht, und es kommt Regen, weil kein Luftzug in demselben geht).

In solcher Weise ist der Luftzug der Windlöcher unsern Alpenbewohnern ein untrüglicher Wetteranzeiger, und darum heißen die Windhöhlen bei uns auch Wetterlöcher. In denselben sammeln sich beinahe jahraus, jahrein größere oder kleinere Eismassen an und heißen darum denn auch wohl Eisgrotten oder Eiskeller. Das Eis bildet sich zur Zeit der Schneeschmelze und schmilzt nur in wenigen Höhlen gegen Ende des Sommers ganz weg. Meistentheils bleibt es das ganze Jahr hindurch. Wo nun viel Eis in einer Höhle sich angehäuft hat, da bleibt die niedere Temperatur den ganzen Sommer eben gleich, während draußen die Wärme der athmosphärischen Luft bedeutend gestiegen ist. In den kühlen Frühlingsnächten, während welchen der Luftzug in die Wetterlöcher hineingeht, gefriert von diesem Zuge das während des Tages geschmolzene Schneewasser und bildet nun in der Höhle eine mehr oder weniger starke Gletschermasse. In solcher Weise entstehen Eisgrotten, welche sich weit unterhalb der Schneelinie befinden. Je wärmer der Sommer ist, desto mehr häuft sich das Eis in den Windlöchern und in den Eisgrotten an.

Unter den zahlreichen größern und kleinern Eisgrotten der Schweiz verdienen voraus folgende der Erwähnung: die Eisgrotte von St. Georges im Canton Waadt, 2562 Fuß über dem Genfer See. Dieselbe ist 75 Fuß lang und 40 Fuß breit. Sie enthält über 1950 Centner Eis und kann die ganze westliche Schweiz mit diesem köstlichen Kühlungsmittel versehen. Die Eisbildung geht in derselben ununterbrochen den ganzen Sommer über fort. Noch großartiger aber ist das Schafloch oberhalb dem Thunersee, und auf der östlichen Seite des Rothhorns, 5604 Fuß über dem Meere. Der Eingang dieser prächtigen Höhle ist ganz domartig, 25 Fuß hoch und 50 Fuß breit. Dabei hat sie eine Tiefe von mehreren hundert Fuß, sodaß bei stürmischer Witterung oft bei tausend weidende Bergschafe in derselben eine bequeme Zufluchtstätte finden. Wegen dieses Nutzens erhielt die Grotte ihren Namen Schafloch. Dreisig Schritte vom Eingang der Höhle entfernt wendet sie sich mehr nach Westen und geht ziemlich steil abwärts, indem sie sich zugleich beträchtlich erweitert. Geht man wieder etwa 30 Schritte vorwärts, so hört man den deutlichen Wiederhall von zahlreichen fallenden Wassertropfen. Zugleich stößt man auf weithin ausgedehnte und hohe Eisflächen, aus denen gewaltige Felsenblöcke nur noch wie Inseln aus einem erstarrten Eismeer hervorragen. Ist man im Ganzen etwa 200 Schritte weit gegangen, so erweitert sich die Höhle zu einer gewaltigen unterirdischen Halle von 80—100 Fuß Breite und von 50—60 Fuß Höhe. Der hellste Fackelschein vermag es nicht mehr, ihren ganzen Umfang auf einmal zu erleuchten. Immer mehr fängt

nun die Eisfläche an, sich in abentheuerlichen tropfsteinartigen Eisgebilden über dem Boden zu erheben, die bei'm Fackelschein sich ganz gespenstisch gegen den finstern Hintergrund abheben. Auf der abgestumpften Spitze dieser kegelförmigen Eispyramiden finden sich schaalenförmige, mit dem reinsten Wasser angefüllte Vertiefungen, in welche regelmäßig wie der Ticktackschlag einer Pendeluhr in Zwischenräumen von 5 bis 10 Sekunden Wassertropfen aus der zerklüfteten Decke der Höhle herniederfallen und die Eisbildung ununterbrochen unterhalten, indem die fallenden Tropfen theils zur Füllung der Schaale dienen, theils wegspritzen und gefrierend zur Vergrößerung der Eissäule dienen. Hier und da heben sich solche Eissäulen zu einer Kuppel empor, welche bis an die Decke der Höhle reicht und daselbst fest angefroren ist.

Untersuchungen mit dem Thermometer, welche in heißen Sommern sowohl im Schafloch, als in andern Windgrotten vorgenommen worden sind, haben in denselben eine Temperatur von blos 2° R. Wärme ergeben, während die der äußern Luft 14° betrug.

Die Wind- oder Wetterlöcher finden sich besonders in großer Anzahl in dem Bergkalk der Gebirge rings um den klassischen Vierwaldstädter See. Wenn man z. B. von dem romantisch gelegenen Bergdorfe Seelisberg nach der noch romantischer gelegenen Wallfahrtscapelle Maria zum Sonnenberg und zu den dortigen modernen Kurhäusern wandert, so sieht man vom Hohlweg aus aus dem dunklen Waldesgrün etwa 11 kleine Steinhäuschen hervorgucken. Es sind das die Milchkeller oder Nidleren der Seelisberger, in welchen sie das ganze Jahr ihre vorräthige Milch und andere Lebensmittel frisch aufbewahren. Nicht weit davon am Fuße des Niederkeilenstocks, sowohl an der Ost- als Westseite desselben, finden sich wieder ebensoviele weitere Windlöcher, desgleichen in der Unterwaldneralp Emmetten, dann im Isen- und Schächenthal, ebenso zu Hergiswil am Fuße des Pilatus, am Bürgen- und Blumalpstock, auf der Meerenalp im Glarnerland, im idyllischen Rhönthal, bei Quarten am Wallenstädter-See und auf der Guppenalp, auf dem schönen Leukelboden.

Lysat in seiner immer noch lesenswürdigen Beschreibung des Vierwaldstätter See's erzählt von 2 Windlöchern an der sogenannten Nase des Bürgenberges, in welche vor mehr als zweihundert Jahren die vorbeifahrenden Schiffer je einen Krug mit Seewasser zu stellen pflegten. Durch den steten Luftzug in den Windlöchern und die starke Verdunstung des nassen Wasserkruges erhielt der Inhalt eine bedeutend niedrigere Temperatur, als das Seewasser ergab, und bot so den erhitzten vorüberfahrenden Schiffleuten einen erfrischenden Trunk. Wer den Krug zu seiner Erquickung leerte, stellte ihn auf's Neue, mit Seewasser gefüllt, wieder hin und sorgte so mit brüderlichem Sinne für Alle, welche nachher kamen und gleicher Labe bedurften.

Jagdbilder aus Spanien. *)

Von Dr. R. Brehm.

3. In der Sierra de Avila.

Anfangs März des vorigen Jahres wurde ich von meinem Freunde, dem General C., zur Jagd nach der Sierra de Avila eingeladen. Ich hatte schon viel von diesem bewaldeten Gebirge gehört, man hatte mir erzählt, daß in den Wäldern, welche dasselbe bedecken, nicht nur Edel- und Schwarzwild häufig anzutreffen sein sollte, sondern versicherte mir auch, daß Luchse dort eine nicht seltene Erscheinung wären. „Geier und Adler," sagte mir mein Freund „können Sie schießen, so viel Sie Lust haben, und Sie werden uns einen großen Gefallen thun, wenn Sie einige der Verheerer unseres Jagdrevieres erlegen wollen: wir selbst sind zu faul, Mühe auf die Jagd derartiger „vichos" zu verwenden."

*) Vergl. Jahrg. VI S. 293 und 384.

Wir fuhren mit der Eisenbahn von Madrid nach dem Escorial, frühstückten daselbst und hofften, noch den Rest des Weges, welcher ungefähr 7 Leguas betrug, an demselben Tage zu Pferde zurücklegen zu können. Vom Escorial aus führte unser Weg durch ein enges, felsiges Thal. Auf einer Seite des Weges weidete eine Schafheerde, welche außer dem Hirten noch drei Wächter, riesige Hunde, hatte. Als wir zur Heerde kamen, jagten diese Thiere eben einen vierten Hund von der Heerde weg, welcher langsam von den Bergen herabkam, mitten auf dem Wege stehen blieb und uns ruhig anschaute. „Warum schießen Sie nicht auf den Wolf?" rief mir der General zu, welcher hinter mir ritt, „er steht schon längere Zeit vor Ihnen und wartet auf Ihre Kugel." Ich erkannte jetzt erst den vermeintlichen Schäferhund, nahm meine Büchs-Flinte zur Hand, rutschte von dem kleinen Gebirgspferdchen herunter, allein bevor ich Herrn Lobo auf's Korn nehmen konnte, war er zwischen den Steinblöcken verschwunden. Auf der anderen Seite des Thales zeigte er sich wieder; er lief ruhig den Berg hinan den nahen Gebirgen zu. Jetzt sandte ich ihm noch eine Kugel nach, dieselbe schlug dicht unter ihm an einen Stein, und auf diesen Gruß beschleunigte er seine Schritte. Das war der erste Bote, welchen das Gebirg uns sandte; gleich darauf bemerkte ich mehrere Lämmergeier, welche hoch über uns der den Horizont begrenzenden Sierra de Avila zuflogen.

Wir ritten weiter und überschritten das Gebirg in einem sogenannten „Puerto" oder Felsenpaß. Am jenseitigen Abhange wurde der Weg so steil und steinig, daß unsere Pferdchen so zu sagen auf den Hinterfüßen hinabrutschen mußten, um sich nur halten zu können. Trotzdem stieg keiner von uns ab, und wohlbehalten langten wir in dem nächsten Dorfe Robledo an. Hier erwartete uns einer der Jagdaufseher des Revieres, auf welchem wir einige Tage zu jagen gedachten. Er kam, um uns den Weg, welcher von Robledo durch einen dichten Kiefernwald führt, nach dem Puerto de Avila zu zeigen.

Als wir den Wald erreichten, dunkelte es bereits, und die steilen, scharf geschnittenen Felsen, welche zu beiden Seiten des Weges hoch über den Wald emporstiegen, schauten gespenstig auf uns herab.

Unser Weg, ein schmaler Fußsteig, führte an schauerlichen Abgründen vorüber. Zwar konnten wir nicht ihre Tiefe erkennen; allein das Geräusch eines tief unter uns brausenden Flüßchens ließ uns vermuthen, daß wir auf einer Steige dahinritten, welche mehrere hundert Fuß über dem Flüßchen dahin führte. Nach und nach gelangten wir in das Flußthal hinab, ritten noch einige Zeit ununterbrochen im Walde fort und kamen um Mitternacht an einem riesigen Gebäude an, dem Ziele unserer Reise. Es war dieß ein Jagdhaus, welches Philipp II. erbaute hatte. In seiner Bauart und seinem düstern Aussehen glich es den Beamtenwohnungen, welche sich um das Escorial herumziehen. Auch gehört dieses Gebäude sowohl, als die umliegenden Wälder, Olivenpflanzungen, Weinberge u. s. w. noch heutigen Tages zu dem vorher erwähnten Kloster. Es wurde bei'm Bau desselben sehr billig erworben. Philipp II. ließ einfach die beiden Dörfer, welche sich hier befanden, niederbrennen und die Einwohner derselben vertreiben.

Eine geräumige Halle, in welcher ein hochflackerndes Feuer im Kamin loderte, nahm uns auf. Bei unserem Eintritt kamen uns vier Jäger entgegen, welche bereits seit acht Tagen die umliegenden Wälder und Gebirge durchstreift hatten. Es waren Bekannte meines Freundes, und so nahmen wir ihre Einladung zum Abendessen um so dankbarer an, als sie uns außerdem versicherten, daß sie nur unsertwegen gewartet hätten. Sie hatten sämmtlich ihre „Reclamo's" mit; denn es war gerade die beste Zeit zur Rothhühnerjagd. Da wir zeitig am nächsten Morgen auf den Beinen sein wollten, brachen wir die Erzählungen, welche wir uns gegenseitig zu machen hatten, bald ab und legten uns zur Ruhe. Wir fanden ein sehr gutes Bett, — eine recht seltene Erscheinung in spanischen Jagdhäusern, — und schliefen prächtig bis zum nächsten Morgen.

Früh 4 Uhr weckte mich einer der Jäger und theilte mir mit, daß die übrige Gesellschaft bereits marschfertig sei, um nach den Bergen auf die Rothhühnerjagd aus-

zuziehen. Ich muß gestehen, daß mich diese Art, die armen Rothhühner zu bethören, nie sehr amusirt hat, deßhalb ließ ich ruhig meine Freunde fortgehen und beschloß, eine in der Nähe des Hauses aufsteigende Felswand zu besuchen, um nachzusehen, ob an derselben kein Geier- oder Lämmergeierhorst anzutreffen wäre. Es begleitete mich ein Mensch, welcher als Raubthierjäger in Spanien den größten Ruf genießt. Chilin wurde er von den Jägern genannt, sein eigentlicher Name aber war Manuel de la Torre. Dieser Chilin glich mehr einem Indianer, als einem Spanier. — Er erzählte mir unterwegs viel von seinen Jagden, blieb häufig stehen, ergriff eine Hand voll Erde, roch daran und sagte dann: „Vor einer halben Stunde ist hier ein Wolf oder ein Luchs vorüberspaziert, und hier weiter oben können Sie die Fährte desselben im Sande ausgeprägt finden." Ich hielt diese Reden Anfangs für Fabel oder lächerliche Renomage, überzeugte mich aber bald, daß Chilin nicht so Unrecht hatte, denn an der Stelle, die er mir vorher bezeichnet, fand ich allerdings die Fährte des Raubthieres, welches er mir vorher genannt hatte. Als ich ihn über Raubvögel fragte, sagte er mir, daß er mir von Adlern und Geiern so viele liefern würde, als ich auszustopfen nur Lust hätte. „Wünschen Sie morgen früh einen Lämmergeier, so werde ich Ihnen denselben schießen, ziehen Sie aber einen Stein- oder andern Adler vor, so haben Sie nur zu wählen." Diese Bestimmtheit in seinem Wesen, seinen Angaben und Versprechungen setzte mich allerdings in Staunen, mich, der ich die Schwierigkeit der Adlerjagd kannte.

Wir mochten ungefähr eine Viertelstunde noch von der Felswand entfernt sein, als er mir bereits drei Orte bezeichnete, wo Geierhorste ständen. „Sie können den alten Geier sitzen sehen," sagte er mir, „wollen Sie nur Ihre Blicke auf diesen und diesen Punkt richten." — Ich muß gestehen, daß ich nicht das Geringste sah. An der Felswand angekommen, blieb er unter jedem der bezeichneten Orte stehen, klatschte in die Hände und rief außerdem den Geier an, welcher auch auf dem Rande des Felsens erschien, und als er uns bemerkte, seine Flügel ausbreitete und davon flog. Hätte ich nicht bestimmt gewußt, daß Chilin erst in der verflossenen Nacht angekommen wäre und noch nie in seinem Leben dieses Jagdrevier besucht hatte, so hätte ich glauben müssen, er habe die Geierhorste schon früher entdeckt; so war dieß aber nicht der Fall.

Gegen 9 Uhr kehrten wir nach Hause zurück; unsere Jagdfreunde waren bereits bei'm Frühstück versammelt, und die getödteten Rothhühner hingen an einer Schnur in einer Ecke des Zimmers. Nach dem Frühstück wollten wir ein Treiben auf Luchse veranstalten.

Der südliche Luchs wurde von Oken mit Recht als eine eigene Art aufgestellt und Lynx pardinus oder Pardellux genannt. Er ist viel kleiner als sein nordischer Bruder; denn seine Leibeslänge beträgt höchstens $2^1/_2$ Fuß, die des Schwanzes nur 5 Zoll. Durch Kürze des Pelzes, verhältnißmäßig großen Backenbart, lange Ohrpinsel und die ganz verschiedene Färbung unterscheidet er sich leicht von den nordeuropäischen Verwandten. Ein lebhaftes glänzendes Roth ist die Grundfärbung, auf ihr erheben sich länglich gestaltete schwarze Flecken, welche etwa in derselben Weise wie bei dem Leoparden gestellt sind; der Backenbart ist in seiner obern Hälfte fahl und schwarz, in der untern weiß; die Ohren mit ihren Pinseln sind schwarz; auf dem Halse finden sich dunkele Längsstreifen; der Schwanz ist fahl gefleckt und schwarz zugespitzt, die Unterseite ist weiß.

Auch der Pardelluchs gehört zu den vorsichtigsten, welche es gibt, so frech er sich auch zeigt, wenn es gilt, einen Raub auszuführen. Er bewohnt die waldreicheren Gebirge Spaniens und hält sich bei Tage nur in den dichtesten Dickichten oder in unzugänglichen Höhlen auf. Das leiseste Geräusch schreckt ihn auf. Immer im Dickicht hinschleichend verläßt er sein Lager und kehrt nicht eher zu demselben zurück, als bis alle möglich scheinende Gefahr vorüber. Um den Luchs zum Schuß zu bekommen, mußten wir einige jener fast undurchdringlichen Dickichte, welche die immergrüne Eiche bildet, treiben lassen. Wir selbst gelangten auf einem bedeutenden Umwege auf unseren Posten, eine sich quer

durch das Dickicht ziehende, felsige Wand. Auf der einen Seite wurde der zu treibende Theil des Waldes von dem von der Sierra de Gredos kommenden Fluß Alberche begrenzt, auf der andern Seite schloß sich ein leichter Olivenwald an, und weiterhin erstreckten sich Weinpflanzungen. Wir konnten beinahe sicher darauf rechnen, daß wenn ein Luchs sich in diesen Dickichten aufhielt, er an einem der Schützen vorbeikommen mußte, denn den Fluß sowohl, als den lichten Olivenwald würde er nicht passiren. Der Trieb selbst war ungefähr $^3/_4$ Stunde lang, und die Treiber wurden aufgefordert, ziemlich ruhig durch die Dickichte nach uns zu sich Bahn zu brechen. Wir standen ungefähr 10 Minuten auf unserem Posten, als der erste Schuß fiel. Mein Freund C. hatte wohl auf einen Luchs geschossen, denselben aber in der Ueberraschung und im ersten Schreck gefehlt, der Luchs jedoch war, durch den Schuß erschreckt, nach dem Dickicht zurückgekehrt, hatte also die Reihe der Schützen noch nicht durchbrochen. Eine andere Viertelstunde verging, wir hörten die Treiber bereits durch die Eichengebüsche sich Bahn machen. Zahlreiche Kaninchen erschienen und verschwanden ebenso rasch wieder, und schon glaubten wir, daß der Luchs an den Treibern, ohne von ihnen gesehen zu werden, vorübergegangen wäre, als plötzlich dicht in meiner Nähe der Ruf „el lince, el lince" erschallte. Ich sah ein buntes Thier durch die Gebüsche schleichen, und im Augenblick, wo ich dasselbe als Luchs erkannte, drückte ich auch schon ab und hatte das Vergnügen, die von den Schützen gegen alle Jagdregel losgelassenen Hunde auf den Punkt zustürzen zu sehen, wohin ich mein Geschoß gerichtet. Bellend umstanden sie einen dichten Eichenbusch. Ich lud so rasch wie möglich mein Gewehr wieder. Zwar mir sicher bewußt, den Luchs nicht gefehlt zu haben, wollte ich doch zwei Schüsse in Bereitschaft halten für den Fall, daß er nicht tödtlich verwundet wäre, denn ist der Luchs angeschossen, so verbirgt er sich nach dem Schusse oft in dem nächsten dichten Busch, läßt sich hier von den Hunden stellen, stürzt sich aber, wenn es ihm irgendwie noch möglich, mit einem Satz auf den sich nähernden Menschen. Vorsichtig näherte ich mich dem Orte und rief die Hunde ab, allein keiner derselben leistete mir Folge. Ich sah den angeschossenen Luchs mit erhobenem Vorderkörper dastehen, die sich nähernden Hunde anfauchend, konnte ihn aber nicht durch einen zweiten Schuß vollends tödten, denn ich mußte fürchten, immer einen der Hunde mitzutreffen. Auf meinen Zuruf erschienen mehrere der Treiber. Sie näherten sich vorsichtig dem Busche und ergriffen die Hunde, um sie an sich zu nehmen. Als zuletzt blos noch ein Hund die Aufmerksamkeit des Luchses auf sich zog, näherte ich mich von der Seite dem Verwundeten und streckte ihn mit einem zweiten Schuß vollends nieder. Der Luchs schien ein sehr altes, starkes Männchen zu sein, denn er übertraf die oben angegebenen Maße noch um ein Beträchtliches. Die zusammengekommenen Treiber versicherten, daß wenigstens 3 Luchse in diesem Triebe gewesen wären, 2 derselben hätten sich wahrscheinlich unbemerkt an den Schützen verbeigeschlichen, und als die Schützen zusammengerufen wurden, sagten 2 derselben, daß sie allerdings ein so ähnliches Thier gesehen hätten, allein ihre Ueberraschung wäre zu groß gewesen, als daß sie den Vorbeischleichenden eine Ladung hätten zusenden können.

Für diesen Tag mußten wir unsere Jagd auf Luchse einstellen, denn wir konnten sicher sein, daß die beiden andern aufgescheuchten und durch Schüsse erschreckten wenigstens einen Marsch von ein paar Stunden angetreten hatten, um sich in der zerklüfteten Sierra de Gredos, welche in dieser Entfernung von uns aufstieg, vor den Verfolgern zu bergen.

Den Nachmittag brachten wir auf der Rothhühnerjagd zu, ebenso den nächsten Morgen. Da wir bei Nacht hellen Mondschein zu erwarten hatten, so redete mir mein Jäger Chilin zu, noch einen Versuch zu machen, einen Luchs auf dem Anstand zu schießen. Er versicherte mir, mich an einen Ort bringen zu wollen, an welchem sicher entweder ein Luchs, oder wenigstens ein Wolf vorbeipassiren müßte.

Wir verließen, als der Mond bereits am Himmel stand, das Jagdhaus und gingen nach dem Flusse. Der Fluß Alberche,

von krystallhellem Wasser, in welchem viele Forellen leben, scheidet unser Jagdrevier in zwei Theile, in einen, welcher mit immergrünen Eichen, und den zweiten, welcher mit Kiefern bewachsen ist. In ersterem halten sich Luchse auf und gehen bei Nacht auf einer aus zwei neben einander gelegten Baumstämmen erbauten Brücke über den Fluß, um auf dem linken Ufer desselben ihre Jagden zu betreiben. Da die Gegend im Ganzen sehr wenig von Menschen bewohnt ist, so findet man auch nur alle 3 — 4 Stunden eine derartige Brücke und kann deßhalb sicher darauf rechnen, stellt man sich bei Nacht in der Nähe derselben auf den Anstand, die schon erwähnten Raubthiere passiren zu sehen, besonders aber die Luchse, denn sie gehen nur sehr ungern durch das eiskalte Wasser des Flusses.

Wir verbargen uns am linken Ufer in dichtem Erlengebüsch, so zwar, daß wir in geringer Entfernung von der Brücke und tiefer als dieselbe uns befanden. Eine halbe Stunde mochte so vergangen sein, als wir in der Nähe am jenseitigen Ufer einen Hirsch erblickten, dem bald ein ganzes Rudel von Hirschkühen und Schmalthieren folgte, welche ihren Weg durch das Wasser dicht an uns vorüber nach dem diesseitigen Ufer nahmen. Wir schossen nicht auf dieselben, denn wir wollten überhaupt die Hirsche im Reviere noch schonen, obgleich man in Spanien fast nirgends die jährliche Hegezeit auf Wild einhält. „Bald werden wir einen Luchs oder Wolf erblicken,“ sagte mir Chilin, „denn sicher schleichen sie der Spur der Hirsche nach.“ Und wirklich wenige Minuten, nachdem die Hirsche in dem Kiefernwald verschwunden waren, erschien am jenseitigen Ufer ein Wolf, untersuchte genau die Fährte des Wildes, verfolgte sie bis an den Fluß heran, kehrte aber wieder um, weil er wahrscheinlich uns gewittert hatte. Ich kam nicht zum Schuß, da er immer zu sehr im Schatten stand, und es mir unmöglich war, ihn auf's Korn zu bringen. So mochte es Mitternacht geworden sein, als endlich ein weißlich schimmerndes Thier die Brücke betrat. Es konnte nichts anderes als ein Luchs sein. Ich richtete mein Gewehr dahin, und als er mitten auf der Brücke angelangt war, rief ich ihn durch einen leisen Pfiff so zu sagen an, wie es unsere Jäger mit den Hasen zu thun pflegen. Er stutzte einen Augenblick, allein in diesem Moment krachte es auch bereits. Der Luchs, tödtlich getroffen, wollte sich auf der Brücke noch halten, blieb auch wirklich noch einige Sekunden über dem Wasser schweben, dann aber verließ ihn das Leben, und er plumpte in den Fluß. Einige Zeit trieb ihn die Strömung mitten im Flusse hin, und ich fürchtete schon, um das schöne Fell des Raubthieres zu kommen, allein mein Jäger war ganz ruhig, da er wußte, die Strömung mußte ihn tiefer unten, wo der Fluß eine Krümmung machte, unserm Ufer so weit nähern, daß wir ihn mittelst eines Stabes oder einer kurzen Stange erreichen konnten. Und so geschah es denn auch; wir fischten den Luchs glücklich heraus. Er war nicht so groß als der am vorigen Tag geschossene, aber immer noch ein sehr stattlicher Bursche. Triumphirend langten wir nach 1 Uhr im Jagdhause an, woselbst wir meine Jagdfreunde noch mit dem Spiel beschäftigt fanden. Einige Tage später reisten wir nach Madrid zurück, und obgleich ich ein Paar Luchse geschossen hatte, ein Männchen und ein Weibchen, sagte mir doch kurze Zeit darauf einer der Jagdaufseher, daß wenigstens wieder 6 — 8 Stück auf dem Revier vorhanden wären. Sie würden aber von den Jägern trotz des vielen Schadens, den sie anrichteten, doch geschont werden, damit wir uns, wenn wir im Herbst dahin zurückkämen, mit der Jagd derselben die Zeit vertreiben könnten.

Dies und Das.

Sichere Rettung hat in großer Noth ein Tyroler Bauer nachgewiesen. In einem Hause in Imst in Tyrol gab es eines Tages ein schreckliches Jammergeschrei. Die Nachbarn eilten hinzu, und nun erzählt die Mutter: Mei Jockele hat aan Pfännig verschluckt! Der wird Grünspahn setzen, und der liebe Bua ist fort! — Das ist eine schlimme G'schichte, sagte ein Nachbar, aber i weiß aan sichern Rath. Schicket gleich zum Herrn Acciser-heber, der weiß au den allerletzten Heller 'raus zu kriegen, und es fehlt nimmer!

Louise.

Eine Erzählung aus den Erinnerungen meiner Großmutter.

Von Paul Stein.

Sieg auf Sieg erfochten die französischen Heere über Oestreichs tapfere Krieger, deren alte Generale der jungen und genialen Kraft Napoleons nicht länger gewachsen waren. Oestreich, das allein noch gegen Frankreichs wachsende Macht das Schwert aus der Scheide gehalten hatte, erlitt eine Niederlage um die andere. Der Sieg neigte sich ganz entschieden auf die Seite des Feindes, der in seiner schlauen Hand durch die Stiftung des Rheinbundes das Herz Deutschlands, die Mittelstaaten, hielt. Damit war der morsche Zusammenhang des alten deutschen Reiches vollends zerbröckelt: es hatte aufgehört, zu sein, wie Napoleon der Reichsversammlung zu Regensburg in seiner an sie gerichteten Schrift unumwunden erklärte.

Um das alte deutsche Reich, das sich in seiner Verfassung längst überlebt hatte, war es nun freilich kein großer Schaden, sein völliges Absterben laut der napoleonischen Verkündigung an und für sich kein Unglück. Aber was diese Verkündigung bezwecken sollte: die Einheit Deutschlands zu zerstören, war eine traurige Sache. Der Rheinbund, der gleichsam unter dem Protektorat des Mächtigen stand, gerieth dadurch in eine feindliche Stellung gegen das noch immer kampfbereite Oestreich, wie gegen das neutrale Preußen mit seinem Anhang, und so kam es, daß der Deutsche, dem französischen Heere einverleibt, gegen den Bruder auf dem Heimathboden kämpfen mußte.

Noch war das Schwert nicht gezogen zu solch unnatürlichem Kampfe, aber der schärfer Blickende war seiner gewärtig, so friedlich und freundschaftlich sich auch eben französische Regimenter am Rhein und dem Neckar einquartirt hatten. Diejenigen, welche sich weniger mit der Politik beschäftigten, überliessen sich theilweise dem beruhigenden Glauben an den Frieden, dessen Garantie sie in dem Rheinbund finden wollten. Wo die französischen Truppen lagen, war man nicht unzufrieden mit ihnen, und Viele verkehrten recht freundschaftlich mit den unwillkommenen Gästen.

In einer reizenden Gegend des Neckars, von schönen Anhöhen umgeben, mitten im prächtigsten Grün der Wiesen, im Gottessegen herrlicher Fruchtfelder liegt ein großer Ort, eine abgeschlossene Pfarrgemeinde bildend. Dort war ein Theil des schönen Regiments des Obristen Calembert einquartirt, und er selbst, der alte Krieger, hatte im Pfarrhause ein angenehmes Unterkommen gefunden.

Die Wohnung des Geistlichen war ein geräumiges und freundliches Gebäude auf einer kleinen Anhöhe, neben der Kirche gelegen. Ein hübsch geordneter Garten umgab es terassenförmig von zwei Seiten, die dritte ging nach dem Hofe zu, die vierte grenzte an die niedere Kirchhofsmauer. Doch auch die Nähe der Todtenstätte mit ihren bedeutsamen Hügeln und Kreuzen störte die Anmuth der Lage nicht; der sonnige Gottesacker, hin und wieder von fruchttragenden Bäumen beschattet, gehörte mit zu diesem Bilde des Friedens und der Ruhe.

Dem französischen Oberst schien es mit jedem Tage hier heimischer zu werden. Der Pfarrer, ein gemüthlicher und wissenschaftlich gebildeter Mann, ward ihm bald ein lieber Freund, die Pfarrerin, obgleich eine kränkliche und deßhalb eine etwas grämliche Frau, versorgte ihn darum doch auf's Beste, und Lotte, die Magd, wenn schon von Hause aus eine arge Franzosenfeindin, wurde nach und nach von dem lustigen alten Bedienten des alten Herrn mit Frankreich versöhnt. Doch das feindlichste Element des gemüthlichen und gastfreien Hauses war Louise, die sechzehnjährige Tochter, ein Kind aus der ersten Ehe des Pfarrers, die der Tod schon vor zwölf Jahren getrennt hatte.

Die Mutter, welche der Pfarrer seinem verwaisten Kinde wiedergegeben hatte, war eine brave und auch gute Frau, aber sie besaß nicht jene freundliche und zuthunliche Weise, die das Kinderherz schnell gewinnt und sich ganz zu eigen macht; selbst gegen die ei-

genen Kinder hatte sie etwas Kaltes und Strenges, was nach den ersten Jahren der mütterlichen Pflege die Zuneigung derselben mehr der freundlichen Schwester, als der ernsten Mutter zuwandte. — Auch Louise liebte die Kinder der Stiefmutter mehr, als sie selbst, war sich dessen übrigens nicht klar bewußt, sie fühlte nur, daß Arbeit und Spiel mit den kleinen Geschwistern sie immer freudig erregte, während sie im Beisein der Mutter nur selten recht von Herzen lachen konnte, war es nun, weil der umflorteste Blick der kränkelnden Frau zuweilen auf Louise fiel, die nicht allein durch Schönheit vor den andern Kindern begünstigt war, sondern auch den Vorzug, ein hübsches Vermögen zu besitzen, vor ihnen voraus hatte, von der verstorbenen Mutter auf sie vererbt.

Louise dachte weder an den einen, noch an den andern dieser Vorzüge. Sie befragte nie den Spiegel, wie reizend sie wohl sei, und ebenso wenig fiel ihr ein, daß Geld sie in den Augen Anderer über ihre Geschwister erheben könne. Sie wußte kaum, daß sie welches besaß, weil es wenig Werth für sie hatte. Einfach und anspruchslos, wie sie erzogen wurde, blieb ihr Sinn. — Der Vater lehrte sie etwas mehr verstehen, als man in der Dorfschule lernte. Er unterrichtete sie in der lateinischen und französischen Sprache, und sie las in den Stunden der Nacht, wenn die Arbeit der Hände ruhte, manches Buch aus des Vaters Bücherschrank, was freilich nicht immer von Nutzen für sie war, und er ihr wohl nicht immer gestattet hätte, wenn sie ihn darum befragt hätte. Allein sie that das nicht, — vielleicht befürchtete sie insgeheim das Verbot — und zu lesen war ihre höchste Freude. Lotte, die Dienerin, deren Herzenskind sie war, denn Lotte hatte sie zuerst auf den Armen gehalten, als sie das Licht der Welt erblickt, nahm häufig ungeheißen die Bücher aus des Herrn Verwahr, um Louise damit zu erfreuen. So las das junge Mädchen Manches, was ihren einfachen Sinn in Verwirrung zu bringen drohte und sie auch auf Stunden zu einer Schwärmerei verleiten konnte, die, so unschuldig an und für sich auch, doch in jungen, leicht erregbaren Gemüthern gerne Täuschung und Wahrheit mit einander vermischt.

Ein Bruder der Pfarrerin, ein junger Forstcandidat, eben noch auf der Universität, kam gewöhnlich in den Ferien zum Besuch, und was war natürlicher, als daß das schön erblühende Mädchen, das auf ganz vertrautem Fuße mit dem nahen Verwandten stand, sein Herz bald stärker schlagen machte, und daß es sein höchster Lebenswunsch wurde, Louise einst heimzuführen. Aber sie wollte seine bedeutsamen Worte und Blicke nicht verstehen; — als ahne sie nicht entfernt, was in seiner Seele vorgehe, verkehrte sie unbefangen, kindlich heiter mit ihm. Der junge Student war ja ihr Oheim; der Gedanke, daß er sie lieben könne, lag ihr gänzlich ferne. — —

Da kam in das stille Dorf die französische Einquartierung, der Obrist in das Pfarrhaus, — und Louise war bald der erklärte Liebling des alten Kriegers. Auch sie fand großes Wohlgefallen an ihm, und wenn Fritz, der junge Oheim, auf die Franzosen schmähte und sie die Unterdrücker Deutschlands nannte, da schüttelte sie mißbilligend das Haupt und meinte, das sei doch wohl nicht so schlimm. Der Obrist beschwor dieß natürlich und brach jedesmal in ein begeistertes Lob Frankreichs und seines Abgotts, Napoleons, aus.

Fritz, in dessen Brust die Schmach des Vaterlandes brannte, und welcher mit seinem frischen Blick weiter ausschaute, als sein Schwager, der an der Idee des Friedens hing und diesen für keinen Preis zu hoch erkauft hielt, fühlte sich, seit die Franzosen eingezogen waren, nicht mehr wohl in dem Hause seiner Verwandten, und wäre Louise nicht gewesen, er hätte es vielleicht ganz gemieden. Doch sie nicht mehr sehen, die er liebte, — war ihm nicht möglich; auch erwachte in ihm eine geheime Eifersucht auf die Fremdlinge, die ihn mit Angst und Mißtrauen erfüllten, obgleich Louise das sich stets gleich bleibende, unbefangene Kind nach wie vor blieb. — Die jungen Offiziere, die bei dem Obristen aus- und eingingen, auch zuweilen eine Stunde bei ihm und dem Pfarrer in der Gartenlaube saßen, interessirten sie wenig. Die Mutter hieß sie den Herren aus dem Wege gehen, und sie that es sehr bereitwillig. Mit dem Obristen dagegen wurde sie ganz vertraut; der alte Herr erzählte ihr manche unter-

haltende Geschichte aus seinen Erlebnissen, und dann auch lernte sie recht fertig französisch bei ihm sprechen, während er sich von ihr Unterricht in der deutschen Sprache geben ließ. So saß sie manche Stunde bei ihm, ihre Arbeit in der Hand und die Kinder dabei beaufsichtigend, meistens im Garten, unter dem schattigen Nußbaume, oder in der Traubenlaube.

Nur Eins gefiel Louise an ihrem alten Freunde nicht recht, — er hatte mitunter üble Launen. Dann schloß er sich Stunden, oft Tage lang von Jedermann ab, und selbst ihren Scherzen und Liedern gelang es nicht, seine Stirne zu glätten. Sein schwarzes Auge konnte dann mitunter recht unheimlich aufblitzen, was zu dem grauen Haar gar nicht gut stand. Doch noch nie hatte Louise gewagt, ihn um den Grund so seltsamer Verstimmungen, oft mitten in einer frohen Stunde, zu befragen. Auf der Zunge sitzen hatte sie es wohl schon, aber es auszusprechen fehlte ihr immer der Muth. Da, an einem wunderbar schönen Frühlingsmorgen, fand sie ihn ganz in sich vertieft in der Laube sitzen, — so trübe, so melancholisch. — „Der arme Herr, was ihm nur fehlen mag?“ sagte sie sich, und von mitleidiger Theilnahme getrieben trat sie leise zu ihm heran, legte leicht ihre Hand auf seine Achsel und fragte:

„Aber was fehlt Ihnen denn nur, Herr Obrist“? — Sie erschrack, als die Frage heraus war, und fürchtete, einen stechenden Blick dafür zu erhalten. Aber es war nur ein unheimlicher Blick, der sie traf, der unheimlichste freilich, den er je auf sie geworfen. —

„Vergeben Sie meine Frage,“ stotterte sie. — „Es war gewiß nicht Neugierde, die mich dazu trieb. — Mein Gott, wegen was sind Sie denn oft plötzlich so traurig? — Es thut Ihnen doch Niemand hier etwas zu Leide?“ —

„O nein, Ihr seid alle gut, und Sie zumeist, liebes, gutes Kind! — Zürnen Sie nur nicht ob dieser Launen, wie Sie wahrscheinlich die düstere Stimmung, die mich zuweilen befällt, nennen werden. Doch keine Laune ist es,“ fuhr er leiser fort, „eine Schwäche, ein Unglück, ein Wahn, was mein Leben vergiftet.“

Er senkte das Haupt tief auf die Brust; sie schüttelte verwundert das ihre und sagte: „Ich verstehe Sie nicht recht. — Nichts Wirkliches wäre es also, was sie quält? — So meinen Sie doch wohl?“

„Ja, ein Phantom, ein Gespenst — nenne es, wie Du willst, Kind, — aber es ist da, es verfolgt mein Leben, es heftet sich an meine Fersen, und morgen —“, — er hielt erbleichend inne.

„Was morgen? — O reden Sie! Mittheilung erleichtert.“

„Und bannt die Schrecken, meinst Du wohl? — Ja, wenn das wäre, wenn sich das Verhängniß dadurch bezwingen liesse! — —

„Versuchen Sie es,“ bat sie mit ihrem sanftesten Tone.

„Wohlan. Doch heute nicht, morgen, Kind, morgen im Kreise einiger Freunde, an Ihrer Seite, holder Engel, will ich, ja — ja — ich will einmal darüber sprechen. Sie werden vielleicht den alten Krieger auslachen, ihn abergläubisch schelten, — aber wenn der Wahn auch Sie ergriffe, wenn eine Blume nur auf Ihrem Lebenspfad dadurch zerknickt würde, ich vergäbe es mir nimmer!“

„O sorgen Sie nicht! Meine Seele ist jedem Aberglauben fern. Ahnungen wohl habe ich, aber nur Glücksahnungen; und ist es nicht recht, nur an Gutes zu glauben, nur auf Gutes zu hoffen in dieser schönen Welt? — Ja, Herr Obrist, auch Sie sollten immer recht heiter sein, so wie Sie sein können, immer. Da sind Sie viel liebenswürdiger, als wenn Sie so — so finster drein blicken. Geben Sie nur acht, wenn Sie das Gespenst nennen, das Sie quält, entflieht es alsobald und kehrt nicht wieder.“

Louise war ordentlich froh, daß ihren alten Freund nichts Schlimmeres drücke, als ein Phantom, ein Aberglaube, der ihr bei dem starken Manne leicht besiegbar erschien; fürchtete sie sich doch nicht vor solchen Dingen, sie, ein schwaches Mädchen! Sie glaubte nur an gute, nicht an böse Geister und meinte, man müsse nur so recht aus ganzer Seele seinem Schutzengel vertrauen, dann sei er auch immer nahe.

Der Obrist sah sie mit besorgter Theilnahme an und sagte so ernsthaft, daß es sie

fast erschreckte: „Möge Ihr schuldloses Leben nie bösen Mächten verfallen!"

„Davor schützt die Liebe zu Gott und den Menschen," rief sie eifrig und fuhr ebenso fort: „Ein Leben, von Liebe durchdrungen, kann sich nimmer unglücklich gestalten, denn die Liebe ist ja das beseligendste Gefühl der menschlichen Brust und das schönste Geschenk des Himmels."

„Wenn sie nicht zur Leidenschaft wird, junges Mädchen", mahnte der erfahrene Mann und faßte besorgt ihre Hand.

Doch sie lachte froh zum blauen Himmel auf und sprach mit jugendlicher Schwärmerei: „Was die Liebe bringt, muß ja beglücken und erheben; sie versüßt ja selbst den Schmerz und gibt Freude, Kraft und Muth in jeder Noth." —

„O wohl dem, der einst Ihr Herz gewinnt! — Ja wäre ich noch einmal dreisig Jahre jünger!" rief der alte Krieger, begeistert von den strahlenden Augen des jungen Mädchens und ihren zuversichtlichen und unschuldigen Glückshoffnungen von der ungewissen Zukunft. — Dann stand er rasch auf und machte einen Gang durch den Garten. Seine trübe Stimmung schien sich jedoch ganz verloren zu haben, denn bei'm Mittagstisch lud er scherzend die ganze Familie zu seiner Geburtstagsfeier auf morgen ein, zu deren Verherrlichung übrigens, wie er sagte, die Küche der Frau Pfarrerin das Meiste thun müsse. Er beabsichtige, einige Offiziere dazu einzuladen, wenn sie ihre Bewirthung übernehmen wolle. Sie sagte in ihrer etwas grämlichen Weise zu, und Jean, der Bediente des Obristen, hielt am Nachmittag eine lange Berathung mit Lotte und ritt dann selbst in die nahe gelegene Stadt, das Nöthige für Küche und Keller herbeizuschaffen.

Louise wollte Kränze zum Feste winden, und da es noch nicht viele Blumen im Garten gab, ging sie mit einem Körbchen am Arme fort, aus Feld und Wald Blüthen und Zweige zu holen.

Sie verspätete sich dabei. Der volle Mond, der frühzeitig heraufgezogen kam, hielt die Dunkelheit ferne, und ihr war so wohl im Freien bei dem Geschäfte des Blumensammelns, so wunderbar zu Muth an dem schönen Frühlingsabend!

War es doch heute der erste Mai, und er war heraufgezogen mit dem ganzen Füllhorn seiner Freude, sein helles Angesicht getaucht in süßduftenden Thau, sein Haupt mit einem Blüthenkranze umwunden, sein frischgrünes Gewand mit Blumen überstreut, und jubelnd hatten ihn die gefiederten Sänger begrüßt, als er hervortrat aus der purpurnen Morgenröthe, wie ein Bote der himmlischen Gnade. Louise hatte, wie an jedem hellen Morgen, auch diesem Tage froh entgegengelacht, aber seine ganze Schönheit that sich ihr jetzt recht auf, als er Abschied nahm. Sie verwunderte sich darüber; des Obersten trübsinniges Gesicht hatte sicher dieß verschuldet. — Doch dem war nicht so, obgleich sie engen Antheil an ihm nahm; sie hatte des Tages Pracht ja schon früher geschaut, als sein düsterglühendes Auge, allein sie war eben so noch nicht in ihrer Seele aufgegangen, wie jetzt, im Durchstreifen der Fluren, wo sie von Frühlingsahnungen des Herzens bewegt war, die in niegekannter Wonne sie durchzitterten.

Bald jubelte sie laut auf, als müsse die junge Brust ihren vollsten Klang ausströmen, dann koste sie wieder mit den Blumen oder lauschte in süßer Befangenheit den zärtlichen Tönen der Vögel und Käfer, die durch die stille Nacht zu ihr herdrangen. So trieb sie eine Weile das holde Spiel einer von unnennbaren Ahnungen ergriffenen unschuldvollen Mädchenseele, und als sie in später Abendstunde nach Hause kehrte, lag in ihrem ganzen Wesen etwas Gehobenes, das Lotte an ihrem Herzenskind auffiel; sie erschien ihr mit einem Male größer, mädchenhafter geworden. Die treue Seele war beunruhigt darüber, denn Louise kam ihr gerade vor, wie einst ihre selige Mutter, als sie ihr, die schon im Hause ihrer Eltern die treue Lotte hieß, halb und halb zugestand, daß sie den jungen Pfarrherrn aus der Nachbarschaft liebe. Sollte Louise das Gefühl der Liebe schon kennen? so jung noch? und wen konnte sie lieben? — Heinrich, den jungen Onkel vielleicht? — Doch nein, er war ja schon lange nicht da gewesen, und Louise war stets so unbe-

fangen in seiner Gegenwart. — Der alte Obrist kam ihr in den Sinn, und obgleich sie sich selbst ob diesem Gedanken schalt, konnte sie ihn doch nicht gleich los werden. Ihr Franzosenhaß regte sich wieder, und allerlei Mähren von Liebestränken und beschörenden Formeln für ein schwaches Mädchenherz fielen ihr ein. Sie wollte Jean am nächsten Morgen in's Gebet nehmen, aber was sie im Dunkel der Nacht ausgeheckt, hielt bei'm hellen Tageslicht nicht Stand. Zudem war Jean heute die Liebenswürdigkeit selbst. — Seines Herrn Geburtstag war ja, und schon viele Jahre hatte ihn dieser, abgeschlossen selbst vor dem treuen Diener, in seiner Stube zugebracht.

Heute aber gab's einen flotten Schmaus, mit Champagner gewürzt, da fehlte es denn gewiß nicht an Fröhlichkeit, und Jean war schon am frühen Morgen davon angesteckt.

Lotte hatte vollauf zu thun und wenig Zeit, ihren nächtlichen Grillen nachzuhängen, nur wenn der graue Diener sich gar so lebendig um sie her bewegte, tolle Scherze trieb, lachte und sang und des Nachbars rothwangiges Gretchen, das zur Aushülfe da war, wie ein zärtlicher Galan in die Arme nahm und in hastiger Geschäftigkeit ihr einen Kuß auf den braunen Arm drückte, da kam ihr wohl der schreckbare Gedanke wieder, der Obrist könnte es denn doch wohl Louise angethan haben. Der alte Herr dem blutjungen Mädchen! Sie schauderte innerlich zusammen, denn daraus konnte doch ihrem Herzenskind kein Glück erwachsen. Aber, wie gesagt, nur wenig Zeit blieb ihr zu solchen Ueberlegungen; denn Ehre mußte sie jedenfalls mit dem Geburtstagsmahle einlegen, und sollte sich dieses zu einem ihr mißliebigen Verlobungsmahl gestalten. Louise schmückte indessen die große Gaststube festlich aus und bedeckte mit dem feinsten Gedecke, das sich im wohlbestellten Weißzeugschrank befand, die länglich runde Tafel. Um die weißen Gardinen wanden sich Kränze; duftende Narzissen und Hyazinthen standen auf dem Tische zwischen den Flaschen rothen und weißen Weins und den Kuchen, die Lotte in der Nacht gebacken. Der mächtige Ofen aus uralter Zeit wurde mit Laubgewinden umhängt und mit Blumen verziert. So sah der schwarze Geselle recht freundlich aus uud gab der einfachen Stube ein ganz festliches Ansehen.

„Mein Angebinde;" sagte Louise, als sie den Obristen herumführte, und herzlich dankte er ihr für ein so sinniges Geschenk. Allein es war, als ob die gestern von ihr verscheuchten Wolken wieder auf seine Stirne aufziehen wollten, wie die Kinder kamen, ihm zum Geburtstag zu gratuliren, und auch der Pfarrer und seine Frau ihn beglückwünschten. Als jedoch die Gäste sich eingefunden hatten und heitere Scherze den wohlbestellten Tisch umkreisten, wurde auch der Obrist recht lebendig; dennoch meinte Louise, die an seiner Seite saß und ihn scharf beobachtete, seine Heiterkeit koste ihn Zwang. Als der Champagner in den hohen Kelchen schäumte, erhob sich der Obrist, und mit einem schnellen Blick auf Louise sagte er:

„Ich habe ein Versprechen einzulösen, — ein Unglück meines Lebens, das gespenstisch mich verfolgt, zu offenbaren."

„O nicht heute, jetzt nicht," fiel Louise ihm schnell in die Rede.

„Heute oder nie," entgegnete er bestimmt, „denn gerade dieser Tag ist ja das Unglücksgespenst meines Lebens! Ja staunen Sie nur, es ist so", fuhr er von einem innern Schauer ergriffen fort, „Sie werden es einen Wahn, eine fixe Idee nennen; — wäre dem so, und beide entschwänden mit der Offenbarung, der heutige Tag sollte der gesegnetste meines Lebens sein. Ein Geschick, vor dessen Enthüllung mir seither graute, barg ich ein Menschenleben hindurch und suchte ihm seit Jahren durch Abgeschlossenheit zu entkommen. Heute soll es laut verkündet werden, das böse Omen, das den Tag meiner Geburt verfolgt und ihn zu einem Unglückstag stempelt."

Der Obrist hielt inne. Alle sahen betroffen auf den sonst so felsenfesten Mann, den ein Wahn daniederbeugte. Er hatte laut, doch langsam gesprochen, als koste es ihn eine große Anstrengung; dann fiel er wie erschöpft davon auf seinen Stuhl zurück.

Der Pfarrer, am schnellsten gefaßt, suchte scherzend die eingetretene Spannung zu heben. Er meinte, es wäre ja ganz gut, den Tag so genau zu wissen, an dem man leicht einem Unheil verfalle, man könne

sich dann davor wahren und habe vielen Vortheil vor andern Menschenkindern voraus, die blind oft ihrem Verderben geradezu entgegenliefen.

Der Obrist erwiederte hierauf nichts. Nach einer kleinen Pause fing er zu erzählen an: Mein Geburtstag war der Todestag meiner Mutter. An meinem Geburtstag stieß mein Vormund mich aus seinem Hause, eines muthwilligen Knabenstreichs wegen. Er meinte es vielleicht nicht so schlimm, allein es wurde mir zum Unglück, denn trotzig lief ich in die Weite und verbrachte kostbare Jahre theils im Elend, theils im Leichtsinn und mit unwürdigen Handlungen. Als meine bessere Natur sich wieder regte, und ich eine Stelle zu finden glaubte, wo ich das Versäumte nachholen könnte, als nach Jahren des Herumziehens mein Leben wieder Liebe und Theilnahme fand, da war es — wieder an meinem Geburtstag, als Werber mich ergriffen und mich trotz meines Widerstands zum Militär schleppten. Es war ja mein Glück, werden Sie sagen, denn ich bin ja Obrist geworden, — aber das wohl nach einem Vierteljahrhundert und — nach einer verlornen Jugend. Meinen besten Freund erschoß ich im Duell einer falschen Geliebten wegen — an meinem fünfunddreisigsten Geburtstag. Vier Jahre später starb an diesem Tage mein heiß geliebtes Weib mit dem Sohn, den sie mir eben geschenkt, und gerade ein Jahr später erhielt ich die Kunde von dem Unglück meines älteren Bruders, der sein Vermögen in einem Bankrutt verloren und durch einen Pistolenschuß seinem Leben ein Ende gemacht hatte. — Mußte sich mir da nicht der Glaube aufdrängen, daß dieser Tag, der mir das Leben gab und mit einem Unglück, dem Tode meiner Mutter, bezeichnet war, zum Unglückstag für mich vom Schicksal bestimmt sei? Ich empfand wenigstens von da an ein unüberwindliches Grauen vor diesem Tage, der, wenn er auch nicht immer gerade ein unglücklicher Tag für mich war, doch regelmäßig etwas brachte, das mich schmerzte oder in seinen Folgen mich unheilvoll traf. — Nein, machen Sie keine so ungläubigen Mienen, mein Ehrenwort darauf, ich habe es fast alljährlich beobachtet und habe seit Jahren schon, um dieser bösen Einwirkung zu entgehen, mich an diesem Tage gänzlich von der Außenwelt abgeschlossen, aber umsonst, — etwas gab es gewiß, das mich ärgerte oder betrübte. —

„Das lag in Ihrer ängstlichen Beobachtung all der kleinen Dinge, die Sie an diesem Tage berührten," fiel der Pfarrer ein. „Dadurch eben, und weil Sie ihnen ängstlich zu entgehen suchten, hat sich das Unheil dieses Tages, das zufällig an demselben mehrere Male eintraf, scheinbar, wenn auch nur im Kleinen wiederholt; denn an jede Sache, die Sie sonst vielleicht wenig gestört hätte, hing sich die Idee, ein böses Schicksal walte an diesem Tage über Ihnen. Das ist der Fluch des Aberglaubens, daß, einmal in uns eingezogen, er die schlimmste Herrschaft über uns gewinnt."

Der Obrist schüttelte sein ergrautes Haupt. Mit dem Eigensinn, der sich selbst bei klaren Köpfen in vorgerücktem Lebensalter häufig als die erste hervorbrechende Schwäche desselben zeigt, hing der Oberst an dem Wahne fest, den Zufälligkeiten hervorgerufen, und dessen Macht sein Leben in peinlicher Weise trübte. Er erzählte noch eine Menge kleinerer und größerer Thatsachen und meinte zuletzt, es werde nicht anders kommen, — als daß er, der letzte Calembert, seinen Geburtstag auch zu seinem Todestag werden sehe, wie er der seiner beiden Brüder geworden sei; denn habe auch sein älterer Bruder sich nicht an diesem Tage erschossen, so habe er doch an demselben die Kunde davon erhalten, und sein jüngerer Bruder sei wirklich vor zehn Jahren an diesem Tage verschieden. —

Es lebe ihm ja aber noch eine Neffe, mahnte einer der Offiziere, also sei er keineswegs der letzte Calembert.

„Ja, der junge Charles Calembert lebt noch", bestätigte er. „Aber was ist ein Leben im Kriege, und sicher wird auch er Soldat; eine Kugel trifft, und man ist nicht mehr", setzte er düster hinzu.

Louise ergriff seine Hand, drückte sie und mahnte vorwurfsvoll: „Ich glaubte, Sie wollten das Gespenst Ihres Lebens, wie Sie Ihre Einbildung nennen, heraufbeschwören, um es zu verscheuchen, statt dessen nun räumen Sie ihm selbst eine Zukunftsmacht ein. — O fort mit diesen

finstern Grillen, lieber Obrist! — Geben Sie nur acht, heute gibt es kein Unheil, — ja ich behaupte sogar, eine ganz besondere Freude wird Ihnen noch zu Theil werden. — Dann aber, sage ich Ihnen, dürfen sie nimmermehr Ihr finsteres Gesicht machen."

„Stossen wir an auf die Vertreibung aller Grillen!" rief der Pfarrer, und die Gläser klirrten. Auch Louise stieß diesesmal mit an, nippte von dem Champagnerschaum und hielt dann froh lächelnd ihr Glas dem Obristen entgegen.

In diesem Augenblick sprang es mit keckem Tritt die Treppe herauf, und ungestüm stürzte ein junger Mann herein, reichte nach raschem Umhersehen dem Obristen die Hand und sprach: „Obrist Calembert, mein Onkel!"

„Wie, Du, Charles, mein Neffe!" rief dieser überrascht.

„Erkennen Sie mich nicht an der Aehnlichkeit mit Ihnen?" lachte der junge Mann und erzählte dann zu seiner Beglaubigung, wie er sagte, daß er des müssigen Lebens in Paris überdrüssig um seine Versetzung in das Regiment seines Oheims nachgesucht habe, was ihm bewilligt worden sei.

„So bin ich nun da", fuhr er in leichtem Tone fort, „und hoffe mir Lorbeeren unter Ihrer Fahne zu erwerben."

„Noch liegen wir fest", erwiederte der Obrist, seinen Neffen scharf anblickend. „Wenn's vorwärts geht, sollst Du dabei sein und Deine Bravour erproben. Doch wie kommt es, daß Du so kriegslustig geworden bist? Der letzte Brief Deiner Mutter sagte mir, Du lebest den Studien in der Hauptstadt. Je nun, ich dachte es wohl, es würde so kommen und Du mit in den Krieg ziehen."

Das Letzte sprach der Obrist fast melancholisch; das Gespenst dieses Tages flüsterte ihm wohl zu: der letzte Calembert sei in böser Stunde bei'm Regiment eingetroffen.

Ob Louise dieß ahnen mochte? — Rasch erhob sie den Champagnerkelch, den ihre Hand noch hielt, und sichtlich erregt und ganz aus ihrem schüchternen Wesen heraustretend sagte sie: „Meine Prophezeihung, Herr Obrist, hat sie sich nicht auf's Schönste erfüllt? Das freudige Ereigniß ist da, lassen wir es hoch leben! und fort für immer mit allen düstern Gesichtern und Ideen!"

„Es lebe der neue Kamerad!" fielen die Offiziere ein, und Charles, jetzt erst das schöne Mädchen näher in's Auge fassend, dankte ihr für den ausgebrachten Toast, setzte sich dann an ihre Seite und unterhielt sich mit ihr in heiterer und galanter Weise. Nun aber war Louise wieder still und blöde. Der strafende Blick der Mutter hatte ihr gesagt, daß sie zu keck gewesen, und das lastete auf ihr. Aber je länger sie an Charles' Seite saß, je mehr sie seine melodische Stimme hörte und sie zu ihm auffah, desto wärmer durchströmte sie der Gedanke: wie sind doch die Maientage so wunderbar schön! — Und als sie spät in der Nacht in ihr Stübchen trat, um sich zur Ruhe niederzulegen, da stürzten ihr die Thränen aus den blauen Augensternen, und sie wußte, was gestern ahnend ihre Seele durchzogen, sei da in voller, schöner Wirklichkeit; nicht länger barg es das überwallende Herz, es drängte auf die rosigen Lippen das bedeutungsvolle Geständniß: „ich liebe", — und als es erst flüsternd und unsicher gesprochen war, tönte es lauter und bestimmter nach: „ja, ich liebe, liebe ihn, den ich heute zum ersten Male gesehen!" — „Ist das möglich? darfst du das, Louise? begehst du keine Sünde, dein Herz so ganz, so ganz an den Fremdling zu hängen, so rasch dir zu sagen, daß du ihn liebst, den Sohn eines feindlichen Landes?" Aber sie prallten ab, diese Bedenken, an dem stürmisch klopfenden Herzen, dessen heißer Schlag die kalten Zweifel besiegte, und glücklich wie ein Sieger über mächtige Feinde trat Louise an das Fenster und jubelte zu den Sternen auf:

„Das ist der Liebe heil'ger Götterstrahl,
Der in die Seele schlägt und trifft und zündet,
Wenn sich Verwandtes zu Verwandtem findet,
Da ist kein Widerstand und keine Wahl." —

Und das junge Mädchen, von der Schwärmerei der ersten Liebe fortgerissen, träumte die wunderlichsten Zukunftsträume eines unerfahrenen Herzens und Sinnes.

Sie hoffte nicht auf Gegenliebe, ja der Gedanke, der schöne Offizier könne darum flehen, störte sogar ihre Einbildungen. Ihn ewig lieben und in diesem Gefühl das

ganze Glück des Lebens finden, ob auch fern von ihm, und es einst mit hinauf zu den Sternen nehmen, ein himmlisches Glück, der Ewigkeit werth, — das etwa war in dieser Nacht die Liebesandacht ihres jungen Herzens, und sie wirkte in ihr nach, freudig, erhebend und bezwingend.

Niemand ahnte den schwärmerischen Liebesflug des einfachen Kindes. Zuvorkommend, freundlich und arbeitsam, so wie seither, war sie auch jetzt. Nur ihre runde, rosige Wange wurde schmäler und bleicher, ihr ganzes Wesen weicher, zärter, man hätte sagen können: elegischer, und doch schien Niemand die Stimmung des bewegten Herzen zu ahnen, auch Charles nicht. Er kam und ging meistens mit flüchtigem Gruße an ihr vorüber. Das störte jedoch ihre Empfindungen nicht. Obgleich sie an ihn sich festgeklammert, und er gleichsam der Abgott ihres Lebens war, war es nicht das Erkennen seines Werthes, das ihre Neigung bestimmte, es war nur die aufgeregte Phantasie ihres Alters, das gefühlvolle Herz, das jugendlich rasche Blut, welches von dem feurigen Auge eines schönen Mannes plötzlich aufgeregt worden war. — Charles erschien vor Louise in dem Moment, der vielleicht der geeignetste ihres jungen Lebens war, sich einer schwärmerischen und feurigen Liebe rasch zu erschließen, und Louise, der die Liebe, wie überhaupt dem deutschen Frauengemüth, ein Cultus war, trug sie sogleich in die Ewigkeit hinüber. — Eine Stunde hatte über ihr Leben entschieden an dem Tage, den der Obrist einen Unglückstag hieß. — Ihr ward er dadurch zum Glückstag umgewandelt, und nun wurde auch sie abergläubisch und wähnte, jetzt könne Charles' Oheim an seinem Geburtstage nie mehr ein Unheil widerfahren.

Gern hätte Louise, was sie so mächtig bewegte, einem Mutterherzen vertraut, aber sie, die sie Mutter nannte, besaß ihr kindliches Vertrauen nicht in dem Grade, der hierzu nöthig gewesen wäre. Zudem war die Pfarrerin eben häufig sehr leidend, so daß man ihr jede Aufregung ersparen mußte; — und was sollte Louise ihr auch sagen? Hier hätte eine Mutter selbst verstehen, hätte mit zartem Sinn in des Kindes Herzen forschen müssen. So blieb die erwachte Liebe Louisens Geheimniß und wurde dadurch zu einer gefährlichen Empfindung. Manchmal wohl sah der Obrist sie forschend an, als ahne er etwas davon, und dann erheiterte sich sein gealtertes Gesicht ganz auffallend.

So sehr er auch an der „Gloire" seines Vaterlandes hing und ein tapferer Krieger war, hätte er doch gerne das Leben des letzten Calembert an den Frieden gebunden, um es sicherer zu stellen; dann auch erschreckte ihn mitunter Charles' leichter Sinn, seine Verschwendungslust, hauptsächlich aber sein Hang zum Spiel, dem er sich — in unbewachten Stunden mit Leidenschaft — überließ. Sein Oheim hatte jedoch ein aufmerksameres Auge für ihn, als er befürchtete, und entdeckte so manche schlimme Eigenschaften an dem Neffen, mit denen seine Liebenswürdigkeit im Umgang ihn nicht recht versöhnen konnte.

Eine Verbindung mit einem so guten, schönen und liebenswerthen Mädchen, wie Louise, erschien dem Obristen als das beste Loos für Charles, dem er gerne in jeder Hinsicht die Stelle eines Sohnes eingeräumt hätte. Blieb er auch der Ehre wegen vorerst bei'm Militär, so mußte er ein Anderer werden, wenn er zu Hause ein liebes Weib besaß, Kinder wohl auch bald, Erben des Namens Calembert. — Der alte Krieger malte sich im Stillen das herrlich aus. Hatte der letzte Geburtstag ihm solches Glück gebracht, wollte er ihm gerne alles frühere Unheil vergeben und sich ob seines Aberglaubens selbst verspotten.

Was konnte ihm eine bessere Bürgschaft für das Glück seines Alters geben, als eine Vereinigung Charles' mit Louise? Wenn der nächste Feldzug zu Ende, konnte er mit Ehren seinen Abschied nehmen und dann bei seinen Kindern leben, an Charles' Nachkommen sich erfreuen. — Besseres, Schöneres konnte er sich für seine Lebenstage nicht mehr wünschen, und Charles mußte ja durch Louisens Besitz ein vortrefflicher Mensch werden. Sie sein Weib, und er war geheilt von allen seinen Schwächen und Fehlern. — So dachte der Obrist

und glaubte es bald auch nicht mehr anders. Mit wachsendem Vergnügen sah er daher, wie Charles sich täglich mehr mit Louise beschäftigte. Daß sie den schönen Mann liebe, war ihm kein Zweifel mehr, und er begriff nicht, wie Charles so lange zaudern konnte, sein Glück zu erfassen. Doch mochte er nicht fragen, sich hier nicht einmischen; Charles' Herz allein durfte hier den Vermittler machen, und daß er nicht blöde sein werde, wenn er liebe, war dem Obristen außer Zweifel.

Charles, dem es wohl etwas langweilig auf dem Dorfe, wo er in Quartier lag, werden mochte, kam in letzter Zeit häufiger in's Pfarrhaus, und sein Oheim suchte ihn dann immer mit Louise zusammenzubringen. — So machte er eines Tages mit dem Pfarrer und dessen Frau einen weiteren Spaziergang, wissend, daß Charles eine Ordre ihm zu überbringen hatte. Er mußte bis zu seiner Rückkehr ihn erwarten und würde es also wohl, wie nicht anders denkbar, bei Louise thun. So kam es denn auch. Der junge Offizier fand das schöne Mädchen in der Laube im Garten mit einer Näherei beschäftigt. Die Kinder, die Louise sonst wie Schutzengel umgaben, waren in's Feld hinaus gelaufen, nach Blumen und Beeren zu suchen. Lotte war im Hause beschäftigt. So kam es, daß sie ganz allein war; und Charles, erst nur galant, wurde bewegter — Louise war so schön — und heute auch so befangen — seine Nähe regte sie sichtlich auf; bald ward sie roth, bald blaß. Sie hätte fort, weit hinweg entfliehen mögen, statt dessen kam er ihr immer näher, — er faßte ihre Hand, der die Arbeit entfiel, und er sprach zu ihr von ihrer Schönheit, von dem Zauber, den sie über ihn ausübe, dem er nicht länger zu widerstehen im Stande sei, und ohne ihre Antwort abzuwarten, schlang er den Arm um sie und küßte sie. Sie erbebte, sie wollte fort, aber nur um so fester hielt er sie und flüsterte: „Du liebst mich ja, zu was willst Du Dich gegen meine Zärtlichkeiten sträuben? Auch ich liebe Dich, süßes Mädchen! laß uns drum glücklich sein durch die Liebe."

Sie verstand nicht recht, was er Alles zu ihr sagte, nur das Eine tönte in ihrem Herzen nach: „Er liebt dich", und sie barg ihr erglühendes Angesicht an seiner Brust. —

„So, ertappt man Euch endlich auf der That," klang die Stimme des Obristen zur Laube herein. — „Oh, erschreckt nicht, es ist Euch zum Voraus vergeben, nur schelten möchte ich Euch, daß Ihr uns Alten so lange den freudigen Anblick nicht gönntet, Euch als liebendes Paar zu sehen. Nun, Gott sei Dank, daß es so weit ist; Verlobung und Hochzeit soll schnell nachfolgen. — Der umwölkte politische Himmel soll kein Hinderniß für Euer Glück sein. Mein lieber Neffe, nach einigen Schlachten, in denen wir uns auszeichnen werden, kehren wir in die Normandie zurück, zu Deiner Mutter und zu ihr, — Louise, Deinem jungen Weibe, und dann, ja dann, Kinder, ist des alten Obristen böses Gespenst für immer verscheucht. —

Louise, erröthend und bewegt von Wonne und unnennbarem Bangen, eilte von hinnen. Lachend sah ihr der Obrist nach und dann, seinen Neffen umarmend, sprach er begeistert: „Sie ist ein herrliches Geschöpf. Gott sei Dank, daß Du dies endlich zu Deinem Glücke erkanntest!" —

Charles, überrascht und verwirrt, denn er dachte nicht entfernt an eine Heirath, erwiederte etwas mißmuthig: „Sie können mich doch nicht im Ernste verheirathen wollen, Onkel, jetzt, im Angesicht des Krieges? — Sie wissen, ich besitze wenig Vermögen, und Sie werden meine Frau nicht ernähren wollen."

„Diese Frau — Louise, — o ja, für sie gebe ich Alles hin!"

„Nun, so heirathen Sie sie lieber selbst!" rief der Neffe. —

„Wäre ich nur zwanzig Jahre jünger, ich hätte Dir bei Gott den Rang streitig gemacht; aber Sie liebt Dich, und Du — mon dieu — Du liebst sie ja auch."

„Allerdings, ich erklärte ihr das soeben, und hätten Sie uns nicht gestört, Onkel, sie hätte mir sicher auch ihre Liebe gestanden."

„Nun, ich denke, sie that's. Sah ich sie nicht in Deinen Armen?" —

„Ja, schweigend sank sie an meine

Brust. Es ist schade, daß Sie uns so frühzeitig störten und uns nun gar verheirathen wollen.“ —

„Das will ich alles Ernstes. Glaubst Du, mit dem Herzen eines solchen Mädchens sei ein leichtsinniges Spiel zu treiben?“

„Ich wollte das auch nicht, Onkel, sonst hätte ich ihr schon längst meine Liebe bekannt. Aber der Augenblick war zu verführerisch. — Daß Mädchen wie Louise für keine Liaison geschaffen, eigentlich dafür zu langweilig sind, weiß ich; sie sind zu guten Hausfrauen geboren, da ich aber noch nicht heirathen kann, Onkel —

„Du kannst es! Du sollst es! ich will es!“ rief der Obrist. „Das herrliche Kind verzehrt sich in Liebe zu Dir. Warum solltet Ihr nicht glücklich sein? — Deine Bedenken, die ich gerechtfertigt finde, hebe ich Dir. Louise besitzt ein hübsches Vermögen, das als ein mütterliches Erbe mit einer Heirath in ihren Besitz kommt und sofort ihrem Manne übergeben werden kann. Ich sprach heute mit ihrem Vater darüber. Das kleine Landgut, das Deine Mutter in der Normandie besitzt, kann durch das Vermögen Deiner Frau bedeutend vergrößert werden. Du bringst sie dorthin, sie bleibt bei Deiner Mutter, bis wir mit Ehren von der Armee ausscheiden können, und leben fortan dann zusammen. Zum Soldaten fehlt es Dir doch an Ausdauer, wenn auch nicht an Muth. Ich habe meine Bravour oft genug bewiesen, um bald einen ehrenvollen Abschied zu nehmen. Dann lebe ich bei Euch und freue mich, daß die Calemberts nicht aussterben werden. Ja — ja, ich werde noch glückliche Geburtstage feiern. Du und Louise verscheucht mit Eurer Liebe alle bösen Geister meines Lebens!“

Charles' Auge hatte während des Obersten Auseinandersetzung ein paar Mal rasch aufgeblitzt, jetzt senkte er es nieder und sagte: „Das lautet Alles recht schön, aber Sie könnten sich täuschen, Oheim. Wissen Sie denn auch gewiß, daß Louise Vermögen besitzt, und wieviel?

„Ihr mütterliches Erbe beträgt etwa fünfzigtausend Franken.“

Charles schwieg einige Augenblicke, dann sagte er: „Das ist gut, sonst wäre bei aller Liebe eine Heirath nicht möglich, aber, Onkel, wenn ich Louise heirathen soll, dann so schnell als möglich.“

„Ueberlegung und Hast so beisammen,“ entgegnete der Obrist, nicht recht zufrieden mit seinem Neffen, und wäre der Wunsch nicht längst so lebendig in ihm gewesen, Charles mit Louise zu verbinden, und hätten sich nicht alle Hoffnungen seines Lebens daran gereiht, seines Neffen Benehmen hätte ihm wohl bedenklich für Louisens Glück erscheinen müssen; doch so sah er eigensinnig nur das Gute darin, welches er hineinlegte.

Noch an demselben Tage fand die Verlobung statt. Louise, betäubt von dem Glückstaumel, der sie in Charles' Armen ergriff, lächelte zustimmend zu Allem, was der Geliebte ihr vorschlug: zu der baldigen Vermählung, zu der Trennung von der Heimath. Er mußte ja jetzt ihre ganze Welt sein, und sie sagte sich, daß er es sei, und glaubte mit der Freude und dem Vertrauen unbegrenzter Liebe daran.

Die selige Braut empfand nur einmal eine Störung ihres Glücks. Es war Heinrich, der bleich und verstört nach längerer Abwesenheit wieder kam, um sich von der Wahrheit des ihm Unglaublichen zu überzeugen. War es denn möglich, konnte Louise sich wirklich mit dem Fremdling, dem Feinde des Vaterlandes, wie er alle Franzosen nannte, vermählen und ihm folgen in seine ferne Heimath? —

„Du willst uns wirklich verlassen, Louise? Ist es denn wahr?“ fragte er sie in tiefstem Schmerz.

„Ich liebe“, gab sie zur Antwort, „ich werde Charles' Weib, und steht nicht in der h. Schrift: Du sollst Vater und Mutter verlassen und dem Manne anhangen“?

„Ja ja, so steht darin, und so ist es auch“, bestätigte er, „aber nicht diesem Mann, nicht einem Franzosen durftest Du folgen, Du, ein deutsches Mädchen“!

„Fragt die Liebe nach dem Haß der Völker! — Wie kannst Du nur so ungerecht sein, Heinrich!“

„Es wird aber Dein Unglück werden, glaube mir; hier in meinem Herzen und auch in meinem Kopfe steht es geschrieben.

O Louise, ziehe wenigstens nicht fort von hier in eine Dir ganz fremde Welt."

„Zu seiner Mutter komme ich, und sie wird die meine sein", fiel sie ihm schnell in die Rede.

Heinrich wußte, daß zwischen Louise und ihrer Stiefmutter, seiner Schwester, nie ein recht inniges Verhältniß bestanden, wie es zwischen Mutter und Kind hätte sein sollen, das fiel ihm jetzt ein, und betroffen schwieg er einen Augenblick, dann sprach er ernst und trauernd: „Du vergissest vielleicht in Deiner neuen Heimath die alte. Möge Deutschlands Schmerzensruf Dich nicht mahnen, daß auch Du eine Tochter des Landes bist, das unter französischer Tyrannei seufzt. Nun der begeisterte Ruf, der einst durch Deutschlands Gauen schallen wird, die Getrennten, Zerrissenen unter eine Fahne, die Fahne des Vaterlandes und der Freiheit, zu schaaren, möge Dir einst erzählen, daß wir noch würdig sind, Deutsche zu heißen, und dann denke, Heinrich ist auch dabei, die Franzosen zu Paaren zu treiben! Vielleicht begegne ich Dir einst in Frankreich wieder, ungetreues deutsches Mädchen! Mögest Du es dann nicht bereuen, daß Du ein treues deutsches Herz verschmäht hast, um einem Franzosen, einem Feind Deines Vaterlandes, anzugehören."

Nach diesen Worten eilte er hinweg, und Louise sah ihn nicht mehr, doch was er gesprochen, klang schmerzlich in ihr nach; allein des Obristen auffallende Heiterkeit und Charles' Liebesbetheurungen verwischten dieß bald wieder. Die nöthigen Formalitäten zur Trauung waren bald besorgt, und da Louise für die ferne Heimath nur wenig zur Einrichtung mitnehmen konnte, war auch das bald geordnet. Ihr Vermögen wurde in Geld umgesetzt und in einer wohlverschlossenen Chatoulle am Morgen des Trauungstages Charles eingehändigt, der kaum eine wilde Freude darüber verbergen konnte.

Von den Segenswünschen Vieler begleitet schied Louise aus der Heimath. Der Abschied erst vergegenwärtigte ihr, was sie zurücklassen mußte, und als der Wagen mit ihr davonfuhr, brach sie in heftiges Weinen aus.

Charles suchte sie zu trösten; er war in den ersten Tagen recht zärtlich gegen seine schöne, junge Frau. Sie wünschte so rasch wie möglich den Landsitz seiner Mutter zu erreichen, da sein Urlaub nur kurz war, und sie gerne möglichst viele Tage stillen Glückes mit ihm bei seiner Mutter verlebt hätte. Mußte er ja so schnell wieder scheiden! — Mit Grauen dachte sie an die kriegerischen Kämpfe, die ihm vielleicht bald bevorstanden. Noch lag das Kriegsdrama in seiner Entwicklung und immer noch eine scheinbare Ruhe über Preußen und den Mittelstaaten Deutschlands. Sie hatte sich des Obristen Meinung, daß es nicht zum Schlimmsten kommen und Napoleon bald einen festen Frieden erzwingen werde, hingegeben; war doch dadurch ihr Glück an Charles' Seite bedingt. Jetzt aber, da sie als sein Weib ihn bald von sich lassen sollte, durchzog der Gedanke an den Krieg sie mit namenlosem Bangen, und jede Minute des Beisammenseins erschien ihr eine geweihte; darum sehnte sie sich auch so sehr, das mütterliche Haus zu erreichen, — und es that ihr recht weh', als Charles fest darauf bestand, einige Tage mit ihr in Paris zu verleben. Er sagte ihr wohl, nur um ihretwillen wünsche er das, sie müsse die Weltstadt kennen lernen. Das klang liebreich, aufmerksam, aber es stimmte so gar nicht mit ihrer Empfindungsweise, und der erste leise Zweifel, ob Charles sie über Alles liebe, wie sie ihn, regte sich in ihrem Herzen. Doch sie machte sich Vorwürfe darüber und sagte sich, es sei an ihr, dem Weibe, ihre Empfindungs- und Anschauungsweise ihm, dem Manne, den Gott ihr zum Herrn gesetzt, unterzuordnen. So ergab sie sich nach einer vergeblichen Bitte in seinen Willen. Sie trafen in Paris ein. Die geräuschvolle Stadt betäubte sie. In dem Hotel, das sie bezogen, lärmte es die ganze Nacht hindurch von den Gehenden und Kommenden. Ihr, die so ganz nur an ländliche Stille gewöhnt war, wurde angst und bange dabei; sie fürchtete sich, ohne Charles das Zimmer zu verlassen, und wenn er sie durch das Gewoge der Strassen führte, klammerte sie sich so fest an ihn an, als könne ein unbewachter Augenblick ihn ihr entreissen. —

Er fand das lächerlich, kindisch über alle Maßen, und sie empfand, daß sie ihm

bei den Gängen durch die volkreiche Stadt lästig falle. — Sie schützte Müdigkeit vor, als er sie am nächsten Tage ziemlich lau fragte, ob sie mit ihm ausgehen wolle. — Er ging allein und kam erst spät in der Nacht heim, fand sie in Thränen, und — schalt sie eine Närrin.

Sie bat, sie flehte: nur fort aus Paris, fort zu seiner Mutter. Ihr Glück drohte ja hier verloren zu gehen, Charles ein Anderer zu werden, sie selbst von ihrem heiligen Liebesgefühl zu verlieren. — Aber Charles hörte nicht auf ihre Bitten, er wurde unfreundlich, mißmuthig und verließ sie, um erst am andern Morgen wiederzukehren. Er sah bleich, übernächtig aus; sie machte sich Vorwürfe, ihn mit ihren Bitten und Thränen gequält und von sich gescheucht zu haben. Mit all ihrer Liebe schmiegte sie sich an ihn an, doch ihm war dieß peinlich, — sie fühlte es und — so kurz ist oft die Zeit eines geträumten Glücks — sie sagte sich, daß sie elend, namenlos elend sei; sie zweifelte an Charles' Liebe.

Lustige Freunde kamen, ihn zu besuchen. Ihre Art, sich zu benehmen, beleidigte sie, ihre frivolen Reden erfüllten sie mit Entsetzen, und mit ihnen brachte ihr Gatte seine Nächte zu! Fort, fort von hier mußte sie, sollte ihr Glück nicht rasch zu Grabe gehen, und abermals flehte sie ihn darum an, mahnte sie ihn an die kurze Zeit seines Urlaubs und an die harrende Mutter.

„Du willst es durchaus, wohlan wir reisen!" gab er mit wilder Hast zu. — „Mit dem nächsten Morgen bist Du unterwegs, beruhige Dich."

Dann sagte er, sie solle rasch packen, er wolle die beschwerliche Bagage voraussenden, sie selbst wollten in einem leichten Wagen reisen, damit sie rasch an den Ort ihrer Bestimmung kämen; er gehe, jetzt Alles zu ordnen. —

Wie er wiederkam, hatte Louise Alles gepackt bis auf einige nöthige Dinge für unterwegs und die Chatoulle mit dem Heirathsgut, die er in eine Kommode eingeschlossen hatte. — Er nahm sie, sie in den Koffer zu stellen.

„Laß uns dieß lieber selbst mitnehmen," bat sie und meinte, es könnte sonst entwendet werden oder verloren gehen. Doch er beharrte dabei, das Geld in dem Koffer zu verwahren. Sie wollte das werthvolle Kästchen aus seiner Hand nehmen, es nach seinem Wunsche in den Koffer zu stellen, faßte es an und erschrack über die auffallende Leichtigkeit desselben. Sie fragte ihn, wie das komme. —

Doch er sah sie darüber so hart an, daß schlimmer Verdacht sie erfüllte; sie wagte jedoch nicht, etwas zu äußern, allein ihr Erbleichen verrieth ihm, was sie ahnen mochte.

Charles wurde jetzt wieder liebenswürdiger gegen sie, als wolle er den unangenehmen Eindruck der letzten Stunde bei ihr verwischen. Er scherzte über ihre ländliche Angst und Unerfahrenheit, bestellte ein splendides Mahl auf's Zimmer, ordnete dann seine Rechnung mit dem Wirth und sagte, daß sie diesen Abend noch abreisen würden.

Es wurde Louise wieder etwas leichter um's Herz. Sie fragte hastig, ob er den Wagen schon bestellt, und um welche Stunde er kommen werde.

„Gegen Mitternacht an dem Theater, in das ich Dich erst noch führen will, wird er uns abholen", gab er zur Antwort und setzte rasch hinzu: er wolle ihr noch eine heitere Unterhaltung bereiten, damit sie mit einem guten Eindruck Paris, die Stadt der Freude, verlasse.

Louise äußerte nichts gegen diese Anordnung, obgleich sie dieselbe im Innersten verletzte. —

Angegriffen, zum Sterben müde ließ sie sich von ihm fortführen durch endlos lange Strassen. Stunden schienen ihr darüber hinzugehen, bis sie endlich vor dem hellerleuchteten Theatergebäude standen. — Sie traten ein, doch sie sah, sie hörte nicht mehr recht. Es war ihr so dumpf im Kopfe, und das Herz drohte ihr zu brechen unter den bangen, schweren Schlägen. Sie wollte sich sammeln, sich aufraffen, — umsonst, — ihre Augen schlossen sich unwillkührlich. Als sie dieselben mühsam wieder aufschlug, ruhte sein Blick so unheimlich auf ihr, daß sie zusammenschrack und ängstlich aufstöhnte.

„Was ist Dir?" fragte er sie rauh.

„Nichts, nichts, Charles!" stammelte sie, „ich bin nur müde, ach so müde!"

Die Vorstellung war zu Ende. Charles entfernte sich mit Louise, als das Haus fast gänzlich leer geworden. — Er suchte nach dem Wagen, den, wie er sagte, er für die Reise bestellt, er war jedoch nicht zu finden, und er meinte, es bleibe nun nichts übrig, als nach dem Hause des Kutschers zu gehen und nachzufragen, weßhalb er ausgeblieben. Er zog Louise mit sich fort, wieder durch endlose Strassen. Kaum vermochte sie ihm noch zu folgen, die Sinne drohten ihr zu entschwinden, alle ihre Gedanken sich zu verwirren, nur mechanisch folgte ihr Körper noch den gewohnten Bewegungen. Aber endlich brach auch diese letzte Spannkraft; sie sank in die Kniee, Charles umschlang sie und schleppte sie mit sich fort.

Wie einen fernen dumpfen Ton vernahm sie das Rauschen eines Wassers unter sich.

Sie befanden sich auf einer Brücke der Seine außerhalb Paris.

Charles warf einen Blick hinab in die dunkle Tiefe, einen scheuen um sich her in die Dunkelheit hinein, und die halb ohnmächtige Louise mit der Raschheit eines verzweifelten Entschlusses emporhebend, schwang er sie, die sich ihm als eine Last an sein leichtsinniges Leben gehängt, über die niedere Brüstung. —

Ein Schrei, — ein Fall, — und Alles war stille, nur Charles' davoneilender Schritt war noch einige Minuten vernehmbar. —

Der andere Tag sah ihn auf dem Wege zu seiner Mutter, der er in verzweiflungsvollem Tone sein Verbrechen als ein grauenhaftes Unglück schilderte, das ihn in der letzten Nacht seines Aufenthaltes in Paris betroffen. Das gräßliche Geschick habe ihn unaufhaltsam von hinnen getrieben, sagte er, und er sei unfähig, dasselbe Louisens Familie und dem Obristen zu verkünden. Er wolle sich zu fassen suchen, um bei seiner Rückkehr nichts davon zu verrathen, sie solle später, wenn sein Regiment Louisens Heimath verlassen hätte, dorthin schreiben, die Arme sei gestorben, und diese Nachricht in der schonendsten Weise mittheilen.

Die schwache Mutter glaubte dem Sohne und versprach, Alles nach seinem Willen zu thun. Es war von immerher so geschehen, wie hätte sie jetzt, da er unglücklich war, nicht Alles aufbieten sollen, ihn zu beruhigen!

Bei den verworrenen und unruhigen Zeiten konnte man schon wagen, die Sache auf diese Art auszuführen. Nachforschungen waren nicht zu fürchten, besonders da Louise ihr Vermögen dem Gatten zum Eigenthum hergegeben. Charles' Mutter versprach dem Sohn, in dessen verstörten Zügen sie nur sein Leid um die Todte las, Alles in bester Weise zu besorgen, damit er dem Unangenehmen einer so unglückseligen Verkündigung überhoben sei. Er übergab ihr den Koffer mit Louisens Aussteuer, den er selbst mitgebracht, doch die Chatoulle nahm er zuvor selbst heraus. Mit dem Rest, den sie noch enthielt, gedachte er nach Paris zurückzukehren und das im Spiel Verlorne wieder zu gewinnen. Es war nicht das erste Mal, daß er der Leidenschaft des Spiels gefröhnt. Die Schuldenlast, die auf dem Gute seiner Mutter lag, war eine Folge seines früheren leichtsinnigen Lebens in Paris. Seinen Eintritt in das Militär, wie seine Versetzung in das Regiment seines Oheims dankte er seinem bestechenden Aeußern, das ihm die Fürsprache einer einflußreichen Dame verschaffte, die ein vorübergehendes Wohlgefallen an ihm gefunden hatte. Es war damals die höchste Zeit, daß Charles sich aus Paris entfernte, um unangenehmen Händeln zu entgehen. —

Sein Leichtsinn war es, der ihn wieder dahin trieb. Louisens Vermögen bot ihm die Gelegenheit, sich in bester Weise seinen lustigen Freunden wieder zu zeigen, und momentan war er auch wieder von dem Strudel sündhafter Freuden ergriffen und fortgerissen.

Die junge Frau, die ihm eine unerträgliche Last wurde mit ihren Thränen und Seufzern, und der Gedanke, welche Berichte sie nach der Heimath und an den Obristen senden werde, wie das Verlangen, sich mit ihrem Gelde noch recht lustige Tage zu verschaffen, verleitete den Leichtsinnigen zu dem gräßlichen Verbrechen, dessen ganze Größe er, wie es gewöhnlich geschieht, erst nach vollbrachter That erkannte. —

Auf ihn durfte kein Schein der Schuld

fallen, und darum gebrauchte er die Mutter, drum eilte er, von Gewissensangst getrieben, zu ihr. Er schrieb von dort an den Obristen und Louisens Vater von ihrer glücklichen Ankunft und dem großen Glück ihrer Liebe.

Diesem Schreiben mußte er bald nachfolgen, doch that er es, ohne Paris zu berühren. Der Schatten der Gemordeten duldete es nicht, daß er, wie er sich vorgenommen, noch lustige Nächte dort feierte. Ueberhaupt tauchte Louisens bleiches Antlitz öfter und schreckvoller vor ihm auf, als er gefürchtet. In der Aufregung des Krieges werde ihm der anklagende Schatten entschwinden, hoffte er, und war dann nur erst ihr Tod als ein natürliches Ereigniß bekannt, wer sollte ihn darum anklagen? Mit erzwungener Fröhlichkeit trat er bei seinem Oheim ein und behielt Fassung genug, seine theilnehmenden Fragen nach der jungen Frau zu beantworten. Der Pfarrer belästigte ihn weniger damit, er hatte eben schwere Sorge um sein Weib, die todtkrank daniederlag. Heinrich, der zu der kranken Schwester gekommen und den Zurückgekehrten mit düster forschenden Blicken musterte, ging er aus dem Wege, vermied überhaupt das Pfarrhaus möglichst, militärische Pflichten vorschützend. Auch gab es in der That viel zu thun. Das Regiment hatte Marschbefehl erhalten und sollte in vierzehn Tagen aufbrechen. Deutschland mußte gleichfalls seine Truppen unter Napoleons Fahne reihen. Der sächsische Feldzug nahm seinen Anfang.

Vier Tage vor dem Abmarsche des Regiments starb die Pfarrerin. Es war eine düstere Abendstunde, in der sie verschied. Der Pfarrer lag lange betend vor dem Lager der Todten, die drei Knaben knieten weinend um ihn her, die zwölfjährige Tochter hielt den heißen Mund auf die kalte Stirn der Mutter gedrückt. Noch fand das verwaiste Kind keine Thränen zur Erleichterung seines Schmerzes, auch kein Gebet um Linderung desselben. — Da führte sie Heinrich mit sanfter Gewalt hinweg. Auch der Pfarrer erhob sich jetzt, um für die Kinder einige Stunden der Ruhe zu suchen. —

„Geht nun Alle“, sagte Lotte, „ich wache bei ihr.“

„Auch ich bin zur Stelle“, sprach der Obrist, der eben leise aus seinem Zimmer getreten war, welches an das Gemach der Gestorbenen grenzte.

Dann trat er wieder zurück, doch lehnte er die Thüre nur an.

Todtenstille herrschte darauf im Hause. Selbst die Wache, die vor demselben als dem Quartier des Obristen stand, zog sich stille in das Schilderhäuschen zurück. Welche Gefahr auch sollte dem Hause nahen, in dem die kleine Todtenlampe brannte? —

Heinrich, der Pfarrer und die Kinder schliefen endlich ein, von der Stille der Nacht und den Thränen eingelullt. Lotte, vom langen Nachtwachen übermüdet, neigte gleichfalls das schwere Haupt nach dem Lager der Todten nieder.

Da huschte es durch die untere Hausflur — und fast lautlos die Treppe herauf. Leise that sich die Thüre des Todtengemaches auf, und auf der Schwelle zeigte sich eine dunkle Gestalt, bis auf das weiße, geisterhafte Antlitz einem Schatten ähnlich.

Das große, eingesunkene Auge starrte auf die Leiche, und die bleichen Lippen öffneten sich, als wollten sie einen Schmerzensruf ausstoßen, doch kein Laut wurde hörbar, und leise schlich das gespenstische Wesen zu der Todten hin und legte seine hagere Hand auf ihr kaltes Angesicht. Dann wurde ein tiefer Seufzer hörbar. Lotte rang mit dem Erwachen, und die dunkle Gestalt suchte schnell den Ausgang zu gewinnen. An der Thüre wandte sie das bleiche Antlitz noch einmal zu der Todten hin, und Lottens Auge, das sich eben aufgeschlagen, starrte es an, und ein Schrei des Schreckens und Entsetzens entwand sich ihrer Brust. Rasch trat der Obrist in das Zimmer, fragend, was geschehen, doch Lotte zeigte nur auf die halboffene Thüre, durch die das Gespenst verschwunden. Die Magd schien der Sprache beraubt zu sein. Endlich, nach vielem Zureden des Obristen sprach sie gebrochen und unter hervorbrechenden Thränen: „Louise — Louise, mein Herzenskind ist gestorben, ich habe ihren Geist gesehen.“

„Wie? Was? — Sie hat geträumt, Lotte“, beruhigte der Obrist. —

Aber Lotte schüttelte den Kopf und blieb dabei, Louisens Geist sei ihr erschie-

nen, und fand die beste Bestätigung darin, daß die Thüre, die verschlossen gewesen, noch geöffnet stehe. —

Der Obrist spähte hinaus. — Alles war still und dunkel auf dem Gange, nur den gleichmäßigen Tritt der Wache vernahm er, die eben wieder ihren Gang aufgenommen, sonst nichts. — — Doch — ja — oben, in dem Zimmer, das Louise inne gehabt, machte sich da nicht ein leichtes Geräusch bemerklich? —

„Wer ist heute Nacht oben in Louisens Zimmer?" fragte der Obrist.

„Niemand. Seit sie fort ist, ließ ich Niemanden hinein", war Lottens Antwort.

„So ist es verschlossen?"

Lotte besann sich einen Augenblick, dann sagte sie sie glaube das nicht, Nachbars Gretchen habe heute das Zimmer gescheuert und gelüftet und wahrscheinlich nicht wieder abgeschlossen.

„Es ist Jemand oben," sagte der Obrist, gespannt lauschend.

„Sie wird auch von ihrem lieben Stübchen Abschied nehmen wollen", jammerte leise die Magd.

Aber der Obrist, obgleich, wie wir wissen, von Aberglauben durchaus nicht frei, konnte doch nicht an diese Geistererscheinung glauben, und ein Licht ergreifend stieg er so behutsam wie möglich die Treppe in das obere Stockwerk hinauf, in dem sich außer Louisens Stübchen nur noch unbewohnte Kammern befanden.

Er fand die Thüre zu, und lauschend hielt er das Ohr daran. Leise, bange Seufzer kamen ihm so klagend entgegen, daß er rasch auf die Klinge drückte. Die Thüre that sich auf, und vor ihm lag eine weibliche Gestalt in einen dunkeln Mantel gehüllt, das Gesicht auf die krampfhaft gewundenen Arme gepreßt. —

„Mein Gott, was ist geschehen? Welch Geheimniß!" stammelte der Obrist erbebend, und das Licht zur Seite stellend, erhob er die Stöhnende und, o Schrecken, Louisens entstelltes Antlitz kam ihm entgegen.

Sie sah ihn erst nur flehend, hülfeverlangend an. Er leitete sie auf ihr Lager und sprach Worte der theilnehmendsten Liebe zu ihr; so gelang es ihm, die krampfhafte Beengung ihrer Brust zu heben und das Schreckliche aus ihrem Munde zu hören: das Verbrechen seines Neffen. —

Der letzte Calembert ein Nichtswürdiger, ein Mörder! — Nächst Louisens Elend war ihm dieß der fürchterlichste Gedanke. —

Sie theilte ihm nun auch die Geschichte ihrer Rettung mit. Die Strömung, in die Charles sie geschleudert, trieb sie rasch fort und dem Ufer zu. Ein kleiner Nachen, der an demselben mit einem langen Seile befestigt war und auf dem Wasser hin- und hertrieb, wurde der Versinkenden Rettungsanker. Instinktartig griff ihre Hand darnach und hielt sich an der niedern Brüstung fest. Die Todesgefahr stachelte die fast schon erloschenen Lebensgeister wieder auf, und es gelang Louise, sich in das kleine Fahrzeug zu schwingen. Dann aber entschwand ihr das Bewußtsein, und sie fand es erst wieder in der Hütte eines mitleidigen Fischers, der sie bei Anbruch des Tages in seinem Nachen gefunden. Er brachte die Erstarrte seinem Weibe, einem gutherzigen Wesen, das, als die Belebungsversuche mit Erfolg gekrönt waren, die Unglückliche auch allein retten wollte. Sie pflegte Louise, so gut es ihre Armuth erlaubte, und nach kurzer Zeit war sie soweit hergestellt, daß sie fortwandern konnte. Sie erzählte den guten Leuten eine erdachte Geschichte, um ja keine Spur auf Charles' Verbrechen zu leiten. Der Fischer geleitete sie mehrere Tage, ihrem Wort vertrauend, daß, wenn sie in ihrer Heimath angekommen sei, sie ihn dafür lohnen werde. Es gab ihr auch noch einen Zehrpfennig mit, allein dieser reichte nicht lange aus, und bettelnd mußte sie den Weg vollends zurücklegen.

Das Unglück und der tiefe Schmerz, der in ihren bleichen Zügen zu lesen war, half ihr unangefochten über die Grenze, und so auch erreichte sie nach langen Tagemärschen das älterliche Haus wieder. Schon aus der Ferne sah sie den Lichtstrahl im Zimmer der Sterbenden. Sie ahnte jedoch nichts von dem traurigen Ereigniß. — Gleichsam magnetisch zog das Licht sie an, sie mußte es noch erreichen, mußte noch die Anhöhe hinauf, und mit der letzten Anstrengung gelang es ihr.

Leise betrat sie das unverschlossene

Haus, die Stube, in welcher die Todte lag, und der Gedanke durchzuckte sie, sie dürfe jetzt nicht in den Tagen so schweren Jammers erscheinen, sie, die Unglückselige, ihr namenloses Leid nicht am Lager der todten Mutter ausströmen. Erst sollte diese ruhen im Grabe, dann wollte sie zu dem Vater treten und ihm sagen: Du hast Dein Weib verloren, die Mutter Deiner Kinder, nimm dafür die unglückliche Tochter wieder an Dein Herz, sie will Dich trösten, pflegen, und ihren Geschwistern will sie eine Mutter sein. Das sagte sie auch dem Obristen, und er stimmte ihr bei und bestärkte sie darin, hier oben mit Lottens Hilfe verborgen zu bleiben bis nach dem Begräbniß der Pfarrerin.

Nachdem er die Arme etwas beruhigt, ging der Obrist wieder hinab, Wache bei der Todten zu halten und Lotte herauf zu senden. — Louise hatte ihn nicht nach Charles gefragt; — sie war für ewig von ihm geschieden, das war ihr klar — vergeben hatte sie ihm, das sprach sie dem Obristen aus, damit hielt sie sein Verbrechen gesühnt, wollte sie ihm völlige Beruhigung geben.

Nur der Obrist, ihr Vater und die treue Lotte sollten es in seinem ganzen Umfang kennen lernen; was ging Andere ihr Unglück und sein Verbrechen an? —

Der Obrist hatte von Charles' Anwesenheit nichts zu ihr gesprochen, aber Lotte that es; doch wie sie sah, welchen schreckhaften Eindruck es auf Louise machte, setzte sie schnell hinzu, daß er morgen schon mit dem Regiment fortziehe und nur der Obrist mit einigen Offizieren über das Leichenbegängniß noch hier bleiben würden.

Das erleichterte sie.

Der Obrist sollte erst später mit Charles von ihr sprechen, ihm ihre Vergebung bringen und es ihm anheimstellen, das Band, welches sie an einander kettete, gesetzlich zu lösen, oder eine gänzliche Lösung dem Tode zu überlassen. Sehen wollte sie ihn nie mehr.

Sie konnte jedoch am nächsten Tage nicht mit dem Obristen darüber sprechen. Es ward ihm nicht möglich, unbemerkt heraufzukommen, auch war sie so erschöpft, daß körperliche Ruhe ihr vor Allem nöthig erschien. Den darauf olgenden Morgen fand das Begräbniß statt; Louise hatte sich von ihrem Lager erhoben und lag eben betend auf den Knieen, als der Obrist heftig bei ihr eintrat. Sie fand ihn auffallend verändert, sein ergrautes Haar weiß wie Schnee, seine Augen hohl, eingefallen und fahl seine gebräunte Wange.

„Ich wollte Ihnen nur schnell sagen," sprach er dumpf und gedrängt, „daß ich Sie nach Beendigung des Trauergottesdienstes herunterführen werde; es ist Zeit, daß Ihr Vater erfährt, daß" — er stockte.

„Lassen wir es bis morgen," bat sie ängstlich".

„Nein, nein, heute ist es an der Zeit, morgen scheiden wir, drum, Liebe fassen Sie sich, es muß sein!"

Sie senkte ergeben das Haupt. Er verließ sie schnell wieder, damit seine Abwesenheit in der Kirche nicht auffalle. —

„Wo — wo mag er jetzt sein, — Charles?" — fragte sie die weinende Magd.

Diese schüttelte das Haupt, als ob sie das nicht wisse, schützte Geschäfte vor und ging.

Der Obrist hatte ihr strenge verboten, mit Louise über Charles zu sprechen, noch ihr von der Feier des Begräbnisses zu erzählen, zu der er alle Offiziere seines Regiments gebeten hatte. Die höheren Offiziere mit Charles, als dem nahen Verwandten der Gestorbenen, kamen nach dem Trauergottesdienst in's Pfarrhaus, um dem betrübten Wittwer noch ihre besondere Theilnahme zu bezeugen.

Charles war der ganze Akt im höchsten Grade peinlich; Louisens bleiche Gestalt, ringend mit den Wogen, in die er sie hinabgeschleudert, trat bei der Todtenfeier erschreckend lebhaft vor ihn hin und mahnte ihn strafend, wie noch nie, an das begangene Verbrechen. Hätte er es zurücknehmen können, er hätte es gethan, nun es aber geschehen, wollte er sich seiner Freiheit und des Erbes möglichst freuen; allein nur in wilder Lust gelang es ihm, das erwachte Gewissen zu betäuben.

Er zog sich während der Condolenzen der Offiziere in eine Fensternische zurück, gerade der Thüre gegenüber. — Da that sich diese langsam auf, und Louise an der

Hand des Obristen erschien darunter wie ein dem Grabe entstiegenes Wesen. Ein Schrei des Entsetzens entfloh Charles' erbleichenden Lippen. — War sie es wirklich, oder war es nur ein Phantom, seinem beängstigten Gehirn entsprungen? —

Er starrte auf die geisterhafte Erscheinung hin, — sein Haar sträubte sich empor, sein Körper beugte sich rückwärts, und abwehrend streckte er die Arme nach der bleichen Gestalt hin. Die Andern, von Staunen und Schrecken erfaßt, standen sprachlos da, von dem Obristen Erklärung erwartend.

Er trat, die Halbohnmächtige in die Stube ziehend, auf Charles zu, und ihn hart am Arme fassend sprach er mit donnernder Stimme: „Elender, leugne es, wenn Du kannst: Du hast sie ermorden wollen!" —

„Ja, ja — ich that es," gestand, seiner selbst nicht mehr mächtig, der Verbrecher.

„Sie hören, meine Herren," wandte sich der Obrist, nach Fassung ringend, zu den Offizieren: „der Lieutenant Calembert hat sein Weib in der Nacht des einundzwanzigsten vorigen Monats in der Nähe von Paris in die Seine geschleudert, während er uns verkündete, er habe sie glücklich zu seiner Mutter gebracht."

Charles bedeckte stöhnend sein Angesicht. Louise sank ohnmächtig in die Arme des ihr zu Hilfe eilenden Vaters, der sie auf einen Wink des Obristen hinwegbrachte.

„Ihren Degen, Lieutenant Calembert," befahl der Obrist; „ein Kriegsgericht entscheide über Sie!"

Charles stieß einen Schreckensruf aus und erhob bittend seine Hände gegen seinen Oheim.

„Ich bin nur noch Ihr Vorgesetzter," sprach dieser fest, doch tonlos und wandte sich dann von ihm hinweg.

Charles wurde fortgeführt, worauf der Obrist, umgeben von seinen Offizieren, das Haus verließ, in das er erst bei'm Morgengrauen wieder zurückkehrte, Jean zu schnellem Abschied mahnend.

„Um Gotteswillen, was ist vor, Jean?" fragte die geängstigste Lotte, den Diener einen Augenblick zurückhaltend.

Jean faßte krampfhaft ihre Hand und wollte ihr etwas zuflüstern, — da fuhr er erbebend wieder zurück, mehrere Flintenschüsse wurden eben in einiger Entfernung abgefeuert.

„Was ist's um des Himmelswillen?" fragte Lotte abermals.

„Er ist nicht mehr. Das Kriegsgericht hat ihn zum Tode verurtheilt;" war Jeans dumpfe Antwort. Lotte taumelte zurück, sie wollte aufschreien, aber Mariens Ruf zu der kranken Schwester kam dem zuvor.

Louise lag in dem heftigsten Fieberparoxismus.

Viele Wochen war ihr Leben in augenscheinlichster Gefahr.

Heinrich, Lotte und Marie pflegten sie und warteten ihrer mit der liebreichsten Sorgfalt, und es gelang ihnen, den Todesengel zu bannen, der sich schon herangeschlichen hatte. Monate gingen hin, bis Louisens Schwächezustand ihr erlaubte, wieder klarer über das Vergangene zu denken. Damit kehrte erneuter Schmerz bei ihr ein, obgleich ihr Charles' Schicksal noch unenthüllt war. Sie fragte nach dem Obristen. Man wußte nur, daß sein Regiment sich in einigen Gefechten ausgezeichnet hatte. Endlich theilte ihr Heinrich mit, daß Charles gestorben; auf welche Weise aber, wollte er ihr erst viel später sagen. Allein obgleich sie nicht darüber sprach, ahnte sie es doch.

Von dem Obristen erhielt sie einen Brief kurz vor dem Tage, den er seinen Unglückstag nannte. Es hieß darin: Diesesmal wird mein Geburtstag ein wirklicher Glückstag für mich sein, denn ich werde ihn nicht überleben. — Und so war es auch. Der Obrist verwickelte sich am Morgen dieses Tages in ein Vorpostengefecht und stürzte sich so tollkühn voran, daß kein Zweifel blieb, er suche den Tod. Ein Schuß traf seine Brust, und sein Wunsch, diesen Tag nicht zu überleben, erfüllte sich dadurch. Im Pfarrhaus traf diese Nachricht mit des Obristen Vermächtniß ein, das Louise zu seiner Erbin bestimmte. Sie wollte es von sich abweisen und Charles' Mutter zuwenden, doch auch diese war gestorben kurz nach der trostlosen Kunde von ihres Sohnes Tod.

Als nach dem russischen Feldzug im

Jahre 1813 die Deutschen zur Erkenntniß dessen kamen, was ihnen Noth that, und sich einten zum Kampf gegen Napoleon, reihte sich auch Heinrich unter die Fahnen des Vaterlandes. Seine junge Nichte Marie schmückte ihn mit einem sinnigen Feldzeichen, und Louise erflehte den Segen des Himmels auf ihn und die deutschen Brüder, die zum gerechten Streite auszogen.

Die allgemeine Begeisterung dieser Zeit erhob auch ihr gedrücktes Gemüth, und wie ein wüster Traum nur, den eine böse Fee ihr heraufbeschworen, lag oft der Liebestaumel und das Unglück ihrer Jugend hinter ihr.

Mit treuer Liebe erfüllte sie die übernommenen Pflichten im Hause ihres Vaters. Die Geschwister liebten sie mehr noch als die selige Mutter, denn Louise war die Güte und die Sanftmuth selbst. Nie dachte sie an sich, immer nur an die Andern, und in dem Bestreben, sie glücklich zu machen, erschloß sich ihr Herz der Freude im häuslichen Kreise wieder. Was draußen vorging, bewegte auch wohl ihre Seele mit edler Theilnahme, und sie war für das allgemeine Wohl so opferbereit, wie damals alle guten deutschen Frauen. Sie empfand Alles tief und innig, aber die laute, rege Begeisterung blieb ihrem Wesen fremd, über das gleichsam ein dunkler Schleier ausgebreitet blieb.

Dagegen sprühte die frisch erblühende Marie voll Begeisterung für die deutsche Sache. Sie wäre gerne selbst dem Onkel Heinrich in die Schlacht gefolgt, wenn sie nur ein Junge gewesen wäre. — Dann, ja dann hätte sie es ganz sicher gethan. Als nach den theuer erkauften Siegen das Wort: „Friede“ wieder durch die deutschen Gauen wie eine Botschaft des Himmels ertönte, — kehrte auch Heinrich wieder nach Hause zurück. Er hatte tapfer gefochten unter dem Kronprinzen Wilhelm, dem künftigen Regenten seines Landes, der, wie es gegen die Franzosen ging, seinen Muth, seinen deutschen Sinn und sein Feldherrntalent glänzend entfaltete.

Heinrich blieb noch einige Zeit bei'm Militär, dann aber, als der Friede gesichert war, bat er um seinen Abschied, um zu seiner früheren Bestimmung wieder urückkehren zu dürfen. Beides wurde ihm bewilligt, und er erhielt eine Försterstelle im Schwarzwald, die ihm ein gutes Auskommen sicherte.

Zagend, doch nicht ohne Hoffnung bot er Louise seine Hand an, doch sie schüttelte zu diesem Antrage ihr bleiches Haupt und sagte sanft: „Mein gebrochen Leben kann Dein frisches nicht ausfüllen, nicht beglücken. Nur hier bei dem alternden Vater und den Geschwistern ist noch der rechte Platz für mich. Hier bin ich genesen von meinem fürchterlichen Schmerz, hier will ich bleiben. Glaube mir, Anderes könnte leicht den schwer errungenen Frieden mir wieder stören.“

„Und wenn Dein Vater stirbt und die Geschwister in der Welt sich zerstreuen, was dann, Louise?“ — fragte er beklommen.

„Dann wird sich schon ein ebenso zusagendes Asyl für mich finden,“ antwortete sie mit heiterem Lächeln, und dabei sah sie ihn prüfend an, nahm dann seine Hand, drückte sie und fuhr fort: „Vielleicht findet es sich doch bei Dir, siehst Du denn keine Möglichkeit dafür, außer Deinem Vorschlag?“ —

In diesem Augenblick erschallte Mariens melodische Stimme aus dem Garten herauf, und eine Nachtigall begleitete mit den lieblichsten Trillern ihr Lied:

„Was ist mit meinem Herzen doch gescheh'n?
Oft bleib' ich in Gedanken plötzlich steh'n, —
Oft treibt es mich zum dunkeln Walde fort,
Doch Ruhe finde ich an keinem Ort.

Wie hab' ich sonst der Blumen hold gepflegt,
Mit treuer Lieb' und Sorgfalt sie gehegt;
Jetzt hängen sie die Köpfchen welk und matt,
Weil treulos sie mein Herz vergessen hat.

Wie war mein Schlummer sonst so sanft und mild,
Jetzt tritt vor meine Seele stets sein Bild,
Und ruhelos dreh' ich mich auf dem Pfühl, —
Wie ist's in meinem Kämmerlein so schwül!

Wird nur von Ungefähr sein Nam' genannt,
Wie steh' ich da von heißer Gluth entbrannt!
Und was verschwiegen noch mein stummer Mund,
Gibt treulos meiner Wangen Röthe kund.

Nicht mehr entflieh' ich jetzt der süßen Pein,
Ich sauge sie mit voller Seele ein
Und ruf': Gesegnet sei der neue Tag
Mit Allem, was er mir auch bringen mag.

Das Lied verhallte; die Nachtigall trillerte noch fort. —

„Und Du glaubst, daß sie mich liebt?“ fragte Heinrich Louise, und unwillkührlich fühlte er sein Herz freudig erbeben.

„Ja, sie liebt Dich!“ bestätigte Louise. „Ihre ganze Seele war bei Dir, als Du für das Vaterland kämpftest, und nun begleitet sie Dich auf Deinen einsamen Waldwegen, und ich wette, ihr Herz erglüht in Wonne bei dem Gedanken, die Frau eines Jägers zu sein.“

„Meine Frau? — Soll ich sie darum befragen, Louise? — Sieh, ich glaubte nur Dich lieben zu können, Dich allein.“

„Wohl nur, weil Du bei mir Widerstand fandest, hingst Du Dich eigensinnig an dieses Gefühl oder vielmehr diese Jugendidee. — Ich habe Dich stets wie einen Bruder geliebt, und längst schon ist es mir, auch ich sei Dir eine Schwester geworden, nur eine Schwester, und so ist es auch, gestehe es Dir nur offen ein. Die bleiche Louise taugte ja so nicht zur fröhlichen Braut eines rüstigen Jägers. Mit der frischen, jugendlichen Marie aber wirst Du glücklich sein, mit mir konntest Du es nimmermehr so werden, wie Du es verdienst. Und so, mein Bruder, geh' hin, geh' hinüber in den Garten zu Marie und sage ihr selbst, was sie der Nachtigall wohl ablauschen möchte, daß Du sie liebst, und — seid glücklich — o recht glücklich! Louise betet für Euch.“ —

Was Louise vorausgesehen, erfüllte sich; Heinrich und Marie wurden ein glückliches Paar.

Auch die andern Kinder des Pfarrers fanden noch bei seinen Lebzeiten ein gutes und ehrenhaftes Fortkommen.

Louise blieb als treue Tochter an des Vaters Seite, bis sie ihm die brechenden Augen zugedrückt hatte. In ihrem ersten Schmerze um den Todten meinte sie, nun eigentlich genug gelebt zu haben. Da kam Heinrich mit Marie, und sie führten die liebe Schwester hinweg von dem theuren Grabe, fort in ihr friedliches Haus, zu der holden Kinderschaar, und Louise lebte noch manches Jahr still zufrieden bei den lieben Verwandten, ein Segen ihres Hauses und als ein unentbehrlich scheinendes Glied der glücklichen Försterfamilie im Schwarzwald.

Ethnographische Photographien.

III.

Die Capstadt. — Die Hottentotten. — Die Buschmänner. — Die Kaffern.

Von Dr. Geo. Hartwig.

Die Capstadt. — Patriarchalische Einfachheit und großstädtischer Luxus. — Rondebosch. — Wynberg. — Constantia. — Tafelberg. Völkercongreß. — Die Hottentotten der Vorzeit und der Gegenwart. — Ihre Verkommenheit, Fehler und Tugenden. — Die Buschmänner. — Der Auswurf der Menschheit. — Ihre Gestalt und Physiognomien. — Ihre geringen Bedürfnisse. — Ihre Ausdauer, Giftpfeile, Jagden, Nahrung, Raubsucht. — Die Kaffern. — Ihre Sprache, Aberglaube, Zauberkünste, Kindererziehung, Beschäftigungen der Frauen und Männer, Hütten, Viehzucht, Nahrung, Anfänge des Landbau's, Jagden, Waffen, Kriege mit den Buschmännern, Kunstfertigkeit, ihre Regierung. — Macht und Einkünfte der Könige. — Kriege mit den Engländern. — Wahrscheinliches Loos der Kaffernation.

Man könnte mit allem Rechte die Capstadt die Stadt der Sehnsucht nennen, denn von welcher Himmelsgegend der Reisende auch kommen mag, der sich ihr nähert, stets schwillt seine Brust mit freudiger Erwartung, wenn er sie zum ersten Male erblickt.

Hier ist es ein Invalide aus Indien, der dort zwar viel schönes gelbes Gold gesammelt, aber dafür auch eine Leberkrankheit geholt hat (das gewöhnliche Leiden der nach der heißen Zone verpflanzten Europäer), die seinem Teint die minder beneidenswerthe Farbe des vielgeliebten Metalls verliehen, und der einen Urlaub erhalten, um im milden Klima der Südspitze Afrika's seine Gesundheit wieder herzustellen. Wochenlang wurde er von den Wellen des

indischen Oceans geschaukelt, vielleicht von Stürmen hin und hergeworfen, doch Alles ist vergessen, wann endlich das Schiff in die Tafelbucht einläuft, und ein lange ungewohntes Lächeln erhellt sein melancholisches Gesicht.

Oder es ist ein Naturforscher aus Europa, der seit Teneriffa oder Madeira kein Land mehr gesehen, der des ewigen einförmigen Anblicks von Wasser und Himmel und der gezwungenen Unthätigkeit in seinem schwimmenden Gefängniß herzlich müde, sich trübsinnigen Heimwehgedanken hingibt. Doch es erschallt der Ruf: Land! Land! Die Platte des Tafelberges hebt sich höher und höher aus dem Meeresspiegel hervor, und alle Entbehrungen und Leiden sind vergessen; denn bei diesem heißersehnten Anblick taucht eine ganz neue Welt von Pflanzen und Thieren vor dem Spiegel seiner Einbildungskraft empor, und schon schwelgt sein Geist in der Vorfreude der Genüsse, welche ihre Beobachtung ihm verspricht.

Oder es ist ein Missionär, der viele Jahre in der fernen Wildniß bei den Betschuanen, den Bakalahari's, oder wie sonst die Söhne der durstigen südafrikanischen Steppen und Wüsten heißen mögen, gelebt, der viele Jahre die Gesellschaft gebildeter Menschen entbehrt hat und endlich nach treuvollbrachtem Tagewerk nach Hause zurückkehrt. Lange mußte er reisen, ehe er nur die erste Ansiedelung eines einsamen Colonisten antraf, und dann wieder vergingen Wochen, ehe sein schwerfälliges Ochsengespann ihn über den sandigen Boden bis zur Capstadt führte. Wer aber schildert sein Entzücken, wann endlich das Ziel erreicht ist, und er den schiffreichen Hafen sieht, wo auch das Fahrzeug liegt, das bestimmt ist, ihn nach der theuren Heimath zurückzuführen?

Aber man braucht eben nicht Invalide, oder Naturforscher, oder Missionär zu sein, um solche Gefühle zu genießen, denn der rohe Matrose oder der halbverwilderte Boer theilen sie vollkommen mit ihren gebildeteren Brüdern, und man mag vom indischen Ocean, oder über die Wellen des atlantischen Meeres, oder aus den Wüsteneien und Einsamkeiten des Innern herkommen, — stets ist es eine Freude, die Capstadt zu begrüßen!

Diese ersten Eindrücke werden durch ein längeres Verweilen nicht getäuscht; denn sogar Weltumsegler versichern, daß die Capstadt zu den schönsten, angenehmsten Städten gehört, die sie auf ihren weiten Wanderungen gesehen. Sie ist durchaus regelmäßig gebaut, ein afrikanisches Mannheim, nur nicht so langweilig; denn das rege Treiben einer Seestadt bringt Leben in ihre schnurgeraden Straßen, die alle breit genug sind, um nach holländischer Weise mit schattigen Baumreihen bepflanzt zu sein. Zierliche Schlingpflanzen klimmen an den Häusern empor, die zwar nicht architektonisch schön zu nennen sind, aber einen höchst gefälligen Eindruck machen, da Wohlstand und Zufriedenheit aus ihren blanken Fensterscheiben herausschauen.

Alle besitzen eine Terrasse oder stoep, wie die Holländer sie nennen, mit einem Sitz auf jeder Seite, wo sich jeden warmen schönen Abend (und wann sind diese in dem herrlichen Klima anders?) die Familienglieder versammeln, um Kaffee zu trinken, die Tagesbegebenheiten zu besprechen und sich der kühlen Luft zu erfreuen. Die Nachbarn denken nie daran, sie dabei zu belauschen, denn sie selbst genießen auf gleiche Weise den Abend, und die Vorüberziehenden sind viel zu sehr an diese gemüthlichen Scenen, an diese zwanglosen Zusammenkünfte gewohnt, als daß sie dieselben besonders beachten sollten.

Neben dieser patriarchalischen Einfachheit, welche an das gutmüthige Stillleben mancher deutschen Kleinstädte erinnert, entfaltet aber auch die Capstadt allen Glanz eines reichen Handelsplatzes, des Regierungssitzes einer blühenden Colonie; denn elegante Equipagen, von herrlichen Pferden gezogen, rollen durch die Straßen, und fast jeder Kaufmann hält sein Phaeton oder sein Kabriolet und eins bis zwei Reitpferde. Diese Wagen werden meist von Malaien geführt, welche Hüte von getrocknetem Gras tragen, die ganz genau die Gestalt einer chinesischen Pagode haben und einem europäischen Auge zwar etwas wunderlich vorkommen, aber doch sehr zweckmäßig sowohl gegen die Sonne, als gegen den Regen sind.

Auch an prachtvollen Kaufläden fehlt es nicht, wo man außer den vollkommensten Erzeugnissen der englischen Industrie sowohl die Producte Indiens und China's, als die der wilden afrikanischen Völkerschaften findet.

Die leichten Stoffe und zierlichen Armringe, den Schmuck einer indischen Bajadere, sieht man dort neben den kleinen Schuhen einer Chinesin, das Photographien-Album einer englischen Lady neben dem Muschelhalsband einer Negerin und den Frack eines feinen Gentleman neben dem Mantel aus Giraffenfell eines Kaffernhäuptlings.

Hat der Fremde sich in der Stadt gehörig umgesehen, so bieten ihm die schönen Umgebungen die Gelegenheit, manchen angenehmen Ausflug zu machen. Das Dorf Rondebosch, wo viele Kaufleute ihre Landsitze haben, ist das gewöhnliche Ziel einer kürzeren Spazierfahrt, wo man rechts und links vom vortrefflichen Wege eine fortlaufende Reihe wohlgebauter Villen sieht, von großen Gärten umgeben, die den ganzen Pflanzenreichthum dieses milden, der Blumenzucht so günstigen Klima's zur Schau tragen. Etwas weiter, doch an derselben Landstraße liegt Wynberg, ein ebenso schönes und angenehmes Dorf, zwischen welchem und der Capstadt verschiedene Male des Tages Omnibusse hin und herrollen. Omnibusse! das demokratische Fuhrwerk unserer Großstädte im Lande der Hottentotten und der Flußpferde! Welch ein Gegenstand der Betrachtung für einen Philosophen!

Hinter Wynberg verliert der Weg sein reinliches, nettes, künstliches Ansehen und wird mehr afrikanisch und dürre. Doch nein, — nicht dürre; denn wer könnte solch einen Ausdruck für ein Land anwenden, das von einer unzählbaren Mannichfaltigkeit von Cap'schen Haiden in vollster Blüthe bedeckt ist, während Aloe's, wilde Levkoyen und tausend andere zierliche und liebliche Pflanzen einen natürlichen Teppich bilden, schöner als alle Kornfelder und Gärten der alten Mutter Europa. Dieser Weg führt nach Constantia, dessen Name im Reiche des fröhlichen Bechers einen ebenso guten Klang besitzt, wie Tokay oder Madeira.

Auch hier wird ein vorzügliches Product nur auf einem engen Raum erzielt; denn es gibt nur drei Höfe an dem Abhange des Berges: Hoch-Constantia, Groß-Constantia und Klein-Constantia, wo die Reben blühen, die den herrlichen Wein erzeugen, dem das abgelegene Dorf seine Berühmtheit verdankt. Man hat an verschiedenen andern Stellen des Caps versucht, mit Constantia zu wetteifern, jedoch ohne Erfolg; denn schon in einer geringen Entfernung ist der Wein von sehr untergeordneter Güte. Der Weinberg hat seinen Namen nach der Frau eines früheren Gouverneurs vom Cap, die Geschichte meldet aber nicht, ob dieß von der Dame allzugroßer Liebe zu dessen feurigem Nectar herrührt.

Beschwerlicher, aber auch lohnender für den Naturforscher ist ein Ausflug auf den berühmten Tafelberg (3360 Fuß hoch), der im Süden der Capstadt fast senkrecht mit breitem, plattem Gipfel emporstrebt. Rechts nur durch eine Schlucht von ihm geschieden, liegt ein anderer zweigipfliger Berg, welcher „Löwenkopf" und „Löwenrumpf" heißt, weil man in seiner Gestalt die des ruhenden Thierkönigs zu erkennen glaubt, und links erhebt sich der hohe zugespitzte Teufelskopf (3110 Fuß hoch). Wird ein heftiger Südostwind erwartet, so erscheint eine weiße Wolke, welche sich nach und nach über dem Gipfel des Tafelbergs bildet, und dann sagt man, „der Teufel lege sein Tischtuch auf".

Wie seine niedrigeren Nachbarn ist der Tafelberg nur mit Haidekraut und magerem Gestrüpp spärlich bewachsen, aber die Aussicht ist herrlich, besonders nach Süden, wohin der Tafelberg terrassenförmig abfällt und die Kette bildet, welche sich steil im Vorgebirge der „Guten Hoffnung" endet. Weiterhin erstreckt sich der unermeßliche Horizont des Meeres, auf dem die Phantasie mit ihren mächtigen Flügeln sich fortschwingt bis zu den geheimnißvollen Einöden des Südpols, während nach Norden Bergreihe auf Bergreihe sich erhebt und sich endlich in die nebelichte Ferne verliert.

So bietet die Umgebung des Caps, sei es durch die malerische Form des Gebirges und die unbegrenzte Aussicht in die Ferne, sei es durch die Mannichfaltigkeit

schöner Gewächse und merkwürdiger Thiere, welche diesem Lande eigen sind, dem Naturfreund manche Genüsse, während der Menschenbeobachter in einer Stadt, wo Afrika, Asien und Europa sich zu einem wahren Völkercongreß versammeln, die beste Gelegenheit findet, seinen Lieblingsstudien nachzugehen. Denn in der Capstadt haben sich der Chinese und der Malaie eingebürgert, und man sieht den Abkömmling der ersten holländischen Colonisten oder der französischen Refugié's aus den Zeiten Ludwigs des Vierzehnten neben dem Sohne Albions oder dem schottischen Hochländer und den Hottentotten neben dem Buschmann oder dem Kaffern. Alle Religionen haben hier ihre Tempel und ihre Vertreter; alle Hautfarben, vom blühendsten europäischen Teint zum Pechschwarz des Negers aus Guinea, durch alle Abstufungen von Gelb und Braun kommen hier zum Vorschein, alle Gesichtsbildungen vom edlen kaukasischen Profil bis zur thierischen Physiognomie des Hottentotten, mit dem wir als dem ursprünglichen Herrn des Landes unsere kurze Schilderung der eingeborenen Völker Süd-Afrika's eröffnen wollen.

Als die Holländer im Jahre 1652 unter van Riebeck die erste europäische Niederlassung in der Inselbai gründeten, fanden sie das ganze Land vom Fischfluß im Osten bis zur Wallfischbucht im Westen von verschiedenen Horden einer eigenthümlichen Menschenrace bevölkert, die sich selbst Quäquä nannten, aber von den Holländern den Namen Hottentotten erhielten, wahrscheinlich eine spöttische Nachahmung der unmelodischen Laute ihrer ganz eigenthümlichen Sprache, in welcher fast jedes Wort mit einem gewissen Schnalzen ausgesprochen wird.

Diese Völker kannten den Ackerbau nicht; sie standen auf der Stufe des nomadisirenden Hirten, und zwar in seinem rohesten Zustande. Ihre Waffen bestanden hauptsächlich in Bogen und vergifteten Pfeilen, in Wurfspießen und Keulen. Häufige Kriege fanden unter ihnen statt, und überfiel ein Stamm den Kraal oder das aus einigen niedrigen bienenkorbähnlichen Hütten bestehende Dorf einer feindlichen Horde, so wurden alle Männer unbarmherzig erschlagen, die Weiber und Kinder aber in eine ewige Gefangenschaft fortgeschleppt. Die Grausamkeit dieser Wilden zeigte sich besonders auch im Schlachten ihres Viehes; denn dem noch lebenden Schaf oder Ochsen wurde der Leib aufgeschnitten und die Eingeweide herausgerissen, um raubthierartig das noch rauchende warme Herzblut zu schlürfen, ohne einen einzigen Tropfen zu verlieren. Bei kaltem Wetter trugen sie einen Mantel oder Karoß aus Schafsfellen; sonst war ihre Kleidung von der dürftigsten Art: — ein Gürtel oder ein kleiner Schurz, den sie, wie unsere Bergleute den ihrigen, trugen. Reinlichkeit war ihnen ein durchaus fremder Begriff. Sie beschmierten sich mit Fett oder Kuhdreck und bewarfen sich mit Staub, sodaß ihre gelblichbraune Haut unter einer schwarzen Decke verschwand, die niemals oder nur durch Zufall mit Wasser in Berührung kam. Ein höheres göttliches Wesen war ihnen unbekannt, aber wie die meisten Wilden fröhnten sie dem abgeschmacktesten Aberglauben und ließen sich blindlings von ihren Zauberern leiten, die nächst den erblichen Häuptlingen das meiste Ansehen genossen. Die Kunstfertigkeit dieser Barbaren stand auf der niedrigsten Stufe, doch verstanden sie, aus Honig und einigen Zwiebelgewächsen ein berauschendes Getränk zu bereiten, und der Rauch des „Dacha“, einer einheimischen Pflanze, ersetzte ihnen den unbekannten Tabak oder vielmehr das noch verderblichere Opium des Chinesen. So scheint der Mensch überall das Bedürfniß jener gefährlichen Reizmittel zu fühlen, deren Genuß so leicht zum Uebermaaß führt, und in seinem rohesten Zustande strengt sich seine Erfindungsgabe vor Allem damit an, die Mittel zu suchen, wie er sich selbst berauschen und seinen Feind am besten morden kann. Hätten die Holländer sich damit begnügt, wie sie es Anfangs vorhatten, nur eine kleine Handlungsstation am Cap zu gründen, um ihren nach oder von Indien segelnden Schiffen eine Zufluchtsstätte zu gewähren oder die Gelegenheit, sich mit frischen Lebensmitteln zu versehen, so wären die hottentottischen Zustände wohl ziemlich unverändert geblieben; doch bald zeigte es sich, daß das Capland, obgleich von mineralischen Schätzen entblößt und wegen der häufigen Dürre

und der größtentheils sandigen Beschaffenheit des Bodens auch nicht zum Getreidebau passend, sich doch vorzüglich zur Viehzucht und zum Weinbau eignete.

So drang die europäische Colonisation immer weiter und weiter in's Innere vor, wobei es nicht anders sein konnte, als daß die holländischen Heerden sich das Gras wohlschmecken ließen, welches früher den Schafen und Rindern der Hottentotten zu gut gekommen war. Feindseligkeiten waren die natürliche Folge, und wie es leider immer geschieht, wenn der habsüchtige Europäer mit barbarischen Völkern in Berührung kommt, es verstummte die Stimme der Gerechtigkeit, und der „boer“ machte sich kein Gewissen daraus, die ursprünglichen Besitzer des Landes mit unbarmherziger Grausamkeit zu verfolgen, sie ihres Eigenthums ohne alle Entschädigung zu berauben und sie zu Dienern und Leibeigenen im Lande ihrer Väter zu machen. Die Pocken, die furchtbar unter den schmutzigen Hottentotten wütheten, der Branntwein, dessen Genuß sie sich mit zügelloser Leidenschaft hingaben, beschleunigten ihren Verfall, sodaß sie heutigen Tags auf weniger als den zehnten Theil ihrer früheren Anzahl zusammengeschmolzen sind und kein zusammenhängendes Volk mehr ausmachen, sondern als vereinzelte Hirten, Dienstboten oder Vagabunden über die Colonie zerstreut sind.

Trotz aller Anstrengungen der Missionäre stehen sie noch immer auf sehr niedriger Bildungsstufe, und obgleich sie heutigen Tages mit den Europäern vollkommen gleiche Rechte haben, vermindern sie sich noch immer reissend schnell. Man kennt keinen Hottentotten, der sich ein Eigenthum erworben hätte, obgleich jede andere Klasse der Farbigen solches gethan hat. Ein Hottentotte ist das sorgloseste und trägste Geschöpf auf der ganzen Erde; in einem Lande, wo Arbeit stets sehr gesucht und theuer bezahlt wird, arbeitet er vielleicht einen Monat lang, sowie er aber seinen Lohn in der Tasche hat, verläßt er seinen Herrn und betrinkt sich, so lange er auch noch einen halben Groschen besitzt.

Neben diesen Untugenden besitzt er doch auch einige gute Eigenschaften, die ihn zu einem schätzenswerthen Dienstmann machen. So ist er äußerst gutmüthig und beraubt nie seinen Herrn. Dieser kann ihm Alles, auch das Werthvollste, anvertrauen, solange er in seinem Dienste steht, ohne daß er etwas „wegnehmen oder stehlen“ wird; kaum hat er aber dessen Dienst verlassen, so macht er sich kein Gewissen daraus, eine jede Gelegenheit zum „Annectiren“ seines Eigenthums zu benutzen, die sich ihm darbietet.

Trotz seines Stumpfsinnes ist es gelungen, ihn zu einem guten und sogar reinlichen Soldaten zu machen. So besteht das Cap'sche berittene Regiment (Cape Mounted Feucibles) fast gänzlich aus Hottentotten, die sich in den Kriegen mit den Kaffern als ein tüchtiges Kriegsvolk bewährt haben.

Mit der niedrigen geistigen Begabung des Hottentotten stimmt seine Gesichtsbildung überein. Die niedrige Stirn, die plattgedrückte Nase, die hohen Backenknochen, die dicken Lippen drücken ihm den Stempel der Dummheit auf, und seine schmutzig gelbe Hautfarbe trägt eben nicht zu seiner Verschönerung bei, ebenso wenig wie die unmäßige Entwickelung seiner Hintertheile. Sein Haar ist dünn und äußerst hart, aber seine Hände und Füße sind zierlich und klein, sodaß mancher europäische Stutzer ihn um diesen Vorzug beneiden könnte.

Auf einer noch niedrigeren Stufe als die Hottentotten, ja sogar mit den elenden Pescheräh's des Feuerlandes oder den Samojeden der sibirischen Einöden um den traurigen Vorrang streitend, der Auswurf des ganzen Menschengeschlechts zu sein, stehen ihre Nachbarn, die Buschmänner, als deren eigentliches Land die dürren Gegenden vom oberen Orangefluß bis zum Wendekreis des Steinbocks betrachtet werden müssen. Nach Einigen sollen diese Wilden verkommene Hottentottenstämme sein, die, ihrer Heerden beraubt, sich in die ungastlichsten Einöden zurückgezogen haben und in den äußersten Zustand der Rohheit versunken sind, nach Anderen die ursprünglichen Bewohner des Landes, die durch die später eingewanderten Hottentotten und Kaffern verdrängt wurden.

Ohne Ackerbau, ohne Viehzucht; denn

seine steinichte, fast regenlose Heimath kann kaum die dürftigsten Saftgewächse ernähren, fristet der Buschmann sein Leben auf die kümmerlichste Weise. Schlangen, Eidechsen, Ameisen und Heuschrecken sind die Thiere, die er erjagt; denn nur selten steht ein größeres Wild seinem schwachen Geschütz. Des Trinkens fast entwöhnt, begnügt er sich tagelang ohne Wasser, trinkt statt dessen Saftgewächse und genießt seine Speisen ohne Salz. Seine Nahrung immer an einem andern Ort aufsuchend und den Zügen der Antilopen und Insekten nachgehend, kennt er keine feste Wohnung, sondern birgt sich bei Nacht in Höhlen, in selbstgescharrten Gruben oder in der milderen Jahreszeit unter den Zweigen der Gebüsche, wo er deren findet, und wovon er seinen Namen erhalten hat. Bei dieser Lebensart kann die körperliche Bildung des Volkes keine andere sein, als die sie wirklich ist.

Die Buschmänner sind wahre Zwerge, meistens kaum 4 Fuß hoch, und die allgemeinen unterscheidenden Kennzeichen der Hottentotten: die breite, platte Nase, die sich zwischen den Augen gänzlich verflacht, und die breit hervorragenden Wangenknochen werden bei ihrer Magerkeit doppelt bemerkbar. In ihrer Gestalt ist zwar Verhältniß, man würde sie nicht häßlich nennen können, wenn sie wohlgenährt wären; aber die dürren Schenkel, das plumpe Kniegelenk und die wadenlosen Beine geben ihnen eine mehr affenähnliche, als menschliche Form.

Und doch sind die Männer noch schön zu nennen in Vergleichung mit den Frauen. Die schlaff herabhängenden langen Brüste und die übermäßig dicken, weit unter dem hohlen Rücken vorstehenden Hintertheile, in welchen sich gerade wie bei den afrikanischen Schafen alles Fett des Körpers gesammelt zu haben scheint, machen nebst der übrigen Häßlichkeit der ganzen Gestalt und der Gesichtsbildung diese Frauen in den Augen eines Europäers zu wahren Scheusalen. Die Hottentottinnen, wiesehr sie auch in vielen Stücken mit den Buschmannsweibern übereinstimmen, können doch in Vergleichung mit ihnen wegen der größeren Leibesgestalt und der allgemeineren Wohlbeleibtheit noch für schön gelten.

Das Auge der Buschmänner ist unendlich viel wilder und lebhafter als das der Hottentotten, ihre Mienen sind ausdrucksvoller und gescheidter und alle ihre Gebärden leidenschaftlicher. Dieser Unterschied hat ohne Zweifel seinen Grund in den häufigeren Anstrengungen des Geistes und Körpers, zu denen sie ihre Lebensart veranlaßt. In der Schule der Abhärtung erwachsen, sind sie trotz ihrer scheinbaren Schwäche großer Anstrengungen fähig.

Ihre höheren Sinneswerkzeuge, Gesicht und Gehör, sind von besonderer Schärfe, da sie sie täglich üben, um ihre Nahrung von Weitem zu erspähen und zu erlauern. Ihre niederen dagegen sind schwach, und fast sollte man glauben, sie hätten weder Geschmack, noch Geruch, noch Gefühl; denn man bemerkt weder Eckel gegen die widrigsten Speisen, noch Empfindlichkeit gegen die auffallendsten Aenderungen der Lufttemperatur an ihnen.

Ihre Horden sind klein, denn die Seltenheit der Nahrungsmittel gestattet keine größeren Gesellschaften, und selbst Familien müssen zuweilen sich trennen, weil ein und derselbe Ort nicht für Alle Nahrung hervorbringt. Ein Theil wandert hier, der andere dorthin, nur der Zufall führt sie zuweilen wieder zusammen, und wenn die Umstände dann günstiger sind, wenn etwa die Jagd ihnen größere Thiere in die Hände liefert, oder wenn die Noth sie endlich zwingt, einen gemeinschaftlichen Raub zu unternehmen, der ihnen einen reichen Vorrath gibt, leben sie auf längere Zeit wieder mit einander.

Keiner hat vor den Uebrigen ein höheres Ansehen durch ererbten Rang; nur die Körperkraft entscheidet, und der Stärkere, Gewandtere macht diese oft in solchem Grade geltend, daß der Schwächere ihm seine Waffen, ja selbst sein Weib und seine Kinder abtreten muß, wenn er das Leben behalten will.

Es gibt demnach vielleicht keine Wilden auf der Erde, die dem Thiere so nahe stehen, deren Bedürfnisse, Sorgen und Freuden unbedeutender, und die daher aller Cultur so unzugänglich wären. Schlaf, Essen und Trinken sind wohl die einzigen Bedürfnisse, und wenn man Tabakrauchen und Branntweintrinken dazu rechnet, die

einzigen Freuden, die der Buschmann kennt; aber er kann ihnen auf längere Zeit entsagen. Derselbe Buschmann, der mit fünf seiner Landsleute ein fettes Schaf in einer Stunde, ein Quagga in einer halben Nacht ganz und gar verzehrt, ist im Stande, drei bis vier Tage, ja länger, Hunger zu leiden, auch wenn ein solches Fest nicht vorhergegangen ist. Oft ist bloße Faulheit die Ursache dieser Entbehrung, und er schnürt sich lieber den Bauch mit einem Schmachtriemen ein und verschläft seinen Hunger, als daß er sich mit körperlicher Anstrengung Nahrung zu verschaffen suchen sollte.

Gewiß findet man kein wildes Volk, bei welchem ein ähnlicher Grad von thierischer Rohheit mit so viel Verschmitztheit und mit so viel Beweisen geübter Seelenkräfte verbunden ist.

Eine ungemeine Ausdauer zeigt sich in allen Unternehmungen des Buschmanns. Tagelang scharrt eine Horde zuweilen in niedrigen Gegenden nach Wasser, und wenn sie überzeugt ist, daß es hier sich finden müsse, so steht sie nicht davon ab, und sollte das Loch mannstief werden müssen. Der ganze Lohn ist oft eine Handvoll Wasser, die ein Jeder sich, wenn ihn die Reihe trifft, herausholt, indessen der Folgende geduldig wartet, bis das Loch wieder so weit vollgelaufen ist, daß auch er schöpfen kann.

Von der Spur eines einmal verfolgten Wildes bringt sie nichts ab, von einem einmal beschlossenen Unternehmen schreckt keine Schwierigkeit sie zurück. Nur der erste Schritt dazu scheint ihnen immer schwer zu werden. Haben sie sich aber einmal aus ihrer Unthätigkeit aufgerafft, so führen sie ihr Unternehmen mit List, Ausdauer und Kühnheit zu Ende. Wie die Indianer am Orinoco, haben sie die Kunst erfunden, ihren schwachen Pfeilen durch das Bestreichen mit Schlangengift und dem Safte der in ihren Einöden wachsenden wilden Wolfsmilcharten eine tödtliche Wirkung zu verschaffen. Der Bogen hat gewöhnlich eine Länge von fünf Fuß und besteht aus einem mäßig gebogenen, in der Mitte dickeren Stabe von sehr hartem Holze und einer strohhalmdicken Sehne, die aus zusammengedrehten und gesponnenen Sehnenscheiden größerer Thiere verfertigt wird. Die Pfeile sind im Durchschnitt dritthalb Fuß lang, der Schaft besteht aus dickerem Schilfrohr und ist am unteren Ende eingekerbt, um auf die Sehne zu passen, umsponnen, damit er nicht spalte, und mit der Feder eines Raubvogels versehen, um seinem Fluge eine gerade, sichere Richtung zu geben. An dem oberen Ende ist ein derber Röhrenknochen (gewöhnlich das Wadenbein einer Antilope) statt der Spitze eingefügt und entweder wirklich scharf zugespitzt, oder noch ein dreieckiges eisernes Plättchen daran befestigt. Sowohl das Holz zu den Bogen, als die eisernen Spitzen bekommen sie von weit her nur durch Tausch gegen fertige Pfeile von ihren Landsleuten im Osten, oder das Eisen durch Raub, indem sie die erbeuteten Assagaie (Wurfspieße) der Kaffernvölker dazu verarbeiten. Sie kennen aber den Gebrauch des Feuers zu dieser Arbeit nicht, sondern verfertigen jene dreieckigen Plättchen allein durch Abbrechen, Hämmern und Schleifen des Eisens, daher nach ihrer eigenen Versicherung ein jeder Pfeil einen ganzen Tag Arbeit kostet. Uebrigens sind bei Weitem die wenigsten Pfeile mit solchen eisernen Spitzen versehen und werden von ihnen nur im Kriege gegen das edelste Wild, den Menschen, nie auf der gewöhnlichen Jagd gebraucht. Eine besonders boshafte Einrichtung des Pfeils ist die, daß er an einer Stelle, gewöhnlich einen Zoll lang unter der Spitze, zur Hälfte durchgesägt ist, damit diese gleich abknicke und in der Wunde stecken bleibe, wenn sie etwa auf einen Knochen stiesse. Damit auch dasselbe bei der Verwundung weicher Theile, wenigstens bei dem Versuch des Herausziehens erfolge, befindet sich dicht neben dieser eingesägten Stelle, halb nach hinten gerichtet, ein widerhackenes Federblättchen, das bei unvorsichtiger Handhabung des eingedrungenen Pfeils das Abbrechen der Spitze in der innersten Wunde bewirkt, wo dann gar keine Hülfe mehr möglich ist, weil gleich nachher Alles darüberher anschwillt. Die Entfernung, in welcher dieses mörderische Geschütz noch sicher trifft, ist achtzig Schritte; darüber hinaus fehlen auch wohl die Besten, und der Pfeil verliert an Kraft. Auf der Jagd muß daher eine bewunderungswürdige Gewandtheit die geringe Tragweite dieser furcht-

baren Waffe ersetzen, und die Buschmänner sind denn auch so geübt im Beschleichen des Wildes, daß sie darin schwerlich ihren Meister finden. Es ist keine kleine Aufgabe in diesen kahlen Flächen, sich dem Auge der scheuen Antilopen und fernsichtigen Strauße so zu entziehen, daß man ihnen auf fünfzig bis sechzig Schritte nahe kommen könnte. Das erreichen sie aber dadurch, daß sie, fast auf dem Bauche kriechend, sich fortbewegen, den Leib mit dem Staube der Erde bestreuen, um nicht durch die Farbe aufzufallen, und sich nicht bewegen, sobald das Thier aufmerksam zu werden droht. Sie verlieren dabei die Geduld nicht, wenn auch mehrere Stunden darüber vergehen sollten, und selten entkommt ihnen ein Thier, dem sie einmal auf diese Weise nachstellen.

Oft auch gelingt es ihnen, das Wild des Feldes aus dem sichern Hinterhalte zu treffen, und dann brauchen sie nur die Spur zu verfolgen; denn die Wirkung des Giftes ist so schnell, daß sie in einer Viertelstunde das angeschossene Thier wo nicht todt, doch betäubt und entkräftet daliegen finden. Es vollends tödten, die von dem Gift zerstörte Stelle ausschneiden und die Beute gierig verschlingen sind Handlungen, die unmittelbar auf einander folgen, und nicht eher verlassen sie den Ort, bis auch der letzte Knochen abgenagt ist.

Selbst größere Thiere, deren dickes Fell ihre giftigen Pfeile nicht zu durchdringen vermögen, fallen ihren listigen Nachstellungen zur Beute. An dem großen Flusse ist das ganze Ufer voll von Gräben, welche die Buschmänner gegraben haben, um der Seekuh auf ihren nächtlichen Wanderungen eine Falle zu bereiten. Diese Gruben sind groß und tief nach dem Verhältniß des Thiers; in der Mitte des Bodens steht ein spitzer, durch Brennen gehärteter Pfahl, und oben werden sie künstlich mit Zweigen, Gras und Laub verdeckt. Das hereingestürzte Thier stirbt eines qualvollen Todes, denn der tiefeingedrungene Pfahl gestattet ihm nicht, sich in dem engen Raum zu bewegen, aus dem es sich sonst, durch Anwendung seiner ungeheuren Kraft, vielleicht herausarbeiten würde, und die Buschmänner selbst sind mit ihren unvollkommenen Waffen nicht im Stande, dieser Qual ein früheres Ende zu machen. Auf eben die Art fällt in andern Gegenden auch der kluge Elephant in ihre Hände. Nicht minder listig verfahren sie bei'm Fischfang, um dessentwillen besonders ihnen die Nähe großer Flüsse erwünscht ist. Sie flechten aus Zweigen eine Art von spitzigen Körben, ähnlich unsern Reusen oder Aalkörben, oder wenn sie eine Anschwellung des Stromes glauben erwarten zu können, umziehen sie bei niedrigem Stande des Wassers große Flächen des Strandes mit einem Walle von Steinen, in welchem Behälter demnächst bei'm Fallen des Flusses die Fische zurückgehalten werden.

In andern Gegenden erspähen sie von den Höhen herab die Nester der listigen Strauße und finden in den geraubten Eiern ein kräftiges Nahrungsmittel.

Nicht nur wegen ihres Giftes werden die Schlangen häufig von ihnen gefangen, denn wohl wissend, daß auch die giftigste Schlange unschädlich zu genießen ist, und daß ihr Gift nur dann tödtet, wenn es unmittelbar dem Blute beigemischt wird, verzehren sie das Fleisch, nachdem sie den Kopf abgeschnitten oder abgebissen haben.

Die Heuschreckenzüge, jene furchtbare Geissel des Landmanns, werden vom Buschmann mit Freuden begrüßt, denn sie versorgen ihn auf lange Zeit mit einer erwünschten Speise. Wie leicht es auch wird, mit den Händen so viele zu fangen, als zur Sättigung hinreichen, so ist er dennoch darauf bedacht, den Vorrath zu vermehren, und legt zu dem Ende lange und tiefe Gräben an, aus denen die hineingefallenen Heuschrecken sich nicht so leicht wieder erheben und davonfliegen können.

Ein besonderer Leckerbissen dieser Wilden sind die großen weißen Ameisen oder Termiten. In dem Lande, das sie bewohnen, ist zwar die haufen- und hügelbauende Art seltener, allein es gibt dort eine andere, um weniges kleinere, welche unter der Erde baut und große Flächen mit ihren Gängen untergräbt, die alle parallel mit der Oberfläche des Bodens gezogen sind und sich tausendfach durchkreuzen. In den Mittelpunkt einer solchen Fläche graben die Buschmänner ein Loch, das um ein Beträchtliches tiefer geht, als die Fläche des Netzes der Gänge, und sind nun ge-

wiß nach einigen Stunden auf dem Boden des Loches eine große Menge dieser Thiere zu finden, die von allen Seiten aus den abgeschnittenen Gängen hineinfallen. Zu gewissen Jahreszeiten oder bei bevorstehender Veränderung des Wetters sind diese Thierchen besonders geschäftig; man sieht sie in großer Menge auf die Oberfläche kommen nud an deu Eingängen ihrer Schachte Stängel, Splitter undBlättchen wie zu einem Dache aufhäufen. Dieß ist der günstige Zeitpunkt, den die Buschmänner zu ihrem Fange benutzen.

Geht diesen elenden Wilden alle thierische Nahrung aus, so fristen sie ihr Leben mit den knolligen Wurzeln von Liliengewächsen oder den saftigen Früchten von Mesembryanthemen — den einzigen eßbaren Pflanzenstoffen, welche das nackte Land hervorbringt.

Begnügten sich die Buschmänner mit der Antilopen- oder Insecten-Jagd, oder beschränkten sie sich darauf, durch die Wanderung nach einer noch nicht ausgebeuteten Gegend dem Hunger zu entgehen, so würden ihre Nachbarn sie wohl nur bemitleiden oder verachten, aber ihre Raubgier macht sie sowohl bei den Colonisten, als bei den Kaffern zu Gegenständen der Verfolgung und des Hasses. Völlig unbekannt mit den Rechten des Eigenthums wie mit allen übrigen Bedingungen des geselligen Vertrags, von keinem Gute Besitzer, als von dem Bogen und dem Köcher mit Pfeilen, nur dem thierischen Bedürfnisse der Sättigung nachgehend, auf dessen bequemste und schnellste Befriedigung alle Kräfte des Geistes einzig und ausschließlich gerichtet sind, kann man es den Buschmännern wohl sosehr nicht zum Vorwurf machen, daß sie nehmen, wo nur etwas zu bekommen ist.

Diese Entschuldigung läßt aber natürlich der Beraubte nicht gelten und behandelt daher den Buschmann, wo er ihn nur findet, wie das Raubthier der Wüste, erschlägt ihn ohn' alles Erbarmen und führt sein Weib und seine Kinder in die Gefangenschaft fort. So sind einzelne Buschmänner zu Bewohnern der Capcolonie geworden, wo sie zu denselben Dienstleistungen wie die Hottentotten benutzt werden.

Die Kaffern, deren Gebiet im Osten der Capcolonie bis weit in's Innere sich erstreckt, sind ihren eingeborenen Nachbarn sowohl in körperlicher als in geistiger Beziehung weit überlegen.

Die Männer besonders sind von schönem, kräftigem, schlankem Bau; ihre Glieder haben das glücklichste Ebenmaaß; die Mehrsten haben eine Größe von fünf Fuß und sechs bis neun Zoll. Ihr Schädel ist hochgewölbt und von angenehmer Form, das Auge lebhaft, die Nase nicht platt, sondern mit erhabenem Rücken, die Zähne von blendender Weiße. Sie halten sich in aufrechter Stellung sehr gerade, ihr ganzes Aeußere verkündigt Kraft und Muth. Ihre Farbe ist braun, das Haar schwarz, kurz und wollig. Ihre Gesichtszüge sind charakteristisch und gestatten nicht, daß man sie ausschließlich zu einer der angenommenen Hauptracen des Menschengeschlechts zähle. Mit den Europäern haben sie die hohe Stirn und den erhabenen Nasenrücken, mit den Negern die aufgeworfenen Lippen, mit den Hottentotten die vorragenden Wangenknochen gemein. Der Bart ist schwach, aber stärker als bei den Hottentotten.

Die Weiber sind nicht weniger schön, nur durchgängig kleiner, selten über fünf Fuß groß. Eine sehr feine Haut, schöne Zähne, angenehme Gesichtszüge, in denen sich Frohsinn und Zufriedenheit ausdrückt, und ein schlanker, voller Wuchs machen ihre Gestalt auch in den Augen eines Europäers ganz anmuthig. Nur scheinen die dunkle Hautfarbe und das kurze, in schmale Zotten zusammengedrehte schwarze Haar den angenehmen Eindruck zu stören, ehe man sich an diesen Anblick gewöhnt. Im Uebrigen gilt von ihrem Körperbau das von den Hottentottinnen Gesagte.

Die Kaffern reden eine volltönende, weiche, wohlklingende Sprache ohne Schnalzen. Die Wurzelwörter sind ein- und zweisylbig, ihre Laute einfach, ohne Doppellauter. Ihre Aussprache ist langsam, bedeutend, der Accent ruht auf der vorletzten Sylbe. Die Dialecte der Sprache sind auf mannichfache Weise von einander abweichend, aber die entferntesten Stämme sind einander verständlich.

Bei den Kaffern ist durchaus keine Spur einer äußeren Gottesverehrung an-

zutreffen, aber desto größer ist ihr Aberglaube. Nach ihrem Begriff entstehen alle Krankheiten entweder durch die Einwirkung magischer Künste, oder durch den Einfluß feindlicher Geister, — und wie bei so vielen andern wilden Völkern gilt bei ihnen der Zauber als das einzige Mittel, den Zauber zu vertreiben.

Die zur Hülfe gerufene wohlthätige Zauberin — denn größtentheils sind es alte Frauen, die sich mit dieser Kunst abgeben — legt dem Kranken eine gewisse Anzahl aus Kuhmist verfertigter Kugeln auf den Unterleib, der überhaupt als der Sitz aller inneren Krankheiten betrachtet wird, dreht diese unter mancherlei geheimnißvollen Gebärden und Worten häufig um und bringt endlich eine Schlange, Schildkröte oder Eidechse zum Vorschein, wobei sie schwört, das Thier sei dem Kranken durch Zauberei beigebracht und die Ursache der Krankheit gewesen. Stirbt der Patient dennoch, so fehlt es ihr so wenig an Ausreden, wie dem europäischen Practikus, der seine Kunst an der mächtigeren Krankheit scheitern sieht; sie sagt: die ihm bestimmte Lebenszeit sei geendigt, und er würde auch ohne die Einwirkung der feindlichen Zauberei gestorben sein, oder sie erklärt offenherzig, die Kunst des bösen Zauberers sei stärker als die ihrige. Vor dem Anfang der Cur bekommt sie eine Belohnung, die gewöhnlich in einem Stück Rindvieh besteht, muß diese aber wieder herausgeben, wenn hre Mittel unwirksam bleiben.

Uebrigens ist man mit der Wiederherstellung des Kranken allein nicht zufrieden, sondern verlangt den, der die Krankheit durch Zauberei erregt hat, entdeckt zu sehen. Zu dem Ende muß sich die ganze Horde versammeln; die Zauberin begibt sich allein in eine Hütte und gibt vor, dort schlafen zu wollen, um den Missethäter im Traume zu sehen. Unterdessen tanzt und singt das Volk draußen eine Weile lang; endlich treten die Männer an die Hütte und bitten sie, zum Vorschein zu kommen. Anfangs weigert sie sich, dann bringt man ihr eine Anzahl Assagayen zum Geschenk, und nun tritt sie, mit diesen Wurfspießen in der Hand, das Augenlied, den Arm und den Schenkel an der linken Seite weiß, an der rechten aber schwarz gefärbt, nackt und nur an der Hüfte bedeckt, aus der Hütte, worauf sie sogleich vom Volke umringt und mit Mänteln von allen Seiten bedeckt wird. Jetzt verlangt man, sie solle den bösen Zauberer nennen. Auch dagegen weigert sie sich eine Zeit lang, plötzlich aber wirft sie die Mäntel von sich ab und stürzt mit den Assagayen zwischen das Volk und trifft damit den, den sie als den Schuldigen bezeichnen will. Sogleich wird er ergriffen, ehe man ihn aber zur Strafe führt, muß die Frau angeben, wo er seine Zaubermittel versteckt habe. Sie nennt einen Ort, man begibt sich dahin; sie bringt einen Schädel oder sonst einen oft nur vorgeblichen Theil eines menschlichen Körpers zum Vorschein, und nun ist der Angeklagte des Verbrechens überwiesen.

Die Strafe, die das Oberhaupt mit seinen Räthen bestimmt, besteht gewöhnlich darin, daß man den Delinquenten ganz und gar mit Fett überschmiert und sodann an einen Ameisenhaufen stellt, wo er am Boden befestigt wird; dann bricht man den Ameisenhaufen auf und läßt die Ameisen über den Unglücklichen laufen und ihm das Fleisch von den Knochen abfressen, was sie nach und nach wirklich vollkommen ausführen. Es ist zu bezweifeln, ob die Inquisition jemals eine so grausame und langsame Tortur erfunden hat, als diese sein muß; denn die afrikanischen Ameisen sind dreimal so groß als solche, die man in Europa sieht, und ihr Biß ist höchst schmerzhaft und entzündlich. Wenn schon eine einzige auf's Empfindlichste zwickt, wie dann erst, wenn die ganze Haut unter einem unzähligen Gewimmel dieser Thierchen verschwindet.

Wird der Beschuldigte auch nicht auf diese oder eine andere Weise zu Tode gequält, so wird er doch aus der Horde verbannt, seine Hütte eingeäschert, und alle seine Habe fällt dem Oberhaupte und seinen Räthen anheim. Es soll sich daher zuweilen zutragen, daß ein Mann, der ungewöhnlich viel Rindvieh besitzt, von den Vornehmsten der Horde vermittelst eines solchen alten Weibes in den Verdacht der Zauberei gebracht und hingerichtet wird.

Bei anhaltender Dürre sucht man ebenfalls durch Zauberei Regen herbeizulocken.

Gewöhnlich ist es ein Hottentott, der den „Regenmacher“ spielt und im Voraus für seine Bemühungen eine Anzahl Vieh erhält. Es wird ein Rind geschlachtet, in dessen Blut der Zauberer eine Ruthe taucht und damit die ganze Gegend umher besprengt. Nach vollbrachter Ceremonie geht er eine Weile mit wichtiger Miene in einem großen Kreise umher und begibt sich endlich allein in eine Hütte. Einen Monat wartet man nun geduldig auf den Regen; erfolgt er aber dann nicht, und der Hexenmeister hat sich nicht schon aus dem Staube gemacht, so wird er unfehlbar, ohne eine Entschuldigung gelten zu lassen, todtgeschlagen. Merkwürdiger Weise werden die Zauberer, denen eine so große Macht zugeschrieben wird, doch nur für ehrlose und unreine Menschen gehalten, entsagen sie aber ihrem Gewerbe, so werden sie wieder ehrlich gemacht durch eine feierliche Abwaschung im Flusse.

Zu den abergläubischen Gebräuchen der Kaffern gehört auch noch, daß es Stellen gibt, an welchen Niemand vorübergehen darf, ohne einen Stein, einen Zweig oder eine Handvoll Gras darauf zu werfen.

Sie wissen den Grund davon nicht anzugeben; wahrscheinlich aber sind es Gräber verdienter Personen, deren Leichen der fromme Aberglaube vor dem Ausscharren der wilden Thiere bewahren will, indem er jedem Vorübergehenden gebietet, den Grabhügel durch das Hinzuwerfen von Steinen und Sträuchern zu erhöhen.

Wenn ein Elephant nach einer langen und gewöhnlich sehr mühsamen Jagd glücklich erlegt ist, sucht man sich deßhalb bei ihm zu entschuldigen und erklärt dem todten Thiere feierlich, es sei nicht absichtlich, sondern zufällig geschehen. Um es völlig zu versöhnen, oder um ihm die Macht zu nehmen, zu schaden, wird zugleich der Rüssel des Elephanten abgeschnitten und feierlich begraben. Dabei wiederholen sie häufig die Worte: „Der Elephant ist ein großer Herr, und der Rüssel ist seine Hand.“

Die Kindererziehung bei den Kaffern ist ebenso einfach, als zweckmäßig. Der Knabe lernt früh in dem Dienst seines Vaters mit dem Rindvieh umgehen und bekommt zum Lohne einen Antheil vom Wachsthum der Heerde. Sobald er Mann geworden, wird seine kleine Heerde durch ein Geschenk des Vaters vergrößert, und nun verwendet er zunächst einen Theil derselben auf den Ankauf einer Frau. Er tritt darüber mit dem Vater des Mädchens, das er gewählt hat, in einen ordentlichen Handel. Der Preis bestimmt sich nach dem Ansehen, in welchem der Vater und die Familie steht, und nach dem Reichthum des Bräutigams. Daher vermischen sich die höheren und niederen Stände nicht leicht mit einander, und nur die besondere Schönheit eines Mädchens verschafft ihm zuweilen Aufnahme in eine reichere Familie und dem Vater einen höheren Kaufpreis.

Die meisten Kaffern haben nur eine Frau, die Könige aber und Oberhäupter der Kraale vier, fünf und darüber. In öffentliche Angelegenheiten darf keine Frau sich mischen, desto größer ist aber ihr Ansehen in häuslichen Angelegenheiten, die sie fast allein leitet. Selbst über die Verwendung des gemeinschaftlichen Vermögens beschließt die Frau, und der Mann unterwirft sich ihrem Willen so unbedingt, daß man einen Tauschhandel mit ihnen, nicht selten einen schon geschlossenen Vertrag rückgängig werden sieht, weil die Frau ihm ihre Zustimmung versagt.

Dagegen ist sie auch, wie bei fast allen wilden Völkern, mit Arbeiten überhäuft, während der Mann nur den Krieg, die Jagd und die Viehzucht kennt. So muß die Frau nicht nur alles Hausgeräth, Töpfe, Körbe und Kleider anfertigen, sondern auch die Hütten bauen, das Land bestellen, die Früchte erndten und Brennholz herbeiholen, während ihr Gebieter des süßen Nichtsthuns sich erfreut.

Die Hütten der Kaffern haben eine halbkegelförmige Gestalt von acht bis neun Fuß im Durchmesser und sind selten so hoch, daß ein Mann aufrecht darin stehen kann. Der Eingang ist etwa vier Fuß hoch und wird mit einer Thüre von Flechtwerk verschlossen. Das Gerippe der Hütte besteht aus schlanken Stäben, die in einem Kreise in die Erde gesteckt und oben im Mittelpunkte vereinigt werden. Die Zwischenräume werden mit dürren Zweigen durchflochten, der obere Theil mit Binsen ge-

deckt, der untere mit einem Gemisch aus Kuhmist dick überstrichen. Der Boden der Hütte ist eben und hart, sie halten ihn reinlich und erneuern ihn oft, indem sie aus gestampften Ameisenhaufen eine Art von Estrich bilden. Sie schlafen auf Binsenmatten, und zur Decke dient ihnen der Mantel, mit dem sie sich am Tage bekleiden.

In der Nähe der Hütten befinden sich umzäunte Plätze, in welchen das Rindvieh bei Nachtzeit eingeschlossen und vor den Angriffen wilder Thiere bewahrt wird. Da sie fast ausschließlich von der Rindviehzucht leben, so ist die Sorge für ihre Heerden auch ihre Hauptbeschäftigung, die sich ein jeder Hausvater recht ernstlich angelegen sein läßt. Nur die Söhne unterstützen ihn darin, und die Weiber haben sich auf keine Weise um das Austreiben und Tränken der Heerde oder um das Melken der Kühe zu bekümmern. Eine Folge dieser aufmerksamen Pflege ist es, daß ihr Vieh, wenn die Jahre nicht zu ungünstig sind, immer sehr wohlgenährt aussieht und im Durchschnitt mehr Milch liefert, als man in den mehrsten Gegenden der Colonie davon gewinnt. Die Rinder sind so gut abgerichtet, daß sie dem Hirten auf den Ruf oder auf ein Pfeifen seines Mundes folgen, oder stillstehen, wie er es haben will. Die Kaffern lieben ihre Heerden über Alles, kennen jedes einzelne Stück genau nach allen Eigenschaften und entschließen sich nur ungern dazu, eins davon wegzugeben oder zu schlachten. Das Letztere geschieht nur bei feierlichen Veranlassungen oder gegen die Zeit des Krieges.

Auch zum Reiten und Tragen werden die Ochsen abgerichtet, und der Kaffer weiß schon unter den Kälbern die auszuwählen, die dazu oder zu einer andern Bestimmung die tauglichsten sein werden. Diese Reitochsen werden an einem durch die Nase gesteckten Pflock, an welchem die Zügel befestigt sind, regiert und sind meistens vortrefflich zugeritten. Die Oberhäupter halten sich Stiere zum Reiten, sowie sie ganze Heerden von Stieren allein zur Pracht und als Beweis ihres Reichthums haben. Diese sind gewöhnlich sehr wild und unbändig und dienen ihnen zur Belustigung, indem sie sie darauf abrichten, auf ein gewisses Geschrei auf den, der es macht, loszurennen. Es besteht dann ein Ruhm darin, dem Zerstossen- und Zertretenwerden bei einem solchen Angriff recht behende auszuweichen.

Sie bemühen sich ferner, dem Vieh allerhand Verzierungen zu geben, indem sie die Hörner nach seltsamen Richtungen biegen und verdrehen. Dieses bewerkstelligen sie dadurch, daß sie von dem ersten Wachsthum des Horns an dasselbe wiederholt an der Seite abschaben, nach welcher es hin wachsen soll. Auf diese Weise stellen sie die merkwürdigsten Verdrehungen dar, die sie aber für besonders schön halten. Ueberhaupt haben sie dieselbe Liebe für ihre Rinder, wie der Alpenhirt für seine Heerde, und sowie dieser am melodischen Glockengeläute seiner Pfleglinge sich erfreut, so kann auch der Kaffer durch das besonders wohlklingende Gebrüll einer Kuh so entzückt werden, daß er Alles daran wendet, sie zu besitzen.

Kuhmilch ist die Hauptnahrung der Kaffern, theils frisch, theils sauer; auch lassen sie die Milch dick werden. Die Butter, die sie durch häufiges Schütteln der Milch in ledernen Schläuchen bereiten, essen sie nicht und bedienen sich ihrer nur zum Einschmieren der Haut.

Da sie, wie gesagt, nur ungern schlachten, so verschaffen sie sich das meiste Fleisch, das sie genießen, durch die Jagd. Viel Wild wird in Schlingen gefangen. In buschigen Gegenden ziehen sie zu dem Ende oft meilenlange niedrige Hecken, zwischen welchen Oeffnungen bleiben. In diesen Lücken, durch welche das Wild seinen Ausweg sucht, liegen die Schlingen verborgen, die so künstlich gestellt sind, daß sich die Thiere mit den Beinen darin fangen und sich nicht wieder losmachen können.

Größeres Wild, Büffel, Elennantilopen u. s. w. fangen sie in tiefen Gräben, in deren Boden zugespitzte Pfähle befestigt sind, und überlisten den Panther, indem sie ein Stück Fleisch in einer mässigen Höhe an einen Baumzweig hängen und in dem Gebüsch unter dem Baume die scharfe Spitze einer Assagaye wohlbefestigt verbergen. Wenn der Panther nun nach dem Fleische springt, stürzt er sich bei'm Herabfallen das Eisen in die Brust.

Auch Landbau treiben die Kaffern und pflanzen eine Art Hirse, Wassermelonen und Buchweizen; Fische und Seethiere essen

sie nicht, und einige kleine abgesonderte Kraale am Strande, die aus Mangel an anderer Nahrung zuweilen diese Meeresproducte genießen, werden von der ganzen Nation verachtet.

Grausam gegen ihre Feinde, sind die Kaffern gastfrei gegen Fremde und wohlwollend unter sich. Ein Vater, den sein Alter hindert, die gewohnten Geschäfte des Hauswesens selbst zu verrichten, übergibt unbedenklich sein ganzes Eigenthum seinen Söhnen und ist sicher, von ihnen bis an seinen Tod verpflegt und auf das Zärtlichste behandelt zu werden. Ueberhaupt genießen alle bejahrte Personen eine ausgezeichnete Achtung, man holt ihren Rath ein und sorgt, wenn sie krank und hülflos werden, uneigennützig für ihre Verpflegung.

Die Kleidung der Kaffern besteht in Thierfellen, die sie ganz künstlich zu gerben und zu verzieren verstehen. Sowohl die Männer, als die Frauen verwenden viele Sorgfalt auf ihren Putz und geben viel auf Glaskorallen, schönfarbige Seemuscheln und Ringe aus Metall oder Elfenbein. Das Tättowiren ist selten, allgemein das Einschmieren mit Fett, das mit mineralischen Theilen, Eisenoker, Glimmerthon u. dgl. vermischt wird und ihrem Körper eine nicht ungefällige Färbung gibt.

Die eigenthümlichen Waffen der Kaffern bestehen außer den Schießgewehren, die sie sich durch den Tauschhandel verschaffen, in Assagayen, großen Schilden und Kirris oder Keulen. Erstere sind fünf bis sechs Fuß lange Speere mit langen, starken, eisernen Spitzen, die sie mit ebensoviel Kraft, als Geschicklichkeit werfen, und welche die Engländer in ihren Kriegen mit diesem herzhaften Volke als eine furchtbare Waffe haben kennen gelernt.

Obgleich nicht eben kriegstüchtig zu nennen — denn ein stilles Hirtenleben ist ihnen das Liebste — sind die Kaffern doch in häufige Fehden sowohl unter sich, als mit ihren Nachbarn verwickelt, und wie läßt sich's anders erwarten, da der Raufsinn so tief im Menschen steckt, und sogar die civilisirten Völker Europa's sich beständig in den Haaren liegen und nur durch die Anwendung der feinsten diplomatischen Künste von Mord und Todtschlag abgehalten werden können. Besonders verhaßt sind ihnen die Buschmänner wegen der steten Räubereien, die dieses Volk an ihren Viehheerden ausübt. Da die Buschmänner aber im offenen Felde nicht Stand halten, sondern ihre vergifteten Pfeile nur aus einem sichern Hinterhalte abschießen, so kommt es nie zu einer wirklichen Schlacht, sondern es besteht ein ewiger kleiner Krieg zwischen den einzelnen Individuen beider Nationen. Die Erbitterung der Kaffern gegen diese Räuber ist so heftig, daß jeder Buschmann, der ihnen in die Hände fällt, er sei von welchem Alter und Geschlecht er wolle, ohne Gnade niedergemacht wird. Sie betrachten sie als Raubthiere, die man von der Erde vertilgen müsse, verfolgen sie auf der Spur und tödten ihrer, so viel sie nur bekommen können. Werden der Räubereien zu viele, so suchen sie sie in den fernsten Schlupfwinkeln auf und ruhen nicht eher, als bis sie die ganze Horde, bis auf das letzte Kind, ausgerottet haben.

Die Kunstfertigkeit der Kaffern war schon, als die Europäer zuerst mit ihnen bekannt wurden, auf eine ziemlich hohe Stufe gediehen. Sie gruben zwar keine Metalle, verstanden es aber, das Eisen und Kupfer, welches sie durch Tauschhandel von den Völkern im Innern erhielten, zu verarbeiten. Ihre Werkzeuge zum Hämmern waren blose Steine, mit welchen sie das erhitzte Eisen und Kupfer in die beliebige Form brachten. Der Blasebalg bestand aus zwei ledernen Säcken, die beide in eine gemeinschaftliche Röhre ausgingen und einer um den andern zugedrückt und geöffnet wurden, das Brennmaterial getrockneter Ochsenmist, der eine starke Gluth gab.

Zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten und selbst zum Kochen verfertigten sie große Töpfe von feinem Thon, die an der Sonne gehärtet wurden. Durch das Durchschwitzen des Wassers durch die porösen, unglasirten Wände erhielt sich die Flüssigkeit darin besonders kühl, so wie in den spanischen Alcaraza's, die jetzt endlich auch in Deutschland eingeführt sind.

Sehr künstlich war auch ihr Flechtwerk von Binsen, aus denen sie so dichte Körbe machten, daß man Milch darin aufbewahren konnte.

In der Musik waren sie weit zurück. Ihre Melodien peinigten ein musikalisch ge-

bildetes Ohr, und ihr Gesang glich einem heiseren, dumpfen Geheul. In mondhellen Nächten vergnügten sie sich gern mit Tanzen, oder vielmehr mit einem wüsten Umherspringen, ohne die geringste Spur von Kunst bei'm Tanze.

Die Regierung der Kaffern ist monarchisch. An der Spitze jeden Hauptstammes steht ein König, dessen Befehle zwar ohne Widerrede befolgt werden, dessen Macht aber in letzter Instanz durch die des Volkes beschränkt wird. Sobald der König Schritte thut, die allgemein mißfallen, wird er durch einen der ältesten und von ihm am meisten geachteten Oberhäupter gewarnt und von dem Mißvergnügen des Volks unterrichtet. Bleibt aber diese Warnung ohne Erfolg, so sieht man die entferntesten Kraale, einen nach dem andern anfbrechen und an den Grenzen des Landes ihre Wohnungen aufschlagen. Das Verfahren ist beinahe unfehlbar, ihn zu einem andern Betragen zu zwingen; denn bestünde er auf seinem Willen, so würden jene nach dem ersten Zeichen wirklich aus dem Lande gehen, und schnell würden ihnen die Uebrigen folgen und den gestrengen Herrn ohne Unterthanen lassen.

Die Einkünfte des Königs bestehen in gewissen jährlichen Abgaben an Vieh, und zwar entrichtet jeder Unterthan eine Zahl, die mit seinem Reichthum im Verhältniß steht. Ferner gehört dem König ein Antheil der Erndte, das Bruststück von jedem geschlachteten Ochsen und von jeder auf der Jagd erlegten Elenn-Antilope, endlich alle Elephantenzähne, alle Pantherhäute und alle Kranichfedern.

Sein Hofstaat ist übrigens sehr einfach; seine Wohnung zeichnet sich durch nichts Anderes aus, als durch einige Löwen- oder Pantherschwänze, die von dem Gipfel des Daches herabhängen. Seine Kriegsboten, oder die, welche einen Angeklagten vorladen, bekommen einen dieser Schwänze in die Hände, um zu beweisen, daß sie im Namen des Königs reden. Alle Söhne des Königs sind geborne Feldherrn, aber nur einer folgt dem Vater in der Regierung, und zwar nicht immer der älteste, sondern derjenige unter ihnen, dessen Mutter unter den Weibern seines Vaters aus dem reichsten und ältesten Geschlechte stammte.

Man sieht wohl ein, daß, sowie die europäische Colonisation mit den Kaffern in Berührung kam, ein gutes Vernehmen auf die Dauer nicht bestehen konnte. Von beiden Seiten fanden Uebergriffe, Räubereien statt, eine Gewaltthat führte zur andern, und bisweilen entstanden förmliche Kriege, die den Engländern bereits Millionen gekostet haben, und die wahrscheinlich nur mit dem Untergange der Kaffernation endigen werden; denn überall in allen Welttheilen muß der Schwache dem Stärkeren weichen, und so wie wir in Polynesien und Amerika die eingebornen Stämme vor den Fortschritten der weißen Race hinschwinden sehen, so wird es auch in Süd-Afrika der Fall sein.

Aus der Geschichte Siziliens.

(Fortsetzung *).

Von Franz Löher.

IV.

König Roger.

Das Normannenglück in Italien gehört zu den seltsamsten Dingen, die man erzählen kann. Ein Edelmann in der Normandie, Tankred von Hauteville, hat von seiner ersten Frau fünf, von der zweiten sieben Söhne. Die Buben lernen reiten und Lanzen schwingen, und da sie groß sind, kann ihnen der Vater nicht mehr mitgeben, als Roß und Waffen und dem Einen eine Hufe Land und dem Andern ein paar Goldthaler. Da warben die Aeltesten auf ihres Vaters und des Nachbarn Dörfern kräftige Burschen, jüngere Söhne, wie sie, die kein Erbgut bekamen, und ziehen als fahrende Landsknechte nach Unteritalien. Denn dort standen schon seit einigen Jahren viele ihrer Landsleute, gerade wie heutzutage Schweizer und Reisläufer, im Dienste der kleinen Fürsten, die sich ewig

*) Vgl. Seite 282.

bekriegten. Auch die beiden Hauteville's nehmen Dienst, und da sie die Soldaten des Fürsten von Salerno sind mit noch dreihundert andern Landsleuten, kommt eines Tags ein Bote an vom griechischen Admiral, der nach Sizilien fährt und die Ungläubigen angreifen will. Der Admiral bittet, der Fürst von Salerno möge ihm die Normannen überlassen. Gleich funkelt diesen Arabiens Gold vor den Augen, und ihr Dienstherr ist froh, daß er ihren wachsenden Uebermuth los ist. So segeln sie auf griechischen Schiffen nach Sizilien, und diese Reisläufer, diese fahrenden Landsknechte sind nun die Männer, welche aus den herrlichsten Ländern der Welt sich ein Königreich zusammenschlagen.

Die Haufen der schwächlichen Sarazenen splittern vor ihren raschen Schwertern aus einander. Mit den Griechen vereint erobern die Normannen eine Menge sizilischer Städte. Da will der Byzantiner die Beute nicht ehrlich theilen. Sie halten kurzen Rath, und bei Nacht und Nebel verlassen sie sein Lager, kommen glücklich über die Meerenge und werfen sich auf Apulien. Eher als dem falschen Griechen soll doch, so denken sie, ihre Kraft für sie selbst Länder und Städte erobern. An der apulischen Küste gab es eine Reihe von thätigen und wohlhabenden Handelsstädten, die Beschützer brauchten, der prunkenden Byzantiner aber längst müde waren. Leicht gelingt es daher den Normannen, sich in Welfi, Venosa, Ascoli und Pavello festzusetzen, und da sie nun Schlösser und Städte haben, läßt sich der älteste Hauteville von seinen Landsleuten auf den Schild heben und als Graf von Apulien begrüßen. Sein früherer Herr in Salerno muß ihm jetzt die Tochter geben. Höchst ärgerlich werden über diese Dinge die Griechen, sie setzen Alles daran, die Normannen zu vertreiben, und verlieren darüber auch die neuen sizilischen Eroberungen. Die Normannen aber schreiben lachend in die Heimath, wie viel Gutes in Unteritalien zu holen, es gäbe da nur feiges Kaufmannsvolk und Halbwilde, Alles gehöre dem Tapfern, der mit guten Waffen komme. Da kommen nun auch die andern Hauteville's, unter ihnen Robert, der später den Beinamen „der Schlaue" (Guiscard) erhielt, und der Jüngste, der auch mitgelaufen, war der kleine Roger, ein Knäblein von zehn Jahren.

Die drei ältesten Brüder starben rasch nach einander weg; zwei hatte das Klima und wilde Leben aufgerieben, einer wurde von einem verrätherischen Lombarden erschlagen. Jetzt wurde der schlaue Robert Erbe. Dieser hegte bereits hohe fürstliche Gedanken. Er ließ sich zum Herzog von Apulien ausrufen, und weil der Papst sich widersetzte, ließ er nicht ab, ihn zu bedrängen, bis er rechtskräftig mit Apulien belehnt wurde. Nun dachte er seine Herrschaft weit genug auszudehnen. Der kleine Roger war inzwischen ein stattlicher junger Ritter und aller Welt Liebling geworden, ehrbegierig, tapfer, liebenswürdig, wie kein Anderer, und nicht minder heißköpfig. Beide Brüder fielen in Calabrien ein, bekamen endlich Reggio in ihre Gewalt und blickten sehnsüchtig hinüber nach dem schönen Sizilien, wo die ganze Araberwirthschaft auseinanderging in hadernde Sekten. Ein vertriebener Häuptling kam und zeigte ihnen, wo sie landen und seine Feinde treffen könnten. Gleich fuhr Roger mit hundertsechzig Leuten hinüber, schlug sich mit den Arabern tüchtig herum und kehrte mit trefflicher Beute zurück. Nun riefen die Christen von Messina ihre Hülfe an; die Normannen sammelten sich und fuhren hinüber unter Anführung der beiden Hauteville's. Roger ist der Erste, der an's Land springt, und er schwört, ihm solle es gehören. Blutig sind die Treffen mit den Sarazenen, des Kreuzes Fahne weht hoch voran. Die Aegypter wollten den Normannen die herrliche Insel nicht lassen, sie schicken Heerhaufen und Flotte. Die Flotte scheitert, das ganze Araberheer stellt sich bei Cattanisetta zum Kampfe, fünfzehntausend Heiden, so heißt es, gegen nur siebenhundert Christen. Aber von germanischer Härte sind diese; ihre Kraft und Kriegskunst schneidet in die feindlichen Haufen ein und mäht sie nieder. Am Abend ist das Feld mit Araberleichen bedeckt, soweit man blicken kann. Trotz dieses Sieges können sich die Normannen noch nicht behaupten, des Feindes Uebermacht ist noch zu groß, sie mußten über die Meerenge zurück. Aergerlich geriethen die Brüder

in Streit, Roger forderte dem Aelteren zuviel Land ab; gleich sind sie mit Waffen heiß an einander, Robert fällt in des Bruders Gefangenschaft, aber ehrenvoll behandelt versöhnt er sich mit ihm.

Mit stärkeren Kräften und besserem Plane segeln sie jetzt wieder nach Sizilien und erobern Stadt für Stadt. Ein Admiral und viele Vornehme unter den Sarazenen gehen zu ihnen über und nehmen das Christenthum an. Im Jahre 1071 können die Normannen sich endlich mit ganzer Macht vor Palermo legen, das mit Volk und Schätzen gefüllt so viel werth war als halb Sizilien. Ihre Flotte sperrt den Hafen, Robert bricht an den Mauern auf der einen, Roger auf der andern Seite. Hier aber widerstehen die Araber mannhaft. Die besten Kräfte der Araber waren in der Hauptstadt gesammelt, gerade wie die Barbareskenstaaten ihre Hauptstädte in ihren Städten Tunis, Tripolis, Algier, Marokko hatten. Um das übrige Land kümmerte sich der Fürst nicht viel. Fünf Monate währte schon die Belagerung Palermo's, und ein alter Chronist, dessen Handschrift noch in der Vatikanischen Bibliothek zu lesen, erzählt davon folgende hübsche Geschichte: Die Normannen durften Anfangs ihr Lager nicht hart vor der Stadt aufschlagen, und die Sarazenen lachten über die Verwegenen, welche vermeinten, sie könnten Palermo, dessen Volk nach einigen Hunderttausenden zählte, erobern. Die Stadt schloß nicht einmal die Thore, man scharmützelte draußen im Blachfeld. Ein gewaltiger Sarazene, der schon manchen Christen niedergeworfen, trat jeden Morgen in das Thor und harrte, wer noch von ihm in die andere Welt zu schicken sei. Eines Tages aber sprengte ein tapferer Ritter gerade auf ihn los und bohrte ihm die Lanze mitten durch die Brust. Plötzlich aber war er ringsum von Feinden umringt, sein Verderben sicher. Er aber durchbrach ihre Haufen, sprengte mitten durch die Stadt und zum andern Thore wieder hinaus, und als er wieder zu den jubelnden Landsleuten kam, konnten sie nicht aufhören, ihn vor Freuden mit Küssen zu bedecken. Da hielten die Sarazenen es doch für gerathen, ihre Thore zu schließen. Endlich fiel Palermo durch List. Mit großem Lärm und Geschrei wurde die Stadt von Rogers Seite berannt, alle Ungläubigen strömten dorthin; unterdessen setzte Robert auf der andern Seite die Leitern an, erstieg die äußern Mauern, brach das Thor auf und drang mit dreihundert Mann in die Stadt. Rasch war Roger mit den Seinigen bei ihm, und die Sarazenen flohen in die innere Stadt, die Sieger blieben die Nacht durch vor den Mauern. Da sank am Morgen den Ungläubigen der Muth. Sie fingen an zu unterhandeln und übergaben die Stadt mit der Bedingung, daß man ihr Leben schone und ihren Glauben achte. Mit dem Falle Palermo's war die Eroberung der Insel entschieden, wenn es auch noch viele Jahre dauerte, bis sich die letzten Burgen der Mauren, erst Syrakus, dann Agrigent, dann Castrogiovanni und zuletzt Noto und Butera ergaben. Für immer war die Araberherrschaft in diesen Gegenden gebrochen, Sizilien für immer von Afrika losgerissen.

Doch nicht fünfzig Jahre sollte sich des schlauen Roberts Linie der eroberten Länder, welche die Brüder unter sich getheilt hatten, erfreuen. Diese Länder sollten verbunden, Salerno, Neapel, Capua hinzugefügt, ganz Unteritalien zu einem einzigen Reiche vereinigt werden, wozu des Landes und Volkes Natur es charakteristisch bestimmten.

Dieß geschah durch den gewaltigen König Roger, den genialsten Fürsten des normannischen Geschlechts. Er war der Sohn des kühnen Roger, der Sizilien eroberte, und erbte, da seines Oheims Guiscard Linie 1127 erlosch, auch Calabrien und Apulien. All das wilde Feuer, welches diese Normannen durchglühte, und das Unersättliche ihrer Phantasie und Habsucht verschmolz sich in ihm mit kühler Berechnung, mit weit vorschauendem und praktischem Sinn. Als er die Kinderschuhe kaum ausgetreten, war es schon auffallend, wie ernst und gesetzt er erschien, wie er seinen Spielgenossen sich entzog und nur da sein wollte, wo Männer sich in Waffen übten und im Pläneschmieden. Schon damals verrieth sein ganzes Wesen männlichen Verstand. Löwenkühn hatte er das Angesicht eines Löwen und bei allem dem die Gabe, die Menschen gewinnend zu behandeln.

Seine erste Regierungssorge war, die Dinge in Sizilien gründlich zu ordnen. Im Innern des Landes zogen Räuberbanden umher. Die Barone ergötzten sich in Fehde und Aufstand. Syrakus war in die Hände der afrikanischen Sarazenen gefallen, und nachdem diese dort gräßlich gewüthet hatten, als Brandruine voll Blut und Leichen verlassen. Roger verschob die Rache; mußte er doch erst in seinen eigenen Ländern festen Fuß fassen. Unerbittlich traf das Richtbeil den Landfriedensbrecher. Wer die Steuern nicht rechtzeitig lieferte, hatte am Fürsten, der seine Finanzen trefflich ordnete, den ungnädigsten Herrn. Handel und Ackerbau und Alles, was Geld und Wohlstand brachte, fand an Roger den besten Gönner. So groß war sein Eifer für das Aufblühen der Industrie in Sizilien, daß er später aus den Städten in Griechenland, welche er eroberte, die Seidenweber nach Sizilien schickte, damit sie dort ihre Kunst einführten. Merkwürdig genug ist in Palermo der prachtvolle Krönungsmantel der späteren deutschen Kaiser gewebt, denn Roger hatte dieses Prachtgewand sich machen lassen, und Kaiser Heinrich VI. nahm es nach Deutschland mit. Auch Gelehrte, einerlei von welchem Volk und Land sie kamen, waren dem sizilischen Herrscher willkommen, wenn es nur tüchtige Männer waren. Bekannt ist, daß Edris Edscherif, der von seinen Landsleuten aus Afrika vertrieben wurde, in Palermo für Roger eine Geographie und einen silbernen Erdglobus anfertigte; das geographische Lesebuch hieß allgemein Rogersbuch.

Es siedelte sich aber Kunst und Gewerbfleiß der Fremden um so lieber auf der Insel an, als sie wußten, daß Rogers Urtheil stets gerecht und unparteiisch war, mochte der Kläger ein Normanne, ein Grieche, ein Italiener, ein Araber oder Jude sein. Alle diese Völker wohnten und lebten auf der Insel nach ihrem eigenen Recht, hier gemischt, dort in nationale Massen vertheilt. Die Griechen nahmen vorzugsweise die Ostseite ein, das Val di Demona und das Val di Noto; ihre Hauptstädte waren Messina, Catania, Augusta, Syrakus, Melazzo, Taormina, Cefalu. An der Südseite und im westlichen Theil der Insel saßen am dicksten die Afrikaner; Palermo, Trapani, Sciacca, Girgenti waren ihre Hauptplätze. Die Juden waren seit der Römerzeit in allen Handelsorten zu finden, reich an Zahl und Schätzen. Alles, was nicht zu diesen Volksarten gehörte, hieß Lateiner und lebte nach römischem Recht; der Hauptstamm darunter, Lombarden genannt, wohnte im Innern der Insel. Nun war es von Anfang an der kluge Grundsatz der Normannen, duldsam gegen alle Bewohner ihres Reichs zu sein, gleichviel zu welchem Volk und Glauben sie gehörten. Bei ihrer ersten Landung in Sizilien hatten sie die Araber durch blutige Grausamkeit erbittert, die Christen auf der Insel aber, welche zur griechischen Kirche zählten, abgestoßen durch Feindseligkeit gegen ihre Religion. Als die Normannen wiederkamen, wußten sie, daß nur weise Duldung ihnen die Herrschaft bringe und behaupte. Nur dadurch konnte ihre kleine Minderzahl als die leitende über die Mannichfaltigkeit von Völkern und Religionen auf der Insel sich erheben. Sie achteten daher Lehre und Brauch der griechischen Kirche und suchten die Sarazenen zu überzeugen, daß sie unter milde Fürsten kämen. Daraus entwickelten sich in zwiefacher Richtung eigenthümliche Zustände.

Die Sarazenen blieben mit ihren Muezzins und Moscheen mitten unter den Christen sitzen. Das Christenthum erhob sich zwar aller Orten von selbst wieder, und es zeigte sich sofort, welch geringe Widerstandskraft im Islam stecke. Allein die Muhamedaner lebten nach eigenem Gesetz und Recht, etwa wie die Juden in christlichen Ländern, und die Normannen beeilten sich nicht, die letzten freien Schaaren der Ungläubigen, welche sich in das bergigte Innere der Insel zurückgezogen hatten, auszurotten. Noch über hundert Jahre gab es dort rein muhamedanische Städte. In den übrigen Theilen der Insel war allerwärts von sarazenischer Tracht und Sitte etwas hängen geblieben, und was davon passend schien, das hegte auch der fürstliche Hof mit einiger Vorliebe. Oeffentliche Urkunden und Zeitschriften wurden meist in griechischer Sprache verfaßt, denn diese war noch immer die Sprache der Bildung; jedoch wandte man auch das Arabische und

Hebräische an, weil beide als bekannte Handelssprachen auf dem Mittelmeer ein weites Gebiet hatten.

Noch bestimmter zeigte sich die eigenthümliche Uebergangs-Natur Siziliens im Mischverhältniß, welches dort in der christlichen Kirche selbst eintrat. Die Christen waren zur Zeit der normannischen Eroberung griechischen oder byzantinischen Brauchs und Bekenntnisses. Diesem gemäß hat der Landesherr gewisse Hoheitsrechte, welche an die kirchliche Stellung erinnern, die protestantische Fürsten in ihrem Lande einnehmen. Nun traten die Normannenfürsten, welche Sizilien gewannen, in alle landesherrlichen Rechte ein, und wollte der Papst Sizilien von der morgenländischen Kirche ab und wieder zur lateinischen ziehen, so mußte er jene Hoheitsrechte ausdrücklich gewähren. Für Alles läßt sich eine Form finden: der Landesherr Siziliens wurde also für den gebornen Legaten des päpstlichen Stuhles erklärt. Damit hatte die Insel an ihrem Fürsten ihren eigenen sizilianischen Papst, und der heilige Vater in Rom konnte für Sizilien nichts anordnen, ohne daß er Zustimmung und Vollzug durch den Landesherrn erhielt. Aber auch in Kirchensprache und Liturgie behielt das Byzantinische die Oberhand; erst im langen Laufe der Jahrhunderte ließ es sich allmählig ausmerzen.

Nicht minder wichtig als die Kirchenordnung war das Lehenswesen, das ebenfalls durch diesen zweiten Roger seinen Abschluß fand. Man meint, erst die Normannen hätten Alles, was zu feudalen Einrichtungen gehört, nach Unteritalien gebracht. Sollte aber die Grundlage dafür nicht in viel früheren Zeiten zu finden sein? Die Römer waren es, welche die Insel in große Herrengüter zerstückten. Die Päpste, die germanischen Häuptlinge, die byzantinischen Kaiser, die arabischen Emirs fanden diese Einrichtung vor, und keine Nachricht sagt uns, daß sie die großen Gütermassen unter eine Menge freier kleiner Landeigenthümer vertheilten. Wohl aber wissen wir von den Päpsten, wie leicht es ihnen wurde, große Landstriche in Sizilien zu geschlossenen Kirchengütern zu machen. Die normannischen Herren, Prälaten und Barone setzten sich, als die Sarazenen vertrieben waren, höchlich erfreut in diese großen Besitzungen hinein, und ihre Fürsten brauchten dieß System nur zu festigen und an die Person des Fürsten zu binden; dieß geschah durch Einführung des heimathlichen Lehenswesens. Einen Theil vom Grund und Boden behielt der Fürst, ein zweiter wurde unter die Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte als Kirchengut, der dritte unter die Kriegsobersten als Familiengut vertheilt. Jeder, der eigenen Grundbesitz bewohnt hatte, hielt es jetzt gerathen, ihn in die Ordnung des Lehenswesens einzufügen. Des Tributs, den der christliche Eigenthümer an die Sarazenen bezahlt hatte, war er ledig; viel leichter und ehrenvoller erschien ihm die Lehenspflicht. Natürlich traten auch, sobald das Feudalwesen eingesetzt war, seine Uebelstände hervor: Habsucht, Streit, Untreue und Aufruhr der Vasallen neben lockerer Einheit und Verwaltung des Landes. Jeder Normannenfürst hatte darunter zu leiden. Der zweite Roger aber verstand es trefflich, seine wilden Barone zu bändigen, und gleich zu Anfang seiner Regierung ließ er sie fühlen, daß er ihr Meister sei.

Er mußte sich beeilen, Alles was zur Ordnung und Kräftigung seiner Lande beitrug, klar und fest in Vollzug zu setzen. Denn vorahnend sah er die Feinde in langem Zuge heranziehen, welche ihm sein Reich zu zertrümmern dachten. Diese Feinde waren zunächst die noch unabhängigen Fürsten: der reiche Herzog von Neapel, die kriegerischen Grafen von Avellino und von Bojano und der mächtige Fürst von Capua. Die fühlten unwillig den Druck, welchen der starke normannische Nachbar auf sie ausübte. An sie schlossen sich die Barone und Städte an, welche fast sämmtlich im Aufstande waren. Beständig wurde die Bewegung von Rom her geschürt, wo man über das plötzliche Anwachsen einer so nahen und drohenden Macht, wie die normannische, höchst ärgerlich gestimmt war. Dann gab es noch zwei Kaiser, einen byzantinischen und einen deutschen, welche die Unabhängigkeit des großen Fürstenthums, das bald ganz Unteritalien umfaßte, unmöglich in ihr Reichssystem einfügen konnten.

Roger mußte Unteritalien Schritt für Schritt wieder erobern oder durch schlaue

Unterhandlungen gewinnen. Papst Honorius II. weigerte sich aber, ihn als Herzog von Apulien anzuerkennen. Blutiger Krieg folgte, auf Rogers Haupt fiel wiederholt der Kirchenfluch, er hatte einen harten Stand; allein klug, tapfer, geduldig führte er seine Sache nach zweijährigem Kriege im Jahre 1127 doch dahin, daß er die päpstliche Belehnung erhielt. Er aber dachte schon höher hinaus. Angesichts der Feinde, die ihm seine Länder zu zerreissen trachteten, wollte er sie mit dem blendenden Reif der Königskrone umspannen. Die Verwandten und Hofleute, die seinen Gedanken folgten, fingen an zu reden und zu sprechen: ein so großer Herrscher müsse von Rechtswegen ein König sein. Roger ließ die Sache vor das Parlament der geistlichen und weltlichen Großen zu Salerno kommen, das Volk selbst sollte ihm die Krone entgegenbringen. Das Parlament erklärte: „Wer Sizilien, Calabrien, Apulien und andere Länder besitze, wer großer Fürsten Oberhaupt sei, dem gebühre die Königskrone, das sei nicht anders als billig. Siziliens Besitz aber gebe zudem das klarste Recht auf das Diadem, denn es hätten dort griechische, punische, vandalische, gothische, sarazenische Fürsten Kronen getragen, Palermo sei von Alters her ein Königssitz." Von Sizilien mußte man die Königswürde herleiten, denn in Unteritalien gab es nur Herzogs- und Grafenhüte, aber nirgends einen Königssitz, an welchem sich des neuen Kronenträgers Glanz und Würde anheften ließ. Die Landesversammlung zu Palermo bestätigte natürlich diesen Beschluß. Das war ja eine Herrlichkeit für alle Sizilianer, ihren eigenen, ordentlichen König zu haben. Also bestellte Roger seinen Hofstaat; die Würden des Großmarschalls, Großadmirals, Großrichters und wie sie alle hießen, mußten dem Lehensstaat den Abschluß geben. Im Dom zu Palermo geschah zu Weihnachten 1130 die feierliche Krönung im Beisein von 9 Erzbischöfen, 17 Bischöfen, 5 Aebten, 1 Herzog, 4 Grafen, 3 Oberhofbeamten, 1 Königsgesandten und 9 Baronen. Roger stand in der Blüthe der Männlichkeit, im fünfundreißigsten Jahre.

Dieß eigenmächtige Ergreifen des königlichen Diadems erweckte in Rom unendlichen Zorn. Sieben schreckliche Kriegsjahre folgten, in der Kirche selbst brach ein Schisma aus. Die Fürsten und Barone von Unteritalien verbanden sich unter einander und mit dem Papste gegen Roger; die altberühmten Städte erhoben sich; der Kirchenbann schreckte seine Anhänger; Pisaner und Genueser Galeeren mußten helfen; auch die gefürchteten deutschen Waffen wurden von ihm in's Feld gerufen. Es war ein grimmiges, mordsüchtiges Schlagen. Städte gingen in Feuer auf, große Blutlachen bezeichneten die Strasse der Heere. Roger kam oft in schwere Noth, wiederholt wurden seine Truppen zerstreut. Als auch der deutsche Kaiser gegen ihn zog, verlor er das ganze Festland. Er aber wartete, bis der Kaiser wieder abzog und nur noch tausend Deutsche im Lande waren; da fiel er wie im Sturmwind über Italien her und eroberte Alles zurück. Jetzt zog der Papst Innocenz II. selbst gegen den Verwünschten zu Felde, gerieth aber unversehends in Gefangenschaft, mußte 1139 Frieden schließen und Roger als König von Sizilien und Herzog von Apulien anerkennen. Die Fürsten von Capua, Neapel und die andern kamen unterwürfig, ihm den Lehenseid zu schwören. Glorreich war Roger aus ungeheuren Kämpfen hervorgegangen, das Königreich beider Sizilien war fest begründet, die Sizilianer hatten sich mit unsterblichem Ruhm bedeckt; denn wiederholt hatte nur ihre Kraft und Treue den König gerettet. Als vier Jahre später ein anderer Papst Miene machte, den Friedensvertrag nicht anzuerkennen, rückte Roger rasch mit starkem Heer vor die Thore Roms, erstickte alle gefürchteten Weiterungen mit der Curie und vereinigte, da die Fürsten von Neapel und Capua starben, auch ihre Länder mit seinem Hause. Der Papst mußte ihm jetzt ausdrücklich auch die königlichen Insignien und das Recht des geborenen Legaten über Sizilien bestätigen.

So hatte in drei Kriegen das neue Königreich seine Bluttaufe empfangen. Noch aber fehlte die Anerkennung vom Kaiser zu Konstantinopel. Der schlaue Roger verlangte ehrerbietig eine kaiserliche Tochter für seinen Sohn. Der Kaiser schickte seinen Gesandten, dieser aber, verlockt durch Rogers köstliche Geschenke, er-

kennt den Königstitel an. Wüthend ruft ihn der Kaiser nach Konstantinopel zurück und wirft ihn in's Gefängniß. Roger folgt alsbald mit Flotte und Kriegsheer, erobert Corfu, Acarnanien, Aetolien, Theben, Athen, Corinth. Doch übermächtige kaiserliche Flotten segeln heran, — die Seeschlachten währen von Morgen bis Abend. Rogers Italiener thun Wunder der Tapferkeit. Vierzig Galeeren, die aus einer Schlacht sich retten, tragen den Schrecken bis vor die Thore von Konstantinopel. Als auch die letzte Flotte, welche der Kaiser nach Apulien schickte, dort in Gefechten und Stürmen zerscheitert, wird nach sechsjährigem Kampfe 1149 Friede geschlossen. Roger bleibt König.

Schon vorher, als von Konstantinopel nichts mehr zu fürchten war, rüstete der große König, um die Afrikaner, denen er schon früher eine Insel hatte entrissen, endlich im eigenen Lande zu strafen. Im Jahre 1148 schickte er anderthalbhundert Schiffe unter dem Admiral Georg Antiochenos wider die Ungläubigen. Groß war der Schrecken vor Rogers Namen. Die Bewohner der Küste flohen in's Innere; wo sie sich zum Gefecht stellten, wurden sie geschlagen; Mahadia, Susa und alle umliegenden Städte bis Cairowan und bis zur Wüste unterwarfen sich und erkannten Roger als ihren Herrn an. So großen Triumph hatte die Christenheit in diesen Gegenden noch nicht gefeiert.

Nun lebte der große Normann, ruhmbedeckt, Sieger über alle seine Feinde, noch ein paar stille Jahre und hinterließ bei seinem Tode das Reich, das er gegründet, als das schönste in der Christenheit. Die Häfen waren voll Schiffe, die Zeughäuser voll guter Waffen; auf den Märkten der Städte drängten sich die Kaufleute; Handel, Gewerbfleiß und Landbau hatten längst die Opfer, welche die langen Kriege gefordert, mit üppigen Erfolgen ersetzt.

Die Nage- und Beutelthiere.

Von F. H. Snell zu Hohenstein in Nassau.

Mit einer Abbildung.

Unser Bild zeigt dem Leser die Nage- und Beutelthiere.

Zuerst also die Nagethiere oder kurz Nager (Glires). Zu ihnen gehören, um den Leser sogleich zu orientiren, z. B. die Hasen, Eichhörnchen, Mäuse — aber nicht die Spitzmäuse. Die Sprache ist zwar im Allgemeinen ein sicherer Leiter für die Erkenntniß, aber sie spiegelt auch vielfach die Unkenntniß früherer Zeiten ab. Es wäre zwar an der Zeit, solche in der deutschen Sprache abgedruckten Irrthümer aus derselben auszumerzen und z. B. den Spitzmäusen einen andern Namen zu geben; aber das hängt wieder damit zusammen, daß überhaupt deutsche Namen*) (statt der lateinischen) in die Wissenschaft eingeführt werden müßten, und dieß hinwiederum geht nicht ohne Einigung aller Männer der Wissenschaft und eine deutsche Akademie der Wissenschaften.*) Damit wirds aber noch gute Weile haben, da es den Deutschen nicht einmal gegeben ist, sich zu einigen, es sei denn — bei Festivitäten und Zweckessen!

So lange also, bis die deutsche Einigkeit zu Stande kommt, lasse sich der geneigte Leser durch unsere Sprache, nach welcher die Feld- und Spitzmäuse nicht nur in Eine Ordnung, sondern sogar in Eine Gattung gehören würden, nicht irre machen, sondern er sehe gefälligst einem solchen Thierchen in's Maul! Da wird er nun bei jeder wahren Maus finden, daß sie vorn in beiden Kinnladen zwei lange, meißelscharfe Vorder- oder Schneidezähne hat, und daß zwischen diesen

*) Es finden sich nämlich in der Volkssprache eine Masse urdeutscher Namen für Naturgegenstände, welche nur aufgespürt und in die Schriftsprache aufgenommen werden dürfen, wie der Naturforscher Oken schon einen Anfang gemacht hatte, der aber wenig Nachahmung fand.

*) Ob vielleicht das „Freie deutsche Hochstift für Wissenschaften, Künste und allgemeine Bildung," gegründet 1859 zu Frankfurt a. M., dieß werden wird, das hängt hauptsächlich von dessen allseitiger Unterstützung ab.



BEUTEL- UND NAGETHIERE.

Verlag und Eigenthum von Julius Niedner in Wiesbaden.

und den Backenzähnen eine weite Lücke ist, indem die Eckzähne fehlen, während dieß Alles bei der Spitzmaus*) ganz anders ist. Diese Schneidezähne haben die merkwürdige Eigenschaft, daß sie, während sie vorn durch den häufigen Gebrauch sich beständig abnutzen, von hinten beständig nachwachsen und deßhalb immer gleich lang und gleich scharf bleiben.

Das ist das charakteristische Kennzeichen der Nagethiere; denn diese Schneidezähne dienen ihnen eben zur Vollbringung ihres Hauptgeschäftes, des Nagens.

Doch treten wir näher zu den Thieren dieser Ordnung und beginnen wir eben mit den Mäusen. Wir wissen es wohl, es gibt Leute, welche Krämpfe bekommen, wenn ihnen eine Maus nahe kommt, ja welche diese Thiere für giftig halten; aber sie näher kennen zu lernen, das ist das beste Mittel, sich von solcher Thorheit zu befreien.

Kein Nagethier ist giftig, sondern sie haben sogar ein vortreffliches Fleisch. Hätte der Nordfahrer Kane die Ratten für giftig gehalten, so wäre er vielleicht auf seiner Nordfahrt, wo er mit seinem Schiffe im Eise eingefroren war, dem Skorbut erlegen. Aber er ließ sich die auf dem Schiffe in Menge wohnenden Ratten fangen und kochen und hatte so während des langen Polarwinters immer frische Fleischbrühe, wodurch er vor jener verderblichen Krankheit und vielleicht vor dem Tode bewahrt blieb.

Daß bei Belagerungen und Hungersnoth schon oft Ratten und Mäuse gegessen worden sind, ist bekannt. In China aber werden sie zu Markte gebracht. Also braucht man sich wenigstens nicht vor ihnen zu fürchten.

Man theilt das Mäusegeschlecht in zwei Gattungen: eigentliche Mäuse (mus) und Wühlmäuse (Arvicola). Erstere haben lange Hinterbeine und springen daher bei schneller Fortbewegung; letztere mit kurzen Hinterbeinen laufen.

Zu den eigentlichen Mäusen, welche sich sowohl von Pflanzenstoffen, als von Fleisch nähren, gehören z. B. die Ratten, die Hausmaus, die Waldmaus 2c.; zu den Wühlmäusen, welche ihre Nahrung aus dem Gewächsreich nehmen, gehört z. B. die Wasserratte (Reutmaus) und die Feldmaus.

Die Mäuse nisten sich überall um die Menschen herum ein; sie wohnen in Häusern, Scheuern und Ställen; sie finden sich auf den Schiffen, weßhalb man von einem untergegangenen Schiffe sagt: „untergegangen mit Mann und Maus;“ ja sie siedeln sich sogar in den Kirchen an. Diese letzteren finden da freilich nichts zu fressen, sie sind ja „arm wie eine Kirchenmaus.“ Aber die Nahrung ist's auch nicht allein, was sie in die Gebäude zieht, sie suchen da im Winter auch Schutz gegen die Witterung. Sie müssen dann des Nachts oft weite Reisen machen, um Nahrungsmittel aufzutreiben. Diejenigen, welche auf den Kornspeichern wohnen, müssen dieß ja auch, um Wasser zum Trinken zu suchen. Das sind die nächtlichen Reisen, auf welchen sie dann die gespenstergläubigen Leute oft in Angst versetzen.

Wie weit die Mäuse oft wandern, davon kann man sich im Winter bei Schnee überzeugen, indem sich ihre Fährten oft weit über die Felder hin verfolgen lassen. Ja es ist in großen Mäusejahren schon beobachtet worden, daß die Feldmäuse am hellen Tage in ungeheuren Schaaren förmlich auswanderten und dabei selbst über Flüsse schwammen.

Die Mäuse, welche in den Gebäuden wohnen, sind: die Hausmaus (Mus Musculus), die Wanderratte (Mus decumanus) und die immer seltener werdende Hausratte (Mus Rattus). Im Winter wandern aber zu diesen noch andere Arten ein, nämlich die Waldmaus (Mus sylvaticus) und die gemeine Feldmaus (Arvicola arvalis), seltener noch einige andere Arten.

In Feldern und Wiesen wohnen die beiden letztgenannten Arten und die Wasserratte (Arvicola amphibius), dann noch einige seltenere Arten. In den Wäldern wohnt hauptsächlich die Waldmaus, aber auch die gemeine Feldmaus findet sich häufig daselbst. Ueberall aber, wo die Mäuse wohnen, machen sie sich durch den Schaden, welchen sie thun, bald bemerklich; es kommt nur darauf an, daß man immer die wahren Urheber des Schadens erkennet, anstatt, wie nicht selten geschieht, unschuldige Thiere

*) Ueber diese vergl. Maje, Jahrg. V, Heft 10, S. 481.

in Verdacht zu nehmen. Die Wasserratte (Wühlmaus) z. B. hat die Gewohnheit, die Getreidehalme, Flachsstengel 2c. unten über dem Boden abzubeissen, um zu dem Samen zu gelangen, oder um das Abgebissene zu zerhacken und als Nestmaterial zu benutzen. Da sich nun die unschuldigen Grasfrösche unter diesen abgebissenen Pflanzentheilen gerne gegen die Sonnenstrahlen verbergen, so müssen sie die Thäter sein! — Die Waldmaus, welche sehr behende klettert und springt, macht sich an den Hanfstengeln hinauf, beißt die Spitzen mit dem Samen ab und verzehrt den letzteren auf dem Boden. Flugs ist man bei der Hand, den Vögeln die Schuld zu geben. — Die Hausmaus (wie auch die Waldmaus) springt in den Rauchkammern von den Seitenwänden auf die frei aufgehängten Schinken und Würste und höhlt dieselben aus. Weil nun die Fledermäuse sich gerne in Rauchkammern aufhalten, so betrachtet man diese als die Missethäter und schimpft sie sogar „Speckmäuse!“ — Die Waldmäuse (wie auch die ebenfalls zu den Nagern gehörigen Eichhörnchen) klettern auf die Bäume und Büsche und fressen die Eier und Jungen aus den Vogelnestern; aber nach der Meinung Vieler thut das Alles der Kukuk! — Ja sogar der ganz unschädliche Heerrauch (fälschlich Höherauch)*) muß nicht allein den Raupen ihre Schuld an der Obstblüthenzerstörung abnehmen, sondern nach einem mir vorgekommenen Falle sogar den Mäusen. Es waren nämlich in diesem Frühjahr (1864) grade während der Periode des Heerrauchs zwei junge Traubenstöcke in einem Garten plötzlich verdorrt. Man glaubte dieß im Anfang den Nachtfrösten oder dem Heerrauche zuschreiben zu müssen. Bei näherer Untersuchung zeigte es sich jedoch, daß die Stämmchen unter dem Boden von Mäusen (wahrscheinlich von der Wasserratte) durchgenagt waren.

*) Vgl. meine Abhandlung: „Ueber den Einfluß des Heerrauchs auf die Witterung und die Vegetation“ in den Jahrb. des Vereins für Naturkunde im Herzogth. Nassau, Heft XIII. (Dort habe ich nachgewiesen, daß der Heerrauch den Gewächsen nicht nur nicht schadet, sondern sogar noch nützt, indem er die nächtliche Wärmestrahlung hemmt und so die Frühlingsnachtfröste mindert).

Der Leser ersieht aus diesen Beispielen, wie mannichfaltig der Schaden ist, welchen die Mäusesippschaft anrichtet. Dazu kommt noch ihre außerordentlich starke Vermehrung. Die Mäuse hecken mehrmals in einem Sommer, manche Arten 5 bis 7mal und jedesmal 4 bis 8 Junge, — in warmen Zimmern 2c., selbst im Winter. Und so besorgt wir sind, sie um's Leben zu bringen, ebenso besorgt sind sie, ihren Jungen, welche ganz nackt und hülflos auf die Welt kommen, das Leben zu erhalten. Sie bereiten denselben ein weiches, warmes Nestchen aus zerbissenen Pflanzenstoffen, Leinwandfasern, Papier, Sägespäne u. dgl. Ja manche Arten bauen künstliche Nester, wie die Vögel, hoch in die Höhe. Schon als Knabe*) zu einer Zeit, wo die nassauischen Naturforscher von dem Vorkommen der sehr seltenen Zwergmaus (Mus minutus) in unserm Lande noch nichts wußten, habe ich mich daran ergötzt, die niedlichen, kugelförmigen Nestchen aufzusuchen, welche dieses kleine Mäuschen oben auf die Weidenbüsche oder zwischen die Aehren dichtstehenden Roggens baut und mit einer kleinen Seitenöffnung, die zugestopft werden kann, versieht. Der berühmte Naturforscher Blasius hat sogar ein Nest der Wasserratte gefunden, welches in einem Teiche drei Schuh über dem Wasserspiegel zwischen dem Schilf befestigt und ebenfalls von oben bedeckt und mit einer Seitenöffnung versehen war. Die alte Maus konnte nur, indem sie das Wasser etwa 30 Schritte weit durchschwamm und dann an einem Schilfstengel hinaufkletterte, zu diesem Neste gelangen.

Wie sehr die Mäuse ihre Jungen lieben, kann man auch daraus ersehen, daß sie dieselben bei Gefahr fortschleppen. So saß ich einmal im Wald unter einer Eiche, als plötzlich eine Waldmaus, die meine Tritte beunruhigt hatten, mit einem Jungen im Maul aus einer Höhle kam und in eine andere schlüpfte, dann zurückkehrte und ein zweites Junges holte und das noch mehrmals wiederholte, bis ich sie durch eine Bewegung erschreckte, sodaß sie das junge Mäuschen, mit dessen Transport sie be-

*) Es war dieß zu Nauheim bei Limburg; neuerlich ist die Zwergmaus auch bei Wiesbaden entdeckt worden.

schäftigt war, fallen ließ. — Ein andermal fand ich bei'm Aufraumen eines mit alten Manuscripten gefüllten Kastens, daß eine Hausmaus, welche sich da zwischen und aus den Wissenschaften ihr Nestchen gebaut hatte, aus diesem einen Theil der Jungen in die andere Ecke des Verschlags getragen hatte, wo sie zwar auf dem harten Holze, aber nach ihrer Meinung sicherer lagen, als in dem Neste.

So ist für die Erhaltung und die rasche Vermehrung der Mäuse in der Natur gesorgt. Denn dieselben haben in deren großem wunderbaren Haushalt, abgesehen von ihrer eignen Existenz, noch einen wichtigen Zweck. Sie bilden nämlich, wie die Nagethiere überhaupt, für eine Menge von fleischfressenden Thieren die hauptsächliche Nahrung. In der That: die Iltisse, die kleinen Wiesel, die Hermeline, die Dächse, die Eulen, die Rauchfuß- und Mäusebussarde, die Thurmfalken u. s. w. würden verhungern, wenn es plötzlich keine Mäuse mehr gäbe. Diese und selbst solche Thiere, deren Hauptnahrung nicht in Mäusen besteht, ziehen im Herbst und Winter (wo die Thiere frei sind und wandern) förmlich den Mäusen nach und sammeln sich da, wo es deren am meisten gibt.

Auffallende Beobachtungen habe ich hierüber in und nach dem letzten großen Mäusejahr (1861) gemacht. Ich will diese hier kurz anführen, da sie über Alles, was bei dem Kampfe des Menschen gegen die Mäuseplage in Betracht kommt, ein helles Licht verbreiten.

Im Jahr 1861 also hatten wir in unserm Lande eine solche Mäuseplage; in den ebenen Fruchtgegenden wimmelte es von Mäusen, und selbst in den Gebirgsgegenden hatten sich dieselben ganz ungewöhnlich stark vermehrt. Im darauf folgenden Winter trat zweimal, als der Boden noch fest gefroren war, nämlich am 10. und dann wieder am 30. Jannar heftiger Platzregen ein, sodaß die Felder, weil das Wasser in den gefrorenen Boden nicht eindringen konnte, überschwemmt waren und die Mauslöcher, soviele ich deren auch untersuchte, überall, wo nur der Boden eben war, bis oben hin voll Wasser standen. Dadurch gingen die Mäuse, welche naßkalte Witterung ohnehin nicht vertragen, in den Ebenen fast sämmtlich zu Grunde, während sich in den Gebirgsgegenden mit ihren Abhängen, Ackerrinnen und Wäldern ein viel größerer Theil erhielt. Im Jahr 1862 war daher das Verhältniß das umgekehrte des Jahres 1861. In den Ebenen sah man fast keine Maus mehr, in den Gebirgen gab es deren noch immer viel mehr, als gewöhnlich, und gewiß 10mal so viele, als in der Ebene.

Am 1. September 1862 ging ich nicht weit von Wiesbaden mit einem mir befreundeten Förster des Abends durch das Stoppelfeld. Ein Mänschen sprang über den Weg. Ich hob den Stock, um nach demselben zu schlagen; aber mein Begleiter fiel mir in den Arm, als wollte ich einen Mord begehen, und rief: „Lassen Sie das Thierchen doch leben, damit die Art nicht ausgeht! Wenn keine Mäuse da sind, wie dieses Jahr, kann ich auf meiner Krähhütte nichts verdienen, denn dann bleiben die Raubvögel aus, und mir entgeht das Schußgeld."

Ich ließ das Mäuslein leben. Aber wie eine Schwalbe keinen Sommer macht, so lockt eine Maus keine Raubvögel herbei! Sie blieben in jenem Herbste meinem Freunde aus, sie blieben bei mir im Taunusgebirg, (wo mein Wohnort liegt), nicht zwar deßhalb, weil ich sie nicht schieße, sondern weil sie hier Mäuse fanden und in den Ebenen nicht, aus dem oben erwähnten Grunde. Ich habe niemals im Gebirge solche Massen von Raubvögeln gesehen, als in den Monaten Oktober, November und Dezember des Jahres 1862. Selbst solche Arten, die sich sonst in dieser Gegend fast niemals sehen lassen, als Wiesenreiher und Rauchfußbussarde, den Thurmfalken, Hühnerhabichte, Sperber und besonders Mäusebussarde, oft 5 bis 10 beisammen, hielten sich in den genannten Monaten hier auf. Zu den Raubvögeln gesellten sich noch viele Raben (Corvus corone) und im Dezember eine Heerde Saatkrähen (Corvus frugilegus) und Dohlen (C. monedula), welche beide letzteren sonst nur durchziehen,*) um sich nach

*) Schon der Durchzug der Saatkrähen und der stets in ihrer Gesellschaft reisenden Dohlen war im Jahr 1862 vom 25. bis 30. October so stark, daß ich in meinem Tagebuche bemerkt habe: ich habe nie solche Massen dieser Vögel durchwandern sehen; fast den ganzen Tag war die Luft von ihrem Wanderrufe erfüllt!

den Ebenen zu begeben, in jenem Jahr aber wieder hierher zurückkehrten.

Durch die vereinigten Anstrengungen dieser Vögel wurden denn die Mäuse so vermindert, daß sich im Sommer 1863, obgleich der vorhergegangene milde Winter denselben ungewöhnlich günstig war, nur wenige zeigten.

Das sind Thatsachen, durch die sorgfältigsten ununterbrochenen Beobachtungen festgestellt und in meinen ornithologischen und meteorologischen Tagebüchern im Einzelnen verzeichnet.

Diese Thatsachen müssen aber für Jeden, der etwas lernen will, eine solche Ueberzeugungskraft haben, daß er wird bekennen müssen: es ist richtig, was die Naturforscher schon so lange vor tauben Ohren predigen, nämlich daß gewisse Thiere zur Bekämpfung der Mäuse unentbehrlich und wahre Beschützer der Saaten sind. Daraus folgt aber auch, daß der menschliche Unverstand, der diese nützlichen Thiere schon viele Jahrhunderte hindurch verfolgt und dadurch in unberechenbarem Maße vermindert hat, an der immer häufiger werdenden Mäuseplage selbst schuld ist. Es ist wahr, die Natur hat auch noch andere Mittel, der übergroßen Vermehrung dieser Saatenverwüster endlich ein Ziel zu setzen. Es ist schon erwähnt, daß dieß durch heftige, bei gefrorenem Erdreich eintretende Regengüsse geschehen kann, indem dadurch die Mäuse in ihren Höhlen ersäuft und die fliehenden des Obdachs beraubt, von Kälte und Nässe getödtet werden. Man hat ferner beobachtet, daß in großen Mäusejahren zuletzt Krankheiten und Seuchen unter diesen Thieren ausbrechen. Der mehr genannte Naturforscher Blasius hat „in den zwanziger Jahren", „wo diese Landplage am Niederrhein wiederholt eingetreten" war, namentlich einmal gefunden, daß „die Mäuse schorfige Stellen oder Geschwüre oft über den ganzen Körper hatten", und „daß auch bei ganz unversehrten die Haut locker und zerreißbar war"*) u. s. w. Nach meiner Meinung ist die Ursache dieser Mäuseepidemien in der Ueberfüllung ihrer Wohnungen und der daraus entspringenden Luftverderbniß zu suchen. Ich habe wenigstens in dem großen Mäusejahr 1822, (von welchem vermuthlich Blasius redet), wie ich mich lebhaft erinnere, als Knabe öfters gefunden, daß die Löcher, die ich aufgrub, bis oben hin von Mäusen vollgepfropft waren! Wie können da die Thiere frei athmen und gesund bleiben?

Wir sehen also, die Natur hat außer den Mäusevertilgern unter den Thieren noch andere Mittel, durch welche sie in dieser Beziehung das aufgehobene Gleichgewicht in ihrem Haushalte zuletzt im Ganzen und Großen wiederherzustellen weiß. Allein solche Witterungsverhältnisse, durch welche die Mäuse vernichtet werden, treten nicht in jedem Winter ein, und die verheerenden Seuchen, welche oft unter ihnen ausbrechen, treten erst denn auf, wenn der Schaden auf den Feldern angerichtet ist. Deßhalb muß der Mensch, der durch so lange fortgesetzte Verfolgung der natürlichen Feinde der Mäuse selbst die ursprüngliche Ordnung der Natur zerstört hat, zur gerechten Strafe dafür nun selbst mithelfen, die Mäuse in Schranken zu halten, wenn er nicht den empfindlichsten Schaden leiden will.

Allein auch hier greift man meistens wieder zu dem allerverkehrtesten Mittel und beweist damit, daß man noch immer nicht durch Schaden klug geworden ist. Noch in dem mehr genannten letzten großen Mäusejahr 1861 wendete man, wenigstens in unserem Lande, fast ausschließlich Gift an, — also gerade dasjenige Mittel, durch welches man diejenigen Thiere, welche die Mäuse fressen, und auf deren Schonung und Hegung es vor Allem ankommt, mitvergiftet. Schaarenweise strömten im Herbste jenes Jahres die Landleute in die Apotheken, um sich Mäusegift zu holen. Ein befreundeter Apotheker versicherte mich schon Ende Oktober, er habe bereits 400 fl. mit diesem Handel verdient, und wieviel mag er nachher noch verkauft haben? Jeden Tag stand er mit aufgeschürzten Armen in seinem Hofe und knetete mit rauchenden Händen den Phosphorteig, von einer Schaar harrender Landleute umlagert! Und dann sah man die Giftkäufer auf den frisch besamten Feldern umherwandeln und den Phosphorteig in die Mauslöcher schieben, während rechts und links die vergifteten

*) Naturgeschichte der Säugethiere Deutschlands. Braunschw. 1857. S. 386.

Raben, Raubvögel, Füchse, Katzen u. s. w. todt oder sterbend um sie herlagen. Welch' ein Anblick für den, der nicht blos an die Gegenwart, sondern auch an die Zukunft denkt!

Nein das, was der Mensch vor Allem gegen die Mäuseplage zu thun hat, das ist die sorgfältigste Hegung der natürlichen Mäusevertilger unter den Thieren, wie wir schon zum Oefteren in diesen Blättern darauf hingewiesen haben. Dann stelle man in jeder Gemeinde statt des Maulwurfsfängers einen Mausfänger an, welcher die Mäuse nicht erst, wenn sie überhand genommen haben, sondern im Frühling, wenn ihrer noch wenige sind, in der Gemarkung zu tödten hat. Das einzige Mittel, welches hierzu in Anwendung kommen darf, ist das Einblasen von Rauch in die Mauslöcher vermittelst eines Maschinchens. Wenn man dieses Mittel im Großen verwendete, so müßte es nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn man nicht diese kleinen Saatenverwüster trotz der außerordentlichen Verminderung ihrer natürlichen Feinde in Schranken halten könnte.

Von fremdländischen Mäusen sei hier, zur weiteren Veranschaulichung der Thätigkeit der Raubvögel, noch der auf unserm Bilde vorgeführte Lemming (Lemmus) aus Lappland erwähnt. Wenn diese Thiere sich stark vermehrt haben, so machen sie große Wanderzüge. Aber eine Menge von Rauchfußbussarden, Eulen 2c. folgen den wandernden Schaaren nach, bis sie dieselben aufgerieben haben.

Den Mäusen am nächsten steht der Hamster (Cricetus), von welcher Gattung eine Art, der Kornhamster (Cr. frumentarius), mit braunem Ober- und schwarzem Unterkörper in Deutschland lebt. Er wohnt jedoch nur in ebnen Getreidegegenden, so z. B. in Nassau blos in der Mainebene und einem kleinen Striche der Lahngegend. Der Kornhamster ist ein sehr schädliches Thier. Er gräbt sich tiefe, weite Kammern unter der Erde, und an den großen Haufen von Erde, die er da herausschafft, welche vielmal größer als Maulwurfshaufen sind, kann man sein Vorhandensein leicht erkennen. Hier legt er unterirdische Magazine von Getreide und Wurzelgewächsen an, welche Vorräthe er in seinen weiten Backentaschen, mit welchen er versehen ist, einträgt und im Winter, wo er zwar einen Schlaf hält, aber bei gelindem Wetter erwacht, nach und nach verzehrt.

Weil der Hamster Winterschlaf hält, während welches er keine frische Luft braucht, so verstopft er den Eingang zu seinem Aufenthaltsorte, sodaß ihm die Wintergewässer wenig anhaben können. In dem Winter von 1861/62 z. B., dessen Regengüsse, wie oben bemerkt, den Mäusen so verderblich wurden, blieben die Hamster unversehrt, und es gab deren im Sommer 1862 in der Mainebene genug, während man keine Mäuse mehr sah. Sie werden aber von vielen Raubthieren verfolgt; ihr geschworener Feind ist besonders der auch sonst sehr schonenswerthe Iltiß.

Noch mehr verwandt mit den Mäusen ist die Gattung Schläfer (Myoxus). Die Schläfer, welche ihren Namen von dem Winterschlafe, den sie halten, haben, nähern sich durch ihr Betragen und ihren buschigen Schwanz schon dem Eichhörnchen. Bekannt ist der Siebenschläfer (M. Glis), die große und die kleine Haselmaus (M. quercinus und M. avellanarius). Sie sind nirgends häufig, leben in Wäldern, klettern, nähren sich meist von Baumsamen und bauen nach Art der Eichhörnchen kugelrunde Nester zwischen die Zweige. Sie fangen sich bisweilen in der Vogelschneiße in den Dohnen, indem sie von den Vogelbeeren angelockt werden. Durch Wärme werden sie leicht aus ihrem Winterschlaf aufgeweckt. Ein hiesiger Einwohner fand einmal 2 große Haselmäuse in einem gefällten hohlen Baume. Er legte sie auf die Seite, um sie später nach Hause mitzunehmen. Nachdem aber die Sonne eine Zeit lang sie beschienen hatte, sprangen sie plötzlich auf und davon. Die kleine Haselmaus wird in manchen Gegenden nach Art der Eichhörnchen in Drahtkäfigen zum Vergnügen gehalten.

Zu den Winterschläfern gehört noch das Murmelthier (Arctomys), eine Gattung, von welcher die bekannteste Art (A. Marmota) auf den Alpen oberhalb der Baumregion wohnt, selbst noch an Stellen, die nur 2 Monate schneefrei sind. Glückliche Thierchen, die $^5/_6$ von ihrem Leben verschlafen, worum sie gewiß von manchem Faullenzer beneidet werden!

Schlimm aber sind die daran, welche, als leicht zähmbare Thiere, von den Savoyarden in der Welt herumgeschleppt werden. Sie kommen um ihren Winterschlaf und müssen noch tanzen und allerlei sonstige Kunststücke machen! Sobald sie aber im Winter in ein ungeheiztes Zimmer gebracht werden, machen sie sich schnell ein wärmeres Lager zurecht und legen sich zum Schlafen nieder.

Wir kommen nun zu dem Eichhörnchen (Sciurus). Das gemeine Eichhörnchen (Sc. vulgaris) ist allgemein bekannt, und jeder Leser weiß, daß es zwar keine Hörner hat, aber doch lange Haarbüschel an den Spitzen der Ohren, woher vermuthlich sein Name. Es ist ein überaus nettes und munteres Thierchen, das daher auch häufig in einem Drahtkäfig gehalten wird. Allein so unschuldig und liebenswürdig es auch aussieht, so verhält es sich damit in Wahrheit doch ganz anders. Nicht nur, daß es gottlos beißt, richtet es auch im Freien allen möglichen Unfug an. Das Schlimmste ist, daß es die Vogelnester plündert und selbst alte Vögel fängt, wenn es Gelegenheit dazu findet, was ihm doch so häufig nicht gelingt, da es kein Nachtthier ist, wie der Marder, der die Vögel im Schlaf überfällt. Ferner nährt es sich von den Samen der Waldbäume, als Eicheln, Bucheckern, Nüssen und am liebsten von Kiefernsamen, der auch für menschliche Zungen sehr angenehm schmeckt, wenn nur die Körnchen nicht so klein wären. Das Eichhörnchen läßt sich aber keine Mühe verdrießen und ist den ganzen Winter damit beschäftigt, die Kiefernzapfen, die bekanntlich bis zum Frühjahr und Sommer hängen bleiben, zu schälen. Es reißt nämlich, am dicken Ende der Zapfen anfangend, eine Schuppe nach der andern ab, um zu den Samenkörnern zu gelangen, während die Spechte, die auch darnach gehen, die Schuppen nur so weit auseinandersperren, daß sie mit dem Schnabel dazwischenfahren können. Man kann hiernach an den ausgefressenen, am Boden liegenden Kiefernzapfen sogleich sehen, ob Spechte oder Eichhörnchen oder wie gewöhnlich beide sich in einem Walde aufhalten.

Das Verzehren des Baumsamens ist nun zwar dem Eichhörnchen nicht hoch anzurechnen, aber es beißt auch die Knospen und jungen Triebe der Nadelbäume ab, und gerade am liebsten die Gipfeltriebe, wodurch die Bäume verunstaltet werden.

Das Eichhörnchen begnügt sich aber nicht mit dem Samen der Waldbäume, sondern es geht auch in die dem Walde nahe gelegenen Felder und Gärten, um die Bäume zu plündern. Es liebt besonders die Hasel- und Welschnüsse. Zu Diez wohnte ich etwas entfernt von der Stadt in einem Hofhause. Im Garten vor dem Hause stand ein großer Blutnußbaum und daneben eine hohe Tanne. Als die Blutnüsse reif waren, entdeckte sie ein Eichhörnchen. Nun hörte man beständig das Knacken der Nüsse auf dem Baume. Wenn Jemand kam, retirirte sich das kluge Thier auf die Tanne, um von da bald wieder auf den Nußbaum zurückzukehren. Kurz, es würde denselben vollständig geleert haben, wenn es nicht heruntergeschossen worden wäre.

An den Wallnüssen nahe an Wäldern thut es bedeutenden Schaden. Aber auch den Aepfeln und Birnen stellt es begierig nach, und da es nur die Kerne derselben herausfrißt, das Fleisch aber wegwirft, so ist hier der von ihm angerichtete Schaden noch um so größer. Ich habe einmal ein Eichhörnchen, das sich weit vom Walde weg auf einen einzeln stehenden Birnbaum gewagt hatte und bei meiner Annäherung herabsprang, um dem Walde zuzueilen, auf diesem seinem Diebsgang gefangen. Denn auf dem Freien kann man sie leicht erlaufen. Im Wald und Busch aber sind sie nicht zu fangen. Denn wenn man sie anhaltend verfolgt und von den Büschen, auf welchen sie laufen, immer wieder herunterschüttelt, so verschwinden sie zuletzt plötzlich, indem sie sich in ein Erdloch oder in einen sonstigen Schlupfwinkel verkriechen.

Einen Feind aber hat das Eichhörnchen, dem es auf diese Weise nicht leicht entgeht, das ist der Baummarder. Wenn es dieser verfolgt, dann geht's wie im Fluge durch die Wipfel der Bäume, aber es entrinnt ihm nicht leicht. Auch von den Raubvögeln wird es verfolgt, in welchem Falle dasselbe mit unglaublicher Geschwindigkeit um die Baumstämme herumläuft

und wo möglich in eine Baumhöhle oder in sehr dichte Zweige sich verbirgt.

Das Eichhorn hat ein zartes Fleisch und wird von vielen Jägern gern gegessen.

Im Norden Europa's und Asiens gibt es noch eine andere Art unserer Gattung, das fliegende Eichhörnchen (Sciurus volans) mit einer weiten Hautfalte zwischen den Vorder- und Hinterbeinen, die ihm als Fallschirm, aber eigentlich nicht zum Fliegen dient.

In anderen Welttheilen, besonders in Amerika, finden sich noch eine Menge von Eichhorn-Arten, die zum Theil an dem Getreide großen Schaden thun.

Ein äußerst merkwürdiger Nager ist der Biber (Castor). Die Biber leben an und in Flüssen und Teichen in großen Gesellschaften und bauen sich aus abgebissenen Baumstämmen (die sie bis zu zwei Fuß dick in's Wasser fallen zu lassen wissen) und aus Schlamm und Steinen künstliche gemeinschaftliche Häuser mit Kammern und Eingängen unter, wie über dem Wasser. Sie sind Zimmermänner und Maurer in Einer Person. Als Zimmeraxt dienen ihnen ihre meißelförmigen Zähne, als Maurerkelle ihr platter, breiter, mit Schuppen besetzter Schwanz, dessentwegen das Thier im Mittelalter zu den Fischen gerechnet und als Fastenspeise benutzt wurde. Der gemeine Biber (C. Fiber) war nämlich in früheren Zeiten über ganz Europa verbreitet und in Deutschland an allen Flüssen und Seen zu finden. Jetzt gibt es in unserem Vaterlande nur noch einige wenige kleine Colonien da, wo dieselben sorgfältig gehegt und geschützt werden. Man sollte den Biber in solchen Thiergärten, welche Wasser haben, wieder anzusiedeln suchen. Denn ihre Nahrung ist sehr einfach, — nichts als Wurzeln und Baumrinde, besonders von Weiden — und ihre Benutzung mannichfaltig. Außer dem Fleisch und Balg wird noch das s. g. Bibergail oder Castoreum in der Medicin benutzt. Es ist dieß eine eigene, zuletzt erhärtende Flüssigkeit, welche sich in einem besonderen Hautsacke des Thieres absondert. Da die Biber in allen Ländern wegen der beständigen Nachstellungen nach denselben immer seltner werden, so ist der Preis des Bibergails jetzt außerordentlich hoch, und es ließen sich mit den erwähnten Biberansiedlungen gute Geschäfte machen.

Es ist uns von den Nagern noch die Gattung Hase (Lepus) übrig. Der Feldhase ist allgemein bekannt, sowohl wegen seines trefflichen Fleisches, als auch wegen seiner sprichwörtlich gewordenen „Tapferkeit, deren bester Theil“ auch bei ihm „die Vorsicht ist!“ Linne hat ihm deßhalb den Namen Lepus timidus (der furchtsame Hase) beigelegt. Nur die Mutterliebe vermag ihnen einigen Muth einzuflößen, so daß sie ihre Jungen gegen kleinere Feinde vertheidigen. So habe ich in diesem Frühjahr (1864) wieder beobachtet, wie ein Hase einen Raben (Corvus Corone), der ihm an die Jungen wollte, forttrieb, und so oft der Vogel zurückkehrte und sich auf's Feld niederließ, jedesmal wie ein Blutvergießer nach ihm hinschoß und den Raben, der natürlich aufflog, noch im Fliegen bis an den Wald verfolgte, — was einen höchst komischen Anblick darbot.

Wie die Mäuse zur Nahrung für die kleineren Raubthiere gemacht sind, so die Hasen für die größeren. Alles ist hinter ihnen her. Dafür werfen sie aber auch 4 bis 5 mal in Einem Jahre Junge und immer jedesmal 2 bis 5 Stück. Von der Witterung dagegen leidet der Hase nicht. Im Winter bei fest gefrorenem Schnee kommt er zwar in Hunger (in dem Winter von 1860/61 lief einer am hellen Mittag über den Gartenzaun, der mit dem Schnee Eine Ebene bildete, in meinen Hof); aber er weiß sich auch eine Zeit lang blos von Baumrinden und Zweigen das Leben zu erhalten. Solange aber der Schnee nicht mit Eis überzogen ist, gräbt er tief in denselben hinein und wird dadurch der Lebensretter der Repphühner, welche die vor ihm gebrochene Bahn benutzen, um zu den grünen Saaten zu gelangen.

So stiftet auch der dem Landmann so verhaßte Kamerad in dem Haushalt der Natur einen besonderen Nutzen. Er verzehrt übrigens auch viele Unkräuter, z. B. das gemeine Kreuzkraut (Senecio vulgaris), die Ginster (Sarothamnus vulgaris) ꝛc.; das Korn aber, welches er im Winter abfrißt, leidet dadurch nicht an seinem Gedeihen. Dennoch ist der Schaden, den er an jungen Pflanzen, Runkel-

rüben, Gartengewächsen, Bäumchen ꝛc. errichtet, weit überwiegend. Aber ausrotten, wie Manche meinen, soll man ihn nicht, sondern nur kurz halten. Das kann aber, da seine natürlichen Feinde so vermindert sind, nur dadurch geschehen, daß man ihn im Winter tüchtig zusammenschießt, besonders in den waldlosen Getreidegegenden, wo sein Hauptfeind, der Fuchs, seltner ist.

Der kleine Schneehase (Lepus variabilis), welcher in den Polarländern und dann wieder auf den Alpen lebt, ist dadurch merkwürdig, daß er im Sommer ein gelblichgraues, im Winter ein schneeweißes Kleid trägt.

Noch etwas kleiner ist der allbekannte Stallhase oder Kaninchen*) (L. Cuniculus), welcher in Südeuropa und manchen Gegenden Deutschlands wild lebt und dann wie der Feldhase gefärbt ist, in der Gefangenschaft aber mancherlei Färbungen annimmt. Ich habe meine Stallhasen einmal mit allen möglichen Giftpflanzen, z. B. geflecktem Schierling (Conium maculatum), Hundspetersilie (Aethusa cynapium), Wolfsmilch (Euphorbia) u. s. w. gefüttert: sie frassen sie alle sehr gern und ohne den mindesten Schaden. Sie sind also in dieser Hinsicht unter den Nagern das, was die Ziegen unter den Wiederkäuern.

Die Ordnung der Beutelthiere (Marsupialia) wird von den Naturforschern, und so auch auf unserm Bilde, der der Nagethiere angereiht. Es sind aber nur einige Gattungen derselben mit den Nagern zu vergleichen, andere stehen den Raubthieren, andere den Wiederkäuern näher, so daß merkwürdiger Weise gleichsam alle übrigen Thierordnungen in dieser Abtheilung der Säugethiere wiederkehren! Alle haben aber — und deswegen werden sie dennoch zu Einer Ordnung gerechnet — das mit einander gemein, daß die Weibchen mit einem Hautbeutel oder besser mit einer Tasche versehen sind, in welcher die Jungen geborgen werden. Diese kommen nämlich ganz klein (bei den größten Arten nur 1 Zoll lang) und unentwickelt zur Welt und werden nun von den Alten in die erwähnte Tasche gebracht, wo sie sich an die Zitzen ansaugen, bis sie vollständig ausgebildet sind.

Was man also bei anderen Thieren eine Frühgeburt nennen würde, das ist hier das Naturgemäße. Das ist die merkwürdige Eigenthümlichkeit dieser Säugethierordnung.

Die Beutelthiere gehören übrigens zu den allerältesten Bewohnern der Erde, d. h. in den ältesten Erdschichten findet man Versteinerungen von ihnen, und zwar sogar in Frankreich und England. Die jetzt lebenden Arten aber bewohnen zum allergrößten Theil ausschließlich Australien, nur einige Arten Amerika. In Europa aber sind sie längst untergegangen. Der Leser also, der nicht Naturforscher von Fach ist, wird mit den Einzelheiten aus dieser Thierordnung seine Zeit nicht vergeuden wollen,*) da sich in der heimathlichen Natur so unendlich viel Nützlicheres und Nothwendigeres seinem Erkenntnißdrange darbietet. Er begnüge sich also damit, daß er an den Arten, welche auf unserm Bilde dargestellt sind, oder noch besser in einem zoologischen Garten sich das Eigenthümliche dieser Thiere einprägt.

Nur Eins müssen wir noch erwähnen, weil dadurch auf eine räthselhafte Erscheinung in unserm vaterländischen Thierleben vielleicht einiges Licht verbreitet wird. Ich habe nämlich früher bei Betrachtung der Fleischfresser, wie sich der Leser erinnert, von dem Marder erwähnt**), daß derselbe nach einer allgemeinen Volksansicht von vielem Blute „bluttrunken" werde, und daß mir nach meinen Erfahrungen etwas Wahres an der Sache zu sein scheine. Ganz ebenso nun berichtet ein Reisender (Rengger) von den Beutelratten (Didelphys), welche in mehreren Arten in Amerika leben, Folgendes: „Frisches Blut ist ihre Lieblingsnahrung. Der übermäßige Genuß des Blutes versetzt sie aber in einen Zustand der Trunkenheit,

*) Hier zu Lande meist Greinhasen oder Greinchen genannt — ein Wort, dessen Ursprung mir dunkel ist, da ich wenigstens das Thierchen noch niemals habe „greinen" hören!

*) Wer dieß doch aus irgend einem Grunde will, der findet die neuesten Beobachtungen über diese Thiere in Dr. Weinlands „Zoologischem Garten," Jahrgang II. S. 36—44.

**) Maje, Jahrgang V. Heft 10, S. 478.

so daß man sie nicht selten des Morgens unter dem getödteten Geflügel, oder wenigstens in der Nähe desselben schlafend antrifft, eine Wirkung, die sie von Ueberfüllung des Magens durch andere Nahrungsmittel keineswegs erfahren."

Wenn dieser Bericht auf Wahrheit beruht, so hätten wir also hier wieder ein Beispiel, wie in der Naturgeschichte Eins durch das Andere bestätigt oder aufgeklärt wird. Aber woher diese „Bluttrunkenheit", da doch das Blut eines Vogels mit demjenigen eines Branntweintrinkers nicht zu vergleichen ist und unmöglich Alkohol (Spiritus) enthalten kann?

In allen zoologischen Gärten findet man jetzt Beutelthiere, die sich auch darin fortpflanzen; in England hat man sogar Hoffnung, eine Art förmlich zu akklimatisiren und zum Jagdthier zu machen. Jedenfalls würden die englischen Lords damit etwas Nützlicheres thun, als sich in die deutschen politischen Angelegenheiten, die sie nichts angehen, hineinzumengen.

Dies und Das.

Das Petroleum spielt nun seit etwa zweiundeinhalb Jahren eine bedeutende Rolle in unserem Haushalt; darum dürfte es nicht unwichtig sein, Etwas aus der ersten Zeit seiner Bekanntschaft und von seinem jetzigen Gebrauche zu erfahren. Es ist bekannt, daß die Gegend, wo es gewonnen wird, eine sehr bedeutende räumliche Ausdehnung hat. Die Indianer am Alleghany-, sowie am Genessefluſſe kannten das Petroleum bereits um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Sie gebrauchten es, um ihren Leib einzureiben, und wendeten es auch als Heilmittel bei Wunden an; auch bedienten sie sich desselben bei besonderen religiösen Gebräuchen. Sie schöpften es von den Wasser-Quellen, Bächen und stehenden Wassern sorgfältig ab und brachten es in den Handel mit den Europäern unter dem Namen: Seneca-Oel. Den Fundort und die Art seiner Gewinnung verheimlichten sie indessen sorgfältig. Dieß theilen Amerikanische Blätter mit und fügen bei, daß es lange vor 1844 den Umwohnern bekannt war, auch von ihnen zu häuslichen Zwecken verwendet wurde, ohne daß man ihm aber auch nur im Entferntesten die Bedeutung beigemessen hätte, die es seit 1844 gewann, wo man die Orte, wo das Petroleum unvermischt aus der Erde quoll, erst recht zu schätzen und auszubeuten begann. Am Schlusse des Jahres 1860 waren etwa 2000 Quellen auf der ganzen Ausdehnung des Petroleumgebietes bekannt und benutzt; aber schon im August 1863 hatte man deren beträchtlich mehr entdeckt, und nun nahm die Gewinnung einen unermeßlichen Aufschwung, der sich in der jetzigen Zeit bis zu dem wirklich fabelhaften Maße von 300,000 Fässern per Woche gesteigert hat. Bei der großen Wohlfeilheit dieses wunderbaren Naturerzeugnisses begreift es sich leicht, daß ein Amerikaner in allem Ernste den Vorschlag machte, das Petroleum in den Kriegsdienst zu ziehen, so nämlich, daß, wenn etwa eine feindliche Flotte New-York beschießen oder auch nur für den Verkehr schließen wollte, man den Hafen mit Petroleum übergießen solle, das sich schnell bis zur Rhede ausbreiten würde, weil es als leichterer Körper auf dem Wasser schwimme. Alsdann stecke man es am Ufer an, und im Augenblick würde die ganze Wasserfläche, welche das Petroleum bedecke, in hellen lichten Flammen stehen, welche die Schiffe überall umgäben und sie rettungslos in Brand stecken würden. So abentheuerlich das klingt, so richtig ist es, und die Engländer mögen es sich hinter die Ohren schreiben!

Nach der endlichen Eroberung von Mexico sandte der Eroberer Cortez zwei Edelleute mit Berichten und dem kaiserlichen Fünftheil der Beute an Gold, Edelsteinen und anderen Kostbarkeiten an Carl den Fünften. Der Eine der Abgesandten fand seinen Tod unterwegs, und der Andere, Avila, fiel mit seinen Schätzen in die Hand der Franzosen, die sich deren bemächtigen. Als König Franz I. von Frankreich diese Schätze vor sich ausgebreitet sah, stieg der Neid gegen seinen Feind, Carl den Fünften, in seiner Seele mächtig auf, und er sagte die merkwürdigen Worte:

„Ich möchte den Punkt in dem Testament
„Adams sehen, der meine Brüder von Castilien und Portugal berechtigt, die neue Welt
„unter sich zu theilen?"

Er wäre wohl gerne mit einem Drittheil, wo möglich aber als Alleinerbe eingetreten, — wenn's — gegangen wäre, aber seine Flügel waren zu solchem Fluge zu kurz. Wunderbar, daß das mexikanische Erbgelüste noch einem späten Nachfolger Franz I. in die Seele fuhr; aber die Flügel! die Flügel! Sie sind auch zu kurz — den Milliarden der Staatsschuld gegenüber. — Oder anders und so: Die Kastanien sind zu heiß, um sie aus dem Feuer zu holen, dazu dient eine andere Hand!

Es ist anziehend und beachtenswerth zu sehen, wie der Kaffeverbrauch schnell gewachsen ist. England möge als Beispiel dienen! Im Jahre 1652 wurde zuerst Kaffe in London geschenkt. 1853 wurden nach genauen amtlichen Erhebungen in England fünfunddreißig Millionen Pfund Kaffe verbraucht. So viel ist gewiß, daß wir sehr unrecht thun, die Sippe der „Kaffe-Frau Basen" in Deutschland alleine zu suchen, und noch größeres Unrecht wäre es, diesen ungeheuren

Verbrauch zum größeren Mehr den Frauen zuzuschreiben. Gestehen wir es nur ein, daß in England, wie in Deutschland, die „Kaffe-Vettern" eine gewiß ebenso große Sippe ausmachen, wenn nicht eine größere.

Tüchtige Schulden zu machen ist keine Kleinigkeit, und bringt's Einer ohne entschiedenes Talent dazu und großem Credit nicht fertig. Es mag aber denn doch nicht ohne Wichtigkeit sein, die Hauptschuldenmacher des Alterthums einmal kennen zu lernen. Da zeigt uns denn die Geschichte unter dem Römischen Volke zweie, welche gerechte Ansprüche auf die Meisterschaft in diesem Punkte erheben können.

Die Schulden des Julius Cäsar beliefen sich, ehe er in Amt und Würden stand, auf vierzehn Millionen Thaler, und Otho machte, ehe er Kaiser wurde, eine Schuldenmasse von eilf Millionen zweimalhunderttausend Thalern! — Die deutsche sprichwörtliche Redensart sagt: Das läßt sich hören, sagte der Taube, als er — eine Ohrfeige bekam!

Bei dem reichen Talente der beiden vornehmen Römischen Schuldenmacher fällt mir ein Anderes ein, nämlich daß es ein anderes angebornes Talent gibt, das jedenfalls erspriesslicher ist, nämlich das Erbetalent, und dabei gedenke ich wiederum eines Römers. Plutarch erzählt nämlich, daß Crassus von seinem Vater 300 Talente oder 400,000 Thaler ererbte. Das ginge schon an und stände nicht so allein da; aber daß diese Summe sich auf 7000 Talente oder 9,000,000 Thaler hinauferbte, das zeigt denn doch ein eminentes Talent.

Die Straßenpolizei hat in verschiedenen Ländern auch ihr Eigenthümliches, wenn sie auch gerade nichts hat, was — nachahmungswürdig wäre. In Indien, auch in Mexiko wirft man allen und jeden Abgang aus den Haushaltungen ohne Weiteres auf die Straße. Dort sind es die zahllosen Aasgeier, deren Gefräßigkeit Alles übersteigt, was man sich vorstellen kann, welche die Straßenpolizei ausüben, das heißt, das Genießbare verzehren, das aber begreiflicher Weise liegen lassen, was unverdaulich ist. Darüber mag sich der Wanderer hinaushelfen, so gut er kann. — Constantinopel und die Türkei überhaupt ist besser daran. Dort besorgen die zahllosen, herrenlos und wild herumlaufenden, Tag und Nacht im Freien lebenden Hunde die Straßenpolizei. Auch da wirft man alle Abgänge auf die Straße, und diese Hunde verzehren es gierig. Hier bleiben auch die Knochen nicht liegen, weil die Hunde sich darum balgen und beissen. Im südlichen Spanien und Portugal, wo man es in den Städten und auf dem Lande mit dem Abgange nicht anders macht, sind frei herumlaufende Schweine die Straßenpolizeiangestellten. Jeder erhält für eine kleine Abgabe an die Regierung die Erlaubniß, seine Säue laufen zu lassen, die sich dann an dem Abgange nähren und mästen. Auch nicht übel!

Das Bruderschaftschließen, das in Europa eine so wenig nachhaltige Wirkung hat, ist im Innerafrika von einer großen Bedeutung und kettet zwei Menschen an einander bis in den Tod. Der englische Reisende Speke lernte diesen Gebrauch in der Nähe des Ukerewe-See's kennen bei einem dort wohnenden Negerstamme.

Diejenigen, welche Bruderschaft schließen wollten, setzten sich einander gegenüber auf zwei Kuhhäute, streckten sich die Beine einander entgegen und hielten in großer Andacht ein innen hohl gehaltenes Blatt in der Hand. Hierauf nahte ein Dritter mit einem Oel- oder Buttertopf in der Hand. Er tritt zwischen Beide, ergreift ein Messer und macht über dem Knie eines Jeden der Beiden, welche Bruderschaft schließen wollen, einen nicht tief eingehenden Schnitt in die Haut. Er fordert Beide auf, daß sie das rinnende Blut mit dem hohlen Blatte auffangen. Ist dieß geschehen, so wird das Blut mit Oel oder Butter gemischt, sie tauschen die Blätter und salben sich mit der Mischung. Hiernach wechseln vor dem zahlreich versammelten Volke Beide ihre Namen, und der Bruderbund ist geschlossen bis in den Tod, und nie wird ein Treubruch vorkommen.

Welch' unermeßliches Elend Erdbeben bereiten können, das zeigen die wiederholten Erderschütterungen vom 16. December 1857 und an den folgenden Tagen und Wochen in der Neapolitanischen Provinz Basilicata. Glaubwürdige Nachrichten sagen aus, daß von den vier Bezirken, in denen das Erdbeben besonders wüthete, der von Potenza derjenige war, wo das Erdbeben besonders wirksam gewesen. Während der Bezirk von Matera, mit einer Bevölkerung von 33,464 Seelen, 61 Todte und 42 Verwundete hatte, im Bezirke von Melfi bei einer Bevölkerung von 14,179 Seelen 3 Todte und 1 Verwundeter, in Lagonegro bei einer Bevölkerung von 35,713 Seelen 402 Todte und 237 Verwundete gezählt wurden, erlitt der Bezirk von Potenza bei einer Bevölkerung von 123,414 Seelen einen Verlust von 9123 Todten und 1063 Verwundeten. Der ungeheure Verlust an Menschenleben in diesem Bezirke vertheilt sich sehr ungleich auf die verschiedenen Gemeinden. Am unglücklichsten waren die Gemeinden von Montemurro und Saponara. Dort waren 5000 Todte und 500 Verwundete bei einer Bevölkerung von nur 7002 Seelen! In der letzteren Gemeinde wird auf eine Bevölkerung von 4010 Seelen die Zahl der Todten auf 2100, die der Verwundeten auf 70 amtlich angeben. Der Grund dieser schrecklichen Zahl Verunglückter ist hauptsächlich der, daß das Erdbeben in der Nacht antrat, da alle Bewohner sich in den Häusern befanden, wo die Trümmer derselben sie begruben. Der zweite Stoß des Erdbebens folgte dem ersten so schnell, daß die aus dem Schlafe aufgeweckten Unglücklichen keine Zeit gewannen, sich zu retten.

Behüte uns und alle Menschen Gott in Gnaden! Das heißt Jammer! Und Ihr Menschen klagt oft so bodenlos über kleine Uebel und Unglücksfälle!

Aus dem Kriegsleben.

Von W. Hofmann.

Der Abend sank allmählig hernieder. Zahllose Wachtfeuer schimmerten nach und nach von den Hügeln oder warfen ihren blutigrothen Schein durch die dichten Rebengehänge, welche sich weit hinaus in die Ebene zogen. Der Donner der Kanonen von Santa Luzia war verstummt; die fliehende piemontesische Armee eilte aus dem Bereiche der siegreichen Gegner, um sich zu verstärken und in den verhängnißvollen Tagen von Custozza zwei Monate darauf von Neuem auf's Haupt geschlagen zu werden. Auf dem verwüsteten Kirchhofe von Santa Luzia aber deckte ein bluttgetränkter Boden zahllose Soldatenherzen, die am Morgen noch kampfesmuthig dem beginnenden Streite entgegengeschlagen. Hier lag der wackere tyroler Kaiserjäger mit dem gebrochenen Adlerauge friedlich neben dem Sohne der savoyischen Alpen. Der Tod hatte sie zusammengebettet, still und ruhig, Brust an Brust. Thränen des Schmerzes möchte man weinen, wenn man im Geiste diese Erndte an kräftigen, hochgemutheten Menschen überdenkt, die hier am Schlachttage der Würgeengel gehalten, und doch ist gerade an dem auch theuer erkauften Siegesabend Niemand fröhlicher gestimmt, als der überlebende Soldat. Mögen am fernen heimischen Herde dem treuen Mutterauge, dem Auge der Schwester oder Braut die herben Thränen entquellen: das Kriegerherz kennt in den Tagen des Kampfes nur ein einziges Gefühl, das alle andern übertäubt, das Gefühl des Sieges. Es ist drum ein hartes Handwerk, der Soldatenstand. Erst später, wenn die Zeit mit ihrer beruhigenden Hand den aufsprudelnden Schaum des Entzückens hinweggestrichen, wenn die Strapatzen und Entbehrungen den Siegestaumel etwas abgekühlt, dann steigt die Gestalt des gefallenen Kameraden aus dem kalten Grab und setzt sich treuherzig an die Seite des sinnenden Soldaten, erzählt ihm die alten lustigen Schwänke und entlockt die ersten tiefen Seufzer der Brust des Lebenden.

Heute aber tost's und braust's aus tausend und abertausend Kehlen; die übersprudelnden Herzen singen Lobeshymnen in die laute Mainacht hinaus, und überall ertönt der gefeierte Name des Vaters Radetzky, der heute mit 16,000 Mann 50,000 Piemontesen in die Flucht geschlagen. . . . .

Unter einer weit überhängenden Weinlaube saßen drei junge Husarenoffiziere um eine große Oellampe, die in der ruhigen Abendstille so hell hinaufflackerte, wie im geschützten Zimmer. Der Eine von ihnen hatte ein großes, schwarzes Pflaster über die Stirne gelegt, was ihn aber nicht hinderte, dem dunkeln Rothwein im eimerähnlichen Blechgefäß recht wacker zuzusprechen und zeitweise einen tüchtigen Biß in sein Brod und seine Salamiwurst zu thun.

„Eduard," bemerkte der eine, welcher eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Blessirten hatte, „Du weißt, daß Du nicht so schrecklich viel trinken darfst wegen Deiner Wunde. Wenn morgen der Doktor kommt, wird er Dir sicherlich die Leviten lesen."

„Bah, was kümmert mich der Aeskulap mit all seiner schneidenden und sondirenden Weisheit, Vetter! Ich weiß besser, was einem guten ungarischen Magen noth thut, der von 4 Uhr heute Morgen an vergebens nach einem menschlichen Bissen gelechzt hat. Laß mich, mit meinem mißhandelten Schädel werde ich schon selber fertig!"

Damit hob er von Neuem die Riesenkanne an den Mund und that einen ächten Reiterzug, blickte, leicht aufathmend, über die von Pferden und Menschen wimmelnde Gartenfläche hin und reichte den Trank dem dritten Gefährten, der bis jetzt stumm, gleichsam theilnahmlos dagesessen. „Da, Kato," rief er scherzend, „nimm einen vernünftigen Schluck und laß heute Deinen Ernst fahren. Ist das nicht ein wahres Glück, von den drei Eskadronen nicht einen einzigen Mann zu verlieren und doch seine Schuldigkeit gethan zu haben in diesem verfluchten Terrain? Laß das Leid um Deinen verlornen Rappen; die Piemontesen werden sicherlich mit dem eigensinnigen, bissigen Vieh nichts ausrichten

können. Ehe wir in Mailand einziehen, verschaffe ich Dir ein Prachtpferd aus dem Gestüte meines Vaters, das Dir Deine Bestie vergessen machen wird!“

„Ich danke Dir, Eduard; aber an dem Rappen hing mein Herz! Und außerdem ist der Janos seit zwei Stunden nicht mehr zu finden, das macht mir die heißesten Sorgen. Feindliche Nachzügler stecken noch überall in diesen Gräben und Hecken, wie leicht ....“

„Bah, sei kein Thor; der alte Janos ist viel zu pfiffig, um sich so leicht erwischen zu lassen; er ist wahrscheinlich auf den Hühnerfang aus und wird uns die Nacht noch mit einigen Prachtexemplaren erfreuen!“

Der Redner hatte seinen Satz noch nicht vollendet, als vom Eingang des Gartens her ein lautes, freudiges Wiehern erschallte, bei welchem die drei Offiziere gleichmäßig horchten. Der mit dem Namen „Kato“ Bezeichnete sprang aber empor, wie von einer Feder aufgeschnellt, eilte hinaus und hing bald darauf an dem schwarzen Hals eines Pferdes. Die beiden Andern kamen herzu und betrachteten verwundert den Auftritt.

„O, mein Emir,“ rief Kato und streichelte dem Thier die lange, glatte Mähne, „habe ich dich wieder; ja, du bist's, mein braver Rappe, du bist's wirklich!“

Dabei rannen zwei Thränen aus seinen Augen, die er umsonst zu verbergen suchte.

„Hol' mich der Teufel,“ schrie Eduard in die Gruppe hinein, „sieh' her, Fritz, es ist wahrhaftig sein Rappe, und oben drauf ist auch noch die alte Haut, der Janos. Warum steigst Du denn nicht ab, alte Eiche?“

„Halten zu Gnaden, Herr Lieutenant, ich kann nicht Ordre pariren,“ bemerkte der alte Husar.

„Ei der Tausend, bist Du angenagelt?“

„Halten zu Gnaden, ich habe hier eine blaue Bohne in den Schenkel gesetzt bekommen, kann halt kommandiren, aber das Malefizbein macht nicht eine Viertelwendung mehr!“

Kato verließ den Kopf seines Pferdes und sprang nach dem Alten.

„Du bist verwundet, Janos?“

„Halten zu Gnaden, ja, Herr!“

Man hob den Alten behutsam herunter und setzte ihn auf den Rasen. Die Reithose des Husaren war allenthalben mit Blut getränkt und der rechte Oberschenkel dermaßen angeschwollen, daß die Nähte nicht mehr zusammenhielten. Der Alte mußte fürchterliche Schmerzen ausgehalten haben da oben im Sattel; denn jetzt noch biß er bei jeder Bewegung in seinen langen, weißen Schnurrbart, gab aber sonst keinen Klagelaut von sich.

„Bei'm Herkules, Janos, Du bist ein eiserner Kerl, daß Du noch nicht einmal seufzest,“ sprach Eduard mitleidig, indem er mit einem Messerschnitt das spannende Beinkleid von oben bis unten trennte und das Bein bloslegte.

„Da, da steckt sie,“ fuhr er eifrig fort, „ziemlich weit neben im Fleisch. Freue Dich, mein Alter, das wirft Dich einige Wochen auf's Stroh; hernach kannst Du wieder reiten, wie ein Czikos!“

„Gott sei Dank,“ murmelte der Husar.

Glücklicherweise war wundärztliche Hilfe nicht weit; in den naheliegenden Casinen und Bauernhäusern hatte man Lazarethe für die Verwundeten errichtet; einige Husaren nahmen den schweigsamen Janos auf ihre Schultern und trugen ihn, begleitet von den drei Offizieren, in's nächste Haus. Die ganze Operation des Kugelausziehens und Verbindens ging ziemlich rasch von Statten. Der alte Husar hatte es sich ausbedungen, während dieser Minuten der Schmerzen seine braune Chemnitzer Pfeife rauchen zu können. Das that er denn auch mit bekannter Fertigkeit; nur dann, wenn die Sonde des Arztes in seinem lieben Fleisch etwas zu weit spazieren ging, wurden die Rauchwolken merklich dicker und häuften sich, wie über dem Schornstein einer Lokomotive.

Endlich war die Sache abgethan. Halbaufgerichtet lag der Alte auf seiner Streu, erkundigte sich angelegentlich nach seinem Pferde, wie es einem ächten Husaren geziemt, und als man ihm die Versicherung gab, daß seine Resi gut besorgt und geborgen sei, strich er seinen weißen Schnurrbart rechts und links in die Höhe, blickte nach seinem blanken Pallasch und der

Säbeltasche, die zu seiner Seite an einem Nagel hingen, und schien zufrieden.

„Wünschest Du noch etwas, Janos,“ fragte ihn Kato, zu dem er überhaupt in naher Beziehung zu stehen schien.

„Nein, gnädiger Herr Oberlieutenant, Alles in Ordnung!“

„Gut, so erzähle, wie Du es anfingst, um meinen Emir wiederzuerlangen; so geradezu spaßhaft muß es dabei nicht hergegangen sein, das beweist Dein Bein!“

„Halten zu Gnaden, es war doch ziemlich Spaß dabei,“ erwiederte der Alte. „Schauen's, als Sie bei der Attaque über die Hecke setzten und nicht wissen konnten, daß auf der einen Seite ein so verfluchter Graben war, jagte ich dicht hinter Ihnen her. Die Knochen meiner Resi fangen übrigens an, alt und steif zu werden, wie die meinigen auch; so blieb sie denn stehen, und es half nichts, ob ich ihr auch tüchtig die Sporen in die Weichen setzte. Uebrigens dauerte es mir gar lange, bis der Herr Oberlieutenant auf der andern Seite zum Vorschein kam, und als nun endlich der Emir so allein in die Wälschen hineinlief, dachte ich bei mir: da ist's nicht ganz richtig. Ich beugte mich über die vermaledeite Hecke, und da krochen Sie aus dem matschigen Graben. Was war zu thun? Eine Lücke war weiter oben, und da ging's auch glücklich durch, obschon so ein paar Malefizkerle von den Piemontesen nach mir schossen. Ich wollte dem Herrn Oberlieutenant zu Hilfe kommen, aber der rief: nur voran, Janos! Da mußte ich denn voran und jagte in den Feind, wie sich's für einen ordentlichen Husaren paßt, und wie mein Herr Oberlieutenant auch gethan hätte, wenn der Graben nicht gewesen wäre. Teremtete, sehe ich von Weitem den Emir mitten in einem Haufen von Fliehenden, und so ein langer Kerl, der Tornister und Gewehr schon längst zum Teufel geworfen, weil wir ihnen auf dem Nacken saßen, hatte sich das Pferd gefangen und bemühte sich lange, hinaufzukommen. Wären die verfluchten Mauern und Hecken nicht gewesen, dann hätte ich den Emir aus dem Haufen herausgehauen, und wenn auch meine alten Knochen in Splitter gegangen wären. So aber kam ich nicht vorwärts. Von links her pfefferten auf einmal die Zehner Jäger noch drein, und da nahmen die Wälschen die Beine unter die Arme, warfen Sattel und Zeug zum Teufel und machten, daß sie davonkamen. Der Emir ging mir zu Herzen; was nun gar der gnädige Herr Oberlieutenant drauf hält, weiß ich am besten. Da rief ich denn den Josko her, der auch so vor einer verdammten Steinmauer hielt und sich hinter den Ohren kratzte. „Bassama teremtete, das ist kein Terrain für einen ungarischen Husaren,“ schrie er in einer Wuth, „hol' der Satan das ganze wälsche Land, wo ein ehrlicher Reitersmann nichts davon hat, als Aerger und Schande!“

„Komm' her, Josko,“ sagte ich, „halt' mal meine alte Resi; wenn aber geblasen wird, so nimm sie nur getrost mit zurück, ich will den Emir unterdessen wieder holen!“

„Er klotzte mich an und glaubte, es sei ein Spaß. „„Teremtete, halt' mir den Gaul und guck' mich nicht an, wie ein Stier auf der Pußta, ich habe halt keine Zeit zu verlieren!““

„Da nahm er denn die Resi und hat sie auch glücklich in's Lager gebracht; auch gefüttert und geputzt hat er sie; nun, das ist Recht von ihm, ein guter Pajtas (Kamerad) kennt seine Pflicht.“

„Ich sag' also, der Josko nahm die Resi und auch noch meine Säbeltasche, und ich zog einem erschossenen italienischen Soldaten den Mantel aus und machte mich mit auf die Flucht; natürlich zog ich ihn erst über, als die Büchsen der Jäger nicht mehr so sakrisch knallten. Laufen mußte ich, das ist wahr, und den Emir sah ich auch sobald nicht wieder. Ich befürchtete schon, es würde sackdunkel, dann war der Spaß aus. Nach einer guten Stunde endlich komme ich an einen dicken Haufen, der schon etwas langsamer marschirte, und richtig, vornen war der Emir und der baumlange Kerl obendrauf. Das Dich das Wetter, dachte ich, Du sollst mir am längsten auf einem guten Husarenpferd geritten haben. Leise schlich ich mich durch die Hecken, so daß mich in der Dämmerung keine Dohle gesehen hätte, und gelangte so auf zwanzig Schritte an den langen Piemontesen. Jetzt ist's Zeit,

denk' ich und thue auch einen Pfiff, an den der Emir von Kindesbeinen an gewöhnt ist. Der spitzt die Ohren, bäumt sich und wird dem Langen etwas unangenehm; noch ein Pfiff, und das Pferd springt mit einem Satz über den Graben und der Hecke zu, gleich an dem Weg. Ich hatte den Mantel abgeworfen, so wie der Emir den Italiener, und als er mich nun gar erkennt, bricht er in ein freudiges Gewieher aus und steht an meiner Seite. Ein Satz, und ich bin im Sattel. Da merkten erst die Kerle, woran sie hielten Einige schossen nach mir, trafen aber nicht, zu viele Gewehre schienen überhaupt nicht mehr vorhanden zu sein. Einer aber kroch weiter zurück durch die Hecken und schoß ziemlich nahe mir gerade in's Bein. Teremtete, was ich ein Gift hatte über den Kerl; hätte er doch ebenso leicht den Emir treffen können, und dann war mein Spaß all. Da werfe ich denn den Emir herum und haue dem wälschen Gacember eins über's Maul, daß er lange dran kuriren wird."

„Komm' ich also glücklich aus den Piemontesen heraus und bin nur zufrieden, daß dem Emir nichts geschah."

Mit aller Treuherzigkeit endete der alte Husar seinen Bericht, und sein Oberlieutenant drückte ihm schweigend die Hand, worüber sich der gute Janos nicht wenig freute.

II.

Die Waffengefährten, wie wir sie kennen gelernt, haben schon alle seit mehreren Tagen die blutgetränkte Erde von Santa Lucia verlassen und befinden sich in Verona, wo der alte Janos in einem Lazarethe eine ausgezeichnete Pflege genießt, Dank der Fürsorge seines Oberlieutenants, des Herrn von Leteß. Heute aber war der grauköpfige Husar in der allerübelsten Laune von der Welt; denn es war für den Abend der Befehl zum Ausmarsch eingetroffen, und er mußte zu Hause bleiben. Unzählige Flüche, an denen die ungarische Sprache so reich ist, flossen so gleichsam mit in den Dampf seiner Chemnitzer Pfeife hinein, doch er war einmal angekettet und blieb's, aller Voraussicht nach, noch längere Zeit.

Bei Tombette hielt am 27. Mai um 9 Uhr Abends der Feldmarschall Radetzky vor den versammelten Truppen und gab dann den Befehl zum Marsch nach Mantua. Fröhlich zogen die Soldaten in die Mailuft hinein; die Dunkelheit barg sie vor dem Feinde, an dessen Schanzen sie vorbei mußten. Heiter plaudernd trabten die munteren Husaren auf dem linken Flügel dahin, und obschon sie ihrer Lustigkeit keine zu laute Aeußerung gestatten durften, fehlte es doch nicht an heiteren Scherzen.

Auch die beiden Offiziere, der Oberlieutenant von Leteß und der Lieutenant Eduard von Török, ließen ihre Rosse dicht neben einander gehen. Dienten sie ja doch in derselben Schwadron und waren von lange her die besten Freunde. Und doch konnte man nicht leicht zwei entgegengesetztere Naturen finden, wie diese beiden Husarenoffiziere. Heiter und mittheilsam, mitunter bis zur Ausgelassenheit lustig, hatte Török oder, wie er gewöhnlich in dem kleinen Kreise genannt wurde, Eduard immer seine Scherze bei der Hand, womit er dem schweigsamen, traurigernsten Leteß zuweilen ein dünnes Lächeln zu entlocken wußte. Dabei war er übrigens eine treue Freundesseele und ein Waffengefährte, auf den man sich verlassen konnte.

Heute schien er sich's vorgenommen zu haben, den fröhlichen Soldatenhumor so recht im Fluß zu erhalten. Hunderte von würzigen Stücklein tischte er auf; aber trotz allem dem hatte sein stiller Kato nicht einmal lauter geathmet. Halb ärgerlich hielt er plötzlich seinen Schweißfuchs an, wandte sich etwas rechts und brummte zu seinem Kameraden hin:

„Zum Kuckuk, Leteß, bist Du denn eine Mumie, daß Du so unbeweglich in den Mantel gewickelt auf Deinem Gaul sitzest und mich nicht einmal hörst? Solange mir keine piemontesische Kugel den Garaus gemacht, will ich reden, und wenn ich rede, will ich auch angehört sein!"

Der Oberlieutenant hemmte bei dieser Ansprache den Gang seines Emirs, und Eduard blickte in ein geisterbleiches Gesicht, dem der Stempel der tiefsten Traurigkeit aufgedrückt war. Diese Augen voll geheimnißvollen Schmerzes wandten sich

ruhig und doch vorwurfsvoll zu ihm hin und schienen ihn gleichsam anzuklagen, daß er mit seiner profanen Lustigkeit sich in diesen feierlichen Ernst hineindrängt. Er brachte sein Pferd wieder in Gang und ritt eine Zeit lang ebenso schweigend dahin, wie sein Nachbar.

Nach einigen Minuten wandte er sich abermals zu Leteß:

„Willst Du denn ewig mit Deinem Kummer dahin leben, liebster Bruder! Du weißt, wiesehr ich Dich schätze, und doch hast Du mir noch nie ein Wort von Deinem geheimnißvollen Leiden anvertraut. Ach ja! ich kann's mir denken; ich stehe in Deiner Achtung noch nicht hoch genug, um das erste Recht der Freundschaft beanspruchen zu können, das Recht, Deinen Schmerz zu theilen. Du kennst die geheimsten Falten meines Herzens, meine ganze Vergangenheit, meine Wünsche für die Zukunft; warum willst Du mich nicht einen kleinen Blick in Dein Inneres thun lassen?“

„Dieser Blick würde wie Gletscherluft über Dein warmes Herz hinwehen, mein Freund; er würde Dich traurig machen für lange Zeit, und ich kann Dich nicht traurig sehen, kann Dich nicht ernst und schweigsam brauchen. Die Funken Deiner Munterkeit fallen wie Sonnenstrahlen in meine frostige Brust, sie beleben mein erstarrtes Herz und sind wie lindernder Balsam für den Kranken. Lache, scherze, aber frage mich nicht mehr um mein Geheimniß.“

Leteß versank nach diesen Worten wieder in sein altes, schwermüthiges Schweigen; auch sein Gefährte ritt ruhig an seiner Seite und wagte es nicht, weiter in ihn zu dringen. Schon begannen die Sterne allmählig zu erbleichen, und die aufsteigende Morgenröthe vergoldete die glänzenden Waffen der rasch voraneilenden Kolonnen. Doch die Glieder ermatteten nach und nach, und schon lagerten sich einzelne Abtheilungen, um nach kurzer Rast von Neuem weiter vorzudringen. Ein warmer, sonniger Maitag brach an und schien über den wackeren Truppen, bis endlich am Abende die Thürme von Mantua aus der Ebene emportauchten.

Der ganze Marsch war so schnell und geheimnißvoll ausgeführt worden, daß erst an diesem Abend der Feind erfuhr, wie nahe das ganze östreichische Heer an ihm vorbeigezogen.

Am 29. Mai entwickelten sich die östreichischen Linien vor den ausgedehnten italienischen Verschanzungen am Curtatone. Ein wolkenloser Himmel blickte auf die kampfbereiten Heere hernieder, und bald donnerten die Kanonen und knatterte das Kleingewehrfeuer der Tiralleure. Immer näher rückten die einzelnen Heeresabtheilungen, und aus dem Pulverdampf hervor brachen die Reihen zum Sturm. Es war eine heiße Arbeit, die manchen kräftigen Arm todesschlaff zu Boden warf. Die Toskaner vertheidigten die Schanzen mit wahrem Heldenmuth; aber ein Bataillon nach dem andern stürzte auf die steilen Wände los, und als nun endlich ein Pulverwagen in die Luft flog und eine augenblickliche Verwirrung unter den Feinden hervorrief, drangen die Soldaten unter lautem Rufen durch Staub und Dampf in die Schanzen. Das Hauptwerk war gethan, die Linie am Curtatone war durchbrochen, und die Toskaner eilten davon in wilder Flucht. Hinter ihnen her aber brausten die Radetzkyhusaren und Kaiserulanen und stürzten sich in die dicksten Haufen der Feinde. Da war kein Halt mehr. Die italienische Reiterei, welche den Rückzug zu decken hatte, wurde geworfen und überritt in voller Auflösung sogar ihren eigenen Feldherrn.

Wenn der Befehl zum Einhauen kam, war gewiß Niemand belebter, als der stille Oberlieutenant Leteß. Wie blitzten da seine Augen von Kampfesmuth, wie hob er sich da stolz im Sattel! Das ganze Feuer seiner Magyarennatur schien sich bis auf diesen Augenblick aufgespart und unter dem schweigenden Schmerze vergraben zu haben, um alsdann gleich einer verzehrenden, mächtigen Lohe herauszubrechen. Mit funkelndem Blicke überschaute er die Linie seiner Reiter, und sobald der Trompeter nur das Signal zu blasen begann, erschallte auch sein: „Drauf, drauf, Kameraden“, und gewiß war er immer der Erste an dem Feinde.

Heute hatte es lange gedauert, bis die Radetzkyhusaren zur Verwendung kamen,

aber auch ihr ersehnter Augenblick nahete. Mit den ruhmbedeckten Kaiserjägern und einer halben Eskadron Ulanen wurden sie zur Verfolgung des geschlagenen Feindes kommandirt, und wie eine vernichtende Windsbraut flogen die leichten Reiterschaaren dahin in die wirren Massen der Feinde. Ein neapolitanisches Bataillon, das aus den Stellungen von Montanara fliehend dahereilte, sah sich im Nu von den Reitern von allen Seiten angegriffen und mußte die Waffen strecken, sodaß nicht ein Mann entkam. Das war eine ehrenvolle und lustige Affaire, wenn auch einige Husaren und Ulanen übel zugerichtet im Sattel hingen.

Zum ersten Male seit langer Zeit blitzte es aus den Augen des Oberlieutenants Leteß wie hohe, nachhaltige Freude, denn seiner Entschlossenheit und seinem Ungestüm verdankte man einen großen Theil des Erfolgs. Die Glückwünsche seiner Kameraden thaten ihm sichtlich wohl, und der finstere Schleier, welcher sein Gemüth beständig umschloß, schien sich etwas zu lichten. Als am Abende nach dem heißen Tage die Truppentheile ihr Lager bezogen, das heißt, als sie unter dem klaren Sternenzelt ihre Glieder, in die weiten Mäntel gehüllt, auf dem Boden ausstreckten, dauerte es noch lange, bis der Schlaf den frohen Soldatenlippen Ruhe gebot. Vor einer langgezogenen Maulbeerhecke standen die braunen, leichten Husarenpferde in einzelnen Abtheilungen; müde und schlaff von dem letzten Ritte ließen sie die Köpfe hängen, sodaß die langen, dunkeln Mähnen beinahe den Boden streiften. Vor ihnen saßen, zu kleinen Gruppen vereinigt, die gespenstigen weißen Gestalten ihrer Reiter und flüsterten zum Theil noch leise mit einander, um die in der Nähe ruhenden Offiziere nicht zu stören.

„Schade, Josko“, sagte Einer, „daß der alte Janos nicht dabei war; der heutige Tag wird ihn fuchswild machen, wenn er von unsrer Arbeit hört“.

„Kutya, das will ich meinen“, erwiederte Josko; „gibt's auch etwas Miserableres für einen alten Husaren, als auf dem Stroh zu liegen, während seine Kameraden sich herum hauen, daß es eine Art hat! Das sage ich aber, wenn er dabei gewesen wäre, hätte er's nicht schlechter gemacht, wie unser Oberlieutenant auch, denn die zwei halten zusammen wie Pech, und wenn der eine links einhaut, haut der andere rechts ein.“

„So ist's; aber sage, Josko, weißt Du denn gar nichts von der Geschichte unsers stillen Oberlieutenants? Du warst doch immer so ein rechter Spezial vom alten Janos; hat der Dir denn gar nichts mitgetheilt?“

Der Josko strich sich mit wichtiger Miene den steifgewichsten Schnurrbart nach beiden Seiten, schwieg bedeutungsvoll einige Minuten und erwiederte dann:

„Wissen thät' ich vielleicht etwas, aber nicht vom alten Janos; der ist wie's Grab, das redet auch nichts aus.“

„So, so, Du weißt also doch etwas“, flüsterte es neugierig von allen Seiten; „nun denn, heraus damit, das muß kurios sein!“

„Kurios ist's freilich! Mir sagte einmal, als wir noch in Oedenburg lagen, ein Czikos, daß bei einem Brand dem Herrn Oberlieutenant sein Schatzerl umgekommen sei; seit der Zeit ist er so traurig.“

„Sein Schatzerl ist also verbrannt! Hu, wie grauslich!“

„Ja, verbrannt, und der Vater von ihr soll schuld dran sein. Der Czikos war von einer Pußta des alten Herrn; er hatte aber so entsetzliche Angst über das Bisserl, was er mir bei'm Weine erzählt, daß er mich bei allen Heiligen beschwor, nichts weiterzusagen; drum sage ich Euch auch nichts!“

„Aber Josko, Du hast es uns nun doch gesagt!“

„Teremtete, nichts habe ich gesagt! wer etwas weiter plaudert, dem kämme ich den Bart, daß er dran denkt; das merkt Euch!“

Während dieser kurzen Unterredung hatte sich ein Husar durch die Pferde herangeschlichen und sah mit seinen schwarzen, blitzenden Augen nach dem Munde des Erzählers, als ob er jedes Wort verschlingen wolle. Das starke, krause Haar, die dunkle, negerartige Gesichtsfarbe stachen merkwürdig von der Erscheinung seiner

Kameraden ab; außerdem lag etwas Wildes, ungemein Leidenschaftliches in allen seinen Bewegungen; er war ein Zigeuner.

Es ist vielleicht auffallend für manchen Leser, daß diese vagabundirende Rasse, die man bei uns mit einer gewissen Scheu ansieht, sich auch in der österreichischen Armee findet; allein in Ungarn ist sie außerordentlich zahlreich, hat sich auch zu einer gewissen Gesetzlichkeit bequemt, und bei der leichten Reiterei ist ein Zigeuner durchaus keine Seltenheit.

Nachdem sich der Zigeuner überzeugt hatte, daß es mit der Geschichte zu Ende sei, glitt er leise zwischen den Beinen der Pferde durch und streckte sich ruhig neben seinen in einiger Entfernung schlummernden Kameraden aus.

Noch hatte er keine Minute in scheinbarem Schlafe dagelegen, als sich hinter dem Sattel, welcher ihm als Kissen diente, die Hecke unhörbar theilte und ein schwarzer Frauenkopf sichtbar wurde; ebenso unhörbar streckte sich ein nackter Arm hindurch und berührte das Haupt des Daliegenden; dann verschwand die ganze Erscheinung.

Der Soldat wachte; er mußte also die Berührung empfunden haben, und doch regte er keinen Muskel.

Es vergingen einige Minuten; dann glitt er leise nach der Lücke und verschwand durch dieselbe wie eine Schlange.

Auf der anderen Seite aber kauerte in halbaufgerichteter Stellung eine militärisch gekleidete Mädchengestalt. Den Kopf bedeckte eine Reiterfeldmütze, statt des Mieders trug sie eine knappanliegende Husarenjacke, darunter einen kurzen, faltigen Scharlachrock; die Füße steckten in Halbstiefeln mit Sporen, welche von den Ungarn Czismen genannt werden. Hätte diese eigenthümliche Tracht sie nicht schon verrathen, so würde man doch an dem kleinen Fäßchen, das an ledernen Riemen um ihre Schultern hing, die Marketenderin erkannt haben. Die schwarzen, dicken Flechten, welche unter der Mütze hervor sich um die braune Stirne lagerten, die großen, unruhig blitzenden Augen kennzeichneten sie außerdem als Zigeunerin.

Der Husar setzte sich dem Mädchen gegenüber und schaute fragend nach ihm hin; doch es verging eine geraume Zeit, ehe es die glühenden Blicke nach ihm wandte, dann hob es mit einer gewissen Verachtung zu flüstern an:

„Ich habe die Stimme Deiner Mutter gehört; sie schrie aus den Flammen um Rache und fragte mich, ob ihr Sohn Pal noch lebe!“

Der Zigeuner fuhr unruhig auf; doch ein Blick der Marketenderin ließ ihn in seine frühere Stellung zurücksinken.

„Auch mein Bruder, das Kind, rief aus den Flammen: der Pal ist todt“, fuhr sie fort.

„Schweig',“ flüsterte heftig der Soldat.

„Warum soll ich schweigen? Lebt doch Einer in unserer Nähe nur noch darum, weil Du ein Feigling bist, und ist er nicht gerade heute zu großen Ehren gekommen, sodaß das Kreuz bald auf seiner Brust glänzen wird? Unterdessen irren die Geister Deiner Mutter und meines Bruders ruhelos über die Pußta. Nein, Du lebst nicht mehr, Du bist kein Zigany mehr, Du bist ein Feiger!“

Der Soldat zitterte heftig, war es vor Zorn oder Scham; seine Lippen bewegten sich lautlos, und er sah sich wild nach allen Seiten um.

„Er lebt noch“, wiederholte das Mädchen mit einem Ausdruck der Rache, der unmöglich wiederzugeben ist!

„Seine Stunde ist noch nicht gekommen“, hauchte der Zigeuner hervor; „er soll nicht sterben wie ein Soldat, er soll sterben wie meine Mutter und wie Dein Bruder; darum laß mich und harre!“

„Ich harre seit der Flucht aus Mailand; seitdem hat sich dreimal der Mond erneut, und er lebt noch!“

„Was willst Du? Soll ich ihn tödten mit diesem Dolche? Das ist meiner Rache zu wenig; ich sage Dir, er soll sterben wie meine Mutter!“

„Ehe sich der Mond noch einmal erneut, müssen die Geister der Todten gerächt sein, oder ich fluche Dir und verlasse Dich!“

Damit kehrte sie dem Zigeuner den Rücken, glitt leicht und schnell durch die Bäume und verschwand.

Noch einige Minuten kauerte der Soldat auf demselben Fleck, schaute ihr unverwandt nach, bis er sie nicht mehr sah; dann kroch er durch die Lücke zurück zu seinen Gefährten. Niemand hatte ihn gesehen und gehört. —

III.

Der 10. Juni des Jahres 1848 brach an. Mit ihm schlug für die Stadt Vicenza, welche der Baumeister Palladio zu einer der herrlichsten der Welt gemacht, eine verhängnißvolle Stunde. Rings um die Vorstädte zog das Heer der Oestreicher die weiten Bogen immer mehr zusammen, auf den Spitzen der umliegenden Berge zeigten sich schon einzelne Kolonnen der unermüdlichen Jäger, lösten sich in Plänklerketten auf und verschwanden hinter Felsen und Gebüsch. Ebenso schnell erschienen sie wieder in nächster Nähe der Befestigungen des Monte Bernio und sendeten die sicher treffenden Kugeln in die Reihen der italienischen Freischärler, welche diese Höhen gegen die deutschen Barbaren bis zum letzten Blutstropfen zu behaupten geschworen hatten. Bald donnerten die Kanonen dazwischen, und an allen Ecken und Enden entspann sich ein heißer Kampf.

Päpstliche Schweizerregimenter hielten einen der festesten Punkte des Monte Bernio besetzt, und lange vermochte man nichts gegen diese tapferen Truppen auszurichten. Ihnen gegenüber hatte der General Culoz seine Division theilweise versteckt aufgestellt, und hinter dem Bergabhang lag das ganze Bataillon der Zehnerjäger. Da entschlossen sich endlich die Schweizer, selbst zum Angriff überzugehen, und rückten aus den Verschanzungen heraus. Man ließ sie in geschlossenen Massen herankommen, schob dann die Kolonnen aus einander, und in die Feinde schleuderte eine Batterie Tod und Verderben aus nächster Nähe. Zugleich erhoben sich die Jäger, als ob sie dem Boden entstiegen, warfen sich in die Reihen der fliehenden Schweizer und drangen gleichzeitig mit ihnen in die Schanzen. Ein fürchterliches Blutbad entstand nun hinter diesen Erdwällen und Mauern, doch aller Widerstand war vergebens, bald war der Monte Bernio genommen und Vicenza im höchsten Grade bedroht.

Unterdessen war man im Thale nicht müssig gewesen. Das Regiment Prohaska rückte in zwei Abtheilungen zum Sturme vor, und ihm schlossen sich mehrere Cavallerieoffiziere an, da zu ihrem größten Verdruß die Reiterei hier unthätig bleiben mußte. Auch der Oberlieutenant Leteß stellte sich mit an die Spitze einer Compagnie und stürmte in eine der starkverbarrikadirten Straßen. Ueberall wurde der Feind geworfen und mußte eine Position nach der andern aufgeben. Mancher tapfere Kämpfer sank an diesem Tage in den Staub, um sich nie wieder zu erheben, manch anderer holte sich hier einen Denkzettel, den er sein Lebtage zur Erinnerung an Vicenza mit sich trug.

Der stille Oberlieutenant war wie gewöhnlich trotz seiner Tollkühnheit lange verschont geblieben, bis ihn plötzlich aus den steinernen Häusern hervor eine Kugel mitten in die Brust traf. Lautlos stürzte er zusammen, den krummen Husarensäbel noch fest in der Hand. Einige Soldaten eilten herbei und trugen den Leblosen zurück aus dem Gefecht. Unter den Händen der Aerzte schlug er die Augen wieder auf, schien aber die Gewißheit zu haben, daß ihn alle Geschicklichkeit nicht mehr am Leben erhalten könne. Eine wirklich heitere Ruhe lagerte sich auf sein blasses Gesicht; in der Vollkraft seiner Jugend ging er mit beispielloser Freude der Stunde seiner Auflösung entgegen, sodaß nur namenloser Kummer ihm das Scheiden so leicht machen, daß nur die traurigsten Ereignisse dieses tapfere Herz so leicht brechen konnten.

An seiner Seite kniete der Lieutenant Eduard von Török. Aus den Augen des sonst so lustigen Offiziers quollen die Thränen stromweise, und er vermochte ihrer mit aller Anstrengung nicht Herr zu werden.

Zu den schweren Athemzügen des Sterbenden klang der Kanonendonner und tausende von Gewehrsalven.

„Hörst Du“, sagte Leteß leise, „das ist ein rechter Soldatentod. Ich sterbe, wie ich es immer gewünscht habe, auf dem Felde der Ehre!“

Der Freund konnte vor Schluchzen nicht antworten, er drückte die Hand des Kameraden fest in der seinigen.

„Laß den Josko meinen Mantelsack herbringen“, fuhr Leteß fort, „aber schnell, denn es geht mit mir zu Ende. Sollte ich sterben, ehe er kommt, so nimm die Papiere heraus, welche er enthält, sie werden Dir Antwort auf viele Deiner Fragen geben.“ —

Eine Stunde später standen um das einfache Lager des stillen Oberlieutenants alle Kameraden der beiden Schwadronen; er war noch stiller geworden, wie sonst: er war todt. Unter ihm hatte man den weißen Reitermantel ausgebreitet, und über seine Brust her lag der blanke Säbel, die Todeswunde deckend, welche durch die blutige Uniform kenntlich wurde; an der linken Seite glänzte das Kreuz des Leopoldordens. Trauernd betrachteten die jungen Offiziere den Heimgegangenen, der mit dem heiteren Gesichtsausdruck viel eher einem Schlafenden glich. Wohl Manchem mochte bei diesem Anblick der Gedanke entgegentreten, daß auch ihn der Todesengel so bald aus dem jugendfrischen Leben abrufen und ihm ein frühes Grab in fremder Erde bereiten könne; aber nur wenige vermochten solche wackere Thaten, so heldenmüthige Züge aus ihrem Soldatenleben aufzuweisen, wie er. Hatte er auch wegen seiner Melancholie, wegen seines wortkargen, ernsten Wesens nur eine kleine Zahl intimer Freunde gefunden, so schätzten doch alle seinen ehrenhaften Charakter und zollten ihm hier an seinem Todesbette die wohlverdiente Achtung.

Am Abende, wenn das Gefecht zur Ruhe gekommen, sollte er bei Fackelschein beerdigt werden. Die beiden Török hatten es übernommen, für die Leichenfeier zu sorgen, und somit verließ man bald das stille Gemach in dem kleinen Gartenhaus, wo der Verstorbene die letzten Seufzer ausgehaucht.

Noch immer knatterte das Gewehrfeuer, und dazwischen erscholl der Donner der Kanonen. Schon senkte sich der Abend auf die blutige Stätte des Kampfes und machte den Muth und die Hitze der Streiter schlaffer, bis endlich nur noch einzelne Schüsse durch die Dunkelheit hinhallten. Ganze Bataillone kehrten von den Mauern Vicenza's zurück, und andere blieben, um die gewonnenen Positionen zu halten, bis zum anderen Morgen.

Nach und nach wurde es finster; zahllose Wachtfeuer schimmerten wie ein verhängnißvoller Kranz um die belagerte Stadt. Da stieg über die niedere Mauer des Gartens unbemerkt eine Gestalt, umschlich vorsichtig das Gartenhaus, welches die irdischen Reste des Oberlieutenants Leteß barg, und verschwand endlich durch eins der kleinen, halboffenen Fenster. Es war Pal, der Zigeuner. Wie eine Katze beugte er sich über das starre Gesicht des Todten und betrachtete ihn eine Zeit lang mit Blicken des tiefsten Hasses. Das kurze, krause Haar des Soldaten schien sich emporzusträuben, der sonst so stramm gewichste Schnurrbart hing schlaff zu beiden Seiten des braunen Kinnes herunter. Leise schob er den Säbel von der Brust des Erschossenen, öffnete die Uniform und betrachtete die halbgeschlossene Wunde in dem weißen Fleisch. Wohl einige Minuten stierte er hin, griff dann rasch unter seine Jacke und ließ einen blanken Dolch in seiner Rechten funkeln; eine grenzenlose Wildheit leuchtete aus den weitgeöffneten Augen. Doch nur sekundenlang dauerte dieser Zustand; er ließ den Dolch sinken, fuhr wie verzweifelnd mit der Hand in die krausen Haare und murmelte vor sich hin: „zu spät, er ist todt!“

Die Kameraden hatten vor ihrer Entfernung eine kleine Lampe über dem Haupt des Gefallenen aufgehängt, welche auf diese beiden Männer ihr bleiches, geisterhaftes Licht warf. Der eine im starren Frieden des Todes, der andere in der heftigsten Aufregung seiner entstellenden Leidenschaft, boten sie einen merkwürdigen Gegensatz dar. Mochte wohl der Zigeuner mit Recht fluchen über der Leiche des lange und heimlich Verfolgten, oder war nicht der Zug von frommer Heiterkeit im Antlitz des Offiziers eine Rechtfertigung für diesen?

Ein wilder Blick des Husaren fiel auf die brennende Lampe und blieb lange darauf haften, dann warf er seinen Dolch zur Erde, ergriff das Licht und hielt es mit seinem verzerrten Gesicht an das Strohlager. Knisternd wölbten sich die Flammen an dem weißen Mantel des

Todten empor; ein betäubender Geruch füllte das enge Gemach, und noch immer letzte sich der Soldat in wahnsinniger Freude an dem Fortgang seines Werkes.

Plötzlich hallten Schritte und Säbelgerassel vor der Hausthüre. Der Zigeuner horchte einen Augenblick und verschwand dann mit der seiner Rasse eigenen Behendigkeit durch das Fenster.

Bald öffnete sich die Thüre zum Vorplatze, und ein Husar stand, verwundert den Dampf und Rauch beobachtend, am Eingang des Zimmers. Er konnte nicht länger in Zweifel bleiben über den Ursprung dieser auffallenden Erscheinung, trat hastig ein, wäre aber, von dem entgegenströmenden Qualm überwältigt, beinahe zusammengestürzt. Indessen bemerkte er die züngelnden Flammen am Todtenlager, welche nun, durch den Luftzug frisch genährt, mit aller Kraft emporloderten. Der Husar besann sich einen Augenblick und schien dann entschlossen, nicht ohne Kampf von dieser Stätte der Vernichtung zu weichen. Platt auf die Erde gedrückt kroch er in die Stube, ergriff in Eile den Todten und zog ihn aus den Flammen heraus; tief aufathmend legte er ihn auf die Platten des Hausgangs und betrachtete ihn mit der größten Theilnahme.

„Hm", brummte er dann vor sich hin, „es fehlt noch der Pallasch, und den läßt der Josko nicht umkommen in der Gluth wie einen bleiernen Löffel, so wahr er ein ungarischer Husar ist, dem Gott gnädig sein möge in seinem letzten Stündlein. Also vorwärts, Josko, noch einmal thut sich's vielleicht!"

Nicht achtend der vermehrten Gefahr und der geringen Sache, um welche es sich handelte, kroch der tapfere Husar nochmals in die Stube hinein und erschien bald darauf wieder, halbtodt und halbverbrannt, aber den Pallasch seines Oberlieutenants und einen sonderbar geformten Dolch in der Hand. Nun nahm er den Todten in seine Arme und trug ihn mit den geretteten Waffen in den Garten, dann blies er pustend und fluchend über die verbrannten Stellen seiner Haut und strich sich den kühlen Nachtthau des Grases darüber, ohne indessen besondere Linderung zu spüren.

Während dieses Vorgangs stand einige hundert Schritte hinter dem Hause der Zigeuner Pal. Mit fieberhafter Aufregung horchte er bald nach dem lärmenden Husaren, bald schaute er nach den Fenstern des kleinen Gebäudes, aus welchen nach und nach die Flammen hell und lang herausschlugen.

Es däuchte ihm eine Unmöglichkeit, in das Zimmer zu gelangen, und so zeigte sich denn auf seinem braunen Gesichte die höllische Freude über das Gelingen seines Rachewerks. Weithin leuchtete die Lohe des brennenden Hauses und zog die Aufmerksamkeit der in der Nähe lagernden Truppen auf sich. Sie eilten herbei, und bald stand der Garten voller Soldaten, welche sich angelegentlich nach der Ursache des Brandes erkundigten. Durch die Massen drängten sich einige Husarenoffiziere und stürzten dem Eingang zu. Da trat ihnen Josko entgegen; Josko, den sie kaum wiedererkannten, führte sie zu einer Gruppe von Büschen an der Mauer und zeigte ihnen auf dem Rasen ausgestreckt den geretteten Todten.

„Du hast ihn aus den Flammen geholt, Josko", rief Eduard von Török; „man sieht's an Deinem verbrannten Gesicht; Du bist ein braver Kerl, hier meine Hand!"

Der Husar, ganz verwundert über diese Gunst, streckte die Rechte dem Lieutenant entgegen und wollte mit der Linken seiner Gewohnheit nach den langen Schnurrbart streichen; aber, o Jammer, nur noch wenige Stümpfchen standen stramm und stachelig unter seiner gebogenen Nase und starrten mit dem größten Eigensinn nach allen Weltgegenden aus einander. Ein schrecklicher Fluch entfuhr bei dieser Entdeckung seinen Lippen; im heftigsten Zorn drückte er die Hand seines Offiziers und jagte ein „Bassama" nach dem andern in die Luft, während ihm dieser die herzlichsten Dankesworte zurief.

Das brennende Haus sank nach und nach in Trümmer; Niemand regte eine Hand zur Rettung; in diesen Tagen der Zerstörung war man zu sehr an derartige Scenen gewöhnt, und so verlor sich die neugierige Menge ebenso, wie sie gekommen war. Die Vorbereitungen zur Be-

erdigung waren vollendet; bei'm Scheine der Fackeln senkten die Kameraden den Oberlieutenant von Leteß in die stille Gruft unter einer alten riesigen Kastanie, die üblichen Salven erschollen über seinem Grabe, noch einen letzten, traurigen Blick warfen die Freunde auf den kleinen Hügel, und bald war es still.

An sein Pferd gelehnt betrachtete der Husar Josko bei'm Lichte des Wachtfeuers den gefundenen Dolch und murmelte allerlei unverständliche Worte vor sich hin. Sehr freundlich schienen seine Gedanken gerade nicht zu sein, denn dann und wann stampfte er grimmig auf den Boden, so daß das geduldige Pferd jedesmal einen Ruck machte.

„Er ist zwar mein Kamerad", sprach er endlich halblaut, „aber Kamerad hin, Kamerad her; der Zigeuner ist ein Hund, ein Satan, das weiß Jeder! Und dann — habe ich nicht bei der höllischen Geschichte meinen Schnurrbart eingebüßt, der zehn solcher braunen Landläufer werth war! Nein, er muß dran; morgen bei'm Rapport werde ich ihm mit seinem Heidendolch den Negerkopf scheeren, der Spitzbube!"

Josko hielt Wort; aber als man anderen Tags den Zigeuner greifen wollte, war er spurlos verschwunden.

IV.

Vicenza war genommen. Am 11. Juli hielt der Feldmarschall Radetzky vor dem Thore, durch welches die abziehende italienische Armee passirte. Die Schweizerregimenter machten den Anfang, und zuletzt folgte ein Chor von Amazonen, die aus ihren dunkeln Augen glühende Blicke auf die Sieger schossen, welche, wenn sie vergiftete Pfeile gewesen, wohl hier keinen Oestreicher am Leben gelassen hätten.

Nur kurze Rast gönnte der Heerführer seinen Truppen und führte sie dann in Eilmärschen nach Verona zurück. Eben war man mit der Zubereitung des Essens beschäftigt, auf das sich die ermatteten Krieger schon lange gefreut, als das Zeichen gegeben wurde, daß die Avantgarde der piemontesischen Truppen von der Armee Karl Alberts herannahe. Wie ein Blitz griff Alles zu den Waffen; abermals entwickelten sich die Linien der siegreichen Kämpfer von Vicenza im Angesichte der Stadt; doch die Feinde, verwundert, so bedeutende Militärmassen vor sich zu sehen, ahnten die Gegenwart Radetzky's und traten den Rückzug an.

Nicht lange sollten die braven Truppen der Ruhe pflegen. Die Schlacht bei Custozza nöthigte die Piemontesen, sich nach Mailand zurückzuziehen, und auch dieses vermochte sich nicht zu halten. Lange wogte der Kampf um die Mauern der Stadt, eine Position nach der andern wurde genommen, bis endlich Karl Albert, erschreckt durch das feindselige Benehmen der Mailänder, den Abmarsch befahl. Am 6. August zog Radetzky in die Stadt ein, die sein Heer vor sechs Monaten unter Verhöhnung und Mißhandlung alles Deutschthums hatte verlassen müssen. Einer der glänzendsten Feldzüge, welche die Geschichte kennt, lag hinter ihm und hatte sein greises Haupt mit unvergänglichen Lorbeern umwunden.

Von nun an war es den tapfern Soldaten vergönnt, eine Zeit lang der wohlverdienten Ruhe zu pflegen; theils in der alten Hauptstadt der Lombardei, theils auf's Land verlegt, erholten sie sich von den Strapatzen des Feldzugs.

So finden wir denn den Oberlieutenant von Török, der unterdessen im Dienst aufgerückt war, in einem freundlichen Dorfe nahe bei Pavia wieder; die einzelnen Schwadronen waren in der Gegend umher vertheilt, und die munteren ungarischen Reiter schienen sich bei dem italienischen Rothwein recht behaglich zu fühlen.

An einem heiteren Nachmittag saß Török in dem gut gepflegten Garten des Hauses, das er bewohnte. Mit dem Rücken gegen einen alten Nußbaum gelehnt, öffnete er ein Packet Papiere und begann seinem vor ihm im Gras hingestreckten Vetter die Geschichte des stillen Oberlieutenants vorzulesen.

Wer das Unghvarer Comitat durchreist, sieht heute noch in der Nähe des Dorfes K... ein halb verbranntes Schloß mit weitläufigen Stallungen und Remisen.

Dicht um diese Gebäulichkeiten zieht sich ein kleiner Park in verwildertem Zustande, denn schon jahrelang fehlt ihm die pflegende Hand. Wenn Du ihn durchwandert hast, dehnt sich in endlose Ferne die ungarische Ebene dahin, baumlos, strauchlos und sandig, darüber ein bleierner Himmel. Am weiten Horizonte siehst Du einsame Pußten mit zahlreichen Rindern und Pferdeheerden, die der Czikos auf kleinen, zottigen Pferden umreitet. Das Dorf in der Nähe ist bewohnt von ächten Abkömmlingen der alten Magyaren. Die Hütten erheben sich kaum über den Erdboden; die Wände sind aus Lehm gestampft; das Dach ist von Maisstroh, und durch die offenen Fensterlöcher zieht der Wind; der Fußboden von fester Erde athmet all die feinen Dünste aus, welche er von der zahlreichen, nicht zum Stärksten die Reinlichkeit liebenden Familie empfing. Vor dem Hause liegt der Besitzer dieser Herrlichkeit und läßt die liebe Sonne seinen Bauch bescheinen, über den sich kaum das mit Speck eingeschmierte Hemd hindeckt. Der ächte ungarische Bauer kennt keinen größeren Genuß, als die Ruhe, und Reinlichkeit ist einmal nicht sein Element.

Dies ist die Umgebung des Schlosses, in welchem ich meine Jugend verlebte. Doch nein, beinahe hätte ich eine Hauptsache vergessen! Am Ende des Dorfes wohnten in ärmlichen Erdhütten mehrere Zigeunerfamilien; die durchlöcherten Dächer ihrer elenden Höhlen standen geradezu auf dem Boden, diesen aber hatte man einige Fuß tief ausgegraben, um mehr Raum nach oben zu gewinnen. Hühner und Schweine theilten die Aufenthaltsstätte mit ihren schwarzlockigen Herren und fühlten sich unbedingt wohler, als diese selbst, denn Zank und Schläge waren etwas Tagtägliches. Ich würde von diesen Zigeunern gar nicht reden, wenn sie nicht in mein Schicksal auf ganz eigenthümliche Weise verflochten worden wären.

Der Baron Leteß, mein Oheim, erzog mich hier mit seiner Tochter Marie, die einige Jahre jünger war, als ich. Ich sage, er habe mich erzogen, wenn man darunter nicht mehr versteht, als Nahrung und Kleidung; denn an etwas Anderes dachte mein Onkel bei seinen Erziehungsgrundsätzen nicht. „Du wirst einmal ein Husar," sagte er zu mir, „und brauchst Dich drum nicht viel mit gelehrten Alfanzereien zu plagen, aber reiten mußt Du lernen, wie es einem Magyaren geziemt!" Das wiederholte er mir oft genug, und wenn er so mit seiner stets finsteren Miene eine solche Anrede hielt, eilte ich fort, sattelte mir den Emir und jagte davon auf die staubige Haide. Gewiß wäre ich den ganzen Tag lieber draußen bei den Knechten geblieben, aber meine Cousine Marie langweilte sich zu Tode in dem öden Hause und weinte, wenn ich zu lange fort war. Der Vater kümmerte sich nicht viel um sie, und die alte Haushälterin mit ihrem zänkischen Wesen war für das muntere Kind auch nicht die rechte Gesellschaft. So brachte ich es denn dahin, daß sie mit mir ritt, mit mir hinausging auf die Pußta, um die Ziefelmäuse auszutränken oder in dem Dorfe umherzuziehen und mit den Buben Streit anzufangen. So wuchsen wir zusammen auf, gewöhnten uns an einander, und endlich konnte keins das andere mehr entbehren.

Zehn Jahre war ich so alt geworden und würde, glaube ich, noch heute in derselben Manier dahinleben, wenn nicht der alte Pfarrer des Dorfes sich in die Sache gemischt hätte. Häufig genug hatte er mir scharfe Strafpredigten gehalten, und wir Kinder mochten ihn drum nicht zum Besten leiden. Als ich ihn nun eines Tages gar aus dem Zimmer meines Oheims kommen sah, geriethen wir in bedeutenden Schrecken und ahnten nichts Gutes. Richtig, noch am Abende ließ uns der Papa rufen und machte uns mit größtmöglicher Kürze bekannt, daß wir morgen anfangen müßten zu lernen. Zu lernen! Das traf wie ein Donnerschlag. Nicht wie andere Kinder, die sich auf eine solche Aenderung der Lebensweise freuen, hatten wir nur die Folgen im Auge, die dies auf unser Umherjagen in Dorf und Haide ausüben mußte. Indessen die Lektionen begannen, unser alter Pfarrer war durchaus nicht der grimmige Bär, wie wir uns ihn gedacht; sein liebevolles, ruhiges Benehmen wirkte mäßigend auf unsere wilden Naturen, und wir gewannen ihn bald so lieb, daß wir uns auf seine Ankunft freuten. Be-

sonders trafen seine sanften Lehren das Herz meiner Cousine; selten gingen wir aus, ohne daß sie mit Bedauern, häufig mit Thränen die Armuth und das halb thierische Leben der Dorfbewohner beobachtete.

Einst kamen wir auf einem Gang in die Nähe der Zigeunerhütten und hörten von dorther ein ganz jämmerliches Geschrei. Meine Cousine zog mich mit fort, und so befanden wir uns bald einem Manne gegenüber, der mit Aufbietung aller Kräfte einen Knaben züchtigte. Der arme Junge war halb todt, das Blut rann ihm über das Gesicht, und noch immer schlug der Wüthende d'rauf los. In ihrer Aufregung stürzte Marie auf den Alten zu, fiel ihm in den Arm und hielt ihm mit allen möglichen Ausdrücken seine Brutalität vor. Der Mann sah sie Anfangs mit zornglühenden Augen an; als er aber die Tochter des Gutsherrn erkannte, wurde er zahm und unterwürfig und sagte ihr zuletzt, sie könne sich den Buben überhaupt ganz mitnehmen, er bringe doch nichts aus ihm.

Daß ein Zigeuner nichts zu können brauche, als das Stehlen und Betrügen und ein wenig Geigen, war mir als zehnjährigem Knaben klar; wahrscheinlich hatte der Bube in dieser Beziehung den Anforderungen seines Vaters nicht entsprochen, und das war immerhin ein gutes Zeugniß für ihn. Meine gute Cousine dachte aber sicherlich in dem Augenblicke an all das nicht, sondern nahm den zerschlagenen Pal bei der Hand und führte ihn in's Schloß. Man nahm sich seiner mitleidig an, und bald saß er in einer Ecke der großen Küche, gereinigt und verbunden, und ließ sich ein gewaltiges Stück Braten auf's Beste schmecken. Marie wollte den kleinen Zigeuner, welchen sie für ihr Eigenthum erklärte, unter keiner Bedingung fortlassen; zwar kostete es nicht geringe Mühe, die alte Haushälterin darüber zu beruhigen; als übrigens mein Onkel sein: er bleibe — gesprochen, wurde kein Wort weiter verloren.

Pal gehörte also zum Haus. Gleich des andern Tages nahm ihn der gute Pfarrer zu uns, um ihm einigen Unterricht beizubringen, aber schon nach wenigen Wochen gab er den neuen Schüler vollständig auf. Verstand hatte er genug, seine Natur jedoch widersetzte sich beharrlich aller aufgenöthigten geistigen Anstrengung, nicht eine Minute lang konnten seine Blicke auf einer gedruckten Zeile haften, es war einmal nichts mit ihm zu machen. Während wir uns mit Eifer dem Lernen hingaben, saß er auf einem Steine am Eingang des Parks und ließ von seiner Fiedel die traurigen Melodien erklingen, an denen Ungarn so reich ist. Weil uns dies manchmal störte, wurde er auch von diesem Plätzchen vertrieben, und so sahen wir ihn nicht gerade häufig. Unter den Dienstleuten des Schlosses konnte sich Pal keine Freunde erwerben; sie verachteten ihn, weil er ein Zigeuner war; ich selbst fühlte mich nicht zu ihm hingezogen und suchte ihn nur zeitweise aus Mitleid auf. Die einzige Person des Hauses, welche ihn immer freundlich behandelte, war Marie. „Pal ist mein Eigenthum," sagte sie; „ich muß also für ihn sorgen." Anfänglich ärgerte ich mich über meine Cousine, nach und nach gewöhnte ich mich übrigens an ihr Benehmen und that dem Zigeuner manches zu Liebe aus Anhänglichkeit an sie. Es ist darum leicht begreiflich, daß Pal sich hauptsächlich an sie hielt, daß er ihre Wünsche an den Augen abzulesen suchte. Oftmals saß er Abends stundenlang ihrem Schlafzimmer gegenüber und geigte ein Lied auf das andere. Bei aller Dankbarkeit für das Mädchen war er doch immer noch verschmitzt genug, aus seinen Verhältnissen Nutzen zu ziehen, denn die ganze Familie des alten Zigeuners lebte aus dem Schlosse; der Kleine mußte tausend Dinge in sein Elternhaus zu schmuggeln, ohne daß es Jemand gewahrte. Zu den Mittheilungen der Leute schwieg ich meiner Cousine wegen, mit dem Vater aber getraute man sich von solchen Sachen nicht zu reden.

So wuchsen wir heran und lebten nur der Gegenwart. Nach und nach war ich sechzehn Jahre alt geworden, da trat eines Tags der Oheim zu mir in's Zimmer und sagte: „Es ist Zeit, mein Junge, daß Du weiter kommst. Ich habe Deinetwegen nach Wien geschrieben, wie es der Pfarrer gewünscht hat. Uebermorgen ziehst Du ab!"

Wie ein Donnerschlag traf mich diese Mittheilung, doch ändern ließ sich daran nichts mehr, dafür kannte ich meinen Oheim

zu gut. Des Abends saß ich bei meiner Cousine, und wir weinten zusammen. Hätte ich sie mitnehmen können, wäre ich mit Freuden aus dem Schlosse gezogen; ich sah selbst ein, daß für meine weitere Ausbildung der gute, alte Pfarrer nicht mehr genügte; allein die Trennung zweier Herzen, die die schöne Zeit der Kindheit vereinigt, ist ein gar hartes Ding. Geschieden mußte sein, und ich schied. Wie ich aus dem Schlosse kam, wußte ich selbst nicht; erst das schreckliche Rütteln des leichten Wagens, der über die schlechten Fahrgeleise der Pußten hinsauste, brachte mich wieder zur Besinnung. Noch sah ich die Spuren der Thränen, welche Marie an meinem Halse geweint, und ich frischte sie unwillkührlich wieder durch die aus meinen Augen rinnenden Tropfen auf. Zum ersten Male in meinem Leben fühlte ich mich so recht unglücklich.

Doch warum sollte ich noch länger in der Erinnerung dieser traurigen Augenblicke verweilen! Ich kam nach Wien, trat in die Militärschule ein, arbeitete mit allem Fleiß, um die Wucht des Heimwehs zu brechen, besuchte dann und wann einzelne Familien, an die ich empfohlen war, und schrieb allwöchentlich nach Hause. Die Briefe Mariens waren mein einziger Trost, meine einzige Freude. Obschon ich die besten Zeugnisse meinem Oheim vorlegen konnte, erlaubte er mir doch nicht, auf kurze Zeit zu ihm zu kommen. „Erst das Portepee", schrieb er mir, „dann sollst Du willkommen sein. Dein Emir ist gut gepflegt, Marie sorgt für ihn und reitet ihn jeden Tag aus; auch der Schimmel macht sich ausgezeichnet, und wenn Du einmal Husarenlieutenant bist, gibt das ein Prachtpferd für Dich!"

Das war der Trost aus der fernen Heimath; zwar vereitelte er meine schönsten Wünsche, trieb mich aber auch wieder zu neuer Thätigkeit an, bis ich endlich am Ziele meiner Sehnsucht stand. Nach vier langen Jahren wurde ich Cadet bei den Husaren in Wien und schon nach vier Wochen Lieutenant bei demselben Regiment. „Nun", schrieb mir mein Oheim, „kannst Du kommen."

Und ich kam. Schon einige Meilen von dem Gute sah ich einen Wagen mir entgegeneilen; ich ahnte, wen er enthielt, bald lag ich in den Armen meines Oheims und drückte diejenige an mein klopfendes Herz, welche jahrelang der besondere Gegenstand meiner Träume gewesen war. Doch welche Veränderung hatten die vier Jahre der Trennung herbeigeführt! Sie, die ich als vierzehnjähriges Kind verlassen, stand jetzt als vollendete Jungfrau vor mir, und immer noch zeigte sie das einfache, gemüthliche Wesen, die frohe Herzlichkeit, die ich stets an ihr so hochgeschätzt. Was ich ihr galt, konnte ich in ihren Augen lesen.

Aber auch vor meinem Oheim hatte ich Gnade gefunden; ich war ruhiger und männlicher geworden, und diese Beobachtung that ihm sichtlich wohl; er behandelte mich mit wahrhaft väterlicher Zuneigung und nannte mich nur seinen Sohn.

Nachdem die ersten Stunden des Wiedersehens im Hause verflossen waren, hatten wir uns schon so vollständig in einander gefunden, als ob die Zeit der Trennung nur so viel Tage, wie Jahre zählte. In meinem Zimmer fand ich beinahe Alles, wie ich es verlassen, und an meiner Seite stand Marie und freute sich über meine Freude. Dann und wann betrachtete sie mich mit Wohlgefallen; wenn ich sie auf einem dieser Blicke ertappte, wurde sie über und über roth und ich mit. Ich ergriff ihre beide Hände, sah ihr in die dunkeln Augen und sprach: Marie, wir wollen immer beisammen bleiben, immer! „Ich habe keine andere Sehnsucht," erwiederte sie," und dies war das einzige Mal, daß wir uns geradezu unsere Liebe zu erkennen gaben.

„Komm'", rief Marie nach der eingehenden Musterung, die ich in meinem Zimmer gehalten, „jetzt sollst Du auch Deinen Emir und den alten Janos wiedersehen; der letztere hat Dich noch so lieb, wie immer, wie's mit dem ersten steht, wollen wir einmal versuchen."

Janos stand im Hof und erwartete mich unzweifelhaft, das sah ich an seiner Aufregung. Dem Alten liefen die dicken Thränen über die wetterharten Wangen, als ich ihm die Hand entgegenstreckte. Er war der einzige Diener, den ich aus dem

Hause meines Vaters mit in das meines Oheims gebracht. Mit Treue hatte er meinem Vater, der auch Husarenoffizier gewesen, gedient, und bei dem schnellen Tode meiner Eltern übertrug er alle Anhänglichkeit auf mich, das einzige Kind.

Während ich noch mit ihm auf dem Hofe sprach, erscholl aus dem Stalle freudiges Gewieher; das konnte nur der Emir sein. Janos band das Pferd los, und auf meinen Zuruf kam es herausgestürzt und legte seinen schwarzen Kopf wie liebkosend auf meine Schulter. Waren das nicht zwei treue Herzen, der Janos und der Emir! Vor Rührung über diese Zuneigung traten mir die Thränen in die Augen; ach und von all dem, was mich so sehr liebte, sollte ich nur diese beiden aus dem allgemeinen Untergange retten!

Meine Cousine am Arm, trat ich in den Park. Schon gleich am Eingang bemerkte ich, hinter einen Busch gekauert, einen jungen Mann mit braunem Gesicht und ziemlich langem, dunklem Haar; es war Pal, der Zigeuner; ich wollte ihn hervorrufen, doch da ich sah, daß er sich absichtlich verbarg, ließ ich ihn stehen und warf nur einen Seitenblick durch das Gebüsch. In heiterem Gespräch mit Marie ging ich vorbei, als ich mich aber bald darauf umwandte, gewahrte ich ihn mitten auf dem Weg. Die langen Locken hingen ihm verworren über das Gesicht, und drohend streckte er uns die geballten Fäuste entgegen. Ich blieb unwillkührlich stehen, und Marie drehte sich schnell genug, um diese auffallende Bewegung noch zu sehen.

„Was war das?" rief sie erstaunt.

Schweigend uns den sonderbarsten Gedanken hingebend, setzten wir den Weg fort, denn die drohende Gestalt war im Nu verschwunden.

Nur der Zigeuner konnte es gewesen sein, und bei Marie herrschte auch wohl kein Zweifel darüber.

„Ist Pal noch im Hause?" fragte ich nach einiger Zeit.

„Er ist da und ist nicht mehr da," erwiederte sie. „Der Zigeuner ließ sich nie ganz aus ihm austreiben; Tage lang war er oft bei seinen Eltern oder Gott weiß, wo; das vertrug sich nicht mit seinem Dienste als Reitknecht, wozu ihn Papa gemacht hatte. Er vernachlässigte die Pferde, und ohne den Janos wär's übel im Stalle hergegangen. Weil er mich dazu noch mit seinem ewigen Geigen belästigte und mir nachlief, wie in der Kinderzeit, war mir's ganz recht, als er aus dem Hause gejagt wurde. Seine Abwesenheit dauerte übrigens nur einige Wochen, dann kam er wieder, drängte sich hier und da herzu, und weil ich glaubte, daß es ihm hauptsächlich um's Essen zu thun sei, sagte ich, man solle ihn gewähren lassen. Das ist seine Geschichte."

So einfach diese Geschichte klang, so gab sie mir doch allerlei zu denken. Marie in ihrer Unbefangenheit ahnte wohl nicht, was für dunkle Ideen in meinem Kopfe aufstiegen. Ich beschloß übrigens, den Zigeuner im Auge zu behalten, und brachte das Gespräch auf hundert andere Sachen, so daß wir bald alle beide den eben erlebten Auftritt für den Augenblick vergassen.

Die Tage flossen dahin in ungetrübter Freude, und ich dachte seufzend an das baldige Ende meines Urlaubs. Eines Morgens frühe, nachdem ich eben aufgestanden, trat ich an's Fenster, um es zu öffnen; da gewahrte ich, durch die Scheibe blickend, hinter der halbzertrümmerten Thüre der Remise mir gerade gegenüber den Kopf des Zigeuners. Leise hob er sich empor, und seine glühenden Augen richteten sich nach dem Zimmer Mariens, das seitwärts von dem meinen lag. Wohl eine Viertelstunde lang stierte Pal immer nach dem einen Punkt, und erst als sich das Fenster dort geöffnet hatte, glitt er geräuschlos nieder in den dunkeln Raum. Mir konnte kein Zweifel darüber bleiben, was ihn zu einem solchen Benehmen bewog. So lange die Spannung des Beobachtens bei mir dauerte, blieb ich ruhig; dann aber versetzte mich die Aufregung in den Zorn. Schon griff ich nach meiner Reitpeitsche, um den Verwegenen nach Verdienst zu züchtigen, doch nachdem der erste Wuthanfall vorüber war und eine ruhigere Ueberlegung eintrat, dachte ich bei mir selbst: „Wozu ein solches Aufsehen erregen? ist er ja doch nur ein Zigeuner!"

Als ich Marien die Entdeckung mittheilte, wurde sie nachdenklich. Zwar sagte

sie kein Wort dazu, würdigte aber Pal von dieser Zeit an auch nicht mehr ihres Mitleids, denn dem alten Janos hatte sie den Auftrag gegeben, ihn ganz aus dem Hause zu weisen. Von dieser Zeit an sah ich den Zigeuner nicht mehr im Schlosse.

Ich reiste ab. Obschon mir der Abschied schwer wurde, nahm ich diesmal doch die Gewißheit mit, daß Marie mir mit ganzem Herzen zugethan sei. Auch der Oheim hatte mir deutlich genug seinen Plan mit uns Beiden zu verstehen gegeben, was hielt mich also ab, im ganzen Glück der Zukunft zu schwelgen? In froher Stimmung kehrte ich in die Garnison zurück und wurde zur größten Verwunderung meiner Kameraden ein ganz aufgeräumter Gesellschafter.

Drei Jahre waren so verflossen. Oefter hatte ich meine Lieben wiedergesehen, einmal sogar in Oedenburg, wo ich mit zwei Schwadronen unseres Regiments lag. Marie nahm dort Aller Herzen ein, und ich konnte mit Recht stolz auf sie sein; denn alles Rühmende von ihr erzählte und besprach man, ohne zu ahnen, daß sie in meinem Herzen eine andere Stelle einnahm, als die einer Verwandten.

Ich wurde Oberlieutenant und reiste heim mit der beglückenden Aussicht, mich bald am Ziele der heißesten Wünsche zu sehen. Die kleinen Pferde, welche mich von Station zu Station brachten, gingen für meine Sehnsucht viel zu langsam. Endlich langte ich an. Der wahrhaft väterliche Empfang meines Oheims rührte mich tief und gab mir während des einmonatlichen Aufenthalts den Muth, ihm mein Herz zu entdecken und um die Hand Mariens anzuhalten. Die Angelegenheit war durchaus keine Neuigkeit für ihn, und er willigte mit Freuden ein; so wurden wir Braut und Bräutigam. Die ganze Dienerschaft des Hauses feierte das frohe Ereigniß mit uns, und auch die Dorfbewohner nahmen auf Veranstaltung meines Oheims Theil daran. Wer war glücklicher, als ich!

Eines Nachmittags hatte ich einen Ritt gemacht auf ein mehrere Meilen entferntes Gut, das einer befreundeten Familie gehörte. Janos begleitete mich. Schon senkte sich der Abend auf die weite Ebene, als wir zurückkehrten, und wir ließen unsere Pferde stärker ausgreifen. Ich konnte eine eigenthümliche Unruhe nicht los werden und schaute ängstlich nach der Richtung hin, wo das Schloß lag. Wohl noch eine Viertelstunde mochten wir entfernt sein, da sah ich plötzlich eine helle Lohe emporsteigen, den Dampf konnte man wegen der Dunkelheit nicht bemerken. Wie ein Pfeil flog der Emir dahin, getrieben durch die scharfen Sporen; bald jagte ich in den Hof. Die ganze Dienerschaft und eine Menge Bauern waren versammelt und suchten des Feuers Herr zu werden, das gerade den bewohnten Theil des Schlosses ergriffen hatte. Doch ich achtete nicht der Flammen, denn kaltes Entsetzen ergriff mich, als ich am Eingang des Parks eine weiße Gestalt ausgestreckt liegen sah; es war meine Braut. Mehrere Frauen umstanden sie, und an ihrer Seite kniete mein Oheim. Im Nu war ich aus dem Sattel; ich stürzte auf die Gruppe zu und warf mich vor Marien nieder, ich rief sie mit Namen, ich suchte sie aufzurichten, doch sie blieb ohne Bewegung und Leben. Wilde Verzweiflung packte mich; sie konnte nicht todt sein; nur noch einen Hauch, einen leisen Hauch ihres Mundes suchte ich zu erspähen, nur noch einen einzigen matten Pulsschlag suchte ich zu fühlen; doch sie war starr und todt. Ich sah mich halb wahnsinnig um, ob denn nicht e i n Auge mir Hoffnung zuwinke, ob nicht e i n Mund mir Trost zuflüstere. Nein, auf diesen Gesichtern stand es geschrieben: sie war todt.

Der unglückliche Vater saß mir gegenüber; stumm und stumpfsinnig blickte er bald nach mir, bald in das bleiche Gesicht seiner Tochter, so daß er mich erschreckt hätte, wenn ein anderes Gefühl, als das der grenzenlosen Verzweiflung in mir hätte aufkommen können.

Da hörte man plötzlich durch den Lärm der Löschenden hindurch ein wildes Geschrei. Zwei Knechte brachten ein altes Zigeunerweib herbei, dessen funkelnde, hervorgequollene Augen unheimlich unter den zottigen Haarlocken hervorschauten. Sie sträubte sich mit aller Kraft, aber vergeblich gegen die gewaltigen Fäuste, welche sie vorwärts stiessen; endlich stand sie dicht vor uns; ihre Hände hielten den



Ebernburg mit Rothenfels.
(Nahethal)

Arm eines Knaben umklammert, der sich umsonst loszumachen strebte. Sie warf einen glühenden Blick des Hasses auf uns, streckte dann ihren fleischlosen Arm aus und schrie mit heiserer Stimme des Wahnsinnes: „Huh, da liegt das Junge des grimmigen Adlers, das meinem guten Pal das Herz ausgefressen, daß er nicht mehr seine alte Mutter liebte, nicht mehr seine Brüder und Schwestern; da liegt die weiße Taube, die mit ihren schwarzen Augen meinem Pal den Verstand geraubt, daß er nicht mehr ißt und trinkt und auf der einsamen Steppe nach dem Tode ruft! Der arme Pal, wo ist sein freundlicher Blick, wo ist seine volle Hand, womit er die alte Mutter erquickte? Du hast ihn bezaubert, daß er stirbt, drum mußtest Du auch sterben. Sein Herz ist so warm, doch das Deine war kalt, kalt wie das Eis des Gebirges; ich wollte auch Dein Herz erwärmen, aber es ist dabei zerbrochen, wie Glas!"

Unter greulichem Lachen stieß die Zigeunerin diese Worte hervor, so wie sie ihr der höllische Wahnsinn eingab. Ich horchte, starr vor Entsetzen, den Aufklärungen des alten Weibes; mein Oheim aber sprang empor, ergriff sie an der Kehle und zog sie in seiner Wuth hin zu dem brennenden Gebäude. Kaum merkten die rohen Knechte seine Absicht, als sie ihm auch schon hilfreiche Hand liehen, und so stürzten sie die Unglückliche in die Flammen; da sie den Knaben fest umklammert hielt, zog sie ihn mit in's Verderben. Meinem Oheim aber schien das Opfer noch nicht zu genügen; wie ein Rasender sprang er herum, packte den Nächststehenden und zog ihn ebenfalls hin zu der Gluth. Voll Schrecken wichen die Leute zurück und vermochten sich seiner kaum zu erwehren. Mein armer Oheim hatte den Verstand verloren.

Ich kniete an der Leiche meiner Braut, unfähig, ein Glied zu rühren, während dieser entsetzlichen Scene; Nacht umflorte meine Augen, und ich sank besinnungslos hin.

Wie lange ich in diesem Zustande geblieben, ich wußte es nicht; als es aber zum ersten Male wieder hell wurde vor meinen Blicken, saß der treue Janos vor meinem Bette, in welchem ich lag; Thränen rannen über seine abgehärmten Wangen. Waren es Thränen der Freude oder des Kummers? Ach, wohl die letzteren; denn was er mir auf wiederholtes Fragen mittheilte, berechtigte nicht zu dem Glauben, daß je noch ein freundlicher Lichtstrahl in die Nacht meines Herzens brechen, daß die Zukunft mir noch Antheil am Lebensglücke gönnen würde.

Meine gute Marie hatte man begraben auf dem Kirchhof des Dorfes, und der Vater schlummert nach wochenlangem schrecklichem Leiden nun auch an ihrer Seite. Ich selbst erholte mich nur langsam und verließ dann die Stätte des Unglücks für immer. Nachdem ich so weit hergestellt war, als es der Dienst erforderte, eilte ich zum Regimente, das schon auf dem Kriegsschauplatz stand.

Wenn Ihr aber diesen kurzen Abriß meiner Lebensgeschichte leset, hat mich der Tod auf dem Schlachtfeld mit meinen Lieben vereinigt.

Die Ebernburg bei Kreuznach,

von Ulrich von Hutten „die Herberge der Gerechtigkeit" genannt.

Von W. O. von Horn.

(Mit einer Abbildung.)

Wo die Alsenz, von Süden kommend, in die von Westen herabströmende Nahe mündet, erhebt sich, etwas zurücktretend von beiden Flüßchen, steil und hoch ein zumeist mit Reben bepflanzter Berg, an dessen Fuß das Dorf Ebernburg und auf dessen mehr langgestrecktem, als breitem Gipfel die Burg gleichen Namens thront. Von ihr spricht Ulrich von Hutten, als er bei dem treuen Franz von Sickingen Schutz und Obdach, Liebe und Pflege fand, die denkwürdigen Worte,

die wir in dem Dialoge „der Bullentödter“ im 6ten Bande seiner Werke also lesen: „Die Ebernburg, wo „Streitroß und Waffen gewer„thet, Müßiggang und Feigheit „verachtet sind, wo Männer im „ganzen Sinne des Wortes sich „als Männer zeigen, wo Gutes „und Schlechtes nach Gebühr be„handelt wird, wo für die Gott„heit Verehrung, für die Men„schen Sorgfalt und Liebe hei„misch, wo alle Tugenden ihren „Preis empfangen, wo Habsucht „nicht geduldet wird, Ehrgeiz ge„ächtet, Meineid und Laster weit „entfernt sind; wo Männer, von „reiner Freiheitsgluth erfüllt, „verweilen; wo die Leute das ge„meine Geld verschmähen und nur „Großes anstreben; wo die, welche „mit Abscheu vor dem Unrechte „fliehen, stets allein dem stren„gen Rechte folgen; wo man Ver„träge hält, Treue ehrt, den „Glauben hegt, die Unschuld „schirmt; wo Redlichkeit blüht, „geschworne Eide gelten, — dies ist „jene Herberge der Gerechtigkeit.“

Der Berg selbst gehört zu den Höhen, die den Fuß des mächtigen Lembergs bilden, und die Burg nahm einst, ehe die Zerstörung, von wilder Feinde Händen und vom Pulver vollendet, über sie hereinbrach, die ganze Fläche der Höhe mit ihren Bau- und Festungswerken ein.

Es knüpfen sich großartige Erinnerungen an diese Stätte, und wer den Gang der Ereignisse nicht kennt, ahnet nicht, daß hier einst die Fäden in Einer Manneshand zusammenliefen, deren Gewebe die Geschicke Deutschlands in einer der bedeutungsvollsten Perioden seiner Geschichte entschied.

Wenn irgend ein Punkt der Rheinlande und insbesondere des an landschaftlichen Reizen so reichen Nahethales es verdient, die Blicke derer auf sich zu ziehen, die in diesen Gegenden weilen, so ist es die Ebernburg, wo die Wiege eines großen Mannes stand, wo er heranreifte, Mann wurde und in die Geschicke des Vaterlandes so gewaltig eingriff, wie irgend Einer seiner Zeit, nämlich Franz von Sickingen.

Schon ihre Lage in einem der Thalkessel, die das Nahethal so schön, so anziehend machen, ist geeignet, die Blicke auf sich zu ziehen. Auf ihrer stolzen Höhe thronend, beherrscht sie einen weiten, historisch wichtigen, industriell bedeutsamen, in sich abgeschlossenen Thalkessel. Hat der Beschauer die ansehnliche Burghöhe erstiegen und tritt an den Rand des Gemäuers gegen Ost-Nordost, so schaut er hinab in das frischgrüne Thal, wo die Alsenz im Wiesenthale sich durchwindet. Hier wird sein Blick von mächtigen Ruinen gefesselt, welche südlich das Alsenzthal zu schließen scheinen. Sie liegen hoch oben auf einer nur wenig bewaldeten Höhe und sind die Reste der Baumburg, im Gegensatze gegen eine neuere, nicht sehr ferne Burg desselben Namens die alte Baumburg, im Volksmunde: Altenbaumberg genannt.

Hier saßen die Raugrafen in alter Zeit, und in den Tagen des edlen Franz von Sickingen lebte in diesen Mauern ein ihm in Liebe und Treue verbundener, ebenbürtiger, großer, klarer, edler Mensch: Hartmuth von Kronberg, dessen Stammsitz am Fuße eines der Riesenhäupter des Taunus, das Mainthal weithin beherrschend, liegt, die Burg Kronberg, über dem obstreichen Städtchen gleiches Namens, nicht ferne der alten Hansestadt Frankfurt am Main.

Am Ausgange des Alsenzthales steigen rechts die Porphyrkolosse empor, welche die wenigen Mauerreste der Burg Stein tragen, später, als nach der unglücklichen Schlacht von Sprendlingen die Rheingrafen den schönen Rheingau, wo sie Vicedome des Mainzer Erzstifts gewesen, meiden mußten, der Rheingrafenstein genannt, zum Unterschiede der dem zusammengehörigen Geschlechte gehörenden Burgen Stein-Callenfels bei Kirn und Oberstein bei dem gleichnamigen Städtchen.

Nördlich von der Burg steigen 900 Fuß hoch die zerklüfteten Wände des Rothenfels (von der rothen Farbe des Feldsteinporphyrs so genannt) aus der

Nahe steil auf. Weiter oben ruht das uralte Dorf Norheim zwischen seinen Rebenhöhen, einen mit Recht berühmten, köstlichen Wein erzeugend, und westlich schließt der hohe Lemberg das Thalbecken ab, durch das nun das schnaubende Dampfroß die lange Wagenreihe schleppt, mitten durch die Eingeweide der Norheimer Berge.

In der Sohle des Thales, dem Rheingrafensteine näher, liegt das durch seine Salinen und mehr noch durch seine äußerst heilbringenden Soolbäder berühmte Dorf Münster am Steine mit seinen eintönigen, langgestreckten Gradirhäusern. An den Burgberg lehnt sich das uralte Dorf Ebernburg, das einst Stadtrechte besaß und in seinem alten Kirchlein ein Denkmal der edlen Hedwig von Flörsheim besitzt, Franzens von Sickingen frommer, milder, geistreicher und holdseliger Gattin, durch deren frühen Tod ein tiefdunkler Schatten auf sein Leben fiel.

Ehe wir uns der Geschichte der Burg zuwenden, müssen wir ihres Namens gedenken.

Noch heute zeigt sich über dem Thorbogen des Dorfes, das einst, wie fast alle alten, größeren oder kleineren menschlichen Wohnstätten des Landes befestigt war, ein Eber, und ein mächtiger Eberkopf war früher am Schlußsteine des Thorbogens der Burg zu schauen. Woher der Name gekommen, das läßt sich, da urkundlich dessen nicht gedacht wird, nicht mehr ermitteln. Soviel ist gewiß, daß die Burg ihn in ihren ersten Anfängen nicht trug und auch noch geraume Zeit nachher schlechthin „die Burg an der Alsenz“ hieß. Daß sich die Volkssage, vielleicht der Wahrheit nahe rückend, des Ursprungs bemächtigte, liegt nahe, weil das Gebiet der Sage überall sich eröffnet, wo die Geschichte schweigt. Dieser Sage darf hier um so weniger eine Stelle verweigert werden, als sie sichtbar sich bestrebt, Alles zu vereinigen, was irgend auf den Ursprung und Namen der Burg Bezug hat.

Sie berichtet: Raugraf Rupert von Altenbaumburg besaß in den Tagen der Vorzeit die Burg an der Alsenz. Er war an Jahren schon gereift, und doch besaß er keine Hausfrau und entbehrte des häuslichen Glückes, weil bis jetzt keine der blühenden Töchter des Nahegaues sein Herz gewonnen hatte. Sein Stündlein sollte aber, wenn auch wohl spät, doch noch schlagen.

Auf der stillen Burg Montfort am Lemberge war eine Rose erblüht, die er darum noch nicht kannte, weil ihr Vater, seit ihrer Geburt verwittwet, sie einer fernen Schwester, und als diese auch das Zeitliche gesegnet, auf dem Rupertsberge bei Bingen der heiligen Hildegard zur Erziehung übergeben hatte. Sie war seit einem halben Jahre zurückgekehrt, und seit dieser Zeit hatte der Raugraf die Burg Montfort nicht betreten.

Prangend in der vollen jugendlichen Schönheit, erblickte er zum ersten Male die schöne Jutta, als er, von der Jagd kommend, einst in Montfort einsprach.

Schnell erfaßte ihn das mächtige Gefühl der Liebe, und sein Entschluß stand alsobald fest, sie heimzuführen als sein eheliches Gemahl.

Rupert war ein jähzorniger, gewaltthätiger Mann, der seines Grimmes nicht Herr werden konnte, wenn ein Hinderniß seinem Willen entgegentrat, aber dennoch war sein Herz edlen Eindrücken nicht fremd.

Als er unschwer entdeckte, daß Jutta für seine Bewerbungen unempfindlich blieb, gohr ein wilder Zorn in seinem Herzen auf, denn er konnte Macht, Ansehen und Reichthum ihr bieten, wie fast kein Andrer im Lande.

Er forschte nach dem Grunde und entdeckte endlich, daß sie ihr Herz dem jungen Heinrich vom Steine geschenkt hatte, der, ein nachgeborener Sohn, nur ein „Burgseß“ auf dem „Steine“ hatte und arm war wie eine Kirchenmaus. Da warf er einen ungemessenen Haß auf den schönen, jungen Ritter, der nichts gegen sich hatte, als seine Armuth und, in Ruperts Augen, die Liebe Jutta's.

Um seinem Grimme einen Ausweg zu geben, jagte er tagtäglich in dem Walde, der von Altenbaumburg bis zum „Steine“ das Gebirge bedeckte und schier bis zum Rheine reichte. Hätte er hier den jungen Ritter Heinrich vom

Steine getroffen, er würde, um seinen Haß zu sättigen, ihm den Jagdspieß durch das Herz gerannt haben; aber Heinrich wich ihm weislich aus, obwohl auch er bisweilen in diesem waldreichen Forste zu jagen pflegte, weil die Wälder seiner väterlichen Burg mit denen des Raugrafen in ihm sich berührten.

Eines Tages, als Ruppert wieder im Forste war, thaten seine Hunde einen greulichen Eber auf, deß Hauer wie schneeweiße Hörner aus dem Rachen hervorstanden. Kaum erblickte das ungeheure Thier den Raugrafen, als es wüthend auf ihn losstürzte. Rupert erkannte die Gefahr. Er hatte nur Einen Speer; brach dieser, dann war er verloren. Ausweichen konnte er nicht. Mit dem Rücken gegen eine gewaltige Eiche gestemmt, ließ er sich auf seine Kniee nieder, senkte den Speer und machte sich bereit, das Thier kunstgerecht abzufangen nach ächter Jäger Weise.

Das Thier wandte im rasenden Anlaufe den Kopf, faßte mit seinen Zähnen den Speer, zerbrach ihn wie einen Halm und drang dann so schnell auf den Raugrafen ein, daß dieser nicht einmal seinen langen Dolch aus der Scheide zu ziehen vermochte. Er war verloren, denn der glutheiße Athem des Ebers wehte ihn schon an, schon —

Da blitzte es vor Ruperts Augen wie ein Wetterstrahl. Es pfiff vor seinem Ohre, wie wenn mit mächtiger Wucht eine gute Klinge die Luft theilt, — und zu Ruperts Füßen stürzt das mächtige Thier; ein Blutstrom quillt aus seinem Rumpfe, denn der gewaltige Hieb hatte den Kopf des Thiers vom Rumpfe getrennt.

Bleich und bebend verharrte Rupert noch einige Minuten in seiner Stellung, bis er sich gesammelt; dann sprang er auf. —

Wer that den Meisterhieb? rief er. Wer ist der Retter meines Lebens? —

Ich! sprach ruhig Heinrich vom Steine und trat, bedeckt von dem zischenden Blutstrome des Ebers, hinter dem Baume hervor.

Rupert starrte den Jüngling an. Noch einmal wollte das wilde Herz im Grolle aufwallen; aber Scham und Reue übermannte es. Das Edle in ihm siegte, und fast weich sagte er: ich trachte in blinder Wuth nach Deinem Herzblut, und Du rettest das meine, indem Du das Deine einsetzest! Heinrich, vergib mir! Komm' an mein Herz! Ich will Dich lieb haben, als wärst Du mein Sohn oder mein jüngerer Bruder!

Nach Altenbaumburg lenkten Beide ihre Schritte. Die Knechte holten das riesige Thier. Rupert überhäufte Heinrich mit Beweisen seiner Liebe.

Bis tief in die Nacht saß der Raugraf mit dem Burgcapellan in seinem Gemache, und noch in der Nacht ritten Diener von der Burg weg nach benachbarten Burgen.

Als Heinrich am Morgen zum Imbis kam, erstaunte er, so frühe schon seinen Vater und Bruder, die Ritter von Montfort, von Löwenstein, von Rothenberg, von Affenstein und Andre zu finden; aber bald wurde ihm der Zweck klar. Der Capellan las ihnen eine Urkunde vor, durch welche der Raugraf „die Burg von der Alsenz", die nunmehr „die Ebernburg" heißen sollte, an Heinrich vom Steine als freies Eigenthum übergab. Alle Anwesenden unterschrieben diese Schenkungsurkunde und hingen ihre Siegel daran.

Dann aber freiete der Raugraf für Heinrich bei dem alten Montforter um Jutta's Hand, und vor dem Tage der Heimführung Jutta's in die „Ebernburg" ließ Rupert einen Eberkopf mit riesigen Hauern in den Thorbogen als Schlußstein einfügen, als ein fortwährendes Zeichen von Heinrichs edler, ritterlicher That.

So vermittelt die Sage den Ursprung des Namens. Ob eine Thatsache zu Grunde liegt und wie weit, ob erst der Eberkopf der dichtenden Einbildungskraft des Volkes zur Grundlage und zum Ausgangspunkt diente? Wer könnte heute das feststellen?

Der geschichtliche Ursprung der Ebernburg ist dunkel. Er fällt in jene Zeit, da die Herzöge der Rheinischen Franken die „Osterburg bei Kreuz-

nach" und die Burg Böckelheim, weiter oben im Nahethale, bewohnten.

Während die Normannen am Ende des neunten Jahrhunderts die Osterburg, den alten Kaisersitz, zerstörten, blieb die Ebernburg höchst wahrscheinlich unberührt von ihrer Zerstörungsluft, weil sie nicht über Kreuznach hinaus gelangten.

Wenn auch einer jener fränkischen Herzöge sie erbaute, so konnte doch von keinem persönlichen Eigenthumsrechte die Rede sein; vielmehr war sie, wie die Osterburg, Klopp, Böckelheim und viele andere eine Burg des Reiches, aus des Reiches Einkünften erbaut und dem Kaiser zuständig, in dessen fiskalischer Provinz sie lag. Daher finden wir sie im elften Jahrhundert im Besitze der deutschen Kaiser Salischen Stammes, nicht durch Erbschaft, sondern im einfachen Besitzübergange mit der Krone, nachdem die Herzogswürde erloschen war. „Salische Erbe" wird ausdrücklich die Ebernburg genannt, und das ist sehr bezeichnend.

Die Grafen, Herzöge und Edle jener Tage strebten solche Burgen zu erbauen, das geht aus folgender Thatsache hervor. Das Kloster Sanct Maximin bei Trier erwirkte sich im Jahre 729 eine Bulle von dem Papste, welche ausdrücklich das Verbot aussprach, daß kein Herzog, Graf oder sonst Jemand auf einem Berge oder Felsen im Gebiete der Abtei eine Burg erbauen dürfe. Die Kaiser gaben zum Schutze des Landes oder ihrer besonderen Regalien und Gerechtsame diese Reichsburgen zu Lehen an die edlen Familien des Landes oder an die Grafen, denen die Verwaltung des Landes anvertraut war. So erscheint der Rheingraf Wolfram im Besitze des dritten Theiles der Vogtei „Habernburc" durch Afterlehensübergang oder Uebertrag des Grafen Simon II. von Saarbrücken Diese Vogtei umschloß: Ebernburg mit dem Dorfe gleichen Namens am Fuße des Burgberges, Norheim, Feil und Bingert. Wahrscheinlich fiel das Lehen an den Grafen von Saarbrücken zurück, da in der Theilung des Saarbrückischen Grafen unter die Söhne Simons II., Graf Friedrich, der der Stammvater des zweiten Leiningen'schen Geschlechts wurde, Erbe der Vogtei wurde, und als seine Söhne: Friedrich II. und Emicho III. ihr Erbe theilten, erhielt der Letztere die Vogtei, von welchem sie durch eine Erbtochter an den Raugrafen Rupert V. von Altenbaumburg überging, dessen Sohn Heinrich V. sein Drittheil im Jahre 1338 dem Grafen Walram von Sponheim für 4000 schwere Turnosen verkaufte, unter der Bedingung, daß er den Berg und die Brücke (wahrscheinlich über die Nahe) bauend unterhalten müsse.

Bei diesem Kaufe war die Burg nur zur Hälfte mit inbegriffen, denn die andere Hälfte gehörte seiner Schwester Mina, welche an Philipp von Bolanden vermählt war. Das letzte Drittheil der Vogtei war in den Händen des Raugrafen Heinrich.

Philipp von Bolanden öffnete seinen Antheil dem Pfalzgrafen Ruprecht I. für eine nicht unbedeutende Summe. Er gerieth, ob darüber oder durch andere Veranlassung, bleibt ungewiß, mit dem Grafen Walram von Sponheim in Fehde, und 1367 kam es zu einer Schlacht, welche für den Grafen von Sponheim ungünstig ausfiel. Das Schlimmste war, daß er in Bolandens Hände fiel, sich mit einer schweren Summe lösen und in Bolandens Friedensbedingungen eingehen mußte. Zu diesem Siege über Graf Walram hatte der Raugraf Heinrich wesentlich beigetragen, der auf seines Schwagers Bolanden Seite focht. Das gebar langhin währenden Haß, und Graf Simon, Walrams von Sponheim Erbsohn, jubelte, als es ihm 1381 gelang, den Raugrafen Heinrich, dem er lange schon nachgestellt hatte, zu überfallen und gefangen zu nehmen. Jetzt war es an ihm, ein herbes Vergeltungsrecht zu üben, und er bedachte sich keine Minute, seine Forderungen in Betreff des Lösegeldes so hoch, wenn nicht höher zu stellen, als einst sein Vater sie hatte gewähren müssen. Da entweder dem Raugrafen die Mittel dazu fehlten, oder es mit zu den Forderun-

gen gehörte, so mußte der Raugraf, wollte er nicht im Verließe von Sponheim schmachten, den Antheil an Ebernburg, welchen sein Vater an Graf Walram versetzt hatte, zu erb- und eigen überlassen, sammt den Dörfern Ebernburg, Feil, Alt- und Neu-Bingard und Norheim. Der Antheil, welchen Bolanden der Pfalz geöffnet hatte, kam vollends an diese, da Conrad von Bolanden, Philipps Bruder und Erbe, alle seine Burgen und Burgantheile an die Pfalz verkaufte. In welcher Weise der Schenk Johann zu Erbach Rechte an Ebernburg gewonnen hatte, ist räthselhaft; aber gewiß ist es, daß er 1394 sich aller seiner Rechte an Ebernburg zu Gunsten der Pfalz urkundlich begab.

Im Jahre 1416 kam durch die Erbgräfin Elisabeth von Sponheim ein Fünftheil der Burg und Herrschaft Ebernburg an den Pfalzgrafen Ludwig, und die übrigen vier Fünftheile vererbten an Baden und Veldenz. Indessen ruhte eine Pfandschaft an den Ritter Hans Winterbacher in Landstuhl auf Ebernburg. Die Summe betrug 1200 Gulden, und das Verpfändete waren diese vier Fünftel, welche Graf Johann versetzt hatte. Winterbacher war ein kluger Mann. Er ließ sich von dem Pfandgeber zum Amtmanne in Ebernburg ernennen, mit dem Sitze auf der Burg, und setzte fest, daß, wenn die Pfandschaft sollte gelöst werden, ihm ein halbes Jahr müsse gekündigt und die Summe müsse erlegt werden.

Winterbacher trat seine Pfandschaft später an seinen Verwandten Dietrich Knebel von Katzenelnbogen ab, und obgleich die drei Gemeinherrn: Pfalz, Baden und Veldenz, sich dahin geeinigt hatten, daß Ebernburg nicht veräußert, aber auch nicht theilweise, namentlich die Herrschaft, in andere Hände übergehen dürfe, sondern ein untrennbares Ganze bleiben müsse, so lastete die Pfandschuld doch sehr schwer auf ihr, und die Gemeinherren vermochten sie nicht davon zu befreien. — So blieb Dietrich Knebel von Katzenelnbogen Amtmann in der Burg und bezog die Einkünfte in Ruhe und Frieden. Acht Jahre später trat eine Veränderung ein, welche den Glanzpunkt herbeiführte, der dem Namen der Ebernburg eine so große Bedeutung in der Geschichte Deutschlands verlieh.

Das Rittergeschlecht der Sikkingen, deren Stammburg Sickingen im Kraichgaue, unweit der Oberamtsstadt Bretten lag, war der Pfalz eng verbunden und sowohl mit Rath, als mit der That eng verflochten in die Händel der Pfalz. Namentlich zeichnete sich Reinhard VI. von Sickingen aus, legte seinen weisen Rath in hochwichtigen Angelegenheiten und Streitigkeiten in die Wagschaale der Pfalz, und zwar mit einem zu bedeutenden Gewichte, als daß die Herrscher der Pfalz diesen ausgezeichneten Mann nicht hätten hoch halten sollen. Seinen Ruhm, als weiser Rathgeber und Unterhändler, hatte er in Italien und bei dem Concilium zu Constanz glänzend bewährt; aber nicht blos Ruhm war das Erbe Reinhards VI. von Sickingen, sondern auch Reichthum. Sein Geschlecht war längst kein armes, er machte es vollends zu einem reichen.

So kam es, daß der Pfalzgraf, der nicht über die baaren Mittel zu gebieten vermochte, von Sickingen es recht gerne sah, daß er sein Geld in der Uebernahme der Pfandschaft Ebernburgs von Knebel von Katzenelnbogen anlegte. Kam doch so die Burg in die Hand eines ihrer angesehensten Vasallen, eines treu ergebenen Mannes und eines reichen überdieß, der nicht auf Lösung drängte.

Nach einem ruhmreichen Leben sank Reinhard Sickingen in's Grab, und Erbe seines Reichthums und seiner Ehren war sein ältester Sohn Schweikhardt, der Achte dieses Namens im Stammbaum des Geschlechtes. Er schmälerte beides nicht. Er war ein reich begabter Mann, durch Einsicht und Kunst im Unterhandeln war er die rechte Hand seines Landesherrn; aber auch in weiteren Kreisen galt er, wohlverdient, für einen ebenso tapfern und muthigen, als klugen und erfahrnen, insbesondere in den geheimen Wissenschaften eingeweihten Mann, namentlich in der Astrologie.

Er war Landmarschall der Pfalz, Obristhofmeister und Amtmann zu Kreuznach. Das zeigte, wie ihn sein Landesherr hochhielt; aber er war auch König der ritterlichen Eselsgesellschaft, eines der bedeutendsten Ritterbündnisse jener Zeit; das wies auf die Achtung hin, die seine Standesgenossen ihm bewiesen.

So ausgezeichnet Schweikhardt von Sickingen auch vor Hunderten seiner Zeit war, so erkennen wir ihn doch wieder ganz als das Kind seiner Zeit, wenn wir ihn überall in Fehden und allerlei Händel verwickelt finden. Als fehdelustig anerkannt, belagerte er Städte und Burgen, überfiel reiche Klöster und nahm ihnen unbedenklich von ihrem Ueberflusse, war überhaupt nicht wählerisch in den Mitteln, seinen Reichthum zu vermehren. Eine absonderliche Liebhaberei desselben war es, baare Schätze und Summen in seinen Truhen zu haben, um sie zur guten Stunde zu Kampf und verzinslichen Darlehen zur Hand zu haben. War ihm doch sein eigener Fürst und Herr Philipp von der Pfalz die für jene Zeit bedeutende Summe von 2100 Gulden schuldig.

Wie schlau berechnend Schweikhardt war, ging daraus hervor, daß er den Churfürsten bewog, trotzdem, daß Friedrich der Siegreiche in seinem Testamente befohlen hatte, daß Burg und Herrschaft Ebernburg nie der Pfalz dürften entfremdet werden, ihm für diese Summe und die der Pfandschaft beides: Burg und Herrschaft Ebernburg zu verkaufen, und zwar auf Wiederlösung, aber forterbend in männlicher und weiblicher Geschlechtsfolge. Die Bedingung stellte übrigens noch der Churfürst, daß Ebernburg nie dürfe aus dem Burgfrieden von Kreuznach ausgeschieden werden.

Beiden, dem Churfürsten und Sikkingen, war geholfen. Jener war seine quälende Geldsorge los, und dieser hatte sein Ziel erreicht, das er längst im Auge gehabt. Er war im sicheren Besitze, denn an eine Wiederlösung war unbedingt nicht zu denken, und er saß als eigner Herr auf seiner prächtigen Ebernburg und besaß eine schöne Herrschaft, an Erzen, Wäldern, Wein und Früchten reich.

Die Verwaltung jenes Oberamtes machte ihm nicht viel Kopfbrechen; denn zu der papiernen Höhe der Vielschreiberei und des Vielregierens unsrer Zeit war man noch nicht emporgestiegen; daher blieb ihm viele Zeit übrig, um in seinem hohen Thurmstüblein in den Sternen zu lesen, Horoscope zu stellen, sein Vermögen zu verwalten und zu mehren und mittlerweile mit Diesem und Jenem in Fehde zu liegen, gelegentlich die Kaufleute zu brandschatzen und Gefangene durch hohes Lösegeld als „allzeit Mehrer seines Reichthums“ zu betrachten.

In dem Maße aber, als er der Pfalz durch sein Geld und seine Einsicht werth und werther wurde, stieg der Haß der „Städte“, der Geistlichkeit, namentlich der in den Klöstern, und der Fürsten gegen ihn. Die Früchte dieses Hasses blieben nicht aus.

Als Schweikhardt in der 1503 entstandenen Pfälzerfehde über den Nachlaß des Herzogs Georg des Reichen von Baiern-Landshut an der Seite seines Churfürsten für die Erbschaft Ruprechts kämpfte, fiel Landgraf Wilhelm von Hessen mit Mord und Brand in die Unterpfalz, verwüstete das schöne Land um die Stadt Kreuznach herum und ließ Ebernburg und seine Herrschaft seine blutige, eiserne Faust furchtbar fühlen. Die Burg selbst, so scheint es wenigstens, widerstand seinen Bestrebungen, aber die Herrschaft war eine Wüste geworden, und überall waren die menschlichen Niederlassungen verbrannt. Der Landgraf war so vortrefflich zu diesem höllischen Thun vorbereitet und eingerichtet, daß er eigne Brandmeister hatte, deren Aufgabe, aber auch Kunst darin bestand, die Orte gründlich zu vertilgen. Alle Hülfsmittel zu diesem Geschäfte, als Schwefelfäden und Pechkränze, führten sie in reichem Maße mit sich, und ihren Zweck erreichten sie dadurch allemal gründlich, daß sie von Außen hinein und von dem Mittelpunkte heraus das Feuer legten und förmlich schürten, bis es dessen nicht mehr bedurfte.

Wenn auch der Reichstag von Cöln die Streitigkeiten schlichtete, welche die Fehde entzündet, so fiel dennoch Schweik-

hardt als ein auserkorenes Opfer. Das hartnäckige Festhalten an dem, was er in Betreff Ruprechts für Recht erkannt, ein Heer von Klagen und Beschwerden über Frevel und Unrecht, über gesetzwidrige Eingriffe in des Reiches Satzungen und Ordnung zogen ihm schwere Anklagen zu. Wie auch sein Herr sich für ihn verwandte und allen seinen Einfluß aufbot, ihn zu retten, so blieb es dennoch gänzlich erfolglos. Er wurde vom Gerichte des „Hochverraths" schuldig befunden, und sein Haupt fiel schmachvoll unter dem Beile des Henkers.

Franz von Sickingen, seines Vaters Sohn und Erbe, war zweiundzwanzig Jahre alt, als er die Burg gegen die Hessischen Mordbrenner vertheidigte, die Verheerung seiner Herrschaft mit ansehen und des Vaters schmähliches, schreckliches Ende erleben mußte. Damals senkte sich mancher Keim des Hasses in seine Feuerseele, der lang und tief wurzelte und im späteren Leben noch seine Sühne suchte und fand, namentlich sein Haß gegen weltliche und geistliche Fürsten.

Schweikhardt hatte Margarethen von Hohenburg zur Hausfrau, — denn das waren damals die hochadeligen Damen noch im vollen Sinne des Wortes, während heute selbst Frauen auf viel niedrigeren Stufen in der menschlichen Gesellschaft das nicht mehr sind. Franzens wackere, treue Mutter war es im edelsten Sinne des Wortes.

In der Nacht des 1. März 1481 wurde er auf der Ebernburg geboren. Schweikhardt, so lesen wir in Sickingischen Familiennachrichten, saß in dieser Stunde in seinem Thurmkämmerlein in dem hohen „Fritz" oder Hauptthurm, der neben dem Wohngebäude stand, und stellte dem Kindlein, das er erwartete, das Horoscop. In den Gestirnen las er: „daß ein „Sohn ihn erfreuen würde, der „auf dem Erdreich wunderliche „Zeit haben, ein treffliches An„sehen in der Welt bekommen, „dessen Ende aber beschwerlich „sein werde." So schrieb er das Ergebniß des Horoscops nieder und theilte es der Mutter alsbald mit. Sie lächelte; denn ihr Glaube las nicht den vermeintlichen Lebenslauf in den Sternen voraus, sondern wußte ihn in ihres Gottes Schutz und Macht und in seiner gnadenreichen Vaterliebe sicher. Mutterglück und Gottvertrauen hielt sie frei von dem Aberglauben des Eheherrn; aber wie sie auch das trübe Bild in des Gatten Seele zu scheuchen trachtete, das in Folge einer thörichten Selbsttäuschung sie verdüsterte, er beharrte dabei und pflegte, mit trübem Blicke auf seinen hoffnungsvollen Sohn schauend, zu sagen: „Liebe Hausfrau, er wird „ein großer Wicht werden; Gott „weiß aber alleine, wie sich das „enden wird."

Wenn auch klein von Gestalt (Franz blieb sein Leben lang klein, aber breitschultrig und muskelkräftig wie Wenige war er), so entwickelte der Knabe zeitig, bei hohen geistigen Anlagen, ein wildes, unbändiges, keinem Gebote sich beugendes Wesen, das über jede Rüge und Zurechtweisung in heftigsten Zorn gerieth. Das machte dem Vater Sorge, und als der Knabe einst mit dem Vater, dem Landschad von Steinach und dem Pater Guardian des Baarfüßerklosters in Kreuznach an dem Tische saß und sich ein Wortwechsel entspann, in dessen Folge Franz voll Zornes hinauseilte, sagte Schweikhardt: „Ich sehe im „Geiste den Tollkopf zwar bis zu „Thrones Höhe hinaufklimmen, „aber auch, mit Schmach bedeckt, „herabstürzen in die Finsterniß „des Grabes." Als nun die beiden Tischgenossen ihm das ausreden wollten, fügte er seufzend hinzu: „Franciscus „trägt zwar nicht viel Größe von „Körper, aber er wird dennoch „gewiß groß gegen die Welt wer„den. Gott weiß allein, ob er nicht „das schlimmste End' nehmen „wird."

Es tritt uns in diesen Aeußerungen eine Seite Schweikhardts entgegen, die uns wundersam erscheint, und die sich kaum mit seinem scharfen, nüchternen Verstande, mit seiner so vorsichtigen und sicheren Berechnung und Benutzung weltlicher Dinge, mit seiner an und für sich wilden und zu Gewaltthat geneigten Natur vereinen läßt. Schlauer Diplomat und aber-

gläubischer, das geheimnißvolle Düster liebender Schwärmer in Einer Person, — in der That eine seltene Verbindung, die sich nicht oft wiederfinden dürfte!

Wenn wir auf Franzens wilde, naturwüchsige und doch über sein Alter hinausreichende Eigenthümlichkeit blicken und hinzunehmen, daß er tagelang umherstrich, fern von des Vaters Burg, ohne jemals zu sagen, wo er gewesen, und dann über das Dazwischenliegende hinaus auf die geistige und Machthöhe schauen, die er erstieg, so kann es uns nicht Wunder nehmen, daß auch hier die Volkssage ihre das Räthselhafte in ihrer Weise lösende Thätigkeit beginnt. Sie erzählt:

„Drunten, am Naheufer, dem gewaltigen Rothenfels gegenüber, stand eine „Weide mit dickem, mächtigem Stamme „und weitausreichenden Aesten, deren junges Wachsthum sicherlich in den untergegangenen Tagen eines abgelaufenen Jahrhunderts lag. Die Leute von Ebernburg nannten sie und die Gegend da „herum: „die alte Weide“ schon von „alten Zeiten her, und doch war ihr Stamm „nicht hohl, wie es Weidenart ist, und „kein dürr' Blättlein, geschweige Ast zeigte „sich bis zum Wipfel, den sie aber „eigentlich nicht einmal hatte, sondern nur „breites, dichtes Geäste.“

„Eine abergläubische Scheu hatten sie „Alle vor dem uralten Baume, und um „keinen Preis wäre Einer Abends im „Vollmonde zu ihrem Stamme herangetreten. Der Geist des Rothenfels, sagten sie, rastet da im Mondenschein, in lauer Sommernacht, und erlustiret sich an den luftigen Tänzen der „jungen Elfen.“

„Ob Franz davon gehört? Wer „weiß es? Aber daß er ihn eines Tages „aufgesucht, als er in der Nahe geangelt, daß er dann, als der Abend, kühlere Lüfte bringend, daherzog, in einen „tiefen Schlaf sank, das ist so gewiß, als „daß er alsdann plötzlich erwachte, weil Jemand seine Hand faßte, und er, erwachend, den Geist vor sich sah.“

„Was der zu ihm geredet, hat Niemand „gehört, und kann kein Menschenmund ausreden. Als nun Franz furchtlos den „Geist anblickte, zog dieser ihn lächelnd „fort. Und über das Wasser spannte sich „eine Brücke, die also erglänzte, als wäre „sie nur erbaut aus Diamanten, Rubinen „und Smaragden, und drüben in der „Wand des Rothenfels zeigte sich ein „hohes, weites Thor, deß Bekleidung in „eben solchem Lichte strahlte, wie die „Brücke, aber das war Alles nichts gegen „den Lichtglanz, der aus dem Innern hervorquoll, und doch blendete er Franzens irdisches Auge nicht.“

„Und mit dem Geiste schritt er starkmuthig über die glänzende Brücke hinein „in das lichtumflossene Thor, das sich alsobald hinter ihnen schloß.“

„Und der Geist, der ihn lieb hatte, „erschloß ihm der Weisheit und des Lichtes Quell und ließ ihn trinken von der „goldenen Fluth; er zeigte ihm jene Schätze „und sagte: Bedarfst Du ihrer oder meiner, so tritt in stiller Mitternacht, so zum „ersten Male im Monat der Vollmond vom „Himmel leuchtet, zu der Weide, in deren „Schatten Du schlummertest, und klopfe „siebenmal wider den Stamm. Alsdann „bin ich bei Dir, und was ich habe, ist „Dein!“

„Wie lange der Knabe im Schooße des „Rothenfels war, wußte er nicht; wohl „aber wußte Vater und Mutter, daß er „drei Tage und drei Nächte verschwunden „war. Sie hatten die Berge, Schluchten „und Wälder, sie hatten die tiefen Stellen „der Nahe angstvoll durchsuchen lassen, „aber nirgends seine Spur gefunden und „weinten um ihren verlorenen Knaben. „Da öffnete sich die Thüre, und er trat „heiteren Sinnes und leuchtenden Auges „herein und vernahm jetzt erst, daß er „drei Tage und drei Nächte ferne gewesen; „aber wo er gewesen, das sagte er nicht, „wie sie auch fragen mochten. Sie ahnten wohl, daß sich etwas begeben, was „nicht innerhalb menschlicher Beschränktheit „lag, denn Franz war seitdem ruhiger „und sinniger, und sie meinten, sein Geist „sei über Jahre hinaus gereifet in den drei „Tagen und Nächten.“

„Fortab fehlte er oft mehrere Tage und „Nächte, aber seine Eltern ängstigten sich „nicht mehr um ihn; denn er kehrte allemal frisch und heiter zurück; es durfte „ihm aber auch Niemand nachgehen, noch

„forschen, wohin er seine Schritte gelenkt. „Und sein ganzes Leben blieb er mit dem „Geiste in der Gemeinschaft; seine Weis„heit berieth ihn, seine Schätze standen „ihm offen. Nur einmal ging er andre „Wege, als der Geist ihm gerathen, da„mals, als er den Kampf mit Churtrier „aufnahm. Er endete schlimm. — Als „Franz seinen Tod in Landstuhl gefun„den, da senkte die alte Weide am Nahe„ufer ihre Blättlein zuerst, dann ihre „Zweige, und in wenigen Tagen war sie „dürre, und Niemand vernahm mehr et„was von dem Geiste im Rothenfels, „es sei denn, daß oft bei Vollmondschein „ein wunderbar Wehklagen vernommen „wird am Rothenfels, und das ist die „Klage des Geistes um seinen „Liebling."

So die seltsame Sage, die das Volk bewahrt.

Kehren wir zur Geschichte zurück, so erfahren wir, daß, obwohl ein trübes, fast prophetisches Ahnen durch Schweikhardts Seele ging, er in treuer Vaterliebe für die Ausbildung seines Sohnes sorgte. Er hielt ihm zwei Lehrer, deren Namen schon eine Bürgschaft für ihre Leistungen darbietet, wenn nicht der Erfolg sie bewährt hätte, es waren: Geiler von Kaisersberg und Reuchlin, Sterne erster Größe in jenen noch vielfach dunklen Tagen. Seine ritterliche Ausbildung leiteten mit dem Vater Dietrich von Dalberg, dessen Burg nicht weit von Ebernburg in dem Dalberger-Thale liegt, die Wiege edelsten Stammes, und Ulrich von Hutten, ein fränkischer Ritter, nicht zu verwechseln mit dem berühmten Freunde Franzens, der auf Ufnau im Zürichsee seinen irren Lauf endete.

Unter solcher Leitung erstarkte Franz an Geist und Leib. Das wilde Wesen klärte und milderte sich mit der geistigen Reife, und der sanften, frommen Mutter Einfluß trug reiche Schätze in des Sohnes tiefes Gemüth und lenkte es auf heilige Bahnen.

Es ist schon erwähnt, daß er als junger Mann von zweiundzwanzig Jahren siegreich die Ebernburg gegen die wüthenden Feinde vertheidigte und dann, als des Vaters tiefbeugendes Ende gekommen war, selbstständig, aber auch als gerechter Mann auftrat, Achtung fordernd, aber auch empfangend.

Wie er damals schon geistige Größe zu schätzen wußte, zeigte im Jahre 1507 der edle Ritter durch die Aufnahme des berühmten und wohl auch berüchtigten Doctors Johannes Faust in der Ebernburg, als ihn Anfeindungen bedrohten und Verfolgungen trafen.

Um jene Zeit wählte sich Franz die Gefährtin seiner Tage, die ebenso schöne, als geistig gebildete und herzensedle Hedwig, des Ritters Hans von Flörsheim Tochter, und in Liebe hing er an ihr, deren Einfluß unendlich wohlthätig auf des Ritters Wesen sich erwies. Mitten in seiner Fehde mit Worms 1515 raubte sie ihm der Tod, und mit ihm trauerten drei Söhne und drei Töchter um die unvergleichliche Gattin und Mutter, deren Lebensgang der eines segnenden Engels war. In der Baarfüßerkirche in Kreuznach ruhte ihr Leib, und hundert Priester lasen ihr die Todtenmessen. Das Andenken seiner Hedwig ruhte rein und dauernd in seiner Seele. Wie hätte er sich je zu einer zweiten Ehe entschließen können?

Schon vor diesem herben Schlage des Geschickes hatte Franz begonnen, in das öffentliche Leben kräftig und entschieden einzugreifen, theils als Amtmann der Pfalz in Kreuznach, theils in seiner hochgeachteten persönlichen Stellung im Ritterstande seiner Heimath. Er errichtete Verträge, schlichtete Hader und Spännen, war da mit Einsicht und Kraft thätig, wo ihm das Vertrauen Anderer oder eigne Vortheile eine Stätte des Wirkens anwiesen. Aber auch in Kämpfen und Händeln trat er da ein, wo das Recht gekränkt war. So entwickelte sich in ihm jene ritterliche Kriegslust, die seinen Namen geehrt und berühmt machte unter seinen Zeitgenossen.

Der erste Kriegszug, den er unternahm, war in der Fehde Georgs von Rodalben, eines seiner Vasallen, gegen den Grafen von Zweibrücken. Der wilde Rodalben, genannt Heylen-Georg oder zeitgemäß: Jörg, hatte eine Forderung an den Schultheis Schweig-

ler zu Hutzenhausen, den, gegen Recht, Graf Reinhard von Zweibrücken schützte. Obgleich mächtige Helfer an die Seite des Grafen traten, so blieb doch dem Rodalben der Sieg, und Franz vermittelte und schlichtete den Streit. Bald darauf that der Kriegsruhm ihm wieder seine Thore auf. Kaiser Max I. griff zu den Waffen, den Uebermuth der Republik Venedig zu brechen.

Zwischen Franz und dem Kaiser hatte sich schon ein Freundschaftsbund auf dem Reichstage zu Worms 1495 gebildet. Jetzt eilte Franz zum Heere seines kaiserlichen Freundes und erwarb sich dessen hohe Achtung und den höchsten Kriegsruhm. Des Kaisers heiliges Reichsschwert ertheilte ihm den ehrendsten Ritterschlag auf wälschem Boden, was, da es auf dem Schlachtfelde geschah, doppelte Ehre brachte.

Wie man schon damals des Ritters Franz Tapferkeit und Kriegskunst schätzte, zeigt der Umstand, daß Erzbischof Uriel von Mainz bald nach seiner Heimkehr aus Italien sich um Franzens Kopf und Arm bewarb. Er trat in die Verbindung mit dem Erzbischof gegen einen Jahrgehalt von 150 Gulden Rheinisch nebst ritterlicher Kleidung und gelobte dagegen: „von seinem Hause Ebern„burg aus mit sechs reisigen Pferden, „Einem Knaben und vier reisigen Knechten „dem Erzstift allezeit zuzuziehen."

Wie unscheinbar war dieser Anfang! Wenige Jahre später, und der Ritter zieht mit zehntausend Landsknechten in den Kampf, und Fürsten und reiche Städte beben vor ihm, und Frankreichs König buhlt um den Beistand des Ritters von Ebernburg!

An Gelegenheit zu Fehden fehlte es ihm in jenen Tagen nicht. Er hatte die Ebernburg mit neuen Befestigungen wehrhafter gemacht; sie waren aber noch nicht vollendet, als er in den Kampf gegen die Stadt Worms zog, und in die zarte Hand seiner einsichtsvollen Hedwig legte er die Vollendung der Werke, die sie zu seiner großen Zufriedenheit beendete, während seinem Freunde Conrad Kolb von Wartenberg die ritterliche Vertheidigung seiner Burg anvertraut war, unter dem Beirathe der edlen, tapfern Frau, die eine Heldenseele im zarten Frauenleibe trug.

Wie in so mancher Stadt in jener Zeit, bestanden auch in der reichen Stadt Worms Zerwürfnisse zwischen den Bürgern und dem Rathe. Durch einen Bürgeraufstand war der gesammte Rath vertrieben worden aus der Stadt. Er brannte sich weiß bei dem Kaiser, und der Landvogt von Hagenau erhielt den Auftrag des den Aufständischen zürnenden Kaisers, den Aufruhr zu dämpfen und den Rath zurückzuführen. So war es denn gekommen, daß der Rath gesiegt hatte, der nun die Führer des Volkes niederdrückte, und gerieth der Notarius und Rath des Bischofs (der selbst am Aufstande nicht schuldlos war) in eine arge Lage, weil er der Anzettelung des Aufruhrs beschuldigt wurde. Obwohl er sich rechtfertigte, traf ihn dennoch die ganze Wucht des Zornes des Raths. Er wurde aller seiner Güter beraubt und geächtet.

Die Ebernburg war aller Unterdrückten Hort. Zu ihr floh der Rath und Notarius Slör, der Beraubte und Geächtete, mit Weib und Kindern, und in ihr fand er seine Zufluchtsstätte. Franz, der ihn schon länger kannte, nahm sich seiner an. Slör war sehr reich und entschädigte den Ritter, der nun seine Sache aufnahm, indem er sagte: „Soll's nit „Schreiberdienst, so soll's Ritter„dienst seyn!"

Ehe er aber die Fehde aufnahm, versuchte er den friedlichen Weg der Unterhandlung; als aber der Rath allerlei Winkelzüge machte, da riß der an sich dünne Faden der Geduld, da zudem der Ritterstand den reich, mächtig und anmaßend gewordenen Städten gerne an's Zeug ging.

Die Helfer und Helfershelfer sammelten sich auf der Ebernburg in großer Zahl und Macht, und der Fehdehandschuh wurde geworfen. Kleinere Streifzüge in's Wormser Gebiet begannen die Fehde; nebenbei wurden Kaufmannsgüter weggenommen und solche Personen weggefangen, die dem Rathe werth waren oder ihm nahe standen, und von ihnen Lösegeld erpreßt. Der reichste Fang

war das Wormser Meßschiff, das zur Frankfurter Messe, reich mit Gütern beladen, unterwegs war, und mit dem reichen Schiffe fing man hochgestellte Wormser ein und selbst Glieder des Raths. Zum „Seidespinnen" bot ihnen natürlich die Ebernburg weder Zeit, noch Gelegenheit; denn ihr Aufenthalt war „der Rübenkeller" der Burg. Theils im „Rübenkeller, theils im Hauptthurme saßen sie, bis sie sich um schweres Geld lösten; die Waaren blieben dem, der sie erobert. Schlimm wurden die Gefangenen indessen doch nicht behandelt, denn sie aßen an Sickingens Tische. Das war ein Unterschied gegen frühere Zeiten und legte Zeugniß für des Ritters Gesinnung ab.

Nun begann, als der Rath sich gar nicht fügen wollte, das ernste Vorgehen. Franz belagerte die Stadt, beschoß sie mit „Feldschlangen" und verwüstete rings um das Land.

Er stürmte die Stadt und würde ihrer Herr geworden sein, hätte nicht der Landvogt von Hagenau Zuzug in die Stadt gebracht; aber dieser Umstand und die großen Kosten des Belagerungsheeres bewogen Franz, abzuziehen, ohne Worms erobert zu haben. Jetzt wandte sich die Sache gegen den Ritter. Der Rath von Worms richtete eine schwere Klageschrift auf die andere an den Kaiser, und dieser konnte den kecken Bruch des Landfriedens nicht ungeahndet lassen. Die Reichsacht wurde gegen Sickingen ausgesprochen. Ehe dieß erfolgte, starb seine geliebte Hedwig, und, um beugenden Erinnerungen aus dem Wege zu gehen, eilte er auf's Neue in den Kampf.

War er auch von Worms abgezogen, so hatten doch die Lösegelder der Gefangenen, die Wegnahme der Waaren u. s. w. ihn hinlänglich entschädigt, und Slör war dadurch auch ziemlich von seinem Vermögensschaden geheilt. So trat die Wormser Fehde ohne einen eigenen Friedensschluß zurück, und im Lager vor der Ebernburg sammelten sich Ritter und Landsknechte zum neuen Heerzuge, und zwar in größerer Zahl, als je; denn es gab des müßigen Volkes viel im Vaterlande, und die Beute, ohne die einmal ein Kampf jener Tage nicht enden konnte, lockte gewaltig alle die, welche auf Anderer Unkosten sich ein möglichst behagliches Dasein gründen wollten und ehrlichem, aber nur durch Fleiß und Treue und dennoch langsam zum Ziele führenden Erwerbe abgeneigt waren. Deren gab es Viele, und von den Rittern hatte das Volk Vieles gelernt, was ihm nicht eben frommte.

Wenn wir aber verkennen wollten, daß der Name: Fränzchen von Sickingen, wie man ihn seiner kleinen Leibesgestalt wegen häufig zu nennen pflegte, mit einer überwiegenden Schwere in die Wagschaale gefallen wäre, so würden wir einem groben Irrthume anheimfallen. Dieser Name hatte bereits einen hellen Klang durch ganz Deutschland gewonnen, und die Landsknechte wußten wie von seiner Tapferkeit, so von seiner Leutseligkeit, Uneigennützigkeit und vorzüglich von seinem Feldherrntalente und seinem Siegesglücke viel Wunders zu rühmen. So kam es, daß wenn Sickingen seine Fahne hochhielt und ein-tausend waghalsige Bursche suchte, er deren zehntausend in der Thalebene von Münster bis Ebernburg lagern oder sich herumtreiben sah, deren Blicke sehnsüchtig nach der Burg auf der Höhe ausschauten, wo der Mann lebte, um dessen mächtigen Beistand sich Fürsten, ja Könige bewarben, und der einem kriegs- und beutelustigen Landsknechte Aussichten eröffnete, wie Keiner im Vaterlande.

Dießmal ging nach Lothringen der Zug; so hatten's die Werber verkündigt nach allen Himmelsgegenden hin.

Anton III., Herzog von Lothringen, war ein gewaltthätiger Mann, der, wenn es seiner Wünsche Erfüllung galt, in der Wahl seiner Mittel nicht eben sehr heikel war.

Damals schlichen Bergbaukundige im Elsaß herum, nach Erzen zu schurfen, die ihnen Gewinn verhießen. Wenn auch Alraun und Wünschelruthe eine große abergläubische Bedeutung hatten, so war doch auch der erzkundige Blick der Leute sehr geschärft. So kam Einer zu Herzog Anton und pries baußbackig die Silbererzgänge, die er entdeckt, und wies

ihm die reichhaltigen Stufen, die mächtige Ergebnisse verhießen.

Herzog Anton wurde von dieser Nachricht außerordentlich erregt. Er selbst begleitete den Mann an die geheimnißvolle Stätte, welche in ihrem Schooße des Erzes Reichthümer barg.

Zwar lag das Schurffeld auf dem Gebiete des Grafen Gangolf von Hohengeroldseck, aber „das Silbererz blinkte", und Herzog Anton, der Mächtigere, machte kurzen Prozeß und ließ das Werk unter der Leitung des Sachsen, der es gefunden, mit Nachdruck beginnen.

Alle Einreden des Grafen Gangolf von Hohengeroldseck blieben erfolglos. Nur das Schwert konnte am Ende zum Entscheide führen in der Sache des in seinem Rechte Verletzten.

Und dieser „Geschädigte" war Sikkingen längst befreundet. Da wirkten zwei Faktoren mit gleicher Kraft: das schwer gekränkte Recht und die Noth des Freundes. Konnte da Franz, nachdem er die gerechte Sache des Freundes erkannt, und der Freund seine Hülfe angerufen, die Hand in den Schooß legen? Dazu war er von Natur nicht angethan, und Ritterpflicht heischte die Hülfe.

Zwar legten sich andere Fürsten und Herren vermittelnd dazwischen, aber vergeblich. Franzens Heer war zwölfhundert Reiter und zehntausend Landsknechte stark. Mit diesem Heere fiel er in des Herzogs Land ein und, wie fast immer und überall, heftete sich der Sieg an seine Ferse. Erfolge auf Erfolge, die Sickingen errang, machten dem Herzog ernstlich bange. Er suchte nochmals anderer Fürsten Vermittelung. Der Friede wurde endlich her- und der Graf von Hohengeroldseck zufriedengestellt —; aber damit war die Sache noch nicht zu Ende. Franz forderte, wenn er das Land räumen sollte, eine hohe Summe für Kriegskosten, die der Herzog zahlen mußte, und — um sich des Gefürchteten Freundschaft zu sichern, errichtete er überdieß ein Bündniß mit Franz und zahlte ihm einen Jahrgehalt von fünfhundert Gulden, wofür er sein Helfer wurde.

Obwohl Franz nach Ebernburg zurückkehrte, so entließ er doch sein Heer nicht, denn ein neuer Heerzug stand schon wieder in Aussicht, als kaum der letzte beendet war.

Der Magistrat von Metz hatte ungefähr auf dieselbe Weise innerhalb seiner Mauern verfahren, wie einst die Wormser.

Die Gedrückten flohen zu Franz. Einige derselben waren seine Verwandten. Da fühlte er das Unrecht noch tiefer und erkannte es um so mehr als Ritterpflicht, ihnen zu helfen.

Schnell war er zur Hand; denn sein Heer war versammelt und kampflustig, weil Beute lockte.

Wie im Fluge ging der Zug. Schlösser und Orte wurden genommen, leider aber auch beraubt von den Landsknechten, und dabei fehlte es nicht an Verwüstung und Zerstörung. Das arme Landvolk floh, wo es entfliehen konnte. Endlich nahte sich das Heer der Stadt Metz. Was die Städter erwartete, mochten sie sich unschwer sagen, und der Schrecken fuhr ihnen in die Glieder. Sie zahlten 20,000 Gulden Buße, einen Monatssold dem Heere, und Franz zog wieder zur Ebernburg.

Jetzt erfuhr er die ausgesprochene Reichsacht.

Soviel ist gewiß, daß sie auf den Ritter wenig Eindruck machte. Max selbst achtete den Ritter viel zu hoch und hatte zuviel Wohlgefallen an seinem Thun und Gehaben, als daß er hätte eilen mögen, die Acht zu vollziehen. Erst im Frühling 1517 begann er den Churfürsten von der Pfalz zu züchtigen, und erst im Sommer sollte Franz die Folgen der Acht erfahren. Umstände, welche jetzt eintraten, veranlaßten den Ritter, von Ebernburg aus einen Sendebrief an den Kaiser zu richten, dessen Aufgabe es war, die Wormser Händel von all' den Entstellungen zu befreien, welche der Kaiser für Wahrheit gehalten. Eine große Zahl einflußreicher Freunde begannen ihre Thätigkeit, den Kaiser zu versöhnen, und was etwa noch dazu fehlen mochte, vollendete des Ritters Reise an das Hoflager des Kaisers, das damals zu Innsbruck sich befand. Diese Zusammenkunft wirkte Außerordentliches. Die Versöhnung trat vollständig ein, und

auf dem Reichstage von Mainz wurde die Reichsacht aufgehoben.

Wie mächtig aber der Eindruck war, den Franz auf den Kaiser gemacht, erhellt daraus, daß der Aufhebung der Acht die Erhebung des Ritters von Ebernburg zum kaiserlichen Feldhauptmann und zum kaiserlichen Kämmerer und ein Bündniß mit demselben folgte, das ein ansehnlichen Jahrgehalt sicherte, wenn Sickingen ihm seine Dienste weihe.

Ehe jedoch des Ritters weiterer Unternehmungen gedacht werden kann, muß ein Ereigniß eingeschaltet werden, durch welches sich Manches in der Wendung der Angelegenheit seiner Acht erklären dürfte, was räthselhaft erscheint.

Kaiser Max war alt geworden. Seiner Tage Ziel war wohl nicht mehr ferne. Es konnte nicht außer Betracht gelassen werden, daß ein Mann, wie Sickingen, ein bedeutendes Gewicht in die Wagschaale zu legen vermochte, wenn sie in der Kaiserwahl schwankte. Franz I., König von Frankreich, erkannte das vollkommen, und da sein Ehrgeiz die Kaiserkrone Deutschlands anstrebte, so mußte es ihm von großer Wichtigkeit erscheinen, den Mann auf seine Seite zu ziehen, dessen Gewicht in seiner Schaale schwerer zu ziehen verhieß, als das irgend eines der unmittelbaren Wahlfürsten.

Franz von Sickingen traf 1516 mit dem französischen Abgesandten in Heidelberg zusammen, weil es ihm wünschenswerth erscheinen mochte, durch eine Verbindung mit den von der Mark's selbst breiteren Boden in Deutschland zu gewinnen. Er machte den Gesandten auf die Vortheile dieser Verbindung aufmerksam. Das bei dem Zuge nach Metz entwickelte Feldherrntalent und die dadurch beurkundete Macht verlieh der Sache eine beschleunigte Wirkung, und so erhielt er von dem Grafen von der Mark eine dringende Einladung nach Sedan. Alles war vorbereitet. Der König Franz I. war in Amboise. Mit großer Auszeichnung in Sedan aufgenommen, hatte der Graf nichts eiliger zu thun, als den Ritter nach Amboise zum König zu führen. Dort überhäufte man ihn mit Ehren. Der König überreichte ihm einen höchst werthvollen Feldherrnstab und eine schwere, kostbare, goldene Kette und verlieh ihm überdieß einen Jahrgehalt von 5000 Frank. Damit war er in des Königs Dienste getreten.

Franz, der des Königs geheime Pläne durchschaut hatte, erwartete, daß er nun damit herausrücken würde, aber — der König schwieg von dem, was doch der Beweggrund seines Thuns war. Franz von Sickingen beleidigte dieses Schweigen sehr; er erblickte darin eine Geringachtung seines Einflusses auf die Kaiserwahl, und der biderbe Ritter hielt nicht zurück mit dem Ausbruche seines gerechten Unwillens. Während dieser Vorgänge lastete noch die Reichsacht auf dem Ritter. Die Verbindung mit dem König von Frankreich, und was dort geschehen war, erfuhr der Kaiser schnell durch den Gesandten, und dieß war von großem Einfluß auf die Aufhebung der Acht und auf die dieser Aufhebung folgenden Schritte des Kaisers, Sickingen fest an sich zu ketten. Doch war das nicht der allein entscheidende Beweggrund. Der Kaiser bedurfte des Ritters und seiner Hülfe, um den Herzog Ulrich von Würtemberg zu bekriegen. Ehe jedoch dieser Zug ausgeführt wurde, fielen die Würfel anders, und ein Kampf in Deutschland nahm den Ritter ganz in Anspruch. War's auch wieder ein Bruch des Landfriedens, so machte Acht und Aberacht dem Ritter keine Sorge mehr, seit er des Kaisers Gesinnung und seine Schwäche kennen gelernt. Er hatte zu nahe gestanden, um sich darüber zu täuschen, und sein Adlerblick hatte den Dingen auf den Grund gesehen und damit ganz andere Standpunkte der Beurtheilung gewonnen, als er sie früher eingenommen.

Der Schauplatz seiner Thätigkeit war zunächst in Hessen. Landgraf Philipp, noch unter der Vormundschaft seiner Mutter stehend, wünschte, unterstützt von seinem Anhange, solcher Fessel ledig zu werden; das gab aber Gelegenheit zu Zerwürfnissen.

Als nun die Wittwe in ihrem Witthum benachtheiligt wurde und bei dem Kaiser, dessen Schutz sie angerufen, keine Hülfe fand, wandte sie sich an den Hort

der Unterdrückten, an Sickingen. Dazu gesellten sich die Klagen von Seiten der hessischen Ritterschaft über gewaltthätigen Druck des jungen Landgrafen, und insbesondere die schwere Klage Hartmuths von Kronberg, daß ihm der Landgraf ohne alles Recht ein Dorf entrissen habe. Hartmuth von Kronberg war Sickingens Waffenbruder. Das würde allein schon über die Entschlüsse Sickingens entschieden haben, wenn auch nicht Ritterpflicht sich der Anderen anzunehmen geboten hätte, absonderlich des beschädigten Weibes.

Da galt kein Hin- und Herverhandeln mit den Winkelzügen der Feder, die ohnehin Franz von Sickingen in brennenden Fragen haßte, sondern rasches Handeln.

Und wieder traten bei der Ebernburg die alten Helfer und Helfershelfer mit ihren reisigen Knechten, wieder die Schaaren der Landsknechte zusammen, die mit einer fast zauberhaften Schnelligkeit herbeieilten, wenn die Rottmeister und Werber den Ruf ergehen liessen, zumal da diese mit jenen in einer stets sorgfältig unterhaltenen Verbindung standen und für jeden gelieferten tüchtigen Landsknecht ein kleines Werbe- und Handgeld empfingen von dem, der sie anwerben ließ.

Nach sorgfältiger Berathung und Feststellung im Kriegsrathe der Betheiligten rückte das ansehnliche Heer zunächst gegen Darmstadt vor. Wie es der wilde Brauch jener Zeit war, so geschah es auch hier: die Städte und Dörfer, die Burgen und Schlösser gingen in Rauch auf, und das Land wurde zur Tenne getreten und verwüstet.

Fast blitzschnell stand das Heer vor der Hauptstadt, aus welcher der Landgraf noch zur guten Stunde entflohen war, und ein Kugelregen aus Sickingens Feldschlangen beängstete die Bewohner und richtete heillosen Schaden an. Die streifenden Landsknechte und Reiter brandschatzten das Land zwischen dem Rhein und Gebirge und schleppten Lebensmittel und Pferdefutter in das Lager. Die Einwohner flohen in die Wälder, um roher Erpressung und Gewaltthat des losen Kriegsvolks zu entgehen, aber der Nothschrei der Unglücklichen hallte weithin. Der Landgraf erkannte die Nothwendigkeit schneller Schlichtung und willigte in die Forderungen Sickingens, welche in nichts Geringerem bestanden, als in 35,000 Gulden Kriegskosten und 50,000 Gulden „Brandschatzung". Der Landgraf mußte gute Miene zum bösen Spiel machen; aber der Haß gegen Franz wurzelte tief im Herzen desselben, und es kam eine Zeit der Heimzahlung, wo wir seine Früchte unschwer erkennen werden.

Bei dem kriegerisch gesinnten Ritterstande, wie bei dem landläufigen Volke der „Landsknechte" glänzte herrlicher des Ritters Name; aber anders sah es im Fürstenstande aus. Furcht und Haß waren gleich groß, gleich mächtig. Der Kaiser wurde bestürmt, die Aberacht über den frevelnden Brecher des Landfriedens auszusprechen, allein der arme Kaiser bedurfte des reichen Ritters, und Rücksichten der sogenannten „Diplomatie" lähmten die Hand, welche hätte strafen müssen, hätte nicht Ohnmacht und Klugheit sie gefesselt.

Sickingen hatte sich zum Kriegszuge gegen den Würtemberger verpflichtet, und das behielt der Kaiser im Auge. Ehe jedoch dieser Kriegszug zur Ausführung kam, trat ein wichtiger Zwischenfall ein.

Wie Fürsten seine Hülfe suchten, so thaten es auch Bürger, und Franz säumte nie, wo es Recht und Gerechtigkeit galt und ein Namhaftes zu erwerben war.

Deutsche Kaufleute waren es jetzt, die des Ritters Beistand suchten gegen mailändische Geschäftsgenossen, welche die ihnen schuldigen Summen weigerten. Sickingen erkannte, hier könne ein vortheilhafter Handel gemacht werden; er handelte daher um ansehnlichen Nachlaß die Forderungen ein, die er nun flüssig zu machen strebte. Ihn kümmerte es nicht, daß die Mailänder des Königs von Frankreich Unterthanen waren, in dessen Dienste er getreten war. — Seine Kundschafter berichteten ihm von einem reichen mailändischen Waarenzuge. Flugs war er mit seinen Reitern dem Zuge auf der Ferse, nahm ihn weg und führte ihn zur Ebernburg. Schon die kostbaren Waaren an sich entschädigten ihn

reichlich, abgesehen von den Begleitern desselben, deren Lösegeld auch eine hohe Summe verhieß.

Die schwer getroffenen Mailänder bewegten Himmel und Erde; sie riefen die Hülfe des Königs von Frankreich, ihres Gebieters, an, und erzürnt über des Ritters keckenStegreifstreich entsandte der König einen Abgesandten nach der Ebernburg, der den Auftrag hatte, die Mailänder „Güter“ zurückzufordern.

Der Gesandte hatte sich der freundschaftlichsten Aufnahme in der Ebernburg nicht eben zu rühmen. Sickingen trat ihm stolz entgegen und ersuchte ihn, seinem König die Botschaft zu bringen: „In Rechtsangelegenheiten kümmere er sich außerhalb Deutschlands um Niemanden!“

Das war „deutsch,“ und der glatte Franzose schluckte in großem Widerwillen die deutsche „Ritterpille“, die durch keine mildere ersetzt oder versüßt wurde. Er zog ab, und König Franz I. von Frankreich mußte sie hinnehmen trotz alles Grimmes und rächte sich durch die Entziehung des dem Riter gewährten Jahresgehalts.

Sickingen lachte recht herzlich über des stolzen Königs Rache und war froh, des drückenden Bandes los zu sein, dessen Unwürdigkeit er fühlte; aber der König hatte den übereilten Schritt zu bereuen nach dem deutschen Sprüchworte: „Hitzig ist nicht witzig.“

Eine Fehde mit der Reichsstadt Frankfurt, welche in diese Zeit fiel, endete ebenfalls zu des Ritters Ruhm und — Vortheil.

Im Jahre 1519 brach endlich der Sturm gegen Ulrich von Würtemberg los. Mancher Zwiespalt zwischen Ulrich und dem Kaiser fand endlich seine Spitze darin, daß Ulrich die freie Reichsstadt Reutlingen überfiel, besiegte und sich zueignete. Er war ein wilder, gewaltthätiger Mann, dem Schranken gesetzt werden mußten. Der Krieg endete mit Ulrichs Niederwerfung. Franz von Sickingen hatte in diesem Kriege Gelegenheit, eine schöne Pflicht der Dankbarkeit auszuüben, indem er seinen edlen Lehrer Reuchlin in seinen besonderen Schutz nahm und ihn vor aller Unbill, die ihm drohte, bewahrte. Ebenso treu und dankbar erwies er sich gegen Reuchlin, als dieser von den Cölner Dominikanern, namentlich Pfefferkorn und Hochstraaten, auf's Heftigste angegriffen und angefeindet wurde. Als nun vom Kaiser und Papst, die seine Rechte anerkannt hatten, dennoch der Beistand ausblieb, trat Sickingen für ihn ein und erließ eine mannhafte, kräftige Schrift von seiner Ebernburg aus (wo er eine eigene Buchdruckerei besaß). In dieser Schrift sagte er den Dominikanern: wenn sie nicht die Kosten des Prozesses mit Reuchlin zahlten und den ehrenhaften Greis in Ruhe ließen, so würde er sie auf empfindliche Weise züchtigen. Das wirkte. Wo Einer ein schlechtes Gewissen hatte, und der Gegner mit Sickingen drohte, da wirkte sein Name mit lähmendem Schrecken. So vergalt er dem Manne, dem er größtentheils seine Bildung verdankte, und den er mit dankbarem Herzen im Lager vor Stuttgart umarmt und geküßt hatte als seinen geistigen Vater. Dieser Krieg hatte für Franz von Sickingen noch einen weitaussehenden Vortheil höherer Art: er führte ihn nämlich mit Ulrich von Hutten zusammen, und die beiden geistesverwandten Männer schlossen einen Bund der Liebe und Freundschaft, der bis zum letzten Hauche dauerte.

Zurückgekehrt zur Ebernburg entließ er sein Heer, und es schien, als sollten sonnenhelle Friedenstage ihm zu Theil werden; allein bald änderten sich die Umstände, und die Burg im Nahethale erschien unzweifelhaft als der Ort, wo alle Fäden zusammenliefen, die mit staatskluger Weisheit und Schlauheit gesponnen wurden, um auf die neue Kaiserwahl einzuwirken. Max war vom Kaiserthron in's Grab gesunken, und alle Kräfte regten sich, diese altehrwürdige Krone auf das Haupt des Don Carlos von Spanien zu setzen. Auch Franz von Sickingen mit seinem zahlreichen Anhange war für diesen Bewerber. Der Ritter entwickelte nunmehr eine Gewandtheit, Klugheit und Feinheit staatsmännischer Thätigkeit, die ihm kaum vorher zugetraut wurde.

Das war ein Kommen und Gehen von

Unterhändlern, Gesandten und Boten, als sitze auf dieser Burg ein Churfürst oder ein König, von dessen Entscheidung Alles abhängig sei.

Es ist schon erwähnt worden, daß König Franz I. von Frankreich seine Hand begehrlich nach Deutschlands Kaiserkrone ausreckte. Als Franz von Sickingen zuerst mit dem Könige in Verbindung trat, waren es die Grafen von der Mark, welche den König auf den einflußreichen Ritter aufmerksam gemacht und die Schritte eingeleitet hatten, die berechnet waren, den Ritter an den König zu ketten. Sickingen hatte ein Härlein in dieser Verbindung gefunden, die ihm vielfach schwer angerechnet wurde. Wie er in der Fehde gegen die Mailänder Kaufleute gegen den stolzen König aufgetreten und was erfolgt war, haben wir bereits gesehen. Dazu hatte den Grund die Zurückhaltung des Königs gelegt, der es sich nicht denken konnte, daß so ein einfacher Ritter die Macht und den Einfluß habe, zu einer Kaiserkrone zu verhelfen. Franz war erbittert gegen den König, weil er nie mit seinem Plane gegen ihn herausgetreten war, und darum ließ er ihn, so kurz angebunden, fahren.

Jetzt öffneten ihm die Grafen von der Mark die Augen, und er erkannte die Bedeutung des Mannes, dessen Werth und Gewicht er zu gering angeschlagen. Um das Verhältniß wieder herzustellen und den Einflußreichen sich zu gewinnen, ließ sich der stolze König zu einem Schritte herbei, der allermindestens eine Demüthigung in sich schloß, die ihm schwer mußte eingehen, und zu der er sich eben nur entschließen konnte, weil die Kaiserkrone das entscheidende Gewicht auf der andern Seite war.

Während von vielen Seiten die einflußreichsten Männer zur Ebernburg eilten, während Abgesandte der Fürsten und selbst der Churfürsten dort einsprachen und Vertraute Karls von Spanien die Ritterburg an der Alsenz aufsuchten, erschien unerwartet eine Gesandtschaft des Königs von Frankreich an dem Thore der Ebernburg mit allem Glanze, den der mächtige und prachtliebende Herrscher verleihen konnte.

Sickingen empfing den Gesandten mit ernster Würde. Aalglatt war der Unterhändler, der mit zungenfertiger Gewandtheit Alles aufbot, das Mißverhältniß zwischen seinem Könige und Herrn und dem deutschen Ritter auszugleichen und das frühere Dienstverhältniß zurückzuführen; er rückte dann mit dem Hauptzwecke seiner Sendung hervor, daß Sickingen sich für die Wahl seines Gebieters zum „Römischen Kaiser deutscher Nation" verwenden solle.

Dreißigtausend Kronenthaler sollten der Preis sein und eine lebenslängliche, auf Land und Leute verbriefte Rente von 8000 Sonnenkronen. Das, hoffte der Franzose, würde den Ritter locken und geneigt machen, auf sein Ansinnen einzugehen, aber dießmal täuschte sich die wälsche Schlauheit. Stolz, bündig und kurz wies Sickingen das Anerbieten und Ansinnen zurück, und — der Gesandte zog, um eine bittere Täuschung reicher, ab, um seinem königlichen Herrn thatsächlich zu beweisen, daß ein früherer unbesonnener Streich auch spät noch unangenehme Früchte tragen könne, selbst wenn den ein König macht. —

Franz eilte darauf zum Fürstentag nach Höchst und rief dann sein Heer, in 15,000 Mann bestehend, in die Nähe Frankfurts, um es als ein verständliches Punktum hinter den Namen Karls V. zu setzen.

Das zog, und die Wahl desselben war gelungen.

Franz kehrte, zufrieden mit diesem Ergebniß, nach der Ebernburg zurück.

Hier erwartete ihn eine andere Thätigkeit.

Ulrich von Hutten hatte die Ebernburg die „Herberge der Gerechtigkeit" genannt, wo der Verfolgte Schutz finde. Dort finden wir in der Zeit zwischen der Wahl und der Krönung Karls V. in Aachen um Franz von Sickingen die edelsten und geistreichsten Zeitgenossen geschaart, meist Verfolgte. Im Umgange mit ihnen und in der Aufsicht über neu

begonnene Bauwerke und Befestigungen auf und an der Burg war seine Zeit getheilt.

Da war der geistreiche, glühende, sprudelnde Ulrich von Hutten, des Ritters treuer Freund; da sehen wir Martin Bucer, der aus Schlettstadt hatte entweichen müssen; da finden wir Caspar Aquila aus Augsburg, Johannes Schwebel von Pforzheim, Oecolampadius und Philipp Melanchthon und außer diesen Diether von Dalberg und den erleuchteten Hartmuth von Kronberg, der sich damals häufig im nahen Altenbaumberg aufhielt. Das war ein Zusammenleben und geistiges Bewegen, wie es wohl an keinem Orte Deutschlands in jenen Tagen gefunden werden mochte. Da wurde das Höchste und Herrlichste des Menschengeistes erwogen und besprochen und die Blicke jenem Sonnenaufgange zugewendet, der in Wittenberg sein wunderbares Licht zu verbreiten bereits begonnen hatte.

Für Franz erwuchs aus diesem Zusammenleben eine Richtung auf das Höchste, auf das Heiligste der Herzen und Geister, das ihn bis jetzt weniger beschäftigt hatte, als das Aeußere, und zog ihn aus dem rohen Kriegstreiben in die neuere geistige Welt und auf das Gebiet der Religion und des Evangeliums. Oft saßen die Männer bis tief in die Nacht und lasen Luthers fliegende Blätter und Schriften, die wie Feuerfunken allerwärts zündeten, besonders aber in der Seele des Franz von Sickingen, und die ihn zu einem warmen Verehrer des Mönchs von Wittenberg machten, dem er schon vor dem Reichstage in Worms eine Stätte auf seiner Burg Ebernburg anbot, wo er sicher sein und ruhig wirken könne.

Noch eine andere Seite hatte das Zusammenleben auf der Ebernburg. Wir wissen bereits, daß Franz von Sickingen auf der Ebernburg eine Buchdruckerei hatte errichten lassen, die nun dazu diente, das, was in diesen Berathungen gewonnen worden war, schnell und sicher in die Welt hinabzutragen. Huttens glühende, sprühende Schriften entstanden hier, und es ist eine kaum zu bezweifelnde Thatsache, daß schon während des Krieges in Würtemberg Franz zeitweise auf der Ebernburg war, und daß damals die „Briefe der Dunkelmänner“ auf der Ebernburg entstanden, an denen außer Sickingen selbst Ulrich von Hutten, Oecolampadius, Hermann Busch, Johannes Crotus, Hermann Neumann, Johannes Cäsarius, Wilibald Pirkhaimer, Eoban Hesse und Andere arbeiteten, die Alle in der Ebernburg aus- und eingingen und zeitweise selbst verweilten und den Cölner Dominikanern seit den Händeln mit Reuchlin und ihrer eigenen Verworfenheit wegen schweren Haß trugen.

Hutten war es, der die Briefe, welche Sickingen schrieb, in jenes unübertreffliche Mönchslatein übertrug, das uns heute noch ergötzt. Sie geisselten unbarmherzig die Pfefferkorn, Hochstraaten und Genossen, und gerade die komische Seite dieser Briefe war eine Waffe, die tiefere Wunden schlug, als die ärgste Schärfe.

Die Krönung Karls V. in Aachen entriß Franz diesem Kreise, der darum die Ebernburg nicht verließ, ebenso wenig die Thätigkeit, welcher sie sich gewidmet hatten.

Der neue Kaiser wußte wohl, was er dem kleinen, aber breitschultrigen, gedrungenen und festen Franz von Sickingen zu danken hatte. Darum ließ er ihn besonders in die Krönungsstadt berufen. Der Ritter von Ebernburg erschien in einem Glanze, begleitet von einem Gefolge, das ihm sein Reichthum zuließ und seine vom Kaiser Max empfangene hervorragende Stellung gebot. Aber soviel ist gewiß, daß mancher Reichsfürst das nicht vermochte, was Franz in dieser Beziehung leistete.

Mit hohen Ehren wurde er empfangen. „Als Oberster Feldhauptmann des Kaisers, kaiserlicher Rath und Kämmerer“ kehrte er nach seiner stillen Ebernburg zurück, wo er nun als eifrigster Verbreiter und Beförderer der Reformation thätig war. In seiner Capelle auf der Burg und in dem uralten Kirchlein im Dorfe Ebernburg ließ er von Oecolampadius das

Evangelium predigen und das heilige Abendmahl nach des Herrn Einsetzung austheilen.

Noch einmal sollte die Ebernburg eine weltgeschichtliche Bedeutung gewinnen. Im Jahre 1521 hatten der Kaiser, der Erzbischof von Mainz und viele andre Fürsten, welche auf's Innigste eine Verständigung zwischen Luther und der alten Kirche wünschten, die Ebernburg als den Ort ausersehen, wo die Zusammenkunft der geeigneten Männer stattfinden sollte, und Sickingen war auf diese Anträge eingegangen, hatte an Luther geschrieben und ihn dringend in seine Burg eingeladen; aber Luther ging nicht ein auf diese Vorschläge, und das Werk, auf dessen Erfolge man gerechnet, zerschlug sich. Desto größer war von nun an Huttens Thätigkeit auf der Burg, besonders als der Wormser Reichstag nahete. Er schrieb hier seine Schrift gegen den Papst und die Klerisei und ließ sie alsobald auf der vorhandenen Presse drucken und in alle Welt verbreiten.

Gleicherweise geschah es mit dem „Bullentödter" und den anderen Schriften: „Die beiden Warner" und „Der Räuber". Letztere jedoch entstanden während des Reichstags. Durch ihre vielfachen Verbindungen hatten Sickingen und Hutten stets die genaueste Kunde von dem, was im Reichstage und — insgeheim nebenher — vorging, und mehr und mehr gewannen Beide die Ueberzeugung, daß von dem Kaiser für religiöse Freiheit nichts zu hoffen sei.

Franz von Sickingen hatte indessen, wie anziehend auch der Kreis war, in welchem er sich auf der Ebernburg bewegte, dennoch zuviel das kriegerische Leben und Treiben angenommen, um auf die Dauer sich seiner entschlagen zu können. Daher kam der Ruf Karls V. an seinen Obersten Feldhauptmann ihm sehr angenehm, um die Ruhe des Burglebens zu unterbrechen.

Franz I. konnte den Groll nicht überwinden, daß Karl von Spanien die Krone errungen, auch sich selbst den dummen Streich nicht vergeben, den er gemacht und der ihm die unvergeßliche Demüthigung durch einen „bärbeißigen deutschen Ritter" eingetragen.

Diese Seelenstimmung suchte einen Ausgang und fand ihn in den Niederlanden.

Robert von der Mark begann den Kampf. Franz von Sickingen rückte in Verbindung mit dem Grafen von Nassau dem Feinde entgegen. Sickingen eroberte rasch die Lande von der Marks, rückte dem Fliehenden nach und trug seine Fahne bis in das Land des feindseligen Königs von Frankreich. Bis vor die Thore von Mezières begleitete ihn der Sieg; aber eine Reihe von Unfällen bestimmte ihn hier zum Heimzuge. Auf diesem Heimzuge war es, daß er die Karthäusermönche von Schlettstadt, die seinen Freund Ulrich von Hutten schwer beleidigt hatten, mustergültig strafte. Krank kehrte er nach Eberuburg zurück. Das „Zipperlein" verursachte ihm große Schmerzen.

Ein Geist, wie der des Ritters, konnte die Ruhe nicht ertragen. Seine Thätigkeit, die ihn auf der Burg, wo er krank weilen mußte, beschäftigte, wandte sich wieder der Verbreitung der Reformation zu, und nebenbei ließ er seine Burgen, aber insbesondere die ihm so theure Ebernburg auf's Neue in seinen Vertheidigungswerken verstärken und wandte Alles, was er im Auslande Zweckmäßiges beobachtet, auf der Stelle an.

Zwei Dinge hatte Franz klar erkannt, und beide bewegten seine Seele: einmal den Adel enge zusammenzuschließen in fester Verbrüderung nach dem Grundsatze: „Eintracht stark macht." Er sah diese Verbrüderung als den einzigen Damm an, der den Adel und Ritterstand erhalten konnte der Macht der Fürsten gegenüber. Dafür rastlos zu wirken, war ihm eine Lebensaufgabe.

Das Andere aber war die Nothwendigkeit, daß der Adel die wachsende, überflügelnde Macht der Fürsten, besonders der geistlichen Fürsten, breche und sich so das Dasein erhalte, das immer von der Fürstenmacht bedroht erschien. Es war eine vornehme Knechtschaft, eine Hoflakaienschaft, welche der Ritter für den Adel mit Riesenschritten

kommen sah und der entgegenzutreten er sich berufen fühlte.

Es war im Juni 1522, als, nachdem der Aufruf dazu hauptsächlich auf der Ebernburg seinen Ausgangspunkt gefunden, in Landau eine Ritterversammlung stattfand. Es waren die Ritter vom Rheinstrome, aus Schwaben und Franken, die eine Besprechung halten wollten über Standesangelegenheiten, wie sie die Zeitverhältnisse heischten, deren mächtigen Umschwung sie alle erkannt hatten. Sickingen, der in eben dem Grade des Wortes, wie des Schwertes Meister war, sprach hier in einer Weise, die Alle mit sich fortriß, die Allen die Augen öffnete und den einzig richtigen Standpunkt für ihres Standes Zukunft ihnen wies. Daß sie einen Bund schlossen, daß Franz von Sickingen des Ritterbundes Haupt wurde, das war so nothwendig, so folgerichtig, daß auch nicht in eines Einzigen Seele ein anderer Gedanke kam. Ihm war damit ein anderes Fundament, ein breiter und, wie es schien, fester Boden bereitet. Hatte er dort, vielleicht im engeren Kreise, auch den zweiten Punkt klar hingestellt, nämlich das gründliche Brechen der fürstlichen Macht, insbesondere derjenigen der geistlichen Fürsten, deren Doppelmacht um so gefährlicher erschien, es ist nicht gewiß, wohl aber zu vermuthen; denn Churtrier war ihm schon lange ein Dorn im Auge, und dort wollte er seine Ansicht bewähren.

Alsbald sandte er, um keine Acht, um keinen Bruch des Landfriedens sich kümmernd, gestützt auf seine Macht und — sein Glück, den Fehdebrief gen Trier. Als Ursache gab er die nachfolgenden Umstände an: Zwei Glieder des in Landau gegründeten Bundes, die Ritter Hans Hilchen von Lorch und Gerhard Börner, hatten eine Spänne mit der Stadt Trier und nahmen kurzweg zwei reiche Trierer Bürger gefangen. Vielfach verwendete man sich für ihre Befreiung, und selbst Sickingen — (ernstlich oder scheinbar?) — verwendete sich dafür.

Beide Bürger leisteten einen Eid, daß sie, wenn sie nach Trier zurückkehren dürften, fünftausend Goldgulden an die beiden Ritter zahlen wollten. Franz von Sickingen war bei der Vereinbarung und dem Schwure als Zeuge zugegen und verbürgte sich für die Erlegung des Lösegeldes. Als die Bürger aber heimkehrten, entband sie der Erzbischof ihres Eides — nach dem Volksspruche: „Gezwungener Eid ist Gott leid.“

Franz sowohl, als seine Freunde waren über diese Handlung des Erzbischofs außer sich nicht blos darum, weil er nun die Summe der beiden Ritter erlegen mußte, sondern namentlich weil er schlechthin dem Erzbischof die Macht und Befugniß absprach, einen leiblichen Eid zu lösen und dadurch die Verweigerung der Leistung einer gelobten Pflicht bei denen, die gebunden waren, ermöglichte.

In der gerechten Entrüstung war bei einem Manne, der sich seiner Macht bewußt war, wie Sickingen, kein Zweifel, was zu thun sei, zumal eine geheime Lust durch seine Seele zog, einmal einem der geistlichen Machtherren, wie man sagt, an das Zeug zu kommen; außerdem trug er ihm nach, daß er auf dem Reichstag zu Augsburg ihn wegen der Fehde mit Hessen verunglimpft hatte. Die Stunde war da, mit dem Erzbischofe abzurechnen, und Franz war nicht der Mann, sie entrinnen zu lassen, ohne sie ausgebeutet zu haben.

Sein Heerruf erschallte. Die Rottmeister eilten, ihr Werbegeschäft getreulich auszuführen. „Fränzchen von Sikkingen!“ war eine Losung, der damals keine zweite gleichkam. Seine Verbündeten, Helfer und Helfershelfer in jenen Tagen genannt, rüsteten rasch und tüchtig, und bei Straßburg sammelte sich dieses Mal das Heer. In einer fabelhaften Schnelligkeit waren zehntausend Landsknechte und fünftausend reisige Reiter vereint, und fünfzehnhundert sollten noch eintreffen und waren zum Theil schon unterwegs.

Sickingen rechnete auf mancher Fürsten Beistand, da viele das Uebergewicht der geistlichen Churfürsten mit neidischem Auge ansahen; allein gerade lag da eine Täuschung, die sich bitter genug erweisen sollte. Eine andere Täuschung lag

darin, daß er sich eingeredet hatte, der Kaiser sähe insgeheim die Niederwerfung und Demüthigung des stolzen Erzbischofs Richard von Vollrats-Greifenklau sehr gern. Endlich rechnete er viel zu sicher und zutrauensvoll auf den Beistand seiner ritterlichen Verbündeten, deren Mancher seine Lage schärfer erwog und lieber einen Andern, als sich selbst bloßgestellt sah und darum zurückhielt, bis sich etwa entscheidend die Schaale auf die Seite des Ebernburgers neigte. Seine Stunde hatte geschlagen, sein Ziel war erreicht. Das Horoscop seines astrologischen Vaters und das, was die Sage vom Geiste im Rothenfels ausspricht, sollte seine Erfüllung gewinnen. Das Wagniß war offenbar zu groß, und sein bisheriges Glück hatte ihn über die Maßen kühn gemacht und zu großer Selbstüberschätzung geführt. Er selbst erkannte die Wetterwolken nicht, die über seinem Haupte drohend heraufstiegen. —

Das Heer war versammelt, nur der Führer fehlte.

Franz lag schwer am Zipperlein darnieder. Er konnte auf kein Bein treten und sich im Sattel nicht halten, aber die Zeit und die Verhältnisse drängten. Daher mußte er sich in einer Sänfte nach Straßburg bringen lassen, was ihm ebenso viele Schmerzen, als Kummer machte; denn er fürchtete den niederdrückenden Einfluß dieses unglückseligen Umstandes auf die, welche gewöhnt waren, seinen Helmbusch immer an der Spitze des Heeres, auf dem Zuge, wie in der Schlacht zu sehen. Aber wenn er auch in Straßburg nicht zu Pferde steigen konnte, sondern den Zug in der Sänfte mitmachen mußte, so wirkte doch seine Anwesenheit belebend auf das Heer ein.

Der Zug begann. Sanct Wendel und Bliescastel wurden erobert, und bald umzingelte das Heer die altehrwürdige Stadt Trier. Erzbischof Richard und sein Feldhauptmann Gerlach von Isenburg kämpften tapfer und ließen es nicht fehlen an auswärtigen Bündnissen und Hülferufen bei dem Kaiser und den geschworenen Feinden Sickingens, dem Landgrafen Friedrich von Hessen und dem Churfürsten Ludwig von der Pfalz.

Philip von Hessen freute sich, Gelegenheit zur Wiedervergeltung zu finden; der Pfälzer vergaß, was Sickingens Vater ihm und seinem Hause gethan, und wie Franz selbst sich zu ihm gestellt hatte in früheren, besseren Tagen.

Beide zogen mit Heeresmacht heran, und Franz sah die Gefahr nahen, zwischen zwei Feuer zu gerathen.

Er raffte seine reiche Beute zusammen, steckte des Landes reichstes Kloster, das von Sanct Maximin bei Trier, in Brand, daß es ihm, wie er sagte: „eine Fackel sei, die ihm heimleuchte," und brach mit seinem Heere, die Belagerung Triers aufhebend, gen Ebernburg auf. — !

Das war gegen sein Vorhaben, gegen seine Pläne und drückte ihn; allein es war kein anderer Ausweg. An seine Burgen mußte er nun denken und den Krieg im offenen Felde aufgeben. Daher entließ er einen Theil seines Heeres, nachdem er sich derer versichert, welche er bei den Belagerungen, die ihm bevorstanden, wohl verwenden konnte.

Er selbst eilte nach Schweinfurt, wohin er seine Freunde zur Berathung berufen hatte. Welche bittere Täuschung erfuhr er aber dort! Worte der Verheißung, — aber keine Hülfe! Jeder dachte an seine eigene Haut, und Sickingen ließen sie allein in der drohenden Gefahr, der Stärke seiner Feinde zu erliegen. Diese dachten zunächst an die Belagerung seiner Burgen, um ihm die Sehnen seiner Kraft im Einzelnen zu durchschneiden. Die offene Feldschlacht fürchteten und vermieden sie. Nach Ebernburg entsandte er den für treu und tüchtig gehaltenen Schenk von Tautenberg, seinen Verwandten; nach Landstuhl eilte er selbst. Die Trierer eroberten Bliescastel und Sanct Wendel zurück, obgleich Hartmuth von Kronberg der Jüngere, sein Schwiegersohn und Freund, letzteres mit dem Muthe der Verzweiflung vertheidigte. Er mußte der Uebermacht des Feindes weichen.

(Schluß folgt.)

Der Kukuk in der Natur und im Liede und Glauben des Volks.

Von A. W. Grube.

Der Kukuk kehrt aus dem warmen Süden, insbesondere aus Aegyptenland, in seine nördliche Heimath schon um Mitte April zurück, um, ein Herold des Frühlings, das vieltausendstimmige Vogelconzert mit dem bekannten, voll und weit durch die neu ergrünenden Wälder schallenden Weckrufe zu beginnen und zu begleiten. Es sind nur zwei Töne, in der kleinen Terz abfallend; aber wie mächtig ist ihr Eindruck auf jedes auf Naturstimmen empfängliche Gemüth, wie liegt gerade in dieser weichen Terz ein süßer, anlockender Zauber, der den Hörer unwillkührlich zum Aufhorchen, Betrachten und Besinnen nöthigt, der ihn in eine Stimmung versetzt, welche die Frühlingsfreude mit der Frühlingshoffnung, mit dem Gedanken an die wandelbare, flüchtige Zeit, an das, was kommen mag und soll und noch geheimnißvoll vor uns liegt, verknüpft und so in's Gefühl der Lust auch ein Gefühl der Wehmuth mischt. Unser Sinn wird zugleich innerlich getroffen und nach Außen hin erregt und gespannt, wir möchten flugs diesen kecken, neckischen Rufer schauen und festhalten, daß er uns Rede stehe; der Rufer entzieht sich aber scheu unserer Zudringlichkeit und Neugier; als wolle er mit uns Verstecken spielen, ruft er jetzt vor uns, dann rechts oder links und bald darauf hinter uns sein: Kukuk! Kukuk! — als solle seine Stimme wie ein Orakelspruch auf uns wirken, und doppelsinnig, vieldeutig wie ein Orakel ist sie auch.

Das Männchen nur hat diese helle, volltönende und doch weiche Stimme, das Weibchen läßt nur ein heiseres Lachen: Kwick — wick — wick erschallen. Wem es gelingt, den merkwürdigen Sänger zu belauschen im Moment, wo er sein Kukuk! in die Luft hinausruft, der sieht den schlank und kräftig gebauten, einem Sperber ähnlichen Vogel (er ist aschgrau, am Bauche weiß mit schwarzen Querflecken), wie er, mit seinen gelben Kletterfüßen fest an den Zweig geklammert, seine langen Flügel spreizt und nach unten hin ausbreitet, deßgleichen den Schwanz wie einen Fächer auseinanderlegt, die Kehle aufbläht und dann unter zierlichen Verbeugungen die bekannten Locktöne hervorstößt. Mit raschem und doch sanftem, schwimmendem Flug schießt er von einem Baume zum andern, um Raupen und Insekten vom Stamm und Gezweig abzusuchen, und nur, wenn dort die Nahrung ausgegangen ist, begibt er sich auf Wiesen und an Gewässer, um Käfer und Libellen zu fangen. Immer aber bleibt er der scheue, wilde Gesell, der dem sich nahenden Menschen beharrlich ausweicht. Wer unter uns hätte nicht öfters in seinem Leben den Kukuk rufen gehört; aber wie Wenige haben einen Kukuk gesehen!

Dies Geheimnißvolle erregt die Phantasie des Menschen, und so ist es nicht zu verwundern, daß der Vogel, obschon er alle Jahre in gleicher Weise in unsern Wäldern haust und seinen allbekannten Ruf zu Jedermanns Ohren bringt, doch stets auf's Neue Alt und Jung überrascht, daß seine einfachen Töne ihren unvergänglich frischen Reiz behalten, und gerade, weil sie so einfach und faßlich sind, die Aufmerksamkeit des Hirten und Holzhauers, des Bauers und Handwerksmanns noch viel mehr fesseln, als der Finken- und Nachtigallenschlag und das Jubellied der Lerche, die vor Jedermanns Augen in den Frühlingshimmel hinaufsteigt.

Es kommt aber noch ein Umstand hinzu, welcher den Kukuk zu einem so merkwürdigen, sonderbaren Vogel stempelt, daß er wie eine Ausnahme unter allen seinen befiederten Wald- und Feldgenossen dasteht. Das Weibchen nämlich baut sich kein eigenes Nest, sondern legt seine Eier in fremde Nester, und zwar am liebsten in die ganz kleiner Vögel, wie der Brunellen, Rothkehlchen, Bachstelzen. Auch in dem Nest der Rohrdommel, des Rohrsperlings, des Rothschwänzchens, des Staars hat man Kukukseier gefunden. Alle die genannten Vögel sind viel kleiner, als der Kukuk, und da ihre Nester mitunter in engen Baumlöchern oder Ritzen angebracht sind, so könnte der Kukuk gar nicht sein Ei hineinbringen, wenn er es nicht in seinen

Schnabel nähme, nachdem er es zuvor frei auf die Erde gelegt hat, — und so hinabgleiten ließe, sei es in das noch leere Nest oder zu den schon darin befindlichen Eiern. Man hat Kukuksweibchen geschossen mit dem Ei im Schnabel, das sie im Todeskampf zur Hälfte verschluckt oder auch fortgeworfen hatten. Daher mag der Glaube bei alten Schriftstellern entstanden sein, der Kukuk lege seine Eier von vorn mit dem Schnabel.

Das Kukuksei ist außerordentlich klein im Verhältniß zur Größe des Vogels, und da seine Schaale sehr dünn ist, könnte es die Mutter ohne Gefahr des Zerdrückens gar nicht in den Schnabel nehmen, wenn es größer wäre. Es hat die Größe des Eies einer Feldlerche und ist oft noch etwas kleiner. Da die 4 bis 6 Eier, welche das Kukuksweibchen legt, nicht schnell hinter einander, wie bei den andern Vögeln, zur Reife kommen, sondern in längeren Zwischenräumen einer Legezeit von 6 bis 7 Wochen, so würde das Ausbrüten und Ernähren der Jungen ein Vierteljahr in Anspruch nehmen, ja ein gleichmäßiges Bebrüten gar nicht möglich sein, da das erste Ei faul wäre, bis das letzte Ei gelegt werden könnte. Dieser Umstand hat den Naturforschern viel Kopfbrechens gemacht. Man kennt den Vogel schon seit Jahrtausenden und weiß noch immer nicht recht, was es mit dem Eierlegen für eine Bewandtniß hat. Einige sind der Meinung, die Legezeit dauere gar nicht so lange, und der Kukuk sei in dieser Hinsicht gar nicht von den andern Vögel verschieden, ja, wie Dr. Gray und Andere behaupten, der Kukuk habe keineswegs alle mütterliche Liebe zu seinen Jungen verloren. Der berühmte Naturforscher Darwin sucht den merkwürdigen Instinkt, der den Vogel treibt, seine Eier in fremde Nester zu legen, darauf zurückzuführen, daß einmal zufällig eine Kukuksmutter möge ein Ei in ein fremdes Nest gelegt haben, und da durch den fehlgreifenden Instinkt der fremden Vogelmutter, welche den Pflegling so wohl versorgt habe, das ausgeschlüpfte Junge viel kräftiger geworden sei, als die im Nest der rechten Mutter ausgebrüteten, so wäre das also aufgeäzte Junge geneigt geworden, „die zufällige und abweichende Handlungsweise seiner Mutter nachzuahmen, auch seine Eier in fremde Nester zu legen und so kräftigere Nachkommen zu erlangen" *). Durch einen fortgesetzten Prozeß dieser Art wäre dann der wunderliche Instinkt des Kukuks entstanden. — Daß aber ein in fremdem Neste ausgebrüteter Vogel deßhalb, weil er nicht im Nest der eigenen Mutter ausgebrütet wurde, seine Eier auch in ein fremdes Nest werfen sollte, solche Annahme steht doch auf schwachem Fuße. Und ferner müßten sämmtliche europäische Kukuke von jenem einen Kukuksweibchen, das zufällig in einem fremden Neste ausgebrütet wurde, abstammen. Man sieht, wie Meister Kukuk noch fort und fort selbst die Meister Naturforscher neckt und ihnen harte Nüsse zu knacken gibt.

Selbst mit der Farbe des Eies treibt der sonderbare Vogel noch sein Neck- und Versteckspiel, denn ihre Zeichnung und Färbung nähert sich stets der Art derjenigen Eier, zu denen er das seinige hinzuthut. Man hat Kukukseier in den Nestern des rothköpfigen Neuntödters gefunden, welche ganz die Farbe des Eies dieses Vogels nachahmten, da sie entweder eine grünliche oder röthlich-graue Färbung zeigten. Man hat Kukukseier in allen Schattirungen; den Farben der Eier unserer Singvögel entsprechend, gefunden, — grünlich-blau, grau und braungefleckt, punktirt 2c. Baldamus, ein vogelkundiger Naturforscher, äußerte sich (in Naumanns Archiv für Ornithologie) u. A.: „Vor mir liegt in einem Kasten mit vielen Fächern eine kleine Sammlung von Vogeleiern; auf den ersten Blick könnte man sie insgesammt für eine Sammlung verschiedener Singvögel halten. Ich frage einen Burschen, der mit den gewöhnlichen Eiern der Nachbarschaft ziemlich gut bekannt ist: Was ist das für ein Ei? — Das eines Gartensingvogels. — Und dieß? — Das eines Weißkehlchens — u. s. f. Allein Thatsache ist, daß alle diese Eier Kukukseier sind, welche, wie die meisten Ornithologen wissen, eine große Aehnlichkeit mit denen fast aller gewöhnlichen Singvögel haben — der Wasserbachstelze, des Schwarz-

*) Charles Darwin über die Entstehung der Arten im Thier- und Pflanzenreich 2c., übersetzt von Dr. H. G. Bronn. Stuttgart, 1863.

köpfchens, der Feldlerche, der Wiesenlerche ꝛc.“

Das Kukuksweibchen kennt ihr Revier sehr genau und benutzt den Zeitpunkt, wo das Nest leer ist, um sein Ei einzuschmuggeln; es hält sich deßhalb eine Zeit lang beharrlich in der Nähe des von ihm ausersehenen Nestes auf. So hat man ein Kukuksweibchen lebendig auf einem Heuschober gefangen, in dessen Nähe ein Rothschwänzchennest war, und bald nach seiner Gefangennahme legte es ein grünlich-blaues Ei, ähnlich dem eines Weißkehlchens, also auch den blauen Eiern des Rothkelchens sehr nahe kommend. Wegen der langen Pausen muß natürlich der Kukuk verschiedene Nester aufsuchen, um seine Eier unterzubringen, und nur ausnahmsweise mag es vorkommen, daß zwei Weibchen, ohne von einander zu wissen, ihre Eier in das gleiche Nest werfen. Wie wären auch die kleinen Vögelmütter im Stande, zwei so große, unersättliche Pflegekinder aufzufüttern! Aber für einen der Eindringlinge tragen sie die zärtlichste und aufopferungsvollste Sorge, selbst zum Nachtheil ihrer eigenen Brut, die nicht selten verkümmern muß, weil der große, stets hungrige Vogel die besten und meisten Bissen wegschnappt. Es ist wahrhaft rührend, zu sehen, wie die kleinen Goldhühnchen den ganzen lieben Tag unermüdlich aus- und einfliegen, um das Ungeheuer in ihrem Neste, das fünfmal so groß und schwer ist, als die ätzende Pflegemutter, zufrieden zu stellen! Immer auf's Neue sperrt der Nimmersatt seinen weiten Schnabel auf und schreit hip! hip! und die sorgsamen Pflegeeltern sind immer gleich sorgsam und unermüdlich, ihn zu füttern. Bekannt ist jener Fall, wo ein Beobachter um Mitte October ein Paar weißer Bachstelzen um eine alte Weide herumflattern sah. Da bereits alle weiße Bachstelzen fortgezogen waren, mußte ein besonderr Grund vorhanden sein, weßhalb gerade dieses Paar zurückgeblieben war; bei näherer Untersuchung fand sich in einer Höhlung des Stammes ein Bachstelzennest, und darin saß ein Kukuk, der seiner Größe willen nicht aus dem Loche herauskommen konnte. Die armen treuen Bachstelzen hatten also den großen Vogel nicht blos den ganzen Sommer gefüttert, sondern auch alle ihre Anverwandten fortziehen lassen, um auf Gefahr ihres eigenen Lebens — denn Insectennahrung war schon höchst spärlich geworden — den Pflegesohn nicht verhungern zu lassen.

Dieser aber nimmt gar keine Rücksicht auf die rechtmäßigen Kinder seiner Pflegeeltern; er reckt und dehnt sich und macht sich's bequem, und wenn es ihm möglich ist, wirft er die ganze Brut aus dem Neste heraus, indem er, die ganze Tiefe des Nestes einnehmend, die kleinen ausgekrochenen Vögel an den Rand des Nestes drängt und sich erhebend die Last, die er unwillkührlich auf seinen Rücken bekommen hat, abzuwerfen sucht. Es mögen die kleinen Vögel aber auch oft genug vor Hunger umkommen, da der gefräßige Stiefbruder alle Nahrung wegschnappt, und wie die faulen Eier werden auch die todten Jungen von ihren Eltern aus den Nestern geworfen. Somit wird den Familien der kleinen Sänger durch das Einschieben eines Kukukseies übel mitgespielt, und mit Bezug hierauf sagt ein deutsches Sprichwort von dem, welcher einem Andern durch scheinbare Dienstfertigkeit großen Verdruß bereitet hat: „Er hat ihm ein Ei in die Wirthschaft gelegt.“ Weil man vor einem Neste, in welchem ein Kukuk ausgebrütet ward, öfter hinausgeworfene Vöglein sah, bildete sich auch die Meinung, die Pflegeeltern des Kukuks tödteten diesem zu lieb ihre eigene Brut. Andere meinten, die Kukuksmutter fliege zum Nest der kleinen Sängervögel, um deren Junge herauszuwerfen. Ja man ging im Vermuthen noch weiter und behauptete, der junge Kukuk, wenn er herangewachsen sei, verschlinge seine eigenen Pflegeeltern; daher das Sprichwort: „Undankbar, wie ein Kukuk!“

Es darf nicht Wunder nehmen, wenn ein scheinbar so pflichtvergessener und nebstdem so scheuer und wilder Vogel, wie der Kukuk, auch in der Poesie und im Glauben des Volks sein Theil abbekommt. Den Römern war der cuculus gleich dem moechus (Ehebrecher), — weil er seine Eier in anderer Leute Haus trage, und bei unseren Voreltern war gouch (Gauch) so viel als Bastard, unächtes Kind. In der Schweiz wird ein unliebsamer Nebenbuhler gugsch genannt. Auf zauberhafte

Verwandlungen deutet auch der Name „Kukuksspeichel,“ womit man den auf den Weiden befindlichen Schaum bezeichnet, in welchem die Larve der Schaumzirpe (Cicada spumaria) steckt. Das geisterhafte, dämonische Wesen, das die religiöse Anschauung des Heidenthums ganz besonders in den Vögeln zu finden glaubte, ward bei'm Uebergang zum Christenthum oft zum teuflischen gestempelt, und so geschah es denn auch dem Kukuk, daß er gleichbedeutend mit dem Teufel oder als eine Verkörperung desselben betrachtet wurde. Ausrufe und Verwünschungen, wie: Hol' dich der Kukuk! Man möchte gleich des Kukuks werden! Zum Kukuk! Das weiß der Kukuk! — deuten noch darauf hin. In Niedersachsen ist die Formel „Der Kukuk und sein Küster“ gebräuchlich, und in dem originellen Rheinweinliede des Wandsbecker Boten heißt es vom Brocken, auf welchem der Teufel seinen Altar und Hexentanzplatz hat:

Der Blocksberg ist der lange Herr Philister,
Er macht nur Wind wie der;
Drum tanzen auch der Kukuk und sein Küster
Auf ihm die Kreuz und Quer.

Unter dem Küster ist der Wiedehopf gemeint, der gleich dem Kukuk durch Verwandlung seine Gestalt erhalten haben soll. Schon bei Griechen und Römern war der Glaube verbreitet, der Kukuk verwandle sich zu gewissen Zeiten in einen Sperber, und dieser Glaube hat sich bis auf unsere Zeiten erhalten. In einer äsopischen Fabel wird erzählt, der Kukuk habe einmal die kleineren Vögel gefragt, warum sie denn vor ihm flöhen: die Antwort habe gelautet: weil aus dir noch ein Falke werden kann! Aristoteles erklärt schon den Ursprung dieser Sage aus der Aehnlichkeit beider Vögel, die sitzend und fliegend große Aehnlichkeit mit einander hätten, aber auch aus dem frühen Verschwinden des Kukuks, da er in Griechenland mit dem Aufgang des Sirius unsichtbar wird.

Auch bei uns dauert der Kukuksruf nicht über den Johannistag hinaus. Läßt er sich noch später hören, so bedeutet es Theurung, und unter den Landleuten in Franken ist der Glaube herrschend, wenn der Kukuk nach dem Johannistag noch schreie, so falle die Weinlese schlecht aus, und die Bauern im südlichen Baiern sagen, es sei dann keine gute Getreideerndte zu erwarten. Diese Meinung mag vielleicht einen natürlichen Grund darin haben, daß wenn eine ungewöhnliche Menge von Raupen und Insekten (bei großer Hitze und Dürre) vorhanden ist, auch der Kukuk länger schreit.

Auf das zeitige Verstummen des Kukuks und den Nachtigallenschlag im mitten Sommer deutet ein kleines Volkslied des 16. Jahrhunderts:

Guckguck hat sich zu tod gefallen
von einer holen Weiden,
wer soll uns diesen summer lang
die zeit und weil vertreiben?
Ei das soll tun fraw Nachtigal,
die sitzt auf grünem zweige,
sie singt, sie springt, ist allzeit fro,
wenn ander vögelein schweigen.

Nach der altgriechischen Göttersage hatte einst Zeus (Jupiter) die Here (Juno) überlistet, indem er sich in einen Kukuk verwandelte, mit dem sie arglos spielte. Zur Erinnerung daran thronte auf dem Scepter der kostbaren Here-Statue im Heiligthum dieser Göttin bei Argos ein Kukuk. Eine Anhöhe bei der Stadt Hermione, auf der einst ein Zeustempel gestanden, hieß Kukuksberg, weil die Sage ging, dort habe Zeus einstmals, vom Regen durchnäßt, in der Gestalt eines Kukuks sich auf den Schooß der Göttin Here geflüchtet. Auch in einem alten deutschen Volksliede erscheint der Frühlingsbote Kukuk regendurchnäßt.

Der Gutzgauch auf dem zaune saß,
gucguck! gucguck!
es regnet ser und er ward naß!
gucguck! gucguck! gucguck!

Darnach da kam der sonnenschein,
gucguck! gucguck!
der Gutzgauch der ward hüpsch und fein,
gucguck! gucguck! gucguck!

Alsdann schwang er sein gfiedere,
gucguck! gucguck!
er flog dorthin wol über see,
gucguck! gucguck! gucguck!

Die Freude über den Kukuk als Kind des Frühlings bricht gleicher Weise durch Sagen und Lieder aller Völker siegreich hindurch und stellt alles Ueble, was man sonst dem Vogel anhängt, in Schatten. Nach dem Glauben der Finnen macht der Kukuk durch seinen Ruf die Erde fruchtbar. Auch in Griechenland verschmilzt bei-

des: fruchtbringender Frühlingsregen und Kukuksruf in Eine Vorstellung. Wenn der Kukuk zu schreien beginnt, lehrt Hesiod in den Werken und Sagen, dann regnet es drei Tage in Einem fort. Diese heftigen Frühlingsregen bringen aber die schöne Zeit des Jahres. Darum galt, (nach Plinius Naturgeschichte 18, 66) der Kukuksruf als Termin, bis zu welchem der Landmann mit dem Beschneiden seiner Rebstöcke fertig sein mußte. In den ersten fünfzehn Tagen dieses Zeitraums — vom 25. März bis zum 10. Mai, — sagt Plinius, „muß der Landmann schleunigst verrichten, was er etwa vor der Tag- und Nachtgleiche nicht verrichten konnte; denn er muß dessen eingedenk sein, wie häßlich die beschimpft zu werden pflegen, welche jetzt noch Weinstöcke beschneiden, wenn ihnen dabei in Nachahmung der Stimme eines gewissen Vogels, der sich in dieser Zeit einstellt, nämlich des sogenannten Kukuks, auch ein Kukuk zugerufen wird. Es ist schimpflich und verdient billig Spott, wenn dieser Vogel bei'm Weinstock noch die Hippe antrifft, und daher hört man auch jene muthwillig beissenden Scherze schon zu Anfang des Frühlings."

Alles das zeigt, wie volksthümlich der Kukuk bei Griechen und Römern war. Im satyrischen Lustspiel des Aristophanes „Die Vögel" durfte natürlich der Kukuk nicht fehlen, ja die ganze Vogelrepublik ward mit dem Namen „Wolkenkukuksheim" belegt.

Ganz vorzüglich wird der Kukuk als Herold des Frühlings bei den germanischen Völkerschaften in Prosa und Versen gefeiert. Im Altdeutschen war der Beginn des Lenzes durch die Formel ausgedrückt: „Wenn der Gauch gucket" *). Ganz die Anschauung des Volkes abspiegelnd wird in einem lateinischen Gedichte der Angelsachsen aus dem 8. oder 9. Jahrhundert — dem Beda oder Alcuin zugeschrieben — ein Wettstreit des Winters und Frühlings geschildert, die sich beide zu den Hirten gesellen, welche unter dem Schatten der frischbelaubten Bäume zusammengekommen sind, ein Loblied auf den Kukuk anzustimmen. Der Frühling, mit dem Blumenkranz geschmückt, preist den lieben Vogel, der schläfrige Winter mit struppigem Haare schilt ihn. Der Frühling wünscht, daß sein liebster Kukuk komme, Allen ein werther Gast, mit röthlichem Schnabel, gute Lieder anstimmend, daß er komme mit fröhlichem Sproß und die Kälte vertreibe, der Begleiter und Liebling des Sonnengottes im Wachsen des heiteren Lichts; Blumen bringt er im Schnabel, und er schafft Honig herbei, erbaut Häuser und beschifft sanfte Wellen, zeugt Nachkommen und bekleidet lachende Felder. Darauf beginnt der Winter; er wünscht, daß der Kukuk nicht komme, sondern in schwarzen Höhlen schlafe; bringe er doch stets den Hunger mit, wecke Schlachten, störe die liebe Ruhe, stürme Land und Meer auf. Der Winter stellt dann seine eigenen Vorzüge dar, rühmt sich seiner Schätze, seiner fröhlichen Mahlzeiten, der süßen Rast und des warmen Feuers im Hause. Der Frühling aber schilt seines Widerparts Trägheit und Wohlleben und fragt, woher der Schläfrige seine Reichthümer nehmen wolle, wenn nicht Frühling und Sommer zuvor für ihn arbeiten? Ganz recht, antwortet der Winter, weil jene für mich arbeiten müssen, sind sie auch meine Knechte. Du bist kein Herr, erwiedert ihm der Frühling, sondern nur ein hochmüthiger Bettler, der sich nicht zu ernähren vermöchte, wenn der kommende Kukuk ihm keine Nahrung reicht. Da gebietet die Hirtenschaar dem verschwenderischen grimmen Winter, zu schweigen, und ruft dem Kukuk zu, er möge, von Erde, Meer und Himmel ersehnt, schleunigst kommen. Heil ihm, — so rufen sie zum Schluß — für immer Heil *).

Ein angelsächsisches Gedicht vom heil. Guthlak sagt: „Kukuke kündeten das Jahr an." In einem anderen wird er „des Sommers Hüter genannt" und kündet bittern Kummer dem Herzen des Seefahrers, weil diesen die schöne Blüthezeit zur Abfahrt mahnt. Durch ein altenglisches Liedchen tönt lustig der Kehrreim: „Sommer

*) Vrgl. den reichen Artikel über den Kukuk in J. Grimms deutscher Mythologie II. 640 ff.

*) Vrgl. Uhland, Sommer und Winter, in Pfeiffers Germania V, 3. und Ausland 1860, 947. (Der Kukuk in der Sage.)

ist gekommen herein, laut sing', **Kukuk!**" und noch heutzutage preist ein englisches Kirchenlied den Kukuk als Bringer guter Botschaft und Ansinger des Frühlings. Mit welcher Sehnsucht man früher in England die Ankunft des Kukuks erwartete, kann man daraus entnehmen, daß in der Grafschaft Sussex der 14. April, an welchem Tage man zuerst die Stimme des Vogels zu hören gewohnt war, noch immer „first cucko day" — „erster Kukukstag" genannt wird.

Wir Deutsche haben aber den Engländern nichts nachgegeben in der poetischen Verherrlichung des merkwürdigen Vogels. In einem alten Mailiede (Uhland, D. Volksl. I, 57) heißt es:

> Der Kukuk mit seim Schreien
> macht fröhlich Jedermann!

und humoristisch genug heißt es in der Vogelhochzeit (Uhland a. a. O. 10.) vom Kukuk:

> Der Gutzgauch war der kemmerling,
> Der fürt die Braut zu schlafen.

Die Braut ist aber die Frau Nachtigall und der Bräutigam — der Gimpel.

Mit gleichem Humor schreibt ein Volkslied aus dem Altenburgischen dem Kukuk zehn Weiber zu. Es lautet:

D'r Guhguhk.

> An Gughugk sieht merrsch gahr nich an,
> Daß ha muß so veel Weiber han,
> Und doch kann's gahr nich annersch sei,
> Ha braucht 'er zahne — 's bleib d'rbei!
> De ehrrste kiehrt de Staawe aus,
> De annre warrft 'ns Kiericht 'naus,
> De dritte brönnt 'n's Feuer aa,
> De vierte setzt 'ns Täppchen (Töpfchen) naa,
> De fünfte schenkt 'n fleißig ei,
> De sechste streicht de Thaler 'nei,
> De siemte rüttelt un schüttelt 'ns Stroh,
> De achte leet 'nm Pfuhl drzu,
> De neunte macht 'ns Nestchen warm,
> De zahnte schlieft in Guhguhks Arm.

Allgemein ist der Volksglaube, daß wer den Kukuk zum ersten Mal rufen hört, von ihm die Zahl seiner noch zu erhoffenden Lebensjahre vernehmen könne. Er hat mit andern Vögeln die Gabe der Weissagung gemein, ja er hat sie in besonders hohem Grade. In Niedersachsen rufen die Kinder, wenn sie den Kukuk schreien hören,

> **Kukuk vom Häven (Himmel),**
> wie lange sall ik leven?

in der Schweiz (Rickenbach im Kanton Zürich)

> **Kukunest,**
> säg mer's best:
> wie mäng's Jahr
> mueß i läbe?

und so vielmal dann der Kukuk ruft, auf so viele Jahre kann man rechnen.

In Schwaben hört man den Spruch:

> **Kukuk, Beckerknecht,**
> sag mir recht,
> wie viel Jahr ich leben soll?

Den Zunamen „Bäckerknecht" verdankt der Kukuk seinem Gefieder, das der Volkswitz mit dem bestäubten Kittel eines Bäckers verglich, und dieß gab der Volksphantasie wieder Anlaß zur Bildung der Sage von einem verwünschten Bäckerknecht, der in der Zeit einer Theuerung Teig gestohlen habe, und wenn der Herrgott das in den Ofen geschobene Brod gesegnet, es wieder herausgezogen und fröhlich gerufen habe: „guk! guk!" Zur Strafe sei er von unserem Herrgott in einen Vogel verwandelt, der nun immer das Geschrei „guk, guk!" wiederholen müsse. Noch eine andere Sage lautet: der Herr Christus sei einmal mit seinen Jüngern an einem Bäckerladen vorbei gegangen und habe sich etwas Brod ausgebeten; der geizige Bäcker aber habe die Bitte abgeschlagen. Doch die Bäckerfrau und ihre sechs Töchter seien barmherzig gewesen, jede habe ein Brod hergegeben, und dafür seien sie als hellleuchtendes Siebengestirn an den Himmel versetzt worden, der Bäcker aber sei in einen Kukuk verwandelt worden, der so lange seinen Namen rufen müsse, als das Siebengestirn am Himmel sichtbar sei.

In Schweden fragen die Mädchen, wenn sie den Kukuk vernehmen, wie viel Jahre sie noch ledig bleiben müßten. Schreit er dann mehr als zehnmal, so glauben sie ihm aber nicht, weil er in diesem Falle auf einem närrischen oder verzauberten Zweige sitzt. In gleicher Weise befragen ihn die böhmischen Mädchen, und wenn er auf die vorgelegte Frage verstummt, so

haben sie das am liebsten und rufen ihm zu: „Du bist ein braver Vogel!" Mir ist aus der Kinderzeit erinnerlich, daß auf einem Spaziergange mit dem Vater mich dieser fragte, als sich der Kukuk vernehmen ließ: Hast du auch Geld in deiner Tasche? Nein! Schade, dann würdest du das ganze Jahr welches haben. — Ich hatte dann noch öfters Gelegenheit, den Kukuk zu hören und zu bedauern, kein Geld im Sack zu haben. Dies war in Norddeutschland, am Fuße des Brockens. Ganz ähnlich spricht man im baierischen Gebirge, z. B. im Lechthal, wer den Kukuk zum ersten Male höre, der solle seinen Beutel schütteln, dann gehe ihm das ganze Jahr das Geld nicht aus. Jedenfalls deutet dieser Glaube auf die Anerkennung des Kukuks als Glücksbringers und Freudenboten. Doch soll es einen großen Unterschied machen, von welcher Weltgegend aus man den Ruf des Vogels vernimmt, denn Viele glauben auch, wenn man ihn von der Nordseite her vernahm, so werde man das ganze Jahr Trauer haben, dagegen von Osten und Westen Glück. Von Süden aus ist er der Butterausrufer. Bekanntlich heißt bei uns der Löwenzahn (Leontodon taraxacum *L.*), welcher den Kühen gute und reichliche Milch gibt, auch Butterblume; wenn sie abgeblüht hat, bildet sich eine Haarkrone, die man abbläst und als Orakel benutzt. Die Mädchen sprechen dabei: Er liebt mich, von Herzen, mit Schmerzen, ein wenig, gar nicht. Den Namen Kukuksblume (Gauchblume) führt aber eine Lychnisart (Lychnis flos cuculi *L.*), auch die Wiesenkresse (cardamum pratense) und die gefleckte Orchis, ferner der Sauerampfer (Rumex acetosa — Gauchsampfer, schweizerisch guggersauer, Kukuksbrod, französisch: pain de coucou, — man glaubte, der Kukuk fresse dieses Kraut gern); die Anagallis heißt „Gauchheil!"

Nach dem Glauben der slavischen Völker nahm die allnährende Gottheit auch die Gestalt des Kukuks an. Die Polen hatten ihrem Gott Zywie auf einem Berge einen Tempel errichtet, allwo sie in den ersten Tagen des Mai's zusammenkamen, um von ihm, dem Lebenspender, gesundes, langes und glückliches Leben zu erflehen. Vorzüglich opferten ihm die, welche zuerst den Ruf des Kukuks vernommen hatten, denn sie meinten, der Gott habe ihnen unter der Gestalt dieses Vogels geweissagt. Bei den Slaven hat überhaupt der Kukuk überwiegend einen milden, wohlthuenden Charakter, und der Name — Zezula im Polnischen, Zezhule im Böhmischen, Kukawitza im Serbischen — ist stets weiblichen Geschlechts. Die serbische Kukawitza war eine Jungfrau, welche so lange über den Tod ihres Bruders weinte, bis sie in einen Kukuk verwandelt wurde und nun ihren eintönigen Klageruf immer wiederholte. Nach einer anderen Sage hatte der maßlose Schmerz der Schwester die Seele des Bruders an die Erde gefesselt, und es traf sie des Abgeschiedenen Fluch, der sie fortan zu dieser traurigen Rolle verdammte. Eine Serbin, welche einen Bruder verloren hat, kann den Kukuksruf nicht ohne Thränen hören. „Ich arme Kukawitza", ist ein sprüchwörtlicher Ausdruck geworden für „ich arme Beklagenswerthe!" Wir begegnen hier einem melancholischen Zuge im Charakter des Serben, der sich vom Kukuksruf melancholisch stimmen läßt — ganz entgegen dem germanischen Sinne. Man findet auch hin und wieder auf den serbischen Gräbern so viele Kukuke abgebildet, als Seelen um den Verstorbenen trauern. Ein serbisches Lied: „Mutter, Schwester und Gattin" (Talv, Volksl. d. Serben II. S. 86) erzählt von einem jungen Manne Johannes, der von der Altane fällt und sich die rechte Hand bricht. Es erscheint vom grünen Waldgebirg die heilkundige Göttin Wila; sie will den Verunglückten heilen, begehrt aber zum Lohn von der Mutter des Mannes „die weiße Rechte", von der Schwester desselben ihre „seidenen Haare", von der Gattin ihren „Perlenhalsschmuck". Willig gibt die Mutter ihre rechte Hand, die Schwester ihr seidenes Haar, doch die Gattin weigert sich, ihr schönes Perlenhalsband herzugeben, es sei ein Erbstück vom Vater. Darob erzürnt sich die Waldgöttin und träufelt Gift in die Wunde des Johannes, der alsbald stirbt.

Da begannen graue Kukuksweibchen,
Drei, begannen ihre Klagetöne,
Eines schreit und klaget unaufhörlich,

Und ein andres Morgens früh und Abends,
Doch das dritte schreit, wenn es ihm einfällt.
Welches ist's, das unaufhörlich schreiet?
S' ist die arme Mutter des Johannes.
Welches Morgens früh und spät am Abend?
Die betrübte Schwester des Johannes.
Welches schreiet, wenn's ihm eben einfällt?
's ist die junge Gattin des Johannes.

Auch in einem der innigen, zarten altböhmischen Lieder der Königinhofer Handschrift klagt der Kukuk, nicht über einen Gestorbenen, sondern über die kurze Dauer der schönen Jahreszeit. Seine Stimme weckt also auch hier eine elegische Stimmung in der Seele des Menschen; aber schön und sinnig tröstet sich das natursinnige Gemüth des Dichters und läßt uns das harmonische Zusammenklingen im Rhythmus des ewig wechselnden Naturlebens empfinden. Das kleine Gedicht lautet:

Der Kukuk.

Ragt die Eich' im weiten Felde,
Auf der Eich' ein Kukuk saß.
„Kukuk" schlägt er, „Kukuk" weint er,
Daß der Lenz nicht immer währt.

Wie möcht' Korn im Felde reifen,
Blieb es Frühling immerdar?
Wie im Garten Aepfel reifen,
Blieb es Sommer immerdar?

Wie im Schober frör' die Aehre?
Währte immerdar der Herbst?
Und wie bange wär' dem Mägdlein,
Blieb es einsam immerdar?

Höchst merkwürdig ist, wie zwei gar nicht mit einander verwandte Völker, nämlich Finnen und Serben, sich in der poetischen Auffassung des Kukuks so nahe berühren. Im finnischen Nationalgedicht Kalewala beklagen drei Kukuke den Tod Aino's, der Schwester des Joukahainen. Der eine Kukuk singt drei Monate lang für das junge Mädchen, der andere doppelt so lange für ihren Bräutigam, der dritte sein Lebelang für die alte Mutter, die des Kukuks Ruf nicht hören kann, ohne daß ihr Herz heftig pocht und heiße Thränen aus ihren Augen strömen.

Selbst das Gemüth des sonst sehr nüchternen Chinesen scheint von der Stimme des Kukuks gerührt zu werden, denn es heißt in einer chinesischen Naturgeschichte; wer in fremdem Lande den Kukuk höre, werde von Sehnsucht nach seiner Heimath ergriffen.

Dies und Das.

Die alte Zeit liefert doch manche seltsame Thatsache, die wir mit billigem Erstaunen vernehmen. So z. B. mußten die Siegel an den Urkunden in weißem Wachse abgedrückt werden, und farbiges Wachs zu diesem Zwecke zu gebrauchen, war eine Vergünstigung, welche nur vom Kaiser in besondern Fällen gewährt wurde. So ist es eine urkundlich bestätigte Thatsache, daß der Rath der Stadt Constanz am Bodensee erst im Jahre 1417, auf besonderes eindringliches Ansuchen, von Kaiser Sigismund die Erlaubniß erhielt, mit rothem Wachse siegeln zu dürfen. Wie wohlfeil waren doch die Ehren und Vorrechte, welche damals gesucht und ertheilt wurden? Doch — unsre Zeit steht nicht zurück. Sind denn die Titel theurer? Mitunter allerdings für den, der sie empfängt. Die österreichische Taxe ist nicht eben sehr geringe. Wenn einst Napoleon I. die Lotterie eine — Narrensteuer nannte, so wollen meine lieben Leser gestatten, eine zweite daran zu reihen, deren Suchen und Finden ich ihnen überlassen darf.

Auf dem Privattheater, welches König Friedrich Wilhelm III. von Preußen in dem Palais hatte, sollten die in Berlin damals durch ihre eigenthümlichen Tänze Aufsehen erregenden indischen Bajaderen ebenfalls einmal auftreten. Zu dieser Hofvorstellung wurden die berühmtesten Professoren der orientalischen Literatur zugezogen, um als Dollmetscher zu dienen. Sie kamen, begleitet von dickleibigen Wörterbüchern, — aber es erwies sich alsbald, daß die indischen Tänzerinnen weder Sanskrit, noch Prakrit, sondern irgend einen Dialekt Hinterindens sprachen und verstanden, der den hochweisen indischen Sprachgelehrten völlig unbekannt war, und — eine Verständigung konnte nicht stattfinden. Den König machte dieser unglückliche Versuch, die indische Sprachweisheit der gelehrten Herren nutzbar zu machen, unmuthig, und er sagte ärgerlich: Da gebe ich alle Jahre 11,000 Thaler zur Beförderung orientalischer Sprachstudien, und nun mal Einer sprechen soll, kann er nicht! — —

Der Name „Hugenotten" womit die Protestanten Frankreichs benannt wurden, hat denen, welche nach dem Ursprunge solcher Namen in der Geschichte forschen, Gelegenheit zu vielerlei Deutung gegeben, ohne daß man auf den rechten Grund gekommen wäre. Beza knüpfte den Namen „huguenots" an eine Spuckgeschichte von dem nächtlich in Tours erscheinenden Könige

Hugo, was wegfällt. Um Vieles näher dürfte, Anderes bei Seite gelassen, diejenige Ableitung sein, welcher wir in neueren französischen Forschungen begegnen. Man leitet den Namen von „Eignots" ab, wie die Franzosen, welche mit deutschen Worten immer im „Zungenhader" leben und auf dem Kriegsfuße stehen, das Wort „Eidgenossen" aussprechen. Da nun die religiöse Bewegung in Frankreich von der Schweiz ausging, so läge die Sache ganz nahe. —? —

Lebensdauer. Nun ist das große, dunkle Räthsel gelöst, und es ist wieder einmal ein feinnasiger Franzose, der es gelöst hat. Wir wissen nämlich, wie lange wir noch zu leben haben, wenn wir gewisse Altersstufen erreicht haben. Er hat, nämlich Herr Deparcieux, aus der Vergleichung vieler 1000 Fälle herausgefunden, daß Einer, der

20	Jahre	alt	ist,	noch	40	Jahre	3	Monate
30	„	„	„	„	34	„	1	„
40	„	„	„	„	27	„		
50	„	„	„	„	20	„	5	„
60	„	„	„	„	14	„	3	„
70	„	„	„	„	8	„	8	„
80	„	„	„	„	4	„	8	„
90	„	„	„	„	1	„	9	„

zu leben hat.

Was wir nicht noch Alles herausbringen werden? Nun kannst du dir deine Rechnung selbst machen, Freund, und ausrechnen, ob du mit deinem Vermögen ausreichst. Eine prächtige Sache um die gescheidten Leute, die am Ende auch noch die Stunde berechnen, in der wir sterben müssen, wenn nicht die Minute! Es ist aber dafür, denk' ich, gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Wenn irgend ein waldiges Stück Erde den Namen Urwald rechtfertigt, so ist es nach Humboldts Meinung die unabsehbare Strecke zwischen dem Amazonenstrome und dem Orinoco in dem südlichen Amerika. Dieser „Forst" dem keiner in der Welt an Ausdehnung gleichkommt, nimmt mindestens einen Flächenraum von tausend englischen Geviert-Meilen ein. In diesem ungeheuern „Wuste" des üppigsten Pflanzenwuchses, in dem ein ungestörtes, immer fortdauerndes Werden und Vergehen herrscht und mit unbeschreiblicher Geschwindigkeit neues Leben aus dem Tode hervorquillt, weil eben Feuchtigkeit und Wärme diese Lebensthätigkeit im ungeheuersten Maßstabe fördert, zieht sich der sogenannte „Unterwuchs" in Ranken und Buschwerk von Baum zu Baum und bildet einen fast undurchdringlichen Wall, wo mit dem Beile jeder Schritt vorwärts erobert werden muß. Nichts aber gleicht der Blüthenpracht, die fort und fort ihre unaussprechliche Schönheit und ihren Reichthum entfaltet; nichts den schier betäubenden Wohlgerüchen, wenn die nächtliche Kühle oder der frische Morgen das volle Maß der Ausströmung der Wohlgerüche der Millionen Blüthen begünstigt. Und dennoch steht auch hier diesen Duftwellen ein Feind entgegen, — und dieser ist der Geruch von Moder und Fäulniß, der sich verpestend drein mischt. Abgesehen davon aber lauert auch noch ein anderer Feind in diesen wonnigen Blüthen und Düften: — viele derselben sind betäubend und — giftig. In diesem unermeßlichen Pflanzengarten voll Reiz und Schönheit, voll wahrhaft bezaubernder Wirkung grünt das Laub Jahr aus, Jahr ein, und Blätter lösen Blüthen in ununterbrochener Reihenfolge ab; allein die Erde ist kahl, grau, braun, schwarz, und kein liebliches Grün schmückt sie, weil in dem herrschenden Zwielichte kein Graswuchs gedeiht. Schmarotzerpflanzen wachsen und wuchern zu Tausenden an der Rinde der mächtigen Bäume und ringeln sich am Stamm und Ast hinauf, um oben das undurchdringliche Blätterdach zu verdichten und die Blüthenfülle zu vermehren. Sie umgürten den Waldriesen, bis sie ihn ersticken und so sein Leben und ihre eigne Lebensbedingung vernichten.

Und in diesem Pflanzenparadiese lebt das abschreckendste Gewürme, die giftigste Schlange, das greuliche Krokodil und Gott weiß welche eckelhafte und schädliche Zunft und Sippe. Während Vögel und Schmetterlinge in der wunderbarsten Pracht umherschwirren, heult das Affengezüchte schauerlich drein, und sie kämpfen und streiten, bis ein stärkerer Feind sie sich als Beute holt. Das Wimmern des Sapajou, das Brüllen des hungrigen Jaguars und anderer reissender Thiere bildet mit dem Heulen und Wimmern der genannten Thiere, dem Mark und Bein durchdringenden Geschrei der zahllosen Papageien ein Concert, das zur Verzweiflung bringen kann. Selbst die unzähligen Insekten bereiten mit ihrem Surren, Zirpen, Schwirren und Summen ein Getöse, das einigermaßen von dem Getöse der thätigen Maschinen einer Fabrik oder einer Sägemühle erreicht wird. Nur etwa von 12 bis 2—3 Uhr Nachts und von 12 bis 3 Uhr Mittags tritt eine Stille ein, die vom Murmeln oder Brausen der Gewässer unterbrochen wird und dem Menschen Schlaf gestattet, wenn ihn die unersättlich blutdürstigen Muskito's, die Ameisen, schlafen lassen, und die Furcht vor einer nachbarlich sich etwa bettenden Schlange nicht den erquickenden Schlaf scheucht. — Segnest du nicht deine deutsche Heimath, mein Leser?

Ein Denkmal fürstlicher Frömmigkeit. In einer Bibel, welche in der Gegend von Saarbrücken sich im Privatbesitz befindet, liest man, von der Hand der sich nennenden Fürstin von Nassau-Saarbrücken geschrieben, das Nachfolgende, wörtlich Abgeschriebene:

„Bernhardine, Christiane, Sophie. P. Z. S. W. „Simpolum.

„Alles nach Gottes Willen."

„D. XVI. Juny, Anno M. D. CC. XL. I.

„Dieses schöne Buch, welches von meiner „Hoechst-Seeligsten Groß Frau Mutter, der Für„stin Giesela, Agnesa, Anno 1741, Verwittibten „Fürstin zu Anhalt, nach Dero Seeligsten Ab„sterben, Ueberkommen, Wolle der Allerhöchste zu „Selbigem Wahren-Seellen-Schatze, welchen Er „uns, durch diesen seinen treuen Knecht zu Un„serer Wahren Seelen-Erbau-ung, hat wollen „aufzeichnen lassen, diesen seinen Göttlichen Se„gen, dazu geben, daß so offte auch Sein werther „Hl. Geist demselben Allein Wahren Gott vor

„diesem verliehenen Trost danke und Mich be„fleißige, durch seinen Hl. Beistandt, soviel mir „möglich ist, mein zeitliches Leben so darnach zu „richten, damit der Ewigen Glückseeligkeit nicht „dürfe beraubt mich sehen. Sollte dann der „fromme Vatter und allweise Gott in seinem „Allerheiligsten Rath und Willen beschlossen „haben, mich in diesem Jammerthal Mit allerley „Creutz heimzusuchen, so geschehe Sein Heil. Wille, „der da gewiß weiß, was mir Nutz und Seelig „ist, und also sprechen im gläubigen Vertrauen „Aus dem Schoenen und bekanndten Liede VI, „VII, VIII Vers:

„Alles sey dir heimgestellet,
„Schaff' es, wie du willst, mit mir,
„Todt und Leben mir gefället,
„Willig, willig folg' ich dir;
„Wird mich gleich dein Last was trücken,
„Wirst du wieder mich erquicken;
„Drum will ich Gott halten still,
„Gott Sein Will ist auch mein Will.

„Laß mich nur den Himmel Erben,
„Mach' mich weder arm noch Reich,
„Christlich leben, Seelig sterben,
„Mit den Engeln dich zugleich
„Heilig, Heilig, Heilig preisen;
„So will ich Gott halten still,
„Gott sein Will ist auch mein will!

„Nun, mein Gott, in deine Hände
„Geb' ich Seele, Leib und Guth,
„Alles mir zum Besten wende,
„Und halt' mich in deiner Hut.
„Dieses bitt' ich nochmals kühnlich,
„Gib mir nur, was mir ist dienlich:
„Drum halt' ich Gott ferner still,
„Gott Sein Will ist auch mein will!"

„(M. Christian Scriver's
„Seelen-Schatz.)"

Solche fürstliche Glaubensinnigkeit ist uns Allen heute Noth, als rechtes Vorbild zu dienen!

Wie tief im holländischen Leben und Wesen die Reinlichkeit sitzt, das drückt schon die Sprache bedeutsam aus. Ein schönes Weib ist ihm: „eene schoone Vrouw;" „Schoon maken" — schön machen, heißt: reinigen; „Zich verschoonen" — sich verschönern, schön machen, bedeutet: reine Wäsche anziehen. Es mag das in Holland, besonders an den Samstagen, den Reisenden geniren, aber etwas ist's doch, das wir ehrend anerkennen müssen, was dem Leben eine Seite gibt, die nicht hoch genug geschätzt werden kann. In Italien macht der Mangel des holländischen „schoon makens" oft das viele Schöne unschön und — ungenießbar!

Wie das deutsche Volk es liebt, dem eigenthümlichen Klange einer Vogelstimme gewisse, dem Laute ähnliche Worte unterzulegen, zum Beispiel dem Frühlingsruf der Kohlmeise: „Spitz' die Schaar!" und dabei sagt, das Vögelein rufe so, damit der Bauer den Pflug in die Ordnung bringe, weil er dessen bald bedürfe, so legt der Südamerikaner dem Rufe des Pfefferfressers die Worte: „Dios te de" unter, was im Deutschen heißt: „Gott gebe es dir!" Sie betrachten den Vogel als ein geheiligtes Thier, besonders die christlichen Indianer, und es würde in ihren Augen ein schweres Verbrechen sein, ihn zu tödten. Der Ruf des fasanenartigen Hachahuallpa-Hahnes lautet ähnlich, wie: „Ven acá, ven acá", deutsch: Komm' her, komm' her! Mit diesem Rufe lockt er Abends seine Hühnerschaar auf einem niedrigen Baume zusammen, wo sie sich dann auch einfinden, aber mit dem ersten Grauen des Morgens wieder aus einander stieben.

Merkwürdig ist eine Art Papageie in den Hochgebirgen Peru's (Psitt. mercenarius Tsch.) durch ihre regelmäßig täglich sich um die genau bestimmte Zeit wiederholenden Wanderungen. Alle Morgen ziehen sie in langen, wohlgeordneten Schaaren aus den höheren Waldregionen nach den tiefer liegenden, bringen dort den Tag zu und kehren ebenso regelmäßig zur nämlichen Stunde in ihre Schlafstellen zurück. Die Regelmäßigkeit dieses Kommens und Zurückgehens dieser Vögel ist so groß, daß man sie auf die Minute, mit der Uhr in der Hand, ankündigen kann, ohne jemals zu irren. Die Indianer nennen diese Papageie den „Jornaleros" oder „Tagelöhner".

Die großen Schaben (Blatta) sind eine unglaubliche Plage der Einwohner. Sie zernagen die Kleidungsstücke, zerstören die Vorräthe, drängen sich in das Bett des Schlafenden, in die — Schüssel des Essenden und spotten aller Vorsichtsmaßregeln und Bestrebungen, sie zu vertilgen. Eine Ameise und ein Vögelchen helfen in solcher Noth. Die kleine Ameise puchu çiçi — oder ihres Geruches wegen die saure Ameise genannt, vertilgt sie mit Wuth und der kleine Cucarachero (Troglodytes audax Tsch.), der dem eckelhaften Thiere den Kopf abbeißt und es dann bis auf die Flügel, die er wegwirft, verzehrt. Hat er sich gesättigt, so setzt er sich auf den nächsten Busch und stimmt seinen wohlklingenden Ruf an, dem der Indianer, den Klang nachahmend, die Worte unterlegt: „Acabe la tarea", zu deutsch: „Ich habe mein Tagewerk vollbracht." Daß das Thierchen dem Indianer geheiligt ist, versteht sich von selbst.

An der Küste von Peru werden keine Kartoffeln gepflanzt; Boden und Klima sind ihnen ungünstig, und sie sind wässerig, unschmackhaft und ungesund und bleiben sehr klein. Auf der Loma's aber, oder auf der Hügelreihe, welche das erste und unterste Aufsteigen von der Küste bezeichnet, welches sich bis zum schneebedeckten Gipfel der Cordillera erstreckt, auf dieser Hügelreihe, welche die Küste in der nicht bedeutenden Entfernung vom Meere durchschneidet, wächst die Kartoffel wild. Ihr Vaterland ist ebensogut hier, wie auf Chiloe und in den Gebirgen von Chili selbst. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die alten Peruaner die Pflanze oder ihre Knollen nicht aus einem südlicher gelegenen Lande holten, um sie auf höhere Bodenlagen zu pflanzen, sondern hier. Die besten Sorten von Kartoffeln wachsen etwa 22 Legua's von Lima, in Huamantanga, das etwa 7000 Fuß über dem Meere liegt.

Ihre Gestalt ist rund, die Haut weißlich und sehr fein, das Innere aber mehlig und gelb, wie die Schaale einer Citrone. Ihr Geschmack ist ausgezeichnet, daher sie sehr gesucht und verhältnißmäßig theuer bezahlt wird. Warum Staatsbehörden, welche wissen, wie wichtig allen Schichten der Bevölkerung die Kartoffel ist, nicht den heilsamen Gedanken ausführen, dort neue Pflanzenknollen zu kaufen und einzuführen?

Es ist sehr bezeichnend, daß die Mönchsorden der mittelalterlichen Zeit ihre Wohnsitze in ganz eigener Weise und immer den Grundsatz festhaltend wählten, den ein alter lateinischer Vers, an den Namen der Mönchsordensstifter anknüpfend, so ausdrückt:

Bernardus valles, montes Benedictus amabat,
Oppida Franciscus, celebras Ignatius urbes,

zu deutsch etwa:

Bernhard liebte die Thäler und Benedict sonnige Berge,
Stille Dörfer Franciscus und Ignatz ruhmreiche Städte.

Bernhardiner Klöster fanden sich meist, nach dem Vorbild von Clairvaux in Frankreich, in anmuthigen Thälern, und wo auf einem sonnig gelegenen Berge eine Klosterruine liegt, da ist's sicher eine Benedictiner-Abtei gewesen. Franciskaner verlegten ihre Klöster gerne in den Umkreis ländlicher Bevölkerung, während die Jesuiten es liebten, in reichen und ansehnlichen Städten ihre Klöster zu erbauen.

Unter den Lesern der Maje ist Mancher, der es vielleicht nicht ungerne sieht, wenn er einmal auf ein gutes Buch aufmerksam gemacht wird. Dazu steht denn, wenn auch nicht grundsätzlich und regelmäßig, doch je und dann „Dies und Das" zu Diensten bereit, und wenn Einer etwa, wie ich das vermuthe, sich gerne in ausgezeichneter Weise über die Sternenwelt droben an tiefblauem Himmel belehren möchte, so kann ihm „Dies und Das" ein Buch recht angelegentlich empfehlen, das von einem hochgefeierten Meister in diesem Gebiete abgefaßt und bei J. Bädecker in Essen zu billigem Preise erschienen, in jeder Buchhandlung zu haben ist. Es führt den Titel:

„Kurzer Abriß der Astronomie
von Dr. Mädler."

Das Buch ist gemeinfaßlich und mit in den Text gedruckten Holzschnitten vielfach erläutert. Der, welcher das „Dies und Das" in die Maje gibt, hat's mit großer Theilnahme und Belehrung gelesen und kann das tüchtige Buch, wie gesagt, bestens empfehlen.

Nun ist gewiß auch wieder mancher Leser ein Freund der Naturgeschichte auf anderem Gebiete, nämlich wo's lebt und webt, das heißt in der Thierwelt dieser Erde. Auch da kann ihm „Dies und Das" zum Besten rathen und ihm nur auf's Wärmste empfehlen:

„Die Thierwelt, von Masius",

das ebenfalls bei Bädecker in Essen und zu billigem Preise in allen Buchhandlungen zu haben ist. Der das Buch geschrieben hat, versteht's, klar, verständlich und belehrend, aber auch in gleichem Maße anziehend den reichen Stoff zu behandeln. Auch hier sind hübsche Holzschnitte in den Text eingedruckt, welche die beschriebenen Thiere vor das Auge führen. Auch ein prächtig Buch, daraus man viel lernen kann.

Der hundertjährige Kalender ist bekanntlich ein ungemein verbreitetes, immer wieder neu aufgelegtes Büchlein, welches ein großes Ansehen im Volke genießt. Wenn es auch nicht „als ein schlechtes Machwerk" durchweg zu bezeichnen ist, so enthält es doch eine Menge Dinge, die dem Aberglauben nach allen Seiten eine offene Gasse machen. Des Unsinns ist viel darin enthalten, und besonders gehören in diesen Kreis die „Prophezeihungen" über das Gerathen und Nichtgerathen der verschiedenen Nutzgewächse und die Witterung, die — man bedenke doch nur! — auf 100 Jahre vorausverkündigt wird, während wir es wohl wissen, wie unsicher, trotz unserer vervollkommneten physikalischen Instrumente, trotz der von den unterrichtetsten Männern gemachten vieljährigen Beobachtungen, die Vorherbestimmung der Witterung nur auf wenige Tage ist.

Der Aberglaube heftet sich an die verschiedenartigsten Dinge und Umstände, so auch an ein sehr unschädliches Thierchen, nämlich an das Käuzchen, eine kleine Eule, nur etwa 9 Zoll lang, mit goldgelben Augen. Sein Ruf lautet etwa: Kiwitt, Kiwitt! den der Aberglaube in: Komm' mit! Komm' mit! übersetzt. Das hübsche Thierchen hat die Eigenthümlichkeit, daß es im Dunkel der Nächte gerne gegen das Licht fliegt, und weil eben bei Schwerkranken die Nächte hindurch Licht gebrannt wird, so fliegt es gerne gegen die erleuchteten Fenster der Krankenstuben. Daß das Thierchen mit dem Sterben der Kranken in gar keiner Verbindung steht und stehen kann, leuchtet dem gesunden Menschenverstande ein. Dennoch heißt das Thierchen: „der Todtenvogel", und sein Ruf: Kiwitt! gilt als Todtenruf, Todesverkündigung. Wie manches Herz hat das unschuldige Thier schon schwer gemacht! Wann aber kommt die Zeit, daß endlich eine hinlängliche Erkenntniß solchem Aberglauben ein Ende macht? Man sollte meinen, unser verbesserter Schulunterricht hätte das längst bewirkt, aber darin irrt man. Der Aberglaube hat eine sehr zähe Natur!

Namensverzeichniß zur Abbildung im 8. Heft: Die Beutel- und Nagethiere.

1. Großes Känguruh. — 2. Wambat. — 3 Grauer Koala. — 4. Australische Sumpfratte. — 5. Blindmoll. — 6. Lemming. — 7. Ratte und Mäuse. — 8. Schnabelthiere. — 9. Ameisenigel. — 10. Gemeine Taschenratte. — 11. Taschenratte aus Canada. — 12. Erdeichhorn. — 13. Der Siebenschläfer. — 14. Stachelschwein. — 15. Springmaus. — 16. Springhase. — 17. Murmelthier. — 18. Biber. — 19. Der eichhornartige Flugbeutler. — 20. Alpenflughörnchen. — 21. Eichhorn.

Veroni.

Eine Waldborf-Geschichte,

erzählt von C. W.

Wo das Fichtelgebirg die Flußscheide bildet zwischen der Eger und der Nab, ist keine Stätte, da der Fuß und das Auge des Wanderers gerne länger weilt, als die äußerste Nothwendigkeit verlangt. Denn dichte Nadelwälder und Berge machen die Gegend rauh, und auch die durch Fleiß der Bewohner der Natur abgerungenen Aecker stehen selten in jener Frische und Ueppigkeit, die den Blick fesselt. Das Wollgras (eriophorum) ist kein Schmuck der Wiesen und erweckt durch seine weißen Flocken im Monat Juni das unbehagliche Gefühl, das frischer Schnee nach den ersten Frühlingstagen bewirkt, und die gelbe Johannisblume oder Wohlverlei (arnica montana) mag bei manchen innern Leiden „Wohl verleihen", allein ein Zeichen eines fruchtbaren Bodens ist ihr reichliches Vorkommen sicherlich nicht. Dennoch hat auch diese Gegend ihre Reize, nur fallen sie nicht so leicht in die Augen; man muß längere Zeit in ihr verweilen, um ihre Schönheiten zu finden. Still und schweigsam hinfließende helle Bäche führen in Thäler, die im saftigsten Grün prangen; mächtige Tannen und Fichten bilden ein Schattendach, unter dem sich der müde Feldarbeiter oder Wanderer gerne Kühlung und Stärkung holt, indem er die aromatischen Düfte des Waldes einathmet, und das Gesumme der Käfer wie das Gezwitscher der Vögel und das Rauschen der Wipfel bringen in einen Mittelzustand zwischen Schlaf und Wachen, in welchem die Phantasie thätiger ist, als der geschäftigste Traum. Aber auch das Herz der Menschen hat da seine Zeiten, wo es ebenso rasch schlägt und das Blut so heiß durch die Adern treibt, wie in den Ländern, wo die Citrone und die Orange blühen. — Davon zeugt auch die Geschichte, die ich jetzt erzählen will.

Des Schulmeisters Veroni zu Wendenreuth war eine schmucke Dirne von achtzehn Jahren, die mit ihren schwarzen Augen und rothbraunen, vollen Wangen die Blicke manches Bauernsohnes der Umgegend auf sich lenkte. Nur zu „schmächtig und ranig" dünkte sie ihnen zu sein und eben deßhalb für ein ordentliches Bauerngeschäft nicht zu passen. Es stand aber der Sinn der Veroni auch höher, als auf den Selbstbetrieb einer Landwirthschaft mit allen den unsaubern und mühsamen Arbeiten, die dazu gehören. War sie doch erste Chorsängerin bei den Kirchenmusiken, die ihr Vater mit Hilfe einiger Dorfkünstler an Sonn- und Festtagen aufführte. Und der den Böhmen angeborne Sinn und Eifer für Musik schickt seine befruchtenden Ausläufer auch noch eine gute Strecke über die Landesgrenze herüber.

Daß sie Geschmack und Gefühl hatte, konnte man ihr leicht abmerken, wenn sie in der Messe das Agnus dei oder Benedictus mit weicher, schmelzender Stimme vortrug. Es hielt aber da auch jedesmal die ganze Versammlung im Beten still, die Rosenkränze hingen unbeweglich zwischen den gefalteten Händen, und die Bursche sahen, statt auf den Altar, auf den Chor nach der Veroni. — Zu verwundern war nur, wie sie die weiche, sanfte Stimme im Dona nobis pacem zu so lautem, schallendem Jubel erheben konnte, daß sie die Geigen, Klarinetten, Trompeten und Pauken sammt der in allen Registern klingenden Orgel übertönte.

Die Veroni war aber auch der Stolz des Schulmeisters von Wendenreuth, und auf ihre musikalische Ausbildung wandte er all' seine Kunst. Deßhalb mußte Veroni auch das Orgelspielen lernen. Es wäre des Vaters größte Freude gewesen, wenn er einmal seine Tochter auf seinen Platz vor die Orgel hinsetzen und die Messe hätte spielen lassen können. Aber daran waren zwei Dinge ein unüberwindliches Hinderniß. Einmal, wer hätte für Veroni die Sopranstimme in den Chören übernommen, und wer hätte an ihrer Stelle die Solopartiheen gesungen? Gab es auch noch manches Mädchen in der Gemeinde, das im Gesange gut abgerichtet war, so konnte doch an Reinheit und Rundung der Stimme keines der Veroni das Wasser reichen. Zudem hätten die Bauersleute den

großen Unterschied zwischen dem Gesang der Schulmeistersveroni und etwa des Melcherbauern Miedel nicht gemerkt, und sie hätten leicht sagen können: „Des Melcherbauern Seine kann's grad' so, wie des Schulmeisters." „Dem Bauersmann" — sagte der Schulmeister — „dünkt das Gekreische des Raben so schön, wie der Gesang der Nachtigall." —

Dann aber hatte man in jener Zeit dem Orgelspieler nicht die ganze Harmonie ausgesetzt und hingeschrieben, sondern machte über die Grundstimme blos Ziffern und überließ es dem Organisten, sogleich diesen Zahlen gemäß die richtigen Accorde zu treffen. Darin wollte sich Veroni nicht fügen, und der Vater wollte die Messe nicht aussetzen. So kam es nie dazu, die Tochter vor der Orgel sitzen zu sehen und spielen zu hören, wodurch er doch, seiner Meinung nach, den Gipfel des Ruhmes erstiegen hätte. — Deßhalb mußte er sich schon mit dem Lob und der Bewunderung begnügen, womit ihn die Leute begrüßten, so oft er Sonntag Abends in's Wirthshaus kam. „Trink' Er, Schulmeister!" — hieß es da von allen Seiten — „heut' hat's die Veroni wieder schön gemacht. Man sollt' gar nicht glauben, daß es nur möglich wär', so klar zu singen." Der Schulmeister trank von Allen, die ihm das „Geschenk hielten," und machte unter selbstgefälligem Lächeln über das seiner Tochter gespendete Lob seine Danksagung. Zuletzt aber erwiederte er Allen mit einander mit dem Worte: „Kommt Alles auf's Genie und die Lehr' an. Beides hat meine Veroni von mir." —

Hierauf fielen auch Späne von dem der Veroni gespendeten Lobe auf den Vater ab, und dieser ließ sich das Bier noch einmal so gut schmecken. Schade nur, daß das Feuer seiner Seligkeit, das im Wirthshause angeschürt wurde, zu Hause gar gewöhnlich in einer Weise Löschung fand, dadurch beissender Rauch aufstieg.

Denn sein Weib, die Annabärbel, war gar nicht damit zufrieden, daß der Tochter ein so hoher Geist beigebracht wurde durch das Lob ihres schönen Gesanges, und wenn der Schulmeister anfangen wollte zu erzählen, was man heute im Wirthshause sagte über Veroni's Kunst, so fiel das Weib ihm gleich in die Rede: „Mach' doch das Mädel nicht gar zum Narren! viel lieber wär's mir, und viel besser wär's ihr, wenn sie das Vieh ordentlich zu füttern, die Küh' zu melken, das Feld zu bestellen, rechte Bündel Gras hereinzutragen und den Flachs fein zu spinnen wüßt', als das Gepimpel auf dem Klavier und das ewige Singen. Das nützt ihr einmal nichts in dem Hausstand, und mit dem Singen ist's aus, wenn man nicht Athem genug auftreiben kann, um die vielen Arbeiten zu thun, die's in einem ordentlichen Haus gibt, zumal wenn die kleinen Kinder kommen." —

Der Schulmeister, welcher pädagogischen Sinn genug hatte, um zu fühlen, daß die Tochter keinen Gewinn für Herz und Gemüth aus dem Streite zwischen Vater und Mutter ziehen könne, befahl zunächst: „Veroni, geh' in Dein Bett!" — Während dieser Befehl vollzogen wurde, ging er in gemessenen Schritten und mit auf den Rücken gelegten Händen im Zimmer auf und ab. Erst, wenn er denken konnte, daß die Veroni in ihrer Bodenkammer unter dem Dache angelangt sei und von den weiteren Verhandlungen in der Wohnstube nichts mehr vernehme, stellte er sich vor sein Weib hin und sprach in verweisendem Tone: „Kannst Du denn gar nicht merken, was ich Dir schon so oft sagte, daß Du vor dem Mädel nicht vom künftigen Hausstand und von den kleinen Kindern reden sollst? — Dadurch werden Gedanken in ihr erweckt, die so lang als möglich schlafen sollen. Und den Plan, die Veroni zu einer Bauersfrau zu machen, gib nur gleich auf! Sie ist zu was Besserem geschaffen, und arm ist sie auch nicht. Auf dem Dorf und noch dazu im Bauernstand ist gar kein Leben möglich, wie es einem Menschen gebührt, der einmal von Gott die Gaben zur himmlischen Musica empfangen hat und deßhalb auch braucht, was diese Gaben nährt. Der Adler kann sich nicht bei dem Wiedehopf aufhalten." —

Die Schulmeisterin war nicht die Frau, welche sich leicht das letzte Wort und ihre Meinung nehmen ließ, darum polterte sie auch jetzt heraus vom Hochmuthsteufel, der ihren Mann reite, und der ihn gewiß

sammt der Tochter noch in den Koth treten werde.

Aber der Schulmeister rief nur dazwischen: „Basta!" und ging zur Thüre hinaus, um sich zur Ruhe zu begeben. Am andern Tage war gewöhnlich von dem sonntäglichen Abendsturm nichts mehr zu merken, und die Veroni wurde gerade mit dem Frühling, in welchem sie das achtzehnte Lebensjahr zurückgelegt hatte, emsiger zu der Arbeit im Felde, als früher. Dadurch erwarb sie sich die Zufriedenheit der Mutter, und dem Vater war es schon angenehm, wenn er nur nicht das beständige Keifen und Murren derselben gegen die Tochter hören mußte.

Um diese Zeit trat bei Veroni ein bisher noch nie gekanntes und gefühltes Sehnen und Dehnen des Herzens ein ohne ein bestimmtes Ziel. Sie hätte mit den Wolken ziehen, mit den Vögeln des Waldes fliegen, mit den Wellen des klaren Baches durch das Wiesengrün hinrauschen und über das blaue Himmelszelt hinaufschweben mögen. Es war ihr weh' bei diesem ziellosen Sehnen und auch wieder so wohl, daß sie ihm gerne nachhing und am liebsten die Einsamkeit und die Orte aufsuchte, wo es am meisten aufgeregt wurde. Dazu sind Plätze am geeignetsten, wo die Natur am wenigsten Ueppigkeit und Schmuck zeigt. Reichthum der Flur an Blüthen und Blumen, an Früchten der Felder und Belebtheit der Gegend durch viele Dörfer und Städte, durch Arbeiter auf Aeckern und Wiesen, durch Wanderer und Fuhrwerke auf Straßen zerstreuen Sinn und Gedanken und ziehen sie auf sich. —

Da findet das stille, unbekannte und unbenannte Sehnen des jugendlichen Herzens keine Zeit und keinen Raum.

Aber in der Dorfmarkung von Wendenreuth sah man den ganzen Tag über keinen Menschen, wenn einmal die Sommerfrucht gesäet war. Und ein fremdes Fuhrwerk oder gar eine Kutsche ward im ganzen Jahre nicht sichtbar. Denn hierher führte keine „Länder verbindende Straße." — Selbst die Mädchen des Dorfes, welche frisches Gras zwischen den Feldern und an den Wäldern aufsuchten für das Vieh im Stalle, mußten vereinzelt ihrem Geschäfte nachgehen, weil kein Plätzlein mit solchem Ueberflusse zu finden war, daß daselbst zwei ihren Bedarf sammeln konnten. Die breiten Raine zwischen den Feldern waren überdieß meist mit Haselnuß- oder Weißdornstaude überwachsen, welche den Grasboden ebenso beengten, wie sie das Gefühl der Vereinsamung recht lebhaft erweckten. Dasselbe fand auch Statt auf den ausgedehnten Hügeln, auf denen nur niedrige Föhren- und Wachholderbüsche standen, zwischen welchen man mühsam das magere Gras hervorsuchen mußte.

Auf weite Strecken hin hörte man keinen Ton, als das Gezirpe der Feldgrille oder das schwermüthig gezogene Ziriziriziriziriden des Emmerlings. Saftiger und üppiger war schon das Gras an den Rändern der Waldwiesen, aber nur was innerhalb der niedrigen Gesträuche und zwischen Steingerölle am Beginn des Waldes wuchs, durfte weggenommen werden. Todtenstille herrscht auch hier, die nur durch das Geschnärr eines Hähers oder durch den unheimlichen Ton einer Waldtaube unterbrochen wird.

In dieser Oede, Stille und Einsamkeit des Feldes und Waldes gefiel es der Veroni, und wenn ihr auch das Herz sich dehnte in Sehnsucht, daß ihr darüber ganz wehe wurde, so ward ihr doch gleich wieder so wohl, daß sie laut hätte aufjauchzen können. Wie konnte es anders kommen, als daß sie ihren Gefühlen Luft machte durch Gesang? Und sie hatte nicht blos das Kyrie, Benedictus und Dona nobis pacem einer Messe singen gelernt, sondern wußte auch Lieder der Liebe mit ihrer Lust und ihrem Leid zu singen, obwohl ihr diese Flamme bisher noch unbekannt war. Ihre Seele spannte ihre Flügel aus und flatterte, wie eine Lerche, unter lautem Sang dem blauen Himmel zu, so oft sie draußen war, um Gras zu sammeln. Und dieß that sie täglich.

Hatte sie in aller Unbefangenheit, blos um ihrem inneren Drange nachzugeben, gesungen:

Drei schneeweiße Täuble fliegen über den See,
Mei' Liebschaft geht unter, kommt nimmer in d' Höh',

so fiel sie auch gleich darauf in die ernstere Weise ein:

Ein Herz ohne Milde,
Ein Haus ohne Licht,
Und Böses im Schilde
Gefallen mir nicht.
Ein Herz ohne Treue
Und falsches Gewicht,
Und Buß, ohne Reue,
Die daueren nicht.

Aber am Waldesrande sollte ihr in den ersten Tagen des Monats Juni ihr Gesang recht zu einer Schlinge werden, wie einer Drossel die Leimruthe. Und der Leim ist aus der Beere des Mistelstrauches, den sie selbst auf die Waldbäume verpflanzt. —

Sie hatte soeben halblaut vor sich hingesungen:

Ach herzig schön Schätzchen,
Du bist tausendmal mein;
Du hast mir versprochen,
Mein eigen zu sein —;

da war es ihr, als hätte sie in dem nahen Gebüsche ein Rauschen vernommen, wie wenn ein Mensch sich durch dasselbe hervordrängen wolle. Erschrocken horchte sie eine Weile mit verhaltenem Athem hin; aber da sie auch gar nichts mehr hörte, so fuhr sie wieder fort, Gras unter den Stauden und zwischen den Steinen herauszuraufen. Bald kam ihr auch wieder die Sangeslust, und mit erhobener, lauter Stimme hob sie an zu singen:

Es wollt' ein Jäger jagen
Dreiviertelstunden vor Tagen
Auf ein Hirschlein oder Reh.

Ehe sie den zweiten Vers beginnen konnte, ließ sich eine angenehme, weiche Männerstimme aus dem nahen Gebüsche hören:

Was begegnet ihm auf der Haide?
Ein Mädchen im schneeweißen Kleide,
Das gefiel dem Jäger so sehr.

Bei den ersten Tönen dieses Gesanges erschrack Veroni, daß sie das Gras in ihrer Hand fallen ließ und sogleich aufspringen und davonlaufen wollte. Aber war ihr der Schrecken in die Glieder gefallen, oder hatte die schöne Männerstimme ihren musikalischen Sinn so gefesselt, daß sie sich nicht erheben und fortlaufen konnte, wir wissen das nicht zu sagen.

Es war aber auch schon während der letzten Worte der Sänger aus dem Gebüsche hervorgetreten und schritt nun auf die erschrockene Veroni zu.

Ein Forstmann war es von etlichen und zwanzig Jahren, — eine frische, kräftige Gestalt in hechtgrauer Joppe mit grünem Kragen und in eben solchen Beinkleidern. Der grüne Filzhut mit breiter Krempe saß kühn auf dem Haupte und deckte die braunen Locken. Die Gesichtszüge waren fein und edel, und über die Lippen zog sich ein schwacher blonder Schnurrbart hin, der mit dem flaumigen weißgelben Henri quatre die gebräunte Farbe der Wangen erst recht hervorhob. Die dunkeln Augen leuchteten in feurigem Glanze, als sie nun auf die anmuthige Gestalt des Mädchens fielen, das in großer Verlegenheit und Angst unbeweglich auf dem Boden knieen blieb, bis der junge Forstmann in ihre Nähe kam. Da erhob sie sich schnell und stand nun in der Fülle ihrer jugendlichen Gestalt vor ihm. Ein schwarzes Mieder umschloß ihren Busen, der von einem rothen Tuche bedeckt war. Ein buntgestreifter Rock und eine weiße Schürzen machte die übrige Kleidung aus. Und daß sie nicht barfuß war, wie die Landmädchen jener Gegend gewöhnlich, sondern die Füße mit weißen Strümpfen und mit Schuhen bekleidet hatte, sowie das in Flechten auf dem Kopfe mit einem schönen Kamm zusammengehaltene Haar ließen den Jäger merken, daß er kein gewöhnliches Bauernmädchen vor sich habe. Die Unschuld der Jungfrau, die sich im Blick, in Gesichtsfarbe und Haltung dem Manne gegenüber kundgibt, erweckt immer Zurückhaltung und Scheu, ja sie gebietet Ehrfurcht. Dieß war auch hier der Fall, und der junge Mann stand einige Minuten ganz stumm und in sichtbarer Verlegenheit vor dem Mädchen. Endlich gewann er doch die nöthige Fassung wieder, die er zu einer Ansprache brauchte. Aber nur die Worte brachte er heraus:

„Verzeihen Sie, daß ich Ihren Gesang unterbrach; ich dachte nicht — ich meinte —"

Veroni, die rohe Späße eines verwilderten jungen Jägerburschen gefürchtet hatte, gewann durch die Verlegenheit desselben noch mehr Muth, als ihr schon die schönen und edeln Gesichtszüge des jungen

Menschen gegeben hatten, und fiel ihm mit Unbefangenheit in die Rede: „O, ich bin blos ein Grasmädchen; da braucht man nicht „Sie" zu sagen, sondern nur „Du."

Der Forstgehilfe — denn das war der junge Mann — hatte allerdings im Sinne, als er im Gebüsche den Gesang des Mädchens vernahm und hervortrat, dasselbe, wie jedes Landmädchen, mit „Du" anzureden und sie neckend und scherzend zu nöthigen, noch einige Lieder zu singen. Aber nun hatte er zu keinem von beiden den Muth. Er war erst vor Kurzem aus dem Gebirge, das Bayern von Tyrol trennt, an die böhmische Grenze versetzt worden. Die Wohnung seines Revierförsters lag einsam im Walde, und bisher hatte er keine Gelegenheit, mit den Leuten der Umgegend Bekanntschaft zu machen. Daß hier Mädchen von so angenehmer Gesichtsbildung, in so reinlicher Kleidung und mit einer Stimme, die offenbar musikalische Ausbildung hatte, nach Gras gingen, war ihm so auffallend, daß er gleich fühlte, er dürfe sich hier das „Du" der Anrede nicht erlauben, das er in seinem früheren Revier stets gebrauchte im Umgange mit den Landleuten.

Aber etwas mußte er doch erwiedern auf die bescheidene Aeußerung des Mädchens, nur wußte er nicht gleich, was. Endlich brachte er hervor:

„Wenn alle Mädchen hier so schön — singen, so wünschte ich schon, daß sie recht fleißig nach Gras in den Wald kämen."

„In den Wald gehen und grasen dürfen wir nicht", — fiel Veroni schon beherzter ein — „der alte Herr Revierförster duldet es nicht. Es tragen auch nicht viele Leute aus dem Dorfe Gras für ihre Kühe auf dem Rücken zusammen; das thun nur die Aermeren, und dazu gehört doch überall auch der Schulmeister. Ich bin aber des Schulmeisters von Wendenreuth Tochter."

„Des Schulmeisters Tochter," — wiederholte der Forstgehilfe. — „Nun erklärt sich mir auch der gute Gesang, den ich vorhin hörte. Der Vater hat Sie gewiß schon recht in die Schule genommen."

„Das schon;" — antwortete Veroni — „aber ich singe auch selbst recht gerne."

„Nun, dann werde ich öfter Ihren Gesang hören, und ich will künftig keine Unterbrechung mehr wagen."

„Aber ich werde mich hüten, wieder zu singen, wenn ich so nahe am Walde bin," — entgegnete Veroni mit einem anmuthigen Lächeln. Es war ihr jetzt ihr natürliches, unbefangenes Wesen wiedergekommen. Daher sagte sie: „Es dürfte nunmehr der Herr Forstgehilfe schon weiter gehen; denn ich muß meinen Graskorb aufnehmen und heimtragen."

„Gerade deßhalb will ich noch ein wenig bleiben und aufhelfen; denn ich habe schon gesehen, daß sich die Mädchen recht anstrengen müssen, bis sie den Korb auf den Rücken bringen."

Bei diesen Worten ergriff der junge Mann auch gleich den bereits hochauf mit Gras beladenen Korb und wollte ihn dem Mädchen auf den Rücken geben. Aber diese wehrte mit Lachen ab und sagte: „Nur gemach, junger Herr, nur gemach! Zuerst muß ich noch diesen Vorrath da auflegen und dann mit dem hier am Korbe befestigten Strick die Bruge reiteln und binden."

Der Forstgehilfe sah bei dieser Arbeit zu und bewunderte die Gelenkigkeit und den sittsamen Anstand ihrer Bewegungen. Inzwischen erzählte er, daß in der Gegend, wo er früher gewesen sei, sich die Mädchen nicht so plagen müßten mit Grasholen, weil dort alles Vieh den ganzen Sommer durch auf die Almen getrieben werde.

Veroni bemerkte aber dagegen: „Ei, das ist meine liebste Beschäftigung, und es wäre mir leid, wenn mein Vater einmal seinen Sinn durchsetzte gegen die Mutter, und ich dürfte nicht mehr grasen gehen. Aber nun, wenn Sie so gut sein wollen und mir den Korb auf den Rücken heben, bis ich die Tragbänder da unten befestigt habe, so brauche ich mich nicht auf den Boden zu setzen. So — und nun sollen Sie schön bedankt sein."

Indem sie einen „guten Abend!" bot, eilte sie so leicht mit der schweren Last auf dem Rücken davon, als hätte sie nichts zu tragen. — Der junge Forstmann wünschte ihr „glückliche Heimkunft," und hätte gerne auch „auf baldiges Wiedersehen!" hinzugefügt; aber er brachte diesen Herzenswunsch nicht mehr über die Lippen, son-

dern blickte dem Mädchen in stillem Sinnen nach. Veroni wußte sich jedoch bald seinen Blicken zu entziehen, indem sie zwischen Aecker einbog, deren Umfriedigung mit dicht an einander stehenden Tannenbäumchen sie für ihn unsichtbar machte. Ihre Gedanken waren aber gleichwohl bei dem „hübschen und artigen Forstgehilfen;“ doch ließ sie sich zu Hause keine Silbe merken von ihrer Begegnung mit ihm.

Auf den nächstfolgenden Tag freute sie sich, und doch ward ihr auch wieder bange. Sie fühlte eine ängstliche Beklommenheit in ihrem Herzen bei dem Gedanken, daß sie wieder mit dem Jäger zusammentreffen könnte, und doch konnte sie sich des Wunsches und des freudigen Verlangens nicht erwehren, ihn wiederzusehen. Jedenfalls wäre es ihr sehr leid gewesen, wenn etwa Regenwetter oder eine andere dringende Arbeit sie abgehalten hätte, nach Gras in das Feld zu gehen.

Als aber am folgenden Morgen die Sonne in lieblichem Strahlenglanze an dem blauen Himmelszelte heraufstieg, und die Mutter ihr ankündigte, daß sie nach dem Mittagsessen wieder an ihr gewöhnliches Geschäft im Felde gehen müsse, war ihr Wunsch zwar erfüllt, allein eine neue Sorge stieg in ihr auf. In die Nähe des Waldes durfte sie nicht gehen, das war ihr klar. Sie hätte sich dadurch ja den Schein bereitet, als suche sie den Forstgehilfen auf oder laufe ihm nach. Und in seiner Achtung hätte sie nicht fallen, sondern lieber steigen mögen. Und doch eine neue Zusammenkunft mit ihm wäre ihr sogar lieb gewesen, weil sie meinte, sie habe sich gestern gar zu ungeschickt und bäuerisch benommen und müsse ihm eine bessere Meinung von sich beibringen. Unter dem inneren Zwiespalt dieser Sorge ging sie aus dem Hause fort, ohne einen bestimmten Entschluß gefaßt zu haben. Nur sorgfältiger hatte sie sich gekleidet, als gewöhnlich, und ihre Haarflechten hatte sie sich besser geordnet. Die anderen Dorfmädchen, die sie so in's Feld gehen sahen, bemerkten sie auch, und Eine fragte wohl die Andere: „Hast die Schulmeisters Veroni gesehen?“ „Schätz' wohl!“ — hieß es hierauf —, „man sollt' meinen, sie ging' zum Tanz, wenn sie den Korb nicht auf dem Rücken hätt'.“

„Will nur sehen, wo d i e Hoffart noch fällt!“ — bemerkte eine Dritte mit spöttischer Miene. Inzwischen hatte Veroni eine ganz andere Richtung auf der Flur eingehalten, als ein Gang in die Nähe des gestern besuchten Grasplatzes erforderte. Und sie suchte sich auch einen breiten Feldrain aus, der mit hohen Hasselnußstauden bewachsen war, zwischen denen sie auch nicht bemerkt werden konnte, selbst wenn sie aufrecht stand. Eine Zeit lang ging sie fleißig und in sich gekehrt ihrer Arbeit nach; dann wurde sie unruhiger und sah sich manchmal in der Gegend um, indem sie, auf den Zehen stehend, über die Stauden sich zu erheben suchte. Bei weiterer Arbeit fing sie an, leise zu singen:

Tausend Grüße schick' ich hier
Durch den kühlen Wind zu Dir,
Denke stets an Dich,
Denk' Du auch an mich!

Lieder- und sangreich, wie sie war, mochte sie in Gedanken den Text manches Liedleins sich wiederholen, weil sie bald diese, bald jene Melodie vor sich hintrillerte, zu der sie die Worte nicht laut werden zu lassen wagte. Manchmal wurde von einem Liede ein einziger Vers auch in Worten vorgetragen, wie der:

So viel Stern' am Himmel stehen,
An dem goldnen, blauen Zelt,
So viel Schäflein, als da gehen
In dem grünen, grünen Feld;
So viel Vöglein als da fliegen,
Als da hin und wieder fliegen,
So vielmal sei Du gegrüßt,
So vielmal sei Du gegrüßt!

Endlich wurde sie ganz stille. — Rasch setzte sie ihre Arbeit fort, und man konnte in ihren Augen einen feuchten Glanz wahrnehmen, auf ihrem Antlitz aber etwas wie beleidigten Stolz bemerken.

Als sie das Gras auf dem Korbe aufbeugte und diesen nun auf den Rücken nahm, war ein gewisser Trotz an ihr nicht zu verkennen, der zu sagen schien: ich kann dieß auch ohne Beihülfe.

Ein paar Mal sah sie sich um nach dem Walde, als sie aus dem Gesträuche des Feldrains auf den Fahrweg herausgetreten war; zuletzt aber e i l t e sie förmlich dem Dorfe zu, als ob sie Jemanden entlaufen

wollte, und zu Hause konnte sie den ganzen Abend hindurch über Unmuth und Schmerz getäuschter Hoffnung nicht Meister werden. Es war ihr ganz lieb, daß die Mutter für die nächstfolgenden Tage eine Arbeit im Garten bestimmte. Sie konnte dabei ihren Unmuth bis zu dem Liede steigern:

Geh' Du nur immerhin,
Wo Du gewesen hast,
Und binde Deinen Gaul
An einen dürren Ast.
Ohne Dich kann ich schon leben,
Ohne Dich kann ich schon sein.

Ach, hätte Veroni gewußt, wie schwer es dem Forstgehilfen — den wir von nun an mit seinem Namen „Ferdinand“ bezeichnen wollen — auf das Herz fiel, als er am Tage nach seinem Zusammentreffen mit ihr vom Revierförster in eine entfernte und entgegengesetzte Waldung des Reviers geschickt wurde; hätte sie gesehen, wie er an zwei folgenden Tagen am Walde und in den Feldern um Wendenreuth herum suchte, als gälte es, die verlorene Fährte eines Rehes aufzuspüren, sie wäre nicht so trotzigen Muthes und harten Sinnes gewesen; sie hätte aber auch lustiger gearbeitet und seliger — wenn gleich nicht ruhiger — geschlafen und geträumt! — Zum Glück für Beide kam der Sonntag herbei, und Ferdinand besuchte zum ersten Male die Kirche zu Wendenreuth. Er ging auf den Chor, und seine Erscheinung in schönster Jägerkleidung erregte nicht wenig Aufmerksamkeit bei den anwesenden Musikern und Sängern. Eins fragte das Andere so leise und doch so laut, daß es Ferdinand hören konnte: „Wer ist denn das?“ und als Antwort konnte er allenthalben ein Schütteln des Kopfes bemerken. Aber eine Person wurde bei dem Eintritt Ferdinands roth, „wie mit Blut übergossen“, und wandte ihre Augen so schnell von ihm ab und in das vor ihr liegende Notenblatt, daß es schien, als wären alle ihre Gedanken nur mit den Zeichen und Worten vor ihr beschäftigt, während diese doch in einer Bewegung zwischen den Fragen: „Kommt er Dir zum Spott oder aus Lieb' zu Dir?“ herumgetrieben wurden, wie ein Mühlrad, auf das sich die schäumenden Fluthen eines Gebirgsbaches stürzen.

Auch Ferdinand war sichtbar bewegt, als er Veroni in ihrem Sonntagsstaate erblickte, dessen Glanzpunkt ein Münchener Ringelhäublein und ein schwarzsammtenes Mieder, mit Silberketten reichlich behangen, ausmachte. Denn gerade diese Kleidungsstücke ließen ihr Gesichtchen in seiner vollen Anmuth hervortreten, und der Schimmer des rothseidenen Busentuches erhöhte noch den Carmin ihrer Wangen. Der Schulmeister aber, welcher sich durch den Eintritt des vornehmen Jägerburschen in den Bereich seines Commandostabes höchlichst geehrt fühlte und daraus auch den Schluß zog, daß dieser „musikalisch“ sei, — ging alsbald mit einer Verbeugung zu ihm heran und fragte: ob er etwa zur Production der heiligen Messe mitwirken, und welches Instrument er übernehmen wolle? Ferdinand, der auf Schulen unter den Seminaristen war, denen Kirchengesang und Kirchenmusik als Leistung für den Genuß eines Stipendiums oblag, hatte Kenntniß und Uebung genug, um sicher zu sein, daß ihm in der Dorfkirche nichts vorgelegt würde, was seine Kräfte überstiege, und sagte deßhalb unbedenklich, er wolle die Tenorstimme übernehmen. — „Kommen einige schwere Sätze vor“ — bemerkte der Schulmeister — „und auch einige Soli und Terzetten.“

„Werden schon gehen,“ — meinte Ferdinand und nahm die dargereichte Stimme zur Hand, um sich darin einigermaßen umzusehen. Die Mädchen, welche Sopran und Alt sangen, standen zunächst an der Brüstung des Chores, und der Tenorsänger kam nach der Anordnung des Schulmeisters gerade hinter seine Tochter zu stehen. Diese wagte keinen Blick rückwärts zu thun und gerieth in sichtbare Angst. Fürchtete sie ja nicht nur, daß man ihrer Stimme die Unruhe und das Beben ihres Herzens anmerken möchte, sondern auch, daß Ferdinand fehlen und dadurch Verwirrung anrichten könne.

Doch legte sich ihre Furcht bald, als sie bei dem ersten Chore schon die Sicherheit vernahm, mit welcher dieser alle Noten traf. Und dadurch wurde sie nicht nur von dem einen Theile ihrer Furcht befreit, sondern fühlte sich auch für ihre Person ermuthigt zu einem gewissen Wetteifer mit ihm, der beweisen sollte, daß sie

an Stimme und Kunst ihm würdig zur Seite stehen dürfte. — So kam es, daß besonders das Terzett des Sopran, Alt und Tenor, in einem lieblichen Andante gut harmonisirt, mit einer Virtuosität vorgetragen wurde, die ihren Eindruck auch bei der ungebildeten Menge nicht verfehlte.

Der Schulmeister aber war ganz begeistert und konnte am Schlusse des Gottesdienstes gar nicht satt werden, dem trefflichen Tenorsänger das allseitigste Lob zu spenden. Und da er jetzt vernahm, daß er Gehilfe an dem nahe gelegenen Forstrevier Waldhaus sei, so bat er ihn dringend, doch ja recht fleißig zu seinen Kirchenmusiken mitzuwirken und auch zu jeweiligen Proben in sein Haus zu kommen. Beides sagte Ferdinand mit der größten Bereitwilligkeit zu, und daß er nun auch mit Veroni ein Gespräch anknüpfte, konnte kein Mensch auffallend finden, zumal das schüchterne und befangene Benehmen des Mädchens nicht vermuthen ließ, daß Beide einander schon früher kennen lernten.

Seine Zusage erfüllte Ferdinand fleißig, und die Schüchternheit Veroni's in seiner Gegenwart verlor sich immer mehr. Der Schulmeister aber war ganz glücklich, eine solche musikalische Kraft, wie sie der junge Forstmann namentlich im Gesang hatte, für sich und die Kirche gewonnen zu haben. Ferdinand spielte auch Klavier, und auf einem Instrumente, das unser Schulmeister erst durch ihn kennen lernte, besaß er große Fertigkeit. Es war dieß die Zither. Im südlichen Gebirge Baierns war die Zither unter den Landleuten schon längst gebräuchlich und üblich zur Begleitung des Gesangs. Aber erst in der neueren Zeit erhielt sie eine Vervollkommnung und Ausbreitung, daß die Guittarre von ihr ganz verdrängt zu werden scheint, selbst in gebildeten Zirkeln. Zu einfachen Liedern, namentlich zu den Tyroler oder Steier'schen Jodlern und zu „Schnaderhüpferln“ war die Zither schon in ihrer ursprünglichen und einfachen Construction wohl anzuhören.

Text, Melodie und Begleitung solcher Lieder war dem Schulmeister am Böhmer Wald neu, und er forderte öfters den Forstgehilfen auf, so einen Tyroler Jodler zu singen, obschon er meinte, die Worte paßten nicht wohl für junge Leute. „Doch über der Musik,“ setzte er hinzu, „müsse man der Worte vergessen, und die Töne lassen auch dem Worte keinen Zugang in Herz und Sinn.“

Veroni aber dachte anders. Sie hatte längst gefühlt, wie durch die Töne der Musik und gerade durch die liebliche Stimme, mit welcher Ferdinand die Lieder vortrug, die Worte recht tief in die Seele dringen und sich da festsetzen, um eine Gluth anzufachen zu lodernder Flamme. Sie wußte auch das in andern und fremdartigen Gegenden und Verhältnissen entstandene Lied recht wohl zu übersetzen und zu deuten nach dem Sinne, den Ferdinand damit verband, und den sie richtig auffaßte.

Seltsamer Weise gefiel ein Lied dem alten Schulmeister so wohl, daß es Ferdinand öfters bei seinen Besuchen im Schulhause wiederholen mußte, und gerade dieses Lied war die Brücke geworden, auf welcher die Empfindungen und Gefühle Ferdinands und Veroni's zu einander drangen und Beide in Liebe verbanden. Wir müssen dieses Lied schon mittheilen, obwohl es erst durch die Melodie das in eindringlicher Weise wird, was es sein soll. Es lautet also:

Z'nächst bin i halt gange
Ueber's Bergel in Wald,
Und da g'freut's mi, zu wohne,
Weil's Jodeln schön hallt;
Weil's Jodeln schön hallt
Im stockfinstere Wald,
Und a Dirndel dort hütet,
Des mer gar so gut g'fallt. Diri doi ꝛc.

Des mer gar so gut g'fallt,
Wie koi and're so bald,
Und schön schwarzauget ist
Und net z' jung und net z' alt,
Und net z' jung und net z' alt,
Und net z' groß und net z' klein;
Und i möcht' halt koi and're,
Als nur die grad' allein.

Als nur di g'rad allein,
Und koi and're auf der Welt,
Hätt' se no so viel Kühe
Und no so viel Geld.
Jetzt Dirndel vom Wald,
Geh', sei net so kalt,
Nimm di z'samm und sag's außer,
Ob mei Lieb' dir net g'fallt?

Aufrichtig und herzlich war die Zuneigung der beiden jungen Leute zu einander, und ohne Worte besondern Geständnisses

verstanden sie sich. Daß sie sich nicht öfter auch zusammenfanden, als bei den Musikproben und den Besuchen, zu denen Ferdinand in's Schulhaus kam, daran war zuerst die Zurückhaltung Veroni's und dann das Hereinbrechen des Winters Ursache.

Schon bei einigen Zusammenkünften auf dem Felde während des Herbstes, da es für Veroni noch Arbeiten dort gab, hatte sie Ferdinand erinnert, daß sie ihre Liebe sorgfältig verborgen halten und nicht durch auffallende Vertraulichkeit, aber auch nicht durch allzuhäufige Einkehr Ferdinands im Schulhause verrathen müßten.

„Wenn der Vater unsere Neigung zu einander merkte," — sagte sie einstmals, „so würde auch bald alle Freundschaft desselben gegen seinen beliebten Tenorsänger aufhören, und ein ferneres Zusammenkommen würde uns unmöglich gemacht werden." „Und ich habe mir erst dieser Tage vorgenommen", entgegnete Ferdinand, „förmlich bei Deinen Aeltern um Deine Hand anzuhalten und mich mit Dir zu verloben."

„O das darfst Du bei Leibe nicht thun!" — fiel Veroni ein; — „bei uns auf dem Lande weiß man nichts von Verlobungen, auf die erst nach Jahren Hochzeit folgen kann. Und eine Neuerung dieser Art würden meine Aeltern ebenso wenig zugeben, als sie mich zum Gegenstand des Spottes in der ganzen Umgegend machen würden."

„Aber so selten Dich allein sprechen zu können, ja sich solche Gewalt anzuthun und seine Liebe verborgen halten zu sollen, ist doch auch etwas, was gegen alle Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit streitet", wendete Ferdinand ein.

Veroni suchte diese Einwendung zu entkräften mit der Strophe eines Volksliedes:

„Keine Sonne, keine Flamme
Kann brennen so heiß,
Als wie verborg'ne Liebe,
Davon Niemand nichts weiß."

„Ei, wenn das allezeit gelten muß, so dürfen wir wohl niemals Hochzeit halten?" — fragte Ferdinand neckend. „Ach, so meine ich's nicht!" antwortete sie schmollend. „Aber von wem habe ich denn das Lied gelernt, in welchem es heißt:

„Es wird sich schon mache,
Denn i mein's ja so gut;
Unser Herrgott wird mache,
Daß mer z'samme uns thut!"

Ferdinand gab sich dabei zufrieden und versprach, sich stets zurückhaltend benehmen zu wollen, um so wenig als möglich von ihrem Verhältnisse an den Tag kommen zu lassen.

Bei dem alten Schulmeister gelang dieß vollkommen. Denn wie er selbst nur Auge und Ohr für Noten und Musik hatte, so konnte er auch bei Veroni und Ferdinand keine andere Neigung sehen, als welche ihre natürliche Anlage für die edle Tonkunst ihnen gab. Er wußte auch, daß Ferdinand aus einer vornehmen Beamtenfamilie stamme, und dieser Umstand ließ ihn gar nicht auf den Gedanken kommen, daß die Tochter eines Landschulmeisters ein Gegenstand seiner Liebe werden könne.

Die Frau des Schulmeisters sah schon schärfer zu und bemerkte Manches in den Blicken und den Bewegungen Ferdinands, was mehr Lust an ihrer Veroni, als an der Musik, namentlich an der kirchlichen, verrieth. — Aber theils fand sie die Freude an ihrer Tochter ganz gerecht, theils schmeichelte jede der Tochter geschenkte Aufmerksamkeit ihrer Eigenliebe. So ging der ganze Winter in Harmlosigkeit und ungestörter Freude vorüber.

Der Frühling jedoch gab der Eifersucht Gelegenheit, in das trauliche und hoffnungsselige Verhältniß zwischen Veroni und Ferdinand und in das häusliche Glück des Schulmeisters einen verzehrenden Brand zu werfen.

Des Hirselbauers Toni hatte längst ein Auge auf Veroni geworfen, und da er von mütterlicher Seite her mit der Schulmeisterin verwandt war, da ihm einst sein Hofgut schuldenfrei zufiel, und auch Veroni ein hübsches Heirathsgut zu erwarten hatte, so konnte Toni keinen Augenblick in Zweifel sein, daß sowohl seine Aeltern, als auch die Aeltern der Veroni zu seinem stillen Wunsche dereinst ihre freudige Zustimmung abgeben würden, wenn er diesen laut werden liesse. Damit pressirte es aber dem Toni nicht. Denn seine Aeltern konnten noch lange Alters halber selbst hausen, und die Veroni war ihm auch gewiß nach seiner

Meinung. Sprach sie doch jedesmal, so oft sie ihm begegnete, freundlich mit ihm über seine Geschäfte, fragte auch nach dem braunen Kalbel oder nach dem Fohlen und lud ihn je zuweilen ein.

Aber Toni konnte es dem Schulmeister nicht vergessen, daß er seinem zähen Verstande und seinem schlechten Gemerke so oft und so empfindlich mit dem Stock hatte nachhelfen wollen, und es juckte ihm schon der Rücken, wenn er nur an dem Schulhause vorübergehen mußte. Bei'm Eintritt in dasselbe wären ihm sicher alle die Tatzen und Stockstreiche, die er dort während seiner Schulzeit erhielt, als böse Geister entgegengetreten und hätten ihn hart geängstigt.

Das Zusammengelaufe braucht's auch nicht, — meinte Toni — und wenn einmal die Anfrage geschehen ist, so hält man bald Hochzeit; mit zwei oder drei Einkehren im Schulhaus ist Alles abgemacht.

Das waren die Selbstgespräche und Berechnungen der Liebe, wie sie Toni anstellte, kalt genug, daß Niemand hier eine Wärme, geschweige eine Gluth geahnet hätte, die zu hellen Flammen ausbrach, als vom Winde der Eifersucht sie eingeblasen wurde.

Dem Toni war längst schon die Freundlichkeit und Vertraulichkeit auffallend und ärgerlich, in welcher Ferdinand mit der Veroni sich unterhielt in der Kirche. Die Musiker haben zu Zwiegesprächen auch in der Kirche Recht und Veranlassung, und wenn hiervon mehr, als grade nothwendig, Gebrauch gemacht wird, so darf das am allerwenigsten den Hauptpersonen übel genommen werden. Solche Einsicht hatte freilich Toni nicht. Und da die Empore der Dorfkirche, auf welcher die Männer und die jungen Bursche saßen, bessere Aussicht bot auf den Chor, als auf den Altar, so richtete Toni auch seine Aufmerksamkeit mehr auf die Blicke und Gespräche, die Ferdinand und Veroni mit einander wechselten, als auf die Funktionen des Geistlichen. Dadurch kam es, daß er stets zornig, aber nie erbaut nach Hause kam. Und wenn Vater und Mutter bei dem Mittagsessen über den schönen Gesang der Veroni sprachen, so machte er seinem Zorne Luft, indem er ganz hastig um so größere Stücke Schweinefleisch und vollere Gabeln Sauerkraut vertilgte. Aber nicht mit einer Silbe gab er zu erkennen, wie es in ihm kochte. — Dafür stand er immer auf der Lauer, wenn er wußte, daß der Forstgehilfe im Schulhause sei. — Er wollte wissen, wie lang er sich dort aufhalte, und ob ihm etwa die Veroni das Geleit gebe bis unter die Hausthüre, wann er fortging. Das mußte er auch oft sehen und noch dazu, wie der Forstgehilfe der Veroni zum Abschiede die Hand reichte, und wie er ihre Hand lange in der seinigen hielt, und wie sie immer etwas mit einander zu plaudern hatten.

„Es nicht anzusehen", — brummte Toni stets zornig in sich hinein, und doch sah er immer hin und suchte immer wieder dasselbe zu sehen.

Auch dieser Bauernbursche bewies die Richtigkeit der Erklärung, die ein berühmter Mann von der Eifersucht giebt. „Die Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft."

Ging er doch, als der Frühling herangekommen war, auch auf dem Felde der Veroni unvermerkt nach, um zu sehen, ob nicht der Jägerbursche sie daselbst aufsuche. — Manche Stunde, die er bei der Arbeit zubringen sollte, verschlenderte er so auf sein Ablauern. War dann die anbefohlene Arbeit zur bestimmten Zeit nicht vollendet, so schalt der Vater den Toni wegen seiner Faulheit. Dieser aber ging mürrisch weiter, ohne irgend eine Entschuldigung oder Gegenrede vorzubringen. Nur die Mutter suchte den Unwillen des Vaters zu begütigen, indem sie sagte: „der Bub ist nicht recht gesund; ich merk's schon lang an ihm. Wenn nur die schleichend Sucht nicht zum Ausbruch kommt bei ihm!" Unter der „schleichenden Sucht" versteht man aber jedes noch unerkannte Körperleiden, das irgend einer bestimmten schweren Krankheit vorangeht.

Wirklich kam auch Toni's „schleichende Sucht" zum Ausbruche, aber nicht in einer Krankheit, sondern in einem an Wuth grenzenden Zorn. Zu Anfang des Monats Juni war er eines Tages auf dem Felde, um grünen Klee zu mähen und nach Hause zu führen. Einige Feldstücke weiter gegen

den Wald hin war Veroni mit Grasen beschäftigt. Toni blickte während des Mähens immer in diese Gegend des Waldes hin, ob nicht der Forstgehilfe aus demselben herauskomme und die Veroni aufsuche. Dabei kam er öfters mit der Sense zu tief, und indem er in den Boden traf, machte er sie stumpf, so daß er sie wieder wetzen und schärfen mußte. Auch bei diesem Geschäfte sah er sich ringsum und richtete seine Blicke immer wieder dahin, wo Veroni war. Einmal kam er ebendeßhalb mit dem rechten Zeigefinger in die Schärfe der Sense und schnitt sich so, daß das Blut über die Hand und auf den Boden hinrieselte. Eine Verwünschung gegen den Jägerburschen stieß er dabei aus, statt seine eigene Unaufmerksamkeit zu schelten, und mähete im Zorne fort, ohne auf die blutende Wunde zu achten. —

Da kam Ferdinand aus dem Walde und sah sich, soviel als möglich, auf den Feldern um. Sehen konnte er die Veroni nicht; aber bald hörte er mit heller, wohlklingender Stimme singen:

Nichts mehr thut mich erfreuen,
Als wenn der Sommer angeht,
Da blühen die Lilien im Garten,
Da blühen die Rosen im Feld.

Er wußte nun, nach welcher Richtung er seinen Gang fortsetzen mußte. Denn daß die Sängerin Veroni war, konnte ihm nicht zweifelhaft sein. Toni mußte jetzt sehen, wie diese Beiden ihres Zusammentreffens sich freuten, mit einander plauderten und scherzten. Es verging ihm vor Zorn und Ingrimm das Gesicht. „Sollt' ich nicht hin und dem hergelaufenen Burschen meine Sense in den Leib schlagen?“ so fragte er sich selbst. Die Antwort auf diese Frage gab er sich auch gleich:

„Ja, wenn er nur sein' Flinten nicht anhängen hätt'; die könnt' doch geladen sein.“

Noch einmal erhob er sich auf den Zehen, um über die Stauden der dazwischen liegenden Feldraine hinsehen zu können an den Ort, wo die Personen standen, die seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen und seinen Zorn erregten.

Was er da gesehen, können wir nicht berichten; aber plötzlich warf er seine Sense weg, ließ den Wagen mit den daran gespannten Ochsen stehen und ging eilenden Schrittes dem Dorfe zu. In demselben Augenblicke hatte sich auch Ferdinand von der Veroni getrennt. Er schritt auf den nahen Wald zu, indem er sang:

Ich habe den Frühling gesehen,
Und ich habe die Rosen begrüßt,
Und die Nachtigall hab' ich belauschet
Und ein liebliches Mädchen geküßt.

Toni dagegen verursachte zu Hause — namentlich bei seiner Mutter keinen geringen Schrecken.

Er hatte das Blut, das von dem verwundeten Finger über die Hand hinrann, nicht abgewischt und war nun weit über den Arm hin mit Blut befleckt. Da er auch in Hemdsärmeln auf dem Felde war, so gaben die Blutflecken an diesen den Schein einer weit größeren Verwundung, als er wirklich hatte.

Mit dem Ausrufe: „Um Gottes Willen, Toni, was ist Dir?“ lief ihm die Mutter entgegen. Dieser wollte doch den eigentlichen Grund seines Unmuthes und seiner Heimkehr ohne Gespann und Sense nicht angeben und entgegnete: „Wird nicht viel sein da am Finger. Der Vater soll nur auf's Feld 'naus und das Klee holen.“

Aber was bei Toni Zittern vor Zorn war, hielt die Mutter für Folgen der Verwundung und fing an, laut auf zu weinen und zu jammern, ohne nur zu wagen, sich nach der Wunde umzusehen. Der herbeigeeilte Vater hatte sich bald überzeugt, daß keine Ursache vorhanden sei, für Toni Gefahr zu fürchten und ein so großes Lamento zu erheben. Deßhalb wandte er sich mit Unwillen gegen sein Weib und rief ihr zu: „Halt doch 's Maul und schrei die Leute nicht zusammen, als brennt' es im Haus. Ich glaub', daß Du, wie der Bub, närrisch bist. Der soll zum Brunnen hin und sein' Hand waschen.“ Mit diesen Worten ging er fort, um das Gespann nebst Sense und Klee vom Felde zu holen.

Die Mutter aber beschäftigte sich mit dem Toni, der sich die Hand von Blut reinigen und den Finger verbinden ließ, wie ein kleines Kind, und als sie sich überzeugt hatte von der Ungefährlichkeit und Unerheblichkeit der Wunde, sagte sie: „Bist doch ein ungeschicktes Ding.“ — Aber Toni

ging, ohne einen Laut von sich zu geben, in das Haus, holte sich aus dem Vorrathskasten der Mutter ein Stück geräuchertes Schweinefleisch nebst Brod und Branntwein. Hiermit setzte er sich an den Tisch in der Stube und verbiß seinen Zorn. Daß er dabei über einem ernsten Plane brütete, konnte man ihm ansehen. Ja ein aufmerksamer Beobachter hätte an dem schnelleren oder langsameren Kauen, an den größeren oder kleineren Stücken, die er in den Mund und von da weiter beförderte, genau den innern Gedankenfortschritt bei der Erwägung seiner Racheplände bemerken können. Aber erst als er den letzten Brocken Fleisch zermalmt und den letzten Schluck Branntwein hinabgeschüttet hatte, mußte er zu einem Resultate gelangt sein.

„Was spinnst und summirst nur?" fragte die Mutter wiederholt kopfschüttelnd.

Aber Toni gab keine Antwort. Er stand auf und ging zur Thüre hinaus. In dem Garten, der an das bescheidene Gemüsgärtlein des Schulmeisters stieß, stellte er sich auf und sah unbeweglich über den Gartenzaun hinüber. Eine geraume Zeit hatte er schon da gestanden, als die Schulmeisterin aus dem Hause kam und in ihr Gärtlein trat. Sobald Toni ihrer ansichtig wurde, fuhr er heraus: „Schulmeisterin, Eure Veroni wird nicht Hirselbäuerin! Sie kann sehen, wo sie nochmal so 'ne Gut kommt, wie meins. Mit so 'ne hergelaufnen Jägersbursch hält sie's. Sein ganzer Viehstand ist ein ausgehungerter Hund. Jetzt heur' ich des Melcherbauern Miedel." —

Das war die längste Rede, die Toni in seinem Leben hielt, und er war dabei so in's Feuer gerathen, daß er schnaubend und pustend, wie ein leck gewordner Blasbalg einer Dorfschmiede, sich umdrehte und fortging.

Vergebens rief ihm die Schulmeisterin nach: „Toni, so hör' doch nur!" Er wollte sich nicht mehr um den Triumph seiner Rache bringen lassen. Und in seiner Meinung war das auch die bitterste Rache, die er üben konnte, seinen Besitz der Veroni zu entziehen und einer Andern zuzuwenden. Die Schulmeisterin, welche in Toni die Lust zu Veroni geweckt und genährt hatte, war auch ganz betroffen durch seine zornige Aufkündigung. Daß ihr Hoffnungs- und Glücksbau, den sie mit kluger Berechnung aufgerichtet hatte, nun auf einmal zusammenstürzen sollte, verursachte ihr keinen geringen Schmerz.

Diesen konnte sie nicht durch Schweigen in sich verwinden, zumal sie die erste Veranlassung desselben in dem Benehmen ihres Mannes fand. Hatte doch er die Unlust zum Bauernstande und die hochstrebenden Gedanken in Veroni geweckt durch den Unterricht in der Musik, den er ihr so anhaltend gab; hatte doch er dem Forstgehilfen Gelegenheit verschafft, in's Haus zu kommen und mit Veroni eine Liebschaft anzuknüpfen, die den Zorn Toni's erregte und sie um den künftigen Besitz des Hirselbauernhofes bringe.

Das mußte die Schulmeisterin ihrem Manne gehörig einreiben; dadurch wollte sie sich an ihm rächen für alle die verweisenden und abweisenden Reden, die er ihr gab, so oft sie verlangte, er solle das Mädel nicht mit so unnützem Zeuge beschäftigen, wie das Singen und vollends das Klavierspielen sei.

Daher ging sie denn auch gleich vom Garten in die Stube, wo ihr Mann damit beschäftigt war, die Partitur einer neuen Messe durchzugehen, die er demnächst in der Kirche zur Production bringen wollte.

Hier schüttete sie ihr von Schmerz über vereitelte Hoffnung volles und von Rachsucht kochendes Herz aus durch einen reichen Erguß von Vorwürfen, die sie der Eröffnung dessen, was sie soeben durch Toni hören mußte, beimischte.

„Wer hat denn dem Bauerntölpel den Floh hinter's Ohr gesetzt, daß er meine Tochter zur Frau bekommt?" — fragte der Schulmeister mit einer Fassung und Ruhe, die gegen die Hitze des Weibes ganz auffallend abstach und diese noch mehr zum Eifern reizte. „Du wirst doch nicht glauben, daß ich mein Kind an den größten Dummkopf, den ich je in meiner Schule hatte, verhandeln will?" fuhr er fort. „Sollst Dich schämen und Sünden fürchten. Aber eine bedenklichere Sache ist, die ich da von der Veroni und dem Forstgehilfen höre."

Diesen Faden griff die Schulmeisterin auf, um eine ganze Reihe der ausgesuch-

testen Perlen von Schmähungen gegen ihres Mannes verkehrte Kinderzucht daran aufzufassen und ihm an den Hals zu hängen. Da fühlte er sich aber an seiner empfindlichsten Stelle, an seiner pädagogischen Ehre angetastet. Darum gebot er ihr mit dem Ernst und der Strenge eines Schulmonarchen, der sein absolutes Regiment am allerwenigsten durch ein weibliches Parlament beschränken lassen will, daß sie ihrer Zunge einen Zaum anlegen und hierüber sofort ganz stille sein solle. Doch ruhiger fügte er gleich hinzu: „Der Gegenstand fordert Ueberlegung und geziemende Besprechung mit dem Mädel, Basta!" — Und hiermit ging er zur Thüre hinaus.

Als Veroni vom Felde nach Hause kam, merkte sie an der Zurückhaltung und Nachdenklichkeit des Vaters, sowie an den rothgeweinten Augen der Mutter, daß es Streit zwischen ihnen gegeben haben müsse. In kindlicher Ehrfurcht wollte sie nicht nach der Ursache fragen. Die Mutter konnte aber nicht schweigen, sondern suchte Veroni bald bei ihrer Arbeit im Stalle auf und hielt ihr unter vielen Vorwürfen und Scheltworten vor, was sie für unsinnige Streiche mache mit dem Forstgehilfen, wie sie dadurch ihr eigen Glück einer Heirath des Toni von sich gestossen habe und den Hausfrieden störe. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf sie diese Eröffnung, und sie sah Gewitter und Sturm gegen sich heranziehen, davor sie in Furcht und Schrecken gerieth. Thränen waren die einzige Antwort, die sie der Mutter geben konnte. Was sollte sie sagen, was thun, wenn nun der Vater sie zu Rede stellte? Diese Frage beschäftigte und beunruhigte sie. Aber der Vater handelte auch hier nach dem Grundsatze, den er in wichtigen Angelegenheiten befolgte, und wofür er den Ausdruck gebrauchte: „Die Sache will beschlafen sein." — Die Stille, sowie das Dunkel der Nacht läßt dem Nachdenken mehr Raum, als die Unruhe des Tages, und wenn auch das Nachdenken vom Schlafe wirklich überholt wird, so bringt dieser Aufregung und Leidenschaft zu einer Ruhe, bei welcher das Urtheil richtiger und die Handlung sicherer wird.

Er ließ auch am folgenden Tage noch manche Stunde vorübergehen, ehe er die Tochter in's Examen nahm. Eine Gelegenheit wartete er ab, wo er ungesucht mit ihr allein beisammen war. Veroni hatte durch eine schlaflose Nacht eben so viel gewonnen, daß sie zu einem bestimmten Entschluß gelangt war, und dieser bestand darin, mit unumwundener Offenheit dem Vater ihre Liebe zu Ferdinand zu gestehen und ihn zu bitten, ihren Herzensbund nicht zu zerreissen, bis daraus auch ein Ehebund werden könne. Diesem Entschlusse gemäß redete sie auch, als sie der Vater über ihr Verhältniß zu Ferdinand befragte. Wohl gefiel dem Schulmeister die Offenheit und Bestimmtheit seiner Tochter. Er erkannte darin eine Frucht seiner Erziehung, die auf Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit auch in der Schule drang und das Gegentheil bei seinen Schülern mit dem Haselstock empfindlich zu verleiden suchte. Aber er hatte auch seinen bestimmten Entschluß gefaßt, und dieser wurde ebenfalls der Tochter unverhohlen kundgegeben. „Ferdinand hat noch keine Stelle, auf die er heirathen kann," sagte er mit einer Würde, die der Tochter als schneidende Kälte erschien, — „wird auch noch manches Jahr hingehen, bis er eine solche, wer weiß wo? bekommt. Inzwischen verraucht das Feuer, das die jungen Leute Liebe nennen, oder es wird an einem anderen Orte ein anderes angeschürt." — Veroni wollte hier dem Vater in die Rede fallen; aber er machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand und fuhr fort: „Weiß schon, was Du sagen willst. Aber auch Siegel und Brief machen solche Versicherungen nicht fest. Ferdinands Eltern müßten ihre Zustimmung zu seiner Verehelichung mit Dir geben; sie sind vornehmen Standes, und ich möchte nicht ein Eindringling sein und Bücklinge machen, bin zu steif hierzu. Und gesetzt, es käme so weit, wie Du meinst und wünschest, — willst Du Dein Leben im Walde zubringen und in der Einsamkeit? Gewöhnlich stehen ja doch die Wohnungen der Förster ganz allein in der Mitte des Waldes, der zum Reviere gehört. Und dieß Leben macht rauh. — Nein, nein! die Sache nach allen Seiten wohl überlegt und erwogen, muß ich Dir sagen: es ist nichts. Besser, ein paar Tage trauern

und weinen, als ein ganzes Leben durchseufzen und — Ich werde dem Forstgehilfen schreiben und ihn ersuchen, von meinen Kirchenmusiken und von meinem Hause sich ferne zu halten."

Das war freilich eine harte Rede für Veroni, die ihr heiße Thränen auspreßte; aber der Vater ließ sich dadurch so wenig rühren, als durch das Geheul eines bösen Schulbuben, dem er mit ungebrannter Asche den Theil des Leibes tüchtig einrieb, der seiner Unzerbrechlichkeit wegen besonders dienlich ist, gute Lehren tief einzuprägen. Er ließ sie in ihren Thränen stehen und ging auf sein Schul- und Studirzimmer, um da den wichtigen Brief an den Forstgehilfen abzufassen. So ruhig und kalt er auch bei diesen Verhandlungen zu sein schien, so war er doch in seinem Innern tief erregt.

Hätte der tölpische Toni beurtheilen und bemessen können, welches Feuer der Trübsal er im Hause des Schulmeisters angezündet hatte, er hätte sich gefreut über das gute Gelingen seiner Rachsucht, obschon die Trauer und der Schmerz wenigstens bei dem Schulmeister und seiner Tochter einen ganz anderen Grund hatten, als den Verlust des Toni sammt seines Hauses.

In welches Gewand der Schulmeister seinen Brief an den Forstgehilfen kleidete, können wir nicht sagen, obschon wir seinen Inhalt genau kennen.

Dem Verbot seines Hauses und der Theilnahme an den Kirchenmusiken war nur noch die bittere Bemerkung beigefügt, daß der Mißbrauch der heiligen Stätten, wie Kirche und Schulhaus, zu Anknüpfung sündlicher Liebschaft durchaus nicht dazu angethan sei, Gutes zu hoffen, weshalb auch keine schriftliche Erklärung angenommen werden könne.

Dieser herbe Absagebrief wurde durch einen musikalischen Kunstgenossen des Schulmeisters, durch den kirchlichen Paukenschläger, an den Forstgehilfen befördert. Gerade weil dieser Mann meist der Schweigsamkeit vor seinem Instrumente sich befleißigen mußte und nur bei einem kirchlichen „Tusch" oder bei gewissen Ausgängen eines Meßtheiles recht Lärm schlagen durfte, so hielt ihn der Schulmeister für ganz geschickt, in dieser Angelegenheit den Briefträger zu machen. War er ja doch schon gewohnt, nur nach dem Wink des Schulmeisters auf seinen Pauken zu handeln, da er Noten zu lernen nicht genug geistige Fähigkeiten besaß. — Um was es sich zwischen ihm und dem Forstgehilfen handle, würde am allerwenigsten der „Pauken-Matthes" — so hieß er im Dorfe — herausbringen, meinte der Schulmeister. Aber dießmal betrog er sich selbst. Denn der Matthes war schon längst vom Forstgehilfen benutzt worden, kurze schriftliche Notizen von ihm an Veroni zu bringen. Und er durfte seiner Verschwiegenheit um so mehr trauen, als er seine Augen jedesmal abwendete, wenn der Matthes Holz im Walde holte und mit seinem Beile sich an einen unrechten Stamm verirrte.

Der Matthes war auch nicht so dumm, daß er nicht merken sollte, was der Brief des Schulmeisters enthielt. Er sagte deßhalb gleich bei Ueberreichung desselben: „Die Antwort geben Sie mir halt an die Veroni." Dabei machte er ein so pfiffiges Gesicht, daß Ferdinand darüber sicherlich in Lachen ausgebrochen wäre, wenn ihm nicht gleich die lange Epistel des Schulmeisters etwas Wichtigeres zu enthalten geschienen hätte, als eine Einladung zu einer Musikprobe, wie sie wohl sonst hie und da der Pauken-Matthes überbrachte.

Darum schickte er den Boten auch gleich wieder fort mit den Worten: „Die Antwort werde ich selbst überbringen." Aber der Pauken-Matthes, der Ursache zu haben glaubte zu gerechtem Zweifel an dem Ernst dieser Abfertigung, entfernte sich nur langsam, indem er sagte: „Der Herr Forstgehilf' kann mich finden im Walde, wenn er etwas zu bestellen hat. Ich will mich ein wenig nach dürrem Holz umsehen."

Wirklich kam auch der Forstgehilfe schon nach Verlauf einer Stunde und brachte dem Matthes ein Brieflein an die Veroni. Er trug ihm auf, den Schulmeister nichts merken lassen von der Bestellung des Briefs und wies ihm zugleich ein dürr gewordenes Fichtenstämmlein an, das er fällen und nach Hause tragen dürfe. Der Pauken-Matthes war um diesen Preis die verläßigste Post. Aber Veroni kam durch den Inhalt des Briefes in eine Angst, durch

welche ihre Trauer noch gesteigert wurde. Mit stürmischer Leidenschaftlichkeit verlangte Ferdinand eine nächtliche Zusammenkunft mit ihr. Ein schwerer Kampf zwischen der Pflicht des Gehorsams gegen den Willen des Vaters und zwischen dem Drang des Herzens war dadurch in ihr erregt. Sie mußte und wollte sich mit Ferdinand besprechen und ihn zu geduldigem Warten ermuntern, und doch durfte sie auch den Vater nicht zu Unwillen und härteren Maßregeln gegen sie reizen. Ohne von ihm bemerkt zu werden, konnte sie auch nicht nächtlicher Weile das Haus verlassen. Es ließ dies aber auch ihre jungfräuliche Zucht und Scheu nicht zu. Zu schriftlichen Mittheilungen waren ihr ebenfalls Mittel und Gelegenheit benommen. Wie fürchtete sie sich vor dem nächsten Sonntag! Wenn Ferdinand troß dem Verbote des Vaters doch in die Kirche käme und auf dem Chore seinen gewöhnlichen Platz hinter ihr einnähme! Bei der Leidenschaftlichkeit und bei der Heftigkeit ihres Vaters hätte das einen ärgerlichen Auftritt und einen öffentlichen Scandal geben können.

Sie wurde ernstlich krank, und aufrichtigen Herzens dankte sie Gott für diese Krankheit, weil sie dadurch von der Kirche fern bleiben mußte.

Der Pauken-Matthes hinterbrachte dieß ohne Auftrag dem Forstgehilfen, und die Sorge hierüber machte diesen besonnener und ruhiger. Zeit bringt Rath. Und als nach vierzehntägiger Krankheit Veroni wieder in der Kirche singen konnte, erfuhr dieß noch am nämlichen Tage der Forstgehilfe durch denselben Mann, der auch bisher für ihn die Stelle der ärztlichen Bülletins vertrat, die bei Erkrankung hoher Personen in öffentlichen Blättern erscheinen. Dieser wußte auch der Veroni bald ein Brieflein Ferdinands in die Hände zu spielen, worin ihr unerschütterliche Liebe und Treue zugesichert und zugleich die Nachricht gegeben wurde, daß er Aussicht habe, in Bälde an ein Forstamt als Actuar befördert zu werden, eine Stelle, die ihm erlaube, zu heirathen. Während ihrer Reconvaleszenz war Veroni öfters allein auf dem Zimmer, und da sie dem Vater Papier und Federn aus der Schulstube abführen konnte, so schrieb sie ebenfalls an Ferdinand. Es war ihr erster Liebesbrief, den sie schrieb. Und sie mußte sich selbst wundern, daß ihr die Worte so leicht auf das Papier hinflossen. Waren sie ja nur der Erguß ihres vollen Herzens.

Sie bat ihn, Alles zu vermeiden, was den Vater aufbringen und sie in den Schein des Ungehorsams gegen den Willen der Aeltern bringen könnte; ihrer unwandelbaren Liebe und Treue dürfe er gewiß sein, und mit der Zeit hoffe sie auch den Vater geneigt zu machen zur Einwilligung in eine eheliche Verbindung mit ihm, zumal wenn er an ein Forstamt komme und nicht in den Wald auf eine Revier stelle. Es war ein Trost für sie, sich brieflich gegen Ferdinand aussprechen zu können, und dieser beruhigte sich auch zunächst bei dieser Unterhaltung mit ihr, die von nun an durch fleißigen Briefwechsel fortgesetzt wurde.

Aber ehe der Sommer verstrich und die Hoffnung Ferdinands auf Beförderung erfüllt wurde, sollte ein schmerzlicher Riß ihren Herzensbund lösen. Der Schulmeister hatte einen alten Freund in der „Stadt“. Mit dieser allgemeinen Bezeichnung wurde der etwa zwei Stunden entfernte Landgerichtssitz genannt. Denn es gab auf einen Umkreis von sechs Stunden keine andere Stadt. Der eigentliche Name dieses Landstädtchens kam eben deßhalb so selten in den Mund der Leute, daß ihn viele Bewohner der umliegenden Dörfer wohl gar nicht kannten. Eben deßwegen brauchen auch wir ihn nicht anzugeben.

Der alte Freund in der Stadt hatte aber einen jungen Sohn, nur etliche Jahre älter, als Veroni, und dieser sollte das älterliche Anwesen, wozu außer Zuckerbäckerei mit Krämerei auch einige Morgen Aecker und Wiesen gehörten, übernehmen. Natürlich brauchte er zum Betrieb dieses dreifachen Geschäftes eine Frau, und zu dieser wurde vom alten Freunde und dessen Sohn die Veroni auserkoren. Kannten sich ja doch die jungen Leute von Kindheit auf. Denn der Schulmeister von Wendenreuth kehrte immer mit Frau und Tochter bei dem Freunde ein, so oft er in die Stadt kam.

Zwischen den Aeltern war die Angelegenheit bald in's Reine gebracht, und der

junge Zuckerbäcker, Kaufmann und Oeconom war sich seines Sieges über das Herz der Veroni so gewiß, daß er zur Eroberung dieser Festung gar keine besondere Kriegslist in Anwendung brachte. Einigemal kam er bei schönem Wetter an Sonntagen nach Wendenreuth in das Schulhaus. Er unterhielt sich mit der Veroni, und diese behandelte ihn als einen jungen Menschen, mit dem sie manches Kinderspiel getrieben hatte, auf das Freundlichste und Unbefangenste. Es kam ihr gar kein Gedanke daran, daß des Zuckerbäckers Franz aus der Stadt Heirathsabsichten auf sie haben könne. Desto bestimmter dachten die Dorfleute daran, und das Gerücht, daß des Schulmeisters Veroni in die Stadt hinein heirathe, kam auch bald zu den Ohren Ferdinands. Darüber brach seine Leidenschaft in vollen Sturm aus. Die schriftliche Zusicherung der Veroni, daß sie von einem Heirathsantrag des Zuckerbäckers nicht das Geringste wisse und einen solchen auch standhaft zurückweisen würde, konnte den feurigen Liebhaber nur auf kurze Zeit beruhigen. Denn selbst der Pauken-Matthes brachte ihm schon einige Tage später die Kunde, daß es mit der Heirath des Franz in der Stadt und der Veroni seine Richtigkeit habe.

Inzwischen hatte freilich auch der Schulmeister seiner Tochter Mittheilung gemacht von den Absichten des Franz und von dem Uebereinkommen, das er selbst mit dessen Vater getroffen habe. „Das ist ein Plätzlein für Dich, wie ich es längst wünschte," — setzte er seelenvergnügt hinzu — „und es wird auf diese Weise auch dem Gerede ein Ende gemacht, in das Du gekommen bist wegen des Forstgehilfen. Zur Aussteuer ist nicht viel mehr nöthig, darum kann bald Hochzeit gemacht werden."

Veroni mußte unter dieser Anrede einen Stuhl suchen und sich darauf niederlassen. Denn der Schrecken über diese Ankündigung des Vaters brachte sie einer Ohnmacht nahe. Wie wenn alles Blut aus ihren Adern gewichen wäre, so blaß sah sie aus. In den ersten Augenblicken konnte sie nicht einmal Thränen vergießen. Der Vater sah sie starr und betroffen an. Es kam ihm vor, als hätte er die Tochter um den Verstand gebracht. Endlich erfaßte er ihre Hand und rief bestürzt: „Kind, Veroni, was ist's mit Dir?" Bei diesen Worten kam auch Veroni wieder zu sich und sagte mit schwacher Stimme: „Ach, Vater! mir ist so weh. — Ich kann noch nicht — heirathen." —

„Ist's nur das?" fragte der Schulmeister ganz ermuthigt und fast heiter. „Das ist eine Grille, die Du im Kopfe hast. Grillen der Art zirpen nicht lange."

„Aber ich hab' dem Ferdinand" —

Weiter ließ der Schulmeister die Tochter nicht reden. Wie ein Tarantelstich fuhr's ihm durch den Leib, als er den Namen „Ferdinand" hörte, und seine soeben erst angenommene Heiterkeit wandelte sich plötzlich in Wuth.

„Der steckt Dir noch im Sinne? Du gottloses Mädel! Ich habe Dir schon gesagt, daß Du an diesen nicht mehr denken sollst. Und ich müßte ein schlechter Schulmeister sein, wenn ich mein eigen Kind nicht zum Gehorsam bringen könnte".

Bei diesen Worten ballte er eine Faust auf Veroni, daß sie meinte, es solle schon mit dem Austreiben ihrer Gedanken begonnen werden. Aber ohne sich zu bewegen, blickte sie mit Augen voller Thränen den Vater an, die ihn schnell wieder zum Mitleid bewegten. Er drehte sich rasch um und eilte zur Thüre hinaus.

Veroni sank nun auf die Kniee und flehte mit heißer Inbrunst zur heiligen Maria um Schutz und Kraft zum Widerstand gegen jede Gewalt, die ihrem Herzen angethan werden sollte.

Die Sammlung ihres Geistes bei diesem Gebete stärkte sie sichtbar; sie konnte überlegen, als sie sich von den Knieen erhoben hatte, was sie thun, wie sie dem gegen ihr Herz erregten Sturme begegnen, ihm Stand halten sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ebernburg bei Kreuznach,

von Ulrich von Hutten „die Herberge der Gerechtigkeit" genannt.

Von W. O. von Horn.

(Fortsetzung und Schluß.)

Der Churfürst Albrecht von Mainz fiel nothgedrungen von Franzens Seite ab. Auch Andre wurden zu gleichen Schritten veranlaßt. Der Kreis der Freunde schmolz zusammen. Was feindseliger Einfluß begann, vollendete die Feigheit Andrer, und Franz sah trüben Blickes, daß er mehr und mehr vereinzelt dastand. Er, der so treu Andern geholfen, sah sich verlassen und ärndtete den Lohn der Welt reichlich. Wenn es ihm tief auch im Herzen wehe that, seinen Muth brach es nicht, daß er sich in so Vielen, die ihm die Treue zugeschworen, täuschte. —

Es war am 18. April 1523, als der Pfalzgraf gegen Kreuznach aufbrach, wo auch bald Richard von Trier und Philipp von Hessen mit ihren Heerhaufen eintrafen. Dort hielten sie einen Kriegsrath. Es schien, als gälte es der Ebernburg zunächst; allein sie wurde nur umzingelt und eingeschlossen, und das Hauptheer wandte sich gen Landstuhl im Westrich. Dort war Franz und noch immer leidend am Zipperlein oder Podogra. Ihn persönlich gefangen zu nehmen, war das höchste ihrer Ziele; denn damit war ja „der Schlange der Kopf zertreten," wie der Trierer Erzbischof bibelfest, wie es schien, sich auszudrücken beliebte.

Die Burg war sehr fest, schwer zu belagern, und Franz hatte sie wohl versorgt in jeder Beziehung. Es war noch viele Reiterei in der Burg, die ihn mehr beschwerte, als sie ihm nützte; darum dachte er darauf, sie zu entfernen. Das gelang ihm vorzüglich bei einem blinden Ausfalle, und zugleich eilten die Boten nach allen zweiunddreißig Winden, um die Freunde zum Entsatze zu rufen, auf den er mit einer vollen Sicherheit noch rechnete. Er hatte die Treue den Freunden gehalten in der Noth, wie sollte ein Zweifel in seine Seele kommen, daß sie ihn verlassen könnten?

Kaum hatten die Feinde ihre Stellung eingenommen und ihre Batterien errichtet, als sie auch schon die Beschießung der Burg begannen. Sie selbst mochten den Entsatz fürchten und darum eilen, den Feind zu besiegen, den sie trotz ihrer Uebermacht und der Ueberlegenheit ihrer Mittel zu fürchten Ursache hatten.

Sechshundert Kugeln schleuderten die Geschütze am ersten Tage nach der Burg. Wäre die Artillerie damals nicht noch „ein Kindlein in den Windeln" gewesen, schon jetzt hätte Landstuhl der Menge dieser Geschosse erliegen müssen; aber gar manches Dutzend Kugeln erreichte die Burg nicht. Dennoch brachen sie einen Thurm in Trümmer, dessen Mauern vierzehn Schuh dick waren.

Rings war die Burg eingeschlossen vom Feinde. Einst war sie ein Bollwerk, fest und wenn tapfer vertheidigt, uneinehmbar; aber die veränderten Mittel im Waffenwerke zeigten ja mehr und mehr, daß die Zeit zu Grabe gegangen war, in der, Mann gegen Mann kämpfend, persönliche Tapferkeit den Sieg bestimmte. Es war ein feiges Streiten aus sicherer Ferne, wie es die Zeit ansah und beurtheilte; aber es war höchst verderblich und sicher. Franz erkannte, daß es schlimm um ihn stand; denn aus der Burg konnte er nun nicht mehr heraus. Kam nicht Entsatz, so war's verloren, das keck Spiel, das er, auf seine Verbündeten rechnend, begonnen hatte, gleichsam als letzte Ritterfehde im Wendepunkte einer neuen Zeit, wo persönliche Tapferkeit nicht mehr den Ausschlag geben konnte und schlaue Kriegslist, rascher Ueberfall zunichte zu werden schien.

Er lag, den Donner der Geschütze, das Anprallen und Einschlagen der Kugeln vernehmend, auf dem Lager, am Podagra Höllenqual leidend. Jeden Augenblick erwartete er die Kunde, daß der Entsatz nahe; aber sie blieb aus, und dagegen kam die wirkliche Trauerbotschaft, daß die feind-

lichen Kugeln ein großes Stück der Burgmauer zusammengerissen hätten. —

Immer mehr umdüsterte sich sein Gemüth. Wie mochte es um seine Ebernburg stehen? Die Reue, daß er nicht dorthin sich persönlich gewendet, ergriff sein Gemüth. Wo blieben die Freunde, auf die er so unerschütterlich baute? — Ueberall Gefahr, und er mußte auf dem Siechbette liegen, ohnmächtig, für die Herstellung des zertrümmerten Mauerwerks Sorge zu tragen! Wurde vollzogen, was er befohlen? — Wurde es so vollzogen, wie er es angeordnet? das waren Gedanken, welche ihn heillos marterten und keinen Schlaf in sein Auge, keine Ruhe in sein Herz kommen ließen. Dem gefangenen Löwen gleich hätte er die Eisenstäbe mit seinen Armen zerbrechen mögen, wenn der rasendste Schmerz es ihm nur gestattet hätte, auf die Füße zu treten. — Zu andern Zeiten waren die Freunde schaarenweise um ihn versammelt; jetzt, wo es galt, den Freund zu retten, war keiner da, der für ihn zum Schwerte gegriffen hätte! Zu andern Zeiten rief Jeder, dessen Recht angefochten war, seine Hülfe an, Jeder, der sich bedrängt sah von Feinden, reckte die Hand nach ihm aus; — jetzt war Keiner da, der ihm die rettende Hand geboten hätte, ihm, dem Hülflosen, der nicht einmal ein Schwert zu führen im Stande war! —

War es ein Wunder, wenn er oft stille dalag und ein Gefühl über ihn kam, das weich sein Herz stimmte, wie er es selten in sich gefunden, seit seine Hedwig gestorben war? — Es wollte ihn bedünken, als sei das „beschwerliche Ende" da, von dem sein Vater geredet, als er um seines Sohnes Zukunft die Sterne des Himmels gefragt. Nur nicht der Feinde Spott! sprach er dann laut den höchsten Wunsch seiner Seele aus.

Als ihm die Reisigen meldeten, ein großer Theil der Burgmauer sei niedergeworfen von der Macht der Geschützkugeln, da duldete es ihn nicht mehr auf dem Schmerzenslager. Zwei der stärksten seiner Leute rief er, daß er, auf sie gestützt, hinauswanke, um die nöthigen Anordnungen selbst zu treffen, die er kaum einem Andern anvertrauen konnte.

Als er von den zwei starken Männern, mehr getragen, als gestützt, zu dem Pförtlein hinaustrat, dessen Thürgestell von Holz war, traf eine Kanonenkugel mit voller Wucht den Balken. Die Kugel zerschmetterte ihn, und ein großer Splitter oder besser ein Stück des Balkens, der Länge nach abgerissen, fuhr ihm in die Seite und riß ihm hier eine furchtbar klaffende Wunde. Der Büchsenmeister und sein treuer Leibdiener, die ihn geführt, stürzten verwundet zur Erde. Die Kugeln, welche hageldicht auf die Stelle flogen, wo man bemüht war, die Maueröffnung zu verstopfen, verhinderten es, daß man der Verwundeten Hülferuf vernahm. Ohnehin dachte Niemand daran, daß der leidende Burgherr in der Nähe sein könnte. So kam es, daß im Augenblicke des Ereignisses Niemand zur Stelle war, der hülfreiche Hand hätte dem Schwergetroffenen leisten können.

In seinem Blute schwimmend und dem Verluste seiner Besinnung nahe fand ihn der Burgkapellan, der ihn in seinem Gemache gesucht und seiner Spur folgend hierher gelangt war, um ihn zu bitten, daß er sich nicht so sichtbarlicher Gefahr aussetzeu möge.

Der Capellan schaffte schnell Hülfe. Man trug ihn in das Wohngemach, um ihn dort zu verbinden; allein das Schießen wurde mit solcher Wuth fortgesetzt, daß auch dort Kugeln einschlugen und man mit Grund für seine Sicherheit besorgt war. Im untern Theile der Burg befand sich ein trockener Raum, der ganz in den Felsen gehauen war. Dorthin ließ ihn der Capellan tragen. Fast willenlos ließ es der Entkräftete geschehen. Hier wurde er verbunden, erquickt und gestärkt, und dann schrieb er, nach kurzer Ruhe, einen Brief an Slör, der auf einer andern seiner Burgen sich befand. Er war in Chiffern geschrieben, das heißt in geheimen Zeichen, die außer dem Ritter und dem Notarius Slör Niemand so leicht verstehen mochte.

Leider wurde der Bote vom Feinde aufgefangen, und einem feinen Kopfe gelang es, den Brief zu lesen. Der Ritter hatte Slör gebeten, zu dem Grafen von Fürstenberg zu eilen, daß er den Entsatz beschleunige. Aus dem Briefe vernahmen die Fürsten nicht nur die frohe

Kunde, daß Landstuhl in Noth und Gefahr schwebe, sondern es wurde ihnen dadurch die volle Gewißheit zu Theil, daß wirklich Franz sich in der Burg befinde, was sie um so mehr zu bezweifeln sich gemüßigt glaubten, als man ihn, selbst mit dem Fernglase, nirgends gesehen; obwohl die Art, wie die Burg vertheidigt wurde, sie es ahnen ließ, daß er sich dort befinde.

Franz hoffte, der Brief würde in die rechten Hände kommen, als aber jetzt das Feuer noch vermehrt wurde, als fast jeder Pulsschlag auch einen Kanonenschlag und eine Kugel brachte, da begann er zu ahnen, daß sie den Boten aufgefangen.

Franz entschloß sich jetzt zu einem Schritte, der ihm schwer einging, nämlich zur Eröffnung von Unterhandlungen wegen der Uebergabe der Burg. Nicht um seinetwillen war es, denn er verhehlte sich es nicht, daß seine Wunde ihm den Tod bringen würde, sondern um der Getreuen willen, die mit ihm litten und duldeten, that er es.

Sobald der Reiter mit der weißen Fahne in der Hand erschien, hörte das Feuern auf. Jetzt konnte man ruhig die Zerstörung überblicken. Franz ließ sich den genau erforschten Zustand berichten und gewann die Ueberzeugung, daß die Burg durchaus nicht mehr zu halten und zu vertheidigen sei.

Die Unterhandlungen begannen, aber der übermüthige Feind verwarf Alles, was Franz für sich und die Seinen heischte, und so zerschlugen sie sich gänzlich, und wieder flogen hageldicht die Kugeln auf die Burg.

Mit jedem Augenblicke wurde sie mehr zur Ruine. Es war fast kein Raum mehr, der Obdach und Sicherheit bot, als der Felsenkeller, wo der Ritter auf dem Schmerzenslager stöhnte. Es war, als sollten Alle, welche die Mauertrümmer noch umschlossen, vor ihnen und unter ihnen begraben werden. Zum zweiten Male erschien der Reiter mit der weißen Fahne, und wieder schwieg augenblicklich der Geschützdonner. — Jetzt schlug der Ritter vor, daß er die Burg mit Allem, was noch von Werth in ihr gefunden würde, übergeben wolle, wenn man ihm ein ritterlich Gefängniß gewähre und die Möglichkeit, sein Lösegeld zu bezahlen. Er wandte sich darauf an die, welche sein Lager umstanden, und sagte: er werde nicht drei Tage der Feinde Gefangener sein! Täuschte er sich und meinte, er werde, ehe drei Tage vergangen, das Lösegeld zur Stelle schaffen, oder meinte er es so, wie es die schweren Herzens ihn Umstehenden verstanden, daß er nicht mehr drei Tage leben würde? Wer kann es sagen? Ueber manches männliche, von Pulverdampf geschwärzte Antlitz rollte eine Thräne, als er die Worte sprach.

Eine Weile schwieg er und horchte nach dem feindlichen Lager hin; dann sagte er mit tiefem Schmerzgefühle: „Ach, wo sind nun meine Herren und Freunde, die von Arnberg, (von der Mark) die von Fürstenberg, der von Horn, die Schweizer, die von Straßburg und die in der Bruderschaft, die mir viel zugesagt und — wenig gehalten haben? Darum, meine Lieben, verlasse sich keiner auf groß Gut und der Menschen Vertröstung!“

Wieder horchte er; da war es ihm, als höre er eines Rosses Hufschlag. Er gebot nachzusehen, und es zeigte sich, daß sein feines Ohr richtig vernommen hatte den Hufschlag des Reiters, der aus dem Lager zurückkehrte. Die Bedingungen waren zugestanden worden, und unverzüglich sollte zur Ausführung geschritten werden.

Die Besatzung der Burg schritt ohne Waffen über die Trümmer hinab in's Thal, stille, gebeugt, schmerzvoll um des Theuren willen, deß Angesicht sie nicht mehr sehen sollten. Die drei Fürsten hatten vernommen, wie es bedenklich um den Ritter stehe. In aller Stille besetzten Reisige die Mauerreste von Landstuhl, und die Fürsten ritten hinauf und traten in den Felsenkeller, wo bleich, entstellt und mit einem vor Schmerz zuckenden Gesichte der unglückliche Held lag, ein Bild gebrochener Größe.

Philipp von Hessen eilte den beiden Churfürsten voraus. Es war, als könne er nicht frühe genug sich weiden an dem niedergeworfenen Feinde, vor dem er einst gezittert und gebebt. Ungestüm, ohne Zeichen von Achtung und Mit-

leid mit dem auf den Tod Verwundeten trat er herein. Franz wandte sich ab, als er mit einer triumphirenden Miene an sein Bette trat, gab seinen Worten kein Gehör, hatte auf seine Rede keine Antwort.

Auf dem Fuße folgten die beiden Churfürsten.

Als Franz sie nahen sah, erhob er sich etwas von seinem Lager, wie furchtbar es ihn auch schmerzte. Er bot seine letzte Kraft auf, zog mit der Linken das rothe Baretlein, das sein dunkles Haar deckte, und reichte die Rechte dem Pfalzgrafen dar, der sie mit tiefer Bewegung drückte. „Bleib' liegen, Franz," sagte er voll Mitleids mit dem todtwunden Helden, „und setze auf!"

„Gnädiger Herr, es schadet mir nichts," erwiederte der Ritter. „Ich hätt' gemeint," fuhr er fort, „es sollte eine andere Gestalt bekommen haben, daß der Kosten und Müh' eures Thuns vermieden, auch daß Ihr Erstattung hättet bekommen mögen."

Dem Churfürsten von Trier bewies er weit geringere Achtung. Den Landgrafen beachtete er so wenig, als sei er gar nicht gegenwärtig.

Auf den Vorwurf wegen des Krieges gegen ihn erwiederte der Ritter dem Churfürsten von Trier: „Nichts ohne Ursach'", und setzte trotzig abweisend hinzu: „Hab' jetzt mit einem größeren Herrn zu reden!"

Am unedelsten benahm sich der Landgraf von Hessen. Er forderte heftig die hessische Bürgschaft und das baare Geld.

„Wo die erste sei, wisse er nicht", erwiederte Sickingen, „die letztere sei eine gar unziemliche Frage: er möge erachten, ob er bei seiner Handlungsweise baares Geld haben werde."

Nach einer nicht eben langen Unterredung verließen die Herren den Helden, der sehr angegriffen und von des Landgrafen Benehmen sichtbarlich unangenehm berührt worden war. Es folgte eine schmerzvolle, ruhelose Nacht.

Am 7. Mai, Morgens frühe, meldete der Burgcapellan in's Lager, es stehe schlimm um den Ritter, sein Ende werde wohl nahe sein.

Diese Nachricht traf den Landgrafen von Hessen wie ein Blitz. Hatte der Pfälzer ihm über sein Benehmen gegen Sickingen die Wahrheit gesagt, oder waren ihm die Augen durch Selbstprüfung seines Benehmens aufgegangen, kurz er schien sein Benehmen schwer bereut zu haben. Dießmal eilte er augenblicklich an des Ritters Siechbett, und ein tiefe Ehrfurcht, ein lebendiges Mitgefühl spiegelte sich in seinen Zügen, seinen Worten, seinem Benehmen.

Mit sanften, milden Worten rieth er ihm die Beichte und das heilige Abendmahl an und sandte den Capellan weg, die heiligen Gefäße zu holen. Franz erwiederte ihm: „Er habe Gott in seinem Herzen gebeichtet." Als aber der Capellan zurückkehrte und am Bette Alles zur heiligen Feier vorbereitet hatte, sprach er noch eine kurze, offene Beichte, empfing, von des Landgrafen Armen liebreich gestützt, das heilige Mahl, und dann — ließen seine Kräfte nach. Der Landgraf hielt ihn mit starkem Arme aufrecht, und Franz hauchte seine Seele aus.

Tief erschüttert legte ihn der Landgraf auf sein Kissen und drückte ihm die Augen zu.

Franz hatte nach seiner Verwundung die Sicherheit, er würde seinen Lauf in Landstuhl enden.

„Begrabet mich hier, wo ich sterben werde," sagte er bestimmt und fest zu dem Capellane, und dieser that diese Willensbestimmung den Fürsten kund. Keiner hatte dagegen etwas einzuwenden, aber keiner von ihnen regte sich, dem Helden die letzte Ehre zu erweisen, sein Begräbniß mit den Ehren zu begehen, die der Tapfere auch vom erbitterten Feinde zu erwarten berechtigt ist. Keiner von ihnen begab sich in die zertrümmerte Burg, um seinen Sarg zu begleiten und an seiner Gruft ein Gebet zu sprechen. Den Weltlichen mag es nicht hoch angerechnet werden, wenn es auch von dem Pfälzer nicht rühmlich war; aber der geistliche Churfürst verdient gerechten Vorwurf, daß er des Wortes uneingedenk war: Ver-

gebet, damit Euch vergeben werde, und daß er dem Hasse noch am Grabe Raum gab!

Auch um das Aeußere der Bestattung kümmerte man sich nicht. Da die Capelle kein Glöcklein mehr hatte, weil der Thurm oder vielmehr das Thürmlein auf derselben zertrümmert war, so hätten Kanonenschüsse dem Helden als Grabgeläute dienen sollen; aber es geschah nicht, und stille grub man das Grab in der kleinen Capelle; stille legte man die Hülle des außerordentlichen Mannes, um dessen Gunst Könige und Kaiser gebuhlt, vor dem Fürsten gezittert, in einen alten Harnischkasten, weil kein Sarg zu beschaffen war, und einige Bauern, die ihren Herrn geliebt, und zwei Köche des Landgrafen von Hessen trugen ihn in die Capelle und senkten ihn in's Grab, und der weinende Capellan segnete ihn zur ewigen Ruhe ein.

Es ist in der That ein seltsames Zusammentreffen seines Endes mit den Worten seines Vaters, als er die Ergebnisse seines Horoscops der Mutter mittheilte! —

So war der Feinde Rache gekühlt, und der Freunde feige Treulosigkeit hatte sich ein Schanddenkmal gesetzt, das alle Zeiten überdauern wird, das aber zugleich auch als das Grabmal des freien Ritterthums anzusehen ist, dessen letzte, würdige Erscheinung Franz von Sickingen war. In ihm trat es noch einmal hervor mit aller Kraft, allen seinen Licht- und Schattenseiten, um auf eine so traurige Weise für immer zu enden. —

An Franz hatten die drei Fürsten ihre Rache gekühlt. Man hätte denken sollen, sie wären vollkommen befriedigt gewesen; aber so war es nicht. Noch war ja die Ebernburg, der Ort, an den sein Ruhm, seine Größe geknüpft war, übrig; noch hatte er ja Söhne, die schon unter ihm den Zug nach Trier mitgemacht. An dem Geschlechte des großen Mannes wollten sie Rache nehmen! Es sollte in den Staub getreten werden, daß es sich nicht mehr erhebe.

Daneben beherrschte die drei Sieger noch ein andrer, nicht weniger unedler Gedanke. Man kannte des Ritters großen Reichthum. Hatte ihn doch schon Landgraf Philipp nach seinem baaren Gelde gefragt, als er an seinem Krankenbette stand, das schon in wenigen Tagen sein Todesbett werden sollte. Kaum lag die Steinplatte über der Gruft, so beeilten sich die drei Sieger, sich in des Ritters Nachlaß zu theilen. Der Kinder des Ritters gedachte Keiner. Die Verwandten traten für sie auf und baten für sie, aber die drei Fürsten waren für diese Bitten unzugänglich. Auch der letzte Versuch, den Churfürsten von Trier zur Milde gegen die Kinder zu stimmen schlug fehl.

So rücksichtslos waren die fürstlichen Sieger gegen des edeln Ritters Geschlecht, daß sie die Burgen desselben, namentlich Drachenfels, Hohenburg, Dham, Lützelburg, welche sie leicht gewannen, nicht einmal schonten. Die Beute wurde sogleich getheilt, dann aber ließ man der Flammen wilde Gewalt die Burgen zerstören, soweit es ihnen gelang.

Ebernburg war allein noch übrig. Es war, als hätten sie diese Stätte des Ruhmes und der Ehren des Ritters sich bis an's Ende aufgespart, um sich recht an der Zerstörung derselben zu weiden.

Sie waren mit ihrer ganzen Heeresmacht und ihren Geschützen über Hornbach, Meisenheim und Alsenz herabgezogen. Der Trierer Erzbischof lagerte in Norheim, der Pfalzgraf gegen Kreuznach zu und der Landgraf von Hessen im freien Felde des Thalgrundes vor der Burg, doch gegen Münster hin.

Am 20. Mai 1523 hielten sie einen langandauernden Kriegsrath. Ein Trierischer Herold, so beschlossen sie, sollte vor allen Dingen die Burg zur Uebergabe auffordern, ehe mit Macht und Kraft vorgegangen werden sollte. Der Herold in feierlichem Aufzuge erschien und richtete eine trotzige, drohende Aufforderung an die Besatzung. Außer dem Schenk von Tautenberg befanden sich noch nahe Anverwandte der Sickingen'schen Familie in der Burg, denen es darum zu thun war, den Kindern die letzte Burg, des Vaters Geburtsstätte und Lieblingsaufenthalt, zu erhalten. Sie lehnten in dieser Form die Uebergabe ab, weil

sie eine ehrlose gewesen wäre; nur Tautenberg schien dazu geneigt, wurde aber überstimmt.

Jetzt blieb nur noch des Krieges ganze Gewalt anzuwenden übrig, um die Burg zu erobern, da Tautenberg ein ganzer Mann früher zu sein schien, der kein Kinderspiel zu treiben Lust hätte.

Indessen mochte doch im Lager der siegreichen Herrn die Frage in Betracht kommen, ob nicht ein schwer Gericht über sie ergehen würde, wenn sie die Waisen behandelten, wie den kriegführenden Vater, und die Schuldlosen, wie den Schuldigen. Ihr Gewissen mochte ihnen sagen, daß sie den Kindern das letzte Obdach nähmen, wenn sie die Ebernburg in einen Schutthaufen verwandelten, wie Landstuhl und die andern Burgen Sickingens. Ob sie gleich kaum sich diese Genugthuung versagen konnten, so zogen sie doch mildere Saiten auf und schlugen die nachfolgenden Punkte der Verständigung vor:

1) Wenn die Burg übergeben werde, ohne Belagerung und Beschießung, so sollte die Besatzung, nach geschworener Urfehde, abziehen ohne Gefährde;

2) die Burg sollte alsdann dem Geschlechte des gefallenen Ritters bleiben, nebst aller Habe, ausgenommen Pulver, Blei, Kugeln und Geschütze, welches Alles die Fürsten in Anspruch nähmen;

3) sollten alle „neuen Werke" an der Burg zertrümmert werden und nur die alten Gebäude stehen bleiben;

4) sollten alle Gefangene frei sein mit Ausnahme Hans von Sickingens und Hans Hilchens von Lorch.

Nach Anhörung dieser Vorschläge sagte lachend Wilhelm von Habern zu Dalberg: „Diether, ich hab' recht geschanzt und eine solche Schanze gemacht, daß sie Euch, wenn Ihr sie betrachten wollet, gewiß gefällt. Die im Schloß haben noch keinen Schuß hinausgethan, sondern haben mich ganz nach meinem Willen schanzen lassen; ich weiß die Ursach' nicht. Vielleicht sparen sie das Pulver und wollen daher ihr Schießen nützlicher anlegen; denn ich erinnere mich, von Franzen gehört zu haben: „Sollte man mich belagern und sich unterstehen, zu schanzen, es müßte wahrlich denen sauer werden". Das war ein bitterer Spott, der für den Schenk von Tautenberg gemünzt war. Er verdiente ihn. Der sonst so entschiedene, tapfere Mann war zaghaft geworden. Er wollte die Bedingungen des Feindes annehmen, welche die Andern in der Burg verwarfen. Diese siegten, und nun stand die Belagerung zu erwarten, da Alles auf des Feindes Seite erschöpft war, was friedliche Lösung verhieß.

Wirklich begann sie am 1. Juni 1523 mit aller Kraft. Die Fußknechte griffen das Dorf Ebernburg an. Die Belagerten begegneten ihnen durch einen Ausfall, warfen sie zurück und steckten selbst das Dorf in Brand.

Jetzt begannen die Kanonen des Feindes ihren furchtbaren Donner, und die Trompeten und Pauken erschallten zum allgemeinen Angriffe, der indessen erfolglos blieb. Am anderen Tage kamen im Lager zwei berühmte, mächtige Feldstücke an, genannt: „der Pfalzgräfliche Leu" und „die böse Else". Nun begann eine fünftägige, ununterbrochene, furchtbare Beschießung der Burg, deren Wirkungen so verheerend waren, daß die Belagerten daran dachten, Leib und Leben zu retten; denn Alles wankte und drohte dem Einsturz.

Am fünften Tage erschien ein Knabe, abgesandt von Wilhelm Schenk von Tautenberg, der um sicher Geleit und freundliche Unterredung bat für den Tautenberg. Die Fürsten willigten ein, und als der Knabe zurückgekehrt war, erschienen Tautenberg, der Ritter von Zobel und von Berlichingen. Die Unterredung fand Statt, aber die Ansichten gingen so weit aus einander, daß eine Einigkeit nicht zu erzielen war und die Zusammenkunft frucht- und erfolglos blieb. Die Belagerer beharrten auf den genannten vier Punkten, deren Annahme die Belagerten annehmen zu können verneinten.

Gleich darauf schickten die Fürsten einen Herold, der den Belagerten vorschlug, sie sollten die Burg übergeben und mit ihrer Habe, jedoch ohne Fähnlein, abziehen. Alles jedoch, was sie nicht mit in die Burg hineingenommen, müßte darin bleiben, und dieß müßten sie auf ihren Eid geloben.

Zuletzt verlangten sie, daß die Besatzung den Kindern des gefallenen Ritters Franz von Sickingen keinen Beistand fernerhin leisten, auch nicht wider die belagernden Fürsten oder ihre Verwandten streiten sollten, solange die Fehde währe. Diese Botschaft kam am Abend an, und da die Fürsten den Belagerten Frist gönnen wollten, so verlangten sie die Antwort erst am folgenden Morgen.

Tautenberg war zu einem Weibe geworden. Aller Muth, alle Widerstandskraft war dahin. Die Ritter in der Burg bildeten einen förmlichen Widerstandsbund gegen ihn, dem die Vertheidigung der Burg doch anvertraut war. Vergeblich suchten sie ihn an das Vertrauen des Ritters Franz und an seine Tüchtigkeit und Tapferkeit zu erinnern; umsonst war der Hinweis auf sein früheres makelloses Ritterthum. Er hatte völlig den Kopf verloren, und mit diesem Verluste war eben Alles dahin. Als am Morgen der Herold wieder erschien, bat er nochmals um eine Unterredung in einer so demüthigen Weise, daß die Ritter in voller Entrüstung nahe daran waren, ihm den Gehorsam zu kündigen.

Er erschien in einer unwürdig demüthigen Haltung im feindlichen Lager. Seine Worte sind uns aufbewahrt und zeigen, wie der einst tapfere Mann völlig entwaffnet, einer Feigheit anheimgefallen war, die ihn auf beiden Seiten verächtlich erscheinen ließ. Er sagte: „Liebe Herren, wenn ich die löblichen drei Fürsten mit Wort oder Werk beleidigt, so bitte ich, Ihr wollet solches mir verzeihen.“ — Er schämte sich nicht, den geleisteten Widerstand auf die Rechnung des Unfugs zu setzen, den die Fuß- und Landsknechte in der Burg übten, dem kein Widerstand entgegenzusetzen sei; er sei, fuhr er fort, vor ihnen auf die Kniee gefallen und habe sie gebeten, sich doch als Kriegsleute zu verhalten. Das Schloß sei ja so zerschossen, daß er kaum jemals eine solche Zerstörung gesehen, und an ein ferneres Halten sei um so weniger zu denken, als ja nur noch zweiundsechzig kampffähige Reisige und Landsknechte in der Burg seien.

Das Alles — war erlogen! Das Schlimmste aber war, daß er die Burg ohne Weiteres übergab.

So war denn durch die weibische Feigheit Tautenbergs das Loos der Ebernburg entschieden!

Wie auch die Ritter zürnten, es war zu spät. Tautenberg hatte entschieden, und eine allgemeine Niedergeschlagenheit herrschte in der Burg, die keineswegs so zerschossen war, wie Tautenberg gesagt, die vielmehr noch kräftig Widerstand leisten konnte. Vertheidiger waren noch in hinlänglicher Anzahl da, und die Munitionsvorräthe hätten ein anderes Verfahren in der Vertheidigung ermöglicht, wenn ein Anderer an des Feiglings Stelle gestanden hätte.

Es war zu spät. Die Würfel waren gefallen. Bei dem Tautenberg blieben alle Vorwürfe ohne Wirkung. Am siebenten Juni, es war am Sonntag, wurden die Thore geöffnet, und die leichten Kaufs zum Siege gelangten Belagerer zogen ein, die Besatzung ohne Fähnlein ab. Der Ruf von Franzens Reichthum bewährte sich. In der Ebernburg waren alle seine Schätze, welche die Fürsten zu theilen eilten. Die Frauenkleider und die weiblichen Schmucksachen wurden in der Theilung nicht angetastet. Sie hatten einen Werth von sechstausend Gulden. Darunter waren etliche und dreißig seidene köstliche Röcke, „darunter“, sagt das Inventarium, „seidne Schamlott das Geringste gewest.“ — Es ist zu verwundern, daß die Sieger, die zu nehmen allezeit bereit waren, so schonend gegen die Frauen des Geschlechtes Sickingen verfuhren. Freilich, was hätte der Trierer Erzbischof damit anfangen sollen?

Alles, was sonst Werth hatte, nahmen und theilten sie begierig. An Silbergeräthe fanden sie alleine einen so großen Vorrath, daß er an zehntausend Gulden Werth geschätzt wurde. Andere Werthsachen, als „Tapezereien“, schätzten sie auf tausend Gulden, und Waffen und Harnische fanden sich in der Rüstkammer, die einen Werth von zweitausend Gulden hatten. Zahlreich waren die Schuldverschreibungen, die man zum Flüssigmachen ebenso sorglich theilte, als die vorhandenen Güter anderer Art und das nicht unbedeutende baare Geld.

Bedenkt man den Werth des Geldes

in jenen Tagen, so erscheint Franzens Reichthum und Besitz wirklich großartig. Die baaren Geldvorräthe, die sie theilten, sind nicht angegeben. Dazu mochten die Herren viele Gründe haben, aber sie müssen höchst bedeutend gewesen sein, da Franz davon immer einen ansehnlichen Vorrath hielt. Die Mund- und Kriegsvorräthe wären außerordentlich reichlich vorhanden, und die „fünf Tonnen Pulver", die unberührt gefunden wurden, hätten wohl zugelassen, die Schanzen von Haberns zu vernichten, wenn nicht Tautenbergs Treulosigkeit, seine memmenhafte Furcht vor persönlicher Verantwortung Alles gelähmt hätte. So rechtfertigte er seinen früheren wohlerworbenen Ruf und des edlen Sickingens Vertrauen!

Wie anders würde es sich gestaltet haben, wäre er in der Eberuburg geblieben, statt sich in Landstuhl einzuschließen! Bei der Ungewißheit seiner Feinde, wo er sich befinde, hätte er die Feinde von dieser Burg aus im Rücken angreifen können. Die wenigen Truppen zu vernichten, welche die Eberuburg einschlossen, wäre ihm ein Leichtes gewesen!

Das Loos der Ebernburg war im Rathe der drei Fürsten unbedingt entschieden. Auch selbst bei der Zerstörung machte man „Handelsgeschäfte"; denn ein Trierischer Ritter kaufte den Fürsten das Blei auf den Dächern der Burg für — vierzig Gulden ab. Er versicherte, als der Kauf abgemacht und das Blei gesammelt war: „es sei sechshundert Gulden werth." — Das Holzwerk ließ man großmüthig die armen Leute aus dem Dorfe Ebernburg wegnehmen, um ihre niedergebrannten Häuser wieder aufzubauen, ehe der Winter sie heimsuche. Das war der einzige Zug von Menschlichkeit, wenn man nicht die Schonung der Frauenkleider und des weiblichen Schmuckes ebenso bezeichnen will. Die Burg wurde nun gründlich zerstört und blieb als Trümmerhaufen übrig.

Fragen wir nach dem Geschicke des unwürdigen Tautenberg, so vernehmen wir, daß er völlig frei ausging, — vielleicht auf Fürsprache eines im Lager der Fürsten sich befindenden Bruders, vielleicht seiner Verdienste wegen, die er sich um die Ueberlieferung der Burg erworben. Bezeichnend ist es, daß er, als er in die Heimath abzog, obwohl er auf seinen Eid hingewiesen worden war, viele Wagen voll mitnahm, während das „Burggesinde" sagte: „Was er mit auf die Burg gebracht, hätte ganz bequem ein Karn laden mögen."

Der Churfürst von der Pfalz übernahm das „Scharfrichteramt der Burg." Schon war der Landgraf von Hessen mit einem langen Wagenzuge von Beute heimwärts geeilt und der Erzbischof mit einem ebensolchen über den Hunsrücken gen Trier aufgebrochen; nur er blieb, weil er es übernommen hatte, die Ebernburg vollends den Flammen zu übergeben. Sie loderten auf und erloschen erst, als ihnen die Nahrung fehlte.

Da zog auch der Pfälzer mit vielen schwer beladenen Leiterwagen gen Heidelberg.

Mochte er sich vielleicht je und dann mit einigen Gewissensbissen erinnern, wie der edle Franz, als er in der Stadt Innsbruck vor dem Kaiser Max stand, erst dann des Kaisers Hand zur Versöhnung ergreifen wollte, nachdem Max gelobt hatte: „er wolle auch Churpfalz ein gnädiger Kaiser sein?"!

Wenn sich in unsern Tagen es hundertfach erweist, daß die Dankbarkeit „tief unten und hoch oben" eine seltene Erscheinung ist, so zeigt uns die Vergangenheit, namentlich das Schicksal des edlen Sickingen, daß unter der Sonne nichts Neues vorkommt. Sagte aber dieß nicht schon in tiefrer Vergangenheit Israels weisester König? Er freilich richtete dabei den Blick wohl nach Unten! Ob auch zur Seite? Wer weiß es?

Nach allen Vorgängen, die hier erzählt worden sind, hätte man denken sollen, der Haß der Fürsten gegen Sickingen und sein Geschlecht wäre völlig befriedigt gewesen; aber dem war nicht so. Den „Frauen" hatte man sich ritterlich genug erwiesen, daß man ihre Kleider und ihren Schmuck zurückgegeben; den Männern des Geschlechtes glaubte man keine Rücksicht schuldig zu sein. Zwanzig volle Jahre weigerte man den Söhnen die Zurück-

gabe der zerstörten Burgen ihres Vaters. Der Kaiser und viele andre Reichsfürsten gingen endlich auf die Gesuche der Erben Franzens ein, und sie erhielten die Räume zurück, ein traurig Erbtheil, nachdem man sie jedes Andern „nach Kriegsrecht“ beraubt! An diese Zurückgabe knüpften die Inhaber resp. Eroberer die Bedingung eines ewigen Oeffnungsrechtes der Burgen, wenn sie jemals wieder aufgebaut werden sollten. —

Die Ebernburg lag lange in ihren Trümmern. Das Geschlecht mußte sich wohl erst von der grausigen Zerstörung seines einstigen Wohlstandes wieder einigermaßen erholen, ehe es daran zu denken vermochte, eine Burg von solchem Umfange wieder herzustellen. Es geschah dennoch wieder; aber in der festen Weise, wie sie dem Pulver widerstanden, das Franz zu ihrer Vertheidigung bewahrt hatte, wurden die Mauern nicht mehr aufgebaut. Man mochte erkennen, daß die völlig veränderte Art der Kriegsführung durch die „Feuerwaffen“ solche Mauerwerke eigentlich als eine Thorheit betrachten ließen, zumal man ihnen so nahe kommen konnte, daß jeder Schuß zerstörend wirken mußte.

Die Nachkommen des so unglücklich geendeten Ritters bewohnten sie, und es bildete sich ein eigener Familienzweig der „Sickingen von Ebernburg“, welcher ein Jahrhundert blühte und die Ebernburg bewohnte und sie erhielt.

Der dreißigjährige Krieg fand sie noch rüstig.

Als 1620 Spinola die Unterpfalz eroberte, besetzte und herbe drückte, da bezwang er die Ebernburg, wo man an dem unglücklichen Churfürsten von der Pfalz hielt. Als indessen die Schweden naheten, vertrieb Otto Ludwig, der tapfere Rheingraf, die Spanier aus der Burg. Durch diese Kämpfe hatte sie um so mehr gelitten, als die Mauern jene Festigkeit nicht hatten, die unter Franz von Sickingen sie ausgezeichnet. So standen sie, nur theilweise bewohnbar und von den Sickingen bewohnt, als 1689 die Franzosen sich ihrer bemächtigten. Die Sickingen waren geflohen, und die Franzosen betrachteten sich als die Herrn der Burg, stellten zerstörtes Mauerwerk her und bauten selbst die neuen Werke, welche nördlich hervortraten. In Folge des 27. Artikels des Ryswickischen Friedens wurde sie endlich so zerstört, wie sie die Neuzeit fand.

Franz Ferdinand von Sickingen, der kinderlos war, erbaute sich auf der Westseite des Berges, auf dessen Gipfel die alte Burg stand, und zwar am Fuße desselben, ein neues Schloß in dem Style jener Zeit, aber keine Burg. Als er im Jahre 1768 starb, traten seine Seitenverwandte: die Sickingen zu Sickingen, die zu Hohenburg und Schallodenbach mit ihren Ansprüchen an die Herrschaft auf, und es entstand einer jener Prozesse, der bei den bekannten Verhältnissen des Reichskammergerichts die gegründete Aussicht auf einen Jahrhunderte langen Gang und eine ebenso langandauernde Beschäftigung der Advocaten hätte haben mögen, wenn nicht zum Glück ein gütlicher Vergleich das Ziel näher gerückt hätte. Die Sickingen, schadlos gehalten, begaben sich alles Anspruchs an die Herrschaft, und Churpfalz trat in deren Besitz mit Baden, als Gemeinherrn der vorderen Grafschaft Sponheim.

Da nun Churpfalz drei und Baden zwei Fünftheile zukamen, so errichteten Beide einen Vertrag, wodurch Churpfalz die Herrschaft mit allen Zubehörungen gegen die im Oberamt Bretten gelegenen zwei Dörfer Helmsheim und Spranthal allein und ganz erhielt und sie nun zu dem Oberamte Kreuznach schlug.

Wie wunderbar spiegelt sich in der Geschichte der Burg der Gang des Schicksals des Geschlechtes ab! Wie hält die Zeit ihr wunderbar Gericht! —

Das neue Schloß mit seinen Gärten und nach französischem Zuschnitte geformten Anlagen, geschnittenen Taxusgruppen, Wänden und Figuren war seit dem Tode Carl Ferdinands von Sickingen theilweise von den Beamten der Herrschaft bewohnt, und dieser Umstand bewirkte es, daß der sonsthin leichtfertige französische Bau erhalten wurde, der unter andern

Umständen leichter, als der Väter altehrwürdige Burg, in Staub und Trümmer gesunken wäre; allein auch seine Stunde schlug, und zwar auf eine gleiche Weise, wie die der Ebernburg, wenn auch unter ganz andern Umständen und Zeitverhältnissen.

Es war in jenen Tagen der Sansculottenwirthschaft, als die Festung Mainz mit den Freiheitshelden, die darinnen ihre Weltbefreiungspläne weiter ausbildeten, belagert wurde, als ein französischer Heerhaufe sich durch das Nahethal herabwälzte, überall — wenn auch wahrlich keine süße — doch theuere Erinnerungen den Bewohnern zurücklassend. Die Helden mußten mit der Ortskenntniß in Hader gerathen, und ihr Führer in dieselbe feindselige Lage mit der Kriegskunst gekommen sein; denn statt daß sie weiter oben ihr Ziel besser würden haben erreichen können, kamen sie nach Ebernburg, um ihre theuern Brüder in Mainz zu entsetzen.

Es war nahe am Abende, als sie hier anlangten, und die Nachrichten, die sie hier empfingen, kündeten es ihnen an, ihr Zug sei nicht nur vergeblich, sondern könne ihnen selbst noch sehr verderblich werden.

Nun kam das „Entsetzen" zu dem sie gekommen waren, wenn auch anders, über sie, und sie machten so rasch „Kehrt", als es Hunger und Durst und Sehnsucht nach dem etwaigen Inhalte des „Aristokratensitzes", wie ja die Schlösser kurzweg abgeurtheilt wurden, es zuließ.

Wie ein Ameisenhaufe wimmelte alsbald das Schloß Sickingens von Freiheitshelden, und keine Handbreit Raumes von der Dachfirste bis zum Kellerboden blieb undurchsucht; aber der Fleiß und die Sorgfalt des Untersuchens wurde übel belohnt. Die Bewohner waren entflohen und hatten nur leere Räume hinterlassen. Zorn und Wuth über solche schmerzliche Täuschung erfüllte ihre Herzen, und um ihr einen recht glänzenden, wirkungsvollen Ausdruck zu verleihen, steckten sie das Schloß an den vier Ecken an. Es war eine edle Fackel, die ihrem nunmehr unaufhaltsamen Rückzuge leuchtete, einem Rückzuge, der die ohnehin schon erschöpften Orte des oberen Nahethales nicht — reicher machte.

War es aber nicht, — und der Gedanke drängt sich dem auf, der gerne den Faden sucht, welcher sich durch die Begebenheiten oft so wunderbar hindurchzieht — als ob diese dem Königthum so feindseligen Revolutionsmänner noch spät und unter so eigenthümlich — auf beiden Seiten — veränderten Verhältnissen Rache an dem Letzten des Stammes der Sickingen nähmen, dessen Größter und Tüchtigster einst an den Thoren seiner Burg die Gesandtschaft ihres Königs kurz und schnöde abgefertigt und auf eine Weise heimgeschickt hatte, welcher Alles nachgesagt werden durfte, nur nicht — französische Glätte?

So war denn nicht lange nach dem Erlöschen des Geschlechts auch sein Wohnsitz droben auf der Höhe und hier unten im Thale verschwunden, aber nur dieses einen Zweiges des Geschlechtes, das noch in andern fortlebte bis zum Jahre 1836.

Zwei Thatsachen verdienen hier noch erwähnt zu werden, ehe die Geschichte der Burg mit unsern Tagen endet.

Um die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts lebte am Hofe des Churfürsten von Mainz und in hohen Würden desselben, wenn auch nur nach der weltlichen Seite, (die nicht selten in jeder Beziehung sich geltend machte!) ein Graf Sickingen, also jenem Zweige des Geschlechtes angehörend, welcher diese Standeserhöhung erfahren hatte.

Die erwachsenen Söhne des alten Herrn sahen mit ebenso großer Betrübniß, als Entrüstung, wie in einer maßlosen Verschwendung, in einem Luxus, der weit über die Grenzen dessen hinausging, was selbst die Befriedigung der „nobelen Passionen" erheischte, und in üppigster Liederlichkeit das Vermögen der Familie nicht nur raschen Ganges dem völligen Erschöpfen zueilte, sondern auch die Aussicht auf eine erhebliche Schuldenlast ihnen eröffnet war, die in unerquicklicher Nähe erschien.

Sie boten Alles auf, den Vater auf andre Wege zu bringen, allein auch in der Liederlichkeit bekundete der alte Graf seine ritterliche Selbstständigkeit, kümmerte sich um nichts und lieh bei Juden und jüdischen Christen, wenn er kein Geld hatte,

soviel er nur immer bekommen konnte, und praßte ritterlich fort.

Da durcheilte plötzlich eines schönen Morgens die Kunde die erstaunte Stadt Mainz, daß der Graf Sickingen verschwunden sei. Man fand die Dienerschaft geknebelt, aber — das war das Räthselhafteste — auch nicht das Geringste entwendet. Nur auf die Person des lebenslustigen alten Herrn schien es abgesehen. Auf seinem Nachttische lagen die kostbare Uhr, einige Ringe mit Edelsteinen besetzt, kurz werthvolle Dinge, welche Diebe gewöhnlicher Art gewiß nicht liegen gelassen haben würden.

Der Churfürst, dessen Bediensteter der Verschwundene war, und der überdieß in hoher Gunst bei Hofe stand, war furchtbar entrüstet über eine Gewaltthat unerhörter Art mitten in seiner Hauptstadt und setzte alle Kräfte und Hebel in Bewegung, das Geheimnißvolle der Sache aufzuklären und möglichst den Verschwundenen wiederzufinden.

Die Untersuchung stellte durch Einzelheiten klar heraus, daß eine Gewaltthat an dem Grafen allein verübt worden war; aber sowohl über die möglichen Beweggründe der That, als über die Ausführung und endlich das Verbleiben des Entführten war nichts ermittelt worden.

An einen Mord war nicht zu denken, denn der hätte leichter im Gemache des Grafen und frischweg verrichtet werden können, als unter Umständen, welche die Ausführung nur zu erschweren im Stande waren. —

Der Schleier blieb ungelüftet und alle sich aufdrängende Fragen unbeantwortet. —

Jahre kamen und gingen. Man hatte von der Zeit eine Lösung erwartet, aber sie brachte sie nicht, und die räthselhafte, frevelvolle Begebenheit fiel dem Loose vieler andern anheim, — dem Vergessenwerden.

Und dennoch sollte sie urplötzlich und noch räthselhafter wieder in's Andenken zurückgerufen werden.

Ein Seitenthal des bei dem Städtchen Lorch in das Rheinthal mündenden Wisperthales trägt den Namen: Sauerthal von einem Säuerling, welcher in dem Dörfchen Sauerthal zu Tage tritt.

Die Sickingen waren ehemals die Grundherrn dieses Thales und seines Geländes, wie seiner Wälder. Der Sauerthalerhof auf dem Gebirge, welches die Scheidewand gegen das Rheinthal bei Caub bildet, gehörte zu diesen Sickingen'schen Besitzungen, und dazu zwei stattliche Burgen, deren Ruinen noch heute dem engen, aber schönen Thälchen einen malerischen Reiz verleihen.

Die „Sauerburg" ist die bedeutendste der Ruinen.

Beide Burgen, freilich in Trümmern liegend, seit kein Arm, wie der des „Ritters Franz" sie mehr schützen konnte, waren von den Verschwendungen des entführten Grafen von Mainz der traurige Rest einstigen Reichthums. Churmainz hatte die Wälder erworben, und nur einiges wenige Ackerland bildete den kümmerlichen Rest eines einst reichen Besitzes. Selten kam ein Mensch zu den Ruinen, und das abergläubische Volk mied sie vollends, seit man bei den Ruinen von Sauerburg Wehklagen und Jammertöne aus dem Boden heraus gehört haben wollte, offenbar Laute, welche von den unversöhnten Geistern ehemaliger Gewalthaber herrührten, die ihren Erlöser suchten. Wer aber wußte, was Alles dazu gethan werden mußte? —

Seit Jahren hatte sich das Mährlein verbreitet und erhalten, als einst der Unterförster des churmainzischen Waldes um die Mittagszeit in die Nähe der Sauerburg kam und sich, sein trockenes Mittagsbrod zu verzehren, an eine windsichere Stelle der Mauer setzte.

Kaum saß er, so vernahm er deutlich die Klagetöne aus der Tiefe, die er bis jetzt für ein Mährlein des abergläubischen Volkes gehalten hatte. Er horchte. Es war eine Menschenstimme. Vorsichtig bog er das dichte Gesträuche auseinander, welches da, woher die Stimme kam, bis dicht an die Mauer herantrat. Jetzt entdeckte er ein mit Eisen vergittertes Blendeloch in der Mauer, dessen Aussehen auf eine neue Arbeit schließen ließ. Er trat ganz nahe und fragte, „wer so wehklage?"

Da tönte es schauerlich aus der Tiefe:

„Ach, erbarme Dich meiner, wer Du auch sein magst! Ich bin der unglückliche Graf Sickingen, des Churfürsten von Mainz geheimer Rath, den man seit fünf Jahren hier gefangen hält! O, erbarme Dich und gehe nach Mainz zum Churfürsten, daß ich erlöst werde aus meinem schandhaften Gefängnisse!"

Der Förster war nicht wenig erstaunt, hier auf eine so schauerliche Weise den Schlüssel zu einem Geheimnisse zu finden, das, wie er sich erinnerte, einst das ganze Land in eine fieberische Bewegung gesetzt hatte.

Er ließ sich in eine längere Unterredung mit dem Gefangenen ein und verließ dann rasch die Stelle, eilte nach Lorch zurück und machte sich augenblicklich auf den Weg, nur einigen Freunden vertrauend, daß eine ebenso seltsame, als schreckliche Entdeckung ihn so eilig nach Mainz zu dem Herrn Churfürsten persönlich führe. Er legte denen, welchen er diese unbestimmte Mittheilung gemacht, das strengste Stillschweigen auf.

Der Churfürst empfing die Mittheilung mit nicht geringerem Erstaunen, als die Entdeckung der Schandthat bei dem ehrlichen Unterförster hervorgebracht.

Anfänglich war er geneigt, es für eine heillose Aufschneiderei, — dann für das Erzeugniß eines verbrannten Gehirns zu halten; aber je mehr er sich mit dem Förster besprach, desto mehr schwanden solche Gedanken, und als endlich der Förster die Wahrheit seiner Aussage auf seinen Diensteid nahm, da wurde der Churfürst überzeugt und ließ seine einschlägigen Beamten rufen, denen der Förster in seiner, des Churfürsten, Gegenwart seine Aussage mit wörtlicher Treue wiederholte. Hier muß rasch gehandelt werden! rief der Churfürst aus und band die Ausführung auf die Seele des Beamten. Dieser ließ es natürlich nicht anstehen, und früh am andern Morgen fuhr ein großer Ankernachen mit dem Förster, dem Beamten und einer hinlänglichen Anzahl Soldaten aus dem Hafen von Mainz und nahm die Richtung rheinabwärts, während starke Ruderer die Fahrt beschleunigten. In Lorch gelandet, wurde schnell der Ortsbeamte oder Schultheis zugezogen und zwei Schlosser mit Werkzeugen, und so, mit allem Nöthigen versehen, machten sie sich ungesäumt auf den Weg. Bei der Sauerburg angelangt, drangen sie in die Ruine, wo man eine Menge frischer Fußtritte und überall Spuren jüngster Anwesenheit von Menschen wahrnahm, namentlich Ueberreste von Speisen. Als man endlich in die Nähe jener Gegend der Burg kam, wo das Mauerfenster nach Außen sein mußte, fand man eine eichene, mit starkem Schlosse versehene Thüre von neuer Arbeit; aber sie war — offen! Durch diese betrat man ein Gemach, das nach Umständen behaglich genannt werden konnte. Darin stand ein Ofen, ein Tisch, ein Stuhl und ein Bett; — aber keine Spur von einem Bewohner. Im Ofen indessen fand man noch Kohlen, die erst am gestrigen Abende erloschen sein konnten, die Reste eines nicht eben schlechten Mahles und einige alte Kleidungsstücke.

Der Gefangene war, das ergab sich aus unzweifelhaften Umständen, in der letzten Nacht aus dem Bette geholt und weggebracht worden.

Die Burg wurde genau durchsucht, ebenso die andere Ruine. Im Dörfchen Sauerthal wurden Nachforschungen der eingehendsten Art gehalten, die Gegend in weiteren Kreisen durchstreift, aber das Alles blieb ohne Erfolg. Mochte der Churfürst auch Alles aufbieten, der Geschichte auf den Grund zu kommen, und noch Jahre lang insgeheim nachforschen lassen: es gelang nicht, mehr herauszubringen, als man protokollarisch an Ort und Stelle festgestellt hatte, und nie ist wieder eine Spur des verschwundenen Grafen Sickingen entdeckt worden.

Jedem meiner Leser, welcher Schillers „Räuber" kennt, wird die Aehnlichkeit dieser Begebenheit mit dem Schicksale des „alten Moor" auffallen, und es wäre nicht unmöglich, daß Schiller Kenntniß von dieser Thatsache gehabt hat, die ihm den Stoff geboten, den er so ergreifend behandelt hat. Möge denn die aktenmäßig begründete Darstellung der Begebenheit literarhistorischen Forschern eine Handhabe bieten, genauer das berührte Ver-

hältniß zu erforschen und eine Vermuthung, wie die ausgesprochene, entweder feststellen, oder in ihrem Ungrunde erweisen!

Von dieser Begebenheit wenden wir unsere Blicke dem letzten Sprößlinge des altehrwürdigen Geschlechtes, dem Grafen Franz von Sickingen zu.

Das einst große Vermögen des Geschlechtes war im Laufe der Zeit durch schlechten Haushalt seiner Glieder heillos herabgekommen. Zahlreiche Prozesse, welche der Graf angestrengt hatte, um vertrocknete Hülfsquellen wieder fließend zu machen, hätten es vollends erschöpft. Er sank in eine tiefe Armuth, und obwohl geistig hochgebildet, war er dennoch, was man so bezeichnend einen verkommenen Menschen nennt, geworden. Er verschmähte es nicht, sich mit trockenem Brode und Branntwein zu begnügen, und machte leider mit dem letzteren gegen das Ende seiner Laufbahn eine allzuvertraute Bekanntschaft, die ihn völlig zum Bettler herabsinken ließ. Dennoch aber blitzte auch in diesem Zustande je und dann der Stolz seines Standes und Geschlechtes wieder auf.

Er war ein wankender Greis geworden, der vagabundirend durch das Land zog, wo er noch Erinnerungen an die Glanzzeiten seines Geschlechtes zu finden voraussetzen konnte. So sprach er oft bei dem Hofmanne ein, der als rechtlich erworbenes Eigenthum den „ehemals Sickingischen Sauerthalerhof bei Caub" besaß, und fand dort bei dem Manne Hülfe, der Pietät genug dem unglücklichen Nachkommmen der einstigen Grundherren bewahrte, um ihn freundlich aufzunehmen, zu nähren und zu pflegen. Der Alte war indessen zu sehr landläufiger Vagabunde geworden, um länger zu bleiben, als etwa eine kurze Frist.

In den Regierungstagen Herzog Wilhelms von Nassau kam dem hochherzigen Fürsten die Lage des Letzten der Sickingen zur Kenntniß, und er setzte ihm ein Jahrgehalt aus, was ihn vor Sorge vollkommen sicherstellen konnte; aber als der Graf es erfuhr, erhob er sich stolz und wies das Jahrgehalt mit einer Entschiedenheit zurück, die man ihm nicht hätte zutrauen sollen, und kein Zureden konnte ihn vermögen, es jemals anzunehmen.

In der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts, vielleicht im Jahre 1836, kam er tief im November nach Caub und vertrank seinen letzten Heller in Branntwein, bis er in den Zustand völliger Trunkenheit versank. Mitleid reichte ihm ein Strohlager, freilich nicht an einem besseren Orte, als etwa da, wo man einen anscheinend von Ungeziefer starrenden Bettler dulden kann.

Früh am andern Morgen verließ er krank das Städtchen Caub und wankte den Bergpfad hinauf, welcher nach dem Sauerthalerhofe führt.

Es mochte schon dunkeln, als in dichtem Schneegestöber der todtmüde Wanderer an die gastliche Pforte klopfte. Der Hofmann erkannte ihn alsobald, zog ihn herein und bereitete, seinen Zustand erkennend, ihm ein Bad, reichte ihm frische Leinwand und Kleider, erquickte ihn mit kräftiger Nahrung und brachte ihn dann zu Bette; aber die Krankheit, die er sich zugezogen, hatte, wie es scheint, im Innern des alten Mannes zu tiefe Wurzeln geschlagen. Er starb nach wenig Tagen, und der wackere Hofmann drückte ihm die Augen zu. Er ließ ihm einen Sarg machen, besorgte die Leichenfeier, da der Graf Katholik war, und als die Stunde der Beerdigung kam, da wurde der Sarg auf einem Karren, mit zwei Ochsen bespannt, den jähabfallenden Berg hinab zu dem Dörfchen Sauerthal gefahren, und des Hofmannes Hausgenossen folgten ihm. Auf dem Gottesacker des Dörfchens wurde er feierlich bestattet, in dem Kirchlein die Seelenmesse gelesen.

Niemand zerbrach den Wappenschild über dem Grabe des Letzten des ruhmreichen Geschlechtes der Sickingen.

Aber einem Manne, der ein Herz für untergegangene Größe hat, entging das unscheinbare Grab nicht.

Nach einem nicht eben sehr langen Zeitraume erschien in dem Dörflein ein Frachtwagen mit einem einfachen, aber würdigen Leichensteine, begleitet von einem Manne, den Niemand kannte.

Der Leichenstein wurde in seinem Bei-

sein auf dem Grabe des letzten Sickingen aufgerichtet. Bin ich recht berichtet, so hat er diese Inschrift:

„Hier ruht Graf Franz von Sickingen,"
„der Letzte seines Geschlechtes."
„Er starb in tiefer Armuth"

und auf der Rückseite:

„Dieses Denkmal setzt ein Freund des
„Alterthums und der Geschichte"

Wenn auch der bescheidene, verdienstvolle Mann in das Dunkel des Geheimnisses sich zu hüllen strebte, so konnte doch kein Zweifel obwalten, daß es derselbe ist, der die Ruinen rheinischer und anderer Burgen Nassau's mit nicht geringen persönlichen Opfern vor dem Untergange zu bewahren strebte. Ehre seinem Namen, der hier nicht genannt wird, um nicht dem Bescheidenen zu nahe zu treten.

Die Ebernburg, zu der wir noch einmal zurückkehren müssen, wurde, wie alle sogenannten „feudalen Ueberreste", von den Franzosen als Nationaleigenthum erklärt und veräußert, und zwar um eine Bettelsumme.— Sie lag in Trümmern und der Burgberg wüste

Die Errichtung des Soolbades in Kreuznach und Münster am Steine brachte den Grundbesitzer der Burg auf den industriösen Gedanken, auf der Burg eine Wohnung herzustellen und den vielbesuchten Ort den Kurgästen zugänglich zu machen und zugleich zu einem angenehmen Aufenthalte. Er führte das mit Geschick aus und fand seine Rechnung dabei

Am Burgberge entstanden nun Rebenanlagen, die einen guten Wein liefern; bequeme Wege führen zur Burg für Wandernde und Fahrende; überall ist oben für schattige Plätzchen und schöne Aussichtspunkte gesorgt, und ein geräumiger Saal nimmt den Wanderer auf, für dessen leibliche Bedürfnisse eine gute Wirthschaft sorgt.

Manche Reliquien, theils auf der Burg bei'm Bauen gefunden, theils sorglich gesammelt, werden hier bereitwillig gezeigt, wo manche an den edlen Ritter Franz lebhaft erinnern, darunter ein auf der Burg mit Franzens Presse gedrucktes Büchlein. Auch befindet sich hier ein Gypsmedaillon, abgeformt von dem Grabmale des Erzbischofs Richard von Trier, welches, ohne Zweifel, das einzig treue Bild des Ritters Franz wiedergibt.

Bartholomäus de las Casas,

„der Oberschutzherr der Indianer."

Eine lebensgeschichtliche Skizze.

Mit einer Abbildung.

Von W. O. von Horn.

Man hat die fromme Quäkerin Elisabeth Fry den „Engel der Gefangenen" genannt, und sie hat den Namen wohl verdient. In eben dem Maße verdiente der edle Bartholomäus de las Casas den Namen: „Engel der Indianer," und vielleicht noch mit größerem Rechte.

In den Tagen seiner irdischen Pilgrimschaft war man noch nicht so freigebig und überschwänglich mit solchen Bezeichnungen, wie in unsern Tagen. Seine Zeitgenossen, die den Werth dieses seltenen Mannes zu würdigen wußten, gaben ihm den seltsam klingenden Titel des „Oberschutzherrn der Indianer."

Spanien ist das Land seltsamer Titel, aber bezeichnend sind sie in der Regel und nicht so häufig, als sie bei uns in unsern Tagen sind, wo die Häufigkeit der Waare auf dem Markte des Lebens ihren Werth außerordentlich herabdrückt. Sie sind wohlfeile Schmeicheleien für den persönlichen Ehrgeiz und gar oft der Köder für menschliche Thorheit, sich unter Fesseln zu beugen und Dingen dienstbar zu werden, die ein gesundes Herz verwerfen müßte. So war es damals nicht. Titel galten viel, weil sie wirkliches Verdienst belohnten. Der Titel, welchen Cardinal Ximenez dem trefflichen Manne beilegte, hatte seinen Rechtsgrund in seinem edeln, großen, reichen Herzen, das warm und treu für die Ret-



Carl Mayer's K.A. in Nürnberg

Bartholomäus de las Casas.

„Der Ober-Schutzherr der Indianer."

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden

tung eines Volkes schlug, das von den ruchlosen Spaniern jener Tage zertreten wurde.

Für dieses unglückliche, an und für sich, besonders auf Hispaniola, so liebenswürdige Volk erhob er seine Stimme mit Macht. Mit dem seinen schlug nur noch ein barmherzig Herz für diese Unglücklichen, das einer milden Königin, das leider nur allzufrühe zu schlagen aufhörte.

Wie man unmenschlich gegen die Araber verfahren, so verfuhr man gegen die armen Indianer, um ihnen Gold abzupressen, und keine Qual war groß genug, um die Unglücklichen dahin zu bringen, ihre vermeintlichen Schätze herauszugeben. Daß sie unter Höllenqualen starben, weil sie das nicht hatten, was man forderte, das verursachte den fluchbeladenen Spaniern keine Gewissensbisse, es machte sie nur grausamer und stumpfte ihr Gefühl nur immer mehr ab und steigerte ihre Grausamkeit bis in's Entsetzliche. Die Schilderungen, welche Las Casas entwirft, sind haarsträubend.

Zeuge solcher Greuel war er zu oft, zu lange gewesen, um nicht Alles aufzubieten, die Unglücklichen, schuldlos Leidenden zu retten.

Doch ich greife dem Gange seines Lebens und Wirkens vor! —

Bartolomé de las Casas war der Sohn eines jener Hidalgo's, die, von einer einst glänzenden Höhe herabgekommen, nichts gerettet hatten aus bessern Tagen, als den Namen und die Erinnerung vergangener Herrlichkeit, nichts als den Stolz edler Abkunft und die Abneigung gegen jede Thätigkeit, welche in das bürgerliche Leben gehörte. Darben konnten sie, aber nicht arbeiten, weil dieses nur dem Bürger und Bauern ziemte, nicht dem aus edlerem Blute Entsprossenen. Obgleich auch Deutschland seinen bettelarmen und doch stolzen Adel hat, so ist doch Spanien daran reicher, als irgend ein Land in Europa, und in der Zeit, da Columbus mit seinen wundersamen Plänen die Welt in eine kaum gekannte Bewegung für und wider brachte, war es die neue Welt, welche den armen, niedern Adel, eben jene sogenannten „Hidalgo's", in eine fieberhafte Aufregung versetzte, weil sie ihm Aussichten eröffnete zu Ruhm und Reichthümern.

Zu kühnen Unternehmungen und Wagnissen angethan, lockten die Reichthümer Ophirs; geneigt wie zu ritterlichen Abentheuern, so zu den kühnsten Gebilden der Einbildungskraft und zu den ausschweifendsten Hoffnungen und Erwartungen, drängte sich dieser niedre Adel, der in seiner Bettelarmuth verkam, nach Palos, um mit dem gefeierten Erwecker aller dieser Bewegungen auf armseligem Kiele, in zwei Schiffen, in denen man heute eine kleine Küstenfahrt zu machen billiges und begründetes Bedenken trüge, die Reise in eine neue Welt anzutreten, die man erst in nebelgrauer, unbekannter Ferne suchen mußte, die aber goldreich sein mußte, wie kein anderes Land der Erde, weil — man es sich so vorstellte. Uuter denen, die sich an Columbus herandrängten und ihm Vertrauen einflößten, war auch ein Mann in gereiften Jahren, nahe den Fünfzigen, der aus Sevilla stammte, kriegerische Erfahrungen für sich hatte und Las Casas oder de las Casas hieß. Es war Bartolomé's Vater, Antonio de las Casas.

Einige Schriftsteller, welche das Leben des „Oberschutzherrn der Indianer" schrieben, behaupteten, Bartolomé sei damals 19 Jahre alt gewesen und habe, wie sein Vater, das Schwert umgegürtet und sei, dürstend nach ritterlichem Ruhme, mit ihm in Palos zu Schiffe gegangen, um die neue Welt entdecken und nöthigen Falls erobern zu helfen; allein es muß dieser Umstand aus mehreren innern und äußern Gründen bezweifelt werden, deren nur einiger hier gedacht werden soll.

Wie so viele arme Familien edler Abkunft damit den Glanz ihres Namens wohlfeil herzustellen suchten, daß sie zwischen zwei Wegen für ihre Söhne wählten, entweder dem des soldatischen Ruhmes und der auf diesem Wege zu erlangenden Auszeichnung, oder dem der Kirche, wo mit dem Glanze noch jener Vortheil verbunden war, daß der Sohn mit den „Brosamen, die von des Reichen Tische fielen," die Aeltern ernähren und gelegentlich die etwa vorhandenen Geschwister versorgen konnte, so auch die Familie Las Casas.

War auch Bartolomé's Vater Soldat von ganzem Herzen, so mußte der Mann des Schwertes doch wohl einsehen, daß sein Lebensweg nicht der seines Sohnes und einzigen Kindes sei. Sein „zartbesaitetes Gemüth," seine zartgebaute, der Mutter ähnliche Gestalt war nicht für die Feldschlacht und den Kampf auf Leben und Tod geschaffen. Ebenso wenig paßten des Knaben und Jünglings Neigungen für diesen Lebensgang. Er liebte es, seine Kenntnisse zu erweitern, las vorzugsweise gerne Schriften, die er erreichen konnte, und war schwärmerisch religiös. Da war denn der Weg gewiesen, und es wäre eine Thorheit gewesen, ihn verkennen zu wollen.

Bartholomäus wurde für den Dienst der Kirche bestimmt, wie er es selber wünschte; aber die Aeltern hielten ihre Blicke nicht auf eine Pfarrstelle gerichtet, die bei bescheidenem Einkommen einen reichgesegneten Wirkungskreis darbieten mochte. In ihre Augen leuchtete das goldbrokatene Gewand eines Bischofs. Sie sahen im Geiste einen Las Casas wieder einmal geschmückt mit der goldstrahlenden Inful und dem nicht minder kostbaren Hirtenstabe. Sollte aber dieser schöne Traum wahr werden, so mußte Bartholomäus einen Bildungsgrad erlangen, der solcher aufsteigenden Bahn angemessen war. Wenn nun auch Sevilla dazu reiche Mittel bot, so verwehrte doch die Armuth der Familie, sich ihrer in dem gewünschten Maße zu bedienen. Daß der Vater hierin ganz mit der sanften Mutter übereinstimmte, ist außer Zweifel, und sein Anschluß an des Columbus Reichthümer verheißendes Unternehmen läßt der wohlbegründeten Vermuthung Raum, daß er dort, jenseits des Weltmeeres, im gold- und gewürzreichen Indien, welches ja Columbus auf seinem westlichen Wege zu erreichen außer allem Zweifel war, die Mittel zu finden hoffte, seinem Sohne den Weg zu hohen kirchlichen Ehren zu bahnen.

Daß er ihn mitgenommen, ihn seiner Vorbildung entrissen und in seine blutige Bahn gelenkt hätte, liegt da ganz außer aller Vermuthung, und es liegt noch näher, daß das schon durch des Gatten Unternehmen geängstete Frauenherz nicht auch noch um des geliebten Sohnes zweifelhaftes Geschick zu erbeben geneigt war.

So blieb Bartholomäus bei der Mutter, suchte sich eifrig vorzubereiten für seine höhere Ausbildung, die er in Salamanca, dem Sitze der Gelehrsamkeit Spaniens, zu erreichen sicher war, wenn — der Vater den goldenen Schlüssel auf seinem Zuge fand, der die verschlossenen Pforten des höhern Erkennens ihm zu eröffnen im Stande war.

Wir wissen nichts aus der Zeit, die zwischen der Abreise des Vaters und der seiner Rückkehr aus Hispaniola liegt, aber es ist ja zu vermuthen, daß der Drang nach Erkennen in Bartholomäus' Seele nicht nachgelassen habe; denn kaum ist der Vater, wirklich mit Reichthümern versehen, zurückgekehrt, so erscheint in standesmäßigem Auftreten der Sohn in Salamanca, um seine Studien, wie es das Aufsteigen zu höheren, kirchlichen Würden erheischt, nicht auf die Gottesgelehrtheit allein, sondern auch auf die Rechtswissenschaft auszudehnen.

Was aber wichtig erscheinen muß, ist der Umstand, daß Bartholomäus de las Casas einen Knaben zur Bedienung hatte, den sein Vater aus Hispaniola mitbrachte, einen Indianerknaben, der zu ihm im Verhältnisse des Sklaven zu seinem Herren stand. Vielleicht lag schon hierin der Keim später entwickelter Ansichten und wuchs daraus hervor. Bei dem weichen und sanften Herzen des Herrn hatte es sicher der Sklave gut und fühlte nicht die unerträgliche Bürde und Qual seiner Landsleute auf Hispaniola, die sie zwang, in die Berge zu entweichen, wo man sie mit „Bluthunden" hetzte, um sie wieder unter das unerträgliche Joch der Gewalt zurückzubringen.

Waren es die Erzählungen seines Vaters oder die des armen Knaben, welche zuerst Las Casas von der Lage der Indianer unterrichteten und in seinem Herzen das tiefe Mitleid mit ihrem Loose, die Bitterkeit gegen ihre Peiniger weckte, es läßt sich das nach keiner der beiden Seiten nachgewiesen; aber es war lebendig geworden und mit ihm der Wunsch, für ihre Rettung seine Kraft einzusetzen.

Räthselhaft ist es bei dieser Herzensrichtung, daß er seinem Sklaven die Frei-

heit nicht schenkte. Vielleicht war es die Rücksicht auf seinen Vater, vielleicht aber auch der Gedanke an die alsdann zu Tage kommende Hülflosigkeit des Armen. Seinen Wünschen kam es indessen sehr gelegen, daß die Maßregeln der edlen Königin Isabella es bewirkten, daß alle die vielen Sklaven, welche die Rückkehrenden aus Hispaniola mitbrachten, ihre Freiheit auf spanischem Boden erhielten. Dadurch wurde er aus dem Zwiespalte gehoben, mit einem christlich frommen Herzen, das die Sklaverei verdammte, dennoch einen Sklaven zu halten, und zugleich aus der Noth, für ihn sorgen zu müssen. Die Königin übernahm diese Pflicht.

Sein eifriges Studium in Salamanca bewirkte es, daß er, begabt mit der Würde eines Licentiaten, auf ehrenvolle Weise die Universität im Jahre 1498 verließ und zunächst zu den Aeltern, wenn auch nur auf kurze Zeit, zurückkehrte.

Seine Aeltern lebten sorgenlos durch die Beute, welche sein Vater mitgebracht, und die auch ihm den Weg zu tüchtigem Erkennen gebahnt hatte, und es konnte ihm nicht fehlen, daß er bald eine ehrenvolle Stelle im Dienste der Kirche eingenommen hätte, wenn nicht in seiner Seele ein unwiderstehlicher Trieb erwacht wäre, den unglücklichen Indianern der neuen Welt die er mit einer innigen Liebe umfaßte, den Trost und die Erquickung des Evangeliums zu bringen und der Rohheit und Grausamkeit seiner Landsleute gegen jene Unglücklichen ein Gegengewicht zu bereiten, ja gewissermaßen durch das Opfer, welches er brachte, jenen Frevel zu versöhnen.

Dieser Gedanke scheint in seinem Herzen und Geiste zu einer rechten Kraft erwachsen zu sein, und vielleicht hatte er eben dadurch an größerer Verinnerlichung gewonnen, daß sein Vater selbst nicht frei war von Grausamkeit gegen die unglücklichen Indianer, welche Grausamkeit er in tiefster Seele verabscheute. Ob seine Aeltern ganz mit der Wahl seines Berufes, als Missionar nach Amerika zu gehen und Kraft und Leben der Ausbreitung des christlichen Glaubens unter den Indianern zu widmen, einverstanden waren, wissen wir zwar nicht, aber seiner hinreissenden Beredsamkeit, der Gluth seiner Begeisterung für die heilige Sache und der Kraft der von der Liebe Christi ausströmenden Liebe seines frommen und edeln Herzens mußte es gelingen, alle Gegensätze aufzuheben und sie geneigt zu machen, ihm ihren Segen zu geben, wenn sie auch vielleicht ehrgeizigere Pläne mit ihrem Sohne gehabt hatten, die nun zunichte werden mußten.

Daß ein Gemüth, wie das seinige, ohne den Segen und die Zustimmung seiner Aeltern diesen schwierigen Beruf erwählt und angetreten hätte, ist durchaus nicht anzunehmen.

Damals bereitete Don Oviedo (es war 1502) eine Expedition, jenseits des atlantischen Oceans eine Entdeckung zu machen, die zu den glänzendsten gehörte, welche jemals die Küste Spaniens verließen, um die neue Welt aufzusuchen. Auf dieser Flotille schiffte sich der junge, begeisterte Missionar ein und begann theils auf Hispaniola, theils auf San Domingo seine Wirksamkeit, die ihm den Segen der Indianer und — wenigstens die Achtung ihrer Unterdrücker erwarb. Manches Indianerherz machte seine liebevolle Art und Weise empfänglich für das Evangelium; manche Kette, die die Unglücklichen wund drückten, brach er; manche Grausamkeit milderte er; — denn seiner eindringlichen Beredsamkeit konnte auch das verhärtetste Gemüth nicht widerstehen. Aber konnte er, der Einzelne, den breiten, gewaltigen Strom dämmen? Vermochte er einer mitleidlosen, tiefeingewurzelten Rohheit Grenzen zu setzen? War er im Stande, entmenschte Menschen wieder zu Menschen zu machen?

Sein Herz blutete, und in seinen Gebeten rang er wahrhaft. Acht Jahre eines rastlosen Wirkens mit Aufbietung aller geistigen und leiblichen Kräfte lagen hinter ihm, da blickte er mit heißen Thränen zurück auf das Feld seines Wirkens, auf die Früchte desselben, und es preßte dieses edle Herz schier zum Bersten, daß es nur so wenig war, was er gewirkt. Er sah noch das alte Treiben überall, sah in den Bergwerken die Unglücklichen massenhaft hinopfern, sah sie blutend unter der Peitsche ihrer Treiber in den Pflanzungen, sah sie hinsterben zu Tausenden durch die brutale

Behandlung, und — sein Muth begann zu sinken und seine Hoffnung, daß er sein Ziel je erreiche. Das war ein trostloser Zustand seiner Seele. Er bedurfte der Ruhe, der Sammlung, des Trostes.

Da klopfte er an die Pforte des Dominikanerklosters in San Domingo. Dem Orden, der sich die Bekehrung der Indianer zur Aufgabe gestellt, gehörte er früher schon an. Darum fand er willige Aufnahme, um neue Kraft, neuen Muth zu sammeln. Lange blieb er nicht, denn die Spanier eroberten und hatten bereits großentheils Cuba erobert. Dort wütheten sie gegen die tapfer sich vertheidigenden Indianer; dort war das Feld seines Wirkens. Wie hätte er zaudern können und dürfen?

Bei seinem Austritt aus der Klosterpforte empfing er die Priesterweihe, der Erste, welcher sie auf amerikanischer Erde empfing, und eilte dann hinüber nach dem blutgedrängten, schönen Eilande, um sich als Pfarrer einer kleinen Ansiedlung anzuschließen.

Sein Wirkungskreis schien nur ein kleiner zu sein, aber das war er nur scheinbar; denn die Indianer, welche durch diejenigen, die seiner Pfarrei angehörten, von diesem Weißen vernahmen, er mache eine Ausnahme von allen Weißen und habe ein Herz für die armen Indianer, eilten aus der Ferne zu ihm und öffneten Ohr und Herz seiner Verkündigung der erbarmenden Liebe Gottes in Christo Jesu, und der Einfluß des Christenthums auf sie und ihr Leben erwies sich bald so sichtbar, daß der Statthalter Velasquez davon hörte und begierig war, einen Mann kennen zu lernen, der sich willig in die Einsamkeit verbannte, um von da aus auf die Wilden zu wirken und die Kluft auszufüllen, welche Weiße und Indianer trennte, eine Kluft, die sich leider stündlich zu erweitern drohte.

Zu ihm beschieden, folgte Las Casas dem Rufe sogleich. Die Unterredung war langdauernd und wurde von Las Casas dazu benutzt, um auf die schauderhafte Grausamkeit der Behandlung der Indianer hinzuweisen, besonders wie die an harte Arbeit nicht gewöhnten Eingebornen, zu dieser auf's Rücksichtsloseste angehalten, in einem Maße dahinstarben, daß es das Herz des Menschenfreundes bluten machen, aber auch den, der blos auf Verhältnisse des Staates Rücksicht nahm, überzeugen mußte, daß, wenn man so fortab verfahre, bald der letzte Indianer auf Cuba seine Seele mit einem Fluche auf die Mörder seines Stammes ausgehaucht haben würde. Seine Rede, durchdrungen von der Begeisterung der hingebendsten Liebe zu dem unglücklichsten Menschenstamme, machte einen starken Eindruck auf den Statthalter. Er zollte ihm nicht nur seinen Beifall, sondern sagte ihm jede Unterstützung in seinem edlen Wirken zu. Rastlos war er nun in weiteren Kreisen für die Indianer thätig; aber er sah sich gehemmt, seine Schritte vereitelt, ihre Wirkung tausendfach vernichtet. Der Kampf gegen die schlaue Habsucht ist immer ein zweifelhafter. Feindlich standen ihm Rohheit und brutale Selbstherrlichkeit gegenüber. Selbst dem Statthalter versagten die Kräfte, das erkannte Gute mit Nachdruck und Erfolg zu fördern.

Las Casas erkannte, daß, wenn nicht nachdrücklich die Hülfe von Oben her, von der Krone Spaniens, ihm zur Seite stehe, all sein edles Streben erfolglos bleiben müsse. Er wußte ja, daß die edle Königin Isabella das unglückliche Volk der Indianer auf ihrem Herzen trug und nur die volle Wahrheit über das trostlose Loos dieses beklagenswerthen, in den Staub getretenen Volkes erfahren dürfe, um die Hand zu seiner Rettung willfährig zu bieten. Briefe, auch das kannte er ja schon aus Erfahrung, blieben erfolglos, weil eine unselige Gegenwirkung sie entkräftete. Es blieb daher nichts übrig, als — selbst über das atlantische Meer zu schiffen, um die Sache der Indianer mündlich vor dem Throne selbst zu führen.

Las Casas war ein Mann der That. Seine Entschlüsse wurden klar erwogen und dann rasch ausgeführt. Es ist zu vermuthen, daß er im Einverständniß mit dem Adelantado von Cuba, Don Velasquez, handelte, als er sich nach der heimathlichen Küste einschiffte, um die Augen der Herrscher über die Art und Weise zu öffnen, wie Habsucht und Grausamkeit den schauderhaften - Mord an den Indianern vollzog, indem ihnen ein Uebermaß von

Arbeit aufgeladen würde, zu der allerdings die nachhaltige Kraft dem weichlichen Volke abging.

Von denen, welche die Indianer als ihre Sklaven behandelten, folgten ihm keine Segenswünsche zu glücklicher Fahrt, wohl aber die der Unglücklichen, zu deren Vortheil er die Reise unternahm. Die Fahrt war eine glückliche; aber es schien, als ob ein Unstern über seinem Unternehmen walte; denn König Ferdinand war krank und seiner Auflösung nahe. Sie erfolgte kurz darauf, ohne daß Las Casas für seine Zwecke bei ihm hätte wirken können. Karl, sein Nachfolger, weilte nicht auf spanischer Erde. So schien sein Kommen zur Unzeit zu sein. Es schien zum Glück nur so.

Ein Mann leitete damals die Zügel des Staates, der Klarheit des Geistes, aber auch Gefühl genug besaß, um das zu würdigen, was in warmem Strome aus Las Casas Herzen hervorquoll und in begeisterter Rede durch's Ohr zum Herzen drang.

Mochte auch Cardinal Ximenez vielleicht mehr als Politiker, denn vom christlichen oder rein menschlichen Standpunkte die Lage der Indianer und das blindlings zum eigenen Verderben hintreibende Thun und Lassen der Spanier in der neuen Welt beurtheilen, Las Casas fragte nicht nach den Beweggründen, ihm galt nur die Sache, nur das Ziel, welchem er Kraft und Leben geweiht, und dieses Ziel sollte nicht ganz unerreicht bleiben.

Der Cardinal erwog, was der edle Priester ihm mittheilte. Er konnte einen Schauder nicht überwinden, als er ihn auf das Hinsterben der Indianer unter der unmenschlichen Behandlung der Spanier hinwies, welche in den Bergwerken, wie auf den Pflanzungen nur ihren Vortheil, nur das Reichwerden im Auge hatten, ohne das Leben der Unglücklichen höher anzuschlagen, als das eines Lastthieres, welches sie in der Wirklichkeit höher zu stehen kam, als ein Dutzend Indianer, die ihnen zugetheilt waren, um sie nach Belieben auszunutzen. Er erkannte, daß die Versuche, sie zum Evangelium zu bekehren, durch solche Behandlung mehr als gelähmt, vernichtet werden müßten, und das Erkennen wirkte für die Plane des edlen Las Casas in einer erfreulichen Weise.

Ximenez ernannte sofort einen Ausschuß von drei Mönchen des Hieronymiten-Ordens und ertheilte ihnen die weitgreifendste Vollmacht, mit allen anzuwendenden Mitteln den Uebelständen zu begegnen und die himmelschreienden Mißbräuche abzustellen. Las Casas ertheilte er den Titel: „Oberschutzherr der Indianer", um ihm ein höheres Ansehen seinen Gegnern gegenüber zu verleihen. So reiste denn Las Casas, nachdem er noch bei seinen Aeltern geweilt, mit den drei Bevollmächtigten nach Cuba wieder ab, voll freudiger Hoffnungen.

Er war der Mann, der die Verhältnisse in Cuba, Hispaniola und San Domingo genau kannte, und die drei Bevollmächtigten waren so vernünftig, seine Rathschläge in Anspruch zu nehmen und sie zum Leitstern ihres Thuns zu machen.

Sie erkannten es wohl, daß ihr Geschäft ein unendlich schwieriges sei.

Sie langten glücklich in Cuba an und begannen unter Las Casas Leitung ihr Werk; es war aber keins, das auf schnelle Erfolge rechnen durfte; denn die Habsucht trat ihnen mit glühendem Hasse entgegen und häufte Schwierigkeiten auf ihrem Wege, die kaum zu überwinden waren. So sehr auch sonst Neid und Eifersucht sie gegenseitig erfüllte, jetzt waren die spanischen Leibherren der Indianer vollkommen einig, um das Bemühen der Commission möglichst zu vereiteln. Ueberdieß mußten, sollte das edle Werk gelingen, sowohl in der Gesetzgebung, als in der Verwaltung Aenderungen vorgenommen werden, die viel zu tief eingriffen in die bisher bestandenen Verhältnisse, als daß ihre Einführung schnell hätte vor sich gehen können.

Die drei Commissäre hatten außerdem von dem staatsklugen Cardinal Ximenez Verhaltungsmaßregeln empfangen, die ihnen weises, besonnenes und kluges Vorgehen zur Pflicht machten, und sie waren klug genug, jede Ueberstürzung zu vermeiden und nur Schritt vor Schritt vorzugehen.

Las Casas war eine feurige Natur. Er hatte sich mit dem Gedanken beschäftigt, seinen Schutzbefohlenen schnell Hülfe zu

bringen, und nun vergingen Wochen und Monate, und er sah noch kein errungenes Ziel, ja kaum Schritte zu diesem Ziele.

Die Staatsklugheit der drei Commissäre begriff er nicht. Sie hatten Vollmacht, zu handeln, das schien ihm genug. Aerger und Zorn erfüllten ihn. Das, was in ihm gohr, zu verschweigen, war seine Art nicht. Er sprach seinen Unmuth, seinen Unwillen rückhaltlos aus. Die Mönche wurden dadurch verletzt, und es kam zwischen ihnen und Las Casas zum vollen Bruche. Hier war Las Casas in seinem heiligen Feuer für die Indianer im Unrechte. Die Commissäre gingen einen zwar langsamen, aber sichern Weg, für ihn zu langsam, weil eben dem grausamen Verfahren der Spanier nicht mit der ganzen vollen Entschiedenheit entgegengewirkt wurde.

Ihm ließ das volle Herz nicht Rast. Er wollte alsbald Früchte des Wirkens für die Unglücklichen sehen, und diese waren doch auf einem geordneten Wege, der sicherer zum Ziele führen mußte, wenn er mit Weisheit, Ausdauer und Folgerichtigkeit fortgesetzt wurde, nicht augenblicklich zu erzielen. Er war in der reichsten Menschenliebe dennoch ein „Heißsporn". In seinem Unwillen über dieses langsame, scheinbar nachlässige Vorgehen entschloß er sich kurz, nach Madrid zurückzukehren, um von dort aus Feuer und Leben in eine Thätigkeit zu bringen, die ihm lahm und lieblos erschien.

Seine Rückkehr in's Mutterland fiel in eine Zeit, die seinen Ansichten die allergünstigste war. In allen Verwaltungsgebieten und Staatsangelegenheiten standen damals Flammänder am Ruder, zwischen denen und den Spaniern kein innerlich vereinigendes Band vorhanden war. Im Nationalcharakter verschieden, billigten sie in keiner Weise die Handlungen der Spanier in der neuen Welt. Ob edlere, tiefer liegende Beweggründe Alle leiteten, ist kaum anzunehmen, aber auf Alle wirkte die wunderbar zündende Beredsamkeit, die schonungslos gegen das eigene Volk Alles aufdeckende Wahrheitsliebe, die überall klar und durchsichtig erscheinende Liebe des edlen Mannes, die frei von aller Selbstsucht nur das Heil einer beklagenswerthen Bevölkerung suchende Hingebung einer lauteren Seele. Man bewunderte seine Aufopferung, man verehrte seine Treue, man gewann ihn lieb seiner Liebe wegen, die ihn trieb, Alles daran zu setzen, um sein schönes Ziel zu erreichen, und ging bereitwillig auf seine Vorschläge ein. Leider scheint er sich bei diesen übereilt zu haben, und die Reue, die, wie er es selbst ausspricht in der „Geschichte der Indien", seine Seele durchfurchte, ist ein Zeugniß für ihn, der auf der einen Seite blind war gegen menschliches Elend, um auf der andern menschliches Elend zu mildern. Er war befangen in der Liebe für die zertretenen Indianer, zu befangen, um die Gefahr ganz zu erkennen, die einzelne seiner Vorschläge hatten.

Doch — wir müssen zu den Thatsachen zurückkehren. Schon im Anfange des Jahrhunderts hatte man auf San Domingo Afrikaner, Schwarze, als Sklaven eingeführt. Sie hatte Las Casas als Arbeiter gesehen und unschwer erkannt, um wie Vieles ausdauernder, kräftiger, überhaupt arbeitsfähiger sie seien, als die Eingebornen Amerika's, die, ungewohnt jeder körperlichen Anstrengung, ihr rasch erlagen, während die Neger sie leichtlich ertrugen, und — lastete nicht auf ihnen das uralte Brandmal der „verfluchten Kinder Chams"? Blind in der Liebe für seine Schützlinge, ahnete er nicht, welch' ein gewaltiger Strom des Unheils für die unglücklichen Afrikaner seinem Rathe, sie als Arbeiter in Westindien einzuführen, entspringen würde. Bereits Andere hatten dieses Auskunftsmittel empfohlen; da dachte auch er daran, sie an die Stelle seiner Schütz- und Pfleglinge zu setzen, die nicht befähigt waren in ihrer Weichlichkeit, den zehnten Theil dessen zu erdulden, was ein Neger ohne alle Beschwerde zn ertragen fähig war.

Wie tief hat er es, als er die Folgen seines Rathes erkannte, beklagt, wie schmerzlich seine Reue ausgesprochen! Und um so tiefer mußte es in sein mildes, edles Herz einschneiden, als den Indianern wenig geholfen war und die armen Schwarzen in das tiefste Elend gestürzt wurden.

Man hat ihm den Vorwurf gemacht, der Urheber der Negersklaverei in Westindien und Amerika zu sein. Es ist ein

unverdienter Vorwurf, sofern man ihm und seinem Rathe die Urheberschaft beimißt. Er wies nur auf eine bereits bestehende Einrichtung hin, um Rettungsmittel für seine Schutzbefohlenen zu finden, da es einmal an Arbeitskräften fehlte. Der Gedanke an Negersklaven wäre wohl nie in seine Seele gekommen, hätte er nicht sie als Vorhandenes vor Augen gehabt, hätte er nicht Vergleiche zwischen ihnen, als Arbeitern, und der schwächlichen, leicht jeder Anstrengung erliegenden Bevölkerung der westindischen Inseln anstellen können und, bei seiner Richtung, anstellen müssen. Er war wie der Verzweifelnde, der jedes Hülfsmittel erfaßt, das Rettung verheißt, und jene Anschauung, welche die Kirche einmal vertrat, jener biblisch begründete Fluch mochte seinem priesterlichen Gewissen über etwaige Anstände hinaushelfen.

Er hatte noch einen anderen Vorschlag gemacht. In Castilien, wo die Klöster das Land und die Mittel besaßen, und die armen Volksklassen für sie arbeiteten und dafür von ihnen ernährt und versorgt wurden, befand sich lungerndes Gesindel in Menge, was im süßen Nichtsthun die wenigen Stunden des „Wenigthuns" zu vergessen suchte. Armuth und — was Unsauberes dazu gehört und daraus entspringt, war ihr Loos. Der Gedanke, daß diese Leute, vom Gewinne gespornt, dort drüben nützlicher werden könnten, Anderen und sich selbst, war es, den er geltend machte.

Derselbe Mann, der schon für Amerika soviel Unheil hervorgerufen, der gewissermaßen überall die traurige Rolle dessen spielte, der in die Speichen des rollenden Rades hemmend eingriff und es stille stellte, wenn es nur irgend gelingen konnte, der gehässige Fonseca, stand an der Spitze des „Rathes von Indien" und es schien der auf ihm ruhende Fluch zu sein, daß er nur entweder halbe Maßregeln ergriff, oder kräftig ergriffene lähmte und so in der Regel den Zweck zerstörte, den sie erzielen sollten. So geschah es auch hier. Er hatte so viele Gegengründe, daß Las Casas wohl einsah, es komme nichts heraus, wie gut er es auch meine, wie thatkräftig und nachdrücklich er es auch betreibe. Sein Geist war erfinderisch, wenn es Wege zu suchen galt, seinen Schützlingen ein besseres Schicksal zu bereiten.

Er schlug vor, ihm einen großen Landstrich auf dem Festlande Amerika's zu verleihen, und zwar in der Nähe der berühmten Perlenfischereien, um daselbst eine große Ansiedelung von Eingebornen zu gründen, sie im Christenthum zu unterrichten, sie an eine nützliche Thätigkeit und ein gesittetes Leben zu gewöhnen. Dabei machte er zur Bedingung, das keiner der Behörden, welche man in Amerika gestiftet hatte, weder weltlicher, noch geistlicher Art, es zustehen sollte, in das stille, heilige Wirken einzugreifen, das er dort zum Segen der Indianer im Sinne hatte, namentlich aber daß keine Spanier einwandern dürften in das Gebiet; und er verbürgte sich dafür, daß er das herrlicher erzielen werde, was man bis jetzt durch blutige Kriege, unmenschliche Mißhandlungen und roheste Gewaltthat erzielt; daß er es erreichen werde durch die segensreiche Friedensmacht der Religion. Eins nur verlangte er, — nämlich eine kleine Zahl tüchtiger Arbeiter, die er aber aussuchen wolle, auf daß sie Vorbilder für die Indianer würden, und fünfzig Dominikaner als Gehülfen in diesem Werke des Friedens und der reinsten christlichen Liebe. Damit aber die Indianer diese Dominikaner für andre Menschen, als die Spanier, halten möchten und Vertrauen zu ihnen fassen lernten, sollten sie sich durch eine auch von ihm anzunehmende Ordenskleidung auszeichnen. Dieser Vorschlag, der ohne Zweifel ein höchst erfreuliches Ergebniß würde geliefert haben, und der das Herz des edlen Mannes, von dem er ausging, im schönsten Lichte erscheinen ließ, dessen Ausführung dem Staate keine Kosten machte und so leicht und gefahrlos auszuführen war, fand ebenwohl den heftigsten Widerstand, und es war wieder besonders der unholde, überall Arges witternde, alle weitaussehenden Plane hemmende und jede Persönlichkeit von irgendwelcher Bedeutung neidisch verfolgende Fonseca, der ihn als schwärmerisch, ungereimt und unausführbar darstellte. Las Casas fand Mittel, den König und Kaiser Carl V. damit bekannt zu machen und ihn dafür einzu-

nehmen. Carl befahl, daß in seiner Gegenwart der Rath von Indien den Gegenstand in eine reifliche Erwägung und Besprechung ziehe.

Dieß geschah in feierlicher Sitzung, deren Gewicht und Bedeutung Las Casas erkannte, so gut wie seine Gegner.

Nachdem die Sitzung mit einer kurzen Darlegung des Planes eröffnet worden war, wurde vom Kaiser zuerst den Widersachern desselben das Wort gegeben. Sie waren alle Kreaturen Fonseca's, welche Alles aufboten, was ihnen zu Gebote stand, ihres Schützers Ansichten gegen Las Casas zur vollkommensten Geltung zu bringen. Las Casas hörte ihre Gründe mit Ruhe an, wenigstens schien es so; aber sie gaben zu große Blößen ihrer Unkenntniß der Verhältnisse, als daß nicht sein Blut in Wallung, sein ohnehin leicht aufblitzender Geist in eine große Erregung hätte kommen müssen.

Als ihm der Kaiser das Wort gab, belebte sich wunderbar sein Gesicht, und der lange zurückgehaltene Strom seiner Begeisterung brach hervor, getragen von einer mächtigen Beredsamkeit, durchdrungen von der heiligen Ueberzeugung der Wahrheit, daß in eben dem Maße, wie das Interesse des Kaisers wuchs, wie sein Herz von Las Casas überwältigender Rede ergriffen wurde, der Muth jener sank und sie ihre Sache für eine völlig verlorene erkannten. Sie war es in der That. Der Kaiser entschied sich für den Plan des edlen Las Casas und befahl nachdrücklich seine sofortige Ausführung.

Ein ungeheures Gebiet wurde ihm zuerkannt; er warb sich die nöthigen Arbeiter mit aller Umsicht, und aus dem Mönchsorden, dem er selbst angehörte, gewann er bald eine Anzahl Mönche, die sich bereit erklärten, unter seiner Führung das Unternehmen mit der Hoffnung auf des Herrn Hülfe zu beginnen und ihm alle ihre Kräfte zu widmen.

Der Kaiser hatte Liebe und Hochachtung für den Mann gewonnen, der die unglücklichen Indianer so warm in seinem Herzen trug, und der ihn überzeugt hatte von der unaussprechlichen Ruchlosigkeit der Spanier in Amerika, und er, der das Vertrauen zu Las Casas hegte, er werde das, was er vorgeschlagen, in der vollendetsten Weise ausführen, geizte nicht mit den Hülfsmitteln, deren Las Casas bedurfte.

In Palos, wo sich aller Verkehr mit Amerika concentrirt hatte, bestiegen Alle, die sich ihm anschlossen, mit ihm das Schiff, welches ihm der Kaiser freigebig zur Verfügung gestellt, das er mit großer Sorgfalt mit Allem versehen hatte, was irgend zweckdienlich sein konnte, und unter frommen Gesängen und heißen Gebeten lichtete es die Anker.

Las Casas Herz schlug in seliger Freude dem Lande seiner Schützlinge entgegen, und glücklich, wie noch nie vorher, betrat er den Boden der neuen Welt, wo sein gesegnetes Wirken nun erst recht beginnen sollte.

Doch —

„Was sind der Menschen schöne Pläne? —
„Ihr kühnstes Hoffen, sagt, was ist's?"

Der Dichter antwortet auf seine Frage: Eine Seifenblase! Aber fragen wir voll Mitleid und Liebe zu dem edeln Manne, der wie ein Stern in der Dunkelheit leuchtet, wie konnte denn das mißglücken, was so hoffnungsvoll begann?

Wenn auch Las Casas so glücklich war, in der großen Zahl der Dominicaner tüchtige und mit ihm im Streben nach einem schönen Ziele einige Männer zu gewinnen, und in der Wahl der Arbeiter, die er mitnahm, wirklich überaus glücklich genannt werden konnte, so lag doch jenseits des Weltmeers das Land, das ihm der Kaiser zur Pflanzstätte des Heils für die Indianer und zu einer Zufluchtstätte des Friedens für die Armen verliehen hatte, außer aller Berechnung. Er kannte es nicht vorher, hatte es nie gesehen und konnte kein auch nur annäherndes Urtheil über seine natürliche Beschaffenheit und die Lage seiner Bewohner fällen.

Armer Las Casas!

Er ahnete nicht, daß ganz nahe seinem Gebiete bereits eine spanische Ansiedlung lag, und das war gleichbedeutend mit einer Ansiedlung roher, grausamer, schonungsloser, weil unersättlich habsüchtiger und bodenlos übermüthiger Menschen, deren Nähe allemal pestartig zerstörend auf die unglücklichen Indianer wirkte, mit

denen sie zusammentrafen oder zusammen lebten.

Es war um das Jahr 1520, als er reich versehen mit allen Mitteln einer hoffnungsvollen Ansiedlung an der Küste landete, wo seine Friedensniederlassung sich erheben sollte. Die Spanier in der nahen Ansiedelung hatten bereits das Spiel, darin sie von Hispaniola her Meister waren, begonnen. Wie blutgierige Tiger waren sie über die friedlichen Bewohner des Landes hergefallen, hatten sie bis auf's Blut gemartert, um ihnen ihre vermeintlichen Schätze an Gold und Silber abzupressen, und das altgewohnte Treiben bis zu einer Höhe gesteigert, die selbst die geduldigen Indianer aus dem Gleichgewichte gehoben und ihnen die Waffe des Aufruhrs und der Rache in die Hand gedrückt hatte. Die Flamme des Aufruhrs loderte in dem Lande, wo der Apostel des Friedens und der Liebe den „Frieden verkündigen sollte."

Den Spaniern in der Ansiedelung war es — denn ihrer waren eben nur eine Hand voll — nicht geheuer, von Tausenden erbitterter Feinde sich umgeben zu wissen. Sie sandten nach Hispaniola um Beistand, und dieser wurde ihnen durch eine Anzahl Bewaffneter, und wie überall der Sieg auf der Seite der Weißen war, so fällte auch hier die Sense des Todes eine reiche Aerndte, und die wildeste Grausamkeit und erfinderische Rachsucht that sich ein volles, reichliches Genüge! —

Da, wo reichliches Blutvergießen gewaltet und tiefwurzelnde Erbitterung Wurzel geschlagen, sollte er die Saat des Friedens streuen; was seine entmenschten Landsleute verdorben, sollte er gut machen! Welche Aussicht auf ein gesegnetes Gelingen! Sein Muth sank nicht, weil er in dem innigsten Gottvertrauen und in der Liebe Christi wurzelte, wohl aber der der Arbeiter, die ihm voll Hoffnung aus dem Mutterlande gefolgt waren. Da ein Abwarten einer friedlichen Lösung geboten war, die er in seine Hand nahm, so wurden sie ungeduldig; zuletzt verzweifelten sie an einem glücklichen Erfolge und verließen die Stätte, wo sie gelandet waren, des Harrens müde Sie zerstreuten sich, gingen theils zu den Spaniern in der Niederlassung, theils suchten sie auf gut Glück andere Wohnstätten ihrer Landsleute auf. Las Casas sah sie nicht wieder.

Mit brennendem Weh im Herzen mußte er einen Theil seiner Hoffnungen zu Grunde gehen sehen, auf den er so viel für das Gedeihen seiner „Friedensstätte" gebaut hatte. Die Treuen aus den Reihen seines Ordens hielten an ihm fest, der ihren Kern bildete. Sie ließen sich, von seiner Begeisterung getragen, nicht abschrecken, einen ernstlichen Versuch unter den Indianern zu machen. Er fiel unglücklich aus, theils weil diese Stämme die Umgegend zu verlassen im Begriffe standen, um in den unzugänglichen Bergen, wohin noch keine Spanier gedrungen waren, sich Zufluchtstätten zu suchen vor denen, die sie mit keinem besseren Namen bezeichnen konnten, als ein Jahrhundert später die Rheinischen Pfälzer, welche die Rotten Spinola's nur „Spanische Molche" zu benennen pflegten, theils aber darum, weil auch die Träger des Friedens und der Liebe bei den Unglücklichen kein Vertrauen fanden. Waren sie doch „Bleichgesichter, wie die handwerksmäßigen Mörder, wenn sie auch andere Kleider trugen, und redeten sie ja doch ihre Sprache." Wie konnten die Unglücklichen ihnen trauen?

Las Casas war innerlich gebeugt, gebrochen. Er mußte das völlige Mißlingen seines schönen Planes bekennen, und mit blutendem Herzen verließ er das amerikanische Festland, um sich in die düsteren Mauern des Dominikanerklosters auf Hispaniola zu vergraben. Seine treuen Gefährten wandelten den Weg ihres Berufes auf den verschiedensten Gebieten des von Spaniern eroberten Landes, theils auf dem Festlande, theils auf den Inseln. — Der unglückliche „Bote des Friedens", für den die prophetische Verheißung, „daß seine Füße lieblich seien auf den Bergen", nicht in Erfüllung zu gehen schien, hing seinem Kummer in den stillen Klostermauern nach und erfüllte mit der unwandelbarsten Treue seine mönchischen Pflichten, er schrieb hier viele seiner Werke, die alle nur dem Wohle der unglücklichen Indianer gewidmet waren, insbesondere begann er hier seine „Allgemeine Geschichte der Indien",

die er, zeitweise unterbrochen, bis zu seinem Tode fortsetzte.

Sein „Vergraben in die düsteren Klostermauern“ konnte indessen kein stetiges, bleibendes sein. War er auch genöthigt, den schönsten Gedanken seiner Seele, um dessen Verwirklichung ihn die Spanier selbst betrogen hatten, als einen rettungslos verlornen aufzugeben, so blieb ihm ja doch noch Raum genug für das Wirken unter den Indianern im Dienste der heiligen, rettenden Liebe, welcher er sein Leben geweiht hatte.

Wenn er lange genug die „hora“ gesungen und an seinen Werken geschrieben hatte, duldete es ihn nicht länger in den dumpfen Mauern, jenseits welcher die unglücklichen Indianer, zu denen ihn sein Herz zog, die blinden Heiden, ihre Wege gingen, die nicht zu Dem führten, der Alle zu retten am Kreuze gestorben war.

Von diesem schmerzlichen Gedanken ergriffen, war es ihm, als sei die Zeit, die er so nützlich doch im Kloster verbracht, eine verlorene. Er griff zum Wanderstabe, und bald sah man ihn in die unwegsame Cordillera hinaufsteigen, bald in die waldreiche Puna, bald in die heiße, dunstreiche Ebene, und die Indianerdörfer oder ihre einzeln liegenden Hütten aufsuchen, um ihnen das Evangelium zu predigen, oder ihre leiblichen Leiden zu mildern und ihnen auf alle Weise ein Wohlthäter zu werden. Sie kannten ihn weithin in's Land und segneten seinen Namen.

Die Kunde von dem „weißen Manne, der ein Herz für die Indios habe“, hatten die wandernden Stämme verbreitet, und auch da wußte man von ihm und seinem milden Herzen, wo nie sein Fuß gewandelt. Daher zog er ungefährdet allein durch Berg und Wald; daher öffneten ihm die Indianer willig die Pforten ihrer Hütten; daher theilten sie freudig mit ihm die kärgliche Nahrung, mit der sie sich begnügten, führten ihn auf unbekannten Wegen und warnten ihn vor drohenden Gefahren.

Kam die schlimme und besonders im Hochgebirge unangenehme Regenzeit, so kehrte er zurück in's Kloster, um, wenn die besseren Tage mit ihrem Sonnenscheine zurückkehrten, wieder zum Wanderstabe zu greifen und die apostolischen Wanderungen wieder aufzunehmen.

Wenn er Anfangs allein ging, so fanden es seine ihn verehrenden Ordensbrüder in seinen höheren Jahren gerathen, ja geboten, ihn nicht mehr allein den Gefahren sich aussetzen zu lassen, die in dem unwirthbaren Gebirge ihm drohten. Zwei oder Dreie begleiteten ihn. An der Flamme seiner Begeisterung entzündete sich die ihrige, und in seiner Schule lernten sie, daß nicht verdammender Feuereifer dem Herrn die Herzen gewinne, sondern die Liebe und Milde. War doch Wort und That bei ihm Ein Guß und wirkten bald wie der „Balsam aus Gilead“ heilend und besänftigend, bald wie der Thau von Hermon aufrichtend und belebend.

Die Gebiete von Nicaragua und Guatemala waren es meistens, wohin ihn das Werk der rettenden Liebe führte, und sein Wirken und das seiner Begleiter war selbst unter den wildesten Indianerstämmen dieser weiten Gebiete in dem Maße reich gesegnet, daß er ganze Stämme, die mit den Waffen in der Hand und im blutigen Kampfe die Spanier zurückgetrieben hatten, aus herumschweifenden Haufen zu seßhaften Leuten, aus wilden Heiden zu Christen machte, die willig ihm folgten.

Trotzdem, daß viele Brüder seines für die Indianer thätigen und wohlthätig auf das unglückliche Geschlecht wirkenden Ordens sich seiner reichen Liebesthätigkeit anschlossen, reichte das seinem heißen Verlangen, den Indianern das Heil des Christenthums zuzuführen, nicht aus. Mehr Kräfte verlangte er, um einen breiteren Strom des Wirkens zu erzielen, reichere Ergebnisse, größeren Segen. Darum unterbrach er abermals sein gesegnetes selbsterwähltes Berufsleben, um das Weltmeer zu durchsegeln und im sonnigen Spanien zu werben um treue Mitarbeiter. Er trat diese Reise im Jahre 1539 an.

Dort im Heimathlande war es anders geworden. Seine Aeltern waren längst zu Grabe gegangen. Kein besonderes Band fesselte ihn. Nur seine hochherzigen Zwecke waren sein Ziel, ihnen galt sein Streben, ihnen gehörte seine ganze Kraft. Die Aussichten für seine Lebensaufgabe hatten sich günstiger gestaltet; denn der Mann, in

dessen Hand eigentlich die Geschicke der neuen Welt geruht, Fonseca, der engherzige, jedem edlen Streben, das in der neuen Welt seinen Boden suchte, feindselig und ihm entgegenwirkende Mann, er war gestorben. Kaiser Carl hatte seinen Beichtvater, den Pater Loaysa, an die Spitze des Rathes von Indien gestellt. Er war General der Dominikaner, der Las Casas Richtung und Zielpunkte kannte und ehrte. Er kam ihm mit Wohlwollen entgegen. Schon um des Bandes willen, das der gemeinsame Orden um sie schlang, stand er Las Casas näher. Er würdigte die Verbesserungspläne des edeln Mannes, der des Ordens Zierde war, und empfahl sie dem Kaiser, der, so schien es wenigstens, ernstlicher daran dachte, die Lage seiner amerikanischen Unterthanen zu verbessern. Er wollte nicht die schwere Verantwortung mit hinübernehmen vor den ewigen Richter, nichts für die Verbesserung des Looses der Indianer gethan zu haben.

Pater Loaysa, der diese Gedankenreihe geweckt und gepflegt hatte, benutzte Las Casas Mittheilungen, um neues Leben in die Berathungen zu bringen.

Las Casas Persönlichkeit, seine Vergangenheit, die man genugsam nach allen Seiten seiner Thätigkeit kannte, und sein glühender Feuereifer für seine heilige Sache wurden Factoren, wie sie es nie zuvor gewesen. Sie gewannen eine allgemeine Geltung und wurden überallhin wirksam.

Der Eindruck seiner Schilderungen, die er immer mit einzelnen schauderhaften Thatsachen belegen konnte, war ein ebenso großartiger, als tief eingehender. Er benutzte die geistige Strömung dazu, seinen „Kurzen Bericht von der Zerstörung Indiens" herauszugeben, der aber leider an dem Fehler leidet, daß Las Casas in seiner unermeßlichen Eingenommenheit nicht bei der nackten, einfachen Wahrheit blieb, sondern sich Vergrößerungen und Uebertreibungen zu Schulden kommen ließ. Besonders fällt ihm maßlose Uebertreibung in den Zahlen zur Last, wenn es die Hingeopferten und Hingemordeten galt.

Leider war die nackte Wahrheit so schrecklich, so entsetzlich, daß es der Ueberbietungen wahrlich nicht bedurfte, ein Gemälde des Jammers auf der einen und menschlicher Entsittlichung und Verworfenheit auf der andern Seite darzustellen, das geeignet war, jedes Herz bis in seine Tiefe zu erschüttern.

Das Buch machte großes Aufsehen, indessen merkwürdiger Weise mehr im Auslande, als im Mutterlande selbst. In Amerika erschreckten zwar die rückhaltlos enthüllten Thaten diejenigen, welche sie verübt, aber statt sie zu bessern, warfen sie ihren vollen Groll auf den Mann, der den Muth hatte, solche Dinge zu sagen.

Die Wirkung in Spanien selbst zeigte sich übrigens bald. Ueberall regte sich Mitleid und Gerechtigkeit. Es wurden die allerentschiedensten Anstalten getroffen, welche das Geschick der Urbewohner der neuen Welt verbessern, sie vor Gewaltthat und gefühlloser Grausamkeit sicher stellen sollten. Es kam ein Gesetzbuch: „Las Nuevas Leyes", die neuen Gesetze, zu Stande, das kein anderes Ziel hatte, als den unglücklichen Volksstamm frei zu machen. Bei allen diesen Einrichtungen waren Las Casas Mittheilungen und Vorschläge maßgebend, und es zeigt sich eben ganz klar, daß er ihnen den Geist der Milde und Menschlichkeit eingehaucht, der sie durchweht. Alle diese Einrichtungen wurden zur Einführung nach den Pflanzstaaten des Westens geschickt, aber — es lag ja nicht einmal allein in der Hand der Gobernatores oder obersten Beamten der fernen Pflanzstaaten, ihnen Geltung und Ausführung angedeihen zu lassen. Was half das Befehlen, wenn der gewaltige Nachdruck, den die Furcht vor der Strafe auf den rohen, verwilderten Menschen macht, fehlt? —

Wo waren die Wächter des Gesetzes in den weiten Gebieten? Da deckte die Entfernung die Verbrechen zu, — und sie blieben ungestraft. Wo war die Gewalt, welche die Einrichtungen in's Leben führte, die Gesetze vollzog? — Wer wollte, that es und da sie schroff mitunter in das bisherige Treiben einschnitten, wenigstens die Willkühr ungemein beschränkten, so fand es die Willkühr gut, sie so zu beschränken, daß nichts von ihnen übrig blieb und in dem bisherigen Zustande nicht das Geringste geändert wurde, und dort drüben, im fernen Spanien war man voll heiliger Freude,

welch Heil diese Einrichtungen und Gesetze dem armen, geknechteten, massenhaft hinsterbenden Volke brächten.

Der Kaiser, der auf Las Casas große Stücke hielt und seine uneigennützige Hingabe an die Unglücklichen hoch ehrte, wollte nun auch ihm seine Achtung und Werthschätzung bezeugen. Aus eigener Bewegung ernannte er ihn zum Bischofe von Cuzco, dem reichsten Bisthume der neuen Welt.

Hunderte würden sich glücklich gepriesen und mit offenen Armen diesen Beweis hoher kaiserlicher Gnade ergriffen haben, doch nicht so der Mann, dem das eigne Leben nur Werth hatte, wenn er es für Andre heilbringend machen konnte. Was sollten ihm die Reichthümer des reichsten Bisthums der neuen Welt? Er hatte für sich fast keine Bedürfnisse, welche über die unentbehrlichen des Daseins hinausgingen.

Dankbar für die kaiserliche Gnade lehnte er das reichste Bisthum der neuen Welt ab und nahm dafür das ärmste des Landes an, das von Chiapa, das außerdem noch eine schlimme Berühmtheit hatte, seine Bewohner seien die ärmsten nicht nur, sondern auch die unwissendsten der spanischen Besitzungen in der neuen Welt, und dieses nahm er aus diesen beiden Gründen, deren letzter ihm noch überdieß ein weites Feld geistlicher Thätigkeit eröffnete. Bewundernswürdiger erscheint uns Las Casas durch diese Unterordnung unter den Willen seines Kaisers und Herrn, wenn wir erwägen, daß in seinem neuen Arbeitsfelde grade noch die vielen Heiden mitbestimmende Ursache der Annahme waren, und daß er die Last von siebenzig Jahren nach einem Leben voll Entbehrungen und rastloser, erschöpfender Thätigkeit trug. Gehorsam schiffte sich der Greis wieder in Palos ein und zog in sein armes Bisthum, in Gott zufrieden, daß das reichste von ihm ausgeschlagen worden war.

Es war das fünfte, aber auch das letzte Mal, daß er sich nach Amerika begab, um das ferne Land des Westens noch einmal zu betreten, das Land der Thränen und des Jammers, wie er es so oft beredsam geschildert hatte. Wehmüthig ruhte sein Scheideblick auf Spaniens Küste. In seinem Herzen sagte er dem Lande Lebewohl, das die theuren Gräber seiner Eltern umschloß, an denen er als junger Mann und jetzt, wie es schien, für diese Welt scheidend, gebetet hatte. Seinem fromm gläubigen Gemüthe machte es nur einen vorübergehenden schmerzlichen Gedanken, daß er nicht bei ihnen ruhen, sein Staub sich nicht zu dem ihrigen gesellen sollte. Ist ja doch die Erde überall des Herrn, und sein Weckruf erreicht ja drüben über dem Weltmeere, wie hier die Schläfer unter dem Rasen. So dachte er. Leider sollte es anders kommen. Als die Küste des Vaterlandes am Horizonte wie ein Nebelstreifen verschwand, da drehte er den Blick nach Westen hin und sagte zu sich: Nun gehöre ich Euch bis zum letzten Hauche, deren Schutzherrn man mich genannt hat! Er glaubte ja, und es lag so nahe, — dort sein Grab zu finden.

In Amerika wurde er nicht eben mit vieler Liebe empfangen. Man wußte von seinem Buche; man erblickte in ihm den Haupturheber der „neuen Gesetze", die so gewaltig ihre sich willkührlich angeeigneten Rechte erschütterten. Sie kannten seinen unbeugsamen Willen, sie vollständig in Vollzug zu setzen; und seine Würde nicht nur, auch seine Stellung zu dem Kaiser sicherten ihm nicht nur einen mächtigen Einfluß, sondern wirkliche Macht und Gewalt. Kalt und mürrisch empfing man den ehrwürdigen Greis, ja es kamen Orte vor, wo man selbst widerwillig ihm entgegentrat und ihm mit offener Gewalt und dem Schlimmsten drohte, wenn er in demselben Geiste jetzt im Lande thatkräftig handeln würde, wie er im Mutterlande gewirkt habe. Man warf ihm vor, er wolle seine Landsleute in der neuen Welt völlig ruiniren.

Las Casas mochte die veränderte Stimmung wohl wahrnehmen, aber sie konnte ihn nicht irre machen auf dem Wege, den er vom Beginne seiner Lebensbahn bis zu dieser Stunde eingeschlagen hatte.

Vielleicht würde ihn Schlimmeres betroffen haben, wenn nicht seine ehrwürdige persönliche Erscheinung, seine kirchliche Würde, seine ernsten und doch so mächtig an das Herz dringenden Ermahnungsreden, die aus dem Kerne einer reinen, heiligen Ueberzeugung hervorgingen, und ihr eignes, sie anklagendes Gewissen,

überdieß aber seine Demuth und Hingebung eine Macht gewesen wären, die ihren Arm über sein schneeweißes Haupt gehalten hätte. Die rohe Bevölkerung spanischer Abkunft wurde in ihrem Zorne besiegt, ohne daß er es sonderlich darauf angelegt hätte. So war es an dem Landungsplatze, so in Chiapa und in den übrigen Orten seines Sprengels.

Aber dennoch machte er den Spaniern nicht das geringste Zugeständniß; er wich keines Haares Breite von dem Rechte. Mit der ernsten Strenge seines Berufes übte er dessen Pflichten aus und hielt auf die Ausführung der „neuen Gesetze" gegen die unterdrückten Indianer; ja er versagte Jedem, mochte er hoch oder niedrig sein, den Genuß der heiligen Sacramente, der es wagte, den „neuen Gesetzen" trotzend, Indianer in den Banden der Sclaverei zu erhalten.

Damit war er weiter vorgegangen, als es eigentlich in seiner Befugniß lag, und die übrigen Bischöfe der neuen Planzstaaten mißbilligten es höchlich, und das Volk murrte über den Mißbrauch bischöflicher Gewalt; selbst die Dominikanermönche auf den Missionsstationen waren durchaus nicht einverstanden mit solcher pressenden Gewaltmaßregel, welche nur Unfrieden und Hader zu erzeugen fähig sei. —

Las Casas Beweggrund war eben die Liebe zu den unglücklichen Eingebornen, die er trotz der in Spanien erlassenen Gesetze, trotz der gebotenen neuen Einrichtungen ganz unter demselben heillosen und alles bessere Menschengefühl empörenden Drucke wiederfand, wie er sie vor Jahren verlassen hatte, und was gewaltiger zu seinem edlen Herzen sprach, das war der schauderhafte Umstand, daß ihre Zahl auf eine furchtbare Weise durch rasches Hinsterben gelichtet und vermindert worden war.

Das erkannte man aber nicht an, weil man es nicht anerkennen wollte, und weil eine schreckliche Anklage in solcher Anerkennung würde gelegen haben.

Was zu erwarten stand, geschah. Las Casas fand überall Widerstand, Feindschaft, Gehässigkeit. Die Spanier hatten sich beschwerend an den Kaiser gewendet; Las Casas hatte seinerseits auf die Fruchtlosigkeit der das Loos des unterdrückten Volkes mildernden Gesetze hingewiesen, wenn nicht eine Gewalt ihrer Ausführung Nachdruck gebe; er besitze keine andre, als die Macht der Kirche, und diese habe er zur Rettung, wie des Ansehens der Gesetze, so zur Rettung derer angewendet, für die sonst diese Gesetze völlig umsonst gegeben seien.

Drei volle Jahre dauerte ein Hader, der dem Greise das Dasein verbitterte, und keine Entscheidung kam aus Spanien.

Es war zu viel für sein Herz, so verkannt, gehaßt, beleidigt und verfolgt zu werden. Das war die traurige Spätärndte eines im Dienste christlicher Liebe treu vollbrachten Lebens! — Nichts erwirkt zu haben für die Unglücklichen, für die er sein ganzes Leben geopfert hatte, das allein wäre genug gewesen, ihn zu beugen; aber daß er nun, mit einem Fuße im Grabe, für Liebe Haß und Verfolgung ärndtete und sein geistliches Wirken völlig vernichtet sehen mußte, — das war zuviel, als daß er es hätte länger ertragen mögen.

Er legte seinen bischöflichen Hirtenstab nieder, ehe noch eine Entscheidung aus Spanien gekommen war.

Was sollte er nun beginnen? Diese Frage trat an seine Seele heran.

Sollte er in der neuen Welt bleiben und steter Zeuge sein, wie man die Eingebornen durch rohe Gewalt und übermäßige Arbeit, zu der sie nicht befähigt waren, hinmordete, und seinem besseren Gefühle eine ewige Folter bereiten? Sollte er bleiben, wo der stets wachsende und sich mehrende Haß seiner Landsleute gegen ihn sich geltend machte? Da war sein Entschluß fest geworden. Nicht in Amerika, für dessen unglückliche Kinder zu wirken er sein ganzes Leben aufgeopfert hatte, wollte er sterben. Wohl hatte er die Ahnung mit sich herüber genommen, als er nach Chiapa ging, er werde in der Erde der neuen Welt sein Grab finden; aber es sollte nicht sein. Noch einmal sollte ihn das gebrechliche Bauwerk der Menschenhand über das treulose Meer hinübertragen.

Sein Entschluß stand fest. Er schiffte sich ein.

Wie sein Auge mit dem Schmerze des Scheidens für diese Welt auf Spaniens Küste geruht und ihm die Thräne gegolten, die in seinem milden Auge schwamm, so galt sie in dieser Scheidestunde vom Strande Amerika's nicht dem Lande, das ein Land großer Beschwerden, schwerer Leiden, bitterer Kränkungen für ihn geworden war, sondern sie galt dem unglücklichen Volke der Indianer, das er in seinem Herzen trug, bis es zu schlagen aufhörte. Und als er so des Volkes, seiner Liebe, und der Leiden desselben und seines Hinsterbens gedachte, da sank er nieder im heißen Gebete für seine unglücklichen, nun verwaiseten Schützlinge. Nur von Oben konnte ja Hülfe für sie kommen. Denn auf Erden, das hatte er ja in einem langen Leben erfahren, war keine für sie zu finden. Wo eines Kaisers Arm gelähmt blieb, „in dessen weiten Reichen die Sonne nicht unterging", wie man ruhmpreisend und weihrauchstreuend zu sagen pflegte, da war ja jede Hoffnung auf eine helfende Menschenhand zerstört. Er selbst hatte das Höchste und Letzte versucht und war daran mit all seinem guten Willen gescheitert!

Denken wir uns in seine Lage, in seine Gefühle hinein, so wird es uns klar, wie es um das edle, das edelste Herz Spaniens stand, als er nach leidenvoller, stürmischer Seefahrt die Küste des Heimathlandes wiedersah, nach einem Leben, dessen letzte Erfahrungen das trübe Bewußtsein hervorriefen, daß es ein — erfolgloses gewesen. Aber ganz, treu, fest durch ein ganzes Leben das Gute gewollt zu haben, auch wenn es unmöglich war, es zu verwirklichen, — es ist doch ein reicher Gewinn, und solch ein Menschenherz darf sich am sinkenden Abende sagen: Umsonst hast du gerungen, aber doch nicht umsonst gelebt, besonders wenn diese Ueberzeugung zur Grundlage hat, was die des edeln Las Casas zur Grundlage hatte, daß er nämlich durch seine Schriften offen und fest für seine Grundsätze Zeugniß abgelegt und den Schleier weggezogen von Zuständen, die zu heilen sein Bestreben war.

Las Casas landete in Palos und reiste zu Lande nach Madrid. Ohne sich einzulassen mit denen, die Oben standen auf der Stufenleiter staatlicher Ordnung, begab er sich in das Atocha-Kloster des Dominikaner-Ordens in Madrid und lebte dort in der Stille, die ihm wohlthat, — aber nicht in Unthätigkeit.

Die er geliebt, für die er gewirkt und gelitten, sie blieben der Gegenstand seines Denkens und Wirkens, selbst in den Klostermauern von Atocha.

Mit seiner gewohnten geistigen Rüstigkeit trat er in einer Schrift für die Freiheit der Indianer auf. Seine Gründe waren schlagend, aus denen die Forderung ihrer völligen Gleichstellung mit den Spaniern erwuchs.

Da trat einer der Gelehrtesten in Spanien gegen ihn auf. Er hieß: Sepulveda. Mit derselben siegenden Beredsamkeit, durch die er einst mündlich den Kaiser für seine theuern Indianer gewonnen, trat er jetzt dem Gegner entgegen, der mit allen Waffen des Gelehrten stritt, womit er Las Casas überlegen war; aber ihm fehlte die eigene Anschauung, ihm fehlte überdieß die genaue Kenntniß des Landes und der Leute darin und ihr Verhältniß zu den Spaniern. Das Alles wußte, kannte Las Casas, und er ging siegend aus dem Streite hervor, ja die Regierung gewährte ihm die Genugthuung, daß, während seine Schrift, die er in diesem Streite geschrieben hatte, überallhin verbreitet, die seines Gegners verboten wurde.

Sein Leben im Atocha-Kloster war streng geordnet. Die Erfüllung seiner religiösen Pflichten stand oben an. Dann kamen ernste, heilige Studien, und die übrige Zeit verwandte er auf die Abfassung seiner Werke, die alle der Befreiung und Rettung der Urbewohner der neuen Welt galten. Vorzüglich war es die „Geschichte der Indien", deren Weiterführung und Beendigung ihm recht nahe am Herzen lag, und diesem Werke widmete er dann auch seine meiste Zeit.

Mit der Welt draußen, vor den Klostermauern, stand er nur in seltenen Fällen in irgend welcher Verbindung. —

Bei einem so geregelten Leben fehlte ihm nur Eins, und dieß Eine hatte er in seinen früheren Tagen fleißig geübt, die Bewegung in freier, frischer Luft, und dieser Mangel beeinträchtigte seine Gesund-

heit, die, weil sein Leben stets mäßig und thätig gewesen war, und weil sie von einer rüstigen, kräftigen Leibesbeschaffenheit unterstützt wurde, selbst in seinen hohen Jahren noch ziemlich dauerhaft war.

Die Kräfte schwanden immer mehr, je näher er der Vollendung eines Jahrhunderts kam.

Im Sommer, und genauer im Monate Juli des Jahres 1566 überfiel ihn, in Folge einer Erkältung, eine Krankheit, die in frühern Tagen von seiner kräftigen Natur leicht wäre besiegt worden. Bei dem hohen Alter von zweiundneunzig Jahren nahm sie einen tödtlichen Ausgang.

Er verschied sanft und friedlich, und der Friede eines guten Gewissens, der milde, freundliche Ausdruck eines liebevollen Herzens prägte sich selbst im Tode noch in seinen Zügen aus.

Erst jetzt erkannten auch die, welche seine Gegner gewesen waren, was die Welt und die Menschheit an ihm verlor.

Selbst in der neuen Welt, wo alle Spanier seine Gegner waren und alle Indianer seine warmen Verehrer, vereinigte sein Tod beide so streng geschiedene Parteien in einem Urtheile über ihn. Selbst die Spanier ließen ihm Gerechtigkeit widerfahren, und die gegen jede tiefere Empfindung verschlossenen Indianer klagten schmerzvoll um den „Einzigen Weißen, der sie treu geliebt und seinen Frieden ihnen geopfert habe." Er lebte lange, lange in ihren Ueberlieferungen, und sein Bild verklärte sich zu dem eines Heiligen bei ihnen. Und das verdiente er vollkommen um sie.

Werfen wir noch einmal einen Blick auf seine Denk- und Handlungsweise, wie sie uns in seinem Leben und Wirken sich offenbart, so kann unser Urtheil über ihn nur ein solches sein, das ihn der Liebe und Hochachtung werth macht.

Er war geistig reich begabt und stand hoch über seiner Zeit; noch reicher waren die Gaben seines Herzens. Erfüllt von der Liebe Christi, war sein ganzes Leben ihr Abdruck und jenes heilige Wort des Herrn: „Wer mich liebet, der liebet auch die Brüder" ist der volle, umfassende Ausdruck seines Lebens. Diese im Glauben wurzelnde Liebe war die Macht in ihm, die ihn fähig machte, Alles zu ertragen. „Ein einziger, großer, ruhmwürdiger Gedanke beseelte ihn," sagt ein berühmter Schriftsteller von ihm; „dieser war der Schlüssel zu „Allem, was er dachte, sagte und schrieb, „zu jeder Handlung seines langen Lebens. „Dieser war es, der ihn trieb, seine tadelnde Stimme in Gegenwart von Fürsten zu erheben, den Drohungen eines „wüthenden Pöbels Trotz zu bieten, Meere „zu durchkreuzen, über Berge und Wüsten „zu schreiten, sich dem Abfalle von Freunden, den Angriffen von Feinden auszusetzen, Tadel, Beschimpfung, Verfolgung „zu ertragen. Er war es auch, der ihn „unachtsam gegen Hindernisse machte, der „ihn veranlaßte, zu fest auf die Mitwirkung Andrer zu rechnen, der seine Erörterungen belebte, seinen Tadel schärfte, „der zu oft seine Feder in Galle persönlicher Schmähung tauchte, der ihn zu einer „Uebertreibung und einer zu starken Färbung seiner Behauptungen, sowie zu „einer blinden Leichtgläubigkeit für das „Böse verleitet, die ihn als Rathgeber „unsicher und in den Angelegenheiten des „gewöhnlichen Leben unbrauchbar machte. „Seine Beweggründe waren rein und hochsinnig, aber seine Art, sie geltend zu machen, war nicht immer so lobenswerth."

„Das beste Licht," fährt der gedachte Schriftsteller fort, „über seinen Charakter „gibt die Achtung, welche er am Hofe seines Königs genoß. Nach seiner letzten „Rückkehr aus Amerika wurde ihm ein „reichliches Jahrgehalt ausgesetzt, das er „vorzüglich zu wohlthätigen Zwecken verwendete. Keine wichtige Maßregel in „Bezug auf die Indianer wurde ohne seinen Rath getroffen. Er erlebte die Früchte „seiner Anstrengungen in der wirklichen „Verbesserung ihrer Lage und in der Anerkennung der großen Wahrheiten, die an „den Tag zu bringen, der Zweck seines „Lebens gewesen war. Und wer mag sagen, wie viele von den seitdem zu Gunsten der verfolgten Menschheit angewendeten Bemühungen und der dazu mit „Erfolg angewendeten Gründe von dem „Beispiele und den Schriften dieses be-

„rühmten Menschenfreundes herrühren „mögen? —"

Wahr ist dieses Urtheil, wenn auch die Allgemeinheit des zuletzt Gesagten zu beschränken sein dürfte. Seine Schriften, besonders der „Kurze Bericht," sind zwar in's Deutsche übersetzt worden, allein wenn das auch in andere Sprachen geschah, so dürfte es sich doch kaum nachweisen lassen, daß diese Schrift, die haarsträubende Dinge berichtet und durch Holzschnitte vor das Auge führt, so allgemein gelesen und so verbreitet gewesen sei, daß ihr Einfluß in solchem Maße wirksam gewesen. In Amerika mag es wohl Scham und Reue geweckt und einen Spiegel gar Vielen vorgehalten haben, allein es dauerte auch da lange, bis ein Geschlecht auftrat, das auf dem blutgedüngten Boden menschlicher einherwandelte. —

Las Casas war ein Mensch; darin liegt ja Licht und Schatten, Fehler und vortreffliche Eigenschaften, Gutes und Böses; aber seine Tugenden sind herrlich und strahlend, und zu vielen der Fehler, welche in seinem Thun zu tadeln sind, wurde er, der von Natur heftig war, hingedrängt durch die Menschen, deren fluchwürdige Thaten er täglich sah, oder von denen er doch hörte. Er hatte den Spaniern in der neuen Welt wenig Zutrauen zu schenken, da er selbst zu oft Zeuge ihrer unmenschlichen Grausamkeiten war; daher kam jene Leichtgläubigkeit, die er den übertriebenen Erzählungen Andrer entgegenbrachte, durch deren Verbreitung er aber gar oft seiner guten Sache und sich selbst schadete, während die, gegen welche die Thatsache Zeugniß ablegen sollte, wesentlich dadurch in Vortheil kamen.

Viele Schriften, welche Licht über die Zustände jener Tage verbreiten, hat er geschrieben, und sein großes Werk: „Geschichte der Indien" oder, wie der spanische Titel heißt: „historia general de las Indias" umfaßt die Geschichte der entdeckten Länder von Columbus an bis zum Jahre 1520.

Wenn wir den Menschen nur dann richtig beurtheilen, wenn wir ihn als das Kind seiner Zeit betrachten, dann erscheint uns Las Casas erst recht im Lichtglanze seines edeln Herzens und seines segensreichen Lebens. Ueberall nur Rohheit, Grausamkeit, Geldgier und Ehrgeiz mit dem Gefolge niedriger Leidenschaften, tritt uns sein Bild rein, lauter, wahrhaft fromm und christlich, demüthig und bescheiden, begeistert für die Rechte eines unterdrückten Volkes, opferfähig und opferwillig, nur für Andere, nie für sich denkend, fühlend und strebend — auf diesem dunkeln Hintergrunde entgegen. Das Wort der Indianer sagt Alles, was man kurz und bündig über ihn sagen kann:

„Er war der einzige Weiße, der ein „Herz für uns hatte, der Einzige, um den „wir klagen, daß er gestorben ist."

Dies und Das.

Ein altspanisches Sprüchwort ist beachtenswerth. Es sagt: „Wegen eines Nagels geht ein Hufeisen verloren, wegen eines Hufeisens ein Pferd, wegen eines Pferdes ein Reiter." Kann man bezeichnender die Nothwendigkeit der Wiederherstellung kleiner Schäden darstellen, als es durch dieses Sprüchwort geschieht? Nur ein Rheinisches entspricht ihm: „Ein zerrissener Faden verletzt eine Masche am Strumpfe; die verletzte Masche bildet ein Löchlein, das Löchlein ein Loch, und das Loch kostet den Strumpf", oder ein anderes: „Eine Weinbeere macht einen Tropfen Most und viele Tropfen einen Schoppen, und der erquickt einen Müden", oder ein drittes: „Wenig verloren oft, macht einmal viel verloren". Einer Hausfrau sehr zu empfehlen, — aber auch dem Manne, der gerne — spielt.

Es ist nicht uninteressant, zu erfahren, warum die christlichen Heiligen-Legenden sich so viel mit Bären zu schaffen machen. Ich führe einige Beispiele an. Der heilige Mangnus war auf den Befehl seines Meisters, des heiligen Columbanus, in den Wald gegangen, um wilde Aepfel zu sammeln, fand aber einen wilden Bären, der in Ermangelung eines Besseren davon sein Frühstück hielt. Der heilige Mann befahl dem Bären, zu warten, bis er sein Bedürfniß befriedigt, und der Bär saß auf seine Hinterfüße und wartete und knurrte nicht einmal. — Dem heiligen Gallus trug ein wilder Bär das Brennholz zu. Noch wunderbarer war es, daß St. Florentius einen Bären hatte, der ihm die Schafe hütete und keines auffraß. Dagegen konnte Petz der Lust nicht widerstehen, einen Zug-

ochsen zu verspeisen. Ein Zuchochse war ja auch kein Schaf! Zur Strafe für diese Näscherei spannte ihn der heilige Jacob von Tarantaise neben den noch lebenden Ochsen an den Pflug, und Petz mußte pflügen. Ganz dieselbe Geschichte begab sich in Freising, wo der heilige Corbinian den Bären mores lehrte, denn er mußte ihm fortab sein Wanderbündelein tragen. Als der heilige Gerius nach Rom pilgerte, diente ihm eine Bärin als Wegweiserin. Diese Reihe der Bärengeschichten bei den heiligen Sendboten ließe sich noch um viele vermehren; aber das, worum es sich handelt, den Ursprung dieser Legenden zu ermitteln, liegt nicht so nahe. Man ist bereit, sie für Fabeln zu halten, aber sie haben eine sinnbildliche Bedeutung, und der „Bär" stellt überall das „heidnische Volk" dar, das sich dem religiös-sittlichen Einfluß des Christenthums nicht entziehen konnte und unter den milden Lehren der Religion der Liebe seine rauhe, wilde Bärennatur ablegte.

Der electrische Telegraph, dessen Drähte wir an unsern Eisenbahnen und Landstrassen wahrnehmen, dessen Wirkungen aber — Worte und Sätze mit der Schnelle des Blitzes auf die weiteste Entfernung denen zuzuleiten, mit welchen wir in geistige Verbindung zu treten wünschen — wir staunend bewundern, ist wieder eine deutsche Erfindung, und zwar die des berühmten Anatomen, Physiologen und Physikers Samuel Thomas von Sömmering, wie uns die von seinem Sohne, Dr. W. von Sömmering, herausgegebenen Tagebücher desselben unwiderleglich beweisen. — Andere Nationen haben es den Deutschen wieder einmal streitig machen wollen, den zu den Ihrigen zu zählen, der eine so wunderbare und unendlich wichtige Erfindung gemacht; darum muß es allbekannt werden, und mit Stolz dürfen wir es fortab aussprechen, daß weder Neid noch Eitelkeit im Stande ist, diesen Edelstein aus der deutschen Ehrenkrone zu rauben.

Wenn in unsern Tagen Sammlungen ausländischer merkwürdiger Thiere, sogenannte Menagerien, den Schaulustigen vorgeführt werden, und deren Besitzer von Ort zu Ort ziehen, so dürfte es interessant sein, zu erfahren, daß deutsche Kaiser seltene Thiere mit sich führten und sie da, wo sie sich aufhielten, zur Schau ausstellten. Im Jahr 1289 zog Kaiser Rudolph in die Stadt Colmar ein und führte mit sich — ein niegesehenes Kameel, darob die getreue Bürgerschaft sich theilweise entsetzte, theilweise vor Verwunderung starr war. Das war eine Gegenleistung der Kaiserlichen Majestät für die Festlichkeiten, welche die Städtischen Kassen, oder auch die Taschen „gemeiner Bürgerschaft" redlich in Anspruch nahmen, und sie reihete sich billiglich, dankbar anerkannt, an die Ehre an, Römisch Kaiserliche Majestät innerhalb der Mauern sammt Höchstdero Begleitung und Troß füttern zu dürfen. Ein anderes Mal zeigte die Frau Kaiserin in Basel ein viel bewundertes und angestauntes „Meerwunder", nämlich ein — Stachelschwein. Wenn nun industriöse Köpfe auf den Gedanken kommen, das „Kaiserliche Beispiel" nachzuahmen, aber sich dafür ein Etiam bezahlen zu lassen, das man in jenen Tagen: „Trinkgeld" nannte, so darf man sich darüber eigentlich nicht wundern. Es lag sehr nahe; allein es mögen sich sehr wenige der sogenannten, im Scherze wenigstens sogenannten: „Freie Künste" eines so hohen Ursprungs rühmen, als — Kunstreiter, deren Ursprung die ritterlichen Turniere sind, und Menagerien, die noch höher hinaufwurzelten, — Anderer nicht zu gedenken, die schließlich in ihrem Verlaufe wieder zu einer sehr unliebsamen Erhöhung führten.

In England hat die frische, lebenskräftige Wohlthätigkeit, die immer auf des Armen Mithülfe ruht, eine Ausdehnung gewonnen, namentlich in London, die an's Außerordentlichste hinreicht. Allein gegen die Wohnungsnoth der Armen arbeiten eine Reihe von reichbemittelten Gesellschaften mit einem erquickenden Erfolge. Es grenzt für deutsche Vorstellungen an's Unglaubliche, was darin in London bereits geleistet ist. Es gibt ganze Stadttheile, manche davon größer, als deutsche Residenzen, wo Häuschen bei Häuschen, mit Gärtchen davor oder dahinter, in langen Straßen sich an einander reihen, jedes das eigene oder das durch Miethspachtung als Eigenthum zu erwerbende Haus für eine einzige Handwerker- oder Arbeiterfamilie, die durch eine wohlthätige Einrichtung zu einer gewissen Zeit Eigenthum des Miethers werden. Das Häuschen ist nett, freundlich, gesund und für die Familie ausreichend. Da hören alle die traurigen Erscheinungen der großen Miethshäuser auf, und wie heilsam in sittlicher Beziehung dieß ist, läßt sich kaum sagen. Im Jahre 1850 entstanden in London in der Zeit von 9 Monaten 2000 — sage: zweitausend! — Baugesellschaften dieser Art, die sich alle des sogenannten armen Mannes annahmen und Gelegenheit boten, zweckmäßige Wohnungen mit der Aussicht, sie als Eigenthum zu gewinnen ohne das Ach und Weh des wucherischen Auspressens. Die ersten dieser Gesellschaften entstanden im Jahre 1815. Sie waren der Anstoß, man kann sagen für hunderte ihrer Art, und ein unendlich großer Strom des Segens entquoll ihnen für arme Handwerkerfamilien, ihre Sittlichkeit, Gesundheit und ihr Fortkommen. Es sind — und es ist nicht zuviel gesagt — Tausende von solchen Familien durch wöchentliche kleine Anzahlungen in den Besitz ihres bisher gemietheten Häuschens gekommen, und somit hat die Familie ihr, wie wir sagen, warmes eigenes Nestlein gewonnen. Blicken wir in unser deutsches Städteleben, so begegnen wir einer entsetzlichen Wohnungsnoth für die arbeitenden Klassen. Die Wohnungen müssen mit einer Miethe, die ihre Kräfte übersteigt, errungen werden und sind so selten, daß sie eine größere Familie oft in Verzweiflung bringen. Die große Familie wird in den möglichst kleinsten Raum eingepreßt und der Unsittlichkeit, ja dem schauderhaftesten Laster wird Thür und Thor geöffnet. Unser Einer kennt schauderhafte Fälle dieser Art! Und doch wird immer gebaut! Aber es ist die Habsucht, die

baut, nicht die Liebe. Es ist der Gewinn, der erstrebt wird, nicht sittliches Wohl. Es entstehen alle erdenkliche Gesellschaften, wo der Witz sprudelt, aber keine, wo die Liebe die Elenden segnet, wo die Musik erklingt, aber keine, deren Streben dahin ginge, die Wehklage der Noth zu tilgen durch ächtes Wohlthun, wie es uns die praktischen Engländer vorthun. Man baut Paläste, Civilkasernen für so und so viel Miether, aber an Häuschen für den armen Mittel- und und Arbeiterstand denkt Niemand. Wann wird in Deutschland die Zeit kommen, daß es in dieser Beziehung zu einem Morgenroth komme? In England leuchtet lange schon die helle Sonne des Tages!

Der Milchverbrauch einer großen Stadt ist ein ungeheurer, und grade darin und in dem in der Regel hohen Preise der Milch liegt die Versuchung zur Verfälschung, die selbst die wachsamste Polizei nicht ganz wegbringen kann. Der Milchtransport am Frühmorgen nach der Stadt ist ein origineller Anblick; was aber dabei wohlthuend berührt, ist die blanke Reinlichkeit der Gefäße, der Verkäufer und Verkäuferinnen. Und doch, sagt der Rheinländer in seinem derben Witz, hasse ich keine Reinlichkeit mehr, als die bei der Milch, nämlich wenn die Verkäufer die Milch — waschen, — mit andern Worten: Wasser darunter thun und dieß unter einander quirlen. Betrachtet man die Weltstadt London, so steigt das Maß des Milchverbrauchs in der That in's Fabelhafte. Der praktische Engländer bietet aber auch wieder Erscheinungen, die uns auf dem Festlande fremd sind. Es ist z. B. eine nicht vereinzelte Thatsache, daß Leute zwei, drei spiegelblanke, glänzende Kühe vor sich hertreiben, die ihnen auf das Wort folgen. An den Häusern ihrer Kunden halten sie an; das Dienstmädchen kommt mit dem Gefäße, und der Pächterknecht ruft: Betty! Lisy! Browny! Biggy! — Die bei'm Namen gerufene Kuh steht augenblicklich, und der Knecht oder Milchmann hockt sich und melkt die Milch in das Gefäß aus. Sie ist vielleicht etwas theurer, als die andre; aber man trinkt weder Kalk im Kaffe oder Thee, noch ist die Milch — gewaschen.

In seinen Rheingauischen Alterthümern hat uns Bodmann eine **Bezeichnung der Fische** aufbewahrt, die gekannt zu werden verdient. Es gilt besonders den im Rheine sich findenden Fischen. Dort heißt es: „1) Ein Salm ist ein Kaiser, darum, daß er über Berge streicht; 2) item ein Selmling eines Kaisers Kind; 3) item ein Stichling ein König, darum, daß ihn kein Fisch essen darf; 4) item ein Vorhel (eine Forelle) ein Herzog, darum: er hat einen gemussirten (farbig gemusterten) Rock an; 5) item ein Esche ein Grafe, darum, daß er mit den Selmlingen streichet; 6) item ein Hecht ein Räuber, darum: er muß rauben, daß er isset; 7) item ein Barbe ein Schneider, darum: der Faden hängt ihm zum Munde heraus; 8) item ein Karbe (Karpfen) ein Fürsprech (Advocat), darum: er schwatzet in dem Wasser; 9) item ein Bersich (Barsch) ein Schütze, darum ist er der schnellste von der Hand. Wer es nicht glauben will, der fahre mitten in des Meeres Grund, da findet er aller Fische Papst: den frage er eigentlich nach der Wahrheit." Was der alte Mönchswitz von der Grundel sagt, ist nothwendig hier weggelassen.

Der Carneval oder die Fastnacht ist fast überall eine Zeit der verschiedenartigsten Neckereien, die aber oft, je nach dem Bildungsgrade, in's Rohe auslaufen. In Lima findet eine eigenthümliche Neckerei statt. Man füllt einen Sack mit Glas- und Porzellanscherben und bindet ihn an einen starken Strick fest, der etwa eine oder zwei Ellen über den Köpfen der Vorübergehenden endet, also den Kopf derselben nie berühren kann. Kommt nun Einer daher, der ahnungslos sich dem Balkone nähert, wo muthwillige Negerinnen oder auch wohl Andere einen solchen Sack befestigt haben, so werfen sie denselben in dem Augenblicke heraus, wo der Vorübergehende eben unter dem Balkone geht. Weiß nun auch Jeder in Lima, daß solche schlechte Späße gemacht werden, so erschrickt doch derjenige auf's Heftigste, über dessen Kopf plötzlich mit dem höllischen Gerassel und Geklingel der Sack herabgeworfen wird, er bückt sich erschrocken oder springt auf die Seite, und ein brausendes Gelächter über seinem Kopfe klärt ihm die Sache auf; allein bei dem Gelächter bleibt es nicht: ein Strom von Spott und Hohn ergießt sich überdieß noch über ihn, und es bleibt ihm nichts übrig, als — sich so schnell als möglich dem Spotte zu entziehen, und er kann froh sein, wenn er mit dem bloßen Schrecken davon kommt. Gefährlicher wird die Sache, wenn die Unbesonnenen ihren Spaß über einen Reiter machen. Das Pferd scheut aufs Aergste und wirft in der Regel seinen Reiter ab. Schon mancher Reiter hat zeitlebens an solchen Fastnachtsstreich sich erinnern müssen, mancher den Tod gefunden; allein das dient nicht dazu, dem tollen Uebermuth Grenzen zu setzen.

Das europäische Schwein, welches die Spanier nach Peru brachten, spielt dort bei der Nahrung eine Hauptrolle, jedoch nicht eigentlich sein Fleisch, sondern, da es sehr fett wird, dieses Fett, mit dem alle Speisen bereitet werden. Das ganze Thier wird, wenn es geschlachtet wird, in ganz kleine Würfelchen geschnitten und diese hart ausgebraten. Die Ueberbleibsel, die wir „Grüben" nennen, bilden eine Lieblingsspeise der Peruaner, und sie bedienen sich ihrer mit einer Eßlust und einem Wohlbehagen, welches uns Europäern das — absolute Gegentheil erweckt. Daß fast alle Peruaner über Magenbeschwerden klagen, ist eine Thatsache; aber daß sie sich dennoch nicht darum kümmern, was sie Alles unter einander essen und in welchem Maße, — ist auch eine Thatsache.

Veroni.

Eine Waldborf=Geschichte,

erzählt von C. W.

(Fortsetzung und Schluß.)

Zunächst suchte sie die Mutter auf und bat sie, mit ihr den Vater dahin zu bringen, daß er wenigstens noch auf ein volles Jahr die Heirath mit dem Zuckerbäckers Franz in der Stadt zurückstelle. So wenig die Mutter die Liebe der Tochter zu dem Forstgehilfen billigte, so sehr regte sich doch das Mutterherz zur Theilnahme an dem Leiden der Tochter. Dazu gesellte sich der ihr eigenthümliche Geist des Widerspruches gegen die Pläne und Unternehmungen ihres Ehegemahls, dem hier eine erwünschte Gelegenheit kam, sich auf einem Felde zu zeigen, wo ein Sieg nicht unwahrscheinlich war. Und die Freude eines Sieges über den Willen des Mannes wurde ihr fast niemals zu Theil.

Die Mutter tröstete deßhalb mit der Versicherung, daß sie dem Vater schon den Kopf zurechtsetzen wolle, denn so schnell und plötzlich könne man nicht Hochzeit machen; es gebe vorher noch viel mehr zu richten, als ein Mann wisse. —

Dieser Trost der Mutter war freilich für Veroni von geringer Erquicklichkeit. Doch einigen Aufschub, hoffte sie, würde der Mangel an Einigkeit zwischen Vater und Mutter doch herbeiführen. Das arme Kind kannte den Charakter des Vaters zu wenig. Gerade Widerstand, und zumal von Seiten seines Weibes, machte ihn beharrlicher in der Ausführung dessen, was er einmal beschlossen hatte, besonders wenn er die Sache gut fand.

Die Tochter aber an einen braven jungen Mann zu verheirathen, der einen guten Nahrungszweig und Vermögen habe, ein angesehener Bürger und noch dazu der Sohn seines Freundes sei, das galt nach reiflicher Ueberlegung für das Beste, was er thun könne.

Darum war sein Mitleiden, das in ihm bei'm Anblick der Thränen seiner Tochter rege wurde, auch nur eine kurze „Aufwallung weibischer Gefühle", wie er bald zu sich selbst sagte.

Und als vollends sein Weib ungeschickt für den Forstgehilfen intervenirte, statt auf Grund nöthiger Vorrichtungen einen Aufschub zu ermitteln, wie Veroni wünschte, — da war bei dem Schulmeister der Entschluß fest, schon in der nächsten Woche mit der Tochter „auf Einschau" in die Stadt zu gehen und die Heirathspacten sogleich festzustellen.

Jetzt drängte Ferdinand schriftlich und mündlich durch den Pauken-Matthes zu einer persönlichen Zusammenkunft mit Veroni. —

Allein dazu ließ ihr der Vater weder bei Nacht noch bei Tag, weder im Hause noch auf dem Felde Gelegenheit. Mit Argusaugen überwachte er jeden ihrer Schritte; wie ein Gefängnißwärter verschloß er allnächtlich die Ausgänge des Hauses und Hofraums.

Das arme Mädchen wurde von Innen und von Außen in einer Weise bestürmt, daß sie geistig und körperlich ermattete.

Eine Krankheit, die sie an das Bett fesselte, wäre ihr jetzt ganz erwünscht gewesen. Denn dadurch wäre sie der Ausführung des väterlichen Beschlusses über sie wenigstens auf einige Zeit entkommen.

Allein ihre kräftige Natur widerstand den Wogen, von denen sie hin und hergeworfen wurde, und wenn sie auch schwach und matt wurde, so blieb sie doch gesund. Um sich krank zu stellen, fehlte es ihr an der nöthigen Raffinerie, und bei ihrer Herzenseinfalt kam ihr gar kein Gedanke an eine solche Fiction. —

Dagegen sprach sie endlich vor dem Vater ihre bestimmte Abneigung gegen eine eheliche Verbindung aus, wie er sie mit ihr vorhatte.

Durch diese Bestimmtheit wurde seine schulmeisterliche Gewalt doch einigermaßen gebrochen. Er zog deßhalb seinen alten Pfarrer zu Rathe, und dieser sagte ihm zu, daß er die Veroni schon bearbeiten und dem väterlichen Willen unterthänig machen werde.

Veroni mußte einige Tage hinter einander zum Pfarrer gehen. Die Mittel, durch die er auf sie einwirkte, gehörten

ohne Zweifel zu den Geheimnissen des Beichtstuhles; daher sind sie uns auch unbekannt geblieben.

Aber als Erfolg des beichtväterlichen Einflusses muß ein Brief angesehen werden, den Veroni nach dem Dictat des Pfarrers an Ferdinand schrieb. Darin stand, daß sie zur Erkenntniß ihrer Kindespflicht gekommen sei und dem Willen ihrer Aeltern sich fügen müsse.

Diesen Brief beförderte der Pfarrer sogleich an den Forstgehilfen.

Welchen innern Kampf ihr das Niederschreiben dieser Worte kostete, können wir daraus schließen, daß sie zu Hause in einen Strom von Thränen ausbrach und zum Vater sagte: „Nun führt Eure einzige Tochter zur Schlachtbank!" — „Unverständiges Ding!" fuhr der Vater heraus — „Du weißt nicht, was Dir gut ist. Wirst's schon noch einsehen und mir danken!"

Schon auf den zweiten Tag, nachdem dieser erzwungene und unwahre Absagebrief an Ferdinand abgegangen war, wurde der Gang in die Stadt festgesetzt.

Der Pauken-Matthes kam noch am nämlichen Abend und am folgenden Tage wiederholt in das Schulhaus. Er hatte allerlei zu fragen wegen der nächsten Kirchenmusik. Aber vergebens sah er sich nach der Veroni um. Der Schulmeister mußte von dem Postgeschäfte, das dieser zwischen Ferdinand und Veroni übernommen hatte, etwas gemerkt haben; deßhalb ließ er ihm keine Gelegenheit, auch nur ein Wort mit Veroni zu sprechen oder ein Billet an sie abzugeben.

Der zur Reise nach der Stadt anberaumte Morgen war gekommen, und der Schulmeister mußte die Tochter nicht nur drängen, sich fertig zu machen, sondern auch aus ihrer Garderobe die Kleidungsstücke herbeibringen, die sie anziehen sollte. — Ohne ein Wort dagegen einzuwenden, ohne eine Thräne zu vergießen, willenlos und stumm that sie Alles, was man von ihr begehrte.

Der Vater stand da in seinem besten Sonntagshabit.

Steife, bis an die Kniee reichende Stiefel, in welche schwarze Manchesterhosen aufgenommen waren, ein blauer Tuchrock, eine bunte, seidene Weste, eine schwarze Halsbinde, über welche eine weiße Unterbinde einige Linien breit hervorragte und den Hals so dick machte, daß er mit dem Gesicht eine gleiche Fläche bildete; ein hoher Filzhut, der sich nach oben erweiterte, und dessen Haare in der obern Hälfte aufwärts gestrichen waren, machten den Festanzug des Schulmeisters aus. Ein dickes spanisches Rohr mit einem weißen beinernen Knopf zeigte an, daß der Putz nicht für die Kirche, sondern für einen Gang in die Stadt angethan sei.

Veroni prangte in ihren besten Kleidern. Das Münchner Ringelhäublein war heute golden, das Busentuch roth mit grünen Streifen und Fransen; um den Hals wand sich eine vielstränige Silberkette mit breiter Schließe vorn, und das Mieder war ganz mit silbernen Ketten und Haften bedeckt, sodaß der schwarze Sammet desselben nur an den Seiten und auf dem Rücken gesehen werden konnte. Die Aermel des Kleides, das von geblümtem Kattun war, kamen aus dem schwarzen Mieder hervor wie eine buntfarbige Tigerlilie aus ihrem Kelche, und eine Schürze von gelb und grün schillerndem Seidenzeuge vollendete den Schmuck, über dem man die schneeweißen Strümpfe und die weichen corduanledernen Schuhe gar nicht mehr in Betracht zog. Daß die Gesichtsfarbe durch die Thränen und Schmerzen der jüngsten Wochen von ihrer natürlichen Röthe und Frische etwas verloren hatte, erhöhte fast die Schönheit Veroni's und ließ den schwarzen Glanz ihrer Augen um so mehr hervorbrechen. —

Mit Wohlgefallen betrachtete die Mutter das Mädchen; aber die Gleichgültigkeit und Kälte, mit welcher Veroni dastand, brachten jene zu lautem Weinen.

„Was soll dieß Geheul?" fragte der Schulmeister in einem barschen Tone, durch den er eine innere Bewegung unterdrückte, die sich seiner bemächtigen zu wollen schien.

„Nimm „B'hüt' Gott!" bei der Mutter und komm'!" so sprach er in etwas milderer Weise zur Tochter und ging zur Thüre hinaus.

Veroni reichte der weinenden Mutter die Hand und folgte dem Vater.

Der Weg nach der Stadt führte zuerst durch Getreidefelder, die der Erndte ganz nahe standen; dann kam eine Haide, auf

welcher nur hier und da eine Wachholderstaude sich zeigte; endlich nahm die stummen Wanderer ein Wald auf. — Gebüsche wechselten da mit großen Waldbeständen von Tannen und Fichten, welche in den engen Weg nur so weit das Licht des Tages hereinfallen ließen, daß eine unheimliche Dämmerung herrschte. Todtenstille umgab die beiden Reisenden, und nur hie und da ließ sich das Gekrächze eines Raben von dem Gipfel einer hohen Tanne herab vernehmen, oder beurkundete das knisternde Herabfallen von Schuppen der Tannenzapfen, daß ein Eichhörnchen in diesem Waldesdunkel seine Mahlzeit halte.

Daß der Schulmeister lebhaften Gedanken nachhing, konnte man an seinen Handbewegungen oder auch daran wahrnehmen, daß er hie und da brummende Laute von sich gab. Dagegen schien seine Tochter ganz gedankenlos neben ihm einher zu gehen; nur fuhr sie manchmal ganz erschreckt zusammen, wenn der Flügelschlag eines größern Vogels durch die Zweige hin oder der Sprung eines Eichhorns von einem Gipfel zum andern einige Bewegung verursachte.

Der Vater konnte da die Stille und Schweigsamkeit unterbrechen, indem er das eine Mal in sanftem Tone sprach: „Du bist ja gar erschrocken!" das andere Mal mit verweisender Stimme fragte: „Na, was gibt's denn, daß Du so zusammenfährst!? —"

Eine halbe Stunde lang mochten sie so im dunkeln Walde hingegangen sein, als zur linken Seite eine größere ausgeholzte Fläche sich zeigte, auf welcher nur hie und da noch eine mächtige Fichte stand. Am Stamme einer solchen Fichte, etwa dreihundert Schritte von unsern Wanderern entfernt, lehnte ein Forstmann, der sie mit lauernden Blicken verfolgte.

Endlich bemerkte ihn Veroni, und mit einer halblauten, ängstlichen Stimme rief sie: „Jesus Maria, das ist der Ferdinand! —"

„Der ist's wohl!" erwiederte der Vater, — „brauchst ja nicht nach ihm hinzugucken." Dabei vergrößerte er doch seine Schritte, und man konnte daraus entnehmen, daß er mit seiner Tochter dem Forstgehilfen aus den Augen eilen wollte. Der Weg führte sie auch bald wieder in einen dichten Wald, wo sie denselben nicht mehr sehen konnten, aber doch von der einmal erregten Furcht nicht frei wurden. Bis eine halbe Stunde vor der Stadt erstreckt sich der Wald, durch den sie gehen mußten, und erst als sie aus demselben hinausgetreten waren und die Stadt vor Augen hatten, wurde es sichtlich dem Schulmeister leichter zu Muthe. Aber nicht mit einer Silbe verrieth er, was sein Inneres bisher bewegt hatte. Veroni konnte im Anblicke der Stadt ihrer Gefühle nicht mehr Meister werden. Thränen rollten in einzelnen großen Tropfen über ihre Wangen herab, und mancher Seufzer rang sich aus ihrem gepreßten Herzen hervor. Der Vater that, als bemerke er das nicht, und schritt so schnell vorwärts, daß Veroni Mühe hatte, ihm nachzukommen. Nur einige hundert Schritte vor der Stadt standen einige Scheunen. An diesen führte der Weg vorüber; unmittelbar vor der Stadt mußte über eine Brücke gegangen werden, und hier ging der Schulmeister langsamer, so daß ihm die Tochter zur Seite gehen und gleichen Schritt mit ihm halten konnte. Wenige Schritte über der Brücke stand das erste Haus der Stadt, und in diesem wohnte der Brückenzolleinnehmer. Aber noch ehe der Schulmeister und seine Tochter diesem Hause ganz nahe kamen, fiel ein Schuß, und Veroni sank neben ihrem Vater mit dem Ausrufe nieder: „Heilige Maria! —"

Ein Blick auf die am Boden liegende Tochter ließ den Vater erkennen, daß sie tödtlich getroffen sei. Ihre Augen hatten sich geschlossen, unter dem schwarzen Mieder drang ein Blutstrom hervor und färbte dieses sowie das bunte Kleid am linken Arm in dunkles Roth, ein kaum bemerkbares Athmen schienen die letzten Schwingungen des fliehenden Lebens zu sein.

„Gott, was habe ich gethan!" seufzte der Schulmeister und sank zurück an die Mauer des nebenstehenden Hauses.

Gleich nachdem der Schuß gefallen war, stürzten ein Mann und eine Frau aus dem nahen Hause hervor, und auf das Geschrei, das sie bei'm Anblicke des in ihrem Blute liegenden Mädchens erhoben, eilten noch andere Personen herbei. „Sie ist todt!" riefen die Einen; „nein, sie lebt noch!"

schrieen die Andern, aber Niemand wagte es, sie vom Boden aufzuheben. Da trat ein Mann herzu, dem alle Anwesenden Platz machten. „Da kommt der Herr Doctor!" hieß es. Und wirklich war es der Arzt der Stadt, der gerade in der Nähe einen Patienten zu besuchen hatte, und der nun zu der Menge, die von Minute zu Minute wuchs, herantrat mit der Frage: „Was gibt es?"

„Ich hörte einen Schuß," — gab der Zolleinnehmer zur Antwort — „und als ich zu meinem Hause herauskam, lag dieß Mädchen da in seinem Blute am Boden. Woher der Schuß kam, wer das Mädchen ist, weiß ich nicht."

„Das ist die Tochter des Schulmeisters von Wendenreuth!" rief eine weibliche Stimme.

„Da steht ja der Schulmeister selbst!" sagte ein Mann.

Aber der Arzt hatte sich inzwischen auf Veroni herabgeneigt, ihren Puls gefühlt und sein Ohr an ihre Brust gehalten.

„Sie kommt wieder zu Leben," — bemerkte er — „der Puls fängt an zu schlagen; helft mir, sie aufheben. — Halt, nicht am linken Arm genommen! da hinter der Schulter drang die Kugel ein."

Dabei öffnete er das Mieder, und nun langte er mit seinem rechten Arm um ihren Leib ober den Hüften, erhob sie in eine sitzende Stellung und befahl einem Manne, ihm von der andern Seite her behülflich zu sein, um sie in das städtische Krankenhaus zu bringen.

Veroni schlug nun die Augen auf und, wie aus einem Traume erwacht, sah sie um sich und fragte: „Wo ist mein Vater?"

Dieser wurde durch die Stimme seiner Tochter aus seiner Betäubung erweckt und sprang mit dem Rufe herbei: „Du lebst noch, mein Kind? O, Gott sei tausendmal Dank!"

Er wollte nun die Tochter umarmen und küssen; aber der Doctor hielt ihn ab und sagte: „Da gibt's Wichtigeres zu thun. Greift an, Ihr Leute! Wir müssen das Mädel tragen." „Ich glaube gehen zu können, wenn mich einige Personen stützen und führen, — lispelte Veroni.

„Wollen's versuchen! aber wird nicht weit reichen," meinte der Doctor.

Zur Linken und zur Rechten theilte sich nun die versammelte Menge, und allerlei Aeußerungen über den Thäter, über die Gefahr, über das saubere und geputzte Mädel wurden laut, auch Fragen an den Schulmeister gestellt. Aber dieser sah unter heißen Thränen unverrückt nach seiner Tochter, ohne auf die Umgebung und auf die an ihn gerichteten Fragen zu merken.

Vor der Stadt neben den obenerwähnten Scheuern stand ein junger Forstmann; bleich und verstört heftete er seine gläsernen Augen auf die am Boden liegende Jungfrau bei'm Zollhause. Auf eine Doppelbüchse gestützt neigte er sich mit dem Kopf vorwärts, als wolle er in das Gesicht der Getroffenen sehen. Als er aber merkte, daß man sie aufhob, und daß sie noch gehen konnte, sprach er zu sich: „Nun mußt Du auch noch länger leben!"

Wie er nichts mehr von Veroni sehen konnte, nahm er seine Büchse auf und schritt dem nahen Walde zu.

Die Verwundete war glücklich in's Krankenhaus gebracht, und der Arzt fing an, mit großer Vorsicht und Zartheit dieselbe auf ein Bett zu legen und zu entkleiden, um die Wunde untersuchen zu können. Außer den Personen, die ihm nöthig waren zur Beihilfe, und außer dem Vater durfte Niemand im Zimmer bleiben. Dieser zerfloß fast in Thränen, und als Veroni einmal mit verlangendem Blicke ihn suchte, trat er zu ihr, legte seine Hand auf ihr Haupt und sagte: „O sterbe nur nicht, meine Tochter, ich will nichts mehr thun, was Du nicht wünschest."

„Nur keine Aufregung verursacht!" mahnte der Arzt.

Aber indem er nun die Sonde einsetzte, um die Wunde zu untersuchen, schloß Veroni die Augen. Der Schulmeister schrie laut auf: „Sie stirbt, sie ist todt!"

Auch der Doctor schien in Schrecken zu gerathen; aber bald öffnete Veroni die Augen wieder, und der Arzt konnte seine nächste Aufgabe vollziehen.

„Die Kugel ist durch das linke Schulterblatt gedrungen und hat die Richtung nach der Seite hin genommen," bemerkte er.

Was der Vater zu hören wünschte, daß der Schuß nicht tödtlich sei, konnte jener noch nicht sagen. Dagegen verlangte

er, daß der alte Mann sich aus dem Zimmer begebe und die Sache Gott empfehle.

Draußen vor der Thüre stand neben andern Leuten, die neugierig auf Nachricht warteten über den Zustand des Mädchens, auch der Freund des Schulmeisters, der alte Zuckerbäcker. Dieser wollte ihn mit sich in seine Behausung nehmen, aber der gebeugte Vater konnte die Stätte nicht verlassen, wo seine Tochter zwischen Leben und Tod schwebte. Er wurde vom Spitalpfleger in sein Wohnzimmer gebracht. Man wollte ihm hier ein Glas Wein, einen Löffel Suppe zur Stärkung aufnöthigen; allein er genoß nichts. Sinnend und seufzend sah er vor sich hin, ohne auf die Leute umher und auf die an ihn gerichteten Fragen zu achten. Da hier für die Neugierde keine Befriedigung zu holen war, so entfernten sich die Personen, die sich um den Schulmeister gedrängt hatten. Nur der Zuckerbäcker blieb bei ihm.

„Kannst Du denn gar nicht sagen, wer das Unglück unserer geliebten Tochter verursachte?“ fragte dieser nunmehr.

Der Schulmeister erhob seine Augen und antwortete: „O ja; ich allein hab's verursacht!“

„Red' nur nicht so aus dem Wege!“ — fiel der Zuckerbäcker ein. „Du hast doch Deine Tochter nicht mit dem Stocke da schießen können.“

„Nein — nein! aber einen jungen Menschen habe ich in Verzweiflung gebracht und unsinnig gemacht. Und dieser wollte lieber das Mädel und sich selbst tödten, als sie eines Andern Frau werden lassen.“

Der Zuckerbäcker sperrte bei diesen Worten die Augen auf, als müßte er mit Einem Blicke das feinste Gewebe durchschauen, und sagte dann mit gezogener Stimme: „So — laufen die Fäden?“

Der Schulmeister richtete seine Augen wieder auf den Boden und sprach wie in tiefem Nachdenken für sich: „Ja, die Jugendliebe ist etwas Höheres, als thörichter Eigensinn, und Schulmeisters Regiment hat hier kein Feld, Proben seiner Macht und Weisheit zu liefern.“

Der Zuckerbäcker schüttelte bei diesen Worten bedenklich den Kopf und schien dabei sich selbst zu sagen: „Bei deinem alten Freunde rappelt's im Oberstübchen.“ — Doch erfaßte ihn sogleich Mitleiden, und er trat dem Schulmeister näher mit der Mahnung: „Trink' nur einmal von diesem Weine! und willst Du nicht zu mir kommen, so werde ich nach Deiner Frau schicken. Sie soll doch nicht durch's bloße Gerücht das Unglück der Veroni erfahren und kann hier der Tochter und Dir zum Troste sein.“

Der Schulmeister trank inzwischen und fiel dann ein, als müßte er etwas ganz in Vergessenheit Gekommenes schnell beibringen: „Ja wahrlich! mein Weib, die Mutter. Hast recht, Bruder! Willst Du nicht ein Fuhrwerk nach Wendenreuth schicken und sie abholen lassen? Aber nur ausrichten, ‚Veroni sei krank geworden.‘ Sie wird freilich sagen: ‚Will's glauben; und da ist der alte Starrkopf schuld.‘ Hat schon Recht dießmal.“

Der Zuckerbäcker schüttelte wieder in der Weise den Kopf, die einigen Zweifel am richtigen Verstand des Freundes bezeichnete, machte sich aber gleich auf, um den Wunsch desselben zu erfüllen. —

Eine geraume Zeit saß nun der Schulmeister allein und in sich gekehrt da. Nur wenn die Thüre aufging und ein Hausgenosse hereintrat, erhob er fragend seine Blicke. Die Leute verstanden diesen Blick, konnten aber immer nur sagen: „Sie lebt noch!“ Das war dem Vater zu wenig und bei Weitem nicht genug, das Verlangen seines Herzens zu befriedigen. Er hatte seinen Geist nun gesammelt durch stilles Gebet; seinem Körper gab der Wein Erfrischung und Spannkraft, deßhalb ließ er sich nicht mehr länger von der Tochter fern halten. Er ging entschlossen und kräftig die Treppe hinauf vor das Krankenzimmer, in welchem Veroni lag und der Arzt um sie beschäftigt war. Auf seine dringende Bitte um Einlaß durch den Krankenhauspfleger gestattete endlich der Arzt ihm den Zutritt. Soeben hatte dieser die schmerzliche und gefährliche Operation vollendet, durch welche die Kugel aus der Wunde herausgenommen wurde.

„Es muß von einer ziemlich weiten Entfernung geschossen worden sein“, — sagte er zum Schulmeister — „sonst hätte dieß Stück Blei durchgeschlagen und das Lebenslicht sogleich ausgeblasen!“ —

Aengstlich sah dieser nach der Tochter, und als er wahrnahm, daß sie die Augen zu einem leichten Schlummer schließe, wie ihn überstandene Schmerzen und große Schwäche zur Folge hat, sagte er leise: „Ja, der Schuß fiel aus weiter Ferne, und ich fürchte nur, daß der Schütze in der Gewißheit, gut getroffen zu haben, sich selbst das Leben nimmt. Diese Furcht beunruhigt mich so sehr, als die Sorge um meine Tochter."

„Wißt Ihr denn, wer der Schütze ist?" fragte der Arzt. —

„Ganz sicher! und wenn Sie, Herr Doctor! glauben, daß wir einige Minuten von meinem lieben Kind da uns entfernen dürfen, so möchte ich Ihnen den ganzen Zusammenhang dieser traurigen und verzweifelten Geschichte mittheilen."

Der Arzt fühlte der Kranken den Puls, beobachtete ihren Schlummer und sagte dann: „Gehen wir in dieses Zimmer da neben; es ist leer."

Hier theilte nun der Schulmeister unter schwerer Selbstanklage sein gewaltthätiges Verfahren gegen seine Tochter und den Forstgehilfen mit und gab die Gründe an, die ihn mit aller Zuversicht den letztern als den Mörder seiner lieben und geliebten Veroni erscheinen ließen. „Hat er sich, wie ich vermuthe, gleich selbst erschossen, so stirbt mein Kind, — auch wenn Sie, Herr Doctor! dasselbe jetzt vom Tode retten. O warum habe ich nicht um einen Tag früher an die Macht edler Liebe geglaubt!" so schloß er klagend seine Mittheilung.

„Und auch an ihre Berechtigung!" fügte der Doctor bei. „Denn ich finde diese in dem reinen Sinn und guten Gewissen des Mädels. Als ich einmal bei Untersuchung der Wunde für mich sagte: ‚Ein verruchter Mensch, der dieses that!' — entgegnete sie mit leiser Stimme: ‚O nein, Herr Doctor! ein gutes, treues Herz. Gott wird uns die Sünde vergeben, dadurch wir meinen armen Aeltern soviel Jammer bereiten.' Nun verstehe ich erst ihre Rede."

Der Schulmeister verfiel hierüber in lautes Schluchzen und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. Der Arzt aber ging, um wieder nach der Patientin zu sehen.

Noch wartete des Schulmeisters ein Auftritt, der ihn mit Angst und Beben erfüllte, so oft er nur dran dachte. Es war die Ankunft seiner Frau, die Zusammenkunft mit ihr und die Mittheilung des Unglücks, welches über die Tochter hereinbrach. — Nach ihrer Gewohnheit mußte er die bittersten und einschneidendsten Vorwürfe von ihr erwarten, und daß sie dießmal Recht habe, konnte er nicht bestreiten.

Aber eines Theiles seiner gefürchteten Arbeit hatte ihn schon der Mann überhoben, welcher die Schulmeisterin mit einem Fuhrwerk abholte. Er hatte ihr trotz des Verbotes doch gesagt, was der Veroni begegnet sei. Auch sie ahnete gleich die Ursache und den Urheber dieser That. Allein die Besorgniß und die Angst um das Leben der Tochter verdrängte bei ihr ganz den Unwillen, welchen sie über den Eigensinn des Gatten hegte. In Thränen aufgeweicht und milde, wie ein Abendregen nach einem heißen Tage, kam sie mit Untergang der Sonne in der Stadt an.

Schüchtern und sichtbar ermattet trat ihr der Gatte unter der Thüre des Krankenhauses entgegen. Die Menge der Neugierigen, jung und alt, die den ganzen Tag hindurch das Gebäude umlagerten, und die jetzt mit gesteigerter Begierde die Aeltern des „geschossenen Mädchens" begafften, ließen den Schulmeister nicht wagen, auf die Straße herauszutreten. Er fürchtete Vorwürfe und Jammergeschrei des Weibes und darüber noch Gespötte des Haufens. Aber seine Furcht betrog ihn dießmal allerseits.

„Unser Kind lebt noch, nicht wahr, Vater?" so fragte sie, und in weichem, tröstendem Tone setzte sie gleich hinzu: „Härme Dich nur nicht allzusehr, Vater! Unser Herrgott wird schon helfen."

Noch sahen die Außenstehenden die bittern, reichen Thränen, die von den beiden Ehegatten um ihr Kind vergossen wurden, und lautes Schluchzen verbreitete sich auch unter der Menge vor dem Krankenhause.

Mit dem Abend war bei Veroni ein heftiges Wundfieber eingetreten, so daß sie die Umstehenden gar nicht erkannte.

Der Arzt, welcher nur auf kurze Zeit sich entfernte, erlaubte den Aeltern, am Bette der Tochter zu bleiben, bis das

Fieber weiche und sie wieder zu klarem Bewußtsein komme. Es würde ihr zur Erquickung dienen, meinte er, wenn sie Vater und Mutter vor sich sehe. —

Wirklich verbreitete sich auch, als sie nach einigen Stunden fieberhafter Aufregung ruhiger geworden war, ein verklärendes Lächeln über ihr Antlitz.

„O wie schön!" — sagte sie leise — „ich bin bei Vater und Mutter, und sie zürnen mir nicht."

„Hast Du recht arge Schmerzen, Veroni?" fragte die Mutter.

„O nein, — eben gar keine. Darum dürft Ihr aber auch nicht böse sein auf Ferdinand. Nicht wahr, Vater, nicht böse?" so bat sie fragend.

„Ja meinst Du denn, Ferdinand habe Dir das gethan?" fiel hier der Vater ein.

Lächelnd nickte Veroni mit dem Kopfe. Die Aeltern sahen sich einander an und begannen auf's Neue zu weinen.

Der Arzt, welcher inzwischen wieder eingetreten war, wollte es zu keinen weitern Erörterungen kommen lassen und sagte deßhalb: „Das Mädel wird, wie ich hoffe, davon kommen, und dann ist man über Niemand böse."

„Gott geb' es!" fügte mit einem tiefen Seufzer die Mutter hinzu. Dabei warf sie einen forschenden Blick auf ihren Mann. Sie merkte, daß er von den Erschütterungen des Tages sehr matt geworden sei, und bat ihn deßhalb dringend, einige Stunden der Ruhe zu pflegen. Da der Doctor dieß auch noch befahl, so folgte er.

„Die Weiber sind stärker in Leid und Trübsal, als die Männer; hab's immer nicht glauben wollen, aber nun muß ich's erfahren," — sagte der Schulmeister, indem er sich vom Krankenhauspfleger in ein Bett und Zimmer einweisen ließ.

Der Arzt war so mächtig von inniger Theilnahme an dem Leiden der Familie ergriffen, wie das wohl selten bei einem Arzte der Fall sein wird.

Die romanhafte Wirklichkeit, die er hier vor Augen sah, und die sich noch dazu bei den einfachen Verhältnissen des Dorf- und Waldlebens in einer Weise entwickelte, wie er sie auch unter den sentimentalsten und überspanntesten Persönlichkeiten nicht für möglich erachtet hätte, war es ohne Zweifel, die ihn so in's Interesse zog. — Dieß wurde bei ihm noch erhöht, als vor Mitternacht eine Gerichtsperson erschien und meldete, daß sich der Forstgehilfe vom Waldhaus eben vor Gericht eingefunden und angegeben habe, daß er auf die Tochter des Schulmeisters von Wendenreuth heute früh geschossen habe. Man wolle sich erkundigen, wie es um das Leben des Mädchens stehe, weil darnach die Untersuchungshaft des Delinquenten sich gestalten müsse.

Der Doctor war über diese Nachricht ganz freudig gestimmt und sagte, die Wunde sei gefährlich, aber nicht gerade tödtlich; jedenfalls hoffe er, daß die Nachricht vom Leben des Thäters ein lindernder und heilsamer Balsam auf die schmerzliche Wunde seiner Patientin sei.

Die Gerichtsperson sah den Doctor bei dieser Aeußerung an, wie man einen ansieht, von dem man nicht weiß, ob er im Ernst oder Scherz rede; aber dieser fügte ganz angelegentlich hinzu: „Ich bitte, Herr Assessor! wenn es Ihr juristisches Gewissen erlaubt, so sagen Sie dem Gefangenen wörtlich, was ich Ihnen mittheilte."

Der Assessor erwiederte lachend: „Das kann geschehen!" sah dem ganz erfreuten Doctor noch einmal scharf in's Gesicht und empfahl sich.

Als Veroni nach einem halben Stündchen ruhigen Schlafes erwachte, und die Mutter dagegen in ein Schläflein gesunken war, auf einem Lehnstuhle sitzend, nahte sich der Doctor seiner Patientin und sagte zu ihr: „Ferdinand hat sich vor dem Landgerichte gestellt."

„Wirklich?" fiel Veroni mit einer Erregung ein, die für ihre schwachen Kräfte leicht zu heftig sein konnte.

Der Doctor wehrte durch eine Handbewegung ab, indem er sagte: „Ruhig, ruhig, Kind!"

Aber Veroni entgegnete: „Ich muß Ihnen danken für diese Nachricht. Und nun bitte ich auch, Herr Doctor, daß Sie mir mit Gottes Hilfe das Leben zu erhalten suchen. Denn würde ich an dieser Wunde sterben, so würde Ferdinand zum Selbstmörder werden, und dann könnte er nicht zu mir in den Himmel kommen."

Diese Worte der Kranken wurden mit solcher Lieblichkeit und Innigkeit gesprochen,

daß sie der Doctor nicht unterbrechen konnte. Es wollten ihm selbst darüber die Augen feucht werden; aber sogleich machte er wieder seine Amtsmiene und befahl: „Nun keine Silbe mehr!"

Ein freundliches Lächeln war das Zeichen, daß sie Folge leisten wolle.

Wir aber müssen uns jetzt nach Ferdinand umsehen.

Er saß in einem kleinen, aber reinlichen Zimmer des Kriminalgefängnisses, und wie ein gejagtes Reh sank er vor Mattigkeit zusammen, als der Gerichtsdiener die Thüre hinter ihm geschlossen hatte.

Der Kampf, den er durchmachen mußte, seit er den Absagebrief Veroni's erhalten hatte, war ein gewaltiger und alle seine Jugendkräfte aufreibender. Wohl konnte er es den Federzügen wie den Worten abmerken, daß der Entschluß, diesen Brief zu schreiben, ein erzwungener, ihrem Herzen widerstrebender sei. Aber daß sie gar keine Nachricht davon ihm zukommen ließ, das brachte ihn doch auch wieder auf die Meinung, sie habe ihm wirklich und im Herzen entsagt. Dieser Gedanke fuhr ihm wie ein Schwert durch die Seele. Rache, Eifersucht, Mißgunst bemächtigten sich um einander seiner Sinne und Entschließungen; er suchte diese Furien abzuschütteln und rannte wie besessen durch die Wälder. In dem Vorsatze, zuerst Veroni und dann sich selbst zu erschießen, meinte er endlich Ruhe gefunden zu haben von den bösen Geistern, die ihn quälten.

Aber das war eitel Täuschung und Trug. Er merkte dieß, sobald das tödtliche Blei seiner Büchse entronnen und Veroni zusammengestürzt war. Einen Augenblick waren ihm alle Sinne und Gedanken entschwunden, und es wirbelte in seinem Kopfe herum, daß es ihm war, als stünde er in stockfinsterer Nacht. Nun wand sich der Wunsch aus dieser Verfinsterung seines Geistes hervor: „O daß ich sie nur l e i c h t verletzt hätte, daß ihr Zusammenstürzen nur eine Ohnmacht aus Schrecken wäre!"

Es war ihm leichter, als er sie, wenn gleich mehr getragen als geführt, langsam weiter gehen sah. Allein auch diese Erleichterung sollte nicht lange nachhalten. Die Furcht, daß sie an der erhaltenen Wunde nach längern Leiden doch noch sterben könne, daß er ihr Mörder sei, befiel ihn jetzt mit erschütternder Macht. —

Krampfhaft zog es ihm das Herz zusammen, schneidende Schmerzen wühlten in seinem Gehirne, und doch waren die Qualen seines Gewissens noch heftiger. — „Mörder! ihr Mörder, an der dein eigenes Leben seine Existenz hatte!" — so rief ihm die Stimme des innern Anklägers zu und jagte ihn durch Sumpf und Moor, durch Busch und Hag des Waldes.

Sich selbst konnte er nicht entfliehen, und das Leben wollte er sich auch nicht nehmen, bevor er sie im Tode wußte. So irrte er den ganzen Tag nach der am Morgen verübten bösen That herum, von Höllenpein gemartert. Erst gegen Abend kam er zu dem Entschluß, sich vor Gericht zu stellen. Er mußte erfahren, wie es um das Leben der Geliebten stehe, und wollte, gleichsam zur Sühne seiner unheilvollen That, die Strafe der Gerechtigkeit über sich bringen. In seiner Wohnung hatte er Alles unter Verschluß und in Ordnung gebracht, ehe er am Morgen fortging; daher machte er sich, sobald der Entschluß, sich selbst dem Gerichte zu überliefern, in ihm fest stand, auch gleich auf den Weg nach der Stadt. Sein Gewehr lieferte er dem Gerichtsdiener aus mit der Bemerkung, daß ein Lauf noch geladen sei, und verlangte, zu seiner Selbstanklage vor den Gerichtsvorstand geführt zu werden.

Einen erschütternden Eindruck machte auf diesen das verstörte Aussehen des jungen Forstmanns und sein Geständniß.

Aber ohne seine innere Bewegung kund werden zu lassen, befahl er dem herbeigerufenen Diener, den jungen Mann in ordentlichen Gewahrsam zu bringen. Ein Glas Wasser war Alles, was er verlangte. Als ihm dieses gebracht wurde, fragte er nur, ob das Mädchen noch am Leben sei, das am Vormittag an der Brücke geschossen worden. „Habe von ihrem Tode noch nichts gehört," antwortete der Gefragte, worauf er sich entfernte und den Unglücklichen seiner eigenen Folter überließ.

Am andern Tage war es im ganzen Städlein schon bekannt, daß sich der Forstgehilfe vom Waldhaus vor Gericht gestellt und sich selbst angeklagt habe des Mord-

versuchs auf die Tochter des Schulmeisters von Wendenreuth.

Die Stadtgespräche wendeten alles Mitleiden auf den jungen Mann und auf Veroni. Dagegen wurde der Schulmeister und der Zuckerbäcker scharf hergenommen wegen ihrer Härte, womit sie die Herzen der beiden jungen Leute auseinanderreissen und die Veroni zwingen wollten, des Zuckerbäckers Franz zu heirathen.

Letzterer wurde von den Gassenjungen verhöhnt und von den Mädchen mit Verachtung angesehen, wo er sich zeigte. Deßhalb machte er seinem Vater Vorwürfe, daß er ihm die Veroni als Weib zuführen wollte. Vor den Leuten aber gaben sich beide den Schein, als sei es noch nicht auf einen Heirathstag, sondern nur auf einen freundschaftlichen Besuch abgesehen gewesen vom Schulmeister und dessen Tochter.

Das kam dem Schulmeister auch bald zu Ohren, und die Zurückhaltung seines alten Freundes bestätigte ihm dieß Gerücht. Dadurch wurden seine Gewissensbisse über den Zwang, welchen er seiner Tochter angethan, noch schärfer. Es war ihm deßhalb ganz erwünscht, daß ihm seine Frau zuredete, er solle sich nach Hause fahren lassen, sie aber wolle zur Pflege der Veroni im Krankenhause bleiben.

Der Arzt gab gute Hoffnung auf Rettung der Tochter, und so nahm der Schulmeister unter Thränen und tief gebeugt Abschied von Weib und Kind.

Theilnahme und Mitleiden bezeigten ihm seine Nachbarn und Dorfgenossen wenig; sie schienen sogar seine Nähe zu meiden. Und auch die Worte des Trostes oder die Fragen nach der Veroni, die hie und da eine Person an ihn richtete, kamen ihm als Vorwürfe vor.

Das that ihm weher, als das rohe, grinsende Lachen, womit ihm der Hirselbauerntoni seine Schadenfreude merken ließ, als er an ihm vorüberging.

Blos der Pauken-Matthes trat mit aufrichtigen Thränen des Beileides zu ihm in das Schulhaus und erkundigte sich angelegentlich nach der Veroni und dem Forstgehilfen. Als er hörte, daß dieser noch am Leben sei und sich selbst der mörderischen That angeklagt habe, brach er mit lauter Freude in die Worte aus: „Nun Gott sei Dank, daß er sich nicht selbst Schaden gethan an Leib und Leben. Er ist ein braver Herr, hab's immer gesagt. Und wenn die Veroni weiß, daß er sich nicht erschossen hat, so ist das ein gutes, heilsames Pflaster auf ihre Wunde. Dann hat's keine Gefahr mit ihr."

Hierin hatte jedoch der Pauken-Matthes nicht ganz Recht. — Veroni kam noch in ernste Gefahr. Knochensplitter, die in der Wunde zurückgeblieben waren, verursachten nicht nur Eiterung und heftige Schmerzen, sondern machten auch noch Einschnitte nöthig, in deren Folge alle Kraft des Geistes und Körpers aufgezehrt zu werden schien. Der Arzt selbst wollte bedenklich werden, und die Mutter konnte ihren Thränenstrom nicht dämmen, wenn sie die geliebte Tochter so leiden sah. Diese aber trug männlich und ohne einen Klagelaut hören zu lassen alle Schmerzen. Ein Brief, den ihr Ferdinand aus dem Gefängniß geschrieben hatte, und worin er sie inständig bat, ihm zu vergeben, worin er aber auch seinen Seelenzustand schilderte, in dem er vor und nach der That sich befand, sowie die Versicherung gab, daß er ohne sie nicht leben wolle und könne, gab ihr Muth, Kraft und Geduld zur Ertragung aller Schmerzen. Hätte sie ihm nur sagen oder schreiben können, was sie im Herzen trug. Aber dem Doctor, der einmal die Meinung aussprach, daß sie dem Menschen, der ihr so viele Leiden verursachte, doch nicht mehr gut sein könne, gab sie die freudige und aufrichtige Versicherung: „O jetzt habe ich den Ferdinand erst recht lieb. Er hat mich ja durch seine gewagte That von der mir verhaßten Verbindung mit des Zuckerbäckers Franz befreit, und mein Vater will mich gewiß zu keiner Heirath mehr zwingen." Diese Aeußerung hinterbrachte der Doctor dem Ferdinand, den er wegen eines Fiebers, das ihn bald nach seinem Eintritt in's Gefängniß befallen hatte, auch täglich besuchen mußte. Davon ließ er sich aber vor der Veroni nichts merken. Erst als sie ihm außer Gefahr zu sein schien, und als auch Ferdinand wieder gesund war, machte er ihr Mittheilung hierüber. Er übernahm auch zugleich die Vermittlung der Gedanken und Gefühle

Beider für einander. Denn vor ihm sprachen sich Beide ohne Rückhalt aus.

Erst nach sechswöchentlichem Aufenthalte im Krankenhause der Stadt konnte Veroni in's elterliche Haus entlassen werden. Ein Besuch des Ferdinand im Gefängniß wäre ihr wohl gestattet worden, aber die jungfräuliche Scheu vor dem Begaffen und Gerede der Leute ließ ihr nicht zu, von dieser Erlaubniß Gebrauch zu machen. Mit Dank gegen Gott und ihren Arzt verließ sie die Stätte, an welcher sie so viele Schmerzen auszustehen, aber auch so liebevolle Theilnahme und Pflege genossen hatte. In der süßen Hoffnung ging sie in die Stadt, daß ihrer Vereinigung mit Ferdinand kein Hinderniß mehr sich in den Weg stellen werde. Die Strafe, die ihn allenfalls treffen könnte, sollte nach der Meinung aller Leute eine ganz geringe werden, da ja ihre Eltern keine Klage gegen ihn führten und sie selbst ihm Dank schuldig zu sein bekannte.

Ihre Ankunft in Wendenreuth war für alle Bewohner eine Veranlassung aufrichtiger Freude. Nur der Hirselbauerntoni war voll Verdruß, und der alte Pfarrer machte sich bittere Vorwürfe wegen seines unverständigen beichtväterlichen Eingriffes in die ihm so ganz verborgenen Tiefen wahrer natürlicher Liebe.

Im Hause des Schulmeisters begann ein neues Leben des herzlichen Einverständnisses und Friedens zwischen Mann und Weib, zwischen Eltern und Tochter. Diese konnte aber die linke Achsel nicht frei nach allen Seiten bewegen und mußte deßhalb ihre Thätigkeit zunächst nur auf leichte Arbeiten im Hause beschränken.

Der Pauken-Matthes machte nunmehr den offenen Briefträger zwischen ihr und dem Ferdinand. Letzterer hatte durch Vermittlung des Doctors die Verzeihung seiner Eltern wegen seiner sündhaften Leidenschaft und That erhalten. Die Zusage des Vaters, daß er sich bei den betreffenden Stellen für ihn verwenden wolle, um die Strafe wo möglich zu mildern, sowie die Mahnung der Mutter, dem Mädchen, das er in so große Gefahr und Schmerzen gebracht, später durch dauernde Liebe und Treue einigen Ersatz zu leisten, waren für die Schulmeisterfamilie in Wendenreuth besonders werthe und freudvolle Nachrichten.

Aber acht lange Herbst-, Winter- und Frühlingsmonate sollten vergehen unter ängstlichem Harren auf das Urtheil über Ferdinand.

Daß sich auch Trauer und stiller Kummer im Liede und Gesang Luft macht, ist ein eigenthümlicher Zug des menschlichen Herzens. Und wer singen kann, wird diesem Zuge auch im tiefsten Leide hie und da folgen müssen, namentlich bei stiller Einsamkeit. — Auch Veroni konnte ihm nicht widerstehen, und öfters sang sie im sanften Klageton der Melodie das Lied:

„Weiß nicht, ob auf dieser Erden
Nach viel Trübsal und Beschwerden
Ich Dich wiedersehen soll.

Was für Wellen, was für Flammen
Schlagen über mich zusammen,
Ach wie groß ist meine Noth!

Mit Geduld will ich es tragen;
Alle Morgen will ich sagen:
O mein Lieb, wann kommst zu mir?

Alle Abend will ich sprechen,
Wann mir meine Aeuglein brechen:
O mein Lieb, gedenk' an mich!"

Aber „die Wellen und Flammen" sollten noch gewaltiger über sie zusammenschlagen.

Das gerichtliche Erkenntniß gegen Ferdinand, das nach dem schleppenden, papiernem Gang jener Zeit so lange auf sich warten ließ, lautete zwei Jahre Gefängniß und gänzliche Entfernung aus dem Staatsdienste. Als Milderung sollte gelten, daß die Dauer der Untersuchungshaft von den zwei Jahren Gefängnißstrafe in Abzug gebracht und auch die weitere Haft im Gefängniß des Landgerichtssitzes erstanden werden dürfe.

Das war ein betäubender Schlag für Ferdinand, und verschwiegen konnte dieß harte Urtheil auch der Veroni nicht werden.

Der Doctor kam selbst aus der Stadt nach Wendenreuth, um den traurigen Ausgang der Sache in schonendster Weise mitzutheilen. Allein „die gänzliche Entlassung aus dem Staatsdienste" war eine Mixtur, die durch keinen Beisatz versüßt werden konnte. Sie mußte eine gänzliche Trennung des so eigenthümlich und so

fest geknüpften Herzensbundes in Aussicht stellen.

Und auch der Doctor konnte nichts auffinden, was die Hoffnung der Veroni aufzurichten im Stande gewesen wäre. Zunächst jedoch weinte diese mehr über das harte Loos Ferdinands, als über die Vereitlung ihres Wunsches. Ihre Eltern fürchteten nur das Eine, es möchte der Kummer doch noch das Leben ihrer Tochter aufzehren, das kaum wieder aufzublühen angefangen hatte in der fröhlichen und seligen Gewißheit einer baldigen Lebens- und Liebesgemeinschaft mit Ferdinand.

Ein Brief Ferdinands, den der Doctor mitgebracht hatte, suchte zu ermuthigen. Eine Berufung gegen das harte Urtheil ließ er sofort ankündigen, und sein Vater wolle auf Privatwegen die Rücknahme wenigstens des letzten härtesten Theiles des Straferkenntnisses zu erzielen suchen. So schrieb er. Allein die Thränen konnten auch durch diese Mittheilung nicht gestillt, die Trauer konnte vorläufig von keiner auf so sandigem Boden stehenden Hoffnung verscheucht werden.

Veroni klagte sinnend und singend:

In Trauern muß ich schlafen gehn,
In Trauern wieder frisch aufstehn;
In Trauern ach! verbringe ich
Wohl alle meine Zeit.

Nur eine so kräftige, an Leib und Seele kerngesunde Natur, wie sie Veroni hatte, vermochte auch diesem Leidenssturme Stand zu halten, ohne auch nur am frischen Roth der Gesichtsfarbe mehr zu verlieren, als durch die häufige Zurückziehung aus der Frühlingssonne in das Zimmer davon verloren geht.

So kam der Monat Mai heran, und die Erinnerung an die schönen Tage desselben im vorigen Jahre stimmten sie weicher, als es in ihrer Natur lag. Immer klang ihr da ein Lied in den Ohren, das damals Ferdinand so oft und so schön sang. Text und Melodie hatten eine so besänftigende und beruhigende Kraft, daß sie nicht umhin konnte, es stets wieder leise vor sich hinzusingen. — Wollte es ihrem gläubigen und ahnungsreichen Gemüthe doch auch vorkommen, als spräche ein prophetischer Geist aus demselben zu ihr. Wir müssen deßhalb auch dieses Liedlein unsern Lesern mittheilen, — freilich ohne die Melodie. Es heißt so:

Drauß ist Alles so prächtig,
Und es ist mer so wohl,
Wenn meim Schätzle bedächtig
E Sträußele i hol.
Mein ganz Herz thut sich freue,
Und es blüht mir au drinn;
Im Mai, im schöne Maie,
Hab i viel no im Sinn.

Wenn die Vögel thänt singe
Früh morgens, geh' i aus,
Kann i's halt no verzwinge,
Hol i's Schätzle in's Haus.
Und es wird sich schon mache,
Denn i mein's ja so gut;
Unser Herrgott wird wache,
Daß mer z'samme uns thut.

Eben hatte sie wieder einmal an einem schönen Maitage Nachmittags, während sie allein im Zimmer saß, dieß Liedlein vor sich hin gesungen, und die Thränen perlten ihr aus den Augen über die Wangen herab auf ihre Näherei, als sie dem Schlusse nachdachte und ihren frühern Glauben an die Zusicherung desselben aufgeben zu müssen meinte; — da trat ihr Schutzengel in Menschengestalt, ihr Patron, wie sie ihn auch nannte, — der Doctor zur Thüre herein. Er bemerkte ihre Thränen und sagte deßhalb sogleich: „Veroni — heute glaube ich ein Tüchlein bringen zu können, womit man dieses scharfe Wasser da in den Augen zu trocknen vermag."

Sie blickte ihn mit einem zweifelhaften Lächeln an, indem sie ihm einen Stuhl bot, und bemerkte dabei: „Ein solches Tüchlein müßten die Engel im Himmel gewoben haben."

„Kann schon sein, daß sie daran arbeiten," — erwiederte der Doctor — „es ist auch noch nicht fertig. Aber wo ist denn der Vater? Ihn muß ich auch haben, wenn ich meine Sachen auskramen soll."

„Soeben kommt er vom Felde mit der Mutter in den Hof herein," antwortete Veroni.

Kaum hatten diese Beiden das Zimmer betreten und freundlich „Willkommen!" dem Doctor geboten, so fuhr dieser fort in seinem Eifer: „Schulmeister, jetzt merket auf! Unser König kommt schon in den nächsten Tagen in's Bad M. Es ist ja

nur eine halbe Tagreise von hier. Da müßt Ihr mit der Veroni hin und eine Bitte um Begnadigung des Ferdinand einlegen. Ich gehe selbst einige Tage früher hin und will schon dafür sorgen, daß die Majestät mit der Geschichte da zwischen Veroni und dem Ferdinand bekannt werde. Ihr werdet dann leicht Zutritt erhalten. — Und vor dem König sprechet, wie Euch um's Herz ist und was Ihr wünschet, nachdem Euch der Schnabel gewachsen ist. Was gilt's, — der Ferdinand wird bald frei und bekommt eine Anstellung und die Veroni zur Frau. Ich müßte den König nicht kennen!" —

Veroni erschrack zwar zuerst bei diesem Ansinnen des Doctors, sammelte sich aber gleich und sagte: „Ich trau mir's unter Gottes Beistand schon zu, mit dem König zu reden."

Der Vater wollte allerlei Bedenken haben gegen diesen Schritt und besonders, daß es unschicklich für ein Mädchen, selbst um einen Bräutigam auszulaufen; aber der Doctor beseitigte diese Bedenken durch die Bemerkung, daß ja in dieser ganzen Geschichte Außergewöhnliches, Romanhaftes, als ein Gedicht Erscheinendes vorgekommen sei, da könne auch dieser Schritt nicht mehr auffallen.

So wurde seinem Plane zugestimmt, und schon nach vier Wochen waren Veroni und ihr Vater auf dem Wege nach M.

Aengstlich und schüchtern ging Veroni allerdings dieses Weges; aber freudige Hoffnung war doch die vorherrschende Stimmung bei ihr, und der Vater war auch immer freundlich und gesprächig auf dem Wege. Denn er hatte zu diesem Gange ein besseres Gewissen, als zu dem in die Stadt, wo er die Tochter in eine Ehe zwingen wollte, gegen die sich ihr Herz und Sinn sträubte. Kaum waren sie zu M. in dem vom Doctor bezeichneten Gasthof angekommen, so erschien dieser auch schon mit der freudigsten Miene.

„Ist Alles in Ordnung," — sagte er — „der König weiß die ganze Geschichte. Morgen müßt Ihr gleich um Audienz bitten."

Eine schlaflose Nacht hatte Veroni, und als sie sich des andern Tags ankleidete und nun mit dem Vater auf dem Wege war in das Hotel, in welchem der König mit seinem Gefolge wohnte, und als sie im Vorzimmer von allen Durchgehenden und Anwesenden mit neugierigen, forschenden Blicken betrachtet wurde, und als endlich die Thüre sich öffnete zum Eintritt in das Gemach des Königs, da zitterte sie am ganzen Leibe.

Mit vorgeneigtem Haupte und scharfen Augen musterte sie auch der König; aber Wohlwollen und Freundlichkeit nahm Veroni doch auf seinem Antlitze wahr und wurde dadurch ermuthigt.

Der Schulmeister brachte nun sein Anliegen in kurzer, ungeschmückter Rede vor, und der König ließ ihn nicht vollenden, sondern unterbrach ihn mit den Worten: „So — der Schulmeister und seine Tochter? — habe schon gehört von der Sache. Aber die Jungfer da wird doch einen Menschen nicht zum Manne nehmen, der sie todt schießen wollte? He — ?"

Veroni antwortete mit zu Boden gesenkten Blicken, indem sie mit ihren Fingern an den Bändern ihrer Schürze zupfte: „Majestät, — er hat's ja nur aus Liebe zu mir gethan."

„Sonderliche Liebe — das!" replicirte der König. Und indem er ihr unter das Kinn griff und streichelnd ihr das runde Gesicht in die Höhe richtete und in die schwarzen Augen blickte, in denen sich so eben einiger Thränenglanz zeigte, fuhr er fort: „Hast schon genug Liebespein ausgestanden, mein Kind! — Will's besser machen für Dich, als meine Gerichte. — Geh' nur getrost nach Hause!"

Bei diesen Worten langte Veroni bescheiden nach der Hand des Königs, führte sie zu ihrem Munde und drückte einen heißen Kuß darauf.

„Spare das für Deinen Schatz!" sagte der gnädige König, und zum Schulmeister gewendet fuhr er fort: „Die Pädagogik des Herzens ist noch nicht geschrieben, nicht wahr? Nun, habt es auch gut gemeint!" Dabei machte er eine Bewegung mit der Hand, die als ein Zeichen zur Entfernung von den Bittstellern erkannt wurde.

Es war ihnen auch ganz lieb, daß sie der König nicht länger in der Angst ließ, welche sie drückte in seiner Nähe.

Der Doctor wartete ihrer im Gasthofe,

und Veroni, die jedes Wort des Königs sich gemerkt hatte, berichtete wortgetreu.

Jubelnd wünschte der Doctor ihr und dem Vater Glück zu dem guten Erfolge; er selbst aber wollte von keinem Danke wissen, den ihm Veroni und ihr Vater reichlich und unter Freudenthränen spendeten.

Wenige Wochen waren verstrichen seit dieser Bittreise in's Bad M. zu dem König, als man in dem Regierungsblatte las, daß Se. Majestät in Gnaden geruht habe, den Revierförster N. zu Waldhaus als Forstmeister nach T. zu befördern und dem bisherigen Forstgehilfen zu Waldhaus, Ferdinand Th. . . die Revierförstersstelle daselbst zu verleihen.

Es wäre überflüssig, den weitern Verlauf dieser Geschichte zu erzählen. Nur das wollen wir noch berichten, daß am Hochzeitstage Ferdinands und Veroni's auch die Eltern des Letztern im Schulhause zu Wendenreuth bei dem Festmahle waren und an der Schwiegertochter große Freude bezeugten.

Am Sonntage nach der Trauung führte der Schulmeister in der Kirche zu Wendenreuth dieselbe Messe auf, die producirt wurde, als Ferdinand zum ersten Male mitsang.

Die jungen Eheleute sangen heute wieder in derselben Stellung. Freudiger und voller noch, als damals, klangen ihre Stimmen zusammen, und der alte Pauken-Matthes zerarbeitete sein Instrument mit jugendlicher Kraftäußerung, als das Finale kam bei'm

Dona nobis pacem!

Wanderungen in den vulkanischen Gebirgsgruppen in der Rheinprovinz,

von Dr. Jacob Nöggerath.

Die Vulkane gewähren dem Naturforforscher vom Fache, wie dem Laien, in der Wissenschaft reichliches Interesse, die noch thätigen in der Beobachtung des großartigen Spiels der Kräfte der innern Erde, welches sie auf der Oberfläche offenbaren, die erloschenen in der Untersuchung und Erforschung des dadurch Entstandenen. So bieten denn auch die zahlreichen erloschenen Vulkane der preußischen Rheinprovinz ein ausgedehntes, sehr lehrreiches Feld dar, auf welchem die treue Beobachtung und die logische Schlußfolge vielfach die Acte ihrer Bildung zu ergründen im Stande sind. Zwei umfassende Berggruppen sind darin vorhanden, welche die Erzeugnisse alter vulkanischer Wirksamkeit in der größten Mannichfaltigkeit dem Auge offen legen, nämlich erloschene Vulkane im Charakter der noch heutzutage thätigen mit vollkommen erhaltenen Kratern, mit ihren bandartig sich hinziehenden Lavaströmen, mit großen Ausbreitungen ihrer Projectile, vulkanischen Bomben, Schlacken, sogenannten Lapilli oder Rapilli, Sanden, Tuffen u. s. w.; dann ferner ganz eigenthümliche minenartige weite Aufbrüche des Bodens, welche jetzt meist Seen einschließen und den Namen der Maare führen, und endlich scheint sich in diesem Gebirge noch eine sehr schwache Nachwirkung der alten Vulkanität zu erkennen zu geben in massenhaften Gaserhalationen aus dem Boden, in sehr vielen Mineralquellen und in enge auf das vulkanische Gebiet begrenzten Erdbeben, welche von Zeit zu Zeit die Oberfläche rütteln.

Thätige Vulkane, sehr fern von den Küsten des Meeres oder gar in der Mitte von Continenten gelegen, sind wenige bekannt, aber recht viele befinden sich auf Inseln im Ocean selbst. Die Anregung des Vulkanismus wird durch die Nähe des Meeres oder wenigstens großer Landseen wesentlich bedingt. Es entspricht dieses der allgemein angenommenen Theorie der Vulkane, welche durch reichliche geognostische und physikalische Erfahrungen gestützt ist. Dieselbe hier vollständig auszuführen, liegt nicht in unserm Zweck. G. Bischof sagt aber sehr richtig: „daß Wasserdämpfe das Hebungsmittel der Laven, der vulkanischen Bomben, Rapilli u. s. w. sind, ist unzweifelhaft. Die ungeheuren Entwickelungen von Wasserdämpfen bei vulkanischen Eruptionen, die dadurch bewirkten heftigen Regen beweisen dieß. Ohne Schwierigkeit ist es auch zu begreifen, wie in geschlosse-

nen Kanälen durch Wasserdämpfe geschmolzene Massen gehoben werden und zum Ausflusse kommen, und nicht geschmolzene über den Krater geschleudert werden."

Daubrée hat jüngst auf dem experimentalen Wege nachgewiesen, daß in Folge der capillaren Infiltration Wasser durch die Poren der Gesteine in die Tiefe dringen kann, wenn auch von unten ein starker Druck entgegenwirkt, wie ihn nothwendig die Wasserdämpfe im Erdinnern erzeugen müssen. Diesem entspricht auch folgende weiter ausführende Stelle in der von mir verfaßten „Geognosie und Geologie": „Von der Quantität des Wassers, welches die Phänome des Vulkanismus wesentlich unterstützt, von seinem langsamen oder raschen Zuflusse, von der Leichtigkeit oder Schwierigkeit des Lavadurchbruches an der Oberfläche, sowie noch von vielen andern bedingenden Umständen kann die Art der Erscheinung bei Eruptionen, die Zeit ihrer Aufeinanderfolge, ihre Stärke und Heftigkeit, das temporäre und gänzliche Erlöschen der Vulkane u. s. w. abhängen."

Liegen jetzt erloschene Vulkane tief im Innern der Continente, so sind seit ihrer Thätigkeit die Verhältnisse zwischen Land und Meer andere geworden, sie lagen vormals dem Meere näher; ihr Gebiet entfernte sich von diesem durch die Erhebung ganzer Länder oder großer Theile derselben aus den oceanischen Wassern.

In Deutschland hat nur die Rheinprovinz größere Gruppen von eigentlichen alten Vulkanen aufzuweisen. Sonst dürfte noch blos ein einziger kleiner erloschener Feuerberg bei Eger in Böhmen im deutschen Vaterlande vorhanden sein. Dagegen besitzt Frankreich eine sehr ausgezeichnete Zusammenhäufung von erloschenen Vulkanen in der vormaligen Provinz Auvergne, dem jetzigen Departement des Mont d'or, welche vielfache Analogien mit den rheinischen Gruppen darbietet, aber auch wieder manche besondere Eigenthümlichkeiten aufzuweisen hat.

Unsere alten Vulkane treten in kleinern Berggestalten auf, als viele ihrer noch thätigen Verwandten, wie Vesuv, Aetna oder die Feuerberge in der Andeskette, auf Java u. s. w., aber dafür sind sie auf engem Raume viel zahlreicher vorhanden. Was ihnen im Einzelnen an Größe mangelt, ersetzt gewissermaßen die Anzahl der geöffnet gewesenen Schlünde. Jahrtausende lang ist bald der eine, bald der andere aufgebrochen, nur waren diese Verbindungen des Erdinnern mit der Atmosphäre nicht so lange geöffnet, wie die jener größern Vulkane, deren Eruptionen aus einem und demselben Schlunde bei einigen, wie z. B. bei'm Aetna, so weit zurückreichen, als irgend die menschliche Geschichte in die mythische Zeit verfolgt werden kann.

Erdbrände, wie deren zu Dudweiler bei Saarbrücken, zu Zwickau in Sachsen u. s. w. seit Jahrhunderten in Entzündung stehen, gehören nicht zu den Vulkanen, obgleich man sie früher, von irriger Deutung ausgehend, ihnen nahe gestellt und Pseudo-Vulkane genannt hat. Sie haben ihre Entstehung nicht wie jene im sehr tiefen Innern der Erde; nur in Entzündung gerathene Stein- oder Braunkohlenflötze begründen ihre Erscheinung. Erloschene Erdbrände, wovon namentlich das Böhmerland viele Beispiele in gebrannten und verschlackten Gesteinen aufzuweisen hat, haben daher auch mit eigentlichen Vulkanen nichts gemein, weder ursachlich noch in ihren Produkten; sie dürfen nicht mit erloschenen Vulkanen verwechselt werden.

Die zwei rheinischen Gruppen erloschener Vulkane unterscheidet man gern in die des Laacher See's und diejenige der Eifel (Vorder- und Hohen Eifel), obgleich sie einander ziemlich nahe liegen und selbst um sie herum einige vulkanische Berge noch entfernter von ihnen auftreten, als die beiden Gruppen von einander getrennt sind. Man könnte daher auch wohl von einer einzigen größeren Gruppe reden. Es ist dieß aber gegen den einmal wissenschaftlich eingeführten Brauch, und diesem steht auch der Umstand zur Seite, daß die Laacher See-Gruppe zum Theil ganz eigenthümliche Auswurfs-Produkte besitzt, welche der Eifeler Gruppe entweder ganz fehlen, oder darin kaum angedeutet sind.

Die Laacher See-Gruppe hat den also genannten höchst merkwürdigen See zum Mittelpunkt, welcher nur 2 starke Stunden von den Ufern des Rheins, von dem Dorfe Brohl eine Stunde unterhalb Andernach,

in das Gebirge eingesenkt ist. Um den See herum kann man mindestens 31 namhafte Schlackenberge, Krater mit Lavaströmen, umgeben von den ausgeworfenen vulkanischen Produkten zählen. Wenn von der Mitte dieses See's aus ein Kreis mit dem Halbmesser von einer Meile beschrieben wird, welches ungefähr der Entfernung vom Rheine entspricht, so sind darin bei weitem die meisten und größten vulkanischen Berge eingeschlossen. Bei einem Halbmesser von ein und ein viertel Meile liegen nur noch drei außerhalb dieses Kreises. Jedoch kommen in größerer Entfernung noch zwei vulkanische Punkte vor, der eine in nördlicher Richtung bei Mehlem unmittelbar dem Drachenfels im Siebengebirge gegenüber auf der linken Rheinseite gelegen und Roderberg genannt, der andere in südlicher Entfernung bei Schweppenhausen in der Nähe von Stromberg auf dem Hunsrück. Man kann dieselben ihrer Abgelegenheit wegen nicht eigentlich mehr zu der Laacher See-Gruppe rechnen. Die Bimsstein-Verbreitungen, deren Ursprung aber zuverlässig bei dieser Gruppe zu suchen ist, sind noch viel weiter über ihre Grenzen hinaus anzutreffen, und zwar in östlicher und südöstlicher Richtung jenseits des Rheins und der Lahn.

Die Ausdehnung der erloschenen Vulkane der Eifel ist gegen die Laacher Seegruppe viel umfassender und auch anders geartet. Bei letzteren läßt sich eine bestimmte Anordnung der vulkanischen Berge nicht erkennen; sie sind unregelmäßig über größere und kleinere Flächen verbreitet, an einzelnen Stellen dichter zusammengedrängt, an andern aber liegen sie in größeren Abständen von einander. Die alten Feuerberge der Eeifel zeichnen sich dagegen durch ihre Reihungen in ziemlich graden Linien aus.

Der größte Zug beginnt im Süden in der Nähe der Mosel bei dem Badeort Bertrich und erstreckt sich bis zum Goldberg bei Ormont, auf eine Ausdehnung von $6^1/_2$ Meilen, die vorwaltende Richtung dieser Reihe Vulkane geht von Südost gegen Nordwest. Ebenso tritt etwas mehr auf der rechten Seite der Kyll, die Erstreckung einer andern kleinern Linie von vulkanischen Bergen in der Richtung von Süd gegen Nord hervor, in welcher die Entfernung der beiden äußersten Punkte nur etwas über anderthalb Meile beträgt. Auf der Nordost-Seite des langen Zuges befinden sich dann ferner noch und schon im Gebiet der hohen Eifel einige Maare zwischen vielen Basaltbergen und einigen Trachytparthien. Man kann diese vulkanischen Ausbrüche ebenfalls als auf einer dritten Linie liegend ansehen, welche sich von dem Dorfe Wolmerath gegen Norden ungefähr in der Richtung nach der basaltischen hohen Acht bis zum Niveligsberg bei dem Dorfe Drees erstreckt.

Eine solche Reihung der vulkanischen Erscheinungen an der Oberfläche ist nicht ohne Bedeutung für die Erklärung ihres Ursprungs. Sie zeigt sich ebenfalls in der Stellung sehr vieler noch thätiger Vulkane, und dann oft recht ausgezeichnet und großartig. In meiner „Geognosie und Geologie“ sagte ich hierüber: „Die meisten liegen in langen, oft an 450 Meilen ausgedehnten, einfachen oder doppelten Reihen, in ungleichförmiger Entfernung von einander. Vulkane in dieser gegenseitigen Stellung nennt man Reihen-Vulkane, zum Unterschiede von einer kleineren andern Anzahl, welche vereinzelt oder höchstens zu mehreren um einander gruppirt in einigen Gegenden vorkommen und für die man die Bezeichnung Central-Vulkane, Vulkangruppen und Einzel-Vulkane gewählt hat. Es deutet jene geographische Stellung der meisten Vulkane auf das bedeutsame Verhältniß hin, daß sie, wie besondere Oeffnungen, auf langen, in die Erdrinde gerissenen Spalten liegen. Die vulkanischen Wirkungen können daher nicht von kleinlichen, der Oberfläche nahen Ursachen abhängen; sie sind große, tiefbegründete Erscheinungen. Der Längenausdehnung vulkanischer Spalten muß eine verhältnißmäßige Tiefe entsprechen. Vulkanreihen, die sich über Hunderte geographischer Meilen ausdehnen, wie diejenigen auf Java und den Molukken, oder die der Anden, können in ihren Spalten nicht anders als tief niedersetzen.“ Die Risse oder Spalten in der dicken Erdrinde sind wieder zugedrückt und lassen sich nicht mehr durch den Augenschein nachweisen. An einzelnen Punkten der Spaltenlinie haben sich aber

die hervorgedrungenen geschmolzenen Erdmassen, die Laven, als Berge und Ströme durch offene Krater aufgehäuft. Die Vulkane sind so stets ihre eigenen Baumeister gewesen. Daß die Vulkane der Erde in einem gewissen Zusammenhange stehen, nicht vereinzelte Phänomene sind, hat der geniale Forscher L. von Buch dargelegt; ihm verdanken wir die erste vortreffliche Uebersicht der geographischen Verbreitung der Vulkane auf unserer Kugel.

Man hat unsere rheinischen Vulkane, sowie die der Auvergne, wohl embryonische genannt, aber gewiß mit Unrecht, da sie alle Verhältnisse der größern zeigen. Daneben bieten sie noch den für den Naturforscher praktischen Vortheil gegen jene dar, daß sie sich leichter bereisen und allseitig studiren lassen. Ihre Gebiete sind nicht allein interessant, sondern sind auch mit vielen landschaftlichen Schönheiten ausgestattet.

Viele Krater und Lavaströme bei'm Laacher See, besonders aber in der Eifel, sind nicht blos in ihren Formen vollkommen erhalten, sondern haben sogar ein so frisches Ansehen, daß man glauben könnte, es wäre seit ihrer Erkaltung kaum der Zeitraum etlicher Jahrhunderte verflossen. Häufig sind sie noch gar nicht einmal von Dammerde bedeckt, und nur einige gelbe, rothe oder grüne Flechten und etwas Moos verbreiten sich sparsam über die Lava, oder etliche andere kleine Pflänzchen, welche Steinboden lieben, entsprossen ihren Poren und Höhlungen. Die Verbreitungen loser Bimssteine, welche von Winden und Wassern fortwährend bewegt werden und daher nicht leicht Vegetation auf ihrer Oberfläche dulden, sehen oft so aus, als wären sie erst vor kurzer Zeit aus den Vulkanen ausgeworfen. Ursache davon ist vorzüglich die schwierige Verwitterung der Lava. Die Anwohner, auch die schlichtesten Landleute, denen jedes erlernte Wissen fehlt, sprechen daher von geschmolzenen, verschlackten und gebrannten Steinen: so leicht erkennbar ist die vormalige Vulkanität in diesen Gegenden. Auch in der Auvergne ist dieß der Fall; hier tragen sogar viele Berge und Krater von ältester Zeit her Namen, welche an Entzündung, Feuer, Brand, an die Hölle, ja selbst an wirkliche Vulkane direkt erinnern, so daß man glauben könnte, es hätten sich Traditionen der ehemaligen vulkanischen Thätigkeit erhalten, welches aber durchaus nicht sein kann, da diese sogar älter sein dürfte, als jede menschliche Geschichte.

Es lag sehr nahe, daß sich die Naturforscher mit unsern vulkanischen Gegenden beschäftigten, und seit etwa acht Decennien sind dieselben von vielen Fachmännern untersucht und beschrieben worden. Collini, de Luc, A. von Humboldt, Rose, Jordan, Keferstein, Faujas de Saint Foud, Steininger, van der Wyck, Thomä, Horner, Hibbert, C. von Oeynhausen, Sandberger sind vorzüglich die Namen derjenigen Naturforscher, welche sich ziemlich der Zeit nach in der aufgeführten Reihenfolge speciell damit befaßt haben, und auch von mir ist manches Einzelne darüber veröffentlicht worden. Die meisten Verdienste unter den genannten Männern erwarben sich aber Steininger und C. von Oeynhausen durch ihre sehr ausgeführten Bearbeitungen, der erste über beide Gebiete, den Laacher See und die Eifel, der zweite durch sein schönes Werk über die erste Gegend mit genauer Karte derselben. Dazu kommen indeß allerjüngst die beiden tief greifenden und sehr Vieles erschöpfenden, wissenschaftlichen Reise-Taschenbücher von Dr. von Dechen: „Geognostischer Führer zu dem Vulkanreiche der Vorder-Eifel“ (Bonn, 1861) und „Geognostischer Führer zu dem Laacher See und seiner vulkanischen Umgebung“ (Bonn, 1864). Es schließen sich diese Mittheilungen an ein drittes Buch von demselben Verfasser an: „Geognostischer Führer in dem Siebengebirge am Rhein“ (Bonn, 1861), welches zwar ein ebenfalls interessantes Gebirgsgebiet beschreibt, aber der Hauptsache nach außerhalb unserer Betrachtung liegt. Wir führen dasselbe nur darum an, weil darin der obenerwähnte, von der Laacher Gruppe entfernt gelegene, gewissermaßen isolirte vulkanische Roderberg beschrieben ist. Professor Dr. vom Rath hat sich ebenfalls in neuester Zeit durch schärfere Bestimmungen der Mineralien und Gebirgsarten unseres Gebiets Verdienste erworben. Die große, in einzelnen Sektionen von v. Dechen bearbeitete geognostische Karte von Rheinland-

Westphalen wird übrigens für lange Zeiten einen Leitstern abgeben für alle tiefer eingehende Untersuchungen in unserm Gebiete. Noch besonders verdient erwähnt zu werden, daß der kürzlich verewigte Chemiker Professor Mitscherlich seit dem Jahre 1845 die vulkanische Eifel sehr oft auf lange Zeit besucht und studirt hat zum Zwecke einer vollständigen Beschreibung derselben, an welche er eine Theorie der Vulkane knüpfen wollte. Seine Beobachtungen sind Manuscript und unbekannt geblieben, sollen aber jetzt von Dr. Roth in Berlin herausgegeben werden, und darf man hoffen, dadurch einen bedeutenden Zuwachs unserer Kenntniß von diesem Gebirge zu gewinnen. Das Botanische desselben, welches wir nur wenig beachten können, findet in den schriftstellerischen Mittheilungen des Dr. Wirtgen, des gründlichsten Kenners der rheinischen Flora, vorzüglich seine Erledigung.

Es könnte bei der so reichlich vorhandenen Literatur überflüssig scheinen, von Neuem noch etwas über die vulkanischen Gebirgsgruppen des Rheinlands zu sagen. Da darf aber erwähnt werden, daß jene Schriften, und besonders diejenigen von Dr. von Dechen, sich nur in der strengsten Wissenschaftlichkeit halten, auch allein in der Sprache derselben reden, zu deren Verständniß vollständige Kenntniß der Mineralogie und Geognosie vorausgesetzt wird. Meine Absicht dagegen ist, die Forschungs-Resultate über unsere Berge, soweit sie von jenen Männern dargelegt sind, und nach eigener Anschauung und Untersuchung populär und faßlich für jeden Gebildeten vorzutragen. Um diesen Zweck zu erstreben, muß das Gewand der strengen Scienz abgelegt und Vieles näher erläutert werden, was dem Fachgelehrten ohne weitere Worte von selbst klar oder doch leicht von ihm aufzufinden ist. Dann will ich ferner in der folgenden Darstellung mich nicht damit begnügen, nur geognostisch-geologische Dinge zu besprechen. Die Landschaften, welche jene Vulkane umfassen, bieten noch manche andere Gegenstände von Bedeutung dar: Historisches und Tägliches aus dem Leben der Menschen, besonders auch Technisches über wichtige und ganz eigenthümliche Steinbruchsbetriebe, welches an seinem Orte berührt werden kann und soll. Ich hoffe dadurch einer sonst möglichen Einseitigkeit zu entgehen.

Wollte ich endlich alle alten Feuerberge, ihre Lavaströme, die zahlreichen Maare, u. s. w. in unserm Gebiete im Einzelnen beschreiben, so würde, der vielen Analogien wegen, Manches wiederholt werden müssen. Ein engerer Rahmen dürfte daher Vorzüge gewähren. Ich will nämlich Wanderungen durch die vulkanischen Gebiete projektiren; sie sollen die wichtigsten Punkte derselben, gewissermaßen die Repräsentanten desjenigen, was zu schildern und zu erläutern sein wird, eingehend besprechen.

Ehe ich aber diese Wanderschaft antrete, halte ich für angemessen, einen allgemeinen Blick über die Lagerungsverhältnisse der Gebirgsmassen der Gegend und ihren Bau voranzuschicken. Wenn erst Begriffe festgestellt sind, so kann oft ein einfaches Wort zur Verdeutlichung genügen.

Das rheinische Grauwackengebirge bildet bei Weitem vorwaltend die Oberfläche des Gebietes, in welchem unsere Vulkane nur einzelne Stellen einnehmen. Es ist speciell diejenige Gebirgsformation, welche in der Geognosie jetzt die Devonische von ihrem ausgezeichneten Auftreten in der englischen Provinz Devonsshire genannt wird. Sie ist zwar nicht die älteste Gebirgsbildung der alten Meere, aus welchen die Continente später aufgetaucht sind, aber doch eine sehr alte und besonders mächtige, welche dadurch auf eine sehr lange Periode ziemlich gleichartiger Verhältnisse während ihrer Entstehung hindeutet; man hat sie mit bergmännischen Arbeiten nicht durchsunken, aber nach der Messung von Reihenfolgen ihrer aufgerichteten Schichten (in sogenannten Mulden) muß ihre Mächtigkeit über 30,000 Fuß im Rheingebiete betragen. Sie schließt viele Meeresthiere, Schnecken, Muscheln, Korallen und Meerespflanzen von lebend nicht mehr vorhandenen Formen im fossilen Zustande in sich ein, selbst organische Formen, welche von den noch lebenden sehr abweichen. In den obersten Schichten enthält sie auch wohl ausgestorbene Landpflanzen in sehr geringer Anzahl. Die ganze Formation ist vorzüglich aus Schichten von Thonschiefer, Grauwacke (Sandsteine, meist mit einem

Thonschiefer-Bindemittel), Kalksteinen und Dolomiten (Talkkalksteinen) zusammengesetzt. Sie wird von den Geognosten in drei Abtheilungen geschieden: untere Abtheilung, welche jetzt häufig mit dem Namen Grauwacke von Coblenz bezeichnet wird, mittlere Abtheilung, Eifeler Kalk mit den zugehörigen Calceola-Schichten (Calceola sandalina, die Pantoffelmuschel, ist eine ausgezeichnete Versteinerung darin); obere Abtheilung, Kalknierenschiefer (Kramenzelstein). Die untere Abtheilung besteht vorzüglich aus Schichten von Thonschiefer und Grauwacke, welche vielfach mit einander wechsellagern; die mittlere Abtheilung hat vorwaltend Kalksteine, auch Dolomite, untergeordnete Grauwackenschichten und dunkle Mergelschiefer; sie ist die reichste an Versteinerungen, und endlich besteht die obere Abtheilung aus Thon- und Kalkschiefern (Plattenkalk) mit Kiesel- und Alaunschiefer und Sandsteinschichten; die dabei vorkommenden Thonschiefer schließen viele graue und rothe Kalknieren ein.

In dem Gebiete unserer alten Vulkane sind nur die beiden untern Abtheilungen der Devon'schen Formation an der Oberfläche, Berge und Thäler bildend, vorhanden. Bei Weitem der größte Theil dieses Landstriches wird an der Oberfläche durch die Coblenzer Schichten gebildet, und nur in der Eifel in einem kleinern Distrikt erscheint auch der Eifeler Kalk ihnen aufgelagert.

Die sämmtlichen Devon'schen Schichten sind mannichfach gebogen, gefaltet, bilden nach dem technischen Ausdruck Mulden und Sättel und befinden sich überhaupt nicht mehr in geregelter horizontaler Lage, in welcher sie ursprünglich im Meere gebildet wurden. Die Vulkane mit ihren Laven und andern Steinprodukten erheben sich über jenen Schichten als besondere Berge und Hügel; die vulkanischen Massen haben die Devonschichten durchbrochen und traten aus dem Erdinnern an die Oberfläche.

Sie waren aber nicht die Ursache jener großen Störungen der ursprünglichen Lagerung der Devon'schen Schichten. Nur Hebungen der Erdrinde in einer weit vor der Entstehung der Vulkane zurückliegenden geologischen Epoche können die Biegungen und Aufrichtungen der Schichten jener Formation bewirkt haben. Von unten heraufdrängende plutonische Massen waren die Veranlasser, vielleicht Granite, Sienite, Porphyre oder dergleichen Gesteine, welche man mit dem Namen der Urgesteine bezeichnet. Wir kennen sie aber nicht in unserm Landstrich, da sie nirgends durchgebrochen und zu Tage gekommen sind; jene Vermuthung gründet sich auf Analogien aus andern Gegenden.

Sehr lange Epochen hindurch ragten unsere Devon'schen gehobenen, gebogenen und aufgerichteten Schichten, Theile des ertrockneten Continents bildend, aus dem Meere hervor, in welchem sie entstanden waren.

In allen geologischen Epochen haben Hebungen und Senkungen ganzer Länder und Ländertheile, selbst Schaukelbewegungen derselben stattgefunden und ereignen sich auch noch, in der Art, daß hier ein Strich Landes über das Meer sich erhebt und ertrocknet, während ein anderer in das allgemeine Gewässer untertaucht. Man unterscheidet instantane und sekuläre Hebungen und Senkungen; die instantanen erfolgen plötzlich bei Erdbeben und vulkanischen Eruptionen, die sekulären aber nur ganz allmählig und haben davon ihren Namen, daß ihr Maß nur wenige Fuß in einem Jahrhundert beträgt und daher für einen solchen Zeitraum erst deutlich meßbar wird. So haben noch in unserm Jahrhundert bei heftigen Erdbeben mehrfache instantane Hebungen der ganzen Küste von Chili von vier, fünf und neun Fuß längs langen Spalten sich ereignet, und nach sichern Kennzeichen ist dieselbe Küste in frühern Zeiten auf eine ähnliche Weise zu einer Höhe von 50 Fuß gehoben worden. Beispiele dieser Art sind noch sehr viele bekannt. Von sekulären Hebungen aber gibt Schweden ein Beispiel ab, welches durch die genauesten Beobachtungen festgestellt ist. Das Land hebt sich langsam bis nach Petersburg hin aus dem Meere, und zwar im Laufe eines Jahrhunderts drei, vier bis fünf Fuß, nicht völlig gleichförmig an allen Stellen, im Innern mehr, als längs den Küsten. Ebenfalls gibt es Länder, welche fortwährend gegen die Höhe des Meeresniveau im sekulären Sinken begriffen sind, wie z. B. Grönland vom 60. bis

zum 69. Breitegrad. Alte Ansiedelungen auf den Küsten liegen schon tief im Meere, von ihm überfluthet.

Auch ein Strich des Eifelgebietes, in welchem unsere erloschenen Vulkane liegen, ist in einer alten geologischen Epoche wieder in das Meer eingesunken, und untermeerisch haben sich über ihm andere Gesteinsschichten abgelagert, welche nach ihrer Bildung wieder aus demselben hervorgetreten und ertrocknet sind.

Sie erscheinen wesentlich von anderer Art, als die Devon'schen, und gehören der sogenannten Triasformation an, welche aus drei Hauptabtheilungen zusammengesetzt zu sein pflegt und davon ihren Namen trägt. Diejenigen dieser Schichten, welche in einem kleinen Theile der vulkanischen Eifel die Oberfläche bilden, sind die obersten der Hauptabtheilung des bunten Sandsteins. Man nennt sie Röth oder Schieferletten, und sie bestehen wesentlich aus bunten, vorzüglich rothen Thon-, Mergel- und Schieferletten-Schichten, worin schmale Schichten von meist schieferigem Sandstein eingelagert sind. Die vorwaltend rothe Farbe in der ganzen Hauptabtheilung des bunten Sandsteins, von Eisenoxyd herrührend, ist merkwürdig genug, und es muß diese große Masse von Eisenoxyd in der Epoche der Bildung von unten herauf in das Meer und so in alle Schichten des bunten Sandsteins gekommen sein. Die Hebung dieser Formation ist in unserm Gebiet sehr ruhig, vielleicht nur ganz allmählig vorgegangen, denn die Lagerung der Schichten ist nur wenig gestört, in dieser Beziehung gar nicht vergleichbar mit den vielfach gebogenen und zerrissenen ältern unterliegenden Schichten des Devon'schen Gebirges; vielmehr liegt der Röth oder Schieferletten nahezu horizontal, wie er in seinem Meere ursprünglich abgelagert worden ist. Die wenigen Versteinerungen, welche die ganze Abtheilung des bunten Sandsteins enthält, sind sehr verschieden von denjenigen der Devonformation, und sie bekunden dadurch, daß von der Entstehung dieser bis zu derjenigen des bunten Sandsteins viele lange Epochen der Ausbildung der Erdrinde vorangegangen sein müssen, in welcher die organischen Wesen nach und nach in anders gearteter Organisation und Gestalt aufgetreten sind.

In andern Gegenden liegen noch mehrere Formationen zwischen der Devon'schen und dem bunten Sandstein, welche bei uns fehlen, und ebenso sind auch noch mehrere jüngere Formationen, welche zwischen dem bunten Sandstein und der gleich zu erwähnenden mittlern tertiären Formation nach dem Systeme aller Formationen eingeschaltet werden müssen, in unserm Gebiete nicht vorhanden. Der Geologe erklärt eine solche Unterbrechung in der ganzen Formationsreihe naturgemäß dadurch, daß in den Epochen der Bildung der fehlenden Formationen die bezüglichen Länder aus dem Meere hervorgeragt hatten, die mangelnden Formationen also hier nicht entstehen konnten.

Nach der Entstehung des bunten Sandsteins blieb also während langen Epochen unser Gebirge abgetrocknetes Land, aber es traten später noch weitere Senkungen in das Meer und Auftauchungen aus demselben ein. Die Meeresfluthen gingen von Neuem darüber weg, und in ihrem Schooße wurden neue und anders geartete Schichten abgelagert.

Die älteste dieser neuern in unserm Gebirge entstandenen Formation wird in der Geognosie die mittlere tertiäre oder auch speciell die Braunkohlenformation genannt, weil sie in vielen Gegenden reiche und nutzbare Ablagerungen von Braunkohlen und fossilem Holze (Lignit) einschließt. Sie besteht im Allgemeinen wesentlich aus zahlreichen Schichten von Quarzsand, Sandsteinen und Kiesel-Conglomeraten, Thonen von mancherlei Färbungen, mehr oder wenig rein, oft Schwefelkies oder Alaun haltig (Alaunthon), Schieferthon, auch Eisensteine (Sphärosiderit) und Braunkohlen in allen Abänderungen. Die Formation ist in dem Gebiete, welches unserer nähern Betrachtung unterliegt, nur an einzelnen Stellen von größerer oder geringerer Ausbreitung vorhanden und insbesondere in der Laacher Gruppe, weit mehr aber über dieselbe hinaus auf der rechten Rheinseite in dem Bereiche der entfernteren Bimsstein-Ueberdeckungen; nur an einer einzigen Lokalität kennen wir sie in der Eifel-Gruppe. Sie liegt bei uns

überall auf den Köpfen der aufgerichteten Schichten der Devon-Formation auf und besteht vorzüglich aus thonigen und sandigen Schichten, die Braunkohlen selbst sind nur wenig vertreten, haben aber doch noch zu einigem Bergbau Veranlassung geboten.

Wahrscheinlich ist die mittlere Tertiär-Formation in früheren Zeiten auf unserem Gebiete weit mehr und auch viel mächtiger verbreitet gewesen, aber die Erosion, welche ununterbrochen durch alle Zeiten thätig war, die Atmosphärilien und die Fluthen haben sie vielorts gänzlich oder theilweise zerstört; ihre Schichten sind häufig weggewaschen, nicht mehr vorhanden. Man kann an den kräftigen Wirkungen der Erosion lange Zeit hindurch nicht zweifeln, wenn man bedenkt, daß das Braunkohlengebirge selbst, wie sich nachweisen läßt, zumeist selbst aus den verwitterten und in dem Wasser bewegten und geschlemmten Trümmern der Devon'schen Formation gebildet worden ist, wozu dann noch die angeschwemmten Vegetabilien, die Bäume und übrigen Reste der damaligen Flora gekommen sind, welche jetzt die Masse der Braunkohlenflötze darstellen.

Die Flora dieser Formation ist ebenfalls ausgestorben, aber Analogien derselben sind noch unter den lebenden Pflanzen zu finden, selbst Arten von noch lebenden Gattungen, und hiernach zu urtheilen ist die Braunkohlen-Vegetation etwa zur Hälfte tropisch und subtropisch gewesen, die andere Hälfte entspricht aber Formen von temperirten Klimaten. Jedenfalls bestand also damals bei uns ein wärmeres Klima, als jetzt, auf welches auch die Reste von ausgestorbenen Thieren in dieser Formation hinweisen. Die Pflanzen sind nämlich nach ihren oft in ihrer Gestaltung erhaltenen Blättern, Blüthen und Früchten und nach der Textur der Hölzer gut zu bestimmen. v. Dechen sagt: „Höchst auffallend im Gegensatze zu unserer jetzigen Flora ist die ungemeine Mannichfaltigkeit der Laubbäume, die große Zahl immer grüner Gewächse.“ Quenstedt malt dieses weiter aus: „Fürwahr die Braunkohlen-Epoche mit ihren Palmen und immergrünen Laubwäldern, in deren Schatten plumpfüßige Dickhäuter und schlankarmige Affen sich ergingen, steht uns da wie ein paradiesischer Garten, in dem die Mutter Erde gleichsam zur rechten Reife gedieh,“ — und weiter: „Europa sah damals aus wie die mit Wasser überladenen Urwälder Nordamerika's, nur begünstigt von einem wärmeren Klima, welches Pflanzen jeglicher Art in einer Fülle hervorlockte, die mit den heutigen Tropen wetteifern. In der That eine paradiesische Zeit, nach welcher wir im stillen Anblick der Lorbeer- und Zimmtbäume uns wohl zurücksehnen könnten.“ Ich möchte hinzusetzen: aber eine Zeit, in welcher noch keine Menschen die Erde bewohnten, denn ihr erstes Auftreten, welches nach den neuesten Forschungen zwar sehr alt und weit vorhistorisch ist, reicht doch noch nicht herab bis zu der Bildungszeit der mittleren Tertiär-Formation, nämlich der Epoche, in welcher die Pflanzen der Braunkohlen in unserer Gegend gewachsen sind.

Unter dem Namen der hochliegenden Gerölle begreift von Dechen eine interessante geologische Erscheinung in unserem Gebiete, deren Bedeutung derselbe auch zuerst in seinem „Führer in das Siebengebirge“ deutlich gemacht hat. Auf dem Devon'schen Gebirge treffen wir in großer Verbreitung, bis zu einer Höhe von circa 600 Fuß über dem Meer oder circa 450 Fuß über dem Rheinspiegel am Siebengebirge, hinaufreichend, mächtige Ablagerungen von losen Geschieben an. Sie liegen entweder unmittelbar auf den Devon'schen Schichten oder, wo die tertiäre Formation der Braunkohlen-Schichten vorhanden ist, auf diesen. Diese Geschiebe, welche sämmtlich den Charakter der Abschleifung und Rundung durch Wasserbewegung, gleich den Geschieben, welche im Rheinbett vorkommen, an sich tragen, bestehen aus alten Gesteins-Abänderungen der Devon-Formation, einschließlich der versteinerungsführenden Kalksteine der Eifel, des bunten Sandsteins und des Sandsteins der Braunkohlen-Formation, dann aus Basalt und Trachyt, die beiden letztern nur sparsam und lokal. Unter allen Gesteinen dieser Geschiebe ist der Quarz am häufigsten und ganz besonders vorwaltend. Er rührt aus den zahlreichen Quarzgängen und Schnüren her, welche überall in dem Thonschiefer und

Sandsteine der Devon-Formation vorhanden sind. Es ist natürlich, daß bei der Zerstörung der oberen Theile dieser Formation die festeren Quarzstücke vorzüglich übrig bleiben mußten, während die verhältnißmäßig viel weicheren Gebirgsarten, aus welchen der Quarz herrührt, zu Sand und Thon zerrieben wurden, nur noch sparsam wieder zu finden sind.

Diese hochliegenden Geschiebe, welche sich auch auf der rechten Rheinseite am und im Siebengebirge wieder finden, deuten durch die Art ihrer Verbreitung an, daß sie mit den Geschieben des Rheinbettes nichts gemein haben. Sie verbreiten sich über das Gebirge vom Rheine ab sehr weit westlich nach Rheinbach, Düren, Aachen u. s. w. Sie bilden ganz unverkennbar den Küstenrand eines weiten Meerbusens, in welchen vormals der Rhein eingeflossen ist.

Die Geschiebe des Rheinbettes bestehen aus viel mannichfaltigeren Gesteinen, als jene der mächtigen hoch herauf reichenden Ablagerungen. Es kommen in den Geschieben des Rheins zwar alle Gesteinsabänderungen vor, welche auch unter den hoch liegenden Geröllen zu finden sind, aber noch viel mehrere, und zwar ziemlich alle Gesteine, welche die Gebirge des ganzen Rheinlaufs vom Bodensee ab und seine Nebenthäler enthalten.

Das Braunkohlengebirge ist sehr wahrscheinlich in der Nähe der Meeresküste und nur wenig unter dessen Wasserbedeckungen in Brackwasser abgelagert worden, und es können die darin enthaltenen Vegetabilien ihm nur vom Lande her zugeführt sein. Die hoch liegenden Gerölle aber beweisen, daß nach der Ablagerung derselben das Gebirge sich wieder gehoben hat, da sie als Strandgeschiebe noch höher heraufreichen, als die Ablagerung der Braunkohlengebirge aufsteigt. Die Hebung muß übrigens eine sehr gleichmäßige gewesen sein, da die Gerölle-Ablagerungen sich noch in derselben Lage befinden, wie sie abgesetzt worden sind, und eine sehr schwach gegen Norden geneigte Ebene bilden, ohne Störungen und Unterbrechungen.

Wir können diese merkwürdigen Verhältnisse hier nur sehr allgemein andeuten, das angeführte von Dechen'sche Buch entwickelt sie ausführlich.

An dem Gehänge der Berge und der Ufer des Rheins und seinen Nebenflüssen (Lahn, Main, Neckar u. s. w.) hoch aufsteigend und weit umher auf Abhängen und in Schluchten verbreitet zeigen sich Ablagerungen von Löß, oft 40 Fuß mächtig, welche besonders an eingeschnittenen Wegen häufig fast senkrechte Wände bilden.

Der Löß — ursprünglich eine in der Gegend von Basel gebräuchliche Provinzial-Benennung, welche in die Wissenschaft aufgenommen wurde — ist eine sehr feine, staubartig zerreibliche, mergelartige Masse von hell schmutziggelber Farbe, welche sich von dem Lehm durch eine viel geringere Plasticität unterscheidet. Sein Gehalt an kohlensaurem Kalk beträgt bis 20 Procent, geht aber auch bis auf Null herab, und in dem Falle eines sehr geringen oder gar keines Kalkgehalts ist dieser nach der ursprünglichen Ablagerung von den atmosphärischen Wassern daraus fortgeführt worden. Der Kalkgehalt des Lößes ist von dem entschiedensten Einfluß auf die Fruchtbarkeit des Bodens; in dieser Beziehung unterscheidet er sich sehr vortheilhaft von dem Lehm.

Der Löß ist eine Ablagerung aus dem Wasser des Rheins und seinen Nebenflüssen. Seine Masse ist ganz gleichartig mit dem Schlamm, welchen der Rhein noch gegenwärtig bei Fluthen in der Thalfläche absetzt. Beide bestehen aus dem Producte der Abreibung, welche die Steinbrocken in den Flüssen erleiden, indem sie sich nach und nach durch diesen mechanischen Hergang zu eigentlichen Geschieben umgestalten, wie solche alle fließenden Gewässer und ebenfalls die bewegten Strandwasser des Meeres mit sich führen und ablagern. Die Bildung des Lößes hat offenbar schon bei dem Anfange der Aushöhlung des Thales vom Rhein und seinen Zuflüssen begonnen. Er ist auf unserem Gebiete nicht ausnahmsweise eigenthümlich, sondern findet sich ebenso in den Thälern anderer Flüsse, z. B. der Weichsel, Donau, Rhone u. s. w. Er enthält zuweilen Geschiebelager, Sand- und Sandsteinbänke und Concretionen von festem, mehr kalkhaltigem

Mergel, welche in der Rheingegend ihrer Gestalt wegen unter den Namen Mergelkinder, Lößpuppen und dergleichen bekannt sind.

Interessant sind die Funde von Knochen von Säugethieren, welche hin und wieder im Löß vorkommen und beweisen, daß derselbe schon in einer Zeit abgelagert wurde, in welchen noch große, jetzt ausgestorbene Dickhäuter an den Ufern des Rheins lebten, und daß folglich die Thalbildung des Flusses bereits vor sehr langer Zeit begonnen haben muß. Die Knochen, Zähne und ebenfalls Geweihe, welche in dem rheinischen Löß gefunden sind, waren von zwei verschiedenen Arten des Mammuths (Elephas primigenius und priscus), einem ausgestorbenen Rhinoceros, welches durch die verknöcherte Nasescheidewand besonders charakterisirt ist, (Rhinoceros tichorhinus), einem Ochsen (Bos primigenius), welcher der etwas veränderte Stammvater unseres Rindes sein könnte, einem zierlichen, kleinen, pferdeartigen Thier (Hippotherium gracile), aber auch von Pferden und Hirschen, in ihrer Art nur wenig verschieden von den heutzutage lebenden. Dann enthält der Löß ziemlich häufig Landschnekken vieler Arten, unter welchen sich zwar keine ausgestorbene befindet, aber eine jetzt seltene Art, Succinea oblonga, die nur vereinzelt lebend zu finden ist, tritt gerade am allerhäufigsten im Löß auf; unter 15,000 Exemplaren von Landschnecken wurden durch Alexander Braun 8580 Exemplare jener Art aus dem Löß ausgewaschen, welches auch auf eine seit der Ablagerung des alten Lößes eingetretene Veränderung im Thierleben hindeutet.

Bei der großen Aehnlichkeit des alten Lößes mit dem bei Fluthen des Rheins sich über seine Ufer ausbreitenden Schlammes, und da auch der in der Höhe abgelagerte Löß durch die atmosphärischen Wasser immer theilweise leicht den tiefern Punkten zugeführt wird und sich von Neuem absetzt, ist es mitunter schwer, den alten Löß von dem neugebildeten zu unterscheiden.

Die Menge Schlammes und des Materials zur Lößbildung, welche der Rhein noch heutzutage fortführt und unter günstigen Umständen an seinen Ufern absetzen kann, ist sehr bedeutend.

Der englische Naturforscher L. Horner hat im Jahr 1833 bei Bonn wiederholte Versuche über den Schlammgehalt des Rheinwassers angestellt. Das Wasser wurde mittelst eines geeigneten Apparats aus verschiedenen Stellen der Strömung und der Tiefe des Rheines geschöpft, dann jedesmal sorgfältig filtrirt und der erhaltene Rückstand getrocknet und dem Gewichte und Volumen nach bestimmt. Er ermittelte den Gehalt an festem Rückstand von jedem Cubikfuß Wasser zu 21,10 Gran oder ungefähr den $^1/_{20731}$ Theil des Wassers bis 35 Gran oder den $^1/_{12500}$ Theil des Wassers. Er berechnete ferner aus dem Profil des Rheins und seiner Geschwindigkeit die Quantität Wasser, welche in 24 Stunden bei Bonn vorbeifließt, nahm dann an, daß das Rheinwasser durchschnittlich 28 Gran feste Theile im Kubikfuß mit sich führe, und fand als Resultat dieser Berechnung, deren Detail ich übergehe, daß 145,981 Kubikfuß festes Material als Schlamm in je 24 Stunden vom Rheine bei Bonn vorbeigeführt wird, welches für ein Jahr die Summe von 53,283,065 Cubikfuß gibt. Um von diesem auffallend großen Ergebniß eine populäre Anschauung zu gewinnen, habe ich den Calcul unter der Annahme weiter geführt, daß wir in jener großen Masse ein zur Verfertigung von Ziegelsteinen geeignetes Material hätten. Eilf Ziegelsteine von mittlerem Format nehmen den Raum ein von einem Cubikfuß, und es würden sich also aus jenem Quantum 586,113,715 Ziegelsteine darstellen lassen. Später hat Dr. Steifensand die Versuche von Horner bei Uerdingen bei fluthendem Hochwasser des Rheins wiederholt und 14mal mehr feste Theile im Rheinwasser ermittelt, als Horner, freilich bei gewöhnlichem Wasserstande, durchschnittlich gefunden hatte. Ueber die mächtigen Schichten von Löß, welche der Rhein bei der früher bedeutend höheren Lage seines Bettes auf den Gehängen ablagern konnte und wirklich abgelagert hat, können wir uns daher nicht wundern, auch nicht über die überall an der Oberfläche der Felsen erkennbare Erosion, welche das Lößmaterial liefert, da die Berge und Thäler immerfort und seit unberechenbar langen Zeiten der zerstörenden Verwitterung



Hammerstein.

und der Abnagung durch die atmosphärischen Niederschläge, Bäche, Flüsse und Ströme ausgesetzt waren.

Die Wirkung der Erosion ist in manchen Gegenden in der That so groß gewesen, daß bedeutende Berge und Gebirgszüge ganz abgetragen wurden, deren vormaliges Vorhandensein der Geognost aus dem Schichtenbau erschließen kann. Was der Bergmann Luftsättel nennt, zu deren Ermittelung die fehlenden Theile der gebogenen Schichten projectirt, gewissermaßen als in der Atmosphäre ergänzt gedacht werden, sind solche großartige Abwaschungen des Gebirges, wie sie z. B. bei dem Steinkohlengebirge der Ruhrgegend vorkommen, aber auch fast überall an der Schichtenbildung der älteren Formationen vorhanden sind. Solche riesige Zerstörungen der Erdoberfläche, verglichen mit den geringen Veränderungen, welche sie in einer gegebenen Zeit, z. B. eines Jahrhunderts, durch Erosion erleidet, geben uns eine allgemeine Anschauung von dem sehr hohen Alter unseres Planeten.

(Schluß folgt.)

Die Burg Hammerstein.

Von W. O. von Horn.

Mit einer Abbildung.

Wenn man von Andernach den Rhein hinabschifft, so tritt Einem, unfern des Ortes Oberhammerstein, ein großartiger und wildaussehender Berg entgegen. Sein Gestein ist Grauwacke, seine Farbe dunkel, sein Ansehen zerklüftet, öde und schauerlich; denn die Pflanzenwelt scheint keine Stätte an ihm zu finden, und nur in sehr geringem Grade ist es ihr gelungen, das schauerliche Ansehen des Berges zu mildern. Die Wogen des Rheines branden an seinem Fuße, aber trotzig weist er ihnen den Weg zur Seite, und ihre Ohnmacht fühlend ziehen sie grollend vorüber. Das ganze Felsenthor des Rheines bei dem alten Andernach hat etwas Schauerliches, Finsteres, und dieser Berg ändert nicht den Ausdruck der Gegend und nicht den Eindruck auf das Gemüth des Beschauers.

Von der bedeutenden Höhe dieses mächtigen Bergstockes blicken ausgedehnte Ruinen herab in das Rheinthal und auf die schöne „Westerholder Au", die mit ihrem frischen Grün in den klaren Wellen des Stromes sich spiegelt. Das sind die Reste der alten Reichsburg Hammerstein, die Kaiser herbergte, Kaisern Schutz verlieh, Kaisern trotzte und des „heiligen römischen Reiches" deutscher Nation Reichskleinodien in ihren Mauern bewahrte. Wer sollte es glauben, der seinen Blick auf den Ruinen ruhen läßt?

Von unten gesehen, hat man kaum eine Vorstellung von der Ausdehnung und heute noch zu ahnenden Großartigkeit der Bauwerke, die im Grause der Zerstörung des Berges breiten Rücken bedecken; aber man findet es begreiflich, daß bei einer im Jahre 1576 vorgenommenen Wiederherstellung der Burg nur allein sechsundneunzig neue Fenster einzusetzen und dreißig neue Thüren anzufertigen oder zerstörte zu ergänzen waren. Man sieht eine große Zahl zerstörter größerer oder kleinerer Thürme, umfangreiche Baue, weithin sich erstreckende Mauern, — kurz das Bild einer untergegangenen Größe, wie sie kaum irgendwo am Rheine sich vorfindet, es seien denn droben bei Bacharach die Ruinen der Burg Stahleck oder die der Madenburg bei Landau, wo die Speyerer Bischöfe hausten, wenn es ihnen in der Stadt, in der Ebene und am flachen Rheinesufer gewitterschwül vorkam.

Die Erbauung von Hammerstein, unbekannt, wie die fast aller Burgen am Rheine, fällt in eine sehr frühe Zeit. Das beweist das Mauerwerk selbst und der Umstand, daß die Burg schon stand, als das zehnte Jahrhundert seiner Jahre Kreis abschloß.

Schon 1018 erscheint der Name der Burg in einer Kaiserurkunde, und die erste Begebenheit von Bedeutung, welche sich auf sie bezieht oder sie berührt, wirft ein poetisches Licht auf die ausgedehnten Trümmer. Es ist diese.

Otto, ein tapferer Graf aus der fernen

Wetterau, nicht unwahrscheinlich aus dem Stamme der nachmals so mächtigen Münzenberge, war des Reiches Burggraf auf Hammerstein. Eine tiefgewurzelte Liebe verband ihn mit Irmentrud, der reizenden Tochter des Bruders seines Vaters. Die schöne Jungfrau willigte ein, zu dem Herzen, das sie ihm schon geschenkt, auch die Hand vor dem Altare zu fügen; aber die Kirche verbot die Ehe in diesem Verwandtschaftsgrade mit unerbittlicher Strenge.

Dennoch fand sich ein Priester, der entweder ein Herz in der Brust hatte, welches dem Schmerze der Liebenden die Pflicht opferte, oder vom Glanze des Geldes, das Otto mit vollen Händen zu spenden bereit war, bestochen — sie traute. Der glückliche Gatte führte das holdselige Weib aus der heimathlichen Wetterau auf sein unnahbares Hammerstein. Aber das Auge der Kirche verfolgte ihn, und es diente dießmal einem feindseligen Herzen. Erzbischof Erkenbold von Mainz war Otto's erbitterter Feind von langer Zeit her. Er wußte um die Sache und kannte die verwundbarste Stelle seines Feindes.

Otto sah das Wettergewölke sich aufthürmen und erwartete seine Entladung; er wollte hinter seinen Mauern der Gewalt der Kirche, die hier nur zum vorgehaltenen Schilde persönlichen Hasses diente, auf Hammersteins felsiger Höhe trotzen.

Die Rechnung war falsch. Vor solcher Macht war nirgends auf Erden Schutz. — Hätte er die Dispensation jenseits der Berge gesucht, wo der g o l d e n e Schlüssel alle Thüren erschloß, und das harte Gesetz biegsam und weich zu machen war, er würde seines stillen, häuslichen Glückes sich ungestört erfreut haben. Hier mußte der Laienübermuth, der Laientrotz gebrochen werden. Ob ein oder zwei Herzen brachen, was fragte der erzbischöfliche Haß nach solchen Kleinigkeiten?

Erkenbold begann seinen Kampf. Mahnungen blieben erfolglos. Drohungen verlachte Otto. Jetzt galt es, der Kirche Macht und Ansehen zu wahren.

Zu Neumagen war die Kirchenversammlung vereint. Erkenbold trat als Ankläger auf. Das Recht nach den Satzungen war auf seiner Seite. Es bedurfte nur der Darlegung der Umstände, um die Versammelten einmüthig zu machen, und der Kirchenbann wurde über das so glückliche Paar ausgesprochen und die verbrecherische Ehe gelöst. Da hatte sich mit Einem Male das Wettergewölke entladen, und der Schlag traf furchtbar! — Dennoch fügte sich Otto nicht. Er trotzte auf Hammersteins Mauern.

Aber Erzbischof Erkenbold war nicht der Mann halber Maßregeln. Er war entschlossen, dem heiligen Spruche der Kirche allen Nachdruck zu geben, der nur immer ausführbar war.

Jetzt entbrannte Otto's Grimm. Er ließ seine theure Irmentrud unter sicherer Freunde Obhut auf dem Hammersteine und eilte in den heimathlichen Gau, Freunde und Vasallen um sich zu versammeln. Es gelang ihm leicht, ein ansehnliches Heer zu versammeln, und mit ihm fiel er sengend und brennend in des Erzbischof Erkenbolds Gebiet ein. Der Strom des Verderbens wälzte sich zum Maine und nun flußabwärts, und im „goldenen" Mainz begannen die Herzen zu zagen. Schier bis vor die Thore von Mainz wälzte er Tod und Verderben.

Jetzt eilte er zu seiner Irmentrud und that Alles, was die Feste Hammerstein uneinnehmbar und was sie vor einer jahrelangen Belagerung sicher stellen konnte.

Otto zitterte nicht; denn er wußte, wie sein Trotz gegen die Macht der Kirche überall sein Echo fand; er wußte, wie fest er in des Kaisers Gunst stehe, und wie dieser heimlich sich seiner Schritte freute; aber auch Erkenbold wußte, was er that. Sein Zorn kannte, seit Otto dem Erzstifte so tiefe und blutige Wunden geschlagen, keine Grenzen mehr. Heimlich wollte er selbst nach Cöln eilen, um sich des Cölner Erzbischofs Hülfe zu sichern, des Feindes Trotz zu brechen und blutige Rache an ihm zu nehmen.

Otto hatte Verbindungen, welche bis in die erzbischöfliche Burg nach Mainz reichten. Die Absicht des Erzbischofs wurde ihm alsbald verrathen. Er jubelte laut auf, denn nun blühte ihm die Hoffnung, den erbitterten Feind persönlich in seine Gewalt zu bekommen.

Seine Hoffnung täuschte ihn. Wohl lauerte er in dem dichtverwachsenen Wei-

dengebüsch, welches die Ufer der „Westerhalder Rheinau“ umsäumte; wohl sah er die Schifflein kommen; wohl überfiel er sie mit Uebermacht und brachte sie bis auf eins in seine Gewalt, aber grade in diesem war Erkenbold, der ihm glücklich entrann.

Der neblichte Herbstmorgen war dem Erzbischof günstig. Er lieh ihm den verhüllenden Schleier, unter dem es ihm glückte, dem erbitterten Feinde zu entgehen.

Noch erbitterter durch diesen Hinterhalt strengte nun Erzbischof Erkenbold alle seine Kräfte an, bot alle seine Hülfsmittel auf, ihn zu verderben, besonders versuchte er Alles, ihn bei dem Kaiser Heinrich II. anzuschwärzen. Er, der kecke Uebertreter kirchlicher Gebote, der Landfriedensstörer, der kirchlich Gebannte, war des Kaisers Dienstmann, weil Lehensträger, und diese Umstände und die unausweichliche Rücksicht auf den mächtigen Würdenträger der Kirche und des Reiches nöthigten den Kaiser, einzuschreiten.

Gen Hammerstein zogen Abgesandte des Kaisers; dahin wurden Briefe gesandt, Bitten, Mahnungen, Drohungen enthaltend; aber der Verzweifelnde, der das Unheil mit Macht über sich hereinbrechen sah, wollte lieber untergehen, als sich von der scheiden, die ihm angetraut war, wenn auch gegen den Willen der Kirche, der er das Recht zu solchem Verbote bestritt.

Lange harrte der Kaiser, der Otto werth hielt, ja der ihm verpflichtet war. Er wollte ihm Zeit lassen, zur Besinnung zu kommen; aber die Zeit zerrann; der Faden der Geduld wurde dünner und dünner, je mehr er in die Länge gedehnt wurde, bis — er endlich zerriß. Jetzt war des Kaisers Zorn gegen den Widerspenstigen selbst erregt, und Erkenbold wußte ihn zu schüren.

So rüstete denn der Kaiser im Herbste des Jahres 1020, um mit Waffengewalt den Hartnäckigen unter das Joch kirchlicher und unter die Gewalt des Reiches zu zwingen und den Ungehorsamen zur Strafe zu ziehen.

Vor Hammerstein erschien der Kaiser mit Heeresmacht, und der Herold, der ihn abmahnen sollte, vernahm nichts weiter, als das einfache: Nein!

Alle Kriegskunst mit allen ihren Hülfsmitteln bot der Kaiser auf, die feste Burg zu erobern; aber es gelang ihm nicht. Jeden Sturm schlug auf's Tapferste Otto ab. Monate gingen in's Land, und kein Vortheil war vom Kaiser errungen.

Da zog er mehr Vasallen herbei. Die drei geistlichen Churfürsten sandten jede Hülfe. Nun gelang es ihm, die Burg wahrhaftig zu umzingeln und den Belagerten jede Zufuhr von Lebensmitteln abzuschneiden. Der Hunger kehrte auf Hammerstein mit allen seinen Schrecken ein. Otto konnte sein Weib und seine Kinder nicht hungern sehen, er ergab sich. — Und grade an dem Feste, das seinen reichsten Segen dem Familienleben darbeut, am heiligen Christfeste, mußte er die heiligen Bande des Familienlebens zerreissen, seinem höchsten Glücke entsagen. Seiner harrten schwere Bußungen, die die Kirche auferlegte. Mit welcher Gesinnung mag er sie geleistet haben, der sie für ungerecht hielt? Aber welchen Triumph feierte Erkenbold? — Wenige Jahre — und er wurde in's Grab im Dome zu Mainz gelegt. Es war Gras über Otto's Geschichte gewachsen. Er bestürmte den Kaiser, ihm zu helfen und — wahrscheinlich erwirkte der Kaiser Dispensation von Rom — Otto wurde wieder mit seiner geliebten Irmentrud vereint. Leider war ihm nur Ein Sohn geblieben, als er in Hammersteins Mauern zurückkehrte, und dieser Sohn, zum hoffnungsvollen Jünglinge aufgewachsen, — starb, und Otto mußte ihn in die Gruft betten. Von Irmentrud und ihrem Ausgange hat die Geschichte uns nichts überliefert. Ob sie diesen Schmerz ertragen mußte und den nicht minder herben, daß Otto dem Sohne bald im Tode folgte? — Wer weiß es? — Aber wer möchte nicht wünschen, daß sie vor ihnen hinübergegangen sein möchte?

Mit Otto erlosch dieser Burggrafenstamm auf Hammerstein. Andere folgten im Reichslehen, und auch sie erscheinen in den Urkunden nur unter der Benennung: Burggrafen von Hammerstein, ohne daß

irgend eine Spur nach ihres Stammes Wurzeln hinwiese.

Noch einmal sah Hammerstein einen Kaiser in seinen Mauern, — aber nicht als Sieger, sondern als nichtswürdig und räuberisch Besiegten. Er zog nicht ein in diese Mauern mit kaiserlicher Pracht und stolzer Heeresmacht, — sondern tiefgebeugt von Schmerz und Kummer als armer, landflüchtiger Gebannter, begleitet von dem Getreuen allein, der ihm des Kerkers Thüre geöffnet, — als Bettler um Obdach und Schutz!

Es war der unglückliche Kaiser Heinrich IV.

Es ist jene schreckliche Geschichte, die uns oben bei Klopp und Bingen entgegentritt, wo ihr schauerlicher Schauplatz war. Der Gottes- und Pflicht vergessene Sohn des schwerheimgesuchten Kaisers hatte den von Seiten seines Herzens leicht zu besiegenden greisen Vater bei Coblenz auf eine ruchlose Weise hintergangen und ihn dann unter der Maske erheuchelter Liebe und Versöhnung nach Klopp bei Bingen gelockt, wo er die Maske abwarf, den Vater gefangen nahm und dessen treue Begleiter und Freunde mit Waffengewalt aus Bingen hinausschlagen ließ. Es war leider auch an einem Weihnachtsfeste, als der Sohn dem Vater die seligen Freudenfeste seiner Kindheit so schauderhaft vergalt. Rohe, ja unmenschliche Mißhandlung entriß dem alten Kaiser die Krone und brach ihm das Herz. Die Krone saß auf des heillosen Sohnes Haupt, und als man so leichten Kaufes das Ziel erreicht hatte, war der beraubte, mißhandelte Kaiser auf der Burg Klopp bei Bingen ein unbequemer Gast und noch unbequemerer Gefangener. Man machte seine Flucht leicht, und nun zog, von allen Mitteln entblößt, der Kaiser bettelnd durch das Rheinthal hinab, wo ihm des Sohnes Anhänger unter dem Scheingrunde, er sei ein Gebannter des Papstes, Obdach und Beistand versagten. Innerlich geknickt und gebrochen, äußerlich von Mangel und Elend gebeugt und krank, erreichte er mit seinem treuen Diener die Burg Hammerstein, deren Burggraf ein Pflichttreuer war, der seinem alten, mißhandelten Kaiser die Treue bewahrte.

Er nahm ihn auf mit Freuden und pflegte seiner mit Lieb und Treue und tröstete den jammernden, unglücklichen Greis mit bestem Herzen. Er hatte noch treue Freunde, der von der Last des päpstlichen Bannes, mehr aber noch vom Verrathe des eigenen Kindes gebeugte Vater und Kaiser. Auf Hammerstein riefen sie des treuen Burggrafen Eilboten zusammen; aber nicht diese treuen Ritterherzen waren es alleine, die zu ihm hielten, — zu ihnen gehörten Cölns mannhafte Bürger und der mächtige Cölner Erzbischof, der von Lüttich und der Herzog von Brabant und noch viele Andere, besonders am Niederrheine. Von Hammerstein, wo sie ihn nicht sicher genug wußten, führten sie ihn rheinab hinter die sichern Mauern des alten Cöln.

Heinrich V., der treulose Sohn, der den Vater vom Kaiserthrone gestoßen und die Krone geraubt, zog mit Heeresmacht den Rhein herab, des Vaters Freunde zu züchtigen. Hammerstein wurde schwer belagert und endlich nach wackerem Kampfe eingenommen. Was aus dem besiegten Burggrafen geworden, ist dunkel. Wahrscheinlich ließ ihm Heinrich V. eine leichte Sühne zu, denn es ist nirgends ersichtlich, daß er seiner Belehnung verlustig geworden, noch daß ein Andrer seine Lehen erhalten hätte. Klug war es jedenfalls von dem herzlosen Kronenräuber, durch Milde seine Feinde zu versöhnen.

Heinrich IV. fand Ruhe im Tode, Heinrich V. keine im Leben.

Hammersteins feste Mauern und die feste Treue seines Burggrafen schienen ihm aber doch, als er später erkrankte, sicher genug, die dem armen Vater geraubten Kleinodien des Reiches zu schirmen, und hierher zog er sich zurück, als seine Macht sich an der Tapferkeit der Cölner brach.

Hier hatte Kaiser Conrad auch seinen Stützpunkt, als er den Burggrafen von Rheineck züchtigte. Hier war, um im Sinne und in der Redeweise unsrer Zeit zu reden, sein Hauptquartier gewesen.

Mit den Erzbischöfen von Cöln standen die Hammersteiner Burggrafen in gutem Einvernehmen und Wehrverbande. Bei Worringen fochten in den Reihen des Erz-

bischofs auch Hammersteins Burggraf und Reisige; aber auch er hatte das Mißgeschick, wie sein Nachbar auf Rheineck, in die Gefangenschaft des Jülichers zu fallen, was ihn ein bitterbeklagtes Lösegeld gekostet.

Der Burgfrieden von Hammerstein umschloß Burg und „Stadt Oberhammerstein" nebst dem Dorfe Niederhammerstein. Solcher „Burgfrieden" sind mehrere vorhanden, die es ausweisen, daß eine nicht unbedeutende Zahl anderer Ritter auf Hammerstein Lehen besaßen, und es also ein sehr bevölkertes, sogenanntes „Gauerbenhaus" gewesen ist. Daraus aber mag es sich auch ergeben, daß die Burg tüchtigen Widerstand leisten konnte, jedoch auch, wenn ihr die Zufuhr abgeschnitten war und Lebensmittel gebrachen, leichter zu Falle gebracht werden konnte.

Es ist eine seltsame und schwer genau zu ermittelnde Thatsache, daß im Jahre 1374 Kaiser Carl IV. die Reichslehen von Hammerstein, „unbeschadet der Rechte des Burggrafen," an Cuno von Falkenstein, Erzbischof von Trier, übergab, und urkundlich die Burggrafen angewiesen wurden, künftig ihre „Reichslehen" von Churtrier zu empfangen. Es war dieß einer völligen Hoheitsabtretung an das Erzstift Trier gleich.

In der Zeiten Folge vererbte sich die Gauerbschaftssippe auf Hammerstein durch ähnliche Verbindungen der Burggräflichen Familie außerordentlich. Das war im Grunde ein Heil für die Burg und keins für die, welche dadurch „Burgsesse," Wohnungsberechtigungen in der Burg, empfingen. Es zog mitunter viel glänzendes Elend in die Räume ein, das um so greller hervortrat, als die „nobele Passion" des Wegelagerns und Raubens, dieß ritterliche Handwerk, so meisterhaft lange Zeit geübt, aufhören mußte.

Mit Irmengard von Hammerstein, vermählt an den Ritter Wilhelm von Reichenstein, starb im ersten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts die zweite Reihe der Burggrafen aus. Das Lehen fiel heim, und es erscheint als eine besondere erzbischöfliche Gnade, daß der gedachte Wilhelm von Reichenstein durch Verzichtleistung auf seine Gauerbenrechte auf Hammerstein anderweitig entschädigt wurde. Das eigentliche Burglehen empfing der Graf von Verneburg in der Eifel.

Aus den Stürmen des siebenzehnten Jahrhunderts, deren in Betracht einzelner bedeutender Burgen überall fast gedacht wird, ist von Hammerstein geschichtlich nichts bekannt. Das aber ist sicher, daß sie die Kriegsstürme alle überstand und im Frieden von der Hand des eigenen Herren und Gebieters ihren Untergang fand.

Das kam aber so: In der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts hauseten Lothringer in der Burg, und es schien, als seien die Zeiten des wildesten Faustrechts wiedergekehrt; denn die Schiffe, welche den Rhein herauf oder herabfuhren, hielten sie an und raubten sie rücksichtslos aus, mißhandelten überdieß die Schiffer auf's Blut und kannten keinerlei Schonung. Die Dörfer und Städte auf beiden Ufern überfielen, brandschatzten oder plünderten sie nach Gutdünken. „Türken und Krawaten" (Kroaten) heißt es, „waren besser, denn sie, so doch Christenmenschen waren, aber keine Christenherzen hatten." Wer getraute sich, da zu helfen? — Als aber die Kunde durch's Land ging, der Herzog von Lothringen sei zu Brüssel verhaftet worden, da ermannte sich der Erzbischof von Trier und der Graf von Wied, in deren Landen die edeln Lothringer so recht nach Herzenslust gewirthschaftet hatten, und stellten Truppen in's Feld, um den raublustigen Insassen der Burg Hammerstein das blutige Handwerk zu legen. Diese bekamen Kunde davon, daß sich Wetterwolken über ihren Häuptern sammelten, und sie, die so tapfer gegen Wehrlose gewesen, hatten den Muth nicht, die Stätte ihres Ruhmes zu vertheidigen. Heimlich machten sie sich aus dem Staube, ehe noch die Rächer der zahllosen Unthaten sich Hammerstein näherten. Sechs Jahre lang waren sie die Zuchtruthe des Landes gewesen. Wie glücklich schätzten sich die armen, durch sie verarmten Bewohner desselben, und wie gerne hätten sie es sehen mögen, wenn der strafende Arm der Gerechtigkeit diese „Wütheriche" erreicht hätte!

Jetzt hatte Hammersteins letzte Stunde geschlagen. Der Erzbischof von Trier selbst, zu schwach, Hammerstein zu halten und auch zu erhalten, wollte nicht die Burg noch

einmal zu einem Schlupfwinkel räuberischer Feinde werden lassen. Er gebot, sie zu zerstören. Und so begann denn Pickel und Brucheisen sein Werk, und das verheerende Pulver trat, als das Dritte im Bunde, hinzu, — und Hammersteins Thüren und Gebäude fielen, und es blieben die Reste übrig, die noch jetzt auf des Berges Höhe sichtbar sind, und die, trotzdem daß nun schon seit jenen Tagen der gierige Zahn der Zeit daran nagt, noch immer Zeugniß geben, was einst diese Burg, noch in ihren Ruinen groß, gewesen.

Erwähnt verdient es zu werden, daß im Westphälischen Frieden Hammersteins Erwähnung geschieht, indem es ausdrücklich mit den Orten seines Burgfriedens Churtrier zugesprochen wird.

Zu einer Urständ der weitläufigen Burg war die Zeit nicht mehr angethan, der erzbischöfliche Säckel zu leer und die Bedeutung der Burg zu gering. Sie blieb eine Ruine des Friedens.

Nach der Revolutionszeit wurde die Burg Domaine, aber erst unter preußischer Herrschaft wurde sie mit ihrer nächsten Umgebung veräußert. Der damals in Cöln lebende Regierungsrath Freiherr von Harthausen erstand sie billigen Preises, überließ sie aber später wieder dem Generale Freiherrn von Hammerstein, der bei Hildesheim wohnt und seine Herkunft von den Burggrafen von Hammerstein ableitet. Ob dieß nachweisbar oder ob der Name seine Anziehungskraft übte, bleibt dahin gestellt.

Die Aussicht von der Höhe des Berges, dessen Scheitel die weitverzweigten Ruinen bedecken, ist überraschend, besonders die in's schöne Rheinthal; die in die Eifelberge ist fast ganz dieselbe, welche Rheineck darbietet.

Rheinaufwärts liegt das dunkle Felsenthor von Andernach vor dem Blicke. Der Weg zu den Ruinen ist steil und mühsam, aber er lohnt dem Wanderer, wenn er an der Hand der Geschichte die Ruinen durchwandert und an dem Geiste die Ereignisse vorübergehen läßt, von denen diese Blätter geredet.

Die Alpenbesteiger.

Von Dr. Geo. Hartwig.

Zunehmende Lust am Bergbesteigen — Alpenclubs und Alpenvereine. — Mühseligkeiten und Gefahren. — Der Schneewirth. Nachtlager auf der Höhe. — Frühzeitiger Aufbruch. — Sonnenaufgang. — Gletscherspalten. — Schneebrücken. — Merkwürdige Rettungen von Steigern in Gletscherspalten. — Schnee- und Eisabdachungen. — Stufenhauen. — G. Studer auf dem Rinderhorn. — M. Ulrich auf den Diablerets. — Schneerutschen. — Eine unglückliche Mont Blancfahrt. — Drei Führer im Schnee begraben. — Eisbrüche und Steinstürze. — Dr. Hegetschwyler auf dem Tödi. — Fräulein Zeller auf dem Piz Tschierva. — Bergschründe. Das Schlimmste zuletzt. — Die Spitze des Terglou. — Eine grausenhafte Rutschpartie. — Der Kamm der Jungfrau. — Das Schreckhorn, ein wohlverdienter Name. — Das Höchste des Finsteraarhorns. — Triumph und baldige Entsagung. — Das Bergbesteigen und das Leben. — Angenehme Rückblicke.

Nicht nach dem Nordpol braucht man zu reisen, um den kraftstählenden Kampf mit der Eiswelt zu bestehen; man braucht nicht in die Fußtapfen Franklins oder Parry's zu treten, um sowohl alle Schrecknisse der winterlichen Einöden kennen zu lernen, wo die Erde ihre erstarrten Glieder in einen ewigen Schneemantel hüllt, als auch um den Hochgenuß zu kosten, den das erfolgreiche Ringen mit einer so feindseligen, aber auch in ihrer wilden Nacktheit so erhabenen Natur dem Muthigen gewährt, — nein — mitten in Europa, dort wo die Gletscher und Firne, die Joche und Hörner der Alpen hoch in den Himmel ragen, findet der kühne Wanderer ein Gebiet, wo der Winter ebenso unumschränkt, als an den Polen herrscht, — und wenn im hohen Norden die schwimmenden Eisberge und Eisfelder, die Nebel und Stürme eines ungastlichen Meeres dem Seefahrer tausend Hindernisse in den Weg legen, seine ganze Manneskraft herausfordern, so sind die Gletscherspalten und Bergschründe, die Schneebrücken und Eiswände, welche die hohen Alpenspitzen umlagern,

nicht minder mächtige Gegner, deren Bezwingung oft alle Ausdauer und Willenskraft, alle Gewandtheit und Geistesgegenwart des waghalsigen Bergsteigers in Anspruch nimmt, der sich bis zu den Spitzen jener Bergcolosse emporschwingen will.

Es wird häufig unserem Zeitalter der Vorwurf der Verweichlichung, der körperlichen und sittlichen Entartung gemacht; man meint, das jetzige Menschengeschlecht habe nicht mehr die moralischen und physischen Kräfte seiner einfacheren, genügsameren, abgehärteteren Vorgänger. Doch die Ungerechtigkeit dieser Beschuldigung geht aus tausend Thatsachen hervor, und täglich wird uns der Beweis geliefert, daß ein höherer Culturgrad die männlichen Tugenden einer roheren Vergangenheit durchaus nicht verdrängt hat. Wann sind jemals großartigere, gefahrvollere Reisen unternommen worden? Wann hat jemals der Mensch im Dienste der Wissenschaft oder einer edlen Neugierde sich freiwillig so vielen Entbehrungen unterworfen? Wann hat er sich jemals in einen so hartnäckigen Kampf mit der Natur eingelassen? Weit entfernt, in eine unwürdige Genußsucht zu versinken, sehen wir ihn allen Gefahren und Mühseligkeiten trotzend bis in das geheimnißvolle Herz Afrika's und in die Einöden der Polarmeere weiter vordringen, als es zu irgend einer früheren Zeit geschehen, und noch nie hat die männliche Lust des Bergsteigens so geblüht, wie jetzt. Noch im vorigen Jahrhundert waren die Hochspitzen der Alpen ein fast völlig unbekanntes Gebiet, und Männer, wie Paccard (1786) und Saussure (1787, 1. und 2. August), die zuerst es wagten, den höchsten Gipfel unseres Welttheils, den Mont Blanc (14,800 Fuß) zu besteigen, wurden von ganz Europa angestaunt. Jetzt vergeht kein Jahr, wo nicht mehrere Gesellschaften, ohne besonderes Aufsehen zu erregen, den „weißen Riesen“ erklimmen.

Das Finsteraarhorn, der Monarch der Berner Alpen (13,160 Fuß), die Jungfrau (12,827 Fuß), der neungipfelige Monte Rosa (14284 Fuß), der Bernina (12,474 Fuß), und so manche andere bedeutende Centralknotenspitzen des hehren Alpengebäudes, die früher für völlig unbesteigbar galten, sind erst in diesem Jahrhundert, manche erst in der jüngsten Zeit bestiegen worden, und die Mitglieder des „englischen Alpenclubs“ und des „österreichischen Alpenvereins“ wetteifern mit den Bergfahrern der Schweiz in der Bezwingung der Riesen der Alpenwelt, so daß bald fast kein Gipfel mehr zu finden sein wird, den nicht schon ein menschlicher Fuß betreten, und alle nach und nach diesem Schicksal verfallen müssen.

Ein etwas näheres Eingehen auf den Verlauf einer solchen großen Bergfahrt wird uns zeigen, mit welchen Schwierigkeiten man zu kämpfen hat, ehe man das hohe Ziel glücklich erreicht, und daß es kein geringes Unternehmen ist, den Fuß des Siegers auf den Scheitel eines Bernina oder eines Schreckhorns zu setzen!

Bliebe die Oberfläche eines solchen Riesen unveränderlich dieselbe, zeigten die Gletscher und Firne, die von seinen Schultern herabwallen, jahraus, jahrein dieselbe Beschaffenheit, dann wären auch mit dem ersten Besteigen die Haupthindernisse überwunden, und man brauchte nur unter der Leitung eines ortskundigen Führers getrost in die Fußtapfen des Vorgängers zu treten; aber die hohen Alpenregionen sind erfahrungsmäßig der Sitz eines ewigen Wechsels, wie er sich auf einem Gebiete erwarten läßt, wo Sturm und Schnee, Sonnenschein und Kälte in einem ewigen Kampf begriffen sind. So trifft es sich, daß heuer Mulden und Vertiefungen sich zeigen, wo vielleicht im nächsten Jahre hohe Schneehügel sich aufthürmen werden, daß an Stellen, wo in diesem Sommer der gemächliche Weg über sanft ansteigende Firnhalden führt, er im nächsten durch steile Eiswände abgesperrt ist, oder daß nach einem schneearmen und andauernd heißen Sommer früher bedeckte Felsenriffe und Gesteinsgrathe hervortreten, die auch den tüchtigsten Führer verwirren können.

Es wiederholen sich daher in jedem Jahre, ja man kann sagen von Woche zu Woche, auch bei den Schneebergen, die schon öfters bestiegen worden sind, die Ungewißheiten und Zweifel einer ersten Entdeckungsreise, und so muß auch eine jede Expedition in die höhere Alpenwelt (abgesehen von den Gefahren, welche die plötzlich umschlagende Witterung

mit sich bringen kann) immer auf das Schlimmste gefaßt und vorbereitet sein.

Nur selten wird ein kühner Bergsteiger in vollem Vertrauen auf die eigene Kraft, wie z. B. Professor Tyndall, es wagen, ohne alle Begleitung den Scheitel eines Monte Rosa zu erklimmen; gewöhnlich vereinigen sich mehrere Alpenfreunde, um unter der Leitung erprobter Führer das Wagstück einer solchen Fahrt zu unternehmen.

Mit Leitern und Stricken, mit Beilen und Fußeisen, mit Wein und Mundvorrath wohl versehen macht die Gesellschaft sich auf den Weg; manchmal auch, wo ein Berg erstiegen werden soll, der wie zum Beispiel der Mont-Blanc, das Finsterarhorn, die Jungfrau mehr als den Zeitraum eines Tages in Anspruch nimmt, bedarf es noch einiger Träger, um die nothwendigen Decken für das Nachtlager, das Brennholz, die Kochapparate u. s. w. hinaufzuschleppen. Denn der Schneewirth hat Einem höchstens den Schutz eines überhängenden nischenähnlichen Felsblocks oder einer Höhle oder einer aus Steintrümmern improvisirten Hütte anzubieten, sonst fehlt es ihm an Allem, und man hätte volles Recht, sich über seine dürftige Bedienung zu beklagen, wenn nicht seine Zeche so fabelhaft billig wäre. Ein solches Nachtlager im Freien, so bescheiden es auch ist, hat dennoch seine eigenthümlichen Reize und läßt einen Schatz angenehmer Erinnerungen zurück.

Herrlich schmeckt Einem das wohlverdiente Abendbrod, und es ist ein köstliches Gefühl, so hoch über den gewöhnlichen Wohnsitzen der Menschen unter der warmen Schafpelzdecke sich zur Ruhe hinzustrecken. Trotz der Anstrengungen des vorhergegangenen Marsches — denn man sucht am ersten Tage so hoch wie möglich zu übernachten, um am folgenden desto frühzeitiger auf den ersehnten Gipfel zu gelangen — will der Schlaf sich dennoch nicht einstellen; dazu sind die Umgebungen zu großartig, zu neu, dazu ist man zu sehr von der Erwartung des kommenden Tages eingenommen.

Kein Laut läßt sich hören, der Lämmergeier ruht längst auf seinem einsamen Felsenhorste; das Geläute der Alpenheerden ist verklungen. Die tausend rieselnden Bäche, die der Sonnenstrahl auf der Oberfläche des Gletschers erzeugte, und die murmelnd und rauschend zu Thal stürzen, sind in der Kälte der Nacht verstummt; das tiefste Schweigen herrscht auf der weiten, todten Eisfläche, bis zu welcher kein Ton aus der tiefer liegenden Welt emporschallt. Geisterhaft wie in weiße Leichentücher gehüllt blicken die hohen schneeigen Berghäupter auf die Verwegenen herab, die es wagen sie zum Kampf herauszufordern, und am tiefschwarzen Himmel funkelt das ewige Sternenheer mit einem Glanze, wie man ihn in der trüberen Atmosphäre der Ebene nicht kennt.

Noch lange, ehe die erste Morgendämmerung sich zeigt, wird das Zeichen zum Aufbruch gegeben, das Frühstück genossen, der Alpenstock zur Hand genommen, und wenn der Mond seine silbernen Strahlen zur Beleuchtung des Weges nicht hergibt, zur Laterne gegriffen; denn die ersten Tagesstunden sind um so kostbarer, da man nicht weiß, welche verzögernde Hindernisse unterwegs eintreffen können, und es sich viel besser auf dem harten Schnee, als auf dem von der Sonne erweichten gehen läßt.

So schreitet man rüstig vorwärts, bis man an eine schwierigere Stelle gelangt, die eine große Behutsamkeit erfordert und das helle Tageslicht wünschenswerth erschienen läßt. Unter dem Schutz eines Felsblockes wird gelagert, um den Sonnenaufgang, der nun nicht lange mehr zögern kann, abzuwarten. Endlich dämmert es im Osten, und bald vergolden, ein Schauspiel zum Entzücken, die ersten Sonnenstrahlen den hehren Gipfel des höchsten Bergriesen, dem allmählig die niedrigeren Kuppen, Dome, Hörner oder Joche sich zugesellen.

Wahre Lichtfluthen entströmen aus den blendend weißen Schneehäuptern, die anfangs rosenroth schimmerten, als ob überall am Himmelsdome neue Sonnen aufstiegen, während die Ebene noch in Finsterniß begraben liegt.

Aber die Bergsteiger haben keine Zeit, sich den Empfindungen hinzugeben, die ein so großartiges Schauspiel hervorruft, und immer weiter in die Höhe strebend eilen sie fort.

Die ersten bedeutenden Hindernisse, die das rasche Aufsteigen verhindern, sind gewöhnlich die Gletscherspalten, die nicht sel-

ten entweder zu weiten Umwegen nöthigen, oder mit Hülfe der mitgebrachten Leiter, oder behutsam auf den dieselben oft unmerkbar überwölbenden Schneebrücken überschritten werden müssen. Diese Schneebrücken entstehen bei andauerndem Schneefall durch das gleiche wunderbare Zusammenbacken der einzelnen Flocken und Eiscrystallchen welche auch im Tieflande den Gartengeländern oder einzeln stehenden Pfählen und Pfosten schiefe überhängende Schneehauben aufsetzen. Wenn der ganze Gletscher oder das ganze Firnfeld von neugefallenem Schnee bedeckt ist, so sind solche Schneebrücken durchaus nicht zu erkennen, und kein äußeres Zeichen verräth die gähnenden Abgründe, die unter ihrem trügerischen Mantel sich verbergen.

Hat es auf die Schneebrücken inzwischen geregnet, oder hat die Sonne die obere Schicht erweicht, daß diese einsinkend sich verdichtet und dann wieder friert, so kann man zwar ohne alle Gefahr darüber hinweggehen, denn schon eine Fuß dicke Schneebrücke, wenn sie keine allzu breite Spannung hat, trägt ihren Mann; doch gehört das Einbrechen durchaus nicht zu den Seltenheiten, und man begreift, wie nothwendig es ist, nur mit der größten Behutsamkeit auf einem so verdächtigen Boden fortzuschreiten.

Um der unversehens drohenden Gefahr zu begegnen, knüpfen sich an solchen zweideutigen Stellen die Schneewanderer in Entfernung von etwa vier Schritten an ein langes um den Leib geschlungenes Seil, damit, wenn Einer derselben einsinken sollte, die Uebrigen ihn leicht hervorziehen können. Sowie schon mancher einsame Gemsenjäger in einem Gletscherspalt das Leben eingebüßt, so hat auch die Unterlassung jener Vorsichtsmaßregel schon manchen Bergsteiger einem frühzeitigen Tode geweiht, und die Annalen der Alpenfahrten führen eine Menge solcher Spaltenstürze an, aus welchen oft noch eine bewunderungswürdige Geistesgegenwart und Gewandtheit oder eine seltene Gunst des Zufalls den Unglücklichen zu retten vermochte.

So stürzte 1803 auf dem Triftgletscher im Kanton Bern der Gemsenjäger Peter Moor von Gadmen in einen Gletscherschlund, fiel aber so glücklich, daß er auf einen Eisvorsprung zu stehen kam und dort sich halten konnte. Hoch über ihm steilten die blauen Wände des Spaltes empor, während unten in unsehbarer Tiefe strudelnde Gewässer rauschten und eine kalte, eisige Luft den Abgrund heraufwehte. Um den verunglückten Freund zu retten, eilten die Kameraden vier Stunden weit bis zu den ersten Häusern hinab und kehrten erst gegen Abend mit dem Rettungsmaterial zurück. Man kann sich die Freude des halberstarrten Mannes denken, als er den ihm zugeworfenen Strick erfaßte und, nachdem er ihn fest um seinen Körper geschlungen hatte, in die Höhe gezogen wurde. — Doch kaum schwebt er frei in dem Spalt, als das Seil reißt und er abermals auf den Absatz zurückstürzt. Jetzt war das Seil zu kurz, weil dessen eine Hälfte sich drunten befand, und so blieb nichts Anders übrig, als nochmals bei Nacht den vierstündigen Weg hin und zurück zu machen, um endlich am folgenden Morgen den vor Kälte und Hunger fast Erschöpften mit einem kräftigen Seil von seiner sechszehnstündigen Angst zu befreien.

Am 7. Juli 1787 stürzte der Senner Christian Bohren in einen 64 Fuß tiefen Riß des Oberen Grindelwald-Gletschers. Er brach den Arm und verrenkte eine Hand, verlor aber die Geistesgegenwart nicht, die schon so Manchen aus der Noth gerettet. Glücklicher Weise fand er unter dem Gletscher eine Oeffnung, welche der vom Wetterhorn herabfließende Weißbach ausgegraben hatte. Durch diese enge Höhle kroch er mühsam unter dem Eise an's Tageslicht hervor und entging glücklich den Qualen eines langsamen Todes.

Im Juli 1836 arbeitete sich der Führer Michel Devovasson mit Hülfe eines Tischmessers, mit dem er Tritte in die Eisrinde grub, mühsam aus einem Spalt des Talefer Gletschers hervor, und nicht minder geschickt rettete sich auf dem Roazz Gletscher am Bernina ein in eine Gletscherspalte gestürzter Gemsenjäger, der, da die Wände des über 60 Fuß tiefen Schlundes unten zu weit aus einander lagen, sich den Alpenstock an das eine Bein band und so sich langsam hinaufarbeiten konnte.

Aus diesen Beispielen ersehen wir, daß

der Scharfsinn nie erfinderischer ist, als wenn die Noth zum Aeußersten drängt, und daß der Mensch erst am Maßstabe der Gefahr seine volle Kraft erkennen lernt.

Nächst den Gletscherspalten verursachen die hartgefrorenen jähabdachenden Schneefelder, die nothwendig überschritten werden müssen, dem Bergsteiger manches Ungemach. Hier sind erprobte Alpenstöcke und solide Bergschuhe ganz unentbehrliche Begleiter. Von der zweckmäßigen Beschaffenheit der Schuhe hängt oft das Leben und die Rettung des Reisenden ab. Weiches, aber dauerhaftes Leder, starke Doppelsohlen, die sich nicht biegen und durch ihre Festigkeit sicheren Stand verleihen, ringsum mit scharfen Nägeln gekrönt, welche an den glatten Schneehalden einzugreifen vermögen, das sind die Haupterfordernisse einer guten Fußbekleidung für den, der sich in der Gletscher- und Firnwelt umsehen will.

„Die Fußbekleidungskünstler in den Städten", sagt Herr Gottlieb Studer, „welche in der Regel ein Publikum zu bedienen haben, das selten die schöngepflasterten Straßen, die ebenen Trottoirs und Spazierwege, oder die breiten, nicht allzuoft bekiesten Chausseen verläßt, vermögen sich keinen Begriff zu machen, was für Strapatzen so ein Bergschuh auszustehen hat, und in welche Verlegenheiten und selbst Gefahren ein unpraktisches Schuhwerk den Besteiger bringen kann. Es sollte daher ein Jeder von ihnen eine solche Gletschertour einmal in eigener Person mitmachen, er würde dabei Erfahrungen sammeln, die ihm selbst auf seiner Handwerksreise nicht geboten werden."

Oft reichen aber auch die bestbewaffneten Sohlen und Alpenstöcke nicht aus, und es muß die Axt zu Hülfe gezogen werden, um Stufen in die abschüssige Eiswand zu hauen.

Bei der Besteigung des großen Rinderhorns, eines 10,670 Fuß hohen Colosses, der sich östlich vom Gemmipaß erhebt, mußte auf diese Weise von Herrn G. Studer und seinen Gefährten ein steiler Berg von hartem Eis erklommen werden. „Nachdem der Führer, Vater Grichting, eine Strecke Weges ersteigbar gemacht hatte," schreibt der kühne Bergsteiger, „und wir ihm Schritt um Schritt gefolgt waren, übergab er die Axt seinem Sohne, der mit Lust und Eifer das nämliche Werk begann. Stets fort aber richtete der sorgliche Vater die Augen auf seinen in solcher Arbeit noch unerfahrenen Joseph und redete ihm ermunternd und warnend zu, nicht etwa neugierig herumzuspähen, sondern unverwandt auf den Boden zu schauen und ja nicht etwa die Axt seinen Händen entgleiten zu lassen, indem ihr Verlust jedes Weitergehen unmöglich machen würde. Gehorsam befolgte der Sohn die Befehle seines Vaters und hieb wacker darauf los, so daß Haufen von Eissplittern neben uns vorbeiflogen. So ging es gemach aufwärts auf selbstgebahnter Treppe längs der abgerundeten Kante des Bergrückens, und zu unseren Füßen öffneten sich immer mehr die beidseitigen Abgründe. Zu mehrerer Vorsicht banden wir uns an das Seil. Wenn auch auf solchem Steigen diese Vorkehrung nicht gerade ein zuverlässiges Schutzmittel ist, weil, wenn Einer von der Gesellschaft ausgleiten sollte, es zweifelhaft bleibt, ob die Anderen Stand genug halten, um nicht mitgerissen zu werden, so gibt es doch ein Gefühl von Selbstvertrauen, wie es zu einem festen Gange und zu einer unbefangenen Haltung nothwendig ist."

Bei seiner Besteigung der Diablerets, einer 10,000 Fuß hohen Kuppe zwischen dem Waadtland und Wallis, hatte Herr Melchior Ulrich eine ähnliche mit Eis überzogene, etwa 600 Fuß hohe Felswand mit einer Steigung von 45 Grad zu übersteigen, über welche eine dünne Schichte Schnee gelagert war. An einigen Stellen konnte man mit dem Fuße allein durch die Kruste sich eine Stufe bahnen, meistens aber mußte mit dem Steinhammer nachgeholfen werden. Wir hörten das Wasser unter uns über die Felswand herabrieseln. So ging es Schritt für Schritt die Wand hinauf. Ich setzte den Fuß immer erst ein, wenn ich den Boden schrittgerecht gemacht hatte; der Bergstock konnte hier nicht viel helfen; er ließ sich nicht über die Spitze hinaus in's Eis stoßen, da der Schnee nur einige Zoll hoch war. Ein Glück war es, daß keiner von uns ausgleitete, denn wenn auch das Anbinden an's Seil uns mehr Zuversicht gab, so wäre es doch zweifelhaft

gewesen, ob, wenn einer gefallen wäre, die andern ihn hätten halten können, oder ob nicht alle mit einander hinuntergestürzt wären.

Während des Hinansteigens blickte ich von Zeit zu Zeit gegen den Grat hinan. Er wollte immer noch nicht näher rücken, dagegen wurde der Blick in die Tiefe immer lauterer. Einige Felsriffe starrten aus dem Eise heraus, was uns zu noch größerer Vorsicht mahnte. Endlich wurde die Wand etwas weniger steil, ein Zeichen, daß es der Höhe zuging; der Schnee wurde etwas weicher, und nachdem wir wohl etwa 400 Stufen ausgetreten und ungefähr anderthalb Stunden Zeit verwendet hatten, erreichten wir glücklich die Höhe des Grates und betraten das Obere oder den an Schnee und Eis befreiten Felsen, wo ein rascheres Fortkommen war."

Höchst gefährlich sind solche vereiste steile Hänge, wenn frisch gefallener Schnee den glatten Eisspiegel maskirt und urplötzlich mit der auf der oberen neugefallenen Schicht wandernden Gesellschaft über der darunter verborgenen Eisbahn sich in Bewegung setzt.

Eins der traurigsten Ereignisse dieser Art begegnete dem russischen Naturforscher Hamel, der im Jahre 1820 mit den englischen Gelehrten Dornford und Henderson unter Begleitung der kundigsten Chamouny-Führer und vieler Träger den Mont-Blanc besteigen wollte. „Noch war ich der letzte," erzählt Herr Hamel in der Bibliothèque Universelle de Genève, „und richtete zählend die Blicke auf die Fußstapfen meiner Vorgänger, als ich plötzlich wahrnahm, daß, der Schnee unter mir weiche. Da ich glaubte, nun auszugleiten, so versuchte ich, auf der linken Seite mich mit meinem Stocke festzuhalten, — aber vergeblich. Der zu meiner Rechten sich anhäufende Schnee warf mich um, überdeckte mich, und ich fühlte von unwiderstehlicher Gewalt mich abwärts fortgerissen. Jeden Augenblick erwartete ich, von der Masse erdrückt zu werden; jedoch suchte ich im Hinabrollen beständig mich umzudrehen und wandte alle Kräfte an, den Schnee, in welchen eingehüllt ich gleichsam schwamm, zu zertheilen. Endlich gelang es mir, den Kopf zu befreien, und ich erblickte einen großen Theil des Abhanges in Bewegung; da ich jedoch mich dem Rande des rutschenden Theiles ziemlich nahe sah, so strengte ich meine Kräfte auf's Aeußerste an, den festliegenden Schnee zu erreichen, auf welchem es mir endlich möglich war, sicheren Fuß zu fassen. Jetzt erst erkannte ich die wirkliche Gefahr; ich sah, daß ich mich am Rande einer Spalte befand, welche den Abhang begrenzte. Zugleich sah ich Herrn Hendersons Kopf noch näher dem Abgrunde aus dem stockenden Schnee hervorragen und etwas weiter Herrn Dornford nebst dem Führer, Alle mit verzweifelt kämpfender Anstrengung bemüht, gleich mir sicheren Boden zu gewinnen. Sie erreichten glücklich ihr Ziel, aber die fehlenden fünf Uebrigen konnte ich nicht entdecken. Immer noch hoffte ich sie aus dem nun sich stauenden Schnee hervorkriechen zu sehen, als der Führer Balmet uns zurief, daß sich Leute von uns in dem Abgrunde befänden. Diese Kunde durchzuckte mich wie ein Wetterschlag. Fünf Menschen lebendig begraben, und das durch meine und meiner Freunde Veranlassung! Dornford warf sich unter den wildesten Gebärden des Schmerzes auf den Schnee, und Hendersons Zustand erschien momentan so zerrüttet, daß er böse Folgen befürchten ließ.

Welch unendliche Gefühle der Freude uns electrisch durchströmten, als wir bei unserem Spähen an einer Stelle den Schnee erst wenig, dann immer entschiedener sich bewegen sahen, als nach einigen Augenblicken einer der verloren Geglaubten sich daraus hervorwand, ist nicht zu beschreiben. Ein jubelndes Hurrah! begrüßte ihn, und es verdoppelte sich, als wir nach kurzer Frist noch einen Zweiten sich hervorkämpfen sahen. Schon loderte unsere Hoffnung mit hellen Flammen auf, auch die noch fehlenden drei Anderen erscheinen zu sehen; es war vergeblich. Traurig traten die Geretteten, nach langen mühevollen, aber leider ganz erfolglosen Untersuchungen, soweit solche bei völligem Mangel an Schaufeln und ähnlichen Werkzeugen möglich waren, den Rückzug an. Mit frohen Hoffnungen hatten sie am vorigen Tage das Thal verlassen, jetzt kehrten sie gesenkten Hauptes wieder, denn drei Opfer schliefen den Todesschlaf unter der Schneedecke des Mont-Blanc."

Nicht nur Gefahren von unten, auch Gefahren von oben bedrohen den Alpenwanderer. Bald sind es Lawinen und Eisblöcke, bald sich lösende Felsblöcke, die ihn begraben oder erschlagen können.

So kommt unter Andern am Tödi eine sehr berüchtigte Stelle vor, ein kleines, etwa eine halbe Stunde langes Felsenthal, welches von einer in beträchtlicher Höhe senkrecht abgerissenen gewaltigen Eismauer geschlossen wird. Von letzterer stürzen zeitweise große Eisblöcke herab, die in furchtbaren Sprüngen bis an das untere Ende des Thales rollen. Da eine Wanderung durch diese Schneerune stets mit einiger Gefahr verbunden ist, so eilen die Tödisteiger, was sie nur können, um die verhängnißvolle Schlucht zu passiren. Dr. Hegetschwyler von Zürich, der berühmte Botaniker und Bergsteiger, hätte hier mehr als einmal fast das Leben eingebüßt.

„Wir standen bald an der Eisschlucht in den Felsen des Berges," so schreibt der kühne Gelehrte, „und staunten nochmals ihren himmelhohen Zug an. Der Führer mahnte schnell vorüber zu ziehen, weil er kürzlich herabgefallene Firnblöcke gewahrt habe. Bald standen wir an jener Schlucht, die wir jedesmal mit einiger Mühe passirt haben. Weil nicht Alle gleich beherzt waren, so sollten Alle sich der Reihe nach eines von dem Führer gehaltenen Seiles bedienen; drei von uns standen bereits unten in Sicherheit, an eine Felswand gelehnt, zwei befanden sich gerade in der Schlucht, der Führer oben. Da dröhnte es furchtbar durch die Einöde, tosend und zischend geschah ein Fall von jener Eisschlucht. Jetzt der Angstruf des Führers, dann Schneegeriesel über uns und Schrecken und Todesstille. Es rauschte stärker, als Schneegestöber, wie Rauch fuhren kleine Eisstücke über uns hinab in den Abgrund und durch die Schlucht gerade auf die darin Weilenden.

Das Gesicht gegen die Felswand gekehrt, ging der Sturm ohne bedeutende Beschädigung vorüber. In stummer Erwartung verharrten wir noch ein paar bange Augenblicke, da hörte der Sturm auf, und fröhlich zurufend erkannten sich die Geretteten. Die Gletscherstücke hatten sich durch den tiefen Fall und das weite Hinabrollen zermalmt und fast unschädlich gemacht. Wenn uns dieser Zufall weiter oben begegnet wäre, so hätte nur schnelle Flucht an eine Felswand oder das Hinwerfen auf die Erde mit dem Gesicht gegen dieselbe geholfen."

Einen ähnlichen Schreck erlebte Fräulein Thea Zeller, als sie mit ihrem Vater den 11,000 Fuß hohen Piz Tschierva im Ober-Engadin bestieg. „Ob uns drohte", so lautet ein Auszug aus dem Tagebuch der muthigen Bergfahrerin, „auf jäher Schutthalde gelagert, der zerrissene Rand eines Firnes, hart an unsern Füßen der Abgrund, und links war ein Ausweg über den abgerundeten Felsen hinab durch die unheimliche Schlucht. Wir standen einen Augenblick still, in banger Erwartung, was nun geschehen sollte. Rasch gebot aber der Führer: „Herr Zeller, weilen Sie hier, ich will zuerst Fräulein Thea in Sicherheit bringen. Schnell, schnell!"

Fast dünkte es mich, im Fluge den Felsen hinabzukommen. Der Führer hält mich, trägt mich beinahe um den abgerundeten Felsen herum, abwärts in die Schlucht; noch einige Sprünge, und wir sind in Sicherheit. O großes Glück! Kaum haben wir den letzten Sprung gethan, als es von Ferne her dröhnt. Erschrocken schauen wir uns um, ein großer Stein fliegt durch die Runse herab in einem Bogen neben uns zur Tiefe, kleinere folgen demselben nach. Mit einem Angstruf reißt mich der Führer unter einen sicheren Fels noch vollends außer dem Bereich des gefährlichen Steinregens und weist mich an, daselbst ruhig zu verweilen, während er meinen Vater holen wolle. Mit welchem Gefühle dieser oben wartete, kann man sich denken! Wir waren seinen Blicken entschwunden, da geschah der Fall jenes Steines. — Nach einigen Augenblicken ängstlicher Ungewißheit um unser Schicksal erblickte er uns tief zu seinen Füßen, unter den schützenden Felsen eilend. Nun sollte die Reihe an ihn kommen, den schlimmen Gang zu wagen. Lange erscheint kein Führer. Endlich hört er seinen Ruf ganz nahe aus entgegengesetzter Richtung. Dort hatte sich der Führer Enterlin über steile Felsen hinaufgearbeitet und so die gefährliche Runse umgangen. — Die Wahl fiel meinem Vater

nicht schwer; gerne folgte er dem Führer auf schwindlichen Gemsjägertritten hinab, und bald begrüßten wir uns wieder fröhlich und unversehrt."

Große Schwierigkeiten bereitet in der Regel der Uebergang von den Firnfeldern auf das wieder zu betretende feste Gestein, denn der Felsen schmilzt in Folge seiner größeren Wärmecapacität die zunächst auf ihm lagernden Gletscherrinden derart ab, daß sie oft in einer Höhe von 20 Fuß und darüber von ihm abstehen und nicht selten auch die rüstigsten Berggänger zur Rückkehr zwingen.

Sind die Hindernisse dieses sogenannten Bergschrunds glücklich überwunden, ist man über alle Gletscher- und Firnschründe hinweg, dann scheitert oft noch der Versuch dicht unter der dominirenden Scheitelzinke, entweder weil man zu spät erkannte, das Bollwerk von der unrechten unzugänglichen Seite angegriffen zu haben, oder weil den Gipfelstürmern im entscheidenden Moment jene fast unheimliche Kaltblütigkeit neben den muskelfrischen Kräften fehlte, welche zu solchem Wagstücke auf Leben und Tod nöthig ist. Einige Beispiele mögen zur Erläuterung dienen.

Um die furchtbar schroffe Wand des kleinen Terglou (8505 Fuß hoch) zu erklimmen, mußte Hauptmann Holsmang (Mittheilungen des österreichischen Alpenvereins) die Hände zu Hülfe nehmen, um sich weiter zu arbeiten. „Jeder Felsenvorsprung, den man mit Händen umfaßt," sagt der unerschrockene Bergsteiger, „oder der dem Fuß zum Auftritt dient, muß früher hinsichtlich seiner Festigkeit erprobt werden, da der in dieser Höhe gänzlich verwitterte Kalkstein häufig nur mehr lose verbunden ist, und unfehlbar ein Sturz in den Abgrund erfolgen würde, wenn Füße, besonders aber Hände, plötzlich ihre unumgängliche Stütze verlieren. — Der Dachsteinkalk, aus welchem der Terglou besteht, hat nebstbei noch das Unangenehme, daß bei der Verwitterung der Abbruch so zu sagen messerscharf stattfindet. Wir waren darum auch noch gar nicht weit gekommen, und meine Handschuhe bestanden nur noch aus Fetzen, so daß ich sie ablegen mußte; um so mehr hatten aber nun die Hände zu leiden, so zwar, daß ich nicht nur einige Hautabschürfungen erlitt, sondern meine Finger auch mit zahllosen feinen Schnitten durchfurcht waren, die mir einige Tage empfindliche Schmerzen verursachten.

So wurde der kleine Terglou gewonnen, wo eine colossale Aussicht den Bergsteiger belohnte, doch ein auch schwereres Stück Arbeit stand ihm bevor, denn es galt nun noch die höchste Spitze zu erobern, und zwar über den berüchtigten Sattel, der beide Gipfel mit einander verbindet.

Anfangs ist der Sattel breit, verengt sich aber allmählig, so daß man nur mit äußerster Vorsicht und bei vollkommener Schwindelfreiheit langsam weiter kommt; denn rechts und links gähnen furchtbare Abgründe. Endlich kommt man an eine Stelle, die bei der Länge von etwa drei Schritten höchstens die Breite von acht Zoll hat. Es wäre Tollkühnheit, diese Strecke gehend passiren zu wollen. Es bleibt daher nichts übrig, als sich niederzuhocken und rücklings sich hinüber zu schieben; an einer breiteren Stelle erhebt man sich wieder behutsam. Der Sattel hat vom Fuße des kleinen bis zu jenem des kleinen Terglou eine beinahe horizontale Richtung. Ein schmaler und schroffer Grat leitet dann an der Wand des letzteren zum höchsten Gipfel. — Hat man bereits an der Ersteigung der Wand des kleinen Terglou ein schweres Stück Arbeit, so ist es hier in verdoppeltem Maße der Fall. — Schmale, enge Klüfte, senkrechte Felsplatten, Stellen, wo für Hände und Füße fast jeder Anhaltungspunkt fehlt, wechseln unter einander ab und nöthigen durch die übermäßige Anstrengung zu häufigen kurzen Rasten. Endlich ist auch diese fatale Strecke überwunden; noch etwa dreißig Schritte auf sanft ansteigendem Boden, und man befindet sich auf der höchsten Spitze."

Auch die Jungfrau, der Monte Rosa, das Finsteraarhorn und manche andere Riesen der Alpenwelt sparen ihre schreckhaftesten Schauermomente bis zu den äußersten Gipfelpunkten. So führt zum Scheitel der Jungfrau nur ein scharfzugeschnittener Kamm, dessen Breite zwischen 6 und 10 Zoll wechselt, während die Gehänge der beiden Seiten 60 bis 70 Grad Neigung haben.

Als Agassiz und Forbes den Berg be-

stiegen, ging der unerschrockene Führer Jakob Leutholb in der Art vorwärts, daß er an der linken Seite des Schneekammes den Fuß einsetzte, während er die Schärfe des Grates im buchstäblichen Sinne unter'm rechten Arm hatte und auch auf der rechten Seite den Stock andrückte. So ging er langsam und besonnen an dem entsetzlichen Abgrunde hin, indem er so viel als möglich den Schnee zu einem Pfade zusammentrat und den Uebrigen die Ersteigung möglich machte.

Daß das Schreckhorn seinen Namen reichlich verdient, geht schon aus dem Umstande hervor, daß in unmittelbarster Nähe des Gipfels auf etwa 50 Fuß Länge der Kamm kaum 18 Zoll Breite hat, während auf beiden Seiten Abgründe von etwa 4000 Fuß beinahe senkrechten Absturzes gähnen. Hier haben selbst die verwegensten Führer nicht den Muth, aufrecht zu gehen, sondern überkriechen die Stelle mit starr vor sich blickenden Augen, damit der Schwindel sie nicht ergreife und hinabstürze in die grausige Tiefe.

Um auf die oberste Spitze des Finsteraarhorns zu gelangen, ist eine im eigentlichsten Sinne hängende Eisfläche zu passiren, was nur mittelst eingehauener Tritte geschehen kann. Als Hugi am 10. August 1829 seinen dritten Versuch machte, den König der Berner Alpen zu besteigen, gingen bei dieser unheimlichen Stelle die Führer Leutholb und Währen sofort an's Werk, schlugen den Fuß fest in die eingehauenen Stufen, ließen ihn etwas anfrieren, um fester zu stehen, und meisselten dann weiter. Es wurde einem schwindlich, sie an dieser Wand gleichsam hängend zu erblicken.

Endlich war die halsbrechende Arbeit beendet, und die Ueberschreitung sollte vor sich gehen. Leutholb kam nun, Professor Hugi zuerst herüberzuholen, erklärte ihm aber zugleich auf das Bestimmteste, daß, wenn er ausglitsche, Rettung unmöglich sei, und er seiner eigenen Sicherheit halber nicht einmal den Versuch machen werde, eine rettende Hand auszustrecken. Nach vielfachen Versuchen wagte kein einziger Mann der ganzen Expedition, und es waren berühmte Berggänger darunter, den bedrohlichen Paß zu überschreiten, und nur Leutholb und Währen erklommen den Gipfel.

Wie peinlich es sein muß, so nahe am Ziele umzukehren, das läßt sich an dem Hochgefühl des Triumphes ermessen, wenn endlich nach unsäglichen Mühen und drohenden Gefahren der glückliche Bergsteiger den Fuß auf eine berühmte Hochspitze setzt und mit entzückten Blicken, wie ein Herrscher über seine Legionen, Heerschau hält über die Welt von Bergen und Firnen und Gletschern, die Joch an Joch, Grat an Grat, Kulm über Kulm, Schneehorn über Schneehorn, Felsenzacke über Felsenzacke rings unzählig sich um ihn ausbreiten, bis endlich auch der schärfste Adlerblick sich in die Nebel der unermeßlichen Ferne verliert. Und wie dann erst, wenn es eine Spitze ist, die noch nie zuvor eines Menschen Fuß betrat, wenn er mit stolzem Selbstgefühl sich sagen kann, daß es ihm gelungen, das früher Unerreichbare zu erreichen, ein neues Blatt in der Geschichte der Erde aufzuschlagen.

Aber es geht mit dem Bergsteigen wie mit dem Leben, kaum hat man die Höhe erreicht, so muß man schon wieder an das Herabsteigen denken, und kaum hat man das Ziel seiner Wünsche vor Augen, so tritt auch die harte Nothwendigkeit des Entsagens ein.

Häufig wird auch auf dem Berge wie im Leben der Augenblick des höchsten Triumphes durch manche Widerwärtigkeiten und Sorgen getrübt, die den bittern Wermuthstropfen in den schäumenden Becher der Freude gießen.

Bald ist es ein tückischer Nebel, der einen Theil der Aussicht verschleiert, bald ein scharfer Wind, der einen mit eisiger Kälte durchschauert, oder der ermüdete Körper lähmt den geistigen Genuß, oder es steigen dunkle Wolken auf, die Vorboten des kommenden Sturmes. Und doch ist es herrlich, das Höchste erreicht zu haben, und so, wie am Abend eines thatenreichen Lebens trotz aller Mühen und erlittenen Drangsale der Greis mit Wohlgefallen auf die Vergangenheit seiner schönen Tage zurückblickt, — so läßt auch das Erklimmen einer erhabenen Alpenspitze trotz Nebel, Sturm und Kälte eine Fülle angenehmer Erinnerungen in der Seele des Bergsteigers zurück; denn süß ist es, an einen Kampf zu denken, wo die Manneskraft sich

so ruhmvoll gegen alle Hindernisse einer feindseligen Natur bewährte, und die Herrschaft des intelligenten Willens über den rohen Widerstand des Staubes sich so siegreich erprobte.

Der Aberglaube an Vampyre.

Von A. W. Grube.

In den heißen Ländern Südamerika's lebt eine Fledermaus, Vampyr oder Blutsauger genannt, von rothbrauner Farbe, so groß wie ein Eichhörnchen, aber mit ihren ausgebreiteten Flughäuten 2 Fuß spannend. Sie hat einen weichen, sanften Flug, kann aber auch auf der Erde schnell laufen, nährt sich von Insekten und Früchten, und wenn's sein kann, befriedigt sie auch ihren Appetit nach Blut, indem sie den weidenden Vierfüßlern — Pferden, Maulthieren, Rindern — oder auch schlafenden Menschen das Blut aussaugt. Die Thiere lassen es sich in der Regel gefallen, wenn der Blutsauger sich auf ihre Schultern oder an den Hals setzt, denn er macht nur einen ganz kleinen Ritz in die Haut. Daß die Vampyre während des Saugens in schwebendem Fluge bleiben und ihrem Opfer mit ihren Flughäuten angenehme Kühlung zuwehen sollen, ist eine Fabel. An Menschen wagen sie sich nur, wenn diese schlafen, und dann saugen sie gewöhnlich an den Zehen. Sie können, wenn sie nicht gestört werden, wohl 1 Pfund Blut aussaugen, sind aber durchaus nicht lebensgefährlich, sondern nur beschwerlich und nur dann gefährlich, wenn sie zu einem und demselben Thiere öfter zurückkehren und dieses offene, blutende Wunden bekommt, in welche die Schmeißfliegen ihre Eier legen; in diesem Falle machen sie ihr Opfer kraftlos und richten großen Schaden an.

Die Naturforscher haben dieses Flatterthier, da es gleich allen Fledermäusen ein Nachtthier ist und etwas Unheimliches für den Menschen hat, mit dem Zunamen „Gespenst" lat. spectrum beehrt, denn es heißt nach Linné: Phyllostoma spectrum. Den Namen Vampyr hat es mit Bezug auf den Volksglauben erhalten, nach welchem Vampyre blutsaugende Menschen sind, die, obwohl schon gestorben und begraben, zeitweilig aus ihrem Grabe wieder hervorkommen und auf schlafende Menschen sich werfen, um ihnen das Blut auszusaugen.

Lange, bevor die blutsaugende Fledermaus der Neuen Welt bekannt geworden war, phantasirten schon die Völker der Alten Welt von Vampyren. So wußten die Römer von harpyienartigen *) Wesen zu erzählen, die sie Strigae nannten, welche Säuglinge raubten und den Müttern nebst der Milch auch das Blut aussaugen sollten. In der griechischen Kirche heftete sich an die Excommunicirten ein böser Aberglaube. Der Kirchenbann ist in Griechenland nichts Seltenes, da er für die Popen eine Einnahmequelle bildet, — die Kirche nimmt das Vermögen des von der Gemeinde ausgeschlossenen „Ketzers" in Besitz. Die armen Excommunicirten wurden nicht blos bei ihren Lebzeiten verhöhnt und angespieen, wo sie sich zeigten, sondern auch, wofern sie nicht demüthig der Gnade der Kirche sich übergaben und bußfertig starben, ein Gegenstand des Abscheues und Entsetzens im Tode. Sie konnten — so glaubte man — nicht ruhig in ihrem Grabe liegen, verliessen es des Nachts und, wenn sie auch nicht vom Blutdurst der eigentlichen Vampyre besessen waren, hat-

*) Harpyien waren nach dem Glauben der alten Griechen Unholdinnen, die sich in der Luft aufhielten, gefiederte Jungfrauen mit bleichen, abgezehrten Gesichtern und Geierklauen an Händen und Füßen. Sie fraßen den Menschen, wider die sie ausgesandt waren, die Speisen weg, und was sie selber nicht verzehren oder wegbringen konnten, besudelten sie mit Unflath. Man sagte auch von Personen, die plötzlich verschwunden waren, sie seien von Harpyien geraubt worden. Man verwechselte nicht selten die Harpyien mit den Nymphalischen Vögeln, den grimmigen, menschenfressenden Raubvögeln, die endlich Herkules erschoß.

ten sie doch ihre Lust daran, ihre Verwandten und Bekannten zu ängstigen. Noch in diesem Jahrhundert ist es vorgekommen, daß man sie wieder ausgrub, ihre Glieder in Stücke schnitt und in Wein kochte. Diesem letzten Mittel, um die Excommunicirten zur Ruhe zu bringen, konnte die Familie nur entgehen, wenn sie um schweres Geld die Aufhebung des Bannes bei'm Patriarchen zu Konstantinopel bewirkte.

Wahrscheinlich auf diesen grassen Aberglauben fußend bildete sich dann in Serbien und Ungarn die Vorstellung von Vampyren aus, die freilich auch mit dem in anderen europäischen Ländern noch immer hier und da sich findenden Glauben an das Kauen der Todten zusammenhing. Man nahm an, daß gewisse Leichen die Fähigkeit behielten, in ihrem Grabe Alles, was sie erreichen könnten, an sich zu saugen und zu benagen, daß sie dadurch vor der Verwesung bewahrt blieben, daß sie bei nächtlicher Weile ihre Gräber verließen, um bekannten Personen, freundlichen oder feindlichen, das Blut auszusaugen und dadurch das Leben zu nehmen, während sie selber auf diese Weise sich kräftig erhielten. Das Schlimmste war, daß auch noch der Wahn Wurzel faßte, eine von einem Vampyr um's Leben gebrachte Person ginge wieder als Vampyr um.

Im Jahre 1725 brachte dieser Aberglaube (Vampyrismus) in dem ungarischen Dorfe Kisoloba und im Jahr 1732 in dem serbischen Dorfe Medwegya einen förmlichen Aufstand zu Wege, da man steif und fest glaubte, es seien mehrere Menschen von Vampyren geplagt und getödtet worden. Es wurden gerichtliche Untersuchungen vorgenommen, das Volk beruhigte sich aber nicht eher, bis man die Gräber der vermeintlichen Vampyre, die schon 6 Wochen und darüber darin lagen, wieder öffnete. Die Augenzeugen versicherten und wollten es sich nicht ausreden lassen: die Leichen seien noch nicht in Verwesung übergegangen, hätten noch keinen Todtengeruch gehabt, dagegen sei aus Mund, Augen und Ohren Blut geflossen. Was sieht eine fanatisirte und abergläubische Volksmasse nicht, wenn sie es sehen will! Man schlug den Leichen einen Pfahl durch den Leib, wobei ebenfalls frisches Blut aus Mund und Nase floß, und verbrannte sie dann.

Man möchte Verirrungen der menschlichen Vernunft und des menschlichen Willens, wie sie in solchem gräßlichen Aberglauben zu Tage getreten sind und noch immer zu Tage treten, kaum für möglich halten, wenn die Thatsachen nicht vorlägen. Unter vielen Berichten, die uns von einsichtigen, klar und nüchtern beobachtenden Reisenden geliefert sind, möge nur der folgende eines Franzosen (vergl. W. Gerhard's Wila, I. S. 300 ff.) hier eine Stelle finden. Derselbe schreibt: „Im Jahre 1816 unternahm ich eine Fußreise in das Wergoraz-Gebirge und quartierte mich in dem Dörfchen Warboska ein. Mein Wirth war ein für die Gegend reich zu nennender Morlak *), heiteren Temperaments, ziemlich dem Trunke ergeben, mit Namen Wuk Poljonowitsch. Seine Frau war noch jung und schön und seine sechzehnjährige Tochter ein reizendes Mädchen. Ich nahm mir vor, einige Tage in seinem Hause zu verweilen, um die in der Umgegend befindlichen Ruinen alter Schlösser abzuzeichnen; ich machte meinem Wirthe den Vorschlag, daß er mir gegen ein Miethgeld ein Zimmer überlassen möchte. Davon wollte er aber nichts wissen, ich mußte mich an seine Gastfreundschaft halten. Die Verpflichtung des Dankes, welche mir dadurch auferlegt wurde, war freilich lustig, denn ich ward gezwungen, mit meinem Freunde Poljonowitsch nun so lange bei Tafel zu sitzen, als es ihm beliebte. Wer je einmal bei einem Morlaken gespeist hat, der weiß, was das sagen will.

Eines Abends hatten uns die Frauenzimmer seit etwa einem Stündchen verlassen, um dem Trinken auszuweichen. Ich sang meinem Wirthe einige Lieder seines Landes vor, als auf Ein Mal aus der Schlafkammer her ein fürchterliches Geschrei laut wurde. Bewaffnet sprangen wir hinein und trafen auf eine grauen-

*) Gewöhnlich werden die Serben in Dalmatien „Morlaken" genannt, wegen der Nähe des Meeres; denn das Wort bedeutet einen geübten und geschickten Seefahrer.

erregende Scene. Die Mutter, bleich und mit aufgelöstem HauptHaar, unterstützte die noch blässere, ohnmächtig auf ein Strohbündel niedergesunkene Tochter. „Ein Vampyr"!" schrie sie, „ein Vampyr! Mein armes Töchterchen stirbt!" Unseren gemeinschaftlichen Bemühungen gelang es, die arme Khawa wieder in's Leben zu bringen. Sie theilte nun mit, es habe sich das Fenster aufgethan, ein blasser, in ein Leichentuch gehüllter Mann sei hereingestiegen, der habe sich über sie geworfen und gesucht, sie beißend zu ersticken. Auf ihr Geschrei sei das Gespenst entflohen. Doch glaube sie in dem Vampyr einen im Dorfe seit vierzehn Tagen Gestorbenen, Namens Wjeschnjany, erkannt zu haben. Sie hatte am Halse einen kleinen rothen Fleck; wenn es nicht ein natürliches Maal war, konnte es auch von einem Insekt herrühren, das sie während des Alpdrückens gestochen hatte. Als ich diese Vermuthung auszusprechen wagte, stieß ihr Vater mich unsanft zurück; das Mädchen rang weinend die Hände und schrie unaufhörlich: „Ach, so jung zu sterben, und noch ehe ich verheirathet gewesen bin!" Die Mutter schalt mich einen Ungläubigen und versicherte, sie habe den Vampyr mit eigenen Augen gesehen und den Wjeschnjany recht wohl erkannt. Ich schwieg. Alle Amulette, die man im Hause und Dorfe auftreiben konnte, wurden nun der Khawa um den Hals gehangen. Ihr Vater aber schwur, daß er am nächsten Morgen den Wjeschnjany werde ausgraben lassen, um ihn in Gegenwart aller seiner Verwandten zu verbrennen. So verging die Nacht sehr unruhig.

Mit Tagesanbruch war schon das ganze Dorf in Allarm; die Männer waren mit Flinten und Handschars bewaffnet, die Weiber trugen glühende Eisen, die Kinder Stöcke und Steine. Unter lautem Geschrei und Verwünschungen des Todten begab man sich auf den Kirchhof. Um ein Plätzchen am Grabe zu gewinnen, mußte ich mit Gewalt mich durch die wüthende Menge drängen.

Die Ausgrabung dauerte lange. Da Jeder Theil daran haben wollte, so hinderte Einer den Anderen, ja es hätten Verwundungen dabei vorfallen können, wenn nicht die Greise befohlen hätten, es sollten nur zwei Männer den Leichnam ausgraben. In dem Augenblicke, als man das über den Körper des Todten gebreitete Leichentuch aufhob, ertönte ein so furchtbar gellendes Geschrei, daß mir die Haare zu Berge standen. Es kam von einem neben mir stehenden Weibe. „Es ist ein Vampyr!" schrie sie, „die Würmer haben ihn nicht gefressen!" und wie auf Kommando wurden diese Worte von hundert Zungen wiederholt. Zu gleicher Zeit knallten zwanzig nach Einem Ziele gerichtete Flinten, die den Kopf des Todten zertrümmerten. Der Vater und die Verwandten der Khawa hieben zu wiederholten Malen auf ihn ein. Weiber sammelten auf leinenen Tüchern die Flüssigkeit, die aus dem zerfleischten Körper drang, um den Hals der Kranken damit zu reiben.

Unterdessen zogen junge Bursche den Todten aus dem Grabe, und so sehr er auch zerschossen und zerstochen war, brauchten sie doch noch die Vorsicht, ihn auf einen starken Fichtenstamm zu binden; dann schleppten sie ihn, unter dem Gefolge der Kinder, bis zu einem kleinen Obstgarten, welcher dem Garten des Poljonowitsch gegenüber lag. Hier waren schon tüchtige mit Stroh umwundene Reißbündel in Bereitschaft. Man zündete sie an, warf den Leichnam in die Flammen und fing nun an, um den Scheiterhaufen herum zu tanzen, indem man nicht unterließ, unter fortwährendem Geschrei das Feuer zu schüren. Der Gestank, der sich alsbald ringsumher verbreitete, zwang mich, den Ort zu verlassen. Als ich in das Haus meines Wirthes zurückkehrte, fand ich es voller Menschen; die Männer hatten die Pfeife im Munde, die Weiber, alle auf Ein Mal sprechend, bestürmten die Kranke mit Fragen. Sie war blaß wie der Tod und kaum im Stande, zu antworten. Ihr Hals war mit jenen Tüchern umwickelt, die man in die rothe stinkende Flüssigkeit getaucht hatte, und die man für das Blut des noch nicht in Verwesung Uebergegangenen hielt. Der weiße Busen und die halb entblößten Schultern des Mädchens bildeten zu den Halstüchern einen fürchterlichen Abstand.

Nachdem sich endlich die Menge verlaufen hatte, blieb ich allein als Fremder im Hause. Die Krankheit zog sich in die

Länge. Khawa fürchtete sich vor der Nacht und wollte Jemand haben, der bei ihr wachen sollte. Da ihre Eltern, durch die Aufregung und Arbeit des Tages ermüdet, sich nur mit Mühe wach erhalten konnten, so erbot ich mich zum Krankenwärter, was dankbar angenommen ward. Ich wußte, daß bei den Morlaken in meinem Anerbieten nichts Unschickliches lag.

Niemals werde ich die Nächte vergessen, die ich bei diesem unglücklichen Mädchen zubrachte. Wenn der Fußboden knarrte, der Wind pfiff oder sonst nur das geringste Geräusch gehört wurde, fuhr sie bebend auf. Wenn sie ein wenig einschlummerte, bekam sie alsbald fürchterliche Träume und erwachte bisweilen mit einem lauten Schrei. Ihre Einbildungskraft war schrecklich aufgeregt, und die Plauderschwestern des Dorfes hatten sie vollends verrückt gemacht. Oft, wenn sie fühlte, daß sich ihre Augenlieder schließen wollten, sagte sie zu mir: „Schlaf nicht ein, ich bitte Dich! Nimm einen Rosenkranz in die eine Hand und Deinen Handschar in die andere und bewache mich wohl!" Bisweilen wollte sie nicht eher einschlafen, als bis ich ihr meinen Arm reichte, den sie mit beiden Händen umklammerte und so fest drückte, daß die Spur ihrer Finger noch lange darauf zu sehen war. Nichts vermochte ihr die traurigen Vorstellungen zu verscheuchen, die sie verfolgten. Sie hatte große Furcht vor dem Tode und hielt sich ohne Rettung verloren, so sehr wir uns auch bemühten, ihr Trostgründe aufzustellen. Ihre Lippen hatten sich ganz entfärbt, und ihre großen schwarzen Augen blitzten mehr, als sonst, so daß sie einen wirklich schrecklichen Anblick gewährte.

Ich versuchte nun, rückwirkend ihre Einbildungskraft zu erregen, indem ich that, als ginge ich auf ihre Ideen ein. Da ich aber unglücklicherweise mich Anfangs über ihre Leichtgläubigkeit lustig gemacht hatte, so konnte ich jetzt nicht mehr auf ihr Zutrauen rechnen — Ich sagte, ich hätte in meinem Lande die Zauberkunst erlernt, und es sei mir ein Mittel bekannt, wie man diese Geister kräftig beschwören könne, ich würde, wenn sie es wollte, ganz auf meine Gefahr und ohne Schaden für ihre Seele es versuchen.

Aus natürlicher Gutmüthigkeit fürchtete sie erst, mich mit dem Himmel in Zwiespalt zu bringen, aber endlich siegte doch die Furcht vor dem Tode, und sie bat mich, die Beschwörung zu versuchen. Ich wußte einige Verse des Racine auswendig und recitirte sie vor dem armen Mädchen, das die Sprache des Teufels zu hören glaubte. Nachdem ich ihr hierauf den Hals zu wiederholten Malen gerieben, that ich, als zöge ich einen kleinen, rothen Achatstein, den ich zwischen den Fingern versteckt gehalten, daraus hervor. Ernsthaft versicherte ich ihr, daß ich ihn aus dem Halse gezogen, und nun sei sie gerettet. Aber betrübt sah sie mich an und sprach: „Du betrügst mich; Du hattest den Stein in einem Schächtelchen, ich habe es wohl gesehen. Du bist kein Zauberer." —

So stiftete ich mit meiner List mehr Schaden, als Nutzen, denn von nun an wuchs ihre Krankheit mehr und mehr.

Die Nacht vor ihrem Tode sagte sie zu mir: „Ich bin selbst schuld an meinem Tode. Der und der (hier nannte sie mir einen Burschen aus dem Dorfe) wollte mich entführen. Ich wollte nicht und verlangte, wenn ich ihm folgen sollte, erst eine silberne Kette zum Geschenk. Er reiste nach Mordaskaz, um eine zu kaufen, und unterdessen kam der Vampyr. Uebrigens — setzte sie hinzu — wäre ich nicht zu Hause gewesen, hätte er auch meine Mutter tödten können. Folglich ist es so besser." Den anderen Morgen ließ sie ihren Vater zu sich kommen und nahm ihm das Versprechen ab, ihr den Hals und die Kniekehlen zu durchschneiden, damit sie nicht selbst zum Vampyr würde; sie wollte durchaus nicht, daß ein Anderer als ihr Vater solches thäte. Hierauf umarmte sie ihre Mutter und bat sie, zu dem nicht weit vom Dorfe befindlichen Grabe eines heiligen Mannes zu gehen, dort einen Rosenkranz zu weihen und ihr denselben zu bringen. Ich bewunderte das Zartgefühl dieses Bauernmädchens, welche solchen Vorwand erdachte, um ihrer Mutter den Schmerz zu ersparen, ihr in ihren letzten Augenblicken beizustehen. Darauf hieß sie mich ein Amulet von ihrem Halse losbinden: „Behalt' es" — sagte sie — „ich hoffe, es soll Dir mehr nützen, als mir." Hierauf empfing

sie die heil. Sterbesakramente mit Andacht. Zwei Stunden nachher wurde ihr Athemholen mühsamer, ihr Blick starr. Auf Ein Mal ergriff sie ihres Vaters Arm und machte eine Bewegung, als wolle sie sich an seine Brust werfen. Sie war verschieden. Ihre Krankheit hatte elf Tage gedauert."

Da bei diesen slavischen Völkern der Glaube an Vampyre schon, man möchte sagen mit der Muttermilch, eingesogen und die Phantasie des Kindes damit erfüllt wird, so kann schon ein lebhafter Traum vom Besuch eines Vampyr die erschreckte Seele so aufregen, daß diese das Schreckbild wirklich und leibhaftig zu sehen glaubt und die fixe Idee nicht mehr ausgerottet werden kann. Nur allmählig, wenn die Donauslaven in die Kulturbewegung des westlichen Europa hineingezogen und geistig geweckt werden, wird auch die Macht des Wahnes schwinden. Von der griechischen Kirche aber ist nichts für die Aufklärung zu hoffen, sie leistet im Gegentheil dem Aberglauben aller Art Vorschub, weil sie selber tief darin steckt und in äußerem Cermonienwerk erstarrt ist. Wo der Geist fehlt, da spucken die Geister.

Hunger und Durst.

Von A. Vogel.

Das Gefühl des Hungers und Durstes ist in geringerem Grade wenigstens wohl allen Menschen ohne Ausnahme bekannt; man sollte daher glauben, daß über die Ursachen dieser das Nahrungsbedürfniß ankündigenden, so allgemein bekannten Gefühle kein Zweifel mehr obwalten könne. Das ist aber keineswegs der Fall. Freilich wissen wir, daß die mittelbare Ursache des Hungers in dem Mangel fester, die Ursache des Durstes in dem Mangel flüssiger Nahrungsstoffe besteht; ob indeß das Gefühl des Hungers aus einer reibenden Bewegung der Wände des leeren Magens oder durch eine eigenthümliche Schärfe des Magensaftes u. s. w. bewirkt werde, — oder ob der eigentliche Sitz des Durstes in der Trockenheit des Mundes oder des gänzen Nahrungsschlauches u. s. w. zu suchen sei, — hierüber sowie über manches Andere in dieser Beziehung scheinen die Gelehrten bis zur Stunde noch nicht ganz einig zu sein. Wir wollen aber um Vieles nicht jenen gelehrten Herrn in ihre Streitigkeiten hineinreden, die überdieß als einigermaßen für Unsereins unverständlich nur wenig Interesse gewähren dürften. Dagegen möchten wir unsern geneigten Lesern Einiges mittheilen über die Erscheinungen, welche den Eintritt jener bekannten Gefühle des Hungers und Durstes begleiten, hierin den Erfahrungen unsres hochberühmten und allgemein verehrten Lehrers Fr. Tiedemann folgend.

Das Bedürfniß nach festen Nahrungsmitteln macht sich unter drei verschiedenen Abstufungen geltend, und zwar als Eßlust oder Appetit, dann als Eßbegierde und endlich im höchsten Grade als Hunger. Während das Gefühl der Eßlust eigentlich ein angenehmes ist, — namentlich dann, wenn die Suppe bereits auf dem Tische steht, — indem es nur freundlich zum Essen einladet, tritt die zweite Stufe, die Eßbegierde, schon etwas kräftiger, sogar unter Umständen lästig auf; die schüchterne Erinnerung an's Essen ist jetzt schon zu einer ernstlichen Aufforderung geworden. Der Hunger endlich verlangt stürmisch feste Nahrung und wird bei der Verweigerung ein wirklicher Schmerz, ein qualvoller Zustand. Zum Glück haben doch wohl wenige Menschen mit dem wirklichen Hunger Bekanntschaft gemacht, da ja außer zu Zeiten allgemeinen Mißwachses nur unglückliche Seefahrer, Krieger und Jäger über den Appetit, höchstens über die Eßbegierde hinausgelangt sein dürften.

Der Durst, das Bedürfniß, Wasser oder überhaupt Flüssigkeiten aufzunehmen, kündigt sich von vornherein als ein lästiges Gefühl an; hier fehlen die ersten angenehmen Aufforderungen, wie sie das Bedürfniß nach fester Nahrung anzukündigen

pflegen. Das peinliche Gefühl des Durstes beschränkt sich nicht allein auf eine Trockenheit des Mundes, Rachens, des Magens, sondern ist namentlich bei den höhern Graden durch eine veränderte Beschaffenheit des Blutes bedingt, indem der Wassergehalt des letztern vermindert erscheint. Noch mehr als Hunger regt die gesteigerte Begierde nach Getränken den Selbsterhaltungstrieb an und stimmt den Mensch zu Handlungen der Verzweiflung.

Wenn das Nahrungsbedürfniß länger nicht befriedigt wird, so treten Ausbrüche der Raserei, Irrereden, Wahnsinn, Zuckungen ein. Von diesen traurigen Folgen gibt uns der Rückzug der französischen Armee von Moskau schaudererregende Beispiele. Die Soldaten verzehrten nicht nur todte Pferde und Riemenwerk, sondern nach dem Berichte glaubwürdiger Augenzeugen sogar Theile menschlicher Leichen. Nicht minder gräßlich sind die Erzählungen von der Mannschaft der französischen Fregatte Medusa, die im Jahre 1816 auf ihrer Fahrt nach dem Senegal Schiffbruch litt und sich auf einem aus Masten, Segelstangen und Holzwerk errichteten Floß zu retten suchte. Hundertundfünfzig Menschen trieben auf diesem Floße dicht zusammengepreßt zwölf Tage umher. Sie hatten nur 25 Pfund Zwieback nebst einigen Fässern Wasser und Wein. Nur fünfzehn von ihnen erreichten St. Louis; die übrigen hatten sich unter einander im Kampfe um die vorhandenen Nahrungsmittel getödtet oder sich aus Verzweiflung in's Meer gestürzt, viele starben den Hungertod. Mehrere verzehrten die getödteten oder gestorbenen Gefährten; einige, die Anfangs vor dieser gräßlichen Speise zurückschauderten, verschluckten Tornisterriemen, nagten an Leinwand oder Hutleder, ja ein Matrose biß Stücke aus seinem Arm und verzehrte sie.

Angesichts der schrecklichen Folgen des Hungers und des dadurch bis zum höchsten Grade gesteigerten Selbsterhaltungstriebes ist es kaum glaublich, daß es Menschen gegeben, die aus freiem Entschluß sich den Hungertod anthaten. Und doch fehlt es nicht an solchen Beispielen, wie denn andererseits seit den ältesten Zeiten die Geschichte der Heilkunde uns wunderbare Erzählungen liefert von Personen, die viele Monate, Jahre lang keine Nahrungsmittel zu sich nahmen, ja angeblich der Nahrung gar nicht mehr bedurften. Es mögen hier einige der beglaubigten Beispiele erwähnt werden. Von besonderem Interesse ist in dieser Beziehung das uns aufbehaltene Tagebuch eines 32jährigen Kaufmanns, (1819), welcher bis kurz vor seinem freiwillig durch Hunger herbeigeführten Tode seine Leiden ausführlich schildert. Nachdem er durch Unglücksfälle sein Vermögen verloren hatte, begab er sich in einen abgelegenen Wald, wo er, der kalten Witterung und dem Regen ausgesetzt, 18 Tage ausdauerte. Während dieser Zeit trank er nur mehrmals Wasser. Am 18. Tage fand man ihn zwar noch lebend, aber gänzlich entkräftet, sprach- und besinnungslos. Man flößte ihm etwas Fleischbrühe ein, worauf er verschied. — Ein anderer Fall trug sich in Neapel zu. Viterbi, seiner Meinung nach unschuldig zum Kerker verurtheilt, nahm vom 2. bis 21. December 1821 keine Speisen und Getränke zu sich. Der Durst war ihm besonders lästig, er mußte zuweilen, um nicht in seinem selbstmörderischen Entschlusse wankend zu werden, sich gurgeln und die brennenden Augenlieder mit Wasser befeuchten. Obgleich ihm täglich duftende Speisen vorgesetzt wurden, die ihn zum Essen reizen sollten, so blieb er seinem Vorsatze dennoch treu und diktirte bis kurz vor seinem Tode ein Tagebuch. — Im Jahre 1831 starb in Toulouse ein Sträfling, Namens Granot, der 63 Tage lang keine Nahrung zu sich genommen hatte, in der Absicht, sich zu tödten, um der Hinrichtung zu entgehen. Er trank jedoch öfters Wasser. Sein Tod erfolgte unter Zuckungen. — Die Banianen, eine Kaste der Hindu's, haben die Gewohnheit, jährlich 8 Tage lang zu fasten. Einer derselben entschloß sich, dieß sogar 30 Tage lang fortzusetzen, und fastete wirklich vom 26. Juli bis 25. Aug. 1820. Er nahm jetzt vier Tage hindurch etwas Speise zu sich, dann aber erklärte er, sich todt hungern zu wollen. Er führte den Entschluß auch aus, starb aber erst am 30. Oktober, nachdem er über 60 Tage gefastet und während dieser Zeit nur täglich etwas warmes Wasser zu sich genommen hatte. Zu einem wahren Beingerippe abgemagert, hatte er bis zum letzten Augenblick seine

Besinnung behalten. — Endlich wird uns ein merkwürdiger Fall von einem französischen Offizier erzählt, der in der Absicht, sich todt zu hungern, 46 Tage keine Speise zu sich nahm. Nach vielen erlittenen Kränkungen verfiel er in eine Gemüthskrankheit, in der er beschloß, Hungers zu sterben. In der ersten Zeit trank er täglich noch Wasser mit etwas Branntwein, vom 39. Tage an hörte er aber auf, zu trinken, und nahm nun 8 Tage hindurch gar nichts zu sich. Alle Vorstellungen, ihn zum Essen zu bewegen, waren vergeblich, und man gab ihn schon verloren, als plötzlich die Stimme der Natur durch einen Zufall wieder in ihm erwachte. Er sah nämlich ein Kind mit einem Butterbrode in sein Zimmer treten. Dieser unschuldige Anblick erregte mit einem Male seinen Appetit dermaßen, daß er dringend um eine Suppe bat. Man reichte ihm nun alle zwei Stunden einige Löffel Reisschleim, nach und nach kräftigere Nahrung, und so erholte er sich allmählig. Bemerkenswerth ist es, daß, solange er fastete, sein Wahnsinn verschwunden war; sobald er aber durch Essen seine Kräfte wiedergewonnen hatte, kehrten auch seine verworrenen Ideen zurück.

Von geringerem Interesse sind die Beispiele von Personen, welche angeblich längere Zeit oder überhaupt gar keine Nahrung mehr bedurften, indem es schwer hält, in diesen Fällen, die übrigens fast alle einer früheren Zeit angehören, die Wahrheit vom Betruge zu unterscheiden. Wenn es allerdings nicht geläugnet werden kann, daß der Nahrungstrieb bei kränklichen, gelähmten, stets im Bette verweilenden Frauenspersonen sehr vermindert auftreten mag, indem dieselben ohne alle Bewegung des Körpers und des Geistes sich in einem dem Winterschlafe der Thiere ähnlichen Zustande befinden, so müssen wir doch immerhin die Erzählung von Fällen Monate- oder gar Jahre langen Fastens mit großer Vorsicht aufnehmen, um so mehr, da oftmals der Betrug entdeckt wurde. So hat sich z. B. die aktenmäßige Erzählung eines Wundermädchens im Hochstift Osnabrück (1799), das seit 2 Jahren ohne alle Speisen und Getränke gelebt haben sollte, in der Folge dahin aufgeklärt, daß die Mutter dem Mädchen Fleischbrühe und Milch in einem Schwamme zuführte, womit sie derselben angeblich nur den Schweiß vom Gesichte wischte, den die Betrügerin aber auszusaugen pflegte und sich auf diese Weise zu ernähren im Stande war.

Beispiele von freiwilligem Verdursten scheinen nicht vorgekommen zu sein, indem die Qualen des Durstes noch größer sind, als die des Hungers, so daß Menschen, welche den Entschluß gefaßt haben, sich durch Entziehung von Speisen zu tödten, sich des Trinkwassers selten zu enthalten vermögen. Dagegen wissen wir, daß unglückliche Seefahrer und Reisende in der Sandwüste, von unerträglichem Durste gepeinigt, keine Flüssigkeit, auch nicht die eckelhaftesten, verschmähten. Es wird uns erzählt, daß die Schiffbrüchigen der Fregatte Medusa ihre Zuflucht zum Meerwasser nahmen, wodurch aber der Durst nur vermehrt wird, und in ihrer Verzweiflung Stückchen Zinn in den Mund nahmen, um das brennende Gefühl im Munde wenigstens vorübergehend zu vermindern. Den unglücklichen Matrosen jener Fregatte gewährten auch 2 Flaschen Zahntinctur eine große Erquickung. Der beneidete Eigenthümer dieser Flasche goß jedem einige Tropfen in die Hand, die mit größter Wonne eingeschlürft wurden. Eine Citrone, welche ein Offizier zwischen den Balken des Schiffes gefunden hatte, gab zu blutigen Kämpfen auf Leben und Tod Veranlassung.

Aus den wenigen hier gegebenen Mittheilungen erkennen wir, daß es selbstverständlich kaum möglich ist, mit Sicherheit zu bestimmen, wie lange der Mensch eigentlich ganz ohne Nahrung ausdauern könne. Im Allgemeinen tritt der Hungertod um so früher bei einem Menschen ein, je jünger er ist. Abgelebte Greise können ebenfalls nicht lange der Nahrungsmittel entbehren. Frauen ertragen den Hunger länger, als Männer. Menschen von lebhaftem Temperamente, solche, die viele Muskelbewegungen vornehmen, sterben früher bei der Entziehung von Nahrungsmitteln, als Menschen von ruhiger Gemüthsart bei sitzender Lebensweise. Ein gesunder erwachsener Mensch kann gegen 8 bis 10 Tage und länger ohne Speise und Trank fortleben. Ist es den Hungrigen vergönnt, den heftigen Durst, wenn auch nur durch Wasser, zu löschen,

so können sie 30, 40, 50, ja 60 Tage und darüber ausdauern.

Endlich erübrigt es noch, in Kurzem der sogenannten Gefräßigkeit oder Freßsucht zu gedenken; diese unnatürliche unersättliche Begierde, eine unglaubliche Menge von Nahrungsmitteln zu verschlingen, kommt indeß zum Glück bei'm Menschen nur ausnahmsweise vor. Wenn die mit der Freßsucht Behafteten sich nicht in der Lage befinden, die verlangte Menge von Speisen zu erhalten, so verzehren sie die gröbsten und eckelhaftesten Dinge und greifen selbst nach Stoffen, die blos durch Anfüllung des Magens das Hungergefühl betäuben; Viele treiben dann aus der Vielfresserei auf Jahrmärkten u. s. w. ein Gewerbe, erreichen aber, obgleich meistens von kräftiger Leibesbeschaffenheit, selten ein hohes Alter. Man berichtet uns von einem Manne, Jakob Kahle (1754), welcher lebendige Vögel, Spanferkel, Hammel mit Haut und Wolle verzehrte. Auch verschlang er Kieselsteine, irdene Teller, Ofenkacheln, einmal gar ein blechernes Tintenfaß mit der Sandbüchse, den Federn und dem Federmesser darauf. Einstens fraß er sogar einen ganzen Dudelsack auf zum nicht geringen Schrecken des verblüfft dieser Mahlzeit zusehenden Musikanten, welcher sich auch eiligst aus dem Staube machte, in der Furcht, es werde nun nach seinem Instrumente an ihn selbst die Reihe kommen. Der Vielfresser Joseph Kohlnicker (1771) verschluckte täglich außer einer sehr großen Menge von Nahrungsmitteln, so viel er deren habhaft werden konnte, noch gegen 5 Pfund Steine. Einst verzehrte er binnen 7 Stunden 25 Pfund Rindfleisch und trank dazu 20 Maas Wein. Ein anderes Mal verschlang er 17 Häringe und 17 Kannen Bier. — Ein anderer Vielfresser, Tarare, war in seinem 17. Jahre schon im Stande, binnen 24 Stunden ein Ochsenviertel von der Schwere seines eigenen Körpers zu verzehren. Schlangen waren seine Lieblingsspeise. Einst fraß er eine große lebendige Katze mit Haut und Haar vollständig auf. Das für 15 Handarbeiter bestimmte Mittagsessen binnen einer Stunde zu sich zu nehmen, war für ihn nur eine Kleinigkeit. In einem Schlachthause verzehrte er 30 Pfund rohe Leber und Lunge. — In Paris machte um das Jahr 1826 der berüchtigte Freßkünstler Falaise großes Aufsehen. In Folge einer Wette hatte er einen lebenden Vogel mit Haut und Federn verschluckt. Hierdurch erst auf sein hervorragendes Talent aufmerksam geworden, ließ er sich auf einem Theater mit einem Jahrgehalte von 500 Franken engagiren, um vor den staunenden Zuschauern auf der Bühne Alles zu verschlingen, was ihm vorgelegt wurde. Er verschlang lebende Mäuse, Frösche, Kröten, Eidechsen, Schlangen und Aale, deren einer zum Schrecken eines hohen Adels und verehrungswürdigen Publikums gar einmal wieder aus dem Schlunde heraufspazierte. Auch verschluckte er Spielkarten, Steine, Geld. Da er einst 50 Fünffrankenthaler zum Frühstück zu sich genommen hatte, bekam er doch Magenbeschwerden, wodurch er aber nicht abgehalten wurde, in der Folge noch seiner Kunst als Freßvirtuose zu leben. Ob indeß an so überraschenden Leistungen nicht Leichtgläubigkeit und Betrug einen kleinen Antheil gehabt haben, mag unentschieden bleiben. — Nach einem von ärztlichen Autoritäten verbürgten Fall verzehrte ein 18jähriges, an angeborner Freßsucht leidendes Mädchen in Paris täglich 20 bis 32 Pfund fester Nahrungsmittel (1822).

Auch der Durst ist zuweilen übermäßig und durch die Aufnahme einer merkwürdig großen Menge von Getränken gar nicht zu löschen. Doch sind derartige Beispiele seltener, als das Vorkommen der Gefräßigkeit. Ein sicher beglaubigter Fall betrifft einen Menschen von 22 Jahren in London, der außer seinem ungeheuren Durste nie das Gefühl eines Uebelbefindens hatte. Er trank täglich 6 Gallonen oder 24 Maas Wasser. Nahm er diese nicht zu sich, so wurde sein Kopf eingenommen, er bekam Schwindel und wurde matt. Wasser trank er am liebsten und mochte keine geistigen Getränke. Nach der Aussage seiner Eltern fing dieses viele Trinken schon in seiner frühesten Kindheit an.

Nachdem wir nun einiges Allgemeine über Hunger und Durst vorgebracht haben, möchten wir gern noch etwas über die bekannten Mittel gegen diese lästigen Gefühle, nämlich über Essen und Trinken, unsern

geneigten Lesern sagen und bitten daher um Erlaubniß, uns demnächst mit einigen wohlgemeinten Bemerkungen über die Wahl der Nahrungsmittel einstellen zu dürfen.

Dies und Das.

Eine unter der Inka-Regierung in Peru eingeführte Ordnung empfiehlt sich auch anderwärts und in unsern Zeiten. Im Allgemeinen war das Volk in Dekaden oder Abtheilungen von Zehn getheilt, und je der zehnte Mann führte die Aufsicht über die Dekade und mußte darauf sehen, daß sie die ihnen zustehenden Rechte und Freiheiten ungeschmälert genossen, wenn es nöthig war, die Hülfe der Regierung für sie nachsuchen, um ihnen zu ihrem Rechte zu verhelfen, aber auch für Sitte, Zucht und Recht sorgen und Verbrecher zur Strafe ziehen. Zu diesen letztern Pflichten und zur Sicherung vor Verschleppung der Prozesse spornte sie ein Gesetz, das ihnen, im Falle der Vernachlässigung, diejenige Strafe auferlegte, welche den Verbrecher getroffen haben würde, oder den Nachtheil zu ersetzen zwang, den ein Beschädigter litt. Mit einem solchen Gesetze im Nacken hieß es: Aufgepaßt! Wie es bei uns — bei solch einem Gesetze — um die Herren Bürgermeister, Amtmänner und Richter stünde, wäre eine heickle Frage, zumal wenn die Ferkelstecher und Advokaten die Sache, wie es ihre Art ist, in die Hand nähmen.

Item — es gibt Dinge, die nachahmungswürdig sind, um den Verbrauch der Schlafhauben nicht überhand nehmen zu lassen.

An die Elephantenzähne, die beiden großen Stoßzähne nämlich und ihr Gewicht werden wir durch das Vorhergehende erinnert.

In neuerer Zeit, wo man allerdings den Elephanten mehr nachstellt, als es früher geschah, kamen meist nur Zähne von 70 Pfund höchstens in den Handel, weil, wie es scheint, man das Thier meist in jüngeren Jahren tödtete. Indessen, seit man in's Innere der Gebiete, wo die Elephantenheerden hausen, mehr eindringt, hat man auch wieder schwerere Zähne erbeutet. Bei einer kürzlich in London abgehaltenen Versteigerung fanden sich Zähne, welche von Bombay und Zanzibar eingeführt worden waren, von 120 und 121 Pfund Gewicht. Das Durchschnittsgewicht der von Angola eingeführten Elephantenzähne war 69 Pfund, das der aus Port Natal und vom Cap eingeführten 106, und die aus Lagos und Aegypten gebrachten wogen durchschnittlich 114 Pfund. Der gelehrte Naturhistoriker Cuvier in Paris berichtet, daß der schwerste Elephantenzahn, den er kennen gelernt, das Gewicht von 350 Pfunden gehabt habe. In neuerer Zeit, wo die Elephantenjäger tiefer in das Innere Afrika's eindringen, finden sie ältere Thiere und daher schwerere Zähne, als früher, wo man sich in der Nähe der Küsten hielt. Ein Handelshaus in Amerika gelangte vor nicht langer Zeit in den Besitz eines Elephantenzahns von 9 Fuß Länge und 8 Zoll Durchmesser, welcher 800 Pfund wog, und dasselbe Handelshaus sandte im Jahr 1851 zur Londoner Weltausstellung das größte bis jetzt gekannte Stück „gesägten“ Elfenbeins, welches 11 Fuß lang und 1 Fuß breit war. — Das sind doch Zähne, die, so gut diese „Zermalmer“ an sich sind, etwas zu sehr in's Gewicht fallen und selbst einem Elephantenkopf eine demüthige Beugung zuziehen können. Wie ist es doch so gut, daß unsre Zahndoctoren solche nicht auszuziehen haben. Dazu wäre ein Schlüsselchen nöthig! Und gar dafür einen neuen einsetzen zu müssen, könnte ihnen Schweiß auspressen! Außerdem ist es doch auch ein Glück, daß die „bösen Feen“ und „Zauberer“ ausgestorben sind; — denn man denke sich! wenn eine oder ein solcher beleidigt und im Zorne in eines schönen Mundes Perlenreihe solch ein „Zähnchen“ zauberte — Nein! der Gedanke ist kolossal schauerlich!

Die Hofbibliothek der Grafen von Katzenelnbogen von 1444, welche im Schlosse zu Darmstadt aufgestellt war, betrug Summa Summarum — 37 Bände! Darunter befanden sich, außer dem Psalter, der Bibel, dem Passional, dem Leben der heiligen Elisabeth und einem Rechtsbuche unter andern folgende:

1) Ein Buch, hebet sich an: Von dem Beerbaum, so im Paradiese stehet 2c.
2) Ein groß, deutsch Buch als unser Herrgott die Menschheit anfing.
3) Ein Buch, wie man den Teufel soll ausjagen.
4) Ein Buch von sechs Stücken, so einen guten Menschen ausmachen.
5) Ein Buch, genannt das Schiff mit den Buben.
6) Ein Buch von dreiundzwanzig Wachteln.
7) Ein Buch von Herrn Nythards Reden.

Wie einfach und bescheiden waren doch die fürstlichen Bedürfnisse jener Tage! Diese Bücher wurden gewiß eher gelesen, als heute die vielen, welche die Bibliothekssäle füllen.

Keiner unter den Wintern des ganzen vorigen Jahrhunderts war strenger, als der von 1740. Die furchtbare Kälte wuchs vom 4. bis 11. Januar und hielt sich dann auf gleicher Höhe bis zum 14. Die Zimmer waren nicht zu erwärmen, wenn auch die Oefen glühten, so daß Flüssigkeiten, welche sich in der Nähe der Fenster befanden, zu Eis erstarrten. Wenn man aus dem warmen Zimmer nur einige hundert Schritte dem Winde entgegen ging, so wurde das Gesicht mit Blasen bedeckt, die nur durch Reiben mit Schnee zu entfernen waren. Wasser, welches man aus den Fenstern des oberen Hauses hinausgoß, kam als Eis auf dem Boden an. Drei Fuß dick war die Erde gefroren. Gräber waren kaum zu machen, weil man die Erde wie Felsen picken mußte. Wasserleitungsröhren, die drei Fuß tief

lagen, zersprangen, weil das Wasser gefror. In Böhmen und Mähren froren die Teiche bis auf den Boden, und alle darin gepflegten feinen Fische gingen zu Grunde. In Schweden erfroren über 300 Menschen, und in Ungarn gingen ganze Heerden zu Grunde. Man rechnete 80,000 gemästete Ochsen, welche dem Froste erlagen. In den Städten war große Noth an Lebensmitteln, weil die Bauersleute auf die Märkte nicht kommen konnten. Als der sehr hohe Schnee wegging, fand man vieles Wild todt, aber auch viele Menschen, die sich mochten verirrt haben.

„Anno 1622 herrschte eine entsetzliche Theuerung. Das Viertel eines Kalbes kostete 4 Thlr., eine Hammelskeule 2 Thlr., ein gemästetes Schwein 40 bis 50 Thlr., ein Ochse oder auch nur eine Kuh 100 bis 150 Thlr. Eine Kanne Rheinwein kostete 3 Thlr., Spanischer 4 Thlr., Malvasier 5 Thlr. Eine Elle Futtertuch, so vormals 9 oder 12 kr. gekostet, galt $3^1/_2$ Thlr., das Schock Stroh 10 Thlr., ein Pfund Ochsenfett 2 Thlr., ein Mäsel Salz 29 Groschen. Was sonst an altem Gelde eine Mark gekostet hatte, verkaufte man nun um 6 Mark, und doch war nirgends Mangel, und des Uebels Grund lag lediglich in der Entwerthung des Geldes. Kipper und Wipper nannte man die werthlosen Münzen. Niemand wollte für das neue schlechte Geld seine Waaren und Erzeugnisse abgeben, und war doch kein Anderes da." So erzählt eine Lausitzer Chronik.

Die landschaftliche Schönheit der Insel Cuba bezeichnen die folgenden Verse des Engländers Lord Morpeth, die um so ergreifender sind, als der Schluß derselben dem Gefühle der Wehmuth Raum gibt, welche die Sklaverei auf dieser glückseligen Insel dem rein menschlichen Gefühle zuführt:

„Ihr unverwelklich grünen Tropenwälder,
„Wo schlanke Palmen stehn, Orangen glühn,
„Wo leicht der Bambus webt sein Federdach,
„Durch der Ceiba Schatten laue Lüfte ziehn!

„Du ewig blauer, wolkenloser Aether,
„Der nur dem Rosenlicht des Abends weicht,
„Der Saphir deiner Mitternacht, die kaum
„Dem Tag in seinem Glanz die Palme reicht.

„Doch sagt mir nicht, daß trüb mein Heimathshimmel,
„Daß dort kein Rohrfeld wogt, voll flüß'gem Gold,
„Denn es verstummt die Tugend und die Menschheit,
„Wo die Natur **allein** dem Sklaven Milde zollt!

Welcher fühlende Mensch stimmt nicht ein in die letzten tief empfundenen Worte des edlen Menschenfreundes? Muß nicht ein tiefes Weh durch die Menschenbrust ziehen, wenn es eines solchen paradiesischen Landes gedenkt, in dem allein der Mensch, entmenscht, dem Bruder kein Menschengefühl zeigt, weil seine Haut eine andre Farbe zeigt, als die seine? Das ist der Fluch, der auf Amerika ruht, wo man im Norden sich für die Befreiung der Sklaven erhitzt, ohne daß man ihm gesellig das Menschenrecht, die Gleichberechtigung zuerkennen will. Sind denn die unglücklichen Neger wirklich frei, solange in den Vereinigten Staaten der Name: Nigger brandmarkt?

Die Heirathsgebräuche der Völker bilden einen merkwürdigen Zug in dem Gesammtbilde ihrer Gesittung. Darum verdienen sie besondere Beachtung. Die Suanen, ein Volk in einem von der Natur wundersam durch hohe, fast unübersteigliche Gebirge abgeschlossenen Thale des Kaukasus, müssen die Braut theuer erkaufen. Der Preis ist bei der großen Armuth des Volkes ein schwer erschwinglicher; denn der Heirathslustige muß den Aeltern der Braut sechzig Kühe für das Mädchen geben. Ist das geschehen, so geht die Trauung vor sich. Der Decanos, vor dem das Brautpaar mit den Ihrigen erscheint, nimmt den Zipfel vom Gewande des Bräutigams und schlingt mit dem rechten herabhangenden Aermel des Kleides der Braut einen festen Knoten, wobei er die Worte spricht: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!" — Nach einer kleinen Pause fährt er fort: „Rum sei dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geiste!" Darauf wünscht er dem Brautpaare Glück und Segen, und die Trauung ist vollzogen.

Peru leidet gewaltig an Erdbeben. Man rechnet in Lima, daß diese Stadt jährlich durchschnittlich 45 Erdbeben hat, geringer oder stärker, und daß die Meisten in die Monate Oktober, November, December, Mai und Juni fallen. Der Januar zeichnet sich besonders aus, und es ist nicht eben selten, daß im Januar täglich Erdbeben vorkommen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß immer im Laufe eines Jahrhunderts zwei sehr heftige Erdbeben ihre furchtbaren Verheerungen anrichten. Die schrecklichsten Erdbeben, seit Europäer die Westküste Amerika's betraten, fielen in die Jahre 1586, 1630, 1687, 1713, 1746, 1806. Jedesmal wurde Lima ein Trümmerhaufen, und zahlreiche Menschen büßten ihr Leben ein. Sollte der unglücklichen Stadt nicht bald wieder ein solches Unheil nahen? —

Sehr merkwürdig ist die Wirkung, welche die Erdbeben zuweilen auf die Fruchtbarkeit des Bodens ausüben. Vielfältige Beobachtungen haben es erwiesen, wie nach sehr heftigen Erderschütterungen üppige Felder verödeten und auf denselben während einer Reihe von Jahren keine Pflanzen mehr gediehen. In der Provinz Truxillo befinden sich weite Strecken, welche sich früher durch ihre ungemeine Fruchtbarkeit auszeichneten und namentlich die reichsten Getreideärndten lieferten, die nach dem schrecklichen Erdbeben von 1630 zwanzig Jahre lang so öde waren, daß auch kein grüner Halm auf denselben wuchs! — Aehnliche Beispiele sind sehr zahlreich. Besonders sind die Getreidearten sehr empfindlich. Es sind nicht wenige Fälle bekannt, daß nach schwachen Erdstößen Maisfelder, (Welschkorn sagen wir) die grade in der Blüthe standen, nach wenigen Tagen abdörrten. Woher kommt denn das? fragen vielleicht viele Leser. Nun, die Erklärung dürfte sich einfach daraus ergeben, daß an solchen Stellen zerstörende Dünste aus der

Tiefe aufsteigen, die das Erdreich in solchem Maße durchdringen, daß sie die zerstörende Wirkung hervorbringen und in ihrer Dauer den Boden unbrauchbar für das Pflanzenleben machen.

Welches Volk die ersten Münzen ausgeprägt, ist eine offene Frage. Herodot nennt die Lydier, Strabo schreibt es dem Phädon, dem zehnten Könige nach Hercules zu, Pollux dem Erichthonius, andere Geschichtschreiber den Phöniziern. In Carthago hatte man Münzen aus gegerbtem Leder, die eine gewisse Präge hatten. Die älteste Spur von gemünztem Gelde finden wir in der heiligen Schrift, als Abimelech, der König von Gera, dem Erzvater Abraham tausend Silberlinge schenkte. Als man Anfangs Münzen prägte, war das Gepräge eine Figur, und zwar gewöhnlich die eines Thiers, um damit den Werth der Münze anzudeuten, weil man sie an die Stelle des früher als Geld dienenden Viehes setzte. Später wurden es Göttergestalten, dann Regentenköpfe, und Letzteres hielt sich am längsten im Gebrauche.

In dem Buche: Napoleons erste Jahre von Coston findet sich folgende Anekdote, wobei zu bemerken ist, daß es Napoleon I. ist, von dem sie erzählt wird.

Ein Soldat der alten Garde, der das Kreuz der Ehrenlegion trug und eine hübsche Summe Narben dazu, trat an Napoleon heran und grüßte mit Ehrfurcht.

Was willst Du, mein Braver? fragte der Kaiser.

Sire, sagte er, es ist mir ein großes Unglück begegnet.

So? sagte der Kaiser. Bist Du übersprungen worden, oder ist es sonst eine Ungerechtigkeit, die man Dir zufügte?

Nein, mein Kaiser, ich habe eine vortreffliche Mutter, welche glücklich von der Soldabgabe lebte, welche ihre fünf Söhne, die alle in Eurer Majestät Heer dienen, wie ich, ihr gaben. Sie bewohnte ein kleines Häuschen, das — abgebrannt ist. Nun ist sie 77 Jahre alt, und — wovon soll sie's aufbauen?

Du willst eine Pension für sie? das ist vollkommen gerecht. Ich werde mit dem Minister des Innern Rücksprache nehmen. Bist Du zufrieden?

Nein, Sire!

Den Teufel auch, Du bist schwierig! Nun, was willst Du denn eigentlich? Eine Anweisung auf den Schatz?

Nein Sire! Nicht etwa, daß ich Ihrer Unterschrift mißtraute, aber in der Zeit, welche der Minister braucht, Ihre Anweisung zu registriren, zu stempeln und einzutragen, würde ich keine Mutter mehr haben. Hören Sie, mein Kaiser, ich will den nächsten Weg gehen! Ich komme, um Geld von Ihnen zu borgen, und habe dazu mein Quittungsbuch mitgebracht. Leihen Eure Majestät vorschußweise mir den Betrag. Ich sende ihn meiner guten Mutter, und Sie können die Pension für mein Ehrenkreuz einziehen. Der Quartiermeister zahlt sie Ihnen ehrlich. Dann ist die Sache abgemacht; Sie sind gedeckt, und meiner Mutter ist geholfen! —

Behalte Dein Buch, mein Tapferer, sagte Napoleon, mir genügt Dein ehrlich Wort. Hier ist einstweilen eine Rolle von 1000 Francs, die kannst Du mir wiedergeben, wenn Du Obrist bist!

Das wird lange dauern, sagte achselzuckend der Soldat, denn ich bin erst Gemeiner! Er sah den Kaiser schalkig lächelnd an und fuhr fort: Es läge wahrhaftig in Ihrem Interesse, mich zum Corporale zu ernennen, um so die Zeit der Rückzahlung näher zu rücken!

Der Kaiser lachte. Du hast wahrlich Recht, rief er aus. Nun, Du sollst noch heute Dein Patent erhalten! Bist Du zufrieden?

Mehr als zufrieden, rief der Soldat. Meine Dankbarkeit ist ohne Ende, und mit meinem Blute werde ich sie besiegeln im nächsten Feldzuge!

Unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia und auch Josephs II. bot die Verwaltung der kaiserlichen Küche und des Kellers wahrhaft merkwürdige Eigenthümlichkeiten. Man kann sagen, daß halb Wien seine Nahrung aus der Hofküche erhielt, und die allerunverschämtesten Unterschlagungen fanden statt. Dafür liefert der eine Umstand den ausreichendsten Beweis, daß für Petersilie 4000 fl., sage: viertausend Gulden für's Jahr in der Rechnung des Hofmarschallamtes standen. Da hätten wohl alle Gärten Wiens nicht soviel des bekannten Suppenkrautes liefern können! —

Daß man aber auch den höchsten Herrschaften etwas anhing und sicher war, daß diese Nichtswürdigkeit nicht entdeckt würde, beweist, daß man als Abendtrunk der Kaiserin Amalie, der Gemahlin des Kaisers Joseph, jeden Tag 12 Flaschen Wein ansetzte, und zwar „Ungarischen Wein;" für jede Palastdame der Kaiserin standen als Abendtrunk 6 Flaschen in Rechnung, da das Trinken nach Stand und Würden berechnet wurde.

Zwei Tonnen Tokayer wurden jährlich dazu verrechnet, das „Brod für die Papageien des Hofstaates" damit „aufzufeuchten," und zum „Baden dieser Thierlein" standen 15 Eimer Oesterreichischen Weines in Rechnung. Ihr armen Unterthanen! Wie viele mochten solch ein Papageienleben führen können? —

Von der Verschwendung, die am Hofe herrschte, kann ein Maskenball Zeugniß geben, von dem der englische Gesandtschaftsecretär Duntens berichtet: Der Ball wurde im „Schloßhof," einem früheren Palaste des Prinzen Eugen von Savoyen, welcher an der Ungarischen Grenze lag, gehalten. Trotz der Größe der Schloßes hatte man einen besondern Festsaal gebaut, der 400 Fuß lang war, und in welchen 100,000 Lampen ein wahres Lichtmeer ergossen. 10,000 Wachskerzen erhellten die andern Gemächer. 6,000 Personen waren zum Balle geladen und das Abendessen auf 10,000 Gedecke angelegt. Auf alle mögliche Fälle war gerechnet. Bette waren aufgeschlagen, Aerzte und Wundärzte, Krankenwärter, Medikamente, Badeanstalten, kurz für alle Fälle war gesorgt. Aber — es kommen Einem dabei allerlei Gedanken an die — Valuta!

Wenn man unsre Herren Naturforscher, besonders die Geologen, so mit den 100, 1000, ja sogar mit den Millionen und Billionen Jahren handiren und um sich werfen sieht und hört, als wären es Körnlein Streusand, die man zum Abtrocknen auf's Geschriebene streut, so wird's Unsereinem bei seinem hausbackenen Verstande flau und grün und blau vor den Augen. Da hab ich denn je und dann dergleichen mit meinem lieben Gevatter besprochen, und der ist so ein Grübeler, der Alles superfein herausfingert. Besonders machten ihm die Billionen Jahre Moleste. Kommt er so einmal und sagt: Bedenken auch die Herren allemal, was so ein Billiönchen in sich schließt? Wollen's einmal zu fassen suchen! Angenommen, es will Einer eine Billion preußischer Thaler zählen, und er zählt in Einer Minute 100 Thaler, so hat er, so er es in dem Maße und ungestört fortsetzt, in Einer Stunde 6000 Thaler gezählt. Angenommen, der Daumen bringt's fertig in eben dem Maße, so zählt er in Einem Tage 96,000 Thaler, das will schon etwas sagen, und man könnte, auch wenn man in die Einkommensteuer einrangirt wird, seine Steuer anständig zahlen und sorglos leben; aber das ist erst Ein Tag, und das Jahr hat 365 solcher Tage. Könnte nun Einer ebenmäßig fortzählen das ganze Jahr vom 1. Januar bis 31. December und zählte täglich, wie auch oben bei dem Einen Tage schon angenommen ist, nur 16 Stunden, so hätte er am Ende des Jahres das hübsche Sümmchen von 35 Millionen und vierzig tausend Thalern gezählt; aber zu einer Billion ist denn doch noch ein weiter Weg, der nämlich, daß Du, wenn Du es könntest, ebensoviele Thaler im Jahre ebenso emsig fortzählen müßtest, und so achtundzwanzigtausend fünfhundertachtunddreißig Jahre und noch etwas drüber nöthig hättest, um endlich die Billion fertig zu bringen! Da wäre Methusalem gegen Dich ein Wickelkindchen.

Item, zwei Dinge sind gut, würde Sirach sagen, und Eins nicht übel, nämlich das Erste, daß es, wenn alles Geld auf Erden in der Münze zu Berlin in Thaler umgeprägt, alle Goldmünzen in Thaler umgesetzt wären, dennoch nicht ausreichte, um eine Billion auszumachen, und das Andere, daß Du nicht in die Gefahr kommst, so ein Zählerleben führen zu müssen, und das Dritte, daß Du, was die Zahl der Jahre betrifft, die Du leben müßtest, um so eine Billion zu zählen, außer Sorge sein kannst. Wenn's wäre, so wärest Du jedenfalls, wenn auch etwas weitläufig, — ein Vetter des ewigen Juden.

Es ist doch gut, sagt der Gevatter, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, selbst die — geologischen, trotz all den bausbackigen Redensarten und dem Umsichwerfen mit den schönen Billiönchen von Jahren! —

Das Jahr der Römer war nach dem Gebrauche der Griechen ein Jahr von 10 Monaten, welches mit dem Martius, unserm März, begann, wo denn auch die Consuln ihr Amt antraten. Numa Pompilius führte ein Mondjahr nach dem zwölffachen Wechsel des Mondes ein, das 355 Tage hatte. Er setzte jenen alten 10 Monaten noch zwei zu, den Januarius mit 29 und den Februarius mit 28 Tagen, welche aber ursprünglich nicht den Anfang, sondern den Schluß des Jahres bildeten, dem er sie als Schwänzlein angehängt hatte. Da aber dennoch ein Ueberschuß an Tagen blieb, gegen das Sonnenjahr gehalten, so wurden die Einschaltetage als ein besonderer Monat, den man „Marcedonius" nannte, zwischen Februar und März eingeschoben. Im Jahre 601 nach Erbauung der Stadt Rom gab aber ein rasch ausbrechender Krieg die Veranlassung, daß die Consuln ihr Amt zwei Monate früher antreten mußten, nämlich am 1. Januarius, der nun als Anfangstag des Jahres blieb und bis heute noch ist. Julius Cäsar, selbst nicht unerfahren in der Sternkunde, stellte mit dem Sternkundigen Sosigenes das Jahr auf 365 Tage und 6 Stunden fest. Da aber noch ein Ueberschuß blieb, so wurde alle vier Jahre ein Schalttag bei dem ärmsten Monate, dem Februar, eingereiht. Darnach wurde der Kalender geändert und nun der „Julienische Kalender" genannt.

So fanden es die Christen vor, denn im Jahre 45 vor Christi Geburt ordnete es Julius Cäsar also, und sie nahmen diese Einrichtung bei dem Weltgange der christlichen Religion zu allen Völkern, die dem Worte des Evangeliums huldigten, auf. Mit den Fortschritten der Wissenschaft aber kam man zu der Gewißheit, daß bei dieser Einrichtung alle 400 Jahre ein Unterschied von drei Tagen sich ergäbe, was im Jahre 1582 schon einen Verlust von 10 Tagen betrug. Da ließ Papst Gregor VIII. eine Untersuchung des Julianischen Kalenders durch gelehrte Männer des Faches vornehmen. Daß Ergebniß war, daß man, um die richtige Zeitrechnung wieder zu finden, 10 Tage, und zwar vom 4. bis zum 15. Oktober, überschlagen und die vom Julianischen Kalender angenommenen drei Schalttage alle 400 Jahre ausfallen lassen müsse. Dieser verbesserte Kalender wurde nach seinem Urheber der Gregorianische genannt. Er wurde in den katholischen Ländern eingeführt, aber von den protestantischen Staaten Deutschlands verworfen; indessen kam im Jahre 1700, besonders durch den Einfluß des gelehrten Leibnitz, auch im protestantischen Deutschland der Kalender Gregors zur Annahme, indem man vom 19. Februar auf den 1. März übersprang. In England kam er 1752 und in Schweden 1753 zur Annahme. Die Russen und Griechen aber blieben bei dem Julianische Kalender, sind daher gegen uns immer um 12 Tage zurück Der Gregorianische Kalender wird auch „der Kalender des neuen Styls," der Julianische der des „alten Styls" genannt.

Die Silbermine Salzedo.

Eine geschichtliche Thatsache aus der Vorzeit Peru's.

Von W. O. von Horn.

Es ist eine ziemlich bekannte Thatsache, daß Pizarro nach der Eroberung von Peru einen Silberreichthum fand, der in der That an's Unglaubliche grenzt. Die Minen von Potosi, Puno, Asangaro, Caravoyo, Huacallani und Cerro de San Fernando de Hualgayoc und andere lieferten unter der Regierung der Inca's von Peru eine fabelhaft reiche Ausbeute, ohne daß sie irgend bergmännisch und kunstgerecht wären ausgebeutet worden.

Der Durst nach leichterworbenem Reichthume machte die Conquistadores oder die spanischen Eroberer unaussprechlich grausam gegen die Indianer Peru's. Man war nicht zufrieden mit dem Silberreichthume, den man vorfand, den man so leicht dem Schooße der Berge abgewann; man glaubte, die Indianer, deren verschlossener Character deß etwas leicht vermuthen ließ, verschwiegen die besten und reichsten Minen, und ließ es nicht dabei, sie in den Minen durch rücksichtslose Grausamkeit hinzuopfern, sondern wendete die schauderhaftesten Martern der Tortur an, um ihnen die Geheimnisse der reichsten Silberminen abzupressen. Unter diesen Qualen starben Tausende den schrecklichsten Tod. Verriethen sie ihre Minen, so hetzte man sie unter unmenschlicher Arbeit und Entbehrung zu Tode; schwiegen sie, so endeten Folterqualen ihr elendes, von den unbarmherzigen Fremdlingen zertretenes Dasein. Sie wählten das Letztere, um ihren Feinden die Freude zu verderben.

Ist es ein Wunder, wenn Haß und Rachedurst diese Unglücklichen erfüllte? Kann man sich darüber verwundern, wenn sie, bei der Eigenthümlichkeit ihres abgeschlossenen und verschlossenen Wesens, den feindseligen Spaniern die Freude, ihren Silber- und Golddurst zu befriedigen, nicht gönnten, daß sie ihre reichsten Minen verschwiegen, verbargen, unter Wasser setzten und sie um jeden Preis den Spaniern entzogen? Je ärger die Mißhandlungen wurden, je grausamer die Spanier auftraten, desto mehr verminderte sich der Silbergewinn, und es steht fest, daß, obwohl den Indianern vollkommen bekannt, bis heute die reichsten Silberminen Peru's unbekannt sind. Wie könnte sonst der gegen frühere Zeiten so außerordentliche gesunkene Silberertrag Peru's so herabgekommen sein? Selbst die unglaubliche Leichtfertigkeit des Grubenbaues, die Mangelhaftigkeit der Anstalten zur Gewinnung des Metalls, die sinnlose Gesetzgebung in dieser Beziehung reichen nicht aus, die vor Augen liegende Wirkung erklärlich zu machen.

So verschwiegen sie nicht nur den außerordentlichen Reichthum ihres Bodens, sie verschwiegen das Heilmittel gegen die giftigen Küstenfieber, welche die Spanier hinrafften, deren Keime sie mit in die Gebirge brachten, und deren Beute sie noch in den reinen Lüften der Hochgebirge wurden.

Eine einfache Begebenheit aus jenen längst verklungenen Tagen, die historisch beglaubigt ist, möge hier folgen und den Zustand einfach dem Leser vor die Augen führen.

Der herabgekommene Adel, der ja auch unsern Tagen nicht fremd ist, und der im Militär sein leichtes Unterkommen sucht und findet, seit die Reformation in vielen Ländern die arbeitlosen, gut dotirten Stellen der Kirche unzähligen nachgebornen Söhnen solcher Familien oder ihren herabgekommenen Sprößlingen verschloß, war nirgends in Europa häufiger, als in Spanien. Das spanische Sprüchwort: „Reiche Klöster — armer Adel, viele Bettler, fette Mönche" war eine Frucht der Vergangenheit und wies auf den Ursprung der zerrütteten Verhältnisse in den beiden bezeichneten Regionen mit scharfer Folgerichtigkeit hin.

Es war eine natürliche Folge dieser Zustände, daß die Wundermähr der im Westen gefundenen neuen Welt und ihrer maßlosen Reichthümer den bettelarmen Adel in seinen jüngeren Gliedern mit einer magnetischen Unwiderstehlichkeit über die Fluthen des atlantischen Weltmeers, wie einst unter Columbus nach den antillischen

Eilanden, so unter Cortez nach Mexico und Peru zog. Dort war ja auf die leichteste Weise zu gewinnen, was das Heimathland versagte: Geld und Ehre, um das Verlorne wiederzugewinnen.

In jenen Tagen, als Peru's Silberreichthum zum Auswandern reizte, lebte in Catalonien eine der zahllosen bettelarmen adeligen Familien. Ihr uralter Name war: de Salzedo. Ein Sohn dieses Hauses, Don Jose de Salzedo, dem in jenen Verhältnissen keine rosige Zukunft entgegenleuchtete, und dem zu einem Canonicate an irgend einer reichen Kathedrale seines Vaterlandes auch keine Aussicht blühte, selbst wenn er in sich den Beruf gefühlt hätte, zu kirchlichen Würden mit entsprechendem Wohlleben aufzusteigen, entschloß sich, wie viele Hunderte in gleicher Lage, sein Glück im reichen Peru zu suchen.

Don Jose war jung, kräftig und von blühender Schönheit; allein darin bestanden nur seine äußeren Vorzüge, die inneren überwogen diese in mächtigem Grade. Er war edel, treu, wahr. Wenn auch die Sehnsucht nach einer besseren Weltstellung ihn erfüllte, jenes glühende, nie Ruhe lassende Verlangen nach dem, was ihm mangelte, nach Reichthum, kannte er nicht.

Er war gutherzig, freigebig — wenn er etwas hatte — und kam mit offenem Vertrauen Jedem entgegen.

Zahlreiche Genossen seines Standes und seiner Verhältnisse bereiteten sich vor, mit einer kleinen Flotte, welche von Barcellona aus vorbereitet wurde, nach Callao oder vielmehr nach Lima zu gehen, ihr Glück zu suchen.

Die Familie Salzedo schoß zusammen, was sich zusammenschießen läßt, wo nichts ist, um den Jüngling kärglich und kümmerlich auszurüsten, und nach einigen Wochen blähte der Wind der Flottille Segel, und sie stach in See.

Die Seereise ging glücklich ab. Die Flottille landete in Callao, und die hoffnungsreichen, geldarmen Hildalgo's eilten nach Lima, fest überzeugt, die Hauptstadt Peru's werde ihren mageren Hülfsquellen die reichsten Zuflüsse bereiten.

Enttäuschte sie schon der Anblick der neu entstandenen, theilweise noch im Entstehen begriffenen Stadt, so wurden ihre Hoffnungen vollends gebrochen, als sie keine andre Wahl vor sich sahen, als zu arbeiten oder in's Heer einzutreten, dessen der Vicekönig oder, wie die Spanier abkürzend sagten, der Virey, Graf von Lemos, bedurfte, um die spanische Herrschaft gegen die Indianer zu vertheidigen, die keine höheren Wünsche kannten, als ihre grausamen Unterdrücker zu vernichten.

Arbeiten scheut der Spanier in eben dem Maße, wie das Naßwerden. Wenn der Deutsche sagt: Ich bin vom Regen **naß bis auf die Haut**, so sagt der Italiener: Ich bin naß bis **unter die Haut**, und der Spanier drückt seine ganze Abneigung gegen die Nässe damit aus, daß er sagt: Ich bin naß **bis in's Mark!** Vor der leiblich anstrengenden Arbeit ergreift ihn ein tödtlicher Schrecken. Er darbt lieber auf's Aergste, als daß er arbeitet.

Da blieb den Meisten keine Wahl übrig; nur Don Jose de Salzedo trat nicht in's Heer. Er verabscheute die Arbeit nicht und fürchtete sie bei seiner Jugendkraft nicht. Er überschlug den Rest seiner Habe, der freilich unendlich klein war; aber er verkaufte Ueberflüssiges, was zur ritterlichen Ausrüstung gedient, und gewann so viel, daß er nicht nur nach den Silberminen von Puno, welche grade damals in gutem Betriebe standen, kommen, sondern auch noch eine Zeit lang davon in Puno leben konnte, bis er einen Lebensweg würde gefunden haben, der selbst die Arbeit in den Silberminen nicht ausschloß.

Seine Genossen spotteten über dieses eines Hidalgo unwürdige Gebahren, allein das machte keinen Eindruck auf Don Jose; vielmehr beeilte er sich, einem Maulthierzuge sich anzuschließen, der Lebensmittel und Anderes nach Puno brachte und mit Silberbarren beladen nach Lima zurückgehen sollte.

Sein von allem Kastenstolze freies, frisches, fröhliches Wesen gewann ihm die Herzen der Arriero's oder Maulthiertreiber in dem Grade, daß sie ihm ohne alle Vergütung auf einem guten Maulthiere zu reiten gestatteten.

Die Sumpffieber, welche die Küste von Peru so verheerend für den europäischen Einwanderer machen, waren in jenen Tagen eine Zuchtruthe Lima's geworden, dessen höhere Lage die Hoffnung der Gründer der Stadt auf eine sehr schlimme Weise getäuscht hatte. Die Fieber herrschten furchtbar und rafften die Spanier langsam hin. Ihr Beginn ist unscheinbar, ihr Verlauf langsam entnervend, ihr Ende sicherer Tod.

Man kannte das einzige Rettungsmittel, die Fieberrinde, nicht, weil sie die Indianer als Geheimniß verehrten und die Küstenfieber als sichere Bundesgenossen im Kampfe gegen den übermächtigen Feind erkannt hatten.

Don Jose de Salzedo hatte frisch und gesund Lima verlassen, wenigstens glaubte er es, da er das leise Unwohlsein, das Frösteln und Glühen nicht achtete; aber er hatte ahnungslos den Keim des tödtlichen Fiebers in sich aufgenommen, und täglich mehr trat es auf der langen und beschwerlichen Reise hervor.

Die Arriero's, die ihn liebgewonnen hatten, trösteten ihn, die reine Luft der höhern Gebirgslagen und seine ungebrochene Jugendkraft würden das Uebel von Grund aus heilen; aber sie hatten sich und ihn getäuscht, wenn auch durchaus nicht absichtlich; denn wirklich wirkt die heilbringende Luftveränderung sehr oft auf's Entschiedenste.

Er kam krank in Puno an und blieb krank; ja das Uebel wuchs, wie es in seiner Natur liegt, und was er gebrauchte, blieb erfolglos.

Auch in einer andern Beziehung hatte er sich trostlos getäuscht. Einen nährenden Erwerb fand er nicht. In die tiefen, feuchten Erzstollen durfte er nicht einfahren, wenn er nicht den sichern Tod um Vieles schneller herbeiführen wollte. Seine Mittel schwanden rasch, und die trübe Aussicht drückte seine Seele zu einer dumpfen Hoffnungslosigkeit herab.

Eines Tages konnte er's in der kleinen Stadt und ihren unreinen, engen Gassen nicht mehr ertragen. Es zog ihn hinaus in's Freie, in den Schatten eines nahen Wäldchens.

Sein Gang war schon zu einem Schleichen, seine sonst so edle Haltung eine gebeugte geworden. Die frische Farbe der Jugend war der gelblichen Fieberblässe gewichen. Der Tod hatte sein Siegel auf seine edle Stirne gedrückt.

Als er die letzten Hütten Puno's hinter sich hatte, begegnete ihm eine junge Chola, wie man die Indianer in Peru nennt. Es war eine schöne Gestalt. Die breiten Züge der Indianer waren in ihrem Gesichte ganz andere geworden, denn es konnte an Schönheit mit dem einer schöner Catalana wetteifern. Sie trug Milch nach der Stadt.

Der brennendste Durst quälte den Fieberkranken, aber er hatte auch keinen Maravedo mehr in seiner Tasche, um eine Schaale Milch zu bezahlen.

Als Beide zu einander kamen, schien es einen Augenblick, als wurzelten plötzlich ihre Füße im Boden. Sie blickten sich in die Augen, und Wohlgefallen zeigte sich in denen des Spaniers, Mitleid in denen der schönen Chola.

Das schöne Mädchen hatte mit richtigem Verständniß den sehnsüchtigen Blick des Kranken beobachtet, den er auf den Milchtopf geworfen, welchen sie frei auf dem schönen Kopfe stehen hatte.

„Dich durstet?“ fragte sie, und Don Jose, der sich, um auszuruhen, an den Stamm eines Baumes lehnte, bejahte; „aber“, sagte er, „ich habe keinen Maravedo, Deine Milch zu bezahlen.“

Ohne eine Silbe zu antworten, kniete das Mädchen nieder in's weiche Gras, nahm den Milchtopf vom Kopfe, goß Milch in eine Kürbisschaale und reichte sie mit lieblichem Lächeln dem Kranken.

„Mögest Du Dich gesund trinken!“ sagte sie mit wohllautender Stimme und bewegtem Herzen. Sie kannte ja des schönen Spaniers sicheres Loos.

Der arme Don Jose trank mit Behagen die Milch und dankte dem schönen Mädchen mit großer Innigkeit.

Lange sah er ihr nach, deren Gang so elastisch war, wie er nie einen ähnlichen gesehen. Sie schwebte dahin, und der Topf auf ihrem Kopfe wankte nicht.

Träumerisch ging er weiter auf dem Pfade, den das Mädchen in der Richtung

zu ihm beschritten hatte, und weiter, als er es gewollt.

Der wohlwollende Wunsch der jungen Indianerin ging nicht in Erfüllung; vielmehr trat etwa eine Stunde später ein furchtbarer Fieberanfall ein. Er hatte sich auf die Erde legen müssen, und als der Anfall vorüber war, fiel er in einen tiefen Schlaf der Entkräftung, der einer Ohnmacht nicht unähnlich war. Das mußte seinen Zustand verschlimmern.

Als er erwachte, sah er verwundert das junge Indianermädchen mit einer alten Indianerin bei sich, die sich bemühten, ihn aufzurichten, und liebevoll ihn ihres Beistandes versicherten.

Es gelang mit voller Aufbietung aller seiner Kräfte. Beide leiteten ihn in ihre Hütte, die freilich ferne war, bereiteten ihm, dort angekommen, ein Lager, auf dem er bald wieder in einen tiefen Schlaf sank. Der weite Weg hatte seine Kräfte bis auf die völlige Neige erschöpft.

Am andern Morgen brachte ihm die junge Indianerin eine bitter schmeckende Medicin, die sie ihm bereitet hatte. Es war ein Aufguß des geheimen Mittels der Indianer, das wir seitdem als die Fieberrinde kennen, und in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit war Don Jose geheilt und gewann wieder Kräfte und blühendes Aussehen, Lebenskraft und Lebenslust und damit auch eine neue Hoffnung für die Zukunft.

Die kurze Zeit seines Aufenthaltes in der Hütte der beiden Indianerinnen hatte hingereicht, ihm eine innige Liebe zu dem Mädchen einzuflößen, die von ihr in gleichem Maße erwiedert wurde. Das machte es ihm sehr schwer, die Hütte zu verlassen und nach Puno zurückzukehren, wo sich Niemand um ihn bekümmert hatte, und wo für's Erste keine andere Aussicht war, als zu hungern und zu darben, bis er Verdienst würde gefunden haben in den Silberminen, zu deren Betrieb er entschlossen war.

So stand ihm nichts im Wege, seinen Wunsch auszusprechen, daß ihm die schöne Chola ihre Hand als Gattin reiche. Sie war getauft und trug den Namen Dolores. Als er diesen Gedanken aussprach, fand er keinen Widerspruch von ihrer Seite, als er aber mit einem Seufzer auf seine Armuth hindeutete, lächelte die Wittwe und sagte: Du sollst nicht in den Gruben arbeiten, wo Dolores' Vater seinen Tod fand. Dolores ist nicht so arm, als sie scheint. Sie besitzt die reichste Silbermine des Landes. Schweige darüber, bis sie Dein Weib ist. Dir aber will ich sie zeigen, daß Du mir Glauben schenkest!

Sie führte ihn weit hinter der Hütte in's Gebirge, wo eine zerklüftete Felswand emporstieg. Am Fuße derselben lag in wilder Unordnung ein großer Gesteinhaufen, von Moos und Schlingpflanzen überwuchert.

Hier stand die alte Chola stille. „Helfe mir," sagte sie zu Don Jose und Dolores, „dieses Gestein entfernen, dann wird die Grube sichtbar."

Die Arbeit war leicht, und bald zeigte sich eine kleine Höhlung im Gesteine, in die sie eintraten; aber wer könnte das Erstaunen Don Jose's beschreiben, als er hier eine unermeßlich reiche Ader von Silbererz erblickte, die selbst gediegenes Silber führte, wie er es in den Gruben von Puno nie für möglich gehalten.

„Die Grube habe ich entdeckt," sagte die Chola. „Sie gehört Dolores. Ist sie Dein Weib, so bearbeitest Du sie, und bald wirst Du reicher sein, als irgend einer Deiner Landsleute, reicher, als der Virey in Lima."

„Nun aber," schloß sie, „laßt uns den Steinhaufen wieder aufschichten. Es streichen Chola's und Spanier umher. Ihr Auge darf diese Erzgänge nicht sehen!"

Wie mit einem Zauberschlage hatte sich das Schicksal des jungen Spaniers geändert. Wenige Wochen später war er der Gatte der schönen, sanften Dolores und der reichste Minero im Gebiete von Puno, ja im ganzen Cerro von Laycacota, wo die Grube lag.

Der Ruf des Reichthums jener Grube zog die Indianer zu ihm hin. Ihm dienten sie lieber, als den harten Spaniern, denn er behandelte sie milde und freundlich, lohnte ihnen mit Freigebigkeit und hatte ja eine Chola zur Gattin.

Es war ihm kaum möglich, alle die Indianer zu beschäftigen, die sich zu ihm drängten und die übrigen Minen verlie-

ßen, um bei ihm und für ihn zu arbeiten. Er war in kurzer Zeit von ihnen wahrhaft angebetet, und sein Reichthum nahm mit Riesenschritten zu. Er weckte den Neid, und der Ruf davon drang in weite Ferne.

Die Arriero's, die ihn einst aus Barmherzigkeit von Lima nach Peru mitgenommen hatten, brachten jetzt seine Silberbarren dorthin und verbreiteten nicht nur die Kunde seines unermeßlichen Reichthums, sondern auch die der Verehrung der Indianer gegen ihn, berichteten von seiner Freigebigkeit und von der Art und Weise, wie er sich gegen die Chola's benehme.

Das Aufsehen war ungeheuer, welches diese Nachrichten in Lima machten, besonders bei dem Virey, Grafen von Lemos. Dieser, ein Mensch von niedrigster Gesinnung, wurde von dem heftigsten Neide erfüllt, aber auch von glühender Begierde, sich in den Besitz der Minen zu setzen, die Salzedo so unendlich reich gemacht.

Alle Versuche aber, ihm die Minen abzukaufen oder auch nur eine Theilhaberschaft an denselben zu erringen, waren vergeblich. Mit der Begierde wuchs sein Neid gegen Don Jose, dem er ohnehin die Heirath mit einer Indianerin nicht vergeben konnte, und aus diesem Neide erwuchs jener tückische Haß, den der Spanier so heimlich nährt, bis er das Ziel erreicht, ihm die volle Genugthuung zu gewähren, die Haß und Rache fordern.

Bei dem offenen, arglosen Charakter Don Jose's de Salzedo konnte es dem schlauen Virey an geeigneten Anläßen nicht fehlen, ihm eine Grube zu graben. Er ging vorsichtig, aber folgerichtig zu Werke. Don Jose hatte Feinde und Neider in Puno. Mit ihnen berieth der Virey, und plötzlich wurde Don Jose gefangen genommen und nach dem Criminalgefängnisse gebracht. Er ahnte nicht, wessen man ihn beschuldigte; als er aber vor dem Gerichte stand, da vernahm er mit der größten Verwunderung, daß man ihm zur Last legte, er habe mit den Indianern Complotte zur Niederwerfung der spanischen Regierung geschmiedet.

Mit der Macht der Unschuld und der entschiedenen Sprache der Wahrheit wies er die Anschuldigung zurück; allein es half ihm nichts, denn die entrüsteten Minenbesitzer in weiten Kreisen waren seine erbitterten Gegner. Sie legten Zeugniß gegen ihn ab; denn alle Indianer hatten ihre Gruben verlassen und waren zu Don Jose gegangen. Vortheile, wie sie sie durch die Freigebigkeit des Besitzers der nach ihm benannten Mine Salzedo hatten, gewährte man ihnen nirgends und nie. Ueberdieß hatte er, der „alte Christ“, eine Bezeichnung, die bei den Spaniern unendlich schwer in das Gewicht fiel, — der Hidalgo hatte eine Chola geheirathet; das war schon ein Verbrechen in Aller Augen an und für sich, weil es den altspanischen Stolz heftig verwundete.

Der Prozeß ging seinen langsamen Gang, aber klarblickende Leute, die die Verhältnisse kannten, waren über den Ausgang nicht im Zweifel, so wenig wie über das, worauf es eigentlich abgesehen war.

Klarer, als alle Andern, sahen in dieser Hinsicht die an bittern Erfahrungen reichen Indianer.

„Sie wollen die Silbermine, sonst nichts, und darum muß er sterben,“ sagte ein alter Indianer, ein Oheim der jungen, trostlosen Frau, zu dieser und ihrer gebeugten Mutter.

Wer aber diejenigen seien, welche an die Grube wollten, darüber waren die Indianer nicht einig; denn von den Versuchen des Vicekönigs wußten sie nichts.

Selbst Dolores schien das vergessen zu haben, was ihr Gatte ihr über jene Versuche gesagt. Hätte sie zu ihm in das Gefängniß gedurft, er würde ihre Reise nach Lima, um die Gnade des Virey zu erflehen, nicht zugegeben haben. So niederbeugend für das junge Weib auch diese Reise und das höhnisch-wegwerfende Benehmen des Virey gegen sie war, der sie kaum eines Blickes würdigte, in Einer Beziehung war sie wichtig. Dem Scharfsinne der Indianerin entging es nicht, daß grade der Virey, Graf Lemos, es war, dessen Gelüsten nach den reichen Silberminen ihr Gatte zum Opfer fallen müsse, und daß er, unter dem Deckmantel des Rechts, als angeblicher Aufrührer sterben müsse, das war der Unglücklichen nun klar geworden

„Für Dich, Dolores," sagte der alte Indianer, ihr Oheim, zu der jungen Frau, „ist Alles verloren; denn die Grube nehmen sie kurzweg in Besitz, als dem Staate verfallen, während ihr Ertrag in ihre Säcke fließt. Sollen sie sie haben?"

In den Augen der Dolores flammte bei dieser Frage die ganze wilde Leidenschaftlichkeit der Chola auf. Es war, als ob ein Blitz ihr Inneres erschüttere, so zuckte sie zusammen.

„Nein! Nie! Begrabet sie," rief sie bebend vor innerer Erregung aus, „begrabet sie, daß nie das Auge eines dieser geldgierigen Ungeheuer sie finde!"

Das war genug gesagt für ihre Stammesgenossen.

Die zahlreichen Hütten, darinnen die Arbeiter bei der Grube gewohnt, verschwanden so spurlos, als ob nie ein menschlicher Fuß diese Stelle betreten hätte. Das schärfste, geübteste Auge, außer dem des Indianers, würde nie eine Spur früherer Bewohntheit der Stelle entdeckt haben, und kein Indianer, mochte er zu den Vertilgern der Spuren ihres früheren Daseins gehört haben oder nicht, würde die Spanier darauf aufmerksam gemacht haben. Ihm genügte es, die Hand seiner Stammesgenossen oder auch nur seines Volkes zu erkennen, um die Gründe zu fassen, die Veranlassung zu dem Werke gegeben. In dem Einen Punkte waren sie alle Eins: in dem Hasse gegen ihre Unterdrücker. Selbst die Wege, welche so zahlreiche Maulthiere und Menschen täglich betreten hatten, sanken in eine gleiche Unkenntlichkeit. Die Schlacken und Gesteinhalden waren wie weggeblasen vom Hauche des Windes. Die vierhundert Indianerhände vermochten, geleitet von Einem Gedanken, Außerordentliches, und ihre Schlauheit und man kann sagen ihre unbegreifliche Kunst vollendete es.

Waren schon hier Veränderungen vorgegangen, welche die Umgebungen der Silbermine Salzedo bis zur völligen Unkenntlichkeit entstellten, so fand es bei der Grube selbst erst in weit höherem Grade statt.

Der Bach, welcher an den Hütten vorübergeleitet worden war, ergoß viele Tage und Nächte seine krystallhelle Fluth in den Stollen und in den Schacht, den Salzedo hatte abteufen lassen, bis das Werk, wie der ächte Bergmann sich ausdrückt, „ersoffen" war. Jetzt gaben sie dem Bache sein ursprüngliches Bette wieder. Er stürzte sich über die Felsen herab in die Tiefe, wie er es vor etwa fünfzehn Jahren gethan, ehe Salzedo seinen Lauf zu den Hütten seiner Grubenarbeiter hatte leiten lassen.

Damit waren indessen die Indianer nicht zufrieden. Auch die Eingänge zu den Gruben des Innern, des Tagstollens und des Schachtes wurden mit Felsstücken, mit Moos und Schlingpflanzen bedeckt, die bald wuchsen und das Ansehen annahmen, als hätten sie lange Jahre hier gewurzelt. Klima und Jahreszeit kamen dem Unternehmen zu Statten.

Mit der größten Selbstzufriedenheit betrachteten sie ihr Werk, und selbst Dolores, welche sie hinführten, erklärte, sie erkenne sich nicht mehr an dem Orte, wo doch einst ihres Vaters Hütte gestanden und sie ihre Kindheit verlebt hatte.

Don Jose de Salzedo hatte nie einen Europäer in seine Dienste genommen. Nur Indianer waren seine Arbeiter gewesen und seine Aufseher. So ahnete in Puno Niemand, was in dem Cerro de Laycacota geschah, der nun zur Einöde wurde, wie er früher an Belebtheit einem ungeheuren Ameisenhaufen geglichen hatte. Auch nicht die entfernteste Kunde gelangte dahin von dem geheimnißvollen Treiben der Indianer.

Auf Dolores' Befehl mußten die Arriero's oder die Maulthiertreiber, welche zur Grube wollten und nichts mehr von ihr fanden, ja nicht einmal mehr wußten, wo sie gelegen, da Alles sich gründlich verändert hatte, reichlich belohnt und ihnen Schweigen zur Pflicht gemacht werden. Da es Indianer waren, so war diese Vorsicht kaum nothwendig. Sie kamen, verließen die Stelle wieder und — kamen nicht wieder.

Wochen, ja Monate hatten sich langsam für den Eingekerkerten hingeschleppt, als endlich die Audienzia oder der zur Aburtheilung des angeblichen Verbrechers, der eine Indianer-Empörung sollte im Schilde geführt haben, bestimmte Gerichtshof zusammentrat.

Der Virey, Graf von Lemos, war selbst von Lima heraufgekommen, weil die Gerichtsverhandlung eine für den Staat

so wichtige war. So sagte er; Andere meinten, die Mine Salzedo habe mehr Antheil an seinem Kommen, als der, welcher sie betrieben und ihr den Namen gegeben; auch schiene, meinten sie, die Inbeschlagnahme der baaren Reichthümer Salzedo's ein Gegenstand von Erheblichkeit.

An dem Todesurtheile für den unglücklichen Salzedo zweifelte Niemand.

Als der Virey in Puno ankam, fragte er rasch, ob der Alkalde von Puno Beschlag gelegt auf die Habe des Verbrechers?

Todtbleich verneinte das der Alkalde. Schneidende Strafworte und der augenblickliche Befehl des Vollzuges bewiesen dem armen Beamten von Puno, wie wichtig dem Virey das gewesen, was er versäumt habe. Er eilte deßwegen, es nachzuholen; allein er war einer Ohnmacht nahe, als er die prachtvolle Wohnung Don Jose's de Salzedo völlig ausgeleert fand und keine Seele mehr darin. Alles war wie ausgestorben.

Nach Indianer Art, schlau alle Verhältnisse erwägend und berechnend, hatten die Rathgeber von Dolores sie bestimmt, Puno zu verlassen, ehe das Schlimmste auch über sie hereinbreche. Fast willenlos hatte das unglückliche Weib sich in das ergeben, was ihre Mutter und ihre Freunde riethen und thaten.

Das palastähnliche Wohngebäude Salzedo's war wie von unsichtbaren Händen in einer einzigen Nacht bis auf die kleinsten Gegenstände des beweglichen Eigenthums ausgeleert worden. Dann verschwanden alle Indianer, welche in der Mine Salzedo's gearbeitet. Alle Gebäude waren abgebrochen und mit einer unglaublichen Sauberkeit ihre Spuren vertilgt, daß Niemand ahnen konnte, daß sie einst hier gestanden. Dieß konnte in der Nähe der Mine um so eher geschehen, als diese Gebäude alle sehr leicht aufgeführt waren und nur wenig Mauerwerk dabei war. Mit dem Wohnhause in der Stadt konnte das nicht wohl geschehen. Dennoch war das Urtheil darüber gefällt. Wurde, wie es kaum anders kommen konnte, Don Jose de Salzedo zum Tode verurtheilt, so sollte in der Stunde der Vollziehung des Urtheils sein Wohnhaus in allen seinen einzelnen Theilen in Flammen aufgehen und seinem Herrn als Todtenopfer zu Grabe leuchten. Nichts von dem so ungerecht Behandelten, dem Lieblinge der Indianer, sollte in die Hände seiner Feinde fallen.

Zitternd trat der Alkalde vor den Virey und meldete, wie er die Wohnung Salzedo's gefunden.

Der Virey, der sich auf die Beschlagnahme seiner Güter und deren Werth gefreut, sah sich betrogen. Die Indianerin hatte ihn überlistet. Er war außer sich vor Zorn, und der arme Alcalde mußte die ganze Fluth desselben über sich hereinbrechen lassen.

Nachdem der erste, heftige Stoß dieses Zornes vorüber war, rief Don Lemos: „Kennet Ihr seine Mine genau? Wir wissen, wie die Kunst dieser verdammten Choli's ebensogut ein Haus unbemerkt leeren kann, als sie eine Gegend förmlich unkenntlich machen, namentlich eine Mine unwiederbringlich zerstören und, ohne daß man sie wiederfinden könnte, verbergen kann. Es thut Eile noth, ehe sie uns um dieß theuere Gut betrügen, die Mine zu finden. Wo liegt sie?“

„Im Cerro de Laycacota!“ erwiederte der Alcalde.

„Schnell denn dorthin!“ befahl der Virey. „Nehmet Euch kundige Leute und Bedeckung mit. Bis wann könnet Ihr zurück sein?“

„Morgen!“ entgegnete der Alcalde und empfahl sich dem ungnädigen Herrn.

Der Alcalde war schnell zur Reise fertig. Er nahm Soldaten mit und kundige Leute, welche auf der Grube gewesen waren.

Noch vor Abend langten sie im Cerro de Laycacota an; aber die Leute, welche auf der Grube gewesen waren und die Gebäude, die Häuser der Indianer zu finden hofften, um sich im Eingang der Grube nicht zu irren, waren völlig verblüfft, ja rathlos, denn das war ja die Gegend nicht mehr; da standen keine Häuser; da waren keine sogenannten Pochwerke mehr, ja nicht einmal Wege! Sie suchten und suchten, aber von der Grube war keine Spur mehr zu finden. Alle Gesteinhalden waren weg, als wären deren keine vorhanden gewesen. Drei Tage lang durchstrichen sie, völlig irre, die Gegend, in der keine mensch-

liche Seele mehr zu finden war, ohne alle Erfolge. Das war sicher, die Indianer hatten die Gegend, wo die Grube gewesen, unkenntlich gemacht und die Grube selbst selbst so gut verborgen, daß jeder Anhaltspunkt fehlte, sie wiederzufinden.

Während der Alcalde mit seiner Begleitung umherirrte, ohne die Grube zu finden, ging der Virey, der durch die Ausleerung des Palastes Salzedo's auf's Heftigste erzürnt war, mit dem Prozesse des Unglücklichen schnell vor. Er selbst nahm den Vorsitz in der entscheidenden Audienzia, und da Salzedo alle Beschuldigungen für Lügen erklärte, dem Virey in's Angesicht sagte, sein Verfahren gegen ihn habe nur die Habsucht zur Grundlage, er wolle seine Silbermine und darum seinen Tod, schritt die Audienzia zum Urtheil.

Ehe sie jedoch dieß gesprochen, verlangte Salzedo, als spanischer Edelmann müsse seine Sache dem obersten Gerichtshofe zur Entscheidung vorgelegt werden und ihm gestattet sein, sich an die Gnade des Königs zu wenden. Für diese Gnade des Virey wolle er ihm für jeden Tag, von der Abfahrt des Schiffes aus dem Hafen von Callao bis zu seiner Rückkehr, aus Erkenntlichkeit eine Barre Silber geben.

Der Virey biß die Zähne auf einander und knirschte, denn er erwog, was ihm mit der heimlichen Ausleerung der Palastes entgangen war, was Salzedo nicht ahnte.

Grimmig verwarf er den Antrag, und die Audienzia sprach das Todesurtheil aus. Zwei Stunden später hing Salzedo's Leiche am Galgen zu Puno.

Kaum konnte der Virey die Rückkehr des Alcalden erwarten, dessen Ausbleiben schon andeutete, daß die Indianer in ihrer Weise mit der Grube verfahren haben mußten.

Endlich kam der Alcalde mit seiner Begleitung zurück, und die Wuth des Virey kannte keine Grenzen.

Der Alcalde wurde in's Gefängniß geworfen und ihm der Prozeß gemacht, weil er — seine Pflicht versäumt, und wüthend kehrte der Virey nach Lima zurück.

Nie wurde die Grube Salzedo wieder entdeckt. Wie die Indianer andere reiche Gruben aus der Incazeit mit verschütteten und verbargen, und obgleich ihre Lage von Geschlecht zu Geschlecht überliefert wird, durch kein Mittel bewogen werden konnten und können, sie zu entdecken, so war es auch mit der Grube Salzedo's, dessen unermeßlicher Reichthum ebenfalls verschwunden blieb.

Die unglückliche Dolores starb frühe aus Kummer über des geliebten Gatten Tod. Ihre Mutter vergrub die Schätze, und das Geheimniß, wo sie ruhen, nahm sie mit in's Grab.

Keiner der vielen Indianer, die an der Grube Salzedo gearbeitet, kehrte nach Puno zurück, und der Virey hatte nicht einmal die Genugthuung der blutigen Rache an ihnen.

Obgleich diese Begebenheit in ganz Peru bekannt und Jedermann über den Hergang klar war, und die Greuelthat selbst einem Spanier den unschuldigen Tod gebracht, so blieb sie doch völlig ungeahndet, es sei denn — im Gewissen des Virey, der für seine Verbrechen auch nicht den geringsten äußern Vortheil davontrug. Selbst das Wohngebäude des Unglücklichen stand eines Abends in lichten Flammen und brannte bis auf das Mauerwerk nieder, das fortan, eine schauerliche Ruine, an den Mann erinnerte, der als Opfer der Habsucht Anderer gefallen war, dessen Andenken aber unter den Indianern fortlebt bis zur Stunde und einen tiefen, heillosen Schatten warf und wirft auf die, welchen die Pflege der Gerechtigkeit im fernen Lande befohlen war. Die Begebenheit selbst legt Zeugniß ab, wie die wilde, rohe Gewalt in jenen Tagen als Gesetz galt, wie spanischer Stolz sich rächt, und läßt uns auf die Stellung schließen, welche die Spanier und ihre Nachkommen gegen die Eingebornen und auch diese gegen jene einnahmen. Sie ist bis heute kaum eine andere geworden, und die Befreiung vom spanischen Joche ist — den Indianern wenig zu gut gekommen.

Dafür blieben die reichen Minen der Inca's begraben, es müßte denn ein glücklicher Fund sie erschließen. Die Indianer sind meist Christen geworden, allein eine tiefgewurzelte religiöse Scheu läßt sie den verborgenen Reichthum selbst gegen den eigenen Vortheil verheimlichen.

Die Gletscher.

Von Dr. Geo. Hartwig.

Gletscher und Firne. — Ihre bedeutende Ausdehnung in den Alpen. — Die Firnmeere. — Ihr öder Character. — Die Schichtung des Firns. Die Gletscherbewegung. — Hugis Hütte. — Messungen von Agassiz, Forbes und den Gebrüdern Schlagintweit. — Ursache der Bewegung, Spalten und Höhlen. — Gefährliche Abgründe. — Wunderbare Schönheit der Gletscherhöhlen. — Entstehung der Spalten. — Gletschermühlen. — Agassiz' Abentheuer in einer „Mühle." — Seiten-, Grund- und Erdmoränen. — Steinstürze. — Nutzen der Gletscher. — Oscillationen der Gletscher. — Wasseranstauungen, durch das Vorrücken der Gletscher hervorgebracht. — Schreckliche Ueberschwemmungen in den Oetzthaler Alpen und im Bagner Thal. — Das menschliche Leben mit dem Lauf eines Gletschers verglichen.

Die Gletscher gehören unstreitig zu den interessantesten und großartigsten Erscheinungen des Hochgebirges. In den Regionen des ewigen Schnee's geboren, reichen sie oft tief hinab in das grüne Sommergebiet, wo sie auf wunderbare Weise die Herrschaft des Winters gegen die schmelzende Macht der Sonne behaupten. Man staunt, Gräser, Kräuter, Fichten und Buchen nicht selten im üppigen Wachsthum an den Rändern dieser starren Eisströme anzutreffen, die scheinbar bewegungslos den Grund der Hochthäler ausfüllen, — und dieser Contrast zwischen Leben und Tod bekleidet sie mit einem eigenthümlichen Reiz nicht nur für den Forscher, der die geheimnißvolle Erscheinung zu ergründen strebt, sondern auch für den flüchtigen Beschauer, der sie mit staunendem Auge betrachtet.

Obgleich die großen Gebirge der Erde — die Anden, die Alpen, die Pyrenäen, der Himalaya — an sehr vielen Stellen mit einzelnen Colossen weit über die Schneegrenze hinausragen, so ist die Gletscherbildung doch nur auf bestimmte Bodenverhältnisse beschränkt. Ein freier, schlanker Kegel, eine abschüssige Felswand, ein steiles Grat, ein enger Bergspalt hat keinen Raum für ihre Entstehung, sie erfordern Hochplateau's, breite Rücken, weite Schluchten, ausgedehnte Mulden, in welchen nachhaltige, massenhafte Schneelager sich aufstauen können und der staubige, lockere Hochschnee durch sein oberflächliches Schmelzen und Wiedergefrieren, sowie durch den Einfluß der atmosphärischen Agention sich allmählig in harten, körnigen, gebundenen Firnschnee verwandeln kann. Mit einem Wort, der Gletscher entquillt einem weiten gefrorenen See, einem sogenannten Firnmeer, aus dem er sich stets wieder neu bildet und verjüngt.

Die Firnmeere und die ihren Einöden entspringenden Gletscher nehmen einen nicht unbeträchtlichen Theil der ganzen Erdoberfläche in Anspruch.

Im hohen Norden, wo die eisige Gebirgswelt sich oft bis zum Meeresrande hinabsenkt und ihre gefrorenen Ströme weit in die Buchten des Oceans hineinschiebt, verschwinden ganze Länder unter einer ewigen Schneedecke.

Das wenigstens zwanzigtausend Quadratmeilen große Grönland, Spitzbergen, Nowaja Semlja werfen nur an wenigen Stellen, längs den Küsten, die von wärmeren Meeresströmungen und Winden berührt werden, ihr Winterkleid während der kurzen Dauer eines schnell hinschwindenden Sommers ab, und über die Hälfte Islands ist eine Gletscherwüste, deren grausige Einöden noch nie ein Menschenfuß betrat.

Mit der Aequatornähe rückt natürlich das Firngebiet immer höher in's Gebirge hinauf, aber sogar in den Alpen, wo die Schneegrenze bereits bis zu Höhen von 8 bis 9000 Fuß sich hinaufzieht, tritt der Firn noch immer in gewaltigen Raumverhältnissen auf. In den Oetzthaler Alpen in Tyrol allein sind $10\frac{1}{2}$ Quadratmeilen mit Schnee und Eis bedeckt. Die vielfach verzweigte Eisdecke der Finsteraarhorngruppe lagert mit geringen Unterbrechungen in einer Länge von zwölf Stunden, und ihr Flächenraum wird von Studer auf etwa 60 Quadratstunden berechnet. Ueber alle Kämme und Grate hinunter sendet sie ihre Gletscher in die Thäler des Berner Oberlandes und des Cantons Wallis und speist mit ihren geschmolzenen Wassern die Rhone und die Aar.

Noch unermeßlicher sind die Gletscherdecken des Monte Rosa, und auch der Mont Blanc, und die Graubündner Alpen zeich-

nen sich durch ihre ungeheuren Firnmeere und die daraus hervorgehenden gewaltigen Eisströme aus.

Nach Ebels Berechnungen bedecken die Eismeere in der Schweiz allein etwa 50 deutsche Quadratmeilen, und rechnen wir die Firne Tyrols und Steiermarks, Kärnthens und Krains hinzu, so dürfte wohl diese Fläche sich verdoppeln und im ganzen Alpengebiet ein Areal fast so groß wie das Königreich Sachsen dem ewigen Winter gehören.

Die Gebirgsformation der Pyrenäen eignet sich weniger zur Gletscherbildung, aber wir finden auch hier die Abhänge der Schneeregion nicht selten mit Eisströmen bedeckt, und sogar in der Nähe der Tropenzone senken sich Gletscher an den Flanken des Himalaya und den Anden hinab und bestehen siegreich den Kampf mit der fast scheitelrechten Sonne.

In den so firn- und gletscherreichen Alpen bilden die Eisströme sowohl durch ihre Anzahl, als auch oft durch ihre Größe einen bedeutenden Zug in der Landschaft.

In der Schweiz allein zählt man gegen 400 Gletscher, und die Gebrüder Schlagintweit rechnen für die gesammten Alpen über 1000, ohne die vielen kleinen Hängefirne der verschiedenen Gruppen mitzuzählen.

Von den namhaften Gletschern sind nur wenige kleiner, als eine Stunde, manche aber von einer weit beträchtlicheren Länge. In der Finsteraarhorngruppe erreicht der große, nach dem Rhonethal sich hinabsenkende Aletschgletscher 75,900 Fuß und der Unteraargletscher 45,200 Fuß, in der Monterosagruppe der Görnergletscher 48,300 Fuß und der Ferpéclegletscher 44,900 Fuß, in der Montblancgruppe der Glacier des Bois 46,200 Fuß und der Gepartschgletscher endlich in den Oetzthaler Alpen 35,748 Fuß. Bei dieser bedeutenden Länge haben die Gletscher nicht selten eine Breite von einer halben bis zu einer ganzen Stunde und eine Mächtigkeit von 100 bis 1200 oder sogar 1500 Fuß, so daß der Inhalt eines solchen mächtigen Eisstromes sich nach einer mäßigen Schätzung wohl auf 40 bis 50 tausend Millionen Cubikfuß belaufen mag.

Unter allen Gebirgslandschaften zeichnen sich die Firnmeere durch ihre öde Einförmigkeit aus. Die Neigung ist so gering und die Dimensionen der Firnfelder sind so groß, daß man lange Zeit wandern muß, ehe neue Gegenstände sich dem Auge darbieten. Nichts erinnert dann an die große Höhe, in der man sich befindet, als das tiefblaue Firmament oder einige beeiste Alpengipfel, deren weiße Umrisse bei der Durchsichtigkeit der Atmosphäre und der Dunkelheit des Hintergrundes in wunderbarer Klarheit hervortreten. Das Uebrige gleicht fast einer winterlichen Haide, deren grausige Stille nur durch das Gekreisch des darüberschwebenden Raubvogels oder das Donnern der Lawine gestört wird.

Da man in diesen einförmigen Schneewüsten keinen Anhaltspunkt hat, Entfernungen zu messen, so schätzt man die Größe des Weges immer bei weitem zu gering, und die Durchsichtigkeit der Atmosphäre trägt bei, diese Täuschung zu vermehren. Man erstaunt, oft vier bis fünf Stunden eines anstrengenden Gehens durch den nachgiebigen Schnee zu bedürfen, um das Ende eines Firnmeers zu erreichen, welches man auf den ersten Blick in weit kürzerer Zeit zu durchmessen sich getraute.

Häufig geschieht es auch, daß wellenförmige Unebenheiten mit scharfen Abrissen gegen den blauen Himmel abstechen und lange Zeit als die Grenze des Firnmeeres erscheinen, während hinter ihnen auf's Neue ungeheuere Massen sich ausdehnen. Hat man erst die Höhe eines Firnmeeres erreicht, so steht man, wie zu erwarten, auf der Wasserscheide zweier Thäler.

Gewöhnlich ist auch auf der zweiten Seite Firnmasse zu sehen, die natürlich einem anderen Gletschergebiete mit demselben Recht angehört, mit welchem auch die Stromsysteme zweier Flüsse getrennt werden, die in einem einzigen Kamme zusammenstoßen.

In manchen Fällen wird durch eine plötzliche jähe Senkung alles größere Anhäufen von Schnee und Firn durch die Gestalt der Unterlage unmöglich gemacht. Ja es geschieht nicht selten, daß während auf der einen Seite ein sehr regelmäßiges langgestrecktes Thal sich ausdehnt, der Abfall der entgegengesetzten Seite oft senkrechte Wände von mehreren tausend Fuß zeigt.

Wird auf diese Weise eine zweite Firn- und Gletscherbildung auf der andern Seite unmöglich, so können durch tiefe Einschnitte an dem begrenzenden Kamm sehr merkwürdige Entblößungen des Firnes herbeigeführt werden.

Wir dürfen uns nämlich den ringförmigen Wall, welcher die Mulde schließt, nicht ganz gleichmäßig denken. Es sind mitunter Einsattlungen der Kämme vorhanden, welche unter das Niveau des angehäuften Firnes reichen, und dann ist es möglich, von der andern Seite Entblößungen und senkrechte Durchschnitte zu sehen, welche bis zu 400 oder 450 Fuß betragen können und die Schichtung des Firnes auch in diesen Höhen sehr deutlich zeigen.

Denn die Bewegung der Atmosphäre durch Wind und der aufsteigende Luftstrom führt so viel Staub, so viele organische und unorganische Theilchen in die Höhe, daß die Oberfläche des Schnee's nach kurzer Zeit das blendende Weiß verliert und der Firn sogar einen ziemlich dunkeln, röthlich grauen Ton annimmt, der ihn von dem frischgefallenen Schnee schon in großer Entfernung unterscheiden läßt. So wie man an den Jahresringen das Alter eines Baumes erkennen kann, so läßt auch jeder Sommer durch das Abschmelzen der oberflächlichen Schneewogen seine Spuren auf dem Firn zurück, die dann durch die reineren Niederschläge des Winters bedeckt werden, und so kommt es, daß man an den Spaltenwänden oft zwanzig bis dreißig deutlich getrennte Schichten zählen kann.

Es hält natürlich schwer, die Grenzen zwischen dem Firn und dem eigentlichen Gletscher genau zu bestimmen, da das poröse, etwas schwammartige und durch die Beimischung vieler Luft auch leichtere und kleinkörnige Firneis erst allmählig in das festere Gletschereis übergeht. Doch nennt man in der Regel Firn Alles, was über der Schneegrenze, Gletscher Alles, was unterhalb derselben liegt.

Offenbar kann der auf die eigentlichen Gletscher fallende Schnee unmöglich zu ihrem Wachsthum oder zu ihrer Beständigkeit beitragen; denn da sie oft viele tausend Fuß unter die Schneegrenze herabgehen, wie zum Beispiel der Glacier des Bossons am Mont-Blanc bis zu 3,334 Fuß und der vorderen Grindelwaldgletscher sogar bis zu 3,190 Fuß sich thalwärts senken, ist die Schmelzkraft des Sommers nicht nur im Stande, die Anhäufungen des vorhergehenden Winters wegzuräumen, sondern noch weit mehr zu verrichten.

In der That wird jeden Sommer ein bedeutender Theil der Gletschermasse geschmolzen, sodaß, wenn der jährliche Verlust nicht wieder auf irgend eine Weise ersetzt würde, schon nach einigen Jahren der untere Theil des Gletschers vollständig verschwinden müßte.

Das Ende des Mer de Glace zum Beispiel könnte unmöglich jahraus, jahrein sich bis in das Chamouni-Thal behaupten, wenn nicht irgend eine Naturkraft stets wieder neue Eismassen an die Stelle der geschmolzenen setzte, — und diese Naturkraft ist die Bewegung des Gletschers.

Die Behauptung, daß der Gletscher im ewigen langsamen Fortrücken begriffen ist, muß zwar einem Jeden, der, mit der Thatsache unbekannt, auf einem dieser Eisströme steht und ihn festgebannt vor seinen Füßen sieht, im höchsten Grade auffallend und unwahrscheinlich erscheinen, — aber das Nachdenken verbessert alsbald den irrigen Eindruck der Sinne. Man fragt sich, wie es möglich sei, auf eine andere Weise das Fortbestehen des Gletschers oft so weit unter der Schneegrenze, sowie auch die sonstigen Phänomene, die er darbietet, zu erklären, und so tritt die Nothwendigkeit seiner Bewegung immer klarer hervor, bis endlich auch noch die Beobachtung hinzu tritt, um die Wahrheit auf unerschütterlichem Grunde festzustellen und auch den letzten Zweifel zu bannen.

Daß die Gletscher sich bewegen, war schon längst den einfachen Alpenbewohnern bekannt, aber der erste Naturforscher, welcher diese merkwürdige Thatsache durch nähere Beobachtungen festzustellen suchte, war Hugi, der im Jahre 1827 auf der Mitte des Unteraargletschers gerade unter der Firnlinie eine Hütte 1680 Fuß am g. Felsenabschwung baute und zwischen beiden Endpunkten einer sehr genau gemessenen Standlinie mehrere ausgezeichnete Schuttblöcke mit eingehauenen Zahlen und Signalstangen bezeichnete. Im Jahr 1830 war die Hütte schon 2184 Fuß weiter thalwärts gerückt, und

bis zum Jahr 1836 hatte sie abermals 2200 Fuß zurückgelegt, während zugleich die bezeichneten Blöcke auf ähnliche Weise ihre Stellungen verändert hatten.

Die ferneren Schicksale der Hugi'schen Hütte sind interessant. Als im Jahr 1839 Agassiz den Aargletscher besuchte, war sie noch wohl erhalten, aber im folgenden Sommer, wo er sie noch bewohnbar anzutreffen hoffte, fand er sie nicht mehr trotz alles Suchens in der Umgebung des großen Granitblockes, der in ihrer Nähe lag, und schon begann er zu bezweifeln, daß er am rechten Orte wäre, als er unter einem Haufen Steine einige Handvoll Heu sah, die früher in der Hütte gelegen hatten.

Gegenwärtig sind ohne Zweifel auch die von Hugi bezeichneten Blöcke schon längst in der Erdmoräne angelangt und unter den Trümmern begraben, während der ganze Eisstrom, auf dem sie damals ruhten, vielleicht schon wieder im Ocean kreist.

Nach Hugi haben besonders Rendu, Agassiz, Forbes, Tyndall und die Gebrüder Schlagintweit die Gletscherbewegung genauer untersucht.

Man hat gefunden, daß diese Ströme sich gegen die Mitte rascher fortbewegen, als an den Rändern und an der Oberfläche und tief unten in der Nähe des Bodens. So beobachtete, um nur ein paar Beispiele solcher Messungen anzuführen, Tyndall im Juli 1857 mit Hülfe eines Theodoliten (Apparat zum Landmessen) und einer Reihe in gerader Linie auf dem »Mer de Glace« eingepflanzter Pfähle, daß während sich nach 24 Stunden die zwei dem Rand am nächsten stehenden Pfähle sich um 12 und 16 Zoll fortbewegt hatten, die in der Mitte um 28 und 35 Zoll vorgerückt waren. An einer fast senkrechten 140 Fuß tiefen Eiswand des Gletschers wurden am 3. August desselben Jahres nicht ohne Gefahr, da sich beständig Steine vom anliegenden Schuttwall lösten und mit unregelmäßigen Sprüngen in den Abgrund stürzten, zwei Stäbe, der eine oben, der andere unten befestigt, am 5. August hatte der oberste 12 Zoll, der unterste nur 6 zurückgelegt.

Auch im Winter rücken die Gletscher vor, jedoch mit einer geringeren Geschwindigkeit, als im Sommer. So fand Tyndall, der um Weihnachten 1859 die Reise von London nach dem zu jener ungastlichen Jahreszeit nicht leicht erreichbaren Chamouny nicht scheute, um die Eisströme um ihre Geheimnisse zu befragen, daß die stärkste Bewegung am Taléfre-Gletscher um 15¾ Zoll in 24 Stunden betrug, während sie im Sommer bis zu 30 Zoll, also fast auf das Doppelte reichte.

Es gibt natürlich kein festes, bestimmtes Maß für die Bewegung der Gletscher, ebenso wenig wie für die ihnen in dieser Beziehung so ähnlichen Wasserströme.

Sowie die Schnelligkeit eines Flusses durch vielfache Umstände bedingt wird: durch die größere oder geringere Steigung des Bettes, durch die Menge des Wassers, durch verschiedene Hindernisse, die ihm im Wege liegen, durch die Reibung der Ränder und des Bodens, durch die Richtung der Strömung, so ist es auch mit dem Gletscher der Fall, der bald rascher, bald langsamer fortgleitet, je nachdem die Beschaffenheit seines Bettes, die Jahreszeit und die größere oder geringere Mächtigkeit seiner Masse seiner Bewegung förderlich oder ungünstig sind.

Ebenso wenig also, wie ein Gletscher dem andern an Schnelligkeit gleichkommt, ebenso wenig bleibt er sich selbst in dieser Beziehung gleich, und auf diesem scheinbar so starren Gebiet ist Alles ebensosehr dem Wechsel unterworfen, wie im Reich der fließenden Gewässer.

Worauf gründet sich die Bewegung der Gletscher? Wie kommt es, daß das starre Eis, als ob es ein dickflüssiger Körper wäre, sich thalabwärts senkt, bald in enge Kanäle sich zusammenzwängt, bald sich in einem breiten Bette ausdehnt, hier vor einem Hindernisse sich aufthürmt, dort cascadenartig sich abstürzt, oder wie im Wirbel umhergetrieben wird? Die ungeheure Schwere der Gletschermasse ist ohne Zweifel eine Hauptursache der merkwürdigen Erscheinung, denn es ist durch Experimente bewiesen, daß der Druck einer hydraulischen Presse schon hinreicht, Schnee in Eis zu verwandeln und kleine Eismassen in alle möglichen Formen zu zwingen, so daß gerade Stangen dadurch zu Ringen gebogen oder in Knoten verflochten werden können, und so vermag auch das ungeheure Gewicht eines Gletschers, wel-

ches oft viele Millionen Tonnen beträgt, den erstarrten Strom zusammenzupressen und ihn thalabwärts, sogar bei einer geringen Neigungsfläche seines Bettes, gleich einer plastischen Masse fortzuschieben.

Besonders wo der Gletscher über einen stärker geneigten Boden sich fortschiebt, wird er von gewaltigen Rissen, Spalten oder Schründen durchsetzt, die zwar häufig zu seinen Hauptzierden gehören, aber ihn auch häufig für Menschen und Thiere unzugänglich machen.

Die Spalten im Firn unterscheiden sich von jenen im Gletscher durch größere Breite und Unregelmäßigkeit, durch die grünliche Farbe des durchscheinenden Lichts auf ihren Flächen und durch das bereits erwähnte geschichtete Ansehen ihrer Wände. Durch den Zutritt der wärmeren Luft und die nagende Gewalt des Wassers erweitern sie sich oft zu ausgedehnten Höhlen, die unter einer trügerischen Schneedecke den gähnenden Abgrund verbergen. Mitunter erblickt der Wanderer durch eine schmale Spalte oder Kluft, die sich an der Oberfläche des Firns öffnet, jene geräumigen weiten Höhlen, über welche er arglos hingeschritten, mit zahllosen chaotisch durch einander geworfenen Eisblöcken erfüllt, während mächtige Eiszapfen von der Decke herabhängen gleich den Stalaktiten, die in den Kalkhöhlen unser Staunen erregen, aber die unterirdischen Firngrüfte übertreffen letztere bei weitem durch den magischen Glanz des zarten Lichtes, welches durch die Spalten des Gewölbes in ihre tiefen Höhlungen hineinschimmert.

Als Desor im Jahr 1841 die weiten Schneefelder des Viescher Gletschers überschritt, hatte er Gelegenheit, sowohl die Schönheiten dieser Firnhöhlen zu bewundern, als auch die Gefahren kennen zu lernen, womit sie den unachtsamen Wanderer bedrohen. Mit völliger Sicherheit und ohne die gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln über die vollkommen gleichförmige Schneedecke gehend, sah er plötzlich in einiger Entfernung mehrere kleine Oeffnungen vor sich. Sie näher zu untersuchen, lenkte er nach ihnen die Schritte und schaute in eins dieser Löcher, welches kaum 3 Zoll Breite und einen Fuß Länge hatte. Wie erstaunte er bei'm Anblick eines unermeßlichen Abgrundes, der unter dieser Oeffnung gähnte! Eine weite Höhle in reinem Azurblau erglänzend, dessen Gleichen an Durchsichtigkeit und Sanftheit er noch nirgends gesehen! Keine Sprache vermochte diese prachtvolle Verschmelzung des Schnee's und der schönsten aller Farben zu beschreiben. Wie gebannt starrten seine Augen hinab, und im Entzücken bemerkte er nicht, daß die Schneekruste, welche diese zauberische Kluft überwölbte, nur wenige Zoll dick war! Der ungeheure Spalt, auf welchem er stand, war von mehr als hundert Fuß Breite und einer Tiefe, welche zwischen 100 bis 300 Fuß wechselte. In seiner Nähe hatte er nun die erwähnte kleine Oeffnung; weiterhin aber klafften die Ränder des Schlundes weit von einander. Von dort her fiel das Licht ein, und gedämpft durch die lange Ueberwölbung bekam es diese unbeschreibliche Zartheit.

Im Laufe seines Marsches fand er noch eine Menge ähnlicher Spalten und hatte bald die Ueberzeugung, daß der Boden, auf dem er ging, gänzlich unterhöhlt war, denn jede Spalte verlängerte sich weit unter ihrer oberflächlichen Grenze in die Gletschermasse hinein, und nur wenige öffneten sich in ihrer ganzen Breite auf der Oberfläche.

Die Spalten sind bisweilen sehr tief und zahlreich und scheinbar ohne Gesetz oder Ordnung in ihrer Vertheilung. Sie durchschneiden den Gletscher in lange Grate und zerklüften diese wiederum in Prismen, die allmählig zu den seltsamsten Formen zusammenschmelzen, wie gerade die Launen des Wetters und der Temperatur es gebieten.

Die Besucher des Montanvert werden gewöhnlich von ihren Führern bis an den Rand der Spalten geleitet, wo sie, von einer sicheren Hand geschützt, in ihre Tiefe hinabblicken; aber diejenigen, die sie nur auf diese Weise kennen lernten, haben nur einen schwachen Begriff von ihrer Größe und Schönheit in den bewegteren Theilen der Gletscher.

Am herrlichsten sind sie, wie gesagt, in den höheren Eisregionen, wo der Schnee monatelang über ihre Ränder hängt, und das herunterträufelnde Wasser prachtvolle Eisstalaktiten bildet.

Der Görner Gletscher bietet manche

schöne Beispiele solcher Spalten dar. Man tritt in ein Thor von Eissäulen, getragen, und blickt in eine Höhle in der Masse des Gletschers, deren Wände überall mit crystallenen Draperien und Franzen behängt sind. Mit Lebensgefahr, sei es vom Ausrutschen, sei es durch das Nachgeben der Stalaktiten, betritt man eine solche Höhle und findet sich im blauen Lichtglanz des feenhaften Naturtempels gebadet, dessen Schönheit alle Beschreibungen übertrifft, aber doch nicht mit voller Seele genossen werden kann. Der Ort hat etwas fremdartig Abstoßendes, und nicht ohne Grauen wirft man einen Blick von der Kante, auf der man Fuß gefaßt hat, in die dunkle Tiefe, aus welcher zuweilen das Rauschen des Wassers wie ein fernes, dumpfes Glockengeläute emporklingt. Man fühlt, daß, wenn auch ein rein geistiges Wesen sich in dieser kalten Pracht gefallen möge, sie doch dem menschlichen Gemüth nicht zusagt, und mit Freude kehrt man von ihrem Anblick zum hellen Sonnenschein des heiteren Tages zurück.

Ihrem häufigen Vorkommen nach zu urtheilen, sollte man glauben, daß nichts gewöhnlicher sein müsse, als einen Gletscherspalt entstehen zu sehen, doch ist dieses nicht der Fall, denn sogar erfahrne Führer im Gebirge haben das Schauspiel nur höchst selten beobachtet.

Professor Tyndall beschreibt einen solchen Fall, den einzigen, den er auf seinen oft wiederholten Gletscherfahrten erlebte. Er stand am 31. Juli 1857 auf dem Glacier du Géant, als ein tiefer, hohler Ton, wie von einem schweren Schlage, aus der Eismasse unter seinen Füßen hervorbrach. Diesem folgte ein Krachen, bald über, bald unterhalb seines Standpunktes, bald näher, bald ferner, und ein leises, singendes Geräusch machte sich zwischen den einzelnen heftigeren Schlägen bemerkbar.

Er wandte sich hierhin und dorthin, so wie die Richtung des Geräusches sich veränderte, doch obgleich der Gletscher offenbar am Bersten war, so war doch kein Riß zu sehen. Ueber eine Stunde dauerte der Lärm fort, ohne daß Tyndall dessen Ursache hätte auffinden können, doch endlich zeigte sie sich durch die Entwicklung von Luftblasen aus einem der kleinen Tümpel auf der Oberfläche des Gletschers, durch welche der nun sich bildende Spalt führte. Nun ließ sich die Spur auf- und abwärts verfolgen, aber kaum an irgend einer Stelle war sie breit genug, die Klinge eines Federmessers durchzulassen.

So klein fangen stets die Gletscherspalten an, welche sich allmählig durch das schnellere Fortrutschen des unteren Theils zu so riesigen Zerklüftungen erweitern.

Ueber eine ähnliche Spaltentstehung, welche er am 5. August 1842 erlebte, schreibt Agassiz an Arago, den berühmten französischen Physiker und Humboldts intimsten Freund:

„Vorgestern war ich Zeuge des merkwürdigsten Schauspiels, das ich noch auf dem Gletscher genossen. Meine Arbeiter waren um halb fünf Uhr Abends am Bohren (es wurden nämlich Versuche gemacht, um die innere Gletschertemperatur zu bestimmen), als plötzlich zu ihren Füßen der Gletscher zu krachen und eine Menge Luftblasen zu entwickeln begann. Ich war in ziemlicher Entfernung beschäftigt und über die sonderbaren Bewegungen des Trupps erstaunt; zuweilen flohen sie nach allen Richtungen aus einander. Um 6 Uhr kam einer vor ihnen gelaufen und bat mich, herbeizukommen: es gehen unerklärliche Dinge vor. Der Schrecken hatte sich des ganzen Trupp bemächtigt, sie waren bleich und entstellt, als ich anlangte. Ich bemerkte, daß aus zwei kleinen Spalten von kaum einer Linie Breite eine große Menge Luftblasen sich entwickelten. Zwei andere Spalten von 3 bis 4 Linien Breite hatten sich in einer Erstreckung von mehreren hundert Fuß quer über den Gletscher geworfen, alle kleinen Wasserrinsel flossen hinein. Nach einigen Minuten hörte ich selbst in einiger Entfernung ein Getöse ähnlich einem Pelotonfeuer, dem einzelne Schüsse sich beimengen.

Ich lief dem Gekrache entgegen, das sich unter meinen Füßen mit Erschütterungen, den Stößen eines Erdbebens ähnlich, wiederholte. Der Boden schien unter meinen Füßen zu weichen, und das Getöse glich jetzt vielmehr demjenigen eines Bergsturzes; doch senkte sich die Oberfläche

nicht merklich. Der Gletscher erzitterte wirklich, ein Granitblock von 3 Fuß Durchmesser, der auf einem 3 Fuß hohen Piedestal lag, fiel plötzlich herab. In demselben Augenblick öffnete sich ein Spalt zwischen meinen Füßen und lief pfeilschnell in gerader Linie über den Gletscher fort.

Zuweilen, wenn er andere Spalten traf, sprang er um 3 oder 4 Zoll ab und setzte dann wieder in gerader Richtung fort. In Zeit von einer halben Stunde bildeten sich so die Schründe vor meinen Augen, und noch mehrere hörte ich in einiger Entfernung. Meine Leute wagten kaum zu bleiben, so sehr waren sie erschreckt. Diese so herzhaften Männer, wenn es galt, eine wahrhaft Gefahr zu bestehen, zitterten und erbleichten vor einer eingebildeten Gefahr. Sie glaubten, der Geist des Gletschers erzürne sich gegen unsere Bohrversuche, und sie weigerten sich, noch länger bei uns zu bleiben."

Wenn eine Spalte durch die Bewegung des Gletschers nach und nach eine Stelle erreicht, wo die Bedingungen ihres ersten Entstehens völlig aufgehört haben, wird sie sich in den meisten Fällen durch den Druck der nachgeschobenen Massen bald wieder schließen; ergießen sich jedoch Gletscherbäche in sie hinein, so bleiben große, brunnenartige Oeffnungen von bedeutender Tiefe übrig, welche wegen des eigenthümlichen Geräusches des herabstürzenden Wassers den Namen „Mühlen" erhalten haben. Die Existenz der Mühlen bleibt gewöhnlich so lange gesichert, bis eine höher gelegene neu entstandene Spalte den Zufluß des Wassers abschneidet. Man könnte sie mit ungeheuren Orgelpfeifen vergleichen, deren Donnerton durch den Sturz von Wasserfällen hervorgebracht würde, statt durch das sanfte Durchstreichen eines Luftstroms.

In eine solche Mühle, die bei 8 Fuß Oeffnung senkrecht in große Tiefe hinabzugehen schien, ließ sich einst Agassiz bis zu einer Tiefe von 120 Fuß herab, um die Structur des Eises genauer zu untersuchen.

„Vor allen Dingen" — sagt der berühmte Naturforscher — „mußte dem Bache ein anderes Bett gegeben werden, um ihn abzuleiten. Wir legten sogleich Hand an's Werk, und nachdem das neue Rinsal fertig war, ließ ich den Dreifuß des Bohrers über dem Loche aufrichten. An dem Seile wurde ein Brett befestigt, auf dem ich saß, und überdem ließ ich mich noch mit einem Riemen um den Leib an's Seil anschlingen, so daß ich die Hände frei hatte. Um gegen das Wasser, das überall herabträufelte, geschützt zu sein, ließ ich mir auf die Schultern ein Bocksfell werfen und setzte eine Kappe von Murmelthierpelz auf. So stieg ich mit Hammer und Stock bewaffnet hinab.

Escher leitete die Abfahrt, er legte sich platt auf den Bauch und bog sich über den Rand des Abgrundes hinaus, um meine Befehle zu hören. Man war übereingekommen, daß man, solange Escher mich hörte, stets hinablassen sollte, bis ich Gegenbefehl gäbe. So kam ich ohne Hinderniß bis zu 80 Fuß Tiefe, stets mit Beobachtung der Bänderstructur beschäftigt und die Eiszapfen bewundernd, die an den Wänden herabhingen.

Bei 80 Fuß etwa traf ich auf eine Eiswand, die den Brunnen in zwei Abtheilungen spaltete; ich wollte in den weiteren Kanal, allein kaum nach fünf, sechs Fuß theilte er sich in viele enge Löcher. Ich ließ mich wieder heraufziehen, und indem ich mich tief steuerte, ließ ich mich in die andere Abtheilung hinein. Ich bemerkte bei'm Hinabfahren, daß unten in diesem Loch Wasser war, allein ich glaubte es in weit größerer Tiefe, und da ich vor allen Dingen die verticalen Bänder verfolgte, die ich bei dem von den hellen Eiswänden reflectirten Licht sehr gut sehen konnte, so war ich sehr überrascht, als ich plötzlich meine Füße in Wasser fühlte. Ich befahl, mich hinaufzuziehen, allein ich wurde nicht recht verstanden, und man ließ mich immer mehr hinab. Ich schrie laut auf, und nun zog man mich in die Höhe. Bis zum Schwimmen war ich nicht gekommen, aber in meinem Leben habe ich kein kälteres Wasser gefühlt; auf seiner Oberfläche schwammen große Eisstücke, ohne Zweifel zerbrochene Zapfen. Die Eiswände umher waren sehr rauh.

Ich hätte gerne länger angehalten, um die Structur des Eises zu untersuchen und mich an dem herrlichen Blau zu weiden,

das der Himmel aus diesem tiefen Schlunde zeigte; der Frost aber zwang mich, von längerem Verweilen abzustehen. Meine Freunde sagten mir oben, daß sie einen Augenblick schwerer Angst gehabt hätten, als sie meinen Schrei aus der Tiefe vernahmen; sie hatten große Mühe, mich heraufzuziehen, obgleich sie acht an der Zahl waren. Ich selbst hatte wenig über die Gefahren meiner Lage nachgedacht, und gewiß, hätte ich sie früher gekannt, ich hätte mich nicht ausgesetzt; die Reibung des Seiles brauchte nur einen der großen Eiszapfen loszulösen, um mich zu zerschmettern. Auch rathe ich Niemanden, diesen Versuch ohne wissenschaftlichen Zweck zu wiederholen."

Die Oberfläche des Gletschers verliert, je weiter er rückt, immer mehr und mehr die ursprüngliche Reinheit des Hochschnee's; denn die ihn begrenzenden Felswände (einer schützenden Decke entbehrend und daher den atmosphärischen Einflüssen ganz preisgegeben) werden vom Regen abgewaschen, vom Froste zernagt vom Blitz zerschmettert, von den Lawinen gefegt und vom Sturm umsaust. Der leichtere Schutt, vom Winde getragen, verbreitet sich weit und breit über den Gletscher, während das gröbere Gestein und die sich lösenden Felsblöcke die seitlichen Theile des Eisstroms mit ihren Trümmern bedecken.

So entstehen Schuttwälle, welche den Gletscher bei seiner fortschreitenden Bewegung thalwärts begleiten.

Man nennt sie **Seitenmoränen** oder Gandecken.

Stoßen zwei Gletscher in demselben Thalbette zusammen, so vereinigen sich die einander zugeneigten Seitenmoränen zu einer Mittelmoräne oder Gufferlinie, welche als langer Steinwall auf der Gletscherfläche, entfernt von den beiden Gletscherufern, sich thalwärts zieht. Je nach der Anzahl der sich vereinigenden Gletscherströme, bilden sich auch mehrere Mittelmoränen. So zählt der Görnergletscher acht scharf markirte Mittelmoränen und der Aargletscher ebenfalls acht, deren jede durch eigene Felsarten ausgezeichnet ist.

Die Felstrümmer, welche auf den Gletscher gefallen sind, werden von demselben wie auf einem Schlitten fortgetragen und behalten daher ihre scharfen Ecken und Bruchflächen.

Die längs der Seitenmoränen durch Randklüfte auf den Boden des Gletschers gefallenen Felstrümmer gleiten auf demselben abwärts. In Folge des Druckes der auflastenden und sich fortbewegenden Gletschermasse zermalmen sie sich theils gegenseitig zu Sand und Gries, der mit den Schmelzwassern durchdrungen dann den Gletscherschlamm bildet, theils runden sie sich ab zu Geschieben, die durch parallele Streifen und Ritzen auf ihrer Oberfläche ausgezeichnet sind. Die Ritzen, oft so scharf, als wären sie mit einem Grabstichel gravirt worden, werden von den hat an einander gezwängten Steinen hervorgebracht, geben ein sicheres Unterscheidungsmerkmal der Gletschergeschiebe von den im fließenden Wasser abgerollten Geschieben. Man nennt die unter dem Gletscher fortgeschobene Masse von Schlamm, Kies und geritzten Geschieben: **Grundmoräne**.

Am Gletscherende häufen sich die Materialien der Grundmoränen mit den vom abschmelzenden Gletscher herabrollenden Trümmern der Seiten- und Mittelmoränen und bilden einen großen mit der convexen Seite thalabwärts gerichteten bogenförmigen Wall, der nunmehr aus unregelmäßig durcheinander lagernden, scharfeckig geritzten Blöcken, Sand und Schlamm besteht und Stirnwall oder **Endmoräne** genannt wird. Diese Ablagerungen zeigen durchaus keine Schichtung, sondern bilden ein wirres Durcheinander von großen und kleinen Blöcken und Geschieben, die oft in den kühnsten Stellungen scheinbar allen Gesetzen der Schwere und des Gleichgewichtes Hohn sprechen.

Die auf den Gletscher fallenden Steintrümmer und Schuttablagerungen bringen auf seiner Oberfläche, je nach ihrer Größe oder Masse, entgegengesetzte Erscheinungen hervor. Isolirte große Blöcke schützen ihre Basis vor dem Einfluß der Sonne, Regen und Wind, so daß sie sich zu erhöhen scheinen, während die Umgebung abschmilzt, und stehen am Ende gleich colossalen Pilzen als sogenannte Gletschertische auf oft 7 oder 8 Fuß hohen Eissäulen oder Postamenten. Kleines Gestein dagegen nimmt

weit mehr und rascher Sonnenwärme auf, als der Gletscher, und schmilzt also in ihm seichtere oder tiefere Löcher aus.

Enorme Trümmer, ja selbst 20,000 Kubikfuß große Granitblöcke, welche in die Gletscherspalten stürzen, werden im Laufe der Jahre wie von einer stillen, unwiderstehlichen Gewalt scheinbar wieder auf die Oberfläche gehoben.

Man nahm früher eine eigenthümliche Kraft im Gletscher an, welche fremde Körper wie durch einen Reinigungsproceß ausstoßen sollte, aber das auffallende Phänomen rührt nicht von einer räthselhaften Hebung aus der Tiefe her, sondern vom Abschmelzen der Oberfläche, welches oft 20 bis 30 Fuß jährlich beträgt und natürlich vom Anfang bis zum Ende des Gletschers herab im Laufe der Zeit alle seine Lagen erreicht, und also auch die fremden Körper, die er beherbergt, bloßlegen muß. So kommt Alles, was in die Schründe des Eisstromes stürzt, wieder an's Tageslicht, und wenn ein Thier versinkt oder ein Jäger rettungslos in einen Gletscherspalt hinabstürzt, kommen früher oder später die weißen, kahlen Gebeine wieder an einer tieferen Stelle des Gletschers zum Vorschein, — wenn sie nicht etwa bis auf den Grund des Gletschers gefallen und dort zu Staub gerieben sein sollten.

Außer der Gefahr, in einen gähnenden Spalt zu stürzen, wird der Gletscherwanderer auch noch durch das Fallen der Steinmassen bedroht, aus welchen die Seitenmoränen sich bilden. Ein Stein — selbst wenn man ihn vorher schon bemerkt hat — kann so fallen, daß der Wanderer auf die Gefahr bringenden Spalten aufmerksam, oder auf dem unsichern Grund eines schmalen Felsenvorsprungs angeheftet, ihn unmöglich vermeiden kann. Und selten kommen sie allein. Gleich einer Lawine reissen sie bei'm Hinabrollen noch andere mit sich fort. Bald mit beschleunigter Geschwindigkeit herunterrollend, bald in kühnen Sprüngen tausend Fuß hohe Abgründe hinunterstürzend, mit einem Ungestüm gegen andere Felsen stossend, daß die Funken sprühen, in tausend Stücke zerschlagen, reissen sie wieder größere Massen fort und, einmal losgelassen, stürzen sie mit Donnergepolter auf den unten befindlichen Gletscher, in mächtige Rauch- und Staubwolken gehüllt, welche die starke Reibung hervorbrachten. Ohne Zweifel gehören diese Steinstürze zu den schrecklichsten Vertheidigungsmitteln, womit der Genius der öden Gletscherwelt gegen das Eindrängen kecker Fremdlinge gerüstet ist. Ihr gewöhnlicher Gang ist indessen an den Felsen zu bemerken, und vorsichtige Führer wissen mit großer Geschicklichkeit sie zu vermeiden.

Wechselreich ist der Anblick des Gletschers zu verschiedenen Zeiten. Welche Contraste zwischen Morgen und Abend, Regen und Sonnenschein! Morgens scheint Alles todt. Kein Bach, kein Wasserfall, nur hier und da schleichen einige Wasserrinnsel in den tiefen Eisrinnen. Wie ganz anders Abends nach einem sonnigen Tage! Dann stürzen Bäche allerwärts in die tiefen Löcher, deren Eiswände sie auf die verschiedenste Art ausfüllen, und überall hört man das lebendige Rauschen und Klingen der Gewässer. Indessen ist selbst bei starker Hitze die Schmelzung weniger bedeutend, und die Bäche sind kleiner, wenn trockene Winde wehen, welche die Verdünstung begünstigen. Die Gletscherfläche sieht dann sehr weiß und mattglänzend aus. Ist im Gegentheile die Luft feucht, so lauft viel Wasser auf dem Gletscher, wenn auch das Thermometer nur wenige Grade über Null zeigt. Am schönsten ist der Gletscher bei Regen, dann sind alle Spalten, alle kleinen Löcher der Oberfläche mit Wasser gefüllt, wodurch er eine blaue, sehr malerische Färbung erhält. Folgt auf einen Regentag eine kalte Nacht, so gefriert das Wasser in den oberflächlichen Spalten und zeigt sich in Gestalt erhabener Streifen, welche ihre blaue Farbe behalten, während die Gletschermasse selbst weiß erscheint. „Man sollte glauben", sagt Desor, „blaue Quarzadern in dolomitischem Kalk vor sich zu sehen."

Unmittelbar ist die Firn- und Gletscherwelt eine dem Menschen und, mit einigen seltenen Ausnahmen, der Entwickelung des organischen Lebens durchaus feindselige Region. Nur selten besucht der Wanderer diese öden Eis- und Schneeflächen, nur selten werden sie von der Gemse oder dem Steinbock betreten, denn kein nährender

Grashalm, kein wohlschmeckendes Kraut entwächst ihrem ungastlichen Rücken, und schnell flieht der Zugvogel über sie hin.

Desto größer sind aber die mittelbaren Wohlthaten, die sie dem Menschen und der Entfaltung des Thier- und Pflanzenreichs darbringen, denn sie sind es hauptsächlich, die während des Sommers mit ihren unerschöpflichen Wasservorräthen die durstigen Thäler des Hochgebirges erquicken und, selbst unfruchtbar, den Segen der Fruchtbarkeit über zahllose Wiesen und Triften verbreiten. Jedem Gletscher entströmt am untern Rande ein Bach, meist aus einem hohen, gewölbartigen Thore, und wenn wir aus den Messungen der Gebrüder Schlagintweit erfahren, daß der Mittelwerth des Ausflusses aus einem einzigen Gletscher des Oetzthalgebirges während der Sommermonate 81 Cubikmeter in der Minute oder mehr als eine Million Cubikfuß in 24 Stunden beträgt, und dann diese Wassermasse mit den tausend Gletschern der Alpen multipliciren, so erhalten wir einen, wenn auch nur schwachen Begriff sowohl von der enormen Größe jener Eisanhäufungen, die in einem einzigen Tage solche Ströme aus ihrem unerschöpflichen Schooß ergießen können, als von ihrer mächtigen Wirkung auf die Bewässerung des Unterlandes. Diese Wirkung ist um so höher zu schätzen, als die Gletscher gerade im Hochsommer, wo sonst so manches Bächlein, so manche Quelle austrocknet, ihre Urnen am weitesten öffnen.

Die Abnahme der Gletschermasse durch die Schmelzkraft der Sonne bleibt sich natürlich nicht in allen Jahren gleich. Bedeutendere Schneefälle im Winter und naßkalte Sommer bewirken ein weiteres Vorrücken des Gletschers, während er unter den entgegengesetzten Verhältnissen sich zurückzieht. So oscillirt das untere Gletscherende fast von einem Jahr zum andern, und zwar manchmal so bedeutend, daß sein Vorrücken in das Thal nicht selten den armen Bewohnern einen bedeutenden Schaden zufügt.

Denn ebenso wenig, wie man dem heranrückenden Lavastrom einen Damm entgegensetzen oder der steigenden Fluth gebieten kann, vermag irgend eine Menschenkraft der furchtbaren Naturgewalt des nach unten hin sich ausdehnenden Gletschers Einhalt zu thun. Still und langsam, aber unwiderstehlich in seiner Macht rückt er vor, geht in Alpen und Wiesen hinein und zertrümmert oft Hütten und Ställe, um, wenn später wärmere Sommer ihn wieder zum Rückzug zwingen, durch öde Schutt- und Trümmerhaufen die Spur seines verheerenden Pfades zu bezeichnen.

Aus den alten Chroniken Grindelwalds im bernischen Oberland geht hervor, daß nach der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts eine Reihe schneereicher Winter alle Gletscher thalwärts drückte: der untere Grindelwaldgletscher streckte nach dem Ausdrucke der Grindelwälder „die Nase in den Boden“, zerstörte die Petronellencapelle die bis dahin im Grünen gestanden hatte, und nöthigte zum Abbruch vieler Häuser und Scheuern, damit sie nicht von dem heranrückenden Eiswall verschlungen würden.

In den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts war nach Angabe der Anwohner der prachtvolle Görnergletscher in gerader Linie eine halbe Stunde weit vorgerückt und hatte große Getreidestrecken bedeckt, wobei er den Acker und Rasenboden rings an seinem Ufer in tiefen Furchen aufpflügte.

Aber die Gletscher wirken durch ihr Vorrücken nicht nur unmittelbar zerstörend, sie verursachen bisweilen auch Wasseraufstauungen und Ueberschwemmungen, die noch weit verderblicher sind.

So bewirkt in den Oetzthaler Alpen die Bildung einiger Thäler und die zahlreiche Nachbarschaft kleinerer und größerer Gletscher, daß öfters der Ausfluß eines höher gelegenen Gletschers das Thal eines tieferen schneidet, und das Wichtige dabei ist, daß diese Kreuzungspunkte wegen ihrer großen absoluten Höhe (meist über 7000 Fuß) den Gletschern in einzelnen Jahren nicht unzugänglich sind. Erreicht einer derselben den Durchschnittspunkt, so ist dem Wasser des anderen der Abfluß gehemmt. In solchen Fällen kann sich das Wasser entweder einen Weg unter dem tiefergelegenen Gletscher bahnen, oder es muß sich hinter demselben zu einem See aufstauen, der bisweilen zu einer solchen Masse anschwillt, daß seine plötzliche Entleerung ungeheure Verwüstungen herbeiführt. Am

berüchtigsten ist in dieser Beziehung der Vernaggletscher geworden, welcher den Bach des Hintereisgletschers aufstaut und so den Rofnersee hervorruft. Wird die Wassermasse des See's zu mächtig, so verschafft sie sich einen gewaltsamen Ausweg und drückt entweder den ihr den Weg verriegelnden Eisdamm völlig fort, oder reißt nur die unteren Eismassen weg und stürzt dann durch eine weite Höhlung zu Thal.

Besonders plötzlich war die Entleerung des Rofnersees im Sommer 1848, und da seine Wassermasse von den Gebrüdern Schlagintweit auf 230 Millionen Cubikfuß berechnet wurde, so kann man sich einen Begriff von der wahrhaft titanischen Gewalt einer solchen Katastrophe machen.

Schon am 12. Juni wurde ein lauteres Murmeln des Gletscherbaches in Rofen bemerkt; das Niveau schien zu steigen, aber erst am folgenden Tage, am 13. Juni, wuchs die Wassermenge plötzlich ungemein schnell und erhielt sich nur eine halbe Stunde auf dem Maximum der Höhe. Diese Schnelligkeit des Laufes, verbunden mit einer so bedeutenden Wassermasse, brachte die überraschendsten Wirkungen hervor. Der Strom führte bedeutende Mengen von Schlamm, Sand, Felsen- und Eistrümmern mit sich fort. Sein Lauf war von einem ununterbrochenen Donner begleitet; die Wogen wurden an die Felsen geschleudert und machten Bogen von 10 bis 15 Fuß Höhe. Die Tiefe war nach der Thalbildung sehr verschieden. Bei Vent fanden die Gebrüder Schlagintweit noch die deutlichen höchsten Spuren des Wassers 24 Fuß über dem gewöhnlichen Niveau bei einer Breite von 60 Fuß. Bei jeder Erweiterung des Rinnsals wurde natürlich auch das Wasser breiter und dadurch die Schnelligkeit bedeutend vermindert. Noch mehr war dieses in den großen Thalbecken der Fall, welche gleich Schleusen das Wasser zurückhielten und nur sehr allmählig durch eine verhältnißmäßig kleine Oeffnung wieder entließen, so daß in den tieferen Thälern eine längere Dauer des hohen Wasserstandes stattfand, und das Wasser des See's erst nach 35 bis 40 Stunden sich völlig in den Inn ergossen hatte, während die Oetz nach ihrer gewöhnlichen Schnelligkeit ungefähr 7 bis 8 Stunden braucht, um denselben Weg vom Vernaggletscher bis zu jenem Fluß zurückzulegen.

In jeder Thalenge, durch welche sie mit wildem Gebrause sich fortwälzte, belastete sich die Fluth stets von Neuem mit Sand und Gerölle, welche sich in den folgenden Erweiterungen ablagerten, so daß auf diese Weise auf ihrem langen Wege eine Gesteinmasse fortbewegt wurde, welche den Inhalt des See's vielmal übertraf. Die größeren Geschiebe wurden natürlich stets nur kurze Strecken transportirt, und nur die feinen Suspensionen gelangten bis in den Inn, indem selbst der Sand schon in einzelnen Becken in großem Maße abgesetzt wurde.

Verfolgen wir nun die Wirkungen dieser entsetzlichen Fluth von oben nach unten, so finden wir, daß sie in der schönen Mulde von Vent bedeutende Stücke von Wiesen wegführte und zwei Brücken zerstörte. In der kleinen Thalweitung in Brand waren die abgesetzten Massen so bedeutend, daß die ganze, sonst so schön begrünte Fläche mit einer bis 4 oder 5 Fuß hohen Schicht von Sand und Steinen völlig überdeckt war.

In der Schlucht zwischen Lengenfeld und Umhausen waren durch die starke Verwitterung der brüchigen Gneißschichten schon ungeheure Schuttmassen aufgehäuft, welche durch die Gewalt des Wassers vielfach aus ihrer Lage entfernt wurden, so daß die kleine Straße völlig zerstört wurde. Ein großer Felsenblock am Ausgange dieser Thalenge zeigte die große Kraft dieses Stromes. Er hatte einen Inhalt von 4000 Cubikfuß; es waren viele Menschen mehrere Tage beschäftigt gewesen, um ihn zur Stütze der Brücke aus geringer Entfernung herbeizuschaffen; nun aber war er durch die gewaltige Elementarkraft in einem Nu mehrere hundert Schritte weit vom Platze gerückt.

Zu den unmittelbaren Zerstörungen des Wassers in der Sohle des Thales gesellten sich noch zahlreiche Erdbrüche und Steinfälle, welche an den Abhängen der Berge stattfanden und mit den Erschütterungen zusammenhingen, welche durch die Wassermasse und vorzüglich durch das stete Anprallen der mitgeführten Steine bewirkt wurden. Solche plötzliche Entleerungen

großer Wassermassen bringen daher in der Bildung der Thalsoolen bedeutendere Veränderungen hervor, als jahrelange Erosionen eines Baches von gewöhnlichem Zustande es zu thun vermögen.

Noch schrecklicher waren die Verheerungen, die im Jahre 1818 das Vorrücken des Getrozletschers im schönen Bagnesthal verursachte, durch welches die Dranse sich ergießt, um sich bei Martigny mit der Rhone zu vereinigen.

Ungeheure Eismassen, deren Wachsthum durch mehrere kalte Sommer begünstigt wurde, versperrten dem Flüßchen den Weg und bildeten einen großen See, der am 16. Juni, Nachmittags 4 Uhr, plötzlich seine Schranken durchbrach und innerhalb einer halben Stunde die ungeheure Masse von 500,000 Cubikfuß Wasser entleerte. Wie eine Sündfluth wälzten sich die Riesenwogen über das unglückliche Thal und stürzten sich mit einer Schnelligkeit von 33 Fuß in der Sekunde auf die Brücke des Weilers Monvoisin, die, obgleich sie 90 Fuß über dem Spiegel der Dranse steht, im Nu weggefegt wurde.

Häuser, Wälder, Felsblöcke, Trümmer aller Art mit donnerndem Brausen mit sich reißend, legte die gewaltige Fluth in 35 Minuten den 70,000 Fuß langen Weg vom Gletscher bis zum Dorfe Chable zurück, wo sie noch immer bis zu 50 Fuß über den gewöhnlichen Wasserstand der Dranse stieg und den Abhang bedrohte, auf welchem die Kirche und der größte Theil des Dorfes erbaut sind. Noch eine Minute, so war es um den blühenden Ort geschehen; da rettete der Durchbruch der Brücke und das Wegschwemmen der naheliegenden Häuser das Dorf vor dem sichern Untergang, und weiterstürzend durch das enge Thal ergoß sich endlich der unerbittliche Strom in die weite Ebene des Rhonethals, wo er die Obstgärten und Felder mit einer frischen Schlammdecke, mit Tausenden entwurzelter Bäume, mit Trümmern von Gebäuden, mit Leichen von Menschen und Thieren bedeckte und sich endlich in das Bett der Rhone verlor, die glücklicher Weise noch keinen hohen Wasserstand hatte und ohne ferneren Schaden die gewaltige Stürzfluth in sich aufnahm.

Bedenkt man, daß bei dieser entsetzlichen Katastrophe eine fünfmal größere Wassermenge, als der angeschwollene Rhein unterhalb Basel enthält, mit einer Schnelligkeit, welche die der reißendsten Ströme wenigstens dreimal übertrifft, sich durch ein enges Thal fortwälzte, so erhält man einen Begriff von der ungeheuern Naturkraft, die auf einer Strecke von 10 Stunden eines der schönsten Alpenthäler verwüstete. Wo noch am Nachmittage grüne Wiesen geprangt und blühende Obstbäume die Luft mit ihren Wohlgerüchen geschwängert, wo das Horn des Hirten erschallte und der Heerden melodisches Geläute, — da blickte der Abend auf öde Schutt- und Steinhaufen herab, und wo noch am Morgen Freude, Wohlstand, Hoffnung geherrscht, fand die untergehende Sonne nur Armuth und Verzweiflung. Ein Erdbeben hätte kaum fürchterlicher und schneller zerstören, der Ausbruch eines Vulkans kaum schrecklicher verwüsten können. Wie schwach ist der Mensch den ungeheuern Naturkräften gegenüber! wie wandelbar ist sein Glück, und wiesehr mahnen ihn solche Schläge des Schicksals an Bescheidenheit und Demuth!

Gerne vergleichen wir unsern Lebenslauf mit dem eines Flusses, aber auch die Geschichte des Gletschers hat Aehnlichkeit mit der des menschlichen Daseins. Vom Himmel abstammend, erhält der Gletscher dennoch seine Gestalt und Form von der geheimnißvollen Mutter der Berge, aus deren Schooß er hervorgeht. Erst sanft und lenksam, gewinnt er bald Bestimmtheit und Festigkeit, wie ihn sein unvermeidliches Loos vorwärts treibt. Gedrängt, gepreßt, einer unerbittlichen Gewalt gehorchend, rückt er vor, der Nothwendigkeit sich fügend und mit Narben bedeckt, die er im Kampf mit den sich ihm darbietenden Hindernissen erhalten. Fortwährend verzehrt er sich, und fortwährend werden seine Kräfte erneuert, bis endlich tief im Thal sein Leben erlischt, und am Ziel angelangt er die Bürde abwirft, die er während seiner mühseligen Laufbahn sammelte. Aber sein Tod ist zugleich seine Befreiung, denn wie frohlockend über die gesprengten Fesseln eilt er — ein schäumender Bach — durch die grünenden Thäler und gelangt endlich zum großen Ocean, wo sich ihm die Pforten der Unendlichkeit eröffnen.

Wanderungen in den vulkanischen Gebirgsgruppen in der Rheinprovinz.

Von Dr. Jacob Nöggerath.

(Schluß.)

Die wissenschaftliche Systematik unterscheidet scharf zwischen Alluvium und Diluvium, sie nennt die jüngsten Schichtenbildungen Alluvium, in welchen nur organische Reste von heutzutage noch lebenden Organismen vorkommen, Diluvium aber diejenigen, welche schon ausgestorbene Arten enthalten, wie dieses wirklich bei dem alten Löß der Fall ist. Die Lößbildung ist aber seit dem Anfange der Thaleinfurchung des Rheines immer fortgegangen, und der noch heute sich bildende Löß ist mit dem ältesten vollkommen gleichartig. Was nützt also hier die Eintheilung in Alluvium und Diluvium? Sie ist wenig praktisch und mindestens auf den Löß nicht anwendbar. Die Natur der Organismen hat sich nach und nach verändert. Da ist kein scharfer Abschnitt zu finden, den die Systematik so gern, ihrer Bequemlichkeit wegen, annehmen möchte.

Der kalkfreie Lehm, von welchem eine nähere Beschreibung unnöthig sein dürfte, da ihn Jedermann von seiner Benutzungsweise zu Ziegeln kennt, und der daher vielfach gewonnen wird, kommt sowohl auf Höhen, als im Rheinthale vor, und in letzterem bedeckt er meist den Löß. Er dürfte vorzugsweise aus der gänzlichen Verwitterung von Gesteins-Bruchstücken und der Vermischung mit vegetabilischen und animalischen Bestandtheilen hervorgegangen sein. Wo der Lehm über dem Löß liegt, gehen beide zuweilen in einander über und werden einander mehr oder weniger ähnlich.

Die Geschiebe-Lager, welche das Flußbett des Rheines, wie alle Betten von fließenden Gewässern anfüllen, bedürfen keiner weitern Erklärung, da sie früher schon besprochen worden sind, auch ist eine solche für die Entstehung der Dammerde oder Ackerkrumme kaum erforderlich, da sie bekanntlich als das jugendlichste Produkt der Oberfläche, lediglich eine Vermengung der vermoderten Pflanzen und Thiere mit den obersten Theilen der verwitterten, zersetzten und mehr oder weniger aufgelösten unterliegenden Felsarten (des Untergrundes) ist. Durch die Vermoderung der organischen Substanzen entsteht nämlich der Humus in der Dammerde. In meiner „Geognosie und Geologie“ sagte ich hierüber näher: „Wo die Vegetation sehr üppig ist, wie in den Tropengegenden, kann die Dammerde vielleicht eine Mächtigkeit von 6 bis 7 Fuß besitzen; die Mächtigkeit der Dammerde genau anzugeben, ist überhaupt schwierig wegen des allmähligen Uebergangs in den Untergrund. In den meisten Fällen schreitet die Dicke der Dammerde nur wenig vor. Die absterbende Vegetation und Animalisation bedingt allerdings eine Substanzvermehrung, aber diese verbleibt dem Boden meist nur in geringem Maße, sie wird theils unmittelbar von dem neuen Pflanzenleben verbraucht, theils in gasförmiger Gestalt der Atmosphäre übergeben und theils von den atmosphärischen Wassern auf der Oberfläche fortgeführt. So wird ziemlich Alles verbraucht, was die vergehenden Pflanzen und Thiere dem Boden bringen. Nur die sich ergebende geringe Differenz zwischen der Einnahme und Ausgabe und das nach und nach erfolgende tiefere Eindringen des Humus in den Untergrund kann eine Vermehrung der Dicke der Dammerde zu Wege bringen.“ Einen Chronometer für den gegenwärtigen Zustand der Erdoberfläche, den ältere Naturforscher in ihrer Mächtigkeit haben finden wollen, kann sie daher nicht abgeben.

Wenden wir uns nun auch überblickend zu den vulkanischen Bildungen unseres Gebiets. Eruptiver Entstehung sind nach der allgemeinen wissenschaftlichen Bezeichnung alle Gebirgsmassen, ganze Berge und selbst Bergzüge, welche die sedimentären Formationen von unten herauf durchbrachen und auf die Oberfläche gelangten. Wir theilen die eruptiven Bildungen in plutonische und vulkanische. Die ersten sind die ältern, sie entstanden unter eigenthümlichen, noch nicht völlig aufgeklärten Verhältnissen; die Männer der Wissenschaft sind noch immer mit der nähern Ermittelung derselben beschäftigt. Es gehören

dahin die Granite, Sienite, Porphyre u. s. w. Für unser Gebiet haben wir sie nicht zu berücksichtigen, sie sind darin, wie bereits erwähnt, an der Oberfläche nicht vorhanden. Die vulkanischen Bildungen aber treten zahlreich und mannichfaltig bei uns auf.

Man kann die vulkanischen Berge in zwei Abtheilungen bringen, welche sich in der äußeren Erscheinung wesentlich von einander unterscheiden, obgleich ihre Producte, nämlich ihre Gesteine, einander ziemlich ähnlich, oft sogar übereinstimmend sind.

Die einen der vulkanischen Massen haben sich über den Oeffnungen der durchbrochenen sedimentären Schichten entweder kuppenförmig aufgehäuft oder deckenförmig ausgebreitet. Die Eruption hat sich meist an derselben Stelle nicht wiederholt, sie war eine einmalige. Die hervorgedrungene Masse scheint sehr steif und zähe flüssig gewesen zu sein und verstopfte bald die entstandene Oeffnung. Quenstedt sagt: „Die feurigen Dinge brachen allerdings in gigantischem Maßstabe hervor, machten den Erdkreis weit erschüttern, aber damit war es abgethan, der Ausweg verstopfte sich wieder!"

Davon verschieden sind aber die eigentlichen Vulkane, welche einen von Zeit zu Zeit sich öffnenden Schlund (Krater) besitzen; ihm entströmen oft während mehrerer Jahrhunderte oder Jahrtausende feuerflüssige Massen als Lava und verbreiten sich in langen bandartigen Strömen, deren Dimensionen durch die Quantität und den Flüssigkeitsgrad der ausströmenden Maße und die Reliefgestalt des Terrains bedingt werden. Ihre Produkte sind besonders vorwaltend von schlackenartiger Natur und mit vielen Blasenräumen erfüllt. Die in der Lava enthaltenen Substanzen, welche bei ihrer Entwickelung Dämpfe oder Gase bilden können, bedingen die blasige und schwammige Struktur der meisten Steinbildungen der Vulkane. Die glas- und emailartigen Gesteine (Schmelze) und die fein zerriebenen sogenannten vulkanischen Aschen, die kleinen Schlackenbrocken (Lapilli oder Rapilli), die größern Auswürflinge verschiedener Art (vulkanische Bomben, Schlackenmassen, Bimssteine und dergl.), feuchte, schlammartige Massen, welche häufig als Tuffe erhärten, zeichnen die eigentlichen Vulkane noch vorzüglich aus. Bei den erloschenen Vulkanen hat sich der Feuerschlund (Krater) gänzlich geschlossen. Brechen noch heiße Dämpfe, beladen mit Schwefel und andern flüchtigen Mineralsubstanzen, aus den Spalten und Rissen der Gesteine, so nennt man solche Mittelzustände Solfataren nach der berühmten Erscheinung dieser Art bei Pozzuoli. Solfataren sind bei den rheinischen erloschenen Vulkanen nicht mehr vorhanden, und dürfte auch darin schon eine Andeutung ihres hohen Alters zu finden sein.

Alle vulkanischen Gesteine bestehen aus unmittelbar unter einander verbundenen Theilchen verschiedener Mineralien, meist aus drei oder auch aus mehreren, und dieses ist nicht allein bei dem scheinbar homogenen Basalte der Fall, welcher das Ansehen hat, als wäre er nur ein einziges selbstständiges Mineral, sondern auch selbst die vulkanischen Gläser und Schmelze (Obsidian, Pechstein und dergl.) haben sich bei neueren mikroscopischen Untersuchungen von nur papierdick geschliffenen Gesteinsplättchen als aus Krystallen verschiedener Mineralien zusammengesetzt erwiesen. Bei vielen andern vulkanischen Gesteinen, z. B. bei den Trachyten und Nepheliedoleriten, lassen sich die einzelnen Mineralien ihres Bestandes deutlich mit dem bloßen Auge erkennen. Bei dem Erkalten der Laven treten nämlich die chemischen Elemente in der geschmolzenen Masse zu verschiedenen Mineralien zusammen, welche sich krystallinisch gestalten. Die Zahl der in dieser Weise gewöhnlich entstehenden Mineralien ist eine ziemlich beschränkte, gerade als wenn die Natur eine besondere Vorliebe hätte, auf diesem Wege die Elemente zu wenigen bestimmten Mineralien zu verbinden.

Der allgemeine Ausdruck Lava deutet nur an, daß das Gestein wirklich aus einem Krater oder den Seitenöffnungen eines Vulkans ausgeflossen ist, ohne die specielle mineralogische Natur desselben zu bezeichnen.

Unser Gebiet hat vulkanische Berge in beiderlei Art der äußern Erscheinung, geschlossene Kuppen, Glocken oder Dome und eigentliche erloschene Vulkane und noch

viel Anderes, welches sich daran anschließt.

Bei unsern kleinen Wanderungen sollen die eigentlichen vulkanischen Gebilde vorzüglich unsere Aufmerksamkeit fesseln, die Berge der ersten Art aber doch auch nicht ganz außer Acht bleiben. Bei diesen Touren denke ich mich als Führer des geneigten Lesers oder, nach österreichischem Ausdruck, als geognostischen Begehungscommissar, und so treten wir denn zunächst von Bonn aus unsere Bergtour nach dem Roderberge bei'm Rolandseck, dem wunderschönen Punkte am Rhein im Angesichte des Siebengebirges gelegen, an. Der Roderberg ist, wie ich in Erinnerung bringe, der ziemlich weit ab von der Laacher See-Gruppe am meisten nördlichst und ganz isolirt gelegene erloschene Vulkan. Er ist keiner der ausgezeichnetsten seiner Art, hat nicht einmal einen Lavastrom, bietet aber Verhältnisse dar, welche wir anderwärts in unserem Gebirge kaum so ausgeprägt und erkennbar wiederfinden.

Es soll uns die Eisenbahnfahrt von Bonn über Godesberg nach Rolandseck bringen. Sie geht zu nahe bei der Rolandsecker Basaltkuppe unmittelbar vorbei, als daß es möglich wäre, einen Blick, der unsere geognostischen Anschauungen fördern könnte, derselben zu widmen. Wir kehren vom Bahnhofe ein paar Minuten Weges zu ihr zurück.

So nahe an die Eisenbahn anschließend ist die Kuppe gegen den Rhein hingekehrt, durch einen Steinbruch vom Fuß bis zur Höhe geöffnet, daß sogar noch Felsenmassen zum Räumen der Schienenlegung weggesprengt werden mußten.

Das Innere der Kuppe besteht aus Säulen von Basalt, welche in ihrer Verbindung unregelmäßige Büschel bilden. Die Säulenform erklärt sich einfach durch Spalten, Risse, welche bei der Erkaltung der einstmal geschmolzenen Gesteinsmasse durch Contraktion entstanden sind. Der Geognost nennt auch solche Säulen, Platten und selbst krummflächige Gesteins-Gestalten, welche durch Zerspaltungen in Folge von Zusammenziehung der Gesteinsmassen bei ihrem Festwerden entstanden sind, Contraktions-Formen. Sie dürfen nicht mit Krystallen verwechselt werden, wie dieß früher oft geschehen ist. Interessant ist an beiden Seiten der zusammenhängenden Säulengruppe des Rolandsecks ihre Begrenzung gegen den sie einschließenden Thonschiefer und Sandstein (Grauwacke) der Devon'schen Formation. Diese Grenzen werden gebildet durch einen mehrere Fuß breiten Streifen von lockeren, zum Theil erdig aufgelösten Bruchstücken von Basalt und von Devon'schem Gestein, welche unter einander vermengt sind. Es sind dieß die Reibungs-Conglomerate, wie sie der Geognost nennt, unverkennbar entstanden durch die gewaltsame Reibung der durch das Devon'sche Gebirge aufgestiegenen zähe flüssigen Basaltmasse an den Wänden der einstmaligen Oeffnung. An der Südseite des Steinbruchs sind diese Conglomerate besonders ausgezeichnet zu beobachten.

Wir nehmen den Weg über die Höhe des Rolandsecks oder durch die sogenannte Eliasschlucht, in beiden Fällen durch schöne Wald- und andere Anlagen des Herrn vom Rath, welcher in dem Dorfe Rolandseck eine zierliche Villa besitzt. Die Aussicht von dem Pavillon auf die Hälfte der Höhe des Basaltberges und besonders von dem neu erbauten Thurme, welcher wenige Minuten Wegs hinter der noch auf dem Basalte stehenden Ruine sich erhebt, ist eine der schönsten des ganzen Rheinlaufs. Der Thurm, nur der Aussicht wegen aufgerichtet, ist ein wahrhafter Luginsland. Eigentliche Basaltberge haben, wie erwähnt, keine Krater, aber dennoch hat ein älterer Naturforscher einen solchen bei der Ruine erkennen wollen und beschrieben. Der vermeintliche Krater ist nur ein alter eingebrochener Brunnen und zur vormaligen Burgfeste gehörig, welcher in der Gruppe von Basaltsäulen angelegt war. Indeß finden wir doch bald einen wirklichen Krater, wenn wir noch etwas hinter jenem Thurme aufgestiegen sind. Dieser Krater hat aber keine Beziehung zu dem basaltischen Rolandseck, er gehört einem eigentlichen Vulkan an, nämlich dem Roderberg.

Wir stehen plötzlich und unerwartet auf dem Rande des Kraters und schauen in den von ihm übrig gebliebenen weiten Circus hinein. Der höchste Punkt des Walles ist gegen Süden bei einem Tannen-

wäldchen, welches 590 Fuß über dem Meere sich erhebt (etwa 440 Fuß über dem Rheinspiegel). Sonst ist der Wall ziemlich gleich hoch und umschließt eine etwa 100 Fuß tiefe, etwas ungleichförmige schüssel- oder muldenförmige Einsenkung. In der Richtung von S.S.O. nach N.N.W. beträgt der Durchmesser derselben 220 Ruthen, von O.N.O. nach W.S.W. aber nur 170 Ruthen. Der Kessel wird meist von bebauten Aeckern eingenommen. Ziemlich in der Mitte desselben liegt der Bruchhof, ein Hofgebäude mit dem Zubehör der Wirthschaft.

Auf dem Kranze umher erscheinen Laven und Schlacken, schwarz oder braun, mehr oder weniger porös ausgestreut; sie sind oft von den Aeckern im Kessel haufenweise zusammengetragen. Ihre Form schilderte ich früher an einem andern Orte mit folgenden Worten: „Schiffstauförmig gewunden und gedreht oder irregulär wurstförmig sind viele der Auswurfsmassen oder Wurflaven gestaltet, oder auch erscheinen sie teller- und schüsselförmig mit unregelmäßig aufgestülpten Rändern, nicht selten von dem Ansehen ausgedorrter Kuhfladen." Die Schlackenstücke, Projektile zäheflüssig gewesener Massen, zeigen in ihren Gestaltungen den Einfluß der Wurf- und Rotationsbewegung und des Niederfallens auf festen Boden. Sie haben ganz dasselbe Ansehen, wie die aus dem Vesuv ausgeschleuderten und um den Krater herum niederfallenden Massen ähnlicher Art.

An der innern und westlichen Seite des Kraterrandes starrt eine nackte schwarze Lavawand in einem Steinbruche hervor. Sie besteht aus schollenartig über einander gehäuften Lavamassen, und am äußeren Abhange des Berges sind mehrere Aufgrabungen in eben solchen Lavaschollen vorhanden. Man gewinnt hier die eigenthümlichen knorrigen Massen zur Benutzung bei der Anlage sogenannter Grotten in Gartenanlagen; ihre Gewinnung wirft den benachbarten Bewohnern bei'm Verkaufe einen kleinen Gewinnst ab. In der Lava-Aufhäufung sind große Brocken von Grauwacken-Sandstein eingehüllt, nämlich große Fragmente desjenigen Gesteins, durch welches der Vulkan sich seinen Weg aus dem Innern der Erde gebahnt hat; bei dem Durchbruche der Lava wurden sie losgerissen und davon umflossen. Durch die Einwirkung der Hitze erscheinen sie roth gebrannt, wie Ziegelsteine, auch sogar zum Theil verschlackt, besonders an solchen Stellen, welche die Lava unmittelbar berühren. Aber auch kleine Quarzgeschiebe liegen in derselben Lava eingebacken, auf der Oberfläche mit einer geschmolzenen emailartigen Rinde umgeben. Sie sehen aus, als wären sie in der Gluth eines Porzellanofens glasirt worden. Die Emailkruste ist bald weiß, bald grün oder schwarz, oft laufen die Farben auch durch einander. Ein ganz niedliches Ansehen haben diese gleichsam candirten rundlichen Steinchen. Wo Quarz auf der Oberfläche angeschmolzen erscheint, ist die Hitze gewiß sehr groß gewesen, denn seine Schmelzung vermag nur die intensive Hitze des Sauerstoffgas-Gebläses.

Das durchbrochene Devon'sche Gestein, der Grauwacken-Sandstein, tritt merkwürdig genug am Rande des Kranzes noch in seiner gewöhnlichen Lagerung, und zwar ohne alle erkennbaren Spuren der Feuereinwirkung auf. Besonders sichtbar ist dieses an der westlichen Seite im Innern des Kranzes. Hier liegt unter einer zehn Fuß mächtigen Auflagerung von Rheingeschieben der Devon-Sandstein von weißlicher Farbe in einem sehr zersetzten, zerreiblichen Zustande. Dieses Gestein wird zur Fabrikation feuerfester Thonwaaren als Zusatz verwendet und zu dieser Benutzung gewonnen und verkauft. Die so tief eingreifende Verwitterung ist merkwürdig; man könnte glauben, daß Exhalationen von Kohlensäure oder von Chlor- oder schwefelhaltigen Gasen, welche häufig die vulkanischen Eruptionen begleiten oder ihnen nachfolgen, diese bedeutende Zersetzung der Kraterränder veranlaßt habe, doch wollen wir hier der Phantasie keinen zu großen Spielraum lassen, denn anderwärts, wo keine Vulkane in der Nähe sind, finden wir auch wohl, besonders unter der Auflagerung des tertiären Gebirges, die Devon-Schichten in einem ähnlichen Zustande der Zersetzung.

Der eigentliche vulkanische Schlund hat daher einen noch geringern Umfang ge-

habt, als die heutige kesselförmige Vertiefung. Letztere aber ist für die geologischen Hergänge noch besonders denkwürdig. Man hat nämlich ziemlich gegen die Mitte der Vertiefung bei dem Bruchhof vor mehreren Jahren einen Brunnen angelegt und mit demselben bis zu einer Tiefe von 62 Fuß nur Löß durchsunken. Diesem unerwarteten Verhalten entsprechen auch noch andere Thatsachen. Am westlichen Kraterrande lagern Rheingeschiebe unter vulkanischem Tuff, und eine halbe Stunde weiter nördlich vom Berge am Cäcilien-Haidchen (in der Volkssprache Zilligen-Haidchen) und von dort abwärts nach Lannesdorf hin bis ins Thal findet sich eine weit verbreitete Lage von zusammengebackenen oder auch von losen Schlackenbröckchen (Rapilli) auf und unter mächtigem Löß. Wahrscheinlich fielen die Rapilli, vom Winde erfaßt, auf schon gebildetem Löß nieder und wurden später wieder von neuem Löß bedeckt. Da eine solche entfernte Verbreitung von Rapilli nur an der Nordseite des Roderbergs vorhanden ist, so wäre daraus vielleicht sogar die Windrichtung zu bestimmen, welche zur Zeit seiner Eruption geherrscht hat. „Der Ausbruch des Roderbergs ist erfolgt, als die Bildung des Lößes noch nicht vollendet war,“ so folgert sehr richtig von Dechen aus den soeben mitgetheilten Erscheinungen, und auch ich hatte dieselbe Ansicht schon vor vielen Jahren ausgesprochen; aber jedenfalls muß nach der Höhenlage des mit Löß erfüllten Kraters die Thalbildung des Rheins bereits ansehnlich vorgeschritten gewesen sein. Vor dem Ausbruch bedeckten schon die Rheingeschiebe seine Stelle, wovon die in der Lava vorkommenden glasirten Beispiele Zeugniß geben. Gewiß ist also die vulkanische Thätigkeit des Roderbergs eine weit vorhistorische und numerisch nicht zu ermitteln.

Wenn dagegen eine Stelle in den Annalen des Tacitus (XIII. c. 57), welche von einem im J. 59 nach Chr. aus der Erde ausgebrochenen Feuer spricht, dessen Oertlichkeit, nach sehr wahrscheinlichen Auslegungen, in die Gegend der römischen Colonie der Stadt Cöln gesetzt wird, von einigen Naturforschern und Antiquaren für eine historische Nachricht von einem vulkanischen Ausbruche gehalten worden ist, den man gern auf den Roderberg als denjenigen Vulkan bezogen hat, welcher Cöln am nächsten liegt, so ist das um so mehr eine ganz unzulässige Conjektur, als auch die von Tacitus mitgetheilte Schilderung des Phänomens auf einen Haidebrand oder höchstens auf die Entzündung eines Braunkohlenflötzes besser paßt. Vor längeren Jahren habe ich gemeinschaftlich mit meinem verewigten naturforschenden Freunde Nees von Esenbeck diese Stelle des römischen Geschichtsschreibers in einer besondern Abhandlung kritisch beleuchtet, und sind wir dabei zu jenem negativen Resultate gekommen. Noch niemals hat man irgend in dem ganzen Gebiete unserer Betrachtung menschliche Gebeine in oder unter den von den Vulkanen ausgeworfenen Massen, Lavaströmen und dergl. gefunden, und Alles, was von Gegenständen menschlicher Bearbeitung (Artefakten) in solcher Weise aufgefunden sein soll, beruhet auf Täuschungen, wie dieß sorgfältige kritische Untersuchungen noch jedesmal ausgewiesen haben.

Schauen wir zu Bonn auf dem hohen Bastion des sogenannten Alten-Zolls, einem mit Recht seiner herrlichen Aussicht wegen hoch gepriesenen Punkte, an welchem in nächster Zeit die Statue des deutschen alten Arndt sich erheben soll, nach der Stelle hin, wo der Rhein sich zwischen dem Drachenfels und Rolandseck durchdrängt, so fassen wir zugleich neben diesem den Roderberg in seiner Breite in's Auge, kennbar an dem Tannenwäldchen auf der Höhe seines Kranzes. Früher sagte ich davon einmal: „Hätten wir ihn von diesem Punkte zur Zeit seines Ausbruchs sehen können, so müßte er einen ungemein prachtvollen Anblick in seiner hoch in die Lüfte strebenden, glühenden, von Blitzen durchkreuzten Piniensäule gewährt haben. Aber die Zeit, in welcher er thätig war, liegt weit vor derjenigen, wo es menschliche Ansiedelungen gab“.

Es mag noch hier erwähnt werden, daß man von der rechten Rheinseite auf dem Gipfel des Drachenfels einen vortrefflichen Ueberblick des Kraters des nahe, aber auf der anderen Seites. des Rheines

gelegenen, viel niedrigeren Roderbergs erhält.

Wir kehren wieder zur Bahnhofstation Rolandseck zurück, um unsere Tour bis zum Dorfe Brohl, welches wir in nicht halbstündiger Fahrt erreichen, auf der Bahn fortzusetzen. Am Bahnhof Rolandseck, dem stattlichen Stationsgebäude, einem beliebten Vergnügungspunkte für die Bewohner der weit umher liegenden Gegend, unmittelbar gegenüber, kann uns noch die abgetragene Bergwand einige Minuten in Anspruch nehmen. Ganz unten sehen wir die gebogenen, sattelförmigen Schichten der Devon'schen Formation. Oben sind sie von der Erosion zerstört und abgebrochen. Darüber lagert eine mächtige Geschiebeschicht des alten Rheinbetts, und über ihr erhebt sich eine fast senkrechte Wand von ebenfalls mächtigem Löß. Gerade auf der Scheidung der Geschiebe und des Lößes fand man bei den Erdarbeiten zur Anlage der Eisenbahn mehrere Zähne (Stoß- und Backenzähne), und Knochen vom Mammuth, wovon das naturhistorische Museum der Universität Exemplare aufbewahrt. In der Lößwand befinden sich Hunderte tief darin eingehender kleiner Löcher. Die Uferschwalben haben sie kunstfertig in der lockern Masse eingegraben und pflegen darin in den eingebauten Nestern ungestört ihre Jungen, nicht achtend des lärmenden Getöses der unmittelbar daneben vorbei fahrenden Eisenbahnzüge. In der steilen Lößwand sind sie gesichert, ohne Leiter können die Nester-Löcher von Menschen nicht erreicht werden. An andern Orten bauen sich auch in ähnlicher Weise Wespen ihre vielkammerigen Wohnungen an solche Lößabhänge.

Auf dem Wege nach der Station Brohl sehen wir noch bedeutende Lößwände auf der rechten Seite der Bahn, besonders zwischen Remagen und Sinzig, überall auf dem alten Geschiebe-Bett des Rheins aufliegend.

Den interessanten großen Basaltberg bei Oberwinter, dem Städtchen Unkel auf der rechten Rheinseite gegenüber, an dem sich im Jahre 1846 ein sehr merkwürdiger Bergschlüpf ereignete, welchen man irrthümlich als eine Folge vulkanischer Regsamkeit angesehen hatte (ich habe ihn in einer besondern Abhandlung beschrieben), lasse ich diesesmal ebenso außer Acht, als noch manches Andere, welches auf einem Abstecher von ein paar Stunden Wegs in dem Thale der Ahr, über welche die Bahn hingeht, zu schauen wäre, um bald zu dem Centrum der Laacher Seegruppe, dem See selbst, zu gelangen.

Aus dem zusammenhängenden Gebirgszuge tritt etwas hervor gegen den Rhein hin der Berg, auf welchem das Schloß Rheineck prangt, neu erbaut im Rundbogen-Styl von seinem gegenwärtigen Besitzer, dem preußischen Minister a. D., Hrn. v. Bethmann-Hollweg. Der verdienstvolle Architekt Joh. Claudius de Lassaulx aus Coblenz war der Baumeister dieser Burg, welche eine Zierde der Gegend und besonders auch wegen der darin befindlichen gemalten Kunstwerke sehenswerth ist. Das Schloß Rheineck, vormals der Sitz eines Burggrafen, Herr einer Grafschaft mit Land und Leuten, hat eine umfassende Geschichte, welche schon im eilften Jahrhundert beginnt. Geh. Med.-Rath Dr. Wegeler schrieb darüber eine eigene Schrift, und von Stramberg widmet in seinem ebenso geschwätzigen, als tief gelehrten „Rheinischen Antiquarius" einen großen Abschnitt der Burg Rheineck und ihren Burggrafen. Nach Simrock war Rheineck die Markscheide zwischen den alten Eburonen und den Trierern, auch liegt es auf der Sprachscheide zwischen dem rheinischen Nieder- und Oberlande, deren beiden Dialekte wesentlich von einander abweichen.

Bald zieht vor uns hin eine Straße von Häusern dem Flusse entlang. Sie heißt Nippes, wird aber jetzt meist mit dem Namen „Auf der Brohl" bezeichnet, von dem nahe dabei gelegenen und damit zusammengehörigen Dorfe Brohl. Am Nippes lagern große Haufen von Tuffstein, trivial Dückstein genannt. Die regelmäßigen Aufschichtungen der Steine, sogenannte Arken (wahrscheinlich nach der hiesigen Mundart der Plural von Arche) machen uns mit dem wichtigen Material bekannt, welches in dem Brohlthale und in einigen andern in dasselbe mündenden Thälern gewonnen und zur Verwendung als Wasser-Cement in ganzen Schiffsladungen verführt wird und besonders für die Wasser-

bauten von Holland von großer Wichtigkeit ist.

Es darf dieses Gestein nicht mit dem Kalktuff, einer jugendlichen Steinbildung, welche sich aus kalkigen kohlensäurehaltigen Wassern niederschlägt, verwechselt werden, wenngleich man auch den Kalktuff wohl Tuffstein nennt. Aus dem Lateinischen Tophus kommt der Name Tuff her, mit welchem die Alten im Allgemeinen eine lockere, fast erdige Steinart bezeichneten, bald jenen Kalktuff, bald aber vulkanische Auswurfsmassen besonderer Art. Unser Tuffstein ist der italienischen Pozzolana in der Entstehungsweise und im Bestande ähnlich und ebenfalls dem Bimsstein-Tuff, unter welchem Herculanum begraben wurde; besonders aber stimmt er mit dem meist weniger festen Tuff von Pausilippo überein. In der Wissenschaft nennt man das Gestein Traß. Die Provinzialsprache gibt ihm aber erst dann den Namen Traß, wenn es zu feinem Staube gepocht oder gemahlen und so zur Anwendung als Wassermörtel vorbereitet ist. Traß kommt aus dem Holländischen: Tyras, heißt Kitt. Man nennt den Holländer Bernhard von Santen aus Dortrecht als denjenigen, welcher im Jahre 1662 die erste Traßmühle am Rhein aufgerichtet hat. Ein Holländer hat auch wegen des Tuffsteinhandels im Jahr 1712 das erste Haus von Nippes erbaut, und davon stammt der Name des Dorfes ab: noa by Huys, weil es nahe bei Brohl, dem ersten Wohnorte des Mannes, gelegen war.

Der Tuffstein besteht aus einer weißlich-, gelblich- oder bläulich-grauen zusammenhängenden, ziemlich weichen Steinmasse, welche viele rundliche Bimssteine enthält. Der Bimsstein ist häufig in einem aufgelösten Zustande, nicht selten ganz ausgewittert, und dann erscheint der Tuffstein löcherig. Zur Anwendung als Cement wird der festere, sogenannte „blaue Stein" am meisten geschätzt. Der Zusammenhalt dieser Varietät des Tuffsteins ist der Art, daß seine Gewinnung mit Sprengarbeit mittelst Pulver geschieht. Es klingen sogar bei'm Uebereinanderwerfen die scharfkantigen Bruchstücke der bessern Sorten von Tuffstein. Die Hauptmasse des Tuffsteins dürfte fein zerriebener und aufgelöster Bimsstein sein. Indeß bildet er keineswegs eine homogene Steinart; er besteht vielmehr aus feinen Steintrümmern und enthält auch größere Bruchstücke eingemengt von frischen und zersetzten Schlacken basaltischer oder augitischer Lava, Devonschiefer und Sandstein, auch kommen Stückchen und Krystalle von einigen vulkanisch gebildeten Mineralien, Augit, Glimmer, Magneteisenstein, Hauyn u. s. w. darin vor. Die eingeschlossenen Devon'schen Gesteinsbrocken haben bald Feuereffekte erlitten, gerade so wie sie sich am Roderberge finden, theils sind sie aber ganz frisch, ungebrannt, nicht geröstet.

Nicht selten finden sich in dem Tuffstein ganz und halb verkohlte Baumstämme, Aeste und Blätter, in schwarze Kohle verwandelte Bäume. Sie sind zuweilen in einer solchen Lage darin, wie bei dem lebenden Baume, und haben noch ihre vollkommene Rundung. An einigen Punkten stehen viele Stämme aufrecht nahe bei einander, sie reichen zuweilen bis in den Lehm, welcher unter dem Tuffstein auf dem Devonschiefer liegt, und befinden sich daher unverkennbar noch an der Stelle ihres ursprünglichen Wachsthums.

Diese vegetabilischen Reste scheinen sämmtlich noch lebend vorhandenen Pflanzenspecies anzugehören; Göppert, der ausgezeichnete Pflanzen-Paläontologe, sah darunter die Blattreste der noch häufig dort vorhandenen Zitterpappel (Populus tremula) und jüngst bestimmte auch Dr. Andrae Blätter in diesem Tuffstein als solche von Baldrian (Valeriana officinalis L., und zwar von der Varietät sambucifolia Mik.) und von der großen Brennnessel Urtica diocea L.). Von Dechen beobachtete, daß die Blattreste meist in den tiefsten Lagen des Tuffsteins ausgebreitet liegen, gleichsam auf dem Boden, auf welchem sich die Masse des Tuffsteins abgelagert hat. Die Erhaltung der Blattnervuren ist sehr vollkommen, und die Blätter erscheinen auf dem Tuffstein wie die getreuesten Kreide-Zeichnungen auf Papier von gelblichem Ton.

Die fossile Flora aber, welche im Tuffstein eines anderen, gar nicht mit dem Brohlthale communicirenden und mehr

südlich in den Rhein einmündenden Thale, in dem der Nette, bei Plaidt, Kruft, Kretz u. s. w. vorkommt, hat aber den Habitus der fossilen Pflanzen der tertiären Braunkohlen-Formation. Hiernach ist diese Ablagerung also viel älter, als diejenige des Brohlthales u. s. w.

Es sehen allerdings die Kohlen aus dem Tuffstein meist so aus, als hätte die Verkohlung der Hölzer durch höhere Temperatur-Einwirkung stattgefunden; indeß gibt es doch auch Exemplare, welche mehr das Ansehen von Braunkohlen haben. Ein solcher dicker Stamm, noch im Tuffstein inne sitzend, ist in dem naturhistorischen Museum der Rhein-Universität zu Bonn aufgestellt. Die Bemerkungen von Dechens über die Art der Verkohlung dieser Hölzer sind beweisend. Er sagt: „Wenn auch das verkohlte Holz ganz so aussieht, wie die in Meilern angefertigte Holzkohle, so liegen doch Beweise genug vor, daß hier an eine Verkohlung durch höhere Temperatur nicht gedacht werden kann. Nicht allein, daß bei weitem die meisten Stämme sich in aufrechter Stellung befinden, daß bei vielen die Rinde nur schwach gebräunt und das Innere dagegen ganz schwarz und der Holzkohle ähnlich ist, finden sich auch andere, welche nur die Rinde erhalten haben, während das Innere ganz mit Tuffstein erfüllt ist. Aber sowohl bei allen Stämmen, die bis $^3/_4$ Fuß Durchmesser haben, als bei Aesten von 1 Zoll Durchmesser findet sich der umschließende Tuffstein ganz unmittelbar und dicht anliegend, so daß der verkohlte Stamm oder Ast noch jetzt ganz genau denselben Raum einnimmt, wie bei der Umhüllung durch die Gesteinsmasse, während bei jeder Umhüllung durch höhere Temperatur ein sehr starkes Schwinden der Holzmasse um $^1/_3$ bis $^2/_3$ eintritt." So leicht also auch der Laie bei dem Anblick dieser verkohlten Stämme glauben könnte, die deutlichsten Feuer-Effekte zu erblicken, und sogar Steininger glaubte, die schlammigen Massen hätten Hitze genug gehabt, um Baumstämme zu verkohlen, was an sich aus physikalischen Gründen ganz unwahrscheinlich ist, so beweisen doch jene Beobachtungen, die ich bewahrheiten kann, daß vorliegend die Verkohlung des Holzes auf andere Weise vorgegangen sein muß, und zwar auf nahem Wege, ähnlich wie bei den Braunkohlen.

Betrachten wir näher den Tuffstein auf seiner natürlichen Lagerstätte; seine Entstehung möchte sich dann ermitteln lassen. Bei dem Dorfe Brohl mündet das interessante Thal des Baches dieses Namens, auch Orbach genannt, in der Nähe einer Eisenbahnstation, in den Rhein. Durch dieses Thal pflegt man vom Rheine ab gern den Weg zum Laacher See zu nehmen. Seine Entfernung vom Rhein beträgt zwei Stunden Wegs. Der Tuffstein bildet nur die Ausfüllung oder bestimmter eine Bekleidung des Brohlthales und einiger darin einmündenden Nebenthäler, nämlich des Thals des Heilbrunnens von Tönnisstein und von Glees. Der Tuffstein, aufgelagert auf dem Devonschiefer, steigt bis zur Höhe von 50 bis 150 Fuß an den Thalwänden auf, wird aber noch von dem Schiefer bedeutend überragt. An manchen Stellen des Gehänges fehlt der Tuffstein ganz, und diese zeigen die Thonschieferfelsen der Devon-Formation frei von aller Bedeckung. An einigen Punkten setzt der Tuffstein sogar einige Fuß tief unter die gegenwärtige Thalsohle nieder, an andern liegt er auf dem Schiefer oder auf Bachgeschieben, welche jenen noch bedecken. Der Bach mit seinen Geschieben war also schon vor der Tuffstein-Auflagerung vorhanden. In dem Tuffstein ist nur theilweise die Schichtung deutlich zu erkennen, und dann ist sie durch eingemengte fremde Gesteins-Bruchstücke angedeutet, mitunter bilden diese sogar eigentliche Conglomerate. Viele Massen sind aber ohne Schichtungsstreifen, und gerade diese ungeschichteten Massen liefern den guten Traß. Mehr lockere Massen, welche man wilden Traß nennt, umgeben den guten Tuffstein und liegen mitunter in ihm. Zur Anwendung als Cement hat der wilde Traß meist nur einen untergeordneten Werth. Meist wird er gar nicht gewonnen, und diesem Umstande ist es zunächst zuzuschreiben, daß die Gehänge ein örtlich seltsam zerstörtes, man möchte sagen zerfressenes, von großen Höhlungen durchbohrtes Ansehen haben, welches den Thälern einen ganz eigenthümlichen romantischen Charakter verleiht. Die üppige, lustig im Steinbruchsschutt wuchernde, zum

Theil außergewöhnliche Vegetation contrastirt eigenthümlich gegen die vorwaltend weißliche Farbe der Tuffsteinwände und des Schuttes. Die mannichfaltigen Scenerien, welche nach und nach in den sich windenden Thälern und an ihren hastig forteilenden Gebirgswassern hervortreten, ergötzen das Auge durch ihre wilden kleinlandschaftlichen Bilder, andrerseits erinnert aber der fremdartige Ton des Ganzen an Analogien aus der Gegend des Vesuvs.

Folgendes aus einer ältern Mittheilung von mir dürfte vom genetischen Standpunkte aus eine nähere Anschauung der Lagerungsverhältnisse des Tuffsteins geben können. „Durch doppelte Wirksamkeiten, natürliche und künstliche (Steinbruchsbetrieb), welche seit sehr langen Zeiten in den Thälern thätig waren, ist ein sehr großer, wohl der größte Theil der Tuffsteinmasse, welcher dieselben einstmals erfüllte, weggeschafft worden. Jene Masse hat als Produkt der letzten Eruptionen der benachbarten Vulkane die Thäler bis zu einer bestimmten Höhe ganz erfüllt. Die Bäche aber haben nach jener Epoche gleich ihr altes zerstörendes Geschäft wieder begonnen und dieses bis auf den heutigen Tag fortgesetzt; durch ihre mechanische Gewalt und die auflösende Eigenschaft des Wassers haben sie das Bett, welches sie einnehmen, vertiest und dadurch den ohnehin ziemlich lockern Tuffstein zum großen Theile mit sich fort und in den Rhein geführt. Man kann im Brohlthal recht gut diese Wirkung des Baches in der Erscheinung erkennen, daß die entblößten Thonschiefer- und Grauwacken meist gerade an solchen Stellen frei an den Abhängen zu schauen sind, wo das Thal plötzlich eine Wendung macht. Solche Punkte mußten natürlich von der strömenden Gewalt des Baches am stärksten angegriffen werden, und hier hat in Folge der langzeitigen Wirkung ein gänzliches Wegwaschen der Tuffsteinbekleidung stattgefunden. Vielleicht ebenso viel Tuffstein, wie die Bäche aus den Thälern weggeschafft haben, ist durch die Steinbruchsarbeiten aus ihnen fortgeführt worden.“ Denkt man sich in dem Brohlthale die Fluthen eines Wolkenbruchs hereinbrechen, wie ein solcher am 11. Juni 1859 wirklich sich ereignete, welcher die größten Zerstörungen an den durch den Steinbruchsbetrieb gelockerten Tuffstein-Wänden und Pfeilern, das Wegreissen von Häusern, Mühlen, Brücken u. s. w. und den Tod von 40 Menschen unter den fünfzehn Fuß hoch gestiegenen Wasserfluthen zur Folge hatte, so wird man die verheerende Gewalt der Gebirgswasser von starkem Gefälle um so leichter begreifen, — und solcher Ereignisse können im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende vielleicht viele hier vorgekommen sein. Von jenen Zerstörungen, die ich selbst an Ort und Stelle am folgenden Tage des gewaltigen Phänomens gesehen habe, sind noch heute die hinterlassenen grausigen Spuren zu schauen. Ueberall ist Tuffstein am Bache und am Gehänge abgewaschen, und die Trümmer sind in den Rhein geführt worden.

Die Entstehung des Tuffsteins und die Art und Weise, wie er in die vorhandenen Thäler gekommen sein kann, bleibt noch zu erörtern. Von Dechen hat die von mir früher ausführlicher ausgesprochene Ansicht darüber unter Anführung meines Namens schärfer in die Enge gebracht, und ziehe ich der Kürze wegen daher vor, seine Worte statt meiner eigenen hier aufzunehmen: „Es sind immer die in den vulkanischen Schlünden fein zertheilten, zerriebenen Massen, die sogenannten Aschen, welche in Verbindung mit Wasser die Tuffe erzeugen. Sie können sich in einer dreifachen Weise bilden. 1. Die Aschen fallen in Wasser auf die Oberfläche und gestalten damit eine breiartige Masse, welche bei ihrem Austrocknen ein mehr oder minder fester Tuff wird. 2. Die so häufigen und gewaltigen sogenannten vulkanischen Regen fallen in die Umgebung, wo sie sich mit den lockern und staubartigen Auswürflingen der Vulkane vermischen, damit breiartige Ströme bilden, welche verheerend die Abhänge herunter sich bewegen. 3. Aus den vulkanischen Mündungen wird Wasser brei- oder teigartig mit dem zerriebenen feinen Gesteinsstaub, der Asche und dem Bimsstein verbunden ausgeworfen, und in dieser Weise werden große Zerstörungen um die Vulkane herum bewirkt. Wie diese Wasserwirkungen obgewaltet haben mögen, wird sich nicht leicht mit völliger Gewißheit ausmitteln lassen,

denn die Ablagerung muß in den drei angegebenen Fällen ziemlich von derselben Beschaffenheit sein. Die staubartigen Auswurfsstösse mußten sich zunächst an den die Vulkane umgebenden tiefern Punkten in den Thälern ablagern, sie selbst so hoch anfüllen, als es die Masse, ihre Consistenz und die Neigung der Thäler gestattete."

Die Anführung der vulkanischen Regen möchte vielleicht für weniger mit den Phönomenen der Vulkane vertraute Leser die Erläuterung erfordern, daß bei den Ausbrüchen auch große Mengen von Wasserdämpfen aus dem Krater in der Piniensäule hoch in die Luft aufsteigen, welche sich dann wolkenartig ausbreiten und bei ihrer Condensation als Platzregen in der Umgegend niederfallen und besonders in ihrer Verbindung mit Asche große Verheerungen, besonders an Bäumen und nutzbaren Pflanzen, anrichten. Die Gegend des Vesuvs ist solchen Ereignissen bei seinen Eruptionen nicht selten ausgesetzt.

Die unverkennbare Schichtung des Tuffsteins dürfte dafür sprechen, daß die Ergießung seiner Masse in die Thäler nicht eine einmalige war, sondern sich mehrmals wiederholt hat. Auch die Tuffe, welche die Stadt Pompeji bedecken, gehören nicht einem einzigen Ergusse an, sie rühren nachweisbar von mehreren Ausbrüchen her.

Uebrigens ist es am wahrscheinlichsten, daß die Masse des Tuffsteins in der oben unter 3. angegebenen Weise breiartig aus vulkanischen Spalten oder Schlünden ausgeworfen, derselbe also eine sogenannte Schlammlava oder eine Art von Moja ist, wie man solche bei den Vulkanen der Andeskette nennet. Jedoch enthält die Moja in den Anden eine kohlige Substanz und ist brennbar, weicht daher in dieser Hinsicht von dem Tuffstein ab.

In Quito sind Fälle bekannt, bei welchen die vulkanischen Schlammströme Gebiete von Quadratmeilen mit ihren Wohnungen und Gefilden bedeckt und völlig verheert haben. Die Wasser haben sich dort vermischt mit den staubartigen Gesteinsmassen, in Höhlungen der Vulkane angesammelt und werden bei Eruptionen ausgeworfen, selbst zuweilen mit einer so großen Menge kleiner Fische (Kyklobenwels, Simelodes Cyclobum A. v. H.), daß deren Fäulniß verheerende Faulfieber erzeugten. Die sehr große Masse des Tuffsteins, welche im Nettethal noch viel beträchtlicher, als im Brohlthale ist, redet der Ansicht, daß er eine eigentliche Schlammlava sei, sehr das Wort. Die Schlammströme, welche auf Java von Zeit zu Zeit den Vulkanen entfließen, sind auch in der Masse dem Tuffsteine ganz ähnlich. In Guatemala haben die übergesiedelten Spanier schon seit dem 16. Jahrhundert zwei Arten von Vulkanen unterschieden: Feuer-Vulkane und Wasser-Vulkane (Volcanos de fuego und de agua).

Mag auch der Schlamm, wie zu vermuthen ist, sehr steif gewesen sein, so muß er doch durch das nach dem Rheine offene Brohlthal in den letztern geflossen sein. Natürlich ist er hier von dem Flusse fortgeschwemmt worden. Bei Bonn, Köln und Düsseldorf finden wir ziemlich entfernt vom Rhein im alten Bette des Flusses bei seinen Geschieben nicht unbedeutende Ablagerungen von Bimsstein. Die auf dem Wasser schwimmenden Bimssteine sind hier zusammengeschwemmt und an seichten Stellen abgelagert worden. In kleinen ruhigen Buchten des Rheins sammeln sich noch heutzutage Bimssteine an, welche der Fluß mitbringt und die ihm von der Brohl und Nette aus dem Tuffstein zugeführt werden.

In dem Tuffstein hat man bisher noch keine andern Thierreste gefunden, als nur in den darin eingeschlossenen Bimssteinen die Kieselpanzer von mehreren Infusorien-Arten. Dem scharfsinnigen Forscher nach dem „kleinsten Leben" in der Natur, Prof. Ehrenberg in Berlin, verdanken wir diese Entdeckung, welche an sich nicht sehr befremdend ist, da die Thierchen, welche ihre Hüllen zurückgelassen haben, in den Wassern aber so gut gelebt haben können, wie die kleinen Kyclobenwelse. Es würde selbst nicht auffallend sein, wenn man auch noch die Reste von Landthieren im Tuffstein eingehüllt fände; seine Bildungsweise würde dem nicht widersprechen. Wo Baldrian und Brennesseln auf dem Boden sich ausbreiteten und Zitterpappeln in die Luft strebten, fehlten Säugethiere, Eidechsen, Frösche und Insekten gewiß nicht, wenn auch keine menschlichen Wohnungen, Mühlen, Traßpochwerke

und dergl. wie heutzutage in den Thälern vorhanden waren. Fänden sich Reste von Thieren im Tuffstein, so würden sie darin ebenso gut ihre Abdrücke hinterlassen haben, wie der naturgetreue Abdruck einer Frau mit ihrem Kinde auf dem Arm, den man in Pompeji im Tuffe auffand.

Von Dechen hat sich viele Mühe gegeben, durch Messungen des Höhestandes der Tuffstein-Ablagerung in den Thälern zu ermitteln, in welcher Richtung die Schlammströme geflossen sind, jedoch haben ihn diese Ermittelungen nicht zu einem ganz positiven Resultat geführt. Die Oertlichkeiten, wo die Schlammströme aus Spalten oder Schlünden hervorbrachen, lassen sich nicht nachweisen. Wahrscheinlich sind sie durch ihr eigenes Produkt verdeckt. Daß diese Ströme aus denjenigen Kratern ausgebrochen sein sollen, welche sonst nur schwarze oder braune augitische Laven geliefert haben, wie deren mehrere nahe genug bei unsern Thälern liegen, ist nicht wahrscheinlich. Auch A. von Humboldt hat darüber Zweifel geäußert. Die Schlamm-Ausbrüche sind jüngere, als die eigentlichen Lavaströme.

In der Architektur findet der Tuffstein eine zweifache werthvolle Verwendung, einmal zu Baustein, da er sich zu Quadern und in sonst beliebiger Form behauen läßt und ungeachtet seiner Weichheit der Zersetzung durch die Atmosphärilien trefflich trotzt, und dann vorzüglich im fein gepochtem oder gemahlenem Zustande als Traß zum Wasser-Cement. Den Römern war der Tuffstein schon aus ihrer Heimath in einigen Anologien bekannt, und so ist es sehr erklärlich, daß sie ihn auch am Rhein zu ähnlichen Zwecken vielfach benutzten. Seine leichte Gewinnung und Bearbeitung zu regelrechten Bausteinen mußte sie dazu einladen. Römische und auch wohl noch ältere Baureste in der Rheingegend bestehen häufig ganz aus Tuffstein. Selbst altgermanische Todtenkisten, welche an verschiedenen Orten ausgegraben worden, sind aus ihm gehauen. Die großartigste Anwendung als Baustein fand er aber in der Zeit des rundbogigen Baustyls an Kirchen und anderen öffentlichen Gebäuden sowohl, als an Wohnhäusern. Koblenz, Andernach, Sinzig, Ahrweiler, Breisig, Bonn, Siegburg, Köln u. s. w. haben die Beispiele zu Hunderten aufzuweisen. Der dem Auge freundlich zusagende gelblichgraue Ton des Steins wird in der Luft während mehrerer Jahrhunderte nur sehr wenig verändert, er wird blos etwas dunkler; man braucht ihn dann nur leicht äußerlich zu behauen, um ihm seine frühere Frische ganz wiederzugeben, wie dieß bei der schönen alten Münsterkirche zu Bonn vor einigen Decennien geschehen ist.

In den letzten Jahrhunderten sind wenige Bauwerke aus Tuffstein errichtet worden. Die allgemeinere Anwendung der Ziegelsteine und der Werth, den der Tuffstein für die Holländer als Traß hat, mag daran Schuld sein. Aber seit in den jüngsten Jahrzehnten die Baulust für größere und namentlich für Prachtbauten in alterthümlichem Styl sehr gestiegen ist, verwendet man dazu auch wieder vielfach unser Feuer- und Wasserprodukt.' So besteht namentlich die neue wunderschöne Apollinariskirche zu Remagen daraus, welche der verewigte Graf Fürstenberg-Stammheim mit großem Aufwande erbauen ließ. Ihr Architekt, der ebenfalls bereits verewigte vortreffliche Baukünstler Zwirner in Köln, wußte das herrliche Material zu würdigen.

Die Tuffsteine von den vielen alten, während der französischen Herrschaft abgebrochenen Kirchen der Rheinstädte sind meist zu Traß verpocht verwendet worden, obgleich sie keinen so guten Cement geben, als frische Steine. Es dürfte aus solchen alten, Jahrhunderte lang den Einflüssen der atmosphärischen Wasser und der Zersetzung überhaupt ausgesetzt gewesenen Bausteinen ein Theil der darin enthalten gewesenen löslichen Kieselerde ausgelaugt worden sein, denn die Theorie der hydraulischen Mörtel beruhet darauf, daß die in ihnen enthaltene lösliche, gelatinirende Kieselerde mit den übrigen darin vorhandenen Oxyden im Mörtel Silicate bildet, welche eine bedeutende Festigkeit und Unlöslichkeit im Wasser erlangen.

Die Römer, welche nicht allein Steinbruchsbetrieb im Brohlthale, sondern auch im Nettethale führten, haben in beiden Gegenden interessante Spuren davon zurückgelassen. Der Ort Kruft, bei welchem alte, ausgedehnte unterirdische Arbeiten zur

Gewinnung von Tuffstein vorhanden sind, hat wahrscheinlich sogar seinen Namen von Crypta, Gruft, unterirdisches Gewölbe. In den dortigen unterirdischen bergmännischen Ausführungen sind selbst Götterbilder von Kunstwerth in Tuffstein ausgemeiselt gefunden worden. Viel zahlreicher wurden aber römische Alterthümer in den mit Tagebau betriebenen Gruben des Brohlthales im Schutte entdeckt, und noch in der neuesten Zeit kommen solche Funde vor. Es sind vorzüglich aus Tuffstein gearbeitete Altäre und Votivsteine, viele derselben mit Inschriften nnd Bildwerken, und da man auch halbfertige solcher Arbeiten gefunden hat, so dürfte hier ein Fabrikationspunkt derselben gewesen sein. Auch römische Münzen von Germanicus, Gratian und Constantin lagen im Steinbruchschutt. Noch im Jahre 1862 sind bei Ausgrabung der römischen Fundamente in dem Heilbrunnen gegen 100 römische Kupfermünzen, meist von Kupfer und Bronze, gefunden worden, welche als Weihgeschenke der Heilung Suchenden angesehen werden dürften.

Die meisten jener Altäre sind dem Hercules Saxanus gewidmet, und deren befinden sich viele im Alterthümer-Museum der Rhein-Universität, andere stehen auf der Schweppenburg im Brohlthale selbst, auch sind manche in andern Privatsitz gekommen und in Gärten aufgestellt worden. Bei den Hebungen des Terrains, welche im Jahre 1846 bei dem oben erwähnten Bergschlüpf an den Basaltbrüchen bei Oberwinter stattgefunden haben, ist sogar ein solcher römischer Altar zu Tage gekommen, welcher ebenfalls dem Alterthümer-Museum zu Bonn einverleibt ist. Viele solcher Votivsteine und Altäre mögen in früherer Zeit zu Traß verpocht oder vermahlen worden sein.

Wer ist der Hercules Saxanus, kann man mit Recht fragen, da die klassischen Schriftsteller diese Gottheit nicht kennen, sondern ihr Name nur auf Inschriften vorkommt? Der Vorstand des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinland hat als Festprogramm zu Winckelmanns Geburtstag am 9. Dezember 1862 eine Schrift herausgegeben unter dem Titel „Das Denkmal des Hercules Saxanus im Brohlthal, erläutert von Johannes Freudenberg" (mit einer Abbildung). Der Verfasser theilt darin 28 Inschriften mit, in welchen der Hercules Saxanus genannt wird; 24 Steine, welche diese Inscriptionen tragen, rühren aus dem Brohlthale oder seiner Nachbarschaft her, eine aber war zu Tivoli, dem alten Tibur, und eine andere zu Pout-à-Mousson in Lothringen gefunden. Fast alle Archäologen haben sich dahin erklärt, daß Hercules, den man auch als Obwalter unterirdischer Schätze und Patron der Bergwerke erklärte, als Beschützer der Steinbrüche anzusehen sei und davon den Namen Hercules Saxanus erhalten habe. Vielleicht wird diese Vermuthung noch durch jenen Altar unterstützt, den man in den alten Basalt-Steinbrüchen bei Oberwinter gefunden hat, da dieselben in der unmittelbaren Nähe des Rheins schon von den Römern betrieben worden sind.

Der Hauptgegenstand der Freudenberg'schen Schrift ist aber ein sehr großes römisches Monument, welches in einer Tuffsteinwand eingehauen war. Man entdeckte dasselbe bei dem Aufräumen eines alten Steinbruchs im Brohlthal, gleich unterhalb Tönnisstein. Es besteht aus fünf eingehauenen Nischen, wovon die mittlere einen Altar enthält, auf dessen Inschrift ebenfalls der Name Hercules vorkommt, doch nicht mit dem besondern Beifügen Saxanus. Die Felswand, so weit das Denkmal reichte, war mit einem weißen Kalkgrund überzogen. Verschieden gefärbte Symbole und Ornamente, zum Theil schwer zu deuten, sind mit bunten, noch ziemlich erkennbaren Farben in den vier äußeren Nischen und auf der geebneten Wand angemalt. Vielleicht hat das Ganze die Rückwand eines Kapellchens (aedicula) gebildet, oder es stand zur Verehrung frei an der Luft. Die ganze Steinbruchswand ist abgelöst (abgeschrämt) worden und befindet sich zu Köln im Museum Wallraff-Richarz, woselbst Alterthumsfreunde sich noch näher an der Deutung versuchen können. Aus den Symbolen und Attributen glaubt Freudenberg an Einflüsse des Mitthrascultus dabei denken zu müssen.

Nicht allein wegen der Tuffsteine, sondern auch wegen der Mineralquellen hatten unsere Thäler für die Römer einen besonderen Werth. Die alte

Anlage des Heilbrunnens hat sich unverkennbar als römisch ausgewiesen.

Die erste bebaute Benutzung des rheinischen Tuffsteins als Traß oder Wasser-Cement dürfte in das siebenzehnte Jahrhundert fallen. Die Holländer bedienten sich desselben wahrscheinlich zuerst für ihre zahlreichen Wasserbauten, welche ihr Land gegen Einbrüche des Meeres schützen müssen. Es läßt sich nicht nachweisen, daß die Römer schon eine gleiche Anwendung von dem rheinischen Material gemacht haben, obgleich dieß doch sehr wahrscheinlich ist, da sie ganz ähnliche Stoffe in Italien als Cement zu verwenden verstanden, wie die alten Bauwerke in Italien zeigen, und wie auch klassische Autoren umständlich berichtet haben.

Mehrere Etablissements für die Bereitung des Trasses befinden sich in unsern Thälern. Es sind entweder Pochwerke oder Mühlen. Ueber die bezügliche Technik habe ich mich einmal früher in gedrängter Kürze folgendermaßen ausgesprochen: „Die Pochwerke sind in ähnlicher Art eingerichtet, wie sie zum Pochen der Erze gebraucht werden. Das Pochmehl fällt durch ein vorliegendes Drahtgitter, welches sich zugleich mit den Pochstempeln bewegt und an einer Seite in die Höhe gehoben wird. Die Mühlen, zu gleichem Zwecke eingerichtet, sind in solcher Art construirt, wie man sie zum Mahlen von Farbhölzern einrichtet. Ein auf der Kante herumlaufender schwerer Mühlstein zermalmt die Traßsteine. Der Traß darf im Allgemeinen nicht zu fein gemahlen sein. Nach der Erfahrung hat er eine größere bindende Kraft, wenn er ein etwas gröbliches Pulver bildet. Indeß wird er doch auch zu glattem Verputz sehr fein geliefert und zu dieser Darstellung noch einmal durch ein trommelartiges Sieb geworfen. Die Holländer beziehen lieber die ganzen Traßsteine, welche sie in ihrem Lande pochen und mahlen, als den bereits gemahlenen Traß, weil sie dadurch sicher gestellt sind, daß keine Vermischung mit falschen Steinen stattgefunden hat. Der Traß muß trocken gehalten werden, wenn er seine Güte behalten soll. Die Verwendung des Trasses zum Wassermörtel geschieht durch Zusatz von gelöschtem Kalk.“ Bei gewissen Anwendungen werden noch klein geschlagene Kieselsteine und Sand, auch grob gepochte Ziegelsteine zugesetzt.

Ungeachtet der vielen hydraulischen Mörtel, welche in der neuern Zeit erfunden sind, ist die Verwendung des Trasses noch groß, und wird es auch bleiben, da kein anderes künstliches Cement so wohlfeil dargestellt werden kann, wenn man auch nicht gerade sagen kann, daß der Traß in seiner Qualität alle künstlichen hydraulischen Cemente übertrifft. In Holland verfertigt man aus dem gerösteten Schlamm der Meerbusen ein sogenanntes Kunst-Cement, welches aber in seiner Güte dem natürlichen Traß nachsteht. Zur Verwendung bei größern Wasserbauten wird der Traß schwerlich außer Anwendung kommen. Er ist und bleibt ein werthvolles Material.

Vor der französischen Invasion gehörte der größere Theil des Brohlthales zu der Herrschaft Breisig, und es wurde damals von deren Besitzerin, der Aebtissin von Essen, die Gewinnung und der Verkauf der Tuffsteine als Regal behandelt. Nach statistischen Nachrichten hat der Werth am Ursprungsorte der im ganzen Laacher-See-Gebiet im Jahre 1863 gewonnenen und verkauften Tuffsteine und des dargestellten Trasses 97,000 Thaler betragen. Die Traßdarstellung macht davon nur eine kleine Fraktion aus, meist wurden die Tuffsteine ganz versandt. Die meisten Tuffsteine kommen aus der Nachbarschaft von Plaidt und werden zu Andernach eingeschifft, wo daher auch stets das Rheinwerft mit ihnen gleichsam verbarrikadirt ist. Bei der Gewinnung waren in allen Brüchen zusammen 225 Arbeiter beschäftigt, welche 700 Frauen und Kinder zu ernähren hatten. Gewinnungspunkte waren 50 in Betrieb.

Von der Einmündung des Brohlthales in den Rhein eine starke halbe Stunde entfernt erhebt sich mitten in jenem der alte Rittersitz des Freiherrn von Geyr, die castellartige Schweppenburg, und ihr gegenüber ist der Eingang des ebenfalls Tuffsteinführenden Nebenthales, von der darin gelegenen Mineralquelle das Heilbrunnen-Thal genannt.

Wenig unterhalb der Schweppenburg bieten die vom Tuffsteine entblößten Schieferwände eine erwähnenswerthe geognostische Denkwürdigkeit dar. Sie ist auch wohl

anderwärts anzutreffen und daher gerade keine ganz ausnahmsweise Seltenheit, aber hier doch sehr gut ausgesprochen. Die Schiefer am linken Gehänge zeigen sehr deutliche sogenannte Wellenschlags-Spuren. Sie sagen uns, daß diese Schiefer unfern des Gestades eines Meeres gebildet wurden, ehe sie durch Emporhebung in ihre gegenwärtige stark aufgerichtete Stellung kamen. Wenn der Sand am seichten Gestade des Meeres von den Wellen bewegt wird, so erhält seine Oberfläche flache, wellenförmige Erhabenheiten und Vertiefungen, wie man sie in der Ebbezeit an jedem sandigen Meeresstrande beobachten kann. Die Wellen sind gewissermaßen im Sande im Relief nachgebildet. Erhärtet eine solche Sandschicht in Folge des Festwerdens ihres thonigen Bindemittels, so werden wir jene wellenförmige Vertiefungen und Erhabenheiten zwischen den Schichten finden müssen, — und hier finden wir sie wirklich.

Ebenso erkennt der Geognost anderwärts, welches wir hier nur gelegentlich der Anologie wegen anführen, Thierfährten und Eindrücke von Regentropfen auf Sandsteinen alter geologischer Epochen. Der scharfsinnige englische Geologe Lyell hat in Amerika sogar Eindrücke beiderlei Art in der Entstehung beobachtet. Vögel (Strandläufer) liefen über feuchte Sandanschwemmungen am Gestade bei gleichzeitigem Regenfall, und sowohl die Fährten, als die aufgeschlagenen Regentropfen drückten sich darauf ein. Als er nun den tiefer liegenden, aus solchem Sande entstandenen Sandstein nach seiner Schieferung abblätterte, fand er die früher gebildeten Vogelfährten und Regentropfen-Spuren auch auf den inneren Platten sich wiederholen. Es versteht sich von selbst, daß die älteren Sandsteine die Fußabdrücke von ganz andern Thieren enthalten, als die unter unsern Augen entstehenden neuen Gesteine. Der Regen aber fiel und machte seine Eindrücke in den weichen Sandboden in den alten Epochen ganz wie auch noch heutzutage. So erschließt der Geologe sogar meteorologische Zustände urältester Zeiten und ermittelt aus der Form und Stellung der hinterlassenen Fußtapfen die Ordnungen und Geschlechter von Thieren der Vorwelt, wovon wir nichts Anderes kennen, als nur ihre Fährten, indem er diese mit den Fußsohlen und dem Gange lebender ähnlicher Thiere vergleicht.

Von der Schweppenburg noch etwa 20 Minuten aufwärts biegt sich das Brohlthal in einem etwas stumpfen Winkel mehr nördlich, und gerade an dessen Scheitel beginnt das mit dem Brohlthal communicirende Thal von Tönnisstein (Antoniusstein). Hier ist es wohnlich in den neu ausgebauten und eingerichteten Wohn- und Restaurations-Gebäuden der von Alters her berühmten Mineralquelle, welche die jetzige unternehmende Administrations-Gesellschaft auf eine lange Reihe von Jahren mit der Verpflichtung, bestimmte Summen zu Anlagen zu verwenden, von der Kgl. Regierung zu Coblenz, als Curatorium der dortigen Wohlthätigkeits-Anstalten, welchen der Tönnisstein- und der Heilbrunnen zugehört, zur Benutzung erhalten hat. Von hier aus, als einem Standquartier, lassen sich sehr zweckmäßig die Excursionen in die benachbarten Thäler und auf die daran liegenden Berge ausführen.

Am Eingange des Tönnissteiner Thales bei der Nonn's Mühle und gleich hinter der Mineralquelle lagert mächtig Kalktuff, über dessen Benennung schon oben das Erforderliche bei Gelegenheit des Tuffsteins gesagt ist. Er ist kein vulkanisches Produkt, sondern ein Absatz von kohlensaurem Kalk, welcher sich in früherer Zeit aus dem Mineralwasser gebildet hat. Jetzt scheiden die dortigen Säuerlinge keinen Kalk mehr ab, sondern nur Eisenoxydhydrat (Eisenocker). Sie müssen daher ihren Gehalt im Lauf der Zeiten wesentlich verändert haben, was auch mit ihrer Temperatur der Fall gewesen sein mag. Obgleich sehr viele Mineralquellen in der Zeit, aus welcher man chemische Analysen ihrer Wasser besitzt, in ihrem Gehalte unverändert geblieben sind, so hat man doch auch Beispiele, daß schon im Laufe von zehn Jahren wesentliche Veränderungen derselben eintraten. Die Mineralwasser erhalten ihren Gehalt an Salzen durch die Zersetzung und Auslaugung der Gesteine, welche sie unterirdisch durchfließen. Aendert sich ihr unterirdischer Lauf und trifft derselbe Gesteine von anderer chemischer Zusammensetzung an, so kann sich auch der Gehalt der Was-

ser verändern. So haben auch die berühmten heißen Mineralwasser von Karlsbad Veränderungen ihres Gehalts erlitten. Dieß bezeugen die Sedimente, welche sie noch absetzen und welche sie vor sehr langen Zeiten abgesetzt haben. Die alten Sedimente sind von den neuen wesentlich verschieden, namentlich in ihrem Gehalt von Eisen, welcher jetzt darin gegen früher viel größer ist.

Viel solcher Kalktuff ist auch bei dem Orte Burgbrohl, ebenfalls in der Nähe der Mineralquellen, vorhanden. Hier ist er deutlich dem Tuffstein aufgelagert, und über die Kalktuffwände stürzt sich der Bach von Glees in Wasserfällen in die Brohl herab. Bei dem Tönnissteiner Bach an der Nonn's Mühle ist er von großer Festigkeit und zeigt horizontale Lagen, auch tropfsteinförmige und schalige Formen. Er schließt stellenweise ziemlich scharfkantige Bruchstücke von Devonschiefer ein. Der Kalktuff oberhalb des Tönissteiner Brunnens ist meist weggewonnen, da er früher zu Kalk gebrannt wurde; er enthielt viele Abdrücke von Baumblättern, auch Süßwasserschnecken verschiedener Art und selbst Knochen von Hirschen, Schweinen, u. s. w. Hier liegt der Kalktuff auf einer Lage von vermodertem Holze, welches einige Aehnlichkeit mit Braunkohlen hat, aber nur Bäume der heutigen Pflanzenwelt umschließt und dadurch von der eigentlichen Braunkohle abweicht, welche überall aus ausgestorbenen Baumarten gebildet ist. Obgleich sich viele ganze Stämme finden, so sind dieselben doch meist in eine braune, erdige, fast humusartige Masse verwandelt. Etwas weiter oben bei den Ruinen des Klosters Tönnisstein hat man die Holzlage durch Bohrarbeiten wieder gef. .oen, und ihre Mächtigkeit ist verschieden von 2 bis 10 Fuß. Zwischen-Lager von Letten kommen darin vor. Die Holzlage, welche ihrer schlechten Brennkraft wegen kaum irgend zu benutzen sein dürfte, ist mit zertrümmertem und zerriebenem Tuffstein von erdiger unreiner Natur überdeckt. Es scheint eine rogenirte Tuffsteinmasse zu sein, welche von den Bergwänden abgewaschen und von Neuem abgelagert worden ist.

Man erkennt in diesen Erscheinungen bedeutende Zerstörungen und Neubildungen, welche noch nach dem Eindringen der vulkanischen Schlammströme in die Thäler vorgekommen sind. Sie waren von sehr beschränkter Ausdehnung, da sie sich wahrscheinlich über das Thal hinaus nicht verbreiteten. Denken wir uns Wolkenbrüche, welche das oben erwähnte Ereigniß in diesen Thälern vom Jahr 1859 an Wassermasse noch bedeutend überbieten, so konnten sie Wälder entwurzeln, ihre Bäume gänzlich niederlegen und die jetzt fossile Holzlage bilden, welche von dem späten herbeigeflößten Tuffstein wieder bedeckt wurde. Befand sich vielleicht damals eine Barre am Eingange des Tönnissteiner Thals in dasjenige der Brohl, so wäre dadurch der ganze Hergang ohne große Anstrengung der Phantasie noch leichter zu deuten. Die Vermoderung des Holzes hat eine vielleicht viele tausend Jahre lange Zeit bewirkt. Um diese numerisch fest zu bestimmen, fehlt dem Geognosten jeder Anhalt.

Wir können unsere Thäler nicht verlassen, ohne noch besonders ihres übergroßen Reichthums an Mineralquellen zu gedenken, welche zwar in dem ganzen Bereich beider vulkanischer Gebirgs-Gruppen so verbreitet sind, daß fast jedes Dorf eine oder einige derselben, künstlich gefaßt oder auch blos im Wilden hervorsprudelnd, zu seinem Hausbedarf benutzt. Sie sind aber gerade im Tönnissteiner-, im Brohl- und Heilbrunnen-Thale so zahlreich verbreitet, daß sie Erstaunen erregen müssen. Leicht dürfte die Hälfte des Wassers der Brohl von den Abflüssen der Mineralquellen herrühren. Ein paar der besten Quellen, nämlich der reichsten im Gehalte an Kohlensäure und Salzen besonders Natron-Verbindungen, wovon daher auch die größte Heilwirkung zu erwarten stand, hatte der Churfürst von Cöln, Joseph Clemenz, bayerischer Herzog, sich ausgewählt, um dabei größere Anlagen mit einigem Luxus und im eigentlichen Sinne Brunnen-Anstalten zu begründen. Es sind die beiden Quellen, wovon die eine Tönnissteiner-Brunnen und die andere Heilbrunnen genannt wird. Die Anlage und die Neufassungen beider Quellen fallen gerade in den Anfang des vorigen Jahrhunderts, indeß hatte auch der Vorgänger dieses Churfürsten, Max Heinrich, schon Einiges zur Aufnahme dieser

Oertlichkeit vorbereitet. Die Brunnen waren aber auch schon viel früher von Kurgästen benutzt worden, und ältere Aerzte, namentlich Joh. Günther von Andernach und Tabernämontanus, haben in ihren Schriften die Heilkraft derselben besonders gepriesen. Nach dem Tode des Churfürsten Joseph Clemens hatten seine Nachfolger kein besonderes Interesse mehr an dem Kurorte Tönnisstein, er kam in Verfall, und die französischen Präfekte vernachlässigten ihn später erst recht, bis er, wie bereits erwähnt, in der allerneuesten Zeit wieder in einige Aufnahme gekommen ist, die er in großem Maaße verdienen dürfte. Die Versendung ihrer Wasser in Krügen ist schon ziemlich bedeutend. Ueber Tönnisstein und Heilbrunnen haben die Doctoren Wegeler und Ewig mehrere Brunnenschriften herausgegeben. In Hinsicht der chemischen Analysen der Wasser und ihrer medicinischen Wirkungen kann ich nur darauf verweisen.

Die Säuerlinge besitzen sämmtlich eine höhere Temperatur, als die mittlere Oertlichkeit, sie übersteigt diese bis zu vier Grad. Außer den zahlreichen Sauerquellen finden sich im Brohlthale unzählige Stellen, an welchen das Kohlensäuregas unmittelbar aus dem Boden entweicht. In kleinen Vertiefungen an den Bergabhängen trifft man davon getödtete Vögel, Mäuse u. s. w. an, und bei'm Niederbücken bemerkt man den stechenden Geruch dieses Gases. Mehrere Keller in Burgbrohl sind so sehr mit Kohlensäuregas erfüllt, daß sie gar nicht benutzt werden können. G. Bischof bemerkt, daß zu Burgbrohl die Sauerquellen im tiefsten Niveau der Thalsohle, fast in dem des Baches, die Gasentwickelungen in einem höheren Niveau an den Bergabhängen, und die süßen Quellen, deren es in diesem Dorfe nur zwei giebt, noch höher über der Thalsohle ausfließen. Diese Verhältnisse sind leicht zu erklären. Nur diejenigen in die Erde eindringenden atmosphärischen Wasser bleiben süß, welche in geringer Tiefe wieder aus dem Boden als Quellen ausfließen. Die tiefen niedergehenden Wasser müssen aber durch das aus der Tiefe aufsteigende Gas sauer werden, welches selbst ohne Wasser, seiner geringen specifischen Schwere wegen, in den Spalten der Abhänge noch über dem Sauerwasser-Niveau einen höheren Stand einnimmt und sich an der Oberfläche in Exhalationen zu erkennen gibt.

G. Bischof, welcher im Brohlthale die Gas-Ausströmungen zur Fabrikation von Bleiweiß benutzt und zu diesem Zwecke viele Messungen der Gas-Quantitäten, welche sich aus dem Boden und den Wassern entwickeln, angestellt hat, nimmt nach einem freilich nur sehr ungefähren Ueberschlage an, daß in der Laacher See-Gruppe aus eigentlichen Gasquellen und in Verbindung mit Wasser in den Mineralquellen täglich fünf Millionen Kubikfuß oder 600,000 Pfund Kohlensäure-Gas der Atmosphäre mitgetheilt werden. Denkt man sich dieses Quantum mit Jahrhunderten, in welchen solche Ausströmungen schon stattgefunden haben mögen, multiplicirt, so kommt man zu Resultaten, die in Erstaunen setzen.

Die Kohlensäure kommt aus dem tiefen Innern der Erde, sie spielt bei den Vulkanen eine große Rolle in den unheilbringenden sogenannten Mofetten, welche sich in der weiten Umgebung des Schlundes nach der vollbrachten Eruption überall aus dem Boden entwickeln. Es ist ferner eine vielleicht ganz durchgreifende Erscheinung, daß parmanente Kohlensäure-Entwicklungen in der Umgebung erloschner Vulkane vorkommen, und ebenso Säuerlinge. Diesem entsprechend sagt auch A. von Humboldt (in „Kosmos"): „Unter allen Luftquellen sind die Exhalationen der Kohlensäure (sogenannte Mofetten) noch heute, der Zahl und Quantität der Produktion nach, die wichtigsten. Unser deutsches Vaterland lehrt uns, wie in den tief eingeschnittenen Thälern der Eifel, in der Umgebung des Laacher-See's, im Kesselthale von Wehr und in dem westlichen Böhmen, gleichsam in den Brandstätten der Vorwelt, oder in der Nähe, sich die Ausströmungen der Kohlensäure offenbaren." Und ich habe in übereinstimmender Ansicht mit allen heutigen Fachgelehrten in meiner „Geognosie und Geologie" gesagt: „Selbst die vielen Sauerquellen, welche den vulkanischen Gegenden entsprudeln, sind wesentlich nichts Anderes, als Vermischungen mit den aus der Erde wieder aufsteigenden, ursprünglich atmosphärischen Wassern. Die



SCHMETTERLINGE I.

Kohlensäure, als ein vorzügliches Lösungsmittel vieler Salze, trägt vorzüglich dazu bei, daß die Wasser mineralische Theile aus den Gesteinen, welche sie durchlaufen, auflösen und die Umwandlung des süßen Wassers in Mineralwasser bedingen."

Von Dechen erkennt ebenfalls an, daß die Kohlensäure-Gas-Exhalationen und Mineralquellen im Allgemeinen sehr häufig an die vulkanischen Gebiete gebunden sind, fügt aber die sehr richtige Bemerkung bei, daß solche Erscheinungen doch auch anderwärts, fern von thätigen oder erloschenen Vulkanen, vorkommen. Es ist dieß nicht in Abrede zu stellen, man braucht dabei nur an die reichen Kohlensäure-Exhalationen in Gasgestalt und in Wassern von Marienbad in Böhmen oder von Pyrmont, Meinberg u. s. w. zu denken. Ist der Sitz der Kohlensäure im tiefen Innern der Erde, wird sie im vulkanischen Herde derselben entwickelt, so kann doch auch die Möglichkeit gegeben sein, daß sie an gewissen Orten in Gebirgen, welche keine vulkanisch geöffneten oder geöffnet gewesenen Verbindungen des Erdinnern mit der Atmosphäre haben oder vormals hatten, Wege in den Spalten und Klüften der Gesteine findet, auf welchen sie aus der Tiefe bis auf die Oberfläche tritt. Immer bleibt das constante massenhafte Erscheinen der Kohlensäure in vulkanischen Gegenden ein bedeutsamer Anhaltspunct dafür, daß ihre ursprüngliche Entwickelung dem geschmolzenen Erdkern angehört. In welchem Zustande die Kohlensäure hier vorhanden sein mag, wissen wir nicht. Man könnte sich allenfalls denken, daß bei dem ungeheuren Druck, welcher hier vorhanden sein muß, sie sich im festen Zustande befinden könne, aber es ist dieses wieder schwer vereinbar mit der sehr hohen Temperatur, welche wir im geschmolzenen Kern der Erde annehmen müssen. Oder wird vielleicht die Kohlensäure erst auf ihrem Wege nach oben durch Oxydationsprocesse aus Kohlenstoff gebildet, etwa durch Zersetzung von Wasser? „Für den Haushalt der Natur ist die fortwährende Entwickelung des Kohlensäuregases ein dringendes Bedürfniß, denn ohne diese würde die Atmosphäre nach und nach daran zu arm, um ihren Verbrauch für den Lebensproceß der Pflanzen decken zu können." (Worte aus meiner „Geognosie und Geologie").

Man kann zweifelhaft sein, welchen weitern Weg aus diesen überall von vulkanischen Bergen umgebenden Thälern zur besten Belehrung man zuerst nehmen soll, indeß ziehe ich es doch vor, von Tönnisstein aus dem Thale etwas bergan nach dem Central-Punkte unseres Gebietes zu wandern. Durch das Dorf Wassenach erreichen wir in einer halben Stunde den Bergkranz, welcher den Laacher See umgiebt. Auf der Höhe dieses Kranzes überschauen wir die Wasserfläche des See's mit ihren Umgebungen, und soll uns diese vielfach interessante Gegend in der zukünftigen Fortsetzung der gegenwärtigen Mittheilung zunächst beschäftigen.

Schmetterlinge.

I.

Die Motten.

Von Dr. M. Bach.

(Mit einer Abbildung.)

Die Thiersippe, welche der Künstler auf dem beigefügten Blatte zur Darstellung gebracht hat, steht besonders bei den Hausfrauen und einigen Geschäftsleuten in gar üblem Rufe. In der That geschieht ihnen dabei durchaus kein Unrecht; denn der Schaden, den die Motten oft anrichten, ist meistens sehr beträchtlich. Hat sich die Hausfrau einen neuen wärmenden Pelz gekauft und will ihn im nächsten Winter wieder gebrauchen, so ist er zuweilen so abgeschabt und verdorben, daß große Stellen sich daran befinden, die ganz haarlos sind. Man denke sich den Schrecken und dann den Aerger einer solchen Dame! Aber damit noch nicht genug!

Der Hausherr will seine wollenen Winterstrümpfe oder seinen Winterrock anziehen; aber da findet er die Strümpfe voller Löcher und den fast noch neuen Rock abgeschabt und ebenfalls durchlöchert. — Der Krämer soll wollenes Garn verkaufen; er langt den Bündel herunter; aber zu seinem Schrecken findet er den ganzen Vorrath von Garn in kleine, oft fingerslange Fäden zerschnitten, die der Käufer natürlich nicht gebrauchen kann. — Diese Thatsache würde schon Grund genug sein, die verrufene Zunft der Motten mit den Lesern der Maje zu besprechen; allein wir werden im Verlauf unserer Besprechung erfahren, daß diese Thiere noch vielen anderen werthvollen Dingen nachtheilig werden können.

Unter Motten versteht das Volk im Allgemeinen ganz verschiedenartige Thiere, und zwar nicht allein gewisse Arten von Schmetterlingen, sondern auch von Käfern; in der Naturgeschichte aber werden nur gewisse Arten der kleinsten Schmetterlinge so genannt. Sie lassen sich unter Anderem daran leicht unterscheiden, daß sie in der Ruhe mit den Flügeln den Leib fast umrollen; nebenbei haben sie lange Füße und lange, schmale Flügel; auch haben die Hinterflügel einen Franzensaum, der in der Flügelruhe nach oben gerichtet ist. Die Motte fliegt selten am Tage und nur dann, wenn sie aufgescheucht wird. Sie gehört nämlich zu den Nachtfaltern, die nur am Abend oder in hellen Nächten fliegen.

Im Sommer, ja fast das ganze Jahr über fliegt Abends und Nachts in den Häusern ein kleiner weißer Schmetterling, dessen silbergraue Vorderflügel mit etwa fünf schwarzgrauen Fleckchen versehen sind, und der röthlich graue Hinterflügel hat; die Fühler und Beine sind braun. Er legt seine Eierchen in Wollkleider und Haare. Das daraus entstehende Räupchen macht sich aus den abgebissenen Haaren eine Art von Futteral, in dem es lebt und sich fortbewegt. Nur der Kopf und die Brustbeine kommen an den vorderen Enden des Futterals heraus. Der übrige Theil des Körpers steckt in dem Futteral.

Außer dieser Schabe, wie man dieses und ähnlich lebende Thierchen auch nennt, kommen in den Häusern noch einige ähnliche vor, z. B. die Tapezierschabe, deren Räupchen in Tapeten, Kleidern, Pelzwerk, in ausgestopften Vögeln, Federn u. dgl. leben und ebenfalls ganz bedeutenden Schaden verursachen können.

Eine Schabe dieser Abtheilung lebt von den Pferdehaaren in den Sopha's und deren wollenem Ueberzuge, so daß in kurzer Zeit die genannten Theile zerstört sind.

Als Vorbeugungsmittel gegen diese Motten dient fleißiges Ausklopfen des Pelzwerkes und der Wollenzeuge, sowie das feste Einwickeln und Umschließen dieser Gegenstände in Leinwand während des Sommers. Um diese Thiere aus Wolle, Pelzwerk und Haaren zu bekommen, steckt man diese Gegenstände in heiße Backöfen, ohne jedoch die nöthige Vorsicht dabei zu vergessen.

Eine andere Schabe lebt auf Getreidespeichern in den Körnern von Roggen, Waizen, Hafer und Gerste. Es sind Fälle vorgekommen, daß der ganze Getreidevorrath von diesen Thieren zerstört wurde. Besonders werden Wucherer dadurch bestraft, die das Getreide lange auf dem Speicher liegen lassen, weil es ihnen noch nicht theuer genug ist. Auf einen frühen Morgen fliegt der ganze Getreidevorrath fort, und zwar in Gestalt kleiner Schmetterlinge, der K o r n s c h a b e. Untersucht man dann das übrig gebliebene Getreide, so findet man nichts mehr, als die leeren, äußeren Schaalen derselben, deren mehlhaltiger Inhalt entweder ganz oder zum größten Theil verschwunden ist. Die einzelnen Körnchen hängen meistens zusammen, indem die Räupchen, welche von Korn zu Korn wandern, um sie auszufressen, die Körnchen durch einen Faden mit einander verbinden.

Die Aepfelschabe kommt auf Obstbäumen vor, und wie schon der Name andeutet, ganz besonders auf dem Apfelbaume. Im Mai und Anfangs Juni findet man sie dort leicht durch die großen Gespinnste, die sie sich zu ihrem Aufenthalte anfertigt, von wo aus sie die nahen Blätter besucht und sich von dem Blattgrün derselben, das sie abschabt, ernährt. Ihr Schaden kann ziemlich bedeutend werden. Aufmerksame

Obstzüchter können sie aber leicht bewältigen, da sie in ihren Gespinnsten ebenso leicht aufgefunden, als zerstört werden können.

Hierher gehören auch viele Schmetterlinge, deren Raupen zwischen der Ober- und Unterhaut der Blätter leben und unter dem Namen Minirräupchen bekannt sind. Sie machen sich oft gar wunderliche Gänge, die durch das Leerfressen des Blattgrüns ganz deutlich auf der Oberfläche des Blattes bemerkt werden können. Sieht man sich diese sonderbaren Figuren genauer an, so findet man bald den Ort, wo die Mine ihren Anfang nimmt. Dort hat sich also das aus dem Ei eben ausgeschlüpfte Räupchen eingefressen und von dort den Gang begonnen. Da das Räupchen Anfangs noch gar klein ist, so muß auch der Gang dort schmäler bleiben und mit dem Wachsthum des Räupchens breiter werden. Verfolgt man die Mine bis zu ihrem Ende, so findet man dort ein kleines Loch, aus dem sich das Räupchen entfernte, um sich anderwärts zu verpuppen. Solche minirte Blätter findet man in manchen Jahren häufig an Eichen, Kirschbäumen, Geisblatt, Rosen u. dgl. Pflanzen. Abergläubische Leute sahen früher in solchen Blättern die Anzeigen von allerlei Unglück, Krieg, Theuerung u. s. f. Der vernünftige Mensch kann darin nichts als die waltende Vorsehung Gottes in der Natur erkennen, die jedem Geschöpf seinen bestimmten Wohnplatz und eine ihm zusagende Nahrung angewiesen hat.

Eine ziemliche Anzahl von Minirraupen und Schaben lebt auf den Nadelhölzern, wie der Nadelwickler, Fichtenrindenwickler, der rostrothe Fichtenwickler, die Kiefernharzschaben u. s. w.

Den Schluß dieser Thierchen machen die sogenannten Geistchen oder Lichtmotten. Sie unterscheiden sich leicht von allen andern Schmetterlingen dadurch, daß ihre Flügelchen federförmig getheilt sind. Man sieht sie nicht oft. Ihre Räupchen leben in den Aesten mancher Stauden, z. B. der Rosen, des Geisblattes u. s. w. Von besonderem Schaden, den sie anrichten sollen, kann bei ihnen keine Rede sein.

Ehe wir jedoch diese Zeilen beschließen, müssen wir noch eines Thieres gedenken, das der Künstler nicht dargestellt hat. Leider ist das Thier den Bienenzüchtern nur zu bekannt. Es gehört zu den größten Mottenarten und lebt von dem Wachs in den Bienenkörben, oft mitten unter den Bienen. Befindet sich diese Wachsmotte in einem Bienenstock häufig, so gehen die Bienen zu Grunde, wodurch der Bienenzüchter zu Verdruß und Schaden kommt. Gewiß ist mancher Leser dieser Blätter auch Bienenzüchter, weßhalb es ihm angenehm sein dürfte, die Lebensweise dieses Thiers kennen zu lernen. Begreiflicherweise kann man einen Feind nur dann mit Vortheil bekämpfen, wenn man ihn genau kennt, und das ist sicher der Wunsch eines jeden Bienenvaters. Aber auch diejenigen Leser, welche gerade keinen Bienenstand besitzen, werden sicher Interesse daran nehmen, zu erfahren, mit welcher List und Verschlagenheit ein Thier sich benehmen muß, um inmitten der Bienen zu wohnen, deren Stachel doch, wie Jedermann weiß, so äußerst gefährlich ist, und die bekanntlich auch mit ihrem Willen kein anderes Geschöpf in ihrer unmittelbaren Nähe dulden, und namentlich kein solches, wie die Wachsmotte, das ihren Bau der Art verdirbt, daß die Bienen ihn verlassen müssen, oder daß sie ihren frühzeitigen Tod dadurch finden.

An warmen Maiabenden umschwärmt der Schmetterling die Bienenstände, um unbemerkt von den Bienen in den Stock zu kommen und dort seine Eier ablegen zu können. Wird er hierbei von den Bienen erwischt, so wird er unbarmherzig todt gestochen und hinausgeworfen. In sehr volkreichen Stöcken kann er schon deßhalb nicht eindringen, weil dort am Eingange eine Anzahl Bienen als Wache stehen, um jeden fremden Eindringling sofort in Empfang zu nehmen und zu tödten. Aus diesem Grunde besucht der Schmetterling vorzugsweise die schwachbevölkerten Stöcke. Ist es ihm gelungen, sich in einen solchen unbemerkt einzuschließen, so legt er rasch seine Eier an das vorfindliche Wachs und sucht so schnell als möglich wieder in's Freie zu kommen. Gelingt es ihm jedoch nicht, einen ungefährlichen Eingang zu finden, so legt er seine Eier außen an den Bienenstock, und zwar in die kleinen Ritzen,

wo sich deren finden. Da er den Hinterleib ausstrecken und verlängern kann, wie die einzelnen Glieder an einer Perspective herausgeschoben werden, so bringt er seine Eier so tief als möglich in die gefundenen Spalten und Ritzen, namentlich der Strohkörbe, dahin, wo sie auf dem Bodenbrette aufstehen. Wenn die Oeffnung auch noch so klein ist, so wird das Räupchen, das nach einigen Tagen aus dem Eie schlüpft, dennoch in das Innere der Bienenwohnung gelangen, da es von Natur schon sehr dünn ist, überdieß aber sein Körperchen gar sehr auszustrecken vermag. Sowie es in's Innere gelangt, macht es Halt und sucht hin- und hertrappend nach kleinen Wachskrümmchen, die ja immer auf dem Boden zerstreut liegen und meistens von den Deckeln herrühren, die von den Zellen genommen werden, wenn die Bienenlarven ausschlüpfen wollen. Sollte das Thierchen von einer Biene bemerkt und bedroht werden, so zieht es sich augenblicklich zwischen das Stroh in die Ritze zurück, woher es gekommen ist, bis die Biene sich entfernt hat. Dann aber baut es sich vermittelst der Wachskrümchen, seiner Kothklümpchen und einer Anzahl Seidenfäden, die es zu diesem Zwecke spinnt, einen überwölbten Gang, den es in dem Grade verlängert, als es weiter kommt, und in den es sich bei drohender Gefahr zurückziehen kann. Auf diese Weise gelangt das Räupchen endlich bis zu den Waben und steigt darin in die Höhe. Jetzt ist es geborgen und arbeitet sich durch die Waben von Zelle zu Zelle, indem es das Innere seines Ganges immer mit Gespinnst bedeckt. Die Bienen, die ihren Feind zu kennen scheinen, fürchten sich, in seine Nähe zu kommen; denn gar manche findet ihren Tod dadurch, daß sie sich mit den Beinen in das Gespinnst verwickelt, darin hängen bleibt und elend zu Grunde geht.

Die Räupchen, die aus den Eiern entstehen, welche im Frühjahr gelegt werden, bedürfen zu ihrer Entwicklung nur drei Wochen; diejenigen aber, welche später im Sommer aus den Eiern kommen, brauchen längere Zeit und überwintern sogar.

Will das Räupchen sich verpuppen, so verfertigt es sich aus Fäden und Unrath ein nachenförmiges Gespinnst, das es in der Ecke einer Wabe oder in einer Zelle anlegt. Die Raupe liegt drei bis vier Wochen unverwandelt in einem solchen Gehäuse. Ist aber das Räupchen endlich zur Puppe geworden, so erscheint in vierzehn bis achtzehn Tagen der Schmetterling. Puppen, welche im Spätherbste entstehen, liegen den ganzen Winter; bei warmem Wetter aber, wie zur Frühlings- oder Sommerzeit, kriechen sie schon in vierzehn Tagen aus.

Bemerkt muß hier noch werden, daß eigentlich die Raupen in zwei ganz verschiedenen Schmetterlingen in den Bienenstöcken vorkommen. Die Einen sind kleiner und schmäler, als die andern; in ihrer Lebensweise sind sie sich indessen ganz gleich. Das größere Thier heißt in der Wissenschaft Galeria mellonella und das kleinere Achroea grisella.

Wer diese verderblichen Thiere von seinem Bienenstande abhalten will, muß bei der Hand sein, wenn der Schmetterling an warmen, windstillen Abenden um die Bienenstände fliegt. Man kann sie dann mit einem Schmetterlingsnetz, wie sie die Knaben zum Schmetterlingsfange haben, wegfangen. Ferner versorge man den Bienenstock von außen so, daß auch nicht die kleinste Ritze oder Oeffnung außer dem Flugloche bleibt. Durch zeitweiliges Aufheben des Stockes vom Brett kann man sich überzeugen, ob Räupchen bereits ihre Gänge auf den Boden angelegt haben, und sie dann vertilgen. Die bereits in die Waben übergegangenen Raupen können nur durch Ausscheiden entfernt werden. Daß gerade bei dieser Gelegenheit die neuen Dzirzon'schen Stöcke vor den gewöhnlichen Strohkörben viele Vortheile darbieten, liegt auf der Hand.

Der Aemterhandel in den letztverflossenen Jahrhunderten.

Von St.

Der öffentlich meistbietende Verkauf oder Verpacht von Staatsbedienungen, wie er im siebenzehnten und noch mehr im achtzehnten Jahrhundert stattfand, erscheint

uns als etwas ganz Unzuträgliches, und man entnimmt daher nicht selten daraus einen Beweis für die Corruption einzelner derzeitigen Regierungen. Noch kürzlich sah ich, daß ein bekannter historischer Schriftsteller dem Herzoge Carl Eugen von Würtemberg und einigen der hessischen Fürsten ein besonderes Verbrechen daraus machen wollte, daß sie Staatsbedienungen öffentlich versteigern ließen. Weit davon entfernt, die betreffenden Regenten, denen bekanntlich ja auch ihre Unterthanen zu einer Waare wurden, vertheidigen zu wollen, will ich doch bemerken, daß der Verkauf von Staatsdiensten damals etwas ganz gewöhnliches war. Es fand derselbe nicht blos an vielen Orten des deutschen Reiches, sondern auch in England, Frankreich und Holland und auch wohl noch in anderen Ländern statt, und der Ertrag desselben wurde, wenigstens in vielen Ländern und Orten, als eine der rechtmäßigsten Staatseinnahmen angesehen. In England hat sich bis auf den heutigen Tag noch Einiges von solchem Aemterhandel erhalten; die Offizierchargen in der Landarmee sind noch jetzt dort käuflich, ja der Eigenthümer eines Offizierpatentes hat sogar das Recht, dasselbe wieder verkaufen zu dürfen. In Frankreich waren bis zur Revolution fast alle Dienste im Finanzwesen käuflich, und selbst die höchsten Richter des Landes, die Parlamentsräthe, kauften ihre Aemter. Aehnliches fand in Holland statt.

Dieser Aemterverkauf war übrigens zu jener Zeit auch natürlicher, als er es heutzutage sein würde. Die Besoldung fast sämmtlicher Staatsdiener war damals keine in Geld fixirte, sondern sie bestand weitaus in den meisten Fällen in ihrem größeren Theile aus Naturalien, Sporteln, Ackercompetenzen, Jagd und Fischereinutzungen und in tausenderlei anderweitigen sogenannten Accidenzien. Der Beamte bedurfte demnach nicht allein der Befähigung für sein Staatsamt, sondern er mußte es auch verstehen, sich aus demselben seine Besoldung herauszuschlagen. Eine Staatsbedienung, die für einen Mann fast gar keinen Werth hatte, war nicht selten für einen anderen, auf dem rechtlichsten Wege, eine Art Goldgrube. Hier war es nothwendig, daß der Beamte, wollte er nicht verkommen, neben seiner Juristerei auch öconomische Talente besaß; dort mußte er etwas von Fischerei, Krebsen und Aalfang verstehen, an einer dritten Stelle vom Ziegeleibetrieb und an einer vierten von Brauerei und Branntweinbrennerei. Wurden nun derartige Bedienstungen zum öffentlichen Ausgebot gebracht, so konnte ein Jeder sich das ersteigern, was auszunutzen er sich getraute.

Von Seiten des Publikums ward übrigens an solchem Aemterhandel auch kein Anstoß genommen; im Gegentheil es fand solchen natürlich und zweckmäßig und befürwortete und verlangte selbst wohl einen solchen. Recht deutlich zeigt sich das in der Geschichte Hamburgs, das sicherlich zu jener Zeit zu den bestregierten deutschen Staaten gehörte. Hier beschwerte sich im Jahre 1684 die Bürgerschaft sehr energisch wider den Senat, daß er nicht, wie er 1483, 1529 und 1603 doch versprochen habe, nur fromme, geschickte und kluge Bürger mit den erledigten Stadtdiensten belehne. Im Gegentheil habe er solche fast immer nur an seine Präceptoren, Jungen, Kutscher, Ammen und Mägde vergeben, denselben aber bei solchen Beförderungen Geschenke, Gift und Gaben abgezwackt. Deßwegen verlange nunmehr die Bürgerschaft, daß inskünftige vacante Stadtdienste öffentlich im Rathhause und auf der Börse angeschlagen und vier Wochen später an den Meistbietenden verkauft werden sollten.

Der Rath erhob gegen diese bürgerschaftliche Anmuthung zwar allerlei Entschuldigungen und Einwendungen; nichts desto weniger aber wurde dieser Vorschlag am 20. November 1684 zum Gesetze erhoben und auch sofort mit dem Verkaufe der vacanten Dienste vorgegangen. Etwa 160 verschiedene Staats- und Stadtämter wurden als verkaufbar bestimmt, und es fanden sich darunter manche, die ganz bestimmte Vorkenntnisse verlangen: z. B die des Bankoschreibers, des Waldvogts, des Capitäns der Convoy, des Gerichtsschreibers, des Gerichtsvogts, des Capitäns der Nachtwache, des Kämmereischreibers (Finanzminister), des Münzmeisters und des Scharfrichters. Der erste Verkauf dieser verschiedenen Dienste brachte die erkleckliche Summe von circa 1,665000 M. (620,000

Rthlr.) ein, und wie beträchtlich zu der Zeit die schwankenden Einkünfte der meisten Staatsdienste gewesen sein müssen, ersieht man eben recht klar, wenn man die fixen Einnahmen derselben mit den für das Amt gezahlten Summen vergleicht. Der Gerichtsschreiberdienst wurde im Jahre 1693 für 32,500 M. (13,000 Rthlr.) verkauft; festes Salär dieser Stelle war 600 M., (240 Rthlr.). Der Gerichtsvogt hatte ein Salär von 300 M., (120 Rthlr.), und dennoch kostete dieser Dienst 1689 die Summe von 34,050 M., (14,000 Rthlr.). Die Dienste der Dreckfeger in den verschiedenen Thoren und auf den Marktplätzen wurden von 110 M. bis zu 1250 M. bezahlt, und ein Fixum bezogen diese Leute gar nicht. Der Zehnpfenningsknecht hatte ein Salär von 181 M., (72 Rthlr.) und sein Dienst wurde 1701 mit 8125 M. bezahlt. Bezüglich sämmtlicher verkaufter Stadtdienste wurde noch festgestellt, daß wenn ein Käufer im ersten Jahre seines Amtes stürbe, seinen Erben dreiviertel der Kaufsumme zurückgezahlt werden solle, stürbe er im zweiten, die Hälfte, stürbe er im dritten, ein Viertel, bei einem späteren Todesfalle aber gar nichts.

Es genügte übrigens bei vielen dieser Aemter nicht die bloße pecuniäre Solvenz, um sie erwerben zu können, es mußte bei manchen außerdem noch anderen Anforderungen Genüge geleistet werden können. Lutherischer Confession mußten ausnahmslos alle Stadtbediensteten sein, für manche andere Posten wurde auch ein zehnjähriges Bürgerrecht gefordert. Rathsschenke und Capitän der Convoy mußten feine Manieren und die Kunst, mit großen Herrn verkehren zu können, nachweisen, und letzterer außerdem die Kenntniß der spanischen Sprache, und daß er bei feindlichen Seeactionen zugegen gewesen. Der Kammerwagenfahrer mußte Nüchternheit, eine nette, männliche Visage und complete Figur aufzeigen können und mußte sich außerdem verpflichten, sich stets einen sauberen Leibrock zu halten, „damit der Stadt kein Schimpf durch ihn erwachse.“ Ein Bankoknecht mußte leserliches Schreiben und einen hurtigen Fuß nachweisen, und der Dreckfeger auf dem Schweinemarkt mußte sich verbürgen, daß er den Markt so fegen werde, daß es dort nicht stinke. Ein Reitendiener mußte gerade Glieder und eine Länge von 5½ Fuß aufweisen, und als im Jahre 1732 ein Kleinerer einen solchen Dienst für 10,600 M. einrief, wurde er nicht angenommen und mußte obendrein 1060 M. Buße zahlen. Ein anderer Reflectant und Käufer wurde wegen eines etwas kurzen Fußes abgewiesen und mußte 100 M. Strafe geben.

Alle vacanten Dienste, unter Aufzählung der daran sich knüpfenden Rechte und Pflichten, wurden in vergitterten Kasten zu Jedermanns Einschau im Gehege des Rathhauses und in der Börse aufgehängt. Manchen Diensten klebten die seltsamsten Accidenzien an. Der Zehnpfenningsknecht hatte z. B. von einer Erbschaft, wobei Fremde interessirt waren, außer seinen sonstigen Accidenzien eine Serviette und ein Schnupftuch zu fordern. Ging eine Erbschaft ganz aus der Stadt, so erhielt er eine Seite Speck, zwei Schwartstücke, einen Faden Holz und einen Sack Kohlen, doch nur dann, wenn solche Dinge in Natura unter den Erbgütern vorhanden waren. Der Thorschreiber am mittlern Thor hatte jährlich für die Leichen der portugiesischen Juden 6 M. Zoll und ebensoviel für die Leichen der deutschen Juden zu empfangen. Der Sanct Johannis Klosterschreiber bekam jährlich von jedem Einwohner des Klostergebiets einen halben, für jedes dort lebende Schwein aber einen ganzen Schilling. Der Drillmeister, (Exerciermeister) bekam von jedem neuen Bürger 1 M. 8 ß. und der Zöllner des Eslinger Zolles für jeden durch die Herrschaft Pinneberg getriebenen Ochsen einen Sechsling. Der Harnischmacher, dessen Dienst einer der uneinträglichsten gewesen zu sein scheint, denn der Verkauf desselben brachte 1685 nur 175 M., (70 Rth.) erhielt außer einem Fixum von 40 M. von jedem neuen Bürger 6 Schillinge. Der Weddeknecht hatte von jedem Hochzeitshause ein Rippenspeer und ein Stübchen Rheinwein zu empfangen und der Scharfrichter für die Behandlung der Selbstmörder jährlich 43 M.

Hin und wieder wurde aber bei'm Verkauf eines solchen Dienstes außer den herkömmlichen Anmuthungen auch noch die Bedingung gestellt, daß der Käufer die Ver-

sorgung der nachgelassenen Waisen seines Vorgängers übernehme, ja auch wohl die, daß er die Wittwe desselben heirathe. Letzteres wurde z. B. im Jahre 1722 dem Scharfrichter W. Hennings zur stricten Bedingung gemacht, bevor man ihm den erledigten Frohndienst für 3000 M. zuschlug. Diese Heirathsclausel wurde in diesem Falle vielleicht mit deßhalb gestellt, weil der Bruder sich erboten hatte, seine Schwester mit ihren Kindern zu ernähren, falls man ihm die Stelle zu 3000 M. zuschlage. Dieser Bruder trug seine deßfalsigen Wünsche und Vorschläge dem Rathe in nachstehendem Memoriale vor.

An einen Hochedeln und Hochweisen Rath dieser Stadt, mein, Christ. Albr. Pickel, Unterthänigst gehorsamst Memorial um Conferirung der vacanten Scharfrichter-Stelle.

Magnifici etc.

Ew. Magnificenz Hoch und wohlweise Herrlichkeiten, geruhen groß geneigt sich vorzutragen lassen, was maßen ich Endesgesetzter von Jugend auf eine besondere Begierde und Lust meines Vaters Profession, so Scharfrichter in Kiel, fortzusetzen, bei mir verspüret, auch zur rechtschaffener Erlernung dieser unentbehrlichen Löbl. Profession es an keiner Mühe und Fleiß jemahls ermangeln lassen, wie ich denn wegen meines Wohlverhaltens anliegendes Attestatum beifügen wollen. Wenn nun anjetzo allhier durch Absterben meines sel. Schwagers Ismael Asthausen, so meine leibliche Schwester in Ehe-Bett gehabt, die Stelle eines Scharfrichters ledig worden, so habe mich sowohl zum Besten dieser meines sel. Schwagers drei Unmündigen, als welcher Habseligkeit auf der hiesigen Kammerey zu belegen, und sie ohnentgeldlich auferziehen und in allen christlichen Tugenden unterweisen zu lassen mich hiermit offerire, als weil mich zu dieser Vacanz unter alten Candibatis in meinem Gewissen am tüchtigsten befinde, wie ich denn schon allhier die Proben davon erwiesen, da ich zu dreyenmahlen mich mit dem Schwerte glücklich abgesetzet, auch einmal mit dem Strange, mit aller vornehmen Zuschauer höchster Contentement und Approbation auf gleiche Weise geknüpfet, auch in andern Fällen, sowohl Kleinigkeiten, als kunstmäßig zu reden, reinlich fegen und zierlich zeichnen, wie auch auf eine geschickte Art die Glieder zu versetzen, als auch in ein und anderen schweren und wichtigen casu, als einen guten Knoten schlagen, gut absetzen, artlich mit dem Rade spielen, nett tranchiren, und einem eine gute Hitze abjagen, welches alles der gemeine Mann Staugbesen, Brand Mark geben, torquiren, Hängen, Köpfen, Rädern und Viertheilen zu nennen pflegt, außerhalb dieser Stadt, ohne Ruhm zu melden, eine besondere Adresse bei mir blicken lassen, hierzu anzugeben keinen Umgang nehmen mögen, mit dem Erbiethen, daß ich diejenige Summa Gelder, so mein sel. Schwager Löbl. Angedenken für seinen Dienst gegeben, sofort bei hiesiger Stadt-Kämmerey zu erlegen parat und willig bin. Ew. Magnif. Hoch und Wohlweise Herrlichkeiten, demüthigst ersuchend, meiner Wenigkeit in Betracht angeführter meiner Capacität und vor mich habenden Merites in Consideration zu ziehen und mir die vacante Stelle groß geneigt zu conferiren.

Und weil sowohl dem ganzen gemeinen Wesen bey der Besetzung dieser Stelle mit einem tüchtigen Subjecto höchstens gedient, als auch dreyer armen Waysen Verpflegung und wol an dem Employ meiner Persohn großentheils hänget, so getröste mich einer gewierigen Erhörung.

praesentatum d. 16. April 1722.

Nach einem im Jahre 1775 mit dem damaligen Scharfrichter Hennings, einem Enkel dessen, der das Amt erfreiet hatte, errichteten Contracte hatte derselbe außer einem Fixum von 600 M. und den Einkünften aus gefallenem Vieh folgende feste oder wandelbare Accidenzien: für Behandlung der Selbstmörder 43 M., nach dem Spinnhause zu bringen 1 M., Schließgeld 12 M., Staugbesen 1 M., Brandmark 1 M., zum Verhör zu bringen 3 M., zu torquiren 1 M., der Torquirten zu heilen 12 M., Wachslicht dabei zu brennen 1 M., Stadtverweisung 1 M., dem Verwiesenen nachzuhüten 1 M., Strangulation 1 M., Speisung des Missethäters in den drei letzten Tagen 6 M., ihn zu bewachen 3 M., die Leiter an den Galgen zu bringen 6 M., wieder abzunehmen 6 M., den Körper abzunehmen 6 M., die Grube zu graben 3 M., zu verscharren 1 M., Rädern 18 M., Zwicken mit glühen-

den Zangen, jeder Zwick 1 M., die haarene Decke umzuhangen 1 M., das blutige Messer umzuhängen 1 M., den Missethäter hinauszufahren 6 M., Rad und Pfahl aufzusetzen 3 M., zwei Knüppel am Rade 2 M., den Körper darauf zu legen 2 M., darauf zu flechten 1 M., den Kopf aufzunageln 1 M., Kostgeld für Gefangene wöchentlich 4 M., Auspeitschen im Keller 3 M. Der Lübecker Scharfrichter erhielt damals für das Hängen 1 M., für die Enthauptung mit dem Schwerdte einen rheinischen Gulden und für das lebendige Vergraben 1 M. — Man sieht, daß in diesen Contracten Alles vorgesehen war, und daß die Richttaxe eben nicht hoch.

Der Verkauf der öffentlichen Dienste dauerte in Hamburg bis zur französischen Occupation, und es ist mir oft von Leuten, die jene Zeit noch erlebt hatten, gesagt worden, daß das öffentliche Wesen bei diesem Aemterhandel mit gar nicht weniger tüchtigen Dienern, als späterhin, versehen gewesen sei.

Dies und Das.

Nirgends in der Welt sind verheirathete und unverheirathete Personen weiblichen Geschlechts sicherer zu unterscheiden, als in Japan; denn alle Verheiratheten sind gehalten, ja gezwungen, ihre wunderschön geschwungenen Augenbrauen abzurasiren und ihre blendend weißen Zähne — rabenschwarz zu färben. Das heiß' ich denn doch den guten vielgeplagten Frauen zuviel zugemuthet! Liebe Leserinnen der Maje, es begegnen Einem auf dem Wege, wo man „Dies und Das“ findet, gar mancherlei Dinge, dabei man denken muß: Es ist doch gut, daß man weit davon ist! Geht's Euch denn nicht ebenso, wenn Ihr solche Bräuche erwäget, wie den obigen in Japan?

Wenn man den **Kirgisen** nachsagen wollte, sie hätten, auch wenn sie achtzig Jahre alt sind, oft reines Wasser durch das Waschen ihres Körpers getrübt, so würde man den guten Steppenbewohnern am Amur ein sehr großes Unrecht anthun; aber die Sommertracht ihrer Kinder bis zu einem ansehnlichen Alter ist merkwürdig, wohlfeil und anschmiegend, ohne daß sie die körperliche Bewegung hemmt. Sie wälzen sich nämlich in einer kothigen Pfütze nach Belieben und Bedürfniß so oft herum, bis sich ein graugelber Ueberzug gebildet hat, den sie in der Sonne trocknen lassen. Sollte er der andauernden Haltbarkeit ermangeln, so wird er mehrmals am Tage erneuert und behält so seine stete Frische und Neuheit. — Die Bekleidung der Alten besteht aus grobseidenen oder baumwollenen Gewändern, derensie mehrere über einander tragen. Hat die Außenseite ihr Ansehen durch Schmutz verloren, so wird sie nach Innen, die innere nach Außen gekehrt, bis — der Kalat, das Gewand, vom Leibe fällt. Dann kommt das zweite hervor, mit dem gleich also verfahren wird, bis alle dreie dem Geschick des ersten erliegen und ein neuer Anzug beschafft werden muß. Das dauert aber lange, und ist daher diese Weise jedenfalls empfehlenswerth.

Der Ziegelthee der Kirgisen im Amurgebiete würde, wie ich zu glauben Ursache habe, in den Theevisiten unsrer Damen wenig Anklang finden. Hören wir, wie er bereitet wird! Bei der Theeärndte gibt es, wie begreiflich, tausendfache Abfälle, die man nicht verloren gehen lassen will. Sie sind meist klein. Man sammelt sie und mischt sie mit Ochsenblut zu einem steifen Teige. Diesem gibt man die Form von Ziegelsteinen, die völlig getrocknet werden, um sie aufbewahren zu können. — So erhalten diese braunrothen Ziegeltheesteine wirkliche Steinhärte und werden, wenn man Thee bereiten will, in Stücke geklopft und mit Wasser gekocht. Haut goût hat der Thee sicherlich. Ob er einladend zum Genusse, appetitlich überhaupt, ist eine andere Frage, welche ich der freundlichen Leserin überlasse. Nun, Kirgisengeschmack ist wohl nicht mit dem unsern verwandt. Der Geschmack ist eben verschieden und das Disputiren darüber erfolglos. Das haben schon die Alten erkannt. Um aber diese steife Brühe, welche man Thee heißt, recht schmackhaft zu machen, wird eine Schüssel geronnener Milch und etwas Salz und eine Handvoll Hirsenmehl zugesetzt, wodurch es eine steife Speise wird, die wie Gemüse genossen werden muß. Jedenfalls gehört ein Kirgisengeschmack und der bekannte „beste Koch“ dazu, es genießbar zu finden.

Namensverzeichniß zur Abbildung.

1) Buchenminirschabe.
2) Schwarze Heckenschabe.
3) Pelzschabe.
4) Kleine Kornschabe.
5) Kohlschabe.
6) Aepfelschabe.
7) Nadelwickler.
8) Fichtenrindenwickler mit Raupe.
9) Rostrother Fichtenwickler.
10) Kieferharzschabe.
11) Fünffedrige Lichtmotte.
12) Buchenwickler mit Raupe.
13) Vogelkirschschabe.
14) Kleine Kornschabe.